



NAZIONALE

B. Prov.

XXIII

234

NAPOLI

BIBLIOTECA

VITT. EM III

BIBLIOTECA PROVINCIALE

Armadio XXXVII



Num.° d'ordine /

Palchetto

B-6

419-0-60

B. Rev.

XXIII

234

Allgemeine

Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.

Allgemeine
Encyclopädie

der
Wissenschaften und Künste
in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. E. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Erste Section.

A — G.

Herausgegeben von

M. H. E. Meier.

Sechzigster Theil.

GEORG IV. (König von England) — GERHARD.

Leipzig:

J. A. Brodhause.

1855.



Allgemeine
Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.
E r s t e S e c t i o n.
A — G.

Sechzigster Theil.
GEORG IV. (König von England) — GERHARD.

G E O R G IV.

GEORG IV., König von England¹⁾, wurde am 12. Aug. 1762 Abends 24 Minuten nach 7 Uhr geboren. Als ältester Sohn des Königs war er schon vermöge seiner Geburt Herzog von Cornwall; Prinz von Wales aber ist zwar seit der Eroberung des Fürstenthums von Edward I. niemals ein anderer als der Thronerbe gewesen, doch muß er dazu durch königliches Patent ernannt werden, was auch diesmal fünf Tage nach der Geburt des Prinzen erfolgte; sobald ein Monarch seinen Sohn hat, bleibt die Würde bei der Krone. Da der Prinz das Licht der Welt zu einer Zeit ertüftete, wo seine königlichen Aeltern sich im Genuße der höchsten Popularität befanden, durch dieses frohliche Ereigniß aber die Fortdauer der Dynastie gesichert und der Protestantismus neu begründet schien, so verbreitete es allgemeinen Jubel durch das ganze Land. Adressen, übersprudelnd von Loyalität und Ergebenheit wurden von allen Theilen und allen Ständen des Reichs überreicht, von beiden Parlamentshäusern, der londoner Municipalität in großer Gala, von den Universitäten und unzähligen andern Körperschaften, wovon wir nur die der Quäker hervorheben. Diese Religionsfeste, die man als nicht ganz loyal betrachtete, säumte auch ihrerseits nicht, ihre Freude über die Geburt ihres jungen Prinzen an die Stufen des Thrones niederzulassen, und dieselbe wurde mit besonderer Aufmerksamkeit aufgenommen, trotz ihrer von den heftigsten Formen und der Hofetikette abweichenden Gebrauche.

Als er im dritten Jahre seines Alters war, wartete ihm eine Deputation von jenem alten Bergvolke auf, wovon er wenigstens Titularprinz war, nämlich der Wälschen, um seine fürstliche Huld für ein wohlthätiges Institut in Anspruch zu nehmen, das eben zu Gunsten von nothleidenden Wälschern begründet werden sollte. Die kleine Hoheit soll mit besonderer Klarheit und in einer gewissen Poesie bei Ueberreichung eines Beutels

von 100 Pf. St. erwidert haben: „Meine Herren, ich danke Ihnen für dieses Zeichen Ihrer Ergebenheit an den König und wünsche das beste Gedeihen Ihrer Stiftung.“

Obgleich er schon 1765 zum Hofenbanborderschritter ernannt ward, wurde die feierliche Inthronisation doch erst fünf Jahre später, als er ungefähr in seinem neunten Jahre stand, vorgenommen. Er hatte aber kaum das zehnte Jahr erreicht, als sich die ersten Symptome von Geisteskrankheit bei seinem Vater zeigten und die Nation das doppelte Uebel einer Regentschaft und einer Vormundtschaft des jungen Fürsten befürchten mußte; glücklicherweise kam man damals mit dem bloßen Schrecken davon. Man schrieb besonders der Königin und ihren teutschen Gewohnheiten die Sucht zu, ihre Kinder zu früh in die große Welt eintreten zu lassen; im J. 1769, als der Prinz erst sieben Jahre alt war, sollte er und seine zwei jüngern Brüder, nebst der nur zweijährigen Prinzessin, eine öffentliche Staatscours halten. Es gab dies Veranlassung zu einer Menge Caricaturen, wovon eine besonders stark gekauft wurde, wie die damaligen Journale beweisen, welche folgende Beschreibung davon geben: der junge Prinz springt in den Audienzsaal mit einem papiernen Drachen auf dem Rücken, den er eben in die Luft steigen lassen will; sein zweiter Bruder, damals Bischof von Donabrad titulirt, reitet auf einem Stednperde ein; der dritte, Prinz Henry, spinnt seinen Kneisel mit großer Emsigkeit, während hinter einen spanischen Wand die Amme der Prinzessin eine für Kinder unentbehrliche Hilfe leistet. Dennoch benahmen sich, dürfen wir zuversichtlich berichten, die königlichen Kinder sämmtlich bei dieser Cour mit gebührender Würde und Keuschheit.

Bei der Wahl der Gouverneure und Lehrer seiner Kinder beschloß Georg III. alle die Vorstich zu beobachten, von deren Mangel er die Fehler seiner eigenen Erziehung ableitete. Hätte er seinen eigenen Wünschen folgen dürfen, so wäre ein teutscher Studienplan und die Universität Göttingen erkoren worden, welches beides nachher für die jüngern Prinzen durchgesetzt wurde; aber das Verkommen, wenn nicht ein ausdrückliches Geheiß verhindert, daß der Kronprinz außer Landes verweile, und Schlichtheit schienen englische Hofmeister und einen einheimischen Cursus zu verlangen. In der Personen-

1) „Die Artikel des englischen wie des teutschen Mitarbeiter sind beide mehr biographisch gehalten; wegen der Geschichte Georgs unter Georg IV. verweisen wir vorzüglich auf den Artikel England in dieser Encyclopädie I. Bd. 24. Ab. S. 342 sq.; sie ist hier nur in soweit berührt, als ohne sie das Biographische unverständlich wäre. Aber beide Artikel sind sehr verschieden in der Auffassung und Beurtheilung von Georg IV. und ergänzen sich einander auch vielfach material.“

A. Geyff. d. B. u. A. Erste Section. LX.

wahl aber wurde von Vielen mit Bedauern, von Wenigen wegen der bekannten Hinnegung der königlichen Vetter zu Terrgrundstücken mit Verwunderung bemerkt, daß jene nicht zur Whigpartei gehörten. Der erste Gouverneur des Prinzen war der Earl of Holburne, unter dem ein Franzose, der Marquis de Salcei („vgl. S. 26“), die zweite Stelle einnahm; diese traten aber bald ab, weil sie, wie man meinte, den geheimen Einfluß der verheiratheten Prinzessin von Wales und ihres Günstlings, Lord Bute, witterten, die sich auch in die Erziehung des Enkels, wie in die des Sohnes einbringen wollten. — Man sagte, es wären Bücher, welche seine constitutionellen Grundsätze gefährdeten, in die Hände des Prinzen gelegt worden. — Die Erziehung war aber überhaupt mehr geeignet, den Prinzen zum Gelehrten als zum Regenten zu bilden, und wurde mit solcher Strenge gehandhabt, daß ihm der Augenblick, der ihn von der Besorgung seiner Hofmeister befreite, als Entseßung aus einem Kerker erschien. Im J. 1771 nahm man einen Wechsel der Lehrer vor und wählte dazu Dr. Warham, einen Geistlichen, der diesen Posten und das nachherige Erzbisthum von Canterbury nur seinem Talente und seiner ungeheuerlichen Frömmigkeit verdankte. Unter ihm stand Dr. Greville Jackson, früher Oberlehrer an der königlichen Westminster-Schule. Als Hofmeister wurde Lord Bruce angestellt, der aber so wenig Fähigkeiten besaß, daß er von seinem Zöglinge im Griechischen übertroffen wurde und abtreten mußte. In demselben Jahre trat wieder eine Veränderung im Lehrpersonal ein, die nur nachtheilig auf des Prinzen Studien einwirken konnte; der jetzt gewählte war Dr. Durd, welcher nachher zum Bisthume Worcester erhoben wurde und die Liebe seines Clevens sich so erwarb, daß in späteren Jahren der Prinz selten in den Westen von England reiste, ohne den alten, kränklichen Prälaten mit einem Besuche zu erfreuen.

Der Prinz war nun ins zwölfte Jahr getreten; die Bußen und Bildnisse von ihm aus dieser Zeit zeigen einen feinen, aber etwas robusten Körperbau; sein freies, offenes Antlitz stimmt mit allem dem, was wir von seiner Festigkeit und seinem aufstrebenden Wesen kennen, das aber gleich darauf in Milde und Grundheiligkeit überging; frühzeitig sich seines Ranges bewußt, überließ er selten irgend eine Verletzung seiner Würde. Der König blieb er stets bis zu ihrem Tode der Lieblich unter allen seinen Geschwistern, und wechelte seine späteren Verirrungen, noch selbst seine politischen Tendenzen, wie sehr sie auch den übrigen direct entgegen waren, konnten ihr mütterliche Hinnegung für ihren Erstgebornen schwächen; während seiner Jugend verging selten ein Jahr, in dem sie ihn nicht auf verschiedene Weise absonderten ließ; ein Bild von ihm als Säugling unter Glas in Wachs bösstet war stets eine Hauptzierde ihres Ankleiderkabinetts.

Im J. 1780 bei der Taufe eines jungen Prinzen, Alfred, der aber nicht lange lebte, wurden seine drei ältern Brüder, der Prinz von Wales, der Bischof von Menabrun und der Prinz Heinrich, obgleich sämmtlich minorat, zu Taufpaten genommen, was mehrere Geistliche, besonders der Bischof von Salisbury, als gegen

den englischen Canon betrachteten, daher Letzterer ernstliche Vorstellung dagegen beim Könige machte und eine frische Taufe beanpruchte. Einige Tage darauf traf der Prinz St. Ehrwürden im Schlosse und redete ihm etwas barsch an: „Haben Sie, hochwürdigster Herr Bischof, nicht die Neuigkeit gehört? Mein Vater hat bei dem Taufpaten des Bischofs von Salisbury anfragen lassen, wie Sie so heillos ihre Pflicht vernachlässigen konnten, daß Sie ihr Taufkind nicht gelehrt haben, wo es gerathen sei, zu schwelgen.“ In diesem Jahre wurde der Prinz von seinem Lieblingsbruder, dem nachherigen Herzog von York, getrennt und dieser unter Aufsicht von Colonel Greville als Hofmeister nach Zeussland gesandt. Die Trennung war für beide sehr schmerzhaft; der Prinz trat von nun an in einem mehr selbstständigen Charakter auf, von der Leitung der Gouverneure und Lehrer befreit. Wir haben schon im Leben Georg's I. bemerkt, wie die constitutionelle Lage eines Prinzen von Wales diesen beinahe unermüdlich in eine Opposition gegen die Minister und die Maßregeln des Hofes zwinge. Bei Georg IV. that seine frühere Abhängigkeit zu sehr gegen die enorme Apanage und die gesetzmäßige Freiheit ab, als daß er nicht in der früher erfahrenen Behandlung eine Tyrannei, in den neuen Freunden eine Entschädigung und Erholung hätte erblicken sollen. Unglücklicherweise befanden sich im J. 1783, als der Prinz den Gesetzen gemäß majorenn wurde, Männer in der Opposition, die mit jedem geselligen Talente begabt waren, welches ein junges empfangliches Gemüth für ihre Principien und Partei ganz gewinnen konnte. Auch weibliche Reize wurden als Nebenhilfe nicht verachtet, um den fürstlichen Beschränkten völlig in ihre Reize zu fangen; früher festelten sie ihn durch die Reize einer lieblichen Schauspielerin, die er als Perdita in Shakespeares Winters Tale zuerst auftraten sah, mit der er nachher als neuer Florizel eine ähnliche Romanze wie jener im gedachten Schauspiel aufführen wollte. Sie wurde aber bald bei Seite geschoben und hat als Mrs. Robinson in ihren Memoiren die ganze Intrigue aufgedeckt. In der königlichen Hofschaff an das Unterhaus wurde für den Prinzen und für seine standesmäßige Haushaltung eine jährliche Revenue von 50,000 Pf. St. beantragt, nebst 60,000 Pf. St. für eine Ausstattung, eine Summe, die nur halb so groß war, als die allen früheren Kronprinzen der Queen bewilligt worden war. Große Zweifel entstanden daher bei vielen Staatsministern über die Zweckmäßigkeit dieser Geldbeschränkung; die Antecedenten des Erbprinzen und seine neue Würde ließen keineswegs Sparfamkeit oder Geldswürdigung erwarten; Schulden würden sich einstellen und die Nation, bei der Zumuthung, diese zu tilgen, vielleicht finden, daß in dieser Austerität keine Sparfamkeit läge. — Demjenigen aber, dem die Entscheidung hierüber gehörte, dem Könige, schien die Sache anders; immer selbst an eine etwas übertreibende Dectomie gewöhnt, und nicht gewillt, die Nation grade am Ende eines unglücklichen kostbaren Krieges mit einer größern Vererbung der öffentlichen Bürde zu belasten, als unumgänglich nothig war, drang er auf die verkürzte

Summe, wobei freilich dem Prinzen noch außerdem die Revenuen des Herzogthums Cornwall von circa 13,000 Pf. St. de jure zustanden und er auch noch 2000 Pf. St. als Colonel vom zehnten Regiment leichter Dragoner bezog, wodurch sich sein Einkommen auf 65,000 Pf. St. jährlich steigerte. Die höchst beträchtlichen Revenuen, welche während seiner Minorität aus der Verwaltung jenes Herzogthums durch den König gemacht worden waren, wurden trotz vieler Verwendungen des Prinzen nicht ausgezehrt; das Vorrathsklein eines Schatzes, auf den er sicher gerechnet hatte, um eingezugenen Verbindlichkeiten zu genügen, mag nicht wenig dazu beigetragen haben, ihn in die Arme der Opposition zu werfen; denn obgleich sie viele der geistvollsten und begabtesten Männer des Reiches zu sich zählte, gehörten doch auch viele äusserst arme und ganz Grundlosgelehrte zu ihr, und grade die letzten übten über das prinzipliche Gemüth den größten Einfluss.

Der Eintritt des jungen Prinzen in die Staatsgeschäfte und das Oberhaus als Prinz von Wales und Earl of Chester geschah am 19. Aug. 1783 mit einem feierlichen Ceremoniel und üblicher Einführung durch drei Mitglieder, nämlich seinen Onkel, den Herzog von Cumberland, und die Herzoge von Richmond und Portland; er wurde an einen besonders seiner Würde zukommenden Lehnstuhl, zur rechten Seite des Thrones, geführt und leistete darauf in Gegenwart Sr. Majestät und der versammelten Pairie die Valsalen- und Suprematie-Eide.

Die erste Rede, die der Prinz hielt, mag hier als Probe von den Meinungen und dem Reichtum an Talenten stehen, die er im 21. Jahre seines Alters besaß. Die Veranlassung war eine Motion zur Verhinderung von außerordentlichen Zusammenkünften.

„Bei einer Frage von solcher Wichtigkeit würde er seine Pflicht als Mitglied des Parlaments versehen, uneingedenk sein der schuldigen Achtung gegen die Constitution, das Glück, die Freiheit und den Frieden des Volkes vernachlässigen, wenn er nicht offen vor der Welt seine Meinung über gegenwärtige Frage bekunnte. Er wäre auferzogen in den Principien, die er immer festhalten wollte, voll von Ehrerbietung für die constitutionellen Freiheiten des Landes, und da das Volk's Glück davon abhängig wäre, so wollte er selbige stets aufrecht halten, soweit sein Einfluss reichte. Es handle sich um die Frage, ob die Constitution erhalten werden sollte oder nicht; ob die wilden Theorien über heilsame Grundsätze der Praxis siegen, die Gesetze, unter denen die Nation während einer so langen Zeit glücklich hatte, durch eine nicht vom Volke gut gezeigte Reform über den Haufen geworfen werden sollten. In einer Stellung, die ihn eingreifen lasse in die Wohlfahrt und er möchte hinzufügen, auch in das Glück und Gedeihen der Nation, würde er es für Höchsterath gegen die Principien seines Geistes halten, wenn er nicht offen seine Mißbilligung der aufrührerischen Schriften äußerte, gegen welche die Motion vor dem Hause gerichtet ist; kein Interesse wäre genau das des Volkes; sie wären beide so eng

verbunden, daß wenn beide nicht übereinstimmten, keine Glückseligkeit existiren könnte. Auf dieser großen, dieser sichern Basis motivire er das Votum, das er geben und unbedingt Einstimmung in den Antrag des edlen Lords sein würde, um sich der Uebersicht des Unterhauses für den nämlichen Zweck anzuschließen.“ — Die Tagesblätter meldeten, daß er mit einem Eifer gesprochen habe, der nicht nur die Aufmerksamkeit, sondern auch die Bewunderung der Versammlung erregte, und ihre oft wiederholten Hears! Hears! auf sich zog. Folgende Worte wurden mit besonderem Nachdrucke gesprochen: „Ich existire nur durch die Liebe, die Freundschaft und die Freigebigkeit des Volkes und keine Sache werde ich, so lange ich lebe, nie aufgeben.“

Wir haben schon des Einflusses gedacht, der von dem ersten Auftreten des Prinzen durch die Häupter der Whigs auf ihn ausgeübt wurde. In dem Unterhause stand Pitt beinahe allein, oder nur mittelmächtig unterstützt von Dundas, an der Spitze der Tories. Der Charakter des Premiers, sowie seines Schiffs, war schroff und unbefugsam; seine Gesellschaft beschränkte sich auf vertraute Solage mit wenigen Freunden; als Junggeselle ohne häusliche Einrichtung konnte er die Reize eines gesellschaftlichen Verkehrs von gutem Tone nicht anbieten. Das Leben Pitt's war im Senate; seine wahre Existenz nur auf der Ministerbank des Unterhauses, wo er freilich das Staatsrudel mit einer nie wieder erreichten Thätigkeit und stetem Glücke führte; ein solches Leben, ein so ernstliches Betragen war aber wenig geeignet, um einen jungen Prinzen zu gewinnen, der sich nach jedem Lebensgenusse schante, und sich in einer Lage befand, wo ihm dieser im Uebermaße von anderer Seite geboten wurde. Gegenüber den feingebildeten, vielseitigen Talenten von Burke, Sheridan, Grey, Wyndham oder Fox besaß die ministerielle Seite Nichts, was sich irgend damit messen konnte. Aber trotz der eminenten Talente von Burke, Sheridan und Fox und der öffentlichen Geltung, deren sich die Partei erfreute, an deren Spitze dieses Triumvirat stand, bei dem Prinzen hätten sie ihren vollen Einfluß verfehlt, wenn nicht sociale Mittel dabei geholfen hätten. Aber im Privatleben war Fox äußerst anziehend, sein Geschmack so rein, daß die Einrichtung des prinziplichen Hauses und seiner Hofchargen meistens seinem Ermessen überlassen wurde. Seine große Reizung zum Spiele blieb auch nicht ohne Reiz, und die nächtlichen Symposien, wahrer attische Feste, festelten die aufkeimenden Gelüste des Thronerben zu stark, als daß er sich leicht davon hätte losmachen können. An der südlichen Küste von England bemerkte der junge Prinz eine Gegend, die ihm wegen ihrer guten Luft (man sagt auch etwas von den Reizen einer Neride), und weil sie ihrer Entfernung nach leicht zu erreichen war, gefiel; eine beschiedene Straße wurde gekauft und eine mäßige Cottage ornée gebaut; hierher pflanzte der Prinz sich in die Einsamkeit, zu dem ungehörten Genusse mit seinen neuen Freunden zu begeben, das Gebäude wurde nach und nach vergrößert und verlor seinen frühern Charakter eines niedlichen Landhauses,

um unter der Leitung von geschmacklosen Bauleuten als chinesischer Pavillon ein Zeichen von schlechtem Geschmacke und ungeheurer Verschwendung abzugeben. Es kritiken eine Menge Ansehnlichen, die von dem dunkeln Blau, dem geistreichen von mots der ausgefuchsten Tischgesellschaft, die der Prinz um sich versammelte, die einem englischen Aulo Gellio Stoff für mehrer Bücher einheimischer „Noctes Atticae“ abgeben könnten. Unter den Sternen aber ersten Ranges, die vorzüglich auf die Bildung und Charakterbildung von Georg IV. eingewirkt haben, dürfen wir den berühmten Sheridan am wenigsten übergehen. Sheridan war nicht nur der Witzbold, der Poet, der Dramatueg, der Redner, er war auch der Trunkenbold, der Spieler, der Wollüstling; was ließ sich von dem Zusammenreffen solcher Eigenschaften für die Bildung eines künftigen Souverains erwarten? Ueber seine Verbsamkeit, besonders über eine Rede, die er in dem berühmten Proceß gegen Warren Hastings im Jahr 1788 gehalten hat, äußert sich Burke in folgender Art: „Sheridan hat heute Tausende überrascht, die mit Entzücken an seinen Worten hingen, durch eine solche Fülle von Talenten, eine solche Darlegung den Fähigkeiten; er hat Geisteskräfte an den Tag gelegt, die nicht ihres Gleichen finden in den Annalen der Verbsamkeit; diese Leistung wirkt auf ihn selbst die höchste Ehre, auf die Literatur hohen Glanz, auf das Parlament dauernden Ruhm und auf sein Vaterland die größte Verherrlichung. Von allen Arten der Rhetorik, von allen Klängen der Rede, die man je gehört, von der man je gelesen hat, sowohl aus früherer, wie aus späterer Zeit; was die Feinheit der Juristen, die Würde unseres Senats, die feste Haltung des Richterban, oder die heilige Moresität der Kanzel bis heute geliefert haben, Nichts kann dem gleichgestellt werden, was wir heute in Westminster-Hall mit Ohren vernommen haben.“ Von der Poesie aufwärts bis zur vollendeten Rede gibt es keine Standhaltung, für die nicht ein vollkommenes und selbständiges Beispiel daraus zu entnehmen wäre.“ Dennoch war das Leben dieses reich begabten Mannes durchaus verfehlt. Seitens der Moralität war Sheridan ungenügend in den Principien, wie in der Praxis. Er starb arm, verlassen, von Keckheit verachtet und im Elend. Seine intime Freundschaft mit dem Prinzen konnte daher nicht verschlen, den Geist des Prinzen zu verfeinern, seine Einbildungsraft zu beleben, wie er ja den Witz und die Phantasie auch der Stumpfsinnigsten erhöhte, aber auch ebenso wenig verschlen, den hohen Ton von Religiosität und Moral herabzusinken, den man bei dem Monarchen eines christlichen Volkes erwartete.

Es war gerade um diese Zeit, daß die indische Will von der Coalition zwischen For und North die Nation in die größte Unruhe und Bestürzung versetzte; der König war persönlich entschieden dagegen, der Prinz ebenso enthusiastisch für den Lieblingsentwurf seines Freundes For. Er ging soweit, daß er mehrere Male während der Debatte den Verhandlungen des Unterhauses beizuohnte und auf ungewandte Weise seinen Freunden seinen

Beifall zu erkennen gab, was allen Ordnungsegelein des Hauses zuwider war und die Rüge mehrer Mitglieder auf sich lud. Von der Zeit an war der Bruch zwischen Vater und Sohn unheilbar.

Die Billigung der Whigpolitik Seitens seines ältesten Sohnes hatte den König äußerst betrübt; denn For hatte sich in mehrer Hinsicht, besonders durch sein Coalitionsministerium mit Lord North, dem Könige persönlich so unangenehm gemacht und ihn so tief gekränkt, daß ihm manchmal Neigung und Wunsch kam, sich ganz nach seinen Kurstaaten zurückzuziehen; der Entschluß soll schon soweit zur Reife gediehen sein, daß er ihn dem Kanzler Lord Thurlow mittheilte, der aber den König sehr leicht davon durch die kurze, aber offene Replik abbrachte: „daß es sehr leicht für Se. Majestät sei, nach Hannover zu kommen, aber sehr schwer halten möchte, wieder nach England zurückzufehren.“

Morganatische Ehen sind nicht nach dem Geschmacke des englischen Volks, seinem Sittlichkeitsgefühl wie seinen Gesetzen zuwider. Es mußte daher nicht nur den König und die königliche Familie, sondern auch die Nation bestreben und emporren, als das Gerüde von einer himmlischen ehelichen Verbindung zwischen dem Prinzen und Mrs. Figherbert ging, der Witwe eines katholischen Gutbesizers, die noch früher an Drn. Weld verheiratet war, dessen Bruder späterhin von dem päpstlichen Hofe zu Cardinalswürde erhoben wurde. Es biß, daß die Gewissensstrudel der Dame durch die Ceremonie einer Trauung nach dem katholischen Ritus beseitigt worden waren, die aber wegen des royal marriage act von 1772 der Verbindung keine gesetzliche Kraft zu erteilen vermochte, sodaß gesetzlich vor dem Lande die Dame nur als Maitresse erscheinen konnte, was an sich und wegen ihrer Religion großes Argerniß und große Befürchtung erregen mußte. Als daher im Parlamente drei Jahre darauf ein Antrag einkam, die Schulden des Prinzen zu tilgen, wurde scharf wegen seiner Verhältnisse zur gedachten Dame inquirirt; For, von dem Prinzen bevollmächtigt, verneinte auf das Bestimmteste, daß irgend eine eheliche Verbindung zwischen den Partien besthe. Man erachtete freilich, daß For später gefunden habe, daß er hintergangen worden sei und mit dem Prinzen seitdem nie wieder freundschaftlich geworden wäre. Da aber Mrs Figherbert noch immer mit Auszeichnung von den Damen der Whigaristokratie empfangen wurde, so beharrte die Nation in ihrem Glauben und der Prinz wurde äußerst unpopulär. Die Verschwendung, mit der ihre Haushaltung in Park Lane geführt wurde, die Pracht ihrer Zureiten waren eine stete und große Belästigung für des Prinzen Reueuen; die Verluste am Pbarotische verbunden mit dem Wucher der Jaeliten, bei denen er ungeheure Summen bergte, steigerten seine Schulden auf den enormen Betrag von mehr als einer halben Millien Pf. St., wodurch die Unausriedenheit des Volks ungemein vermehrt wurde. Der König und sein Minister waren entschieden gegen Abhilfe, der Prinz war daher genöthigt, seine jährlichen Ausgaben um 40,000 Pf. St. zur Abtragung seiner Schulden herabzusetzen.

Nach zwölf Monaten war diese Einschränkung und Zurückgezogenheit unerträglich; ein Altknabe von London, Namens Newman, kündigte im Unterhause im April 1787 den Antrag an, die Loge des Prinzen in Erwägung zu ziehen; die Sache wurde aber durch einen Vergleich vermittelt, durch welchen der Prinz eine Vermehrung seines Jahresgehalts von 10,000 Pf. St. erhielt und sich dafür aufseits machte, seine weiteren Schulden zu bezahlen.

Von der großen Kränkung bei der Krankheit des Königs gegen Ende des Jahres 1787 haben wir schon in der Biographie Georg's III. gehandelt und erwähnen hier nur noch, daß die Mißbilligungen in der Regenschloßfrage mehr von der Partei des Prinzen als von ihm selbst ausgegangen zu sein scheinen, indem der Herzog von York im Oberhause erklärte, von ihm zu einer Erklärung bevollmächtigt zu sein, daß der Prinz für seine Person alle gemachten Schwierigkeiten bei Seite zu setzen wünschte, um nur eine geschmackvolle Autorität mit parlamentarischer Einwilligung zu erhalten.

Im folgenden Jahre, 6. Febr. 1788, constituirte sich nach seltener Imitation der Prinz als Großmeister des Freimaurerordens in England, wobei sein Onkel, der Herzog von Cumberland nebst den Herzogen von Norfolk und Manchester, durch ihre Gegenwart den Glanz und die Feier der Ceremonie vergrößerten. Einige Jahre nachher wurde ein würdiger Tempel des Ordens in Great-Ducen-Street, Freemason's-Hall genannt, unter seinen Auspicien erbaut und eingeweiht, wo die Bruderschaft und die große Landesloge noch immer unter dem Carl of Arundel und Lord Harborough als Groß- und Vicegroßmeister thätig wirkt und segnend fortdauert.

Der Prinz erfreute die Nation um die Zeit durch die Abtragung von 10 Proc. seiner sämmtlichen Schulden, indem man dadurch die Oeffnung auf größere Sparsamkeit und bessere Einrichtung seines Haushalts schöpfte. Am häufigsten und am liebsten erholte er sich um diese Zeit durch eine Reihe von Besuchen auf den Landhäusern der Abgitaristokratie; besondere Erwähnung geschieht von dem Besuche bei Carl of Sandwich zu Hindinbrook-House und beim Carl Fitzwilliam zu Wentworth-Peuse, wo er immer mit der höchsten Auszeichnung und ungeheurer Pracht empfangen wurde. Aus dem Rückwege nach London von dem letzten gastfreundlichen Besuche hätte sein Leben leicht gefährdet werden können, indem durch die Unachtsamkeit seines Pöfiliens der Wagen, in dem er mit einem Kammerherrn saß, von einer beträchtlichen Höhe umgeworfen und ein Paar Mal das Oberste zu unterst gestürzt wurde; glücklicherweise kam der Prinz und sein Begleiter mit leichten Contusionen davon, sobald sie ohne Aufseht die Reise fortsetzen konnten.

Am diese Zeit bildeten der Hof des Königs und der seines Sohnes zu Carlton-Place einen schroffen Gegensatz; der erstere pflegte häufig des Sonntags Abends Concerte im Palaste zu veranstalten, hatte sie aber vor Kurzem auf Vorstellung einiger Bischöfe und Geistlichen einstellen lassen. Der Prinz hingegen beharrte bei dem Gebrauche und seine Vergnügungen für den Sonntags-

abend erstreckten sich bald über weit anstößigere Gegenstände als erbauende Lieder oder geistliche Cantaten; darin folgte ihm auch die Mehrheit des hohen Adels, man behauptet auch von dem letzten, daß es den Herren ein Hauptstolz war, ihre Einladungskarten zu diesen Gelegenheiten an die Bischöfe in corpore zu senden.

Wir haben schon die Vorliebe der Königin für ihren Erstgeborenen erwähnt, nur im Anfange des Jahres 1791 schien ein Ereigniß diese Liebe vernichten zu wollen. Während der langwierigen Verhandlungen im Proceß von Warren Hastings war der Gerichtshof in Westminster-Hall noch immer ein Sammelplatz des hohen Adels und der galanten Welt; es war auch eine Loge für die Königin und ihre Familie eingerichtet; als sie aber eines Tages eintrat und Mrs. Fitzherbert vom Prinzen eingeführt bemerkte, entfernte sie sich sogleich wieder und richtete noch selbigen Tages eine Note in sehr gereiztem Tone an ihren Sohn, worin es hieß: „Die Königin nimmt die erste Gelegenheit wahr, um dem Prinzen vom Wales den hohen Grad ihres Unwillens auszuäußern über die sehr markierte Beleidigung, die ihr durch die unzeitige Einbringung einer gewissen Dame bei dem Proceß von Warren Hastings angethan worden ist; die Königin ist der Meinung, daß diese Dame unter den besondern Verhältnissen, in welchen sie zu dem Prinzen steht, hätte verhindert werden sollen, sich in Gegenwart der Königin zu zeigen. Die Grundzüge der Königin in dieser Hinsicht sind so bekannt, daß sie auf das Gemüth des Prinzen den Einfluß ausüben sollten, um nicht ferner die Gefühle seiner königlichen Mutter durch persönliche Berührung mit einer Partei zu verletzen, für die sie nicht die geringste Achtung empfinden kann.“

Die sehr zweideutige und räthselhafte Verbindung, in der Sr. königliche Hoheit zur besagten Dame steht, wird immer ihr volles Gewicht auf das Gemüth der Königin haben und sie verhindern, jene Dame oder irgend eine ihrer Vertrauten je bei dem Hofe aufzunehmen, über den die Königin den Vorzug führt.“

Der Stolz des prinzipalen Haushalts war um diese Zeit äußerst prächtig und königlich. Aber auch nicht weniger geizig, ihn bei den Mäßen zu empfehlen, war die Feinheit seiner Manieren, seine schöne und inwohnende Persönlichkeit, sein Geschmack im Anzuge, wozu er sich den Zeit erwarb, der ihm allgemein beigelegt wurde, als der first Gentleman in Europe; sein Geschmack in der Einrichtung seiner Wohnungen, in seinen Equipagen, in der Anordnung seiner Feten wurde allgemein gerühmt, häufig nachgeahmt. Die letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts führte der englische Pödelwurz und groß war die Wetrennennurth; der Prinz als Führer des Wonten durfte sich davon nicht ausschließen, er wurde mit seinen persönlichen Freunden Herz und dem Herzoge von Bedford in die Mitgliedschaft des Jockey-Club (eine Art Richterbank über alle Wetten und Wetrennen, die nicht vor die ordentlichen Gerichte gebracht werden konnten) eingeführt. Am 20. und 21. Oct. lief ein Pferd des Prinzen, Escapade genannt, am ersten Tage wurde es leicht besiegt, am zweiten gewann es ebenso

leicht; man behauptete, daß der Jockey (Reiter) Gifford in unlauterer Absicht und mit Fleiß am ersten Tage die Wette verloren habe, um am zweiten desto mehr gewinnen zu können; die Sache wurde von dem Jockclub inquirirt und dem Prinzen zugemutet, seinen Jockey zu verabschieden; da er aber nach Unterfuchung der Umstände einer andern Meinung war, als die Richter, so wollte er lieber ganz von der Pferdesucht absehen, verkaufte alle seine Rennpferde und lehrte Rennmarkt den Ruten; seinem Jockey aber setzte er einen Jahresgehalt von 200 Pf. St. aus.

Die englische Constitution ist in Hinsicht auf Prinzen und deren Anhang unter dem Volke sehr eifersüchtig; der Erbkönig wird mit Verlaß von jedem Posten von Einfluß oder Herrscherwürde entfernt gehalten. Sein jüngerer Bruder, der Herzog von York, gegen den solche Rücksichten nicht sprachen, war in die Arme eingetreten und zum commandirenden General avancirt, bei dem Fortgange des Kriegs aber mit dem revolutionären Frankreich erhielt er den Oberbefehl über eine englische Expedition, die bestimmt war, die österreichischen Niederlande von den Franzosen zu befreien. Diese Beförderung machte nun dem Prinzen seine Zurücksetzung desto peinlicher, für die Nation desto unangenehmer und um einem solchen peinlichen Zustande ein Ende zu machen, richtete der Prinz einen Brief an seinen königlichen Vater, worin folgende Stellen vorkommen:

„Ich verlange, daß mir Gelegenheit gegeben werde, meine besten Kräfte zu entwickeln und meinen letzten Tropfen Blut zu vergießen, um Ew. Majestät Ehren, Person und Würde zu verteidigen. Denn gegenwärtig gilt es nicht einen Krieg um Eroberung, Ehr, Ruhm, sondern um die wirkliche Existenz. In diesem Kampfe, zu dem die niedrigsten und geringsten Classen der Unterthanen Ew. Majestät berufen sind, geehrt es mir nicht, der ich doch der Höchste bin und an den Stufen des Throns meinen constitutionellen Platz finde, daß ich als ruhiger, müßiger, schloßer Zuschauer von den Uebeln dassehe, die uns umzingeln, oder uneingedenk werde der schlimmen Folgen, die noch nachkommen mögen. Hannover ist schon verloren, England mit einer Invasion bedroht, Irland in vollem Aufstande, Europa zu den Füßen eines unersättlichen Tyrannen.

In einem solchen Augenblicke wagt der Prinz von Wales, der seinem Vater Diener in Eifer und Ergebenheit nachsteht, seinem Vater Unterthanen in schuldiger Hingebung, seinem Vater Kinder an Liebe und Zärtlichkeit, sich wieder vor Ew. Majestät zu stellen und die Anerbietungen zu wiederholen, die er früher schon durch die Minister gemacht hat. Das mäßige Gefühl von Ehrgeiz, der Gedanke, was ich mir selbst und meiner Familie schuldig bin und vor Allem die Furcht, mich in den Augen unserer tapfern Krieger herabgemüthigt zu sehen, welche wol die beste Stufe der Krone Ew. Majestät sein mögen und meine beste künftige Hoffnung verlangen, daß ich fortreife und Ew. Majestät mit aller Demuth und Ehrfurcht versichere, daß, indem ich der Gerechtigkeit

meiner Forderung mir bewußt bin, keine Macht auf Erden mich zwingen soll, dieselbe aufzugeben.

Ew. Majestät erlauben mir hinzuzufügen, daß ich zu diesem Schritte gezwungen bin durch jedes Motiv, das mir als Mann lieb, als Prinz heilig ist. Ist es nicht schädlich, daß ich in einem Augenblicke von unerhörter Schwierigkeit und Gefahr hervorrete? Sollte ich, der ich Alles bei unserer Niederlage zu verlieren habe, nicht des Ruhms des Siegs theilhaftig werden? Die höchsten Stellen im Dienste Ew. Majestät sind von den jüngeren Söhnen der königlichen Familie eingenommen, mir allein bleibt kein Platz angewiesen; ich werde nicht würdig gehalten der Ehre eines jüngern Generalmajor in der Armee. Könnte ich zu einer solchen Herabsetzung schweigen, so würde ich solche Behandlung verdienen und dadurch beweisen, daß ich derjenigen Anstrengungen unfähig bin, wozu mich meine Geburt und die Zeitumstände so eigenthümlich sehr auffodern; da ich dem Throne nahe gestellt bin, wird durch meine Herabsetzung das Königthum selbst beschimpft. Ich kann nicht in der öffentlichen Meinung des Volks sinken, ohne das Ew. Majestät selbst meine Erniedrigung theilen. Jeder Beweggrund daher von Privatgefühlen wie von öffentlicher Schuldigkeit treibt mich, Ew. Majestät innigst zu bitten, Ihre Entscheidung zu revidiren und mir eine Stellung anzuweisen, die meine Geburt, die Pflichten meiner Würde, das Beispiel meiner Vorfahren und das Verlangen des britischen Volks mich fordern lassen.“

Diese Bitte blieb fruchtlos, wahrscheinlich aus dem oben angeführten Grunde, obgleich einige das Mißtrauen des Ministers oder das Verrathig des Königs über die politischen Tendenzen des Prinzen und die Wahl seiner Freunde als einen Grund, wahrscheinlich irrig, angaben.

Die Heirath, die der Herzog von York 1791 mit einer preussischen Prinzessin eingegangen, war bis zum Jahre 1793 ohne Kinder geblieben und bei wechselseitiger Abneigung beider Eheleute keine weitere Hoffnung auf Nachkommenschaft bei ihnen vorhanden; durch Rücksichten waren die jüngern Prinzen von ehrenthätigen ethlichen Verbindungen abgehalten. Bei dem natürlichen Verlangen der königlichen Aeltern, die Thronfolge gesichert zu sehen und legitime Enkel zu begrüßen, wandten sie daher ihre Augen auf den Prinzen und sie wünschten, daß er sich mit einer berechtigten Prinzessin verbinden möchte. Häufige Conferenzen fanden deswegen zwischen dem Könige und seinem Premier Pitt statt. Der letzte war wenig dem Projecte geneigt, er sah in dem Prinzen Hang zur Ueppigkeit und Wollust, Unständ, die ihn zu einem Ehemanne ganz untauglich machten. Seine intimen Verbindungen mit Mrs. Fitzherbert und Lady Jersey würde jede Dame von Gefühl oder heftigem Temperament empören und, wie es die Folge nur zu unglücklich zeigte, die Lage beider compromittiren und das Reich in große Gefahr bringen. Dennoch gab der Minister auf wiederholtes Verlangen nach, zuletzt auf ausdrücklichen Befehl des Königs. Der Prinz, darum angegangen, bezeugte wenig Lust, sich in den Willen seiner Aeltern zu fügen; er schloß sein Alter von 32

Jahren, seine Unbekanntheit mit den fremden Höfen, in denen es ihm erlaubt sei, eine Wahl zu treffen, vor Allem aber seine überhäufte Schulden vor, die, obgleich erst vor kurzer Zeit abgetragen, dennoch wieder zu einer ungeheuren Masse herangewachsen waren; auch die streitigen Wünsche seiner Väter wurden selbst als Hinderniß vorgeschützt; beide äisten nämlich auf verschiedene Fürtentöchter mit natürlicher Sinnreignung auf ihre eigenen Stämme, der König begünstigte die Wahl einer Tochter seiner Lieblingschwester Anguile, Herzogin von Braunschweig, die Königin aber neigte sich mehr zu einer Tochter ihres Bruders, des Herzogs von Wiedenburg-Strelitz.

Da aber die Geldverlegenheiten des Prinzen immer drückender und eine Heirath ihm als Bedingung ihrer Abtragung angeboten wurde, willigte der Prinz endlich ein; der Streit der Ältern wurde dahin geschlichtet, daß die väterliche Linie den Vorzug erhielt, eine künftige Königin von England zu geben in der Person der Prinzessin Caroline von Braunschweig. Am 30. Dec. 1794 war die Verlobung, den 8. April des folgenden Jahres die Trauung in der königlichen Kapelle von St. James-Palast.

Wir nähern uns nun einer Periode im Leben des Prinzen, welche große Besuhsamkeit in ihrer Erwägung fordert: die frühern Vergangenen eines Verschwenders, eines Spielers, eines Bollstüßlings, fanden alle Entschuldigung in seiner Jugend, seiner Lage, seinen Umgebungen, der Versuchung, die er ausgeübt war. Selbst im Senate bei einer Debatte, wo es sich um Bezahlung seiner Schulden handelte, wurden von dem Herzoge von Bedford diese Fehltritte nur unerbittlich befunden und Tor äußerte im Unterhause freilich etwas zweideutig: „Will man sich den Luxus einer Monarchie erlauben, so muß man auch die Kosten nicht scheuen.“ Der Mehrtheil der Nation schwächte das Beispiel Heinrich's V. vor, wie er von Shakspeare (Henry IV. 2. Th. Act. V. S. 5.) geschildert wird und daß er von der Ausgefallenheit seiner Jugend befreit und auf den Thron gestellt lebem Kallaste, Dardolphe und Pistol zurufen würde:

I know thee not, old Man: Fall to thy prayers;
How ill white hairs become a fool and jester!
I have long dream'd of such a kind of man,
So surfeit-swell'd, so old and so profane;
But, being awake, I do despise my dream.
Make less thy body, hence, and more thy grace —
Presume not, that I am the thing I was!
For heaven doth know, so shall the world perceive,
That I have turn'd away my former self;
So will I thuss that kept me company.

Es ist schwer, da noch Viele leben, die lebhaften Antheil an den Zernwürfnissen Georg's IV. und seiner Gemahlin nehmen, eine Schilderung davon zu geben, die, wenn sie nicht in die vollstümliche Idee einer völligen Unschuld und Reinheit der Königin Caroline einstimmt, nicht bei einem großen Theile des englischen Volks und vieler im Auslande Erskauenen und Unwillen erregen sollte. Inessen da eine Wädrige Erwägung aller Umstände seit der Entwidlung dieses Frauenstücks nur die

Meinung bestärkt, die während ihres Aufstehens von uns gesaßt wurde, so werden wir nichtsdesto weniger Urtheil darüber niederschreiben. Der Königin erster Sachwalt und eifrigster Vertheidiger ist, wie man jetzt hört, von der Behauptung ihrer unbestenken Tugend befehrt und würde jetzt nur in der Paß der Rede sie erklären:

Chaste as the lute that hangs on Dido's Temple.

Kreuz wie der Gistral, der von Dido's Tempel hängt?).

Wir haben gesehen, daß der Prinz eine Conventenheirath einging, damit er seiner Schuldenlast entlastet würde und die Wünsche des Königs nach einer directen Nachkommenschaft befriedigen konnte. Von einer solchen Verbindung war nur bei gegenseitigem Zuversprechen ein glückliches Resultat zu erwarten; unglücklicherweise war man von beiden Seiten wenig dazu geneigt oder vielmehr die Reime selbst ruhiger Freundschaft wurden im ersten Aufstöße durch uneitige Zwistigkeiten und unerbundene Einnengung zerbrückt. Unter den ersten und ärgsten dieser Ehrenbisse nennt man den Lady Jersey; ihre Stellung als Ehrenname bei der Ankunft der Prinzessin auf Anordnung des Prinzen, während sie allgemein als seine Maitresse angesehen wurde, ist laut getadelt worden. Man beschuldigt diese Dame, sich in das Vertrauen der jungen Prinzessin eingeschlichen, ihr das Gekändnis einer frühern Herzenangelegenheit entlockt und Alles mit einem übertriebenen Berichte über das Grobe ihrer Manieren, ihre Unhöflichkeit und Heftigkeit dem Prinzen hinterbracht zu haben. Wir kennen aber keine Belege für diese Behauptung, ebenso wenig für das andere Vergehen, dessen man sie beschuldigt, die vertrauten Briefe der Prinzessin an ihre braunschweigische Verwandte der Königin, die darin eben nicht vertheiltalt geschildert wurde, in die Hände gespielt zu haben und sie scheinen in den vielen Parteiblättern, in denen sie wiederholt werden, nur Reflexe der starken Einbildung und des tiefen Hasses der Prinzessin gegen diese Dame gewesen zu sein.

Nach der gegenseitigen Unverträglichkeit des Charakters von beiden Geseuten war es kein Wunder, daß ihnen ihre Gesellschaft wechselseitig uncrträglich wurde; kaum drei Monate nach der Heirath lebten sie schon beide meistens theils abgesondert und da am 17. Jan. 1796 grade neun Monate weniger einen Tag die Prinzessin Charlotte geboren wurde, so schien dem Prinzen einer förmlichen Trennung Nichts im Wege zu stehen; er ließ daher kurz darauf, am 30. April, durch seinen ersten Hofbeamten, Lord Cholmondeley, einen Brief seiner Gemahlin überreichen, worin aus eine frühere mündliche

2) „Wir können die Äußerung unseres gekörten englischen Wit-arbriers in seiner Zeit. Ohne für die Unschuld der Königin Caroline eine Kanje einzulegen, müssen wir doch gestehen, daß wie die Schuld ihres Vaters für eine bewiesene gräbere erachten, und sein Vernehmen vom Eingehen der Ehe bis zum Tode der Königin in jeder sittlichen Beziehung empörend finden. Jedemfalls war Georg IV. seinem eigenen Leben nach der Letzte, der ein Recht hatte, sich über das seiner Gemahlin zu beschweren. Man vergl. hierüber auch den folgenden Artikel und die Proceßhandlungen.“ Red.

Erklärung der Prinzessin, daß eine Scheidung jetzt für immer gelten sollte, selbst bei dem Tode ihrer neugeborenen Tochter angepöblich wird“).

Auf diesen Brief, welcher sich als den letzten ankündigte, gab die Prinzessin eine französische Antwort, in der sie ihren Entschluß meldete, sich direct an den König zu wenden: „Da ich augenblicklich keinen andern Beschützer habe als Sr. Majestät, werde ich mich allein an ihn wenden und wenn mein Betragen seine Billigung erhält, werde ich einigermaßen Trost finden.“ Eine andere Stelle heben wir aus, weil wir glauben, daß selbst ihre eifrigsten Anbeter das Betragen der Prinzessin als Königin dem darin enthaltenen Versprechen wenig entsprechend finden werden.

„Es wird auch meine Pflicht sein, unter jeder Prüfung ein Beispiel abzugeben von Gehorsam und Ergebung.“

Unter Einwilligung, wenn nicht nach directem Spruche des Königs, kam die förmliche Trennung zu Stande und nach einem kurzen Aufenthalte in Carlton-House zog sich die Prinzessin mit einem ganz kleinen Haushalte und ihrer Tochter nach Charlton, einem reizenden Dorfe in der Nähe von Greenwich und London, zurück, wo sie zwei Jahre in verhältnismäßiger Ruhe und Abgeschiedenheit zubrachte. — Bei dem Prinzen wurde die Verbindung mit Mrs. Figherbart, die durch seine Heirath abgebrochen war, wieder erneuert auf so möglich noch glänzenderem Fuße. Der Prinz nahm keine Einladung an, „in welche diese Dame nicht eingeschlossen war, obgleich ihm dadurch viele Häuser der angesehensten Familien verschlossen blieben, da es doch noch an solchen fehlte, die nach dem Ausdruck eines öffentlichen Briefes an den Prinzen „ihre Ehre ihrer Eitelkeit opferten.“

Nach seiner Trennung von seiner Gemahlin bestanden die Ereignisse im Leben des Prinzen in wenig mehr als in ungeachtetem Aufwande und gesteigerten Geldverlegenheiten, denen durch nicht immer zu billige Maßregeln abgeholfen wurde. Die Prinzessin aber lebte meistens in der Zurückgezogenheit, die sie gewohnt hatte; indessen ihr etwas freies Benehmen“ und der Besuch von Männern, namentlich Officieren in ihrer Wohnung, wurde nachher der Gegenstand einer Untersuchung auf des Königs Anordnung. Nach übergebenem Gutachten dieser Commission wurde ihr wegen Leichtsinns und wegen einer gewissen Nichtachtung der Convenienzen ihres Standes ein Verweis gegeben. Da aber die Beschuldigung auf Nichts weniger als auf Ehebruch und Hochverrath gegangen war, nämlich auf die Anklage, einen jungen Knaben geboren zu haben, den sie im Hause angeblich als Pflegekinds hielte, Namens Austin, so muß eine so leichte Entscheidung als Freisprechung gelten und so wurde sie von dem Könige angehört, der darauf befahl, daß sie mit Auszeichnung am Hofe aufgenommen werden sollte und ihr Zimmer im königlichen Palaste zu Kensington anweisen ließ.

Im J. 1801 war bei Erneuerung der Krankheit des Königs eine Erneuerung der Konflikte wegen der

3) „Der Brief steht im laufenden Artikel S. 31 vollständig.“ Red. 4) „Vergl. den folgenden Artikel.“ Red.

Regentschaft zu befürchten; glücklichweise wurde aber die Ursache bald beseitigt, indem die Schloßlosigkeit, das Hauptübel des Königs, durch den Gebrauch von mit Hopfen ausgefüllten Kopskissen gehoben wurde.

Bonaparte hatte gleich nach seiner Erhebung zum ersten Consul um Frieden mit England unterhandelt, die Präliminarien wurden am 1. Oct. 1801 gezeichnet, sechs Monate nachher der definitive Tractat zu Amiens. Da aber der Friede nur wenige Monate dauerte und in England der Krieg mit Enthusiasmus wieder aufgenommen wurde, so wurden ebenfalls ein Corps von Freiwilligen errichtet, in die sich alle Stände, Richter, Advocaten, selbst Cabinetsminister einschreiben ließen. Bonaparte drohte von Boulogne aus mit einer Invasion, alle Anstalten wurden daher getroffen, ihn gebührend zu empfangen. So soll in einer Landfamilie, als von den großartigen Vorbereitungen des Feindes die Rede war und von den Mitteln, ihnen zu begegnen, der älteste Sohn, ein Knabe von zwölf Jahren, der zuhört, mit der Frage das Gespräch unterbrochen haben: „Ob denn die Franzosen auch Jungen mitbringen würden; denn wenn das ist, mit denen werde ich und meine Brüder fertig werden.“ Bei der allgemeinen Aufregung konnte der Prinz nicht unterlassen, sein früheres Gesuch wegen einer seinem Range angemessenen Anstellung in der Armee vor dem Könige zu erneuern. Sein Gesuch richtete er zunächst an den Minister Abington (nachherigen Lord Sidmouth) in einem langen Briefe vom 18. Juli 1803. Er wiederholt darin die früheren Gründe, vor vermehrt und erhöht durch die größere Nähe der Gefahr, das Dringende der Zeitumstände und die königliche an das Parlament erlassene Empfehlung, daß alle Unterthanen ihre persönlichen Dienste gegen den Feind darbringen möchten. In diesem Briefe kommt die Stelle vor:

„Als dem Parlaamente officiell angezeigt wurde, daß der Feind offenbar eine Landung an unserer Küste bedachtige, so leuchtete Jedem ein, daß die Zeitumstände die persönlichen Dienste eines Jeden ohne Ausnahme erforderten, und als das Parlament in Folge dieser Meldung außerordentliche Geldmittel bloß zur inländischen Vertheidigung bewilligte, war es einleuchtend, daß die Gefahr weder als zweifelsfrei noch als entfernt betrachtet wurde. Von demselben Geiste durchdrungen, von dem die Nation insgesamt befeet ist, der Pflichten eingedenk, die ich gegen Sr. Majestät und die Nation habe, habe ich die erste Gelegenheit ergriffen, um meinen Wunsch, die Verantwortlichkeit eines Militaircommando's zu übernehmen, auszudrücken. Ich habe weder früher noch jetzt auf den Besitz von großer Erfahrung in militairischen Dingen Anspruch gemacht, noch größer militairischer Talente mich gerühmt; doch kann ich mich nicht als ganz unfähig, auch nicht als ganz unerfahren im Kriegsdienste betrachten, indem ich schon lange aus dieser Art des Kriegsdienstes mein vorzüglichstes Studium gemacht habe. Ich füge aber mein Gesuch vorzugsweise auf die Vortheile, die aus meinem Beispiele für den Staat erwachsen würden, indem dadurch alle loyalen Kräfte der Nation gehoben werden würden und

würde und schützte bei ihrer Klage vor Gericht vorzüglich die Katholizität der Madame Fieberbert vor, als der religiösen Erziehung des Kindes gefährlich. Der Prinz und Madame Fieberbert machten die größten Anstrengungen, um die Auslieferung zu hintertreiben und bestanden so eifrig auf den Wirth des Kindes, daß der Verdacht rege und öffentlich ausgesprochen wurde, das Mädchen gehöre brüden durch ein weit stärkeres Band an als durch das der Adoption; man fand es daher um so unschicklicher, daß die künftige Königin in eine solche Verurteilung käme.

Im J. 1807 wurde die Partei des Prinzen von neuer Hoffnung belebt, als im Volke und im Parlamente von einer ererblichen Krankheit des Königs verlautete; Einige behaupteten, es hätten sich wieder Anfälle von Geisteserrüttung gezeigt und bestien daher auf die Entennung des Prinzen zum Reichsregenten. Von dieser Partei wurde der Glaube an diesen Zustand geistlich und mit vielem Eifer verbreitet und behauptet, der neue Anfall sei außerordentlich gefährlich und biete keine Hoffnung auf Genesung; so weit ging es, daß Vönd oder Gelbactien, von dem Prinzen ausgekelt, zahlbar nach seiner Erhebung zur Regierung, die früher sehr gesunken waren, sehr im Preise stiegen, und Geld ihm von allen Seiten durch Wucherer angeboten wurde. Auf der andern Seite hieß es, daß der König nur vorübergehend von einem Rheumatismus befallen wäre, den er sich nach einer starken Erregung bei einem Reizbigen, von dem er ein leidenschaftlicher Liebhaber war, zugezogen hätte. Die Minister behaupteten im Parlamente die völlige Zurechnungsfähigkeit des Souverains; dennoch wurde die Sache sehr geheim gehalten und der Schleier erst lange nachher gehoben. Cobbett sagt (Hist. of George IV. chap. III.):

„Es geht Nichts über eine bestochene Presse, die den Schein oder den Namen einer freien hat, wenn es die Verbreitung oder Aufrechthaltung von Betrug gilt; mit 300 Zeitungen im Umlaufe und mit aller ihrer Prohlerie als freier Presse mußte das englische Volk ebenso wenig wie die Leute in China, was während dieser letzten drei Jahre die wirkliche Lage des Königs war.“

Wir übergehen die im J. 1808 veranlaßte parlamentarische Untersuchung über die Ausübung des Obercommando's der Armee durch den Lieblingsbruder des Prinzen, den Herzog von York. Eine Madame Clarke, des letztern erklärte Maitresse, hatte eine beinahe offene Lage für den Verkauf von Officierpapenten vom Fährdrich aufwärts; von ihrem neuen Liebhaber, Colonel Wardle, einem Mitgliede des Unterhauses, wurde sie bewogen, ihre ganze Procedur anzugeben. Da aber durch-aus nicht zu erweisen war, daß der Herzog von York irgend einen directen Nutzen davon hätte und nachherige Vorfälle zwischen der Dame und ihrem neuen Anbeter ihre unlauteren Absichten zu Tage brachten, so begnügte man sich mit dem freiwilligen Rücktritt des Herzogs, bis die Sache vergessen war, wo er dann auf allgemeines Verlangen der Armee wieder auf einen Posten zurück-

berufen wurde, der niemals besser ausgefüllt gewesen. Auf den König hatte die ganze Verhandlung eine sehr bedauernswürdige Wirkung; seine Gemüthsbewegung wurde bald darauf zum vollen und bleibenden Wahnsinn durch den Tod seiner jüngsten Tochter Amelia gesteigert, die im letzten Augenblicke ihres Lebens einen Ring auf den Finger ihres Vaters steckte mit den Worten: „Remember me“, worauf ein Ausbruch von Hestigkeit erfolgte, der später weder zu dämpfen noch zu verhehlen war. Wen dieser Zeit an kann man den unglücklichen Georg III. als todt und seinen Sohn als König betrachten, obgleich er zehn Jahre nur den Namen eines Regenten trug.

Das Parlament war bis zum 1. Nov. 1810 prorogirt; da aber an diesem Tage wegen der Erkrankung des Königs und des Mangels seiner Unterschrift weder eine weitere Prorogirung noch eine Einberufung zu Geschäften Rathfinden konnte, war man in der äußersten Verlegenheit, wie man dem Formmangel abhelfen sollte. Ueber die Einsetzung einer Regentschaft war man einig, Keiner aber konnte angeben, wie man sie einzusetzen hätte. Man konnte nicht eine Parlamentacte in üblicher Form einbringen, wodurch der König sich selbst zur fernern Regierung unfähig erklärte. Endlich wurden am 20. Dec. zwei Propositionen angenommen, welche die Befugniß der beiden Parlamentshäuser aussprachen: „die nöthigen Mittel anzuwenden, um auf demjenigen Wege, der sich dazu als der geeignetste ergaben werde, der durch die Krankheit Sr. Majestät herbeigeführten Veränderung abzuwehren, die königliche Autorität zu handhaben.“ Dieser Resolution wurde am 31. Dec. vom Oberhause beigetreten. Am 5. Febr. 1811 wurde die Acte zur Greirung eines Regenten mit folgenden Einrichtungen und Beschränkungen angenommen: 1) Regent sollte der Prinz von Wales werden. 2) Seine Unterschrift sollte lauten: Georg Prinzregent Namens und in Vertretung Sr. Majestät. 3) Die Gewalt sollte mit der Genesung des Königs aufhören. 4) Alle Acte, Befehle und Ernennungen des Regenten sollten in Kraft bleiben, bis selbige vom Könige widerrufen und aufgehoben wurden. 5) Keine Handlungen sollten Gültigkeit haben, die nicht im Namen des Königs und conform dieser Acte geschähen. 6) Der Regent sollte vor Antritt der Regentschaft den Vasalleneid an den König schwören, desgleichen zweitens daß er keinen Pflichten als Regent treu nachkommen, drittens daß er die protestantische Religion aufrecht erhalten wolle. 7) Sollte er bei Leistung dieser Eide eine Declaration machen, unterschreiben und laut vernehmbar vorlesen, die unter Karl II. statuiert wurde, vermöge deren Katholiken unfähig sind, im Parlamente Sitz und Stimme auszuüben. 8) Sollte er bis zum 1. Febr. 1812 keine Gewalt haben, neue Pörs zu ernennen, oder die ältesten Söhne von Pörs vor den Todesfällen dieser ins Oberhaus zu berufen oder zu vacanten Titeln zu ernennen. 9) Wird ihm das Recht, Pensionen zu vergeben, in gewissen Fällen abgenommen, desgleichen 10) die Gewalt, die königliche Aufpfimmung zu irgend einer Acte zu ertheilen, deren Zweck es wäre, die Acte wegen

Bestimmung der Thronfolge, die Acte wegen einer Religionsübereinkunft mit der herrschenden Kirche oder die Acte der Union mit Schottland aufzuheben. 11) Soll, wenn der Regent außerhalb Landes wehne, oder eine Katholikin beirathe, seine Gewalt aufhören. 12) Die persönliche Pflege des Königs und die Bestallung eines Theils seiner Dienerschaft solle der Königin überlassen werden. 13) Daß Ihrer Majestät ein Conseil zur Seite gesetzt werden sollte, wovon John Eldon (der damalige Lordkanzler) immer Mitglied sein sollte. 14) Die Mitglieder dieses Conseils sollten einen Eid leisten, daß sie Ihrer Majestät getreu dienen wollten. 15) Dieses Conseil sollte alle nöthige Gewalt besitzen, die zur Pflege und Sorgfalt der Person des Königs nothwendig wäre und ermächtigt sein, den Wiedereintritt von des Königs Gesundheit zu notificiren. 16) Sobald der König durch Proclamation seine Censur anzeigen sollte, höre die Gewalt des Regenten auf. 17) Im Falle des Absterbens Ihrer Majestät sollte die Sorge für die Person des Königs ihrem Conseil anheimfallen; die Patente und Briefe unter dem Geheimsiegel für Gelder aus den consolidirten Revenuen an Ihre Majestät sollten in Kraft bleiben. 18) 60,000 Pf. St. jährlich sollten von der Einkünfte dem Schatzkammerführer des Königs überwiesen, ein Theil davon Ihrer Majestät zur Verfügung gestellt und die Revenuen des Herzogthums Lancaster auf eine etwas ähnliche Weise verwandt werden. 19) Die Sorge für das Real- und Personalienvermögen des Königs solle einer Commission von Depositarien anvertraut werden, diese sowohl der Königin als dem Regenten verantwortlich sein, dieselben für den Gebrauch Sr. Majestät auszuwählen und solle dem Regenten die Macht zustehen, über die droits (Heimfälle) der Krone und der Admiralität zu verfügen.“

Wir haben die meisten Punkte dieses Gesetzes ausführlich gegeben, weil sie am besten die noch nie vorher in England dagewesene Macht eines Regenten bezeugen und auch die Sorgfalt beweisen, daß, falls die Censur Sr. Majestät eintrete, seiner Rehabilitation Nichts im Wege stehen sollte. — Die früheren Freunde des Prinzen glaubten oder schüßten vor, daß dieser nur auf das in dem folgenden Februar eintretende Aufhören der Einschränkungen seiner Macht wartete, um sie zu Ministern zu berufen und daß alsdann ein dauerndes und exclusives Whigministerium gebildet werden würde. — Ruhige Beobachtung hätte sie eines Besseren belehren und ihnen beweisen können, daß ihre Partei¹⁾ allen Einfluß auf das Gemüth des Prinzen verloren habe; trauten sie auf seine Freundschaft, so war diese beinahe mit Fox in der Westminsterabtei begraben, oder in der zunehmenden Trunksucht und gesunkenen Lage von Sheridan erstickt; bauten sie auf seine frühern Meinungen, seine früher erklärten Grundsätze, so mag der Regent bei der Uebernahme seiner erhöhten Würde die Verwerflichkeit dieser urtheilen. Ihm eingegeben und auch

ein politisches System kaum haben begreifen können, in dem die Lords Grey und Grenville einstimmen, die doch beinahe in allen politischen Fragen im directen Widerspruche standen; die Begebenheiten der letzten Jahre, seitdem beide vom Staatsruder entfernt gewesen, hatten ihre politischen Prophezeiungen so sehr Lügen gestraft, daß beide allen Glauben und Erdbit beim Volke verloren hatten; ihre Unpopularität allein hätte dem Prinzen beim besten Willen verbieten müssen, sie unter seine Rathgeber aufzunehmen.

Am 13. Febr. 1812 richtete der Prinzregent einen Brief an seinen Bruder, den Herzog von York, worin er sich unter andern nach kurzer Erwähnung vom nahen Aufhören der Einschränkungen seiner Macht, während welcher er die Ernennungen seines Vaters zu Ministern nicht verändert habe, in folgender Art ausdrückte:

„Mein Gefühl gegen unsern königlichen Vater hat mich einzig dazu bewogen und jeder Privatgriechen wurde durch Rücksichten beiseite, welche weder Zweifel noch Fögerung zuließen. Ich schmeichle mir, darin daß der echte Stellvertreter der erlauchten Person gehandelt zu haben, deren Stelle ich einnehmen derselben wurde und es gerecht mir zur Zufriedenheit, zu wissen, daß dieselbe Meinung von Männern getheilt werde, für deren Urtheil und chrenhafte Grundzüge ich die größte Achtung hege. In verschiedenen Fällen, wo Sie wol wissen, wo wir das in der vorigen Session gegebene Gesetz die völlige Freiheit zum Handeln überließ, habe ich meine eignen Wünsche bei Seite gesetzt, damit Sr. Majestät bei einer möglichen Wiederkehr seiner Gesundheit jede Macht und Prärogative seiner Krone ungehindert wieder aufnehmen könne. Ich bin sicher der letzte in dem Reiche, dem es erlaubt ist, an der Censur unser königlichen Vaters zu zweifeln. — Ein neuer Zeitschnitt ist nun da und ich kann nur mit Freuden auf die Begebenheiten zurückblicken, welche die kurze Periode meiner eingeschränkten Regenschaft verherrlicht haben. Nicht allein hat das Reich seinen Verlust in seinen ausgebreiteten Besitzungen durch die tiefenhafte Macht, die ihr gegenübersteht, ersetzt, sondern Großbritannien hat selbst bedeutende Eroberungen zu seiner Größe hinzugefügt; die Nationalversprechungen gegen unsere Allirten sind treu gehalten worden; und wenn Charakter, in Hinsicht auf eine Nation, Stärke genannt werden kann, so wird der vermehrte und noch immer im Steigen begriffene Ruf von Sr. Majestät Allen den Völkern des festen Landes beweisen, wie viel sie noch vermögen, besetzt von einem glorreichen Geiste des Widerstands gegen fremdes Joch. In der gegenwärtigen kritischen Lage der Angelegenheiten in der Halbinsel (von Spanien), bin ich außerst besorgt, jede Maßregel zu vermeiden, die einen Anstoß haben und unsere Allirten glauben lassen könnte, als würde ich irgend von dem gegenwärtigen Systeme abweichen. Ehrlichkeit allein kann uns zu dem Ziele, das wir vor Augen haben, führen, und ich kann meine Zufriedenheit denjenigen nicht vorenthalten, die sich so ehrenvoll in deren Durchführung ausgezeichnet haben. Ich habe keine Vorliebe zu befriedigen; lei-

1) „Daß davon die Schuld an dem Whigs oder an dem Prinzen lag, muß dahin gestellt bleiben; vergl. den folg. Art.“ Red.

nen Mißthätigkeiten zu fröhnen, keine Zwecke zu vermitteln als solche, die dem ganzen Reiche gemein sind. Wenn solcher das leitende Princip meines Handelns und was ich schon gethan habe, Mängel für das ist, was ich künftig thun werde: so schmeichle ich mir, daß mich das Parlament und der billig denkende und hell sehende Theil des Volks unterstützen wird. Nach dieser Darstellung meiner Beschlüsse in der neuen und außerordentlichen Lage unserer Angelegenheiten kann ich nicht schließen, ohne des Vergnügens zu erwähnen, das ich empfinden würde, wenn einige jener Männer, unter denen meine jugendlichen Principien von Staatsgeschäften geübt wurden, meine Regierung verstärken und einen Theil meines Ministeriums bilden wollten. Mit solcher Hilfe und gestärkt durch eine thätige und einhellige auf breiterster Grundlage basirte Administration werde ich mit vermehrter Zuversicht einem glücklichen Ausgange des schwersten Kampfes, in den Großbritanien je verwickelt gewesen ist, entgegensehen. Sie sind ermächtigt, diese Gedanken Lord Grey mitzutheilen, der sie unzweifelhaft Lord Grenville eröffnen wird."

In ihrer Antwort schten die beiden genannten Lords durchaus jede Verbindung mit dem damaligen Rathgebern des Prinzen ab, Cobbett in seiner Geschichte will in jenem Briefe eine große Beladigung für sie finden. "Niemals ist eine so große Beladigung gegen irgend einen Sterblichen gerichtet." Dieser Schriftsteller verfolgt aber immer nur eine einzige Idee; er wittert in der Bräutlichkeit von Percival und seinem Ministerium bloß eine Intrigue, um ein Buch (*The Hook*), das Percival als Sachwalter der Prinzessin von Wales verfaßt hatte, unterdrücken und verbrennen zu lassen; seine Bräutlichkeit im Ministerium sei der Preis für das Niederschlagen jenes Buchs. Cobbett's ganze Schrift ist nur eine Invektive gegen jeden, auf den die Prinzessin einen Groll hatte oder der nicht zu ihrer Partei gehörte und wirft einen unwürdigen Schatten auf einen Mann, den kein anderer namhafter Schriftsteller anders als mit Achtung nennt, der auch nicht lange der Jungfrau des Prinzen gemessen sollte, indem er am nächsten 11. Mai durch die Kugel eines Mordelmders getroffen im Vorhause des Parlamentshauses todt niederfiel. Es wurde jetzt wieder ein Versuch gemacht, die beiden Lords mit ausgedehnter Vollmacht und Nachtrabe in das Conceil einzuführen; da sie aber hartnäckig darauf bestanden, alle hohen Posten für Leute ihrer Ernennungen zu beanspruchen, so zerfiel sich auch diese Verbindung und Lord Liverpool wurde Premier.

Die Anzeige, welche Lord Liverpool am 8. Juni 1812 von seiner Ernennung zum Premier im Oberhause machte, fiel wie ein Blitzstrahl in die Reihen der oppositionellen Whigs. Der große Zwischenraum eines Monats seit der Ermordung Percival's war größtentheils auf Verhandlungen, die mit den Whigs gepflogen wurden, verwanzt. Sie hatten aber zu sehr auf ihre alte Verbrüderung mit dem Prinzen geachtet und wollten ins Cabinet mehr als Herren denn als Rathgeber ein-

treten. Diese Arroganz wurde in einer Parodie von Verfassen aus der Zeit Karls II. witzig gerügt.

Address to the Prince.

In all humility we crave
Your Regent may become our Slaves;
And being so, we trust that he
Will thank us for our loyalty.
Then, if he'll help us to pull down
His father's dignity and crown,
We'll make him in some time to come
The greatest prince in Christendom.

Adresse an den Prinzenregenten.

Wittend in Unterthänigkeit,
Der Prinz als Elter sei uns geneigt,
Und wenn's so ist, er wird, wir tra'u'n,
An unsrer Liebe sich erbaun.
Wobann wenn er uns helfen thut,
Dem Vater zu rauben den Könighut:
So machen wir ihn in künft'ger Zeit
Zum größten Fürsten der Christenheit.

Im J. 1813 wurden die unglückseligen Mißthätigkeiten zwischen dem Prinzen und seiner Gemahlin wieder aufgenommen. Schon im J. 1809 waren die Schulden der Prinzessin Gegenstand einer parlamentarischen Untersuchung gewesen, es wurde ermittelt, daß sie sich auf 41,000 Pf. St. beläufen; bei fortgesetzter Untersuchung stellte sich noch eine fernere Summe von 8000 Pf. St. heraus, so daß sich die ganze Schuldenlast auf beinahe 50,000 Pf. St. belief. Diese ansehnliche Summe übernahm der Prinz von seinem eigenen Einkommen zu tilgen, obgleich er selbst damals viel mit pecuniären Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, eine jährliche Rente von 60,000 Pf. St. ausdrücklich nur zur Abtragung von alten Verbindlichkeiten verwendet werden durfte, auch von einer parlamentarischen Commission zu diesem Zwecke verwaltet wurde. Nur ein kleiner Velauf von circa 2000 Pf. St. blieben der Prinzessin aus eigenen Mitteln zu bestreiten, der Prinz setzte ihr dazu von seiner Civilliste ein jährliches Einkommen von 17,000 Pf. St. aus.

Im J. 1812 war die junge Prinzessin Charlotte von Wales wieder ein Gegenstand von Zwißigkeit zwischen Vater und Mutter, bei denen das Kind nach gewohnter Weise der Quellen in Opposition gegen ihren Vater trat. Unter dem Vorwande, eine Störung in ihren Studien zu verhindern, wurden die Besuche der Mutter bei ihrer Tochter in Windsor verhindert und der Umgang zwischen beiden auf einen wöchentlichen kurzen Aufenthalt zu Kensington-Palace, der Residenz der Mutter, beschränkt; bei diesem Besuche waren überdies immer die Hofdamen zugegen, so daß dadurch aller vertrauliche Umgang, wie es ihre innige Verbindung forderte, unmöglich wurde. Um die Hindernisse zu beseitigen, die ihren mütterlichen Umgange mit ihrer Tochter entgegengekehrt wurden, schrieb die Prinzessin einen sehr langen Brief an den Prinzen, datirt den 14. Jan. 1813, wovon wir nur einige Sätze herausheben:

„Es gibt einen Punkt, über den eine schuldlose Frau ihr Eilschwigen nicht aufheben darf. Ist ihre

Ehre angegriffen, so kann deren Vertheidigung nicht länger Gegenstand des Zweifels sein; es ist einerlei, ob der Angriff offen, männlich, gerade gemacht wird oder durch geheime Einflüsterung und ein Verbalten, das jeden Verdacht aufreht hält, den Bosheit ankündigt."

Sie wollte nicht während der Einschränkungen der Regentchaft die schwierige Lage des Prinzen vermehren helfen und hätte seitdem erwartet, daß er aus eigenem Antriebe ihren gerechten Ansprüchen willfahren würde. „Ich finde aber, daß meine Saumlässigkeit, mich zu beschweren, nur erneuerte Gründe zur Klage hervorgerufen hat, ich bin gezwungen, entweder alle Rücksichten gegen die zwei theuersten Gegenstände meiner irdischen Liebe, meine eigene Ehre und meine mütterliche Zuneigung gegen mein geliebtes Kind bei Seite zu setzen oder mich zu den Füßen Ew. königlichen Hoheit, des natürlichen Beschüßers von beidem, zu werfen. So wage Ew. königlichen Hoheit vorzustellen, daß die Trennung von Mutter und Tochter, die jeder Monat erweitert, ebenso sehr meinem Charakter als ihrer Erziehung nachtheilig ist. — „Es ist unmöglich. Kann irgend Einer versucht haben, Ew. königliche Hoheit zu übertreden, daß der Charakter meiner Tochter unter der beständigen Gewalt, die ihren heiligen Gefühlen angethan wird, unter der raffinierten Bemühung, sie von jeder Gemeinschaft mit mir abzuhalten und selbst jede Correspondenz zwischen uns zu verhindern, nicht leiden sollte. Daß ihre Liebe zu mir, in der sie laut Ew. Majestät weißer und gütiger Vergeltung die ersten Jahre ihrer Kindheit und Jugend verlebte, niemals erlöschen wird, weiß ich gewiß, und diese Kenntniß macht das größte Glück meiner Existenz aus. — Lassen mich aber Ew. königliche Hoheit Sie insinuirt bitten zu erwägen, wie unvermeidlich alle solche Versuche, diese Liebe niederzuschlagen, dazu führen müssen, um, wenn sie glücken, die Grundfeste meines Kindes zu untergraben, schlagen sie aber fehl, ihr Glück zu zerstören. Der Plan, meine Tochter von aller Gemeinschaft mit der Außenwelt abzuhalten, kommt mir als besonders ungeeignet vor. Sie, die von der Vorsehung berufen ist, Souverain eines großen Reichs zu werden, genießt keinen von den Vortheilen, die geeignet erachtet werden, um Menschenkenntniß denjenigen beizubringen, die es weit weniger bedürfen, und es könnte sich ereignen, ein Fall, der, wie ich hoffe, in sehr weit entfernter Zukunft liegt, daß sie die Gewalt der Krone auszuüben berufen würde mit weniger Uebungsfähigkeit, als irgend eine der gewöhnlichsten Privatpersonen. Ihrem außerordentlichen Talente, ihrem Gemüthe, das ebenso liebreich als offen und entschieden ist, vertraue ich Vieles, aber über einen gewissen Punkt hinaus können selbst die größten natürlichen Anlagen nicht gegen die Nachtheile von Zeit und Lage auswirken. Es ist mein kaiserliches Fehlen, Ew. königliche Hoheit möge geruhen, inne zu halten, ehe dieser Punkt erreicht werde."

Kun folgen unerhellte Einwendungen gegen den Aufenthalt der jungen Prinzessin zu Windsor wegen Mangels an Lehrern und ihres Zeitverlustes bei Besuchen in London etc.

„Die Prin, die ich bei meinem Entschlusse, mich an Ew. königliche Hoheit zu wenden, empfinde, vermag ich nicht auszudrücken. Wäre ich im Stande, sie genügend zu beschreiben, so würden Sie, mein Herr, auch im Stande sein, die Gewalt der Motive zu würdigen, die mich gezwungen haben, dieses Mittel zu ergreifen. Es sind diese die tiefsten Gefühle der Liebe und die dauerndsten Ausdrücke der Ergebenheit gegen Ew. königliche Hoheit, gegen mein Kind und gegen die Nation, die, ich wünsche es sehr, daß der Zeitpunkt lange entfernt sei, sie einst zunächst berufen werden wird zu regieren."

Dieser Brief wurde versiegelt in einen offenen an den Premier Lord Liverpool und den Lordkanzler Elbton eingeschlossen, aber zwei Mal uneröffnet zurückgeschickt und zuletzt am 20. Jan. kam die Antwort von beiden genannten Lords: daß der Brief dem Prinzregenten vorgelegt worden, derselbe aber nicht gerührt hätte, eine Antwort zu geben. Hierauf erfolgte die Veröffentlichung der ganzen Correspondenz im Morning Chronicle vom 14. Febr. und wurde bald in jeder Zeitung der Monarchie gelesen — die Folgen davon kosteten schwer auf der Prinzessin; es kann nicht geläugnet werden, daß die, welche ihr zu diesem Schritte gerathen, unweise und unzeitig gehandelt haben. Wollte man durch diesen Brief bloß den Haß der Nation auf den Prinzen loben, so konnte aus einem solchen Resultate nichts Gutes hervorgehen, weil sie als Unterthan und Frau zur Unterwürfigkeit und Gehuld verbunden war. Es paßt das auch schlecht zu der oben aus ihrem früheren Briefe vom 6. Mai 1796 angeführten Stelle: „Es wird meine Pflicht sein, ein Beispiel zu geben von Gehuld und Ergebung unter jeder Verhängung."

Am Tage der Veröffentlichung dieses Briefes wurde der geheime Rath des Königs zusammenberufen und ihm unter Bezugung darauf von Lord Sidmouth die Frage gestellt Ew. königlichen Hoheit vorgelegt, ob es unter allen Umständen nicht passend und rathsam wäre, daß der Verkehr zwischen ihrer königlichen Hoheit der Prinzessin von Wales und der Prinzessin Charlotte fortwährend gewissen Regeln und Einschränkungen unterworfen werde. Ein motivirter Beschluß des Geheimraths billigte nach reiflicher Erwägung der ihm überreichten Documente vollkommen das Benehmen des Regenten und auf diese Weise sah die Prinzessin und die Nation Schritte gebilligt und gutgeheßen, gegen welche die erste entschieden protestirt hatte. Um die Worte eines der eifrigsten Vertheidiger der nachgebirgen Königin Caroline zu gebrauchen: „Es kann, um unparteiisch zu reden, nicht geläugnet werden, daß in einigen der Maßregeln, die die Prinzessin auf Zurufen ihres Sachwalters ergriß, sie nicht mit der Reuefameit und Vorsichtigkeit handelte, die ihre Lage erheischte. Sie lebte in einem Zustande der Absonderung von ihrem Gemahle und es wäre klug gewesen, alle solche Handlungen zu vermeiden, von denen sie wußte, daß sie ihm mißfällig werden könnten."

Eine fernere Folge dieses unüberlegten Schrittes war die Wiberaufnahme einer Untersuchung wegen der Beschuldigungen von Lady Douglas, daß sie während

ihrer Absonderung von dem Prinzen mit einem Knaben niedergekommen wäre. Diese Untersuchung endigte mit demselben Resultate wie die frühere, aber damit war die Prinzessin wenig zufrieden. In einem Briefe an Lord Eldon und den Sprecher des Unterhauses verlangte sie eine öffentliche und durchdringende Untersuchung. Die Letztere, wie das Schreiben an den letzten übergeben wurde, war so unzufrieden und unschlüssig, daß derselbe lange Anstand nahm, ihn zu lesen oder vor das Haus zu bringen, und als darüber debattirt werden sollte, wußte Lord Castlereagh die Sache zu hinterreiben durch Motive der Unzulässigkeit und Unschlüssigkeit, einen häßlichen Brief vor dem Parlamente zu verhandeln. Lord Eldon schickte den an ihn gerichteten Brief sogleich zurück mit dem Rathe: „Ihre königliche Hoheit möge aus Rücksichten von Schickslichkeiten wie für ihre eigene Sicherheit ihn nicht veröffentlichten.“ Der Brief schloß mit einer Notifikation: „daß in Zukunft die Besuche Ihrer königlichen Hoheit in Warwick-House (der Residenz der Prinzessin Charlotte) auf Besuche des Prinzregenten verboten wären.“

Bei der Abfassung dieser Briefe war wahrscheinlich ein reicher Brauer, Namens Samuel Whitbread, am flüchten beteiligt, der als Parlamentsmitglied sich als der Prinzessin eifrigster Verschleiher zeigte; den 15. März machte er einen Antrag auf einen Weineidproceß gegen Sir John und Lady Douglas nach am 17. wieder auf einen Staatsproceß gegen zwei Zeitungen, Morning-Post und Herald, die besonders bitter in ihren Ergüssen gegen die Prinzessin waren. Hr. Whitbread sagte, daß er der Prinzessin einen verschönderten Schritt gegen ihren heftigen Gemahl gerathen und einen Brief voll von ehrenvoller Unterwerfung von ihr gegen den Prinzen entworfen habe, daß aber diese wünschenswerthe und heilsame Maßregel verhindert worden sei, als der Prinzessin hinterbracht wurde, daß Sir John und Lady Douglas wieder vor dem geheimen Rathe unter Verhör wären und dieses sogar mit Vorwissen des Lordkanzlers. „Emissaire“, sagte er, „waren umhergeschickt, in jede Kleinigkeit von der Prinzessin Privatleben ihre Späherblicke zu werfen, jedem menschlichen Wesen nachzuspüren, das beschwören wollte, was es weder wüßte noch gesehen hätte.“ — Gegen das Ende einer langen und sehr energischen Rede sagte er: „Die Prinzessin von Wales oder vielmehr er in ihrem Namen fordere das Haus auf, als Repräsentant des britischen Volkes, zur Vertreibung einer unschuldigen, verlorbenen und verkleumderten fremden Dame, der Mutter Eurer künftigen Königin.“ Whitbread's Antrag wurde abgelehnt; der Anklage und Vertheidigung beunruhigte stark die öffentliche Meinung und Beileidsadressen wurden an die Prinzessin von allen Theilen des Landes eingesandt, wovon die londoner Municipalität das erste Beispiel abgab.

Diese Zerwürfnisse in der königlichen Familie waren für die Verheirathung der Prinzessin Charlotte, des einzigen vorhandenen Entfesseltes von der zahlreichen Nachkommenschaft Georg's III., auf welcher allein die Hoffnung auf Succession in der britischen Krone ruhte, um so unangenehm,

je mehr ihre eheliche Verbindung ein politisches Bedürfnis war, das keinen Aufschub liess. Die Wahl des Regenten, ihres Vaters, fiel auf den Prinzen von Dranien, ältesten Sohn und Nachfolger des nachherigen Königs der Niederlande, der längere Zeit in der britischen Armee in Spanien als Generaladjutant des Feldmarschalls Wellington gedient hatte und in Sitten und Gesinnungen ganz Engländer war. Diese Wahl hatte die Billigung der Nation für sich, aber unglücklicherweise war der Prinz durch die Verhältnisse gezwungen, sich auf die Seite des Regenten zu stellen und lud dadurch den Haß der Prinzessin auf sich. Alle Mittel wurden ergriffen, um ihn bei ihrer Tochter lächerlich und gehässig zu machen und dies gelang vollkommen. Es wird in gleichzeitigen Berichten behauptet, daß die junge Prinzessin in ihrer Unterordnung zwischen ihr und ihrem bestimmten Bräutigam, gegen ihn die Frage aufgeworfen hätte: „nach welcher Regel er sein Betragen zu ihrer Mutter regeln würde.“ und auf seine Antwort, daß er gelegentliche Besuche erlauben würde, die Mutter aber das das Haus des Prinzen von Dranien betreten dürfe, die Prinzessin zornig aufgestanden sei und sogleich das Gespräch und die Werbung mit der Aeußerung abgebrochen habe: „unter solcher Bedingung kann die Prinzessin Charlotte von Wales nie die Gemahlin des Prinzen von Dranien werden.“ So wurde der schäuflichste Wunsch des Regenten hintertrieben. Einige schreiben die Hintertreibung dieser Seiten einer russischen Intrigue und den Manoeuvren der Herzogin von Oldenburg, der Schwefter des Kaisers Alexander, zu, die damals vom dem englischen Hofe und der Aristokratie außerordentlich geachtet wurde; indessen scheint es, daß sie wenig mehr dafür gewiekt hat als durch Einführung eines Rivalen bei der britischen Kronprinzessin, nämlich des Herzogs Leopold von Sachsen-Coburg, jetzigen Königs der Belgier, der auch nachher die reiche Witze erhielt.

Am 3. 1814, am 8. Juni, landeten in England der Kaiser Alexander von Rußland und der König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., mit dem damaligen Kronprinzen und seinem Bruder, begleitet von einem zahlreichen Generalstabe (vorantrug Blücher, mit Wellington, nachher der gefürchtete Held von Waterloo, besonders sehr wurde), um dem Prinzregenten ihren Besuch zu machen und ihre Glückwünsche zu dem glücklichen Ausgange der alliierten Waffen abzugeben. Die Königin mußte zur Verherrlichung dieses Besuches eine Cour halten, wobei der Prinzregent unmöglich fehlen konnte. Da er aber der Königin die Erklärung abgab, daß er unterscheiden gesehnen sei, unter feinerlei Umständen weder öffentlich noch privatim mit der Prinzessin von Wales zusammen zu treffen, so blieb der Königin kein weiterer Ausweg übrig, als bei der Notifizierung dieses Entschlusses ihr den Besuch bei Hofe zu verbieten.

Sechs Tage nach Empfang des Briefes der Königin am 29. Mai schrieb die Prinzessin an den Regenten, zeigte ihm an, daß sie sich in seinen Wunsch, daß sie nicht bei Hofe erscheine, füge, zugleich aber daß sie ihn um Angabe der Ursachen einer so unwürdigen Behandlung. „Ich bin“ sagte sie, „für unschuldig erklärt, ich

werde nicht küssen, daß ich als schuldig behandelt werde.“ Sie bemerkte, daß der Prinz wahrscheinlich eine Gelegenheit vergessen hätte, wobei die Gegenwart beider unumgänglich notwendig wäre, bei der nahe bevorstehenden Verheirathung ihres Kindes; sie beklagte sich, daß gerade die Zeit zu ihrer Ausschließung vom Hofe gewählt worden wäre, wo so viele erlauchte Fremde in England versammelt wären und darunter der Prinz von Dranien, der sich ihr als künftiger Schwager hätte machen lassen u. s. w.

Diese Vorstellung blieb ohne Wirkung, die Prinzessin wandte sich wieder an das Unterhaus durch einen Brief an den Sprecher und die Sache wurde wieder öffentlich im Parlamente verhandelt, wo Whitbread wie gewöhnlich den Verfechter ihrer Rechte abgab. Er machte Anspielung auf den möglichen Abgang des Inhabers der Krone und eine Krönung der Prinzessin als Königin: „Es wird“, sagte er, „uns ins Ohr geräunt, eine Krönung ihrer Person sei nicht unumgänglich: will der sehr ehrenwerthe Herr behaupten, daß es so sei? er selber wage nicht so Etwas zu behaupten.“ Und doch nach wenigen Jahren, freilich nach dem Tode Whitbread's, der im folgenden Jahre starb, ging die Art Prophezeiung in Erfüllung: König Georg IV. wurde feierlich gekrönt und gekrönt und seine Gemahlin von den Thüren der Westminsterabtei durch die Waage zurückgewiesen.

Gleich nach der Abreise der fremden Gensdarmes wurde diese Sache wieder im Parlamente angeregt und eine Art Vergleich machte auf einige Jahre diesen unfeligen Zerwürfniß ein Ende. Von einem Hrn. Methuen wurde ein Antrag gemacht, daß, da die Uneinigkeit zwischen dem Prinzen und seiner Gemahlin unheilbar sei, eine Geldbewilligung an die letztere von der Nation zugestanden werden sollte, um ihren Stand und Rang würdig behaupten zu können. Lord Castlereagh gab hierauf die erste Kenntniß von einer förmlichen Trennungsacte des prinziplichen Paares aus dem Jahre 1809, die vom Könige und allen damaligen Ministern unterschrieben wäre, wobei man ein reichliches Auskommen der Prinzessin zugesichert hatte, womit sie völlig zufrieden gewesen wäre. Wenn aber durch die vermehrte Theuerung deren Erhöhung nöthig würde, so sei die Regierung erbötig, dem Willen der Prinzessin zu willfahren und er proponirte daher den 4. Juli für die Prinzessin ein reines Einkommen von 50,000 Pf. St. Diese Summe scheint sehr hochgestellt zu sein, damit der Prinzessin Spielraum gelassen würde, sich großmüthig zu zeigen. Sie schrieb daher den nächsten Tag an den Sprecher, daß sie überhaupt nur 35,000 Pf. St. von der Freigebigkeit der Nation annehmen wolle. Die Prinzessin kündigte ihrer Eitelkeit ihre Erfüllung der Uebereinkunft durch einen Brief vom 30. Juli an den Sprecher an, in dem sie ihm ihren Entschluß mittheilte, ihren Wohnsitz auf dem festen Lande zu nehmen und am 9. Aug. 1814 reiste sie wirklich ab in Begleitung von mehreren vornehmen englischen Damen.

Bald hierauf erfolgte der glorreiche Sieg bei Waterloo und die zweite Besiegung Napoleons, durch welche die englische Nation zum Gipfel ihres Ruhmes erhoben

wurde. Auch mit der einzigen Nation, mit der England noch im Kriege begriffen war, mit Amerika, wurde Friede geschlossen. In seinen häuslichen Verhältnissen aber war durch die Entsetzung der Prinzessin für ihn Ruhe geschafft. In jedem andern Lande würden so große politische Erfolge den Fürsten auf den höchsten Gipfel der Popularität erheben haben; in England schien umgekehrt die Unzufriedenheit in gleichem Verhältnisse mit dem Glücke und dem Triumph des Landes zuzunehmen. Es ist schwer, hiervon eine genügende Ursache anzugeben; viel lag unstreitig an der Freiheit und den groben Uebergreifen einer ungezügelter Presse, die das Privatleben des Fürsten jeden Morgen entstellte und zur Belustigung beim Frühstück ausbandte. Einige schrieben die Schuld auf das ganz unvollkommene, wie sie es nennen, im Leben des Prinzen, auf seine Sinnlichkeit, die behauptete Verworfenheit seines Charakters, auf die ungeheuren Ausgaben seines Hofes. Was die letztere Beschuldigung betrifft, so wurden alle seine Ausgaben im Lande gemacht; von seiner Unzucht hörte man nie eine Klage, eine Ernennung, als in den Gemäthschriften, die Ansehen zur Vermuthung, Vermuthung zur Gewissheit und Anklage steigerten; seine Zurückgezogenheit und Absonderung vom Publikum ist leicht zu erklären, wenn man bedenkt, daß jede seiner Handlungen täglich entstellt wurde; da lag es nahe, soviel als möglich seine Handlungen den Augen und Fibern von Unberufenen zu entziehen. Es ging ferner, daß in den letzten Jahren seines Lebens das Erblich und die Anlagen um Virginia-Water und Windsor seine Spazierfahrten begrenzten, wohin kein Fremder eindringen durfte, und wenn bei der Uebersahrt über eine öffentliche Landstraße von dem vorausgeschickten Träger die Nähe eines Lauscher's gemeldet wurde, mußte die Route verändert werden.

Die Jahre, die auf 1815 und den Frieden folgten, entsprachen nicht den Erwartungen des Landes; die Ernten schlugen sehr und bei dem Uebergange aus einem ungeheuren Kriegesstaat zu einem verkleinerten Friedensbudget mußten natürlich viele frühere Erwerbsquellen verschwinden. Zur Linderung der allgemeinen Noth leistete der Regent freiwillig von seinen jährlichen Einkünften auf 50,000 Pf. St. Verzicht, wovon der Marquis von Cambridge ebenfalls auf 13,000 Pf. St. verzichtete, die er von einer Sinecurestelle hatte; des Prinzen Verzichtleistung war um so verbindlicher, da auf eine Interpellation von Hrn. Bennett im Unterhause die noch unabgetragenen Schulden, die auf seiner Gültigkeit bestanden, von Lord Castlereagh am 5. Mai 1815 auf 339,000 Pf. St. angegeben wurden. — Da die Minderung seiner Tochter gegen die Verbindung mit dem Prinzen von Dranien nicht zu überwinden war, willigte der Prinzregent in ihre eigene Wahl des Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg; die Heirath wurde am 2. Mai 1816 mit der üblichen Pracht zu Carlton-House vollzogen; das Parlament vorrückte nebst einer prinziplichen Einkassirung eine jährliche Rente von 60,000 Pf. St., wovon bei früherem Absterben der Prinzessin ihr Gemahl

50,000 Pf. St. jährlich genießen sollte, die auch jetzt von dem Könige der Belgier begeben worden; denn dieses traurige Ereigniß traf nur zu früh ein; zur allgemeinen Betrübnis und zum Erstaunen des ganzen Landes hieß es am 5. Nov. 1817, die junge Prinzessin wäre mit einem Prinzen niederkommen und am folgenden Tage wurde schon der Tod von beiden gemeldet. Am 18. geschah die feierliche Beisetzungs der Leiche in der Königsgruft zu Windsor. In Folge dieser Todesfälle war keine Succession zur Krone vorhanden, und da die Kinder des Königs meistens in vorgerücktem Alter waren, schien es rathsam, daß sich alle nun Landesgemäß vermaßlen; demnach eröffnete eine königliche Botschaft dem Parlamente am 13. April 1818 die beabsichtigten Verbindungen der Herzoge von Gloucester, Cambridge und Kent mit respective den Prinzessinnen von Sachsen-Meinungen, Dessen-Kumpenheim und der verwitweten Fürstin von Keninghen, und eine jährliche Zulage von 6000 Pf. St. wurde jedem von ihnen zu ihren bereits vorhandenen Revenuen bewilligt; eine gleiche Noth wurde wegen der bevorstehenden Verbindung des Herzogs von Cumberland mit der Prinzessin von Solms (geborenen Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz) gegeben und eine gleiche Erhöhung seiner Einkünfte beantragt, aber mit 143 gegen 136 Stimmen abgelehnt. Die Motive der einzelnen Stimmen bei so vielen Mitgliefern mögen sehr verschieden gewesen sein; einige wurden vielleicht durch die erklärte Abneigung der Königin gegen diese Verbindung bewegt, die aus nie veröffentlichten Beweggründen die künftige Königin von Hannover nie bei ihrem Hofe empfangen wollte; die meisten aber wurden wohl durch die Verleumdungen einer boshaften Presse bestimmt, gegen die der Herzog zwar bei den Gerichten Genußnahme erlangte, die er aber niemals in den Meinungen des Pöbels ganz ausgerottet konnte. Verleumdungen, die nicht nur seine persönliche Ehre angriffen, sondern auch seine bürgerliche Ehre gefährdeten und von seiner ganzen nachberrigen Laufbahn als König von Hannover und der Liebe seiner schuldlosen Unterthanen so glänzend widerlegt sind.

Am 3. 1818 hatte sich die Lage des Landes bedeutend verbessert, daher konnte der Prinzregent am 10. Juni in der Thronrede bei Schließung und Aufhebung des Parlaments den beiden Häusern zu der sichtbaren Verbesserung des inneren Zustandes des Landes und den im Wochen begebenen Bräuen von nationaler Wohlfahrt Glück wünschen. Das Jahr sollte aber nicht endigen, ohne dem Peinigen einen sehr empfindlichen Stoß durch den Tod seiner geliebten und ihn stets mit der größten Innigkeit liebenden Mutter zu versetzen. Die Königin war schon lange von Symptomen der Wassersucht heimgesucht und ihr hohes Alter von 75 Jahren (55 davon hatte sie in glücklicher Ehe verlebt) gestattete wenig Hoffnung. Die gewöhnliche Beschuldigung gegen die Königin, die des Geizes, wurde zur Gewissheit durch den kleinen Betrag von persönlichem Vermögen widerlegt, das sich bei ihrem Tode disponibel fand, was sich hinlänglich durch den ansehnlichen Betrag von 5000

Pf. St. jährlich erklärte, den sie inbezug zu misshätigen Zwecken verwandte, von dessen Verwerdung man erst nach ihrem Tode Kenntniß erhielt. König Georg III. überlebte sie nur wenige Monate; er starb, wie wir schon gemeldet haben, am 29. Jan. 1820 im 82. Jahre seines Alters und in dem 60. seiner Regierung; die wiederholte Erwähnung dieses Ereignisses ist nothwendig, da mit diesem Tage alle Einschränkungen der Regentschaft aufhörten, und statt von einem Prinzregenten müssen wir nur die nächsten zehn Jahre von einem Könige, von Georg IV., sprechen. Der Tod seines Vorgängers brachte aber eben nur diese Veränderung des Titels, alle Regierungsmaßregeln blieben dieselben. — Aus der Feder von Sir William Knighten (in seinen Memoiren), der als der vertrauteste Diener des Regenten es am besten wissen konnte und als christlicher Mann gewiß keine Unwahrheit berichten wollte, haben wir die Nachricht, daß der Prinzregent beim Empfang der Nachricht von dem Tode seines Vaters in einen Strom von Thränen ausgebrochen sei, was sehr rührend (affecting) gewesen wäre. Ein Artikel im Edinburgh review (Oktober 1838, Nr. 137, S. 105) will bei Beurtheilung dieses Buches und in Folge eines Briefes auf Georg IV. in Nr. 135 hiezu eines kleinlichen Geizes wegen statt affecting affected (gekünstelt) gesetzt haben, indem er Georg IV. nicht nur jede gute Brauteneigenschaft absprach, sondern ihn auch für unfähig der natürlichen Triebe von indischer Liebe erklärte. „Mit dieser Veränderung“ fährt der Recensent fort, „würde keine die Wahtheit des Berichtes beweisen, buchstäblich genommen aber ist er vollkommen lächerlich. Was! da Georg III. schon zehn Jahre wegen Geisteserrückung eingesperrt gewesen und seine Todesnachricht stündlich von seinem Sohne erwartet werden mußte, und er schon 24 Stunden (?) vorher darauf vorbereitet war, wollen sie uns glauben machen, daß dieser Sohn bei Ankunft dieser Nachricht in einen Paroxysmus von Kummer verfiel gewesen sei; es ist zu abgeschmackt, um ein Kind, vier Jahre alt, zu hintergehen. Achtung — eine anständige Achtung — gegen das Andenken von Georg IV. verbietet uns, an eine solche gedruckte Scene, was das Ganze, wenn es überhaupt vorgefallen wäre, gewesen sein müßte, zu glauben.“

Wir geben dies als Beispiel von Bosheit und Gift, welche diesen Artikel, wie die Nr. 135, betitelt „George the fourth and Queen Caroline — Abuses of the Press,“ betitelt haben.

Sobald die Königin Caroline in Italien die Nachricht von dem Tode Georgs III. erhielt, eilte sie gegen das vor sechs Jahren getroffene Uebereinkommen nach der französischen Küste, welche am nächsten an England liegt, nach Calais, von welchem Hafen sie am 6. Juni zu Dover landete und gleich darauf nach London fuhr, wo sie bei Alderman Wood aufgenommen und von einer unmaßigen Menge Volkes bekräftigt wurde. Herr (der jetzige Lord) Brougham, ihr Schwelmer, und Lord Hutchinson Ersterer des Königs und der Minister waren ihr entgegengefahren worden, um ihr die Uebereinkunft

von 1815 in Erinnerung zu bringen, die auch mit Zustimmung von Lord Brougham geschlossen war, und ihr anzugeigen, daß, wenn sie ferner England meiden und auf den königlichen Titel verzichten wollte, sie eine Vermehrung ihrer Einkünfte um 15,000 Pf. St. erhalten sollte, dagegen für den Fall der Weigerung eine Untersuchung ihres Betrages während der letzten sechs Jahre die unausbleibliche Folge sein würde. Unglücklicherweise blieb sie allen ihr gemachten Vorstellungen gegenüber taub, und unter dem Vorwande, daß man sie als Königin durch Auslassung ihres Namens in den öffentlichen liturgischen Gebeten beschimpft habe, beschloß sie auf das unbesorgene Zureden von dem genannten Alderman das Äußerste zu wagen.

Die Gerüchte über das Betragen und die Lebensweise der Prinzessin dehnte während ihrer ganzen Abwesenheit von England waren höchst betrübend und tief inderminirend, so daß der Prinz unmöglich eine Erkundigung über die Wahrheit derselben erteilen konnte. Der holländische Minister am päpstlichen Hofe, Baron von Ompteda, und ein angesehener englischer Jurist, Sir John Keach, waren die Hauptpersonen, die mit der Vorarbeit und der Feststellung der Thatsachen beauftragt waren; ihre Eifer, noch mehr aber ihr Erfolg zog ihnen alle mögliche Mischung der Tagespresse zu.

Am demselben Abende, als die Königin in London eintraf, wurden an beide Häuser Postkasten des Königs durch Lord Liverpool und Lord Castlereagh überbracht; in Folge der Ankunft der Königin im Lande hätte Sr. Majestät es für nöthig erachtet, gewisse Documente, das Betragen der Königin in der Fremde betreffend, ihnen mitzutheilen und dieselben ihrer baldigen Aufmerksamkeit zu empfehlen; diese Documente wurden in zwei versiegelten grünen Beuteln beigelegt. Die darin enthaltenen Beschuldigungen waren auf Ehebruch der Königin mit einem ihrer Diener und auf ausgelassenes und süderliches Betragen gerichtet; weil aber die Mitschuldigen Ausländer waren und die Ereignisse sich in fremden Ländern zugetragen haben sollten, so waren technische und juristische Schwierigkeiten gegen einen Hochverrathproceß vorhanden, und es blieb nur der Weg übrig, eine Bill of Pains and Penalties durch beide Häuser für diesen besondern Fall durchzuführen. Am 7. fanden im Unterhause lebhaftest Diskussionen bei Uebergabe der Botschaft statt, und Brougham überreichte einen Protest der Königin gegen das Verfahren. Lord Castlereagh beantragte ein geheimes Committee, um ein Gutachten über die Papiere abzugeben; aber auf Verlangen von Wilsberforce wurde die Sache auf ein Paar Tage im Unterhause verschoben, während bei den Peers Lord Liverpool's entsprechender Antrag mit einer Stimmenmehrheit von 79 Stimmen durchging. Es wurden während mehrerer weiteren Verhandlungen Verhandlungen zwischen den Lords Wellington und Castlereagh Eitens des Königs einerseits und den Hrn. Brougham und Denman Eitens der Königin andererseits über eine gütliche Beilegung des Zwistes gepflogen; weil aber die Herren auf Aufnahme

des Namens der Königin in das Kirchengebet und auf den Empfang der Königin an fremden Höfen bestanden, so blieb sie ohne Resultat; sie wurden am 19. Juni abgebrochen und am demselben Tage die Verhandlungen im Unterhause wieder erneuert. Indessen auf den Antrag von Wilsberforce, welcher mit 391 gegen 134 Stimmen angenommen wurde, votirte das Unterhaus eine Adresse an die Königin, welche durch ihre Ausdrücke nach der Meinung der Königin einen Erlaß geben könnten für die Auslassung ihres Namens im Kirchengebete, wodurch überhaupt die Königin zufrieden gestellt werden konnte; Wilsberforce aber hatte sich getäuscht, die Königin gab durch Brougham eine zwar sehr höfliche, aber entschiedene Verneinung. Eine fernere Verabingung wurde nur bewilligt, um zu erfahren, ob eine Proedur im Oberhause stattfinden würde, da es ungewöhnlich erschien, zwei solche Verhandlungen auf einmal fortgehen zu lassen; dieser Antrag wurde durch Lord Castlereagh mit 195 gegen 100 durchgesetzt und folglich die weitere Verhandlung dem Oberhause überlassen.

Der höchste Gerichtshof des Landes sollte, wenn gleich nur in legislativer Form, eine Entscheidung treffen, die der höchsten Dame des Königreichs, dem ersten Unterthan Ehre, Würde, Reichthum und Leben kosten konnte. Nie ist eine merkwürdigere Erscheinung in der Geschichte vorgekommen, als eben diese Verhandlungen. Alle Verleumdungen waren dem Gegenstande angemessen. Für die Bill und gegen die Königin waren als Anwälte, der Attorney und der Solicitor-General für das gemeine Recht, die Advocate general und Dr. Adams für das Civilrecht und noch ein Barrister Herr Park. Für die Königin traten auf ihre eigenen Anwälte ex officio Brougham und Denman, und fürs Civilrecht Dr. Lubington; ferner die Barristers Williams, Tindal und Wilde. Diese Alle waren bloß zum Plaidiren. Als Agenten oder Sachwalter war Plante, Jurist für das Schakamt, und Powell, der in Mailand den Thatsachen zur Ineriminierung nachgeforscht hatte.

Brougham griff zuerst das Princip der Bill an; er behauptete, daß kein Verhältniß sei, wenn den männlichen Gliedern der königlichen Familie Lizenz zu jeder Ausschweifung gegeben würde, sobald aber der Zahn der Verleumdung an einer unbefügten Dame der Familie nagte, dies noch dazu erlaubt, die sogar aufgemuntert worden sei, außer Landes zu reisen, sie unter dem erbeuchelten und gefährlichen Vorgeben, der Charakter des Landes und die Ehre der Krone kommen ins Spiel, verfolgt und verflagt werde. Er wurde mitläufig von Denman unterstützt, von beiden Kronanwälten aber ihm geantwortet. Am 19. Aug. wurden diese Präliminäreinwände beseitigt und das eigentliche Plaidoyer durch die Kronanwälte mit einer Uebersicht aller der Schritte ihrer Majestät seit ihrer Entfernung von England im J. 1814 begonnen. Bei der Uebersicht hatte sie ein Gefolge gehabt von zwei Ehrendamen, zwei Kammerherren, einem Stallmeister und einem Arzte, lauter Engländer, aber Alle hätten sich, ehe die Königin am 15. Mai 1815 ihre Residenz in Mailand nahm, von ihr

getrennt und wären durch eine Italienerin, Gräfin Dibi, die Schwester des mitgezwungenen Couriers und Kammerdieners Bergami ersetzt worden. Es wurde zu verstehen gegeben, daß alle diese Landleute den Umgang der Königin mit diesem Bergami nicht hätten gutheissen wollen, die Ausgelassenheit der Prinzessin nicht hätten vertragen können. Während einer mehrjährigen beschändigen Reise durch viele Orte in Italien und Sicilien wären immer die Schlafstuden für sie und Bergami auf ihren Befehl so arrangirt gewesen, daß eine leichte und geheime Verbindung zwischen beiden stattfinden konnte. Von einem Freunde des Bergami wurde eithich behauptet, daß, als dieser von einem Hufschlage bettlägerig geworden wäre, man ihn zu seiner Aufwartung bestellte und in einem nebenliegenden Kämmerchen untergebracht habe; eines Nachts nun habe er die Prinzessin im Nachschilde in die Stube des Bergami gehen sehen und „Küsse und andere Ergüsse von Liebe gehört, die keinen Zweifel an den Zweck der Visite zuließen.“ Zu Catania in Sicilien will eine andere Zeugin, die als Kille de chambre diente, da sie später aus war, als die andere Dienerschaft, bemerkt haben, daß die Prinzessin, die nebst Bergami immer sehr früh zu Bette ging, aus dem Zimmer des Regenten unangekleidet, mit dem Kopfsifen, auf dem sie stets ruhte, in der Hand, gekommen sei u. s. w.; denn es kann nicht erwartet werden, daß wir alle die Facta erzählen sollen, die die einleitende Rede des incriminirten Kronamwalts enthielt und ihn zwei volle Tage, den 19. und 21. Aug., beschäftigte. Es wurde zur Abhörung der Zeugen zur Konstatirung der erwähnten Thatfachen geschritten. Es muß hier bemerkt werden, daß sich die Anwälte der Königin und nach ihnen die politischen Blätter viel Spotterei über den niedrigen Stand, viele Einfüßerungen über die Unglaubwürdigkeit der Zeugen erlaubt haben; die Zeugen wurden daher, wenn sie sich ins Freie wagten, vom Pöbel beschimpft und beworfen, sobald Einige gar nicht nach England reisen wollten. Andere die ganze Zeit ihres Aufenthaltes in England eingeschlossen bleiben und besondere Wächter für ihre Sicherheit bestellt werden mußten. Der Hauptzeuge hieß Majorci, welcher lange Zeit Kammerdiener bei der Prinzessin gewesen. Da sie beim Beginn seines Verhörs zugegen war, so lies sie, als er zuerst als Zeuge auftrat, einen Schrei aus, den Einige vom Entsetzen des Erstaunens erklärten, und verließ den Saal so fort mit ihren Damen. Er mußte natürlich durch einen italienischen Dolmetscher, den Marquis Spineto, verhört werden; sein Verhör und Gegenverhör (cross-examination) dauerte zwei Tage, und da in dem letzteren von den Anwälten der Königin viele ganz unerwartete Fragen an ihn gerichtet wurden und er darauf im Italienischen „Non mi ricordo“ erwiderte, so wurde dieser Ausdruck vom Pöbel und der Presse aufgegriffen, um ihm einen Schimpfnamen anzuhängen und überhaupt sein Zeugniß zu verdächtigen; unwürdig genug wurde die erste Veranlassung dazu durch eine Bemerkung von Brougham, der Königin Hauptschwächter, gegeben. Das

ganze Verhör der Zeugen mit mancherlei Zwischenverhandlungen über juristische Nebenpunkte dauerte ohne Unterbrechung bis zum 7. Sept. Darauf gab der Solicitor-General eine Zusammenstellung der durch die Zeugen erwiesenen Thatfachen und endigte seine Rede mit der Erklärung, daß die Einleitung zur Bill als erwiesen zu erachten wäre, sobald die Beweise nicht von der Gegenpartei durch Gegenbeweise klar, bestimmt und genügend widerlegt wären.

Da die Königin nicht auf der Stelle mit den nöthigen Zeugen versehen war, so wurde auf Antrag von Brougham die Vertheidigung der Königin bis auf den 3. Oct. verschoben. An diesem Tage eröffnete Brougham die Verhandlungen mit einer Rede, die auch zwei ganze Tage dauerte; unbedeutende Widersprüche wurden zu Meinungen gestempelt⁶⁾ und Anstoß gefunden, daß nicht andere bessere Zeugen aufgerufen worden wären. Ihm folgte Williams und nach Beendigung von dessen Rede wurden Zeugen für die Königin abgehört. Diese waren meistens die Damen und Herren, die das Gefolge der Königin bei ihrer Abreise gebildet hatten, denen man übrigens zum Theil den gleichen Mangel an Erinnerung wie dem Majorci und den andern Italienern hätte vorwerfen können. Eine Ehren dame, Lady C. Lindsay, die nichts Anstößiges im Betragen der Königin bemerkt haben wollte, gab zu, daß die Gerüchte von so unangenehmer und verdorfsener Natur gewesen wären, daß sie nach 24 Tagen schon ihren Dienst aufgegeben hätte, und sie bekannte, daß es ein Brief von ihrem Bruder, dem Earl of Guisford, gewesen, in dem diese Gerüchte erwähnt worden wären, die ihren Beschluß bestimmten. Brougham erklärte am 2. Oct., daß er sich in der Vertheidigung verbindert finde und dieselbe unvollendet abbrechen müsse. Am 21. begann Denman das Resumé des Processes, welches wieder zwei ganze Tage kostete. Am 26. wurde Dr. Rushington für dieselbe Partei gehört, worauf die Repliken der Attorney und Solicitor-General drei Tage ausfüllten. Nachdem die gegenseitigen Verhandlungen der Advocaten geschlossen waren, begannen die Debatten der Peers, die sich bis zum 30. Nov. hinzogen, indem verschiedene Lords ihre Abstimmung für oder wider mit großer Ausführlichkeit motivirten. Einige, wie Lord Arden, wollten nicht ein Votum für die Bill abgeben, weil dadurch ein Mitglied des braunschwiegigen Hauses mit ewiger Schande gebrandmarkt würde. Lord Palmouth hatte keinen Zweifel über die Schuld der Königin, wollte aber nicht in eine Scheidung einwilligen, und daher gegen die Bill stimmen. Lord Ellenborough konnte die Königin nicht für schuldig erklären, wollte aber nicht für die Bill stimmen. „Keiner, der die Zeugen an den Schranken ge-

6) Der gehetzte Dr. Mitarbeiter zeigt sich ebenso wenig in der Ausführllichkeit, mit der er die Anklage referirt hat, gegenüber der Zuchtheit, mit der er hier die Vertheidigung ablehnt, unparteiisch, als er es nicht im Verhör seiner ausgesagten Brettsammler ist, welche die Vertheidigung angründet hat. Wir müssen unsere Leser auf die gedruckten Procèsverhandlungen verweisen.“

hört, Keiner, der von ihrem Betragen gewußt, gesehen und gehört hätte, was Jedermann, der in der Welt lebte, gewußt, gesehen, gehört haben müßte, kein solcher würde behaupten, daß nicht die Königin von England die letzte Dame im Lande wäre, von der ein Ehrenmann wünschen könnte, daß sie seiner Frau gleichkäme, oder die ein Familienvater als Beispiel seinen Töchtern empfehlen würde (großer Beifall). Keiner konnte, die Hand aufs Herz gelegt, behaupten, daß die Königin nicht ihrer hohen Stellung völlig unwürdig wäre. Zur Sicherheit der häuslichen Tugend müßte das Betragen Ihrer Majestät für schandvoll, entehrend und schimpflich erklärt werden. Es gäbe aber eine andere Proceßur dazu, als die gegenwärtige Bill. Das Haus könnte eine Adresse an die Krone über das unwürdige Betragen der Königin überreichen, dadurch würde der Zufall sowohl, als der Politik der Sache Genüge geschehen¹⁾).

Wir haben dieses strenge Urtheil, mit welchem eine Stimme gegen die Bill gegeben wurde, hier mitgetheilt, um zu zeigen, daß, wenn sich für die zweite Lesung nur eine kleine Majorität von 28 Voten (123 gegen 95) herausstellte, viele Stimmen gegen die Bill von Verrückten gegeben wurden, die vollkommen von der Schuld der hohen Incriminirten überzeugt waren. Alle königlichen Prinzen hatten sich in der Sache ihrer Stimmen begeben und nicht votirt. Die dritte Lesung der Bill im Oberhause wurde am 6. Nov. beantragt, und zwar mit Beibehaltung der Scheidungskaufel, auf deren Aufkündigung Manche bei ihrer Stimme für die zweite Lesung gehofft hatten. Da sie nun in diese nicht einstimmen wollten, und daher (wie die Bischöfe von Exeter und Gloucester) ihre früheren Vota durch Entfernung aus dem Hause jetzt entkräftigten, so sank für die dritte Lesung die ministerielle Majorität auf 9 Stimmen (108 gegen 99). Lord Liverpool gab nun die Erklärung ab, es scheine, daß die öffentliche Meinung gegen die Bill sei, und bei der kleinen Majorität, die sich nun herausgestellt, nehme das Ministerium Anstand, in dieser Sache weiter vorzuschreiten, obgleich, wenn die frühere Majorität von 28 geblieben wäre, die Minister es für ihre Pflicht erachtet hätten, die Bill zur Genehmigung an das Unterhaus zu schicken. Ein Protest gegen dieses Vorgehen wurde in die Journale des Hauses eingetragen, unterzeichnet von den Herzogen von Clarence (nachherigen William IV.) und Northumberland, dem Markgrafen von Eothian, dem Earl von Essex und Ailesbury, wozu noch Andere sich aus andern Beweggründen gesellten, wie die Earls von Shaftesbury, Bridgewater, Berulam, Harris und Powis. Eine Prerogation beider Häuser wurde bis zum 23. Nov. verfügt; an demselben Tage wurde versucht, eine Botschaft der Königin dem Unterhause zu überreichen, deren Ablieferung aber, trotz

des heftigen Widerspruchs und dringende schätlichen Widerstandes der Freunde der Königin im Unterhause, durch die Ankündigung einer Vertagung Seitens des Königs unterbrochen wurde.

Das Gelingen der Bill war eine Schlappe für den König und seine Minister, konnte aber unmöglich für einen Triumph der Königin gelten. Dennoch wurde es zu ihrer Rechtfertigung ausgenutzt; an dem Abende, wo die Bill zurückgenommen wurde, waren einige Häuser *) in London illuminirt, vielleicht weniger aus Ueberzeugung von der Unschuld der Königin, oder um eine große Demonstration zu ihren Gunsten zu machen, als um ihre Feindschaften und sich selbst vor dem herum schwärmenden Pöbel zu sichern. Gratulationsadressen wurden in Menge übergeben, viele Municipalitäten und Gemeinden votirten Adressen gegen die Minister und beantragten ihre Dimission. Diese aber behaupteten ihre Stellung, und von dem Tage an, wo man die Bill fallen ließ, wurde die Königin immer weniger ein Gegenstand von öffentlichem Interesse; die Anwartschaft von Damen, selbst den eifrigsten ihrer Partei, hörte allmählig auf, und sie fiel bald in verhältnißmäßige Miachtung. Man hatte in England während beinahe eines ganzen Jahres erfahren müssen, *furere quid foemina possit*, und alle Geschäfte, alle inneren notwendigen Verfügungen und Verbesserungen waren dieser Ungelegenheit wegen aufgeschoben worden.

Den 12. Juni 1821 erließ der König eine Proclamation, worin er seine Krönung nach einer zweimaligen Aussetzung derselben definitiv auf Dinstag den 2. Aug. festsetzte.

Wir haben von der Feder des berühmten Sir Walter Scott in einem Briefe von ihm an einen Freund die Beschreibung einiger Hauptpunkte bei dieser Krönung, aus der wir einige der bemerkenswerthesten Stellen herausheben:

„Ich muß Sie auf die Tagesblätter verweisen für die Details der großen Nationalfeierlichkeit, von der wir gestern Zeugen waren, und es als Erlebnis meines Versprechens halten, wenn ich Ihnen einige allgemeine Bemerkungen über das zuschicke, was ich mit Erstaunen gesehen habe und niemals vergessen werde. Man kann sich wahrlich keine Ceremonie vorstellen, die in allen Abtheilungen imponirender oder gerigneter wäre, die tiefsten Eindrücke auf das Auge, wie auf die Gefühle zurückzulassen. Große Sorgfalt muß darauf verwendet worden sein, um alle untergeordneten Theile mit dem Ganzen in Harmonie zu bringen, daß unter so vielem veralteten Ceremoniel, durch welches Leuten, die an die herkömmliche Routine des täglichen Lebens gewöhnt waren, sonderliche Trachten, Beschäftigung und Charaktere ausgenüthigt wurden, sich doch nichts Einflüßes oder Lächerliches ereignete, um den allgemeinen Eindruck der Feierlichkeit zu stören. Wenn ich bedenke, daß es zwischen dem Erbhabenden und dem Lächerlichen nur einen Schritt gibt, so muß ich es für ganz bewundernswürdig halten, daß die ganze Feierlichkeit vorüberging, ohne

1) „Der Hr. Verfasser hätte im Interesse der Unparteilichkeit etwas gut, als er diese Artikel schrieb, weiter unten die Bemerkung nicht unterlassen sollen, die nach dem Schlusse der Verhandlungen des Oberhauses der Herzog von Sussex und der Herzog von Coburg bei der Königin gemacht haben, die als Ehrenerkennung allgemein angesehen wurden.“

8) „Rein, sondern ein großer Theil der Stadt.“

daß auch nur ein einziger Umstand den allgemeinen Ton von ernster Würde, der für die Gelegenheiten paßte, gestört hätte.

Sie werden eine detaillirte Nachricht über den einzigen unangenehmen Vorfall des Tages erhalten haben. Ich ziehe alle die schlecht betroffene Dame (die Königin ist hier gemeint), die kürzlich sowohl über sich zu reden gegeben hat, sich in eine Feiertagszeit zu drängen, wo sie an ihrem Plage nicht erscheinen konnte, und an einem andern zu sein eine freiwillige Herabwürdigung gemeint wäre. Jenes Ereigniß ist nur ein Streichfeuer gewesen, völlig ausgebrannt, und diejenigen, die jetzt versuchen, es wieder in eine Flamme zu pflanzen, werden nur ihre Hände und Nasen mit Ruß beschmutzen, wie die Kinder, die unberufenweise unter der Asche eines Freudenfeuers wühlen. Es ist merkwürdig, daß diese unglückliche Dame, wenn sie einmal auf alle Fälle zugegen sein wollte, sich nicht mit dem Einlassbillet eines Pöbels versehen hätte, wodurch sie wol Einlaß hätte erhalten können. Doch ich gebe gern zu angenehmen Gegenständen über.

Der Effect der Scene in der Abtei war über alle Beschreibung prächtig. Stellen Sie sich vor lange Galerien, ausgefüllt längs allen den Schiffen jenes ehrwürdigen Gebäudes, welche sich hinter dem Altare erheben, niederhaltend von einem grandiosen Musikchor; die an den Seiten waren, wurden vom Erdboden angestülzt mit Allem, was in Großbritannien Liebliches oder Ausgezeichnetes zu finden ist. Die Loge der Galerie wurde von den Zöglingen der Westminster-Schule in weißen Chortüden besetzt, wovon Viele an jenem Tage Eindrücke auf ihre ganze Lebenszeit empfangen haben mögen. Stellen Sie sich, sage ich, dieses Alles vor und fügen Sie alsdann noch dazu das brillante Schauspiel unten zur ebenen Erde, die Altäre, umgeben von den Vätern der Kirche, den Königen, umringt von den Großen des Reichs, von den Räten seiner Krone, von Kriegern, mit den Ehrenzeichen geschmückt, die sie in vielen glorreichen Gefahren sich erworben, stellen Sie sich ferner vor den prächtigen Anblick der Reichen unter den Galerien, angestülzt mit wogenden Federn, mit den Diademen des hohen Adels und feinen Schirmhauben, darauf die Sonne bald in vollem Glanze, bald überdeckt sich zeigte, als ob sie mit Fleiß hier das vollste Licht auf die reichen und bunten Gruppierungen entfendete, dort einen einzelnen Strahl, im Vorbeigehen zuweilen auf die schimmernden Falten einer Standorte oder auf die Zaden einer Trophe von Streikarten oder Partisanen, alsdann wieder auf einer schönen Form ruhen lasse, als Stern erster Größe unter ihren Nachbarn glänzend, deren Diamantenfranz unter ihrer Wirkung mächtig funkelte.

Stellen Sie sich dieses Alles vor und dann sagen Sie, daß ich meine Reise von 400 Meilen (englische) vergebens sollte gemacht haben. Ich liebe nicht die Männer von cui bono, es würde mir daher unangenehm sein, wenn Sie mich im niederschlagenden Tone einer düstern Philosophie fragen, was Gutes den Zuschauern aus allem diesem erwachsen sei? Wollten wir

unser Sein bloß auf die animalischen Bedürfnisse beschränken, so wären wir freilich zufrieden mit Lebensmitteln, Kleidung und Heizung; aber die göttliche Vorsehung, die den Kreis unserer Wünsche über bloße animalische Bedürfnisse erweitert hat, wolle nimmer, daß wir sie in diese enge Schranken zwingen sollten; und ich vermuthete gar sehr, daß jene Herren von non est tanti die natürliche und aufrichtige Freude, welche Männer meines Sinnes an prächtigen Schauspielen und harmonischen Tönen empfinden, nur herabwürdigen, um sich einer größeren Weisheit als ihre Nachbarn zu rühmen auf Kosten einer geringern Glückseligkeit; oder weil das bloße Vergnügen von Auge und Ohr, mit Erinnerungen einer tiefern Art verbunden, sind, zu denen sie sich nur ungerne ergeben.

Es waren aber bessere Belohnungen meiner Pilgerfahrt als bloß die Vergnügungen für Auge und Ohr; denn es war unmöglich, ohne die tiefste Ehrfurcht, Zeuge zu sein von dem freiwilligen und feierlichen Austausch der Gelübnisse zwischen König und dem versammelten Volke, indem auf der einen Seite jener den allmächtigen Gott als Zeugen seines Entschlusses anruft, ihre Gesetze und Verrichte aufricht erhalten zu wollen, diese aber in demselben Augenblicke das göttliche Wesen anrufen, ebenfalls Zeuge zu sein, daß sie ihn als ihren geschlichen Souverain annehmen und ihm ihre Liebe und Pfllicht-treue geloben. Ich kann Ihnen nicht die Wirkung beschreiben, die durch die feierliche, doch seltene Mischung der Worte der heiligen Schrift mit dem Zusprechen und Freudengefühl der Versammlung hervorgerufen wurde, wie selbige die Frage des Prälaten beantwortete, ob sie für ihren Monarchen den Präsenzen anerkannten, der jetzt in ihrer Gegenwart die Suprematie feierte.

Besonders erfreulich war es anzusehen, wie der König von seinen königlichen Brüdern, besonders aber vom Herzoge von York, den Bruderkuß erhielt, wodurch sie ihn für ihren Souverain anerkannten. In der Umarmung, die zwischen dem Könige und dem Herzoge von York gewechselt wurde, war eine christliche Liebe, eine liebreiche und ungeheuchelte Innigkeit zu sehen, die beinahe eine Liebeslösung genannt werden kann und alle Anwesenden mit der elektrischen Lieberzeugung erfüllte, daß der Nächste dem Throne von Blutwegen auch der Nächste sei in der Liebe. Niemand habe ich herzhaftere Beisatzzeichen gehört, als diejenigen, welche da auf die königlichen Brüder gewissermaßen niedergebrennt wurden, als sich beide so Brust an Brust unklammert hielten; es war der Ausdruck von natürlicher Wärme, die aus dem ceremoniesellen Gepränge herausquell und in jedem britischen Busen Anlang fand; der König zeigte bei diesem und noch einigen andern Theilen der Ceremonie viel Rührung, selbst in dem Grade, um einige Besorgnisse bei denen, die ihm so nahe wie ich standen, zu erregen. Bald aber erhobte er sich und verhielt sich im Allgemeinen sehr fröhlich bei allen Strapazen des Tages. Ich höre von Einem, der seiner Person ganz nahe gewesen, daß er sich, sogar wo er sich am meisten durch Hitze und Ermattung gedrückt fühlte, mit vieler

Energie ermannte, sobald einige der mehr Interesse erregenden Stellen des Ceremoniels vorkamen oder wenn etwas vorfiel, das ihn persönlich und unmittelbar betraf. Als er nachher bei der feierlichen Mahlzeit präsidirte, erschien er every inch a king (jeder Zoll ein König), und Nichts konnte den Anstand übertreffen, mit dem er die verschiedenen Zeichen von Feudalberechtigung annahm und zurückgab, die ihm während jenes langen Tages überreicht wurden.

Es war auch ein sehr angenehmes Schauspiel für diejenigen, die mit mir in Gefinnung übereinkommen, zu bemerken, daß der Herzog von Devonshire und der größte Theil der Whigaristokratie sich um den Thron bei dieser Gelegenheit versammelt hatte, um dadurch ihre Ergebenheit zu zeigen und zu beweisen, daß die Verschiedenheiten in politischer Denkungsart nur ganz oberflächliche Wunden sind, die zuweilen eine bedenkliche Erscheinung annehmen können, aber gar keine Wirkung auf den gesunden Körper des Landes äußern.

Jedem Sie mich auf, Ihnen unter allen Theilnehmern an der Feierlichkeit denjenigen zu nennen, der sich am besten benahm und am besten den Charakter einer solchen Feierlichkeit auszufüllen schien, so nehme ich keinen Anstand, Lord Londonderry (Castlereagh) zu nennen; in dem prächtigen Mantel und den roten des Hofes anderns mit der Krone und den vorgehenden hohen Straußfedern, die dazu gehören, paradierte er in der Procession ein und mit seinem edeln Gesichte und majestätischen Blicke gab er einen würdigen Vertreter des Ordens und Edward's III. ab, dessen Costum allein von ihm getragen wurde. Der Herzog von Wellington beregte sich in der Fülle seines Vorbertrages, und schien auch im Äußeren des Marschallstabes würdig, der nie von einer verdienstvollen Hand getragen worden. Der Marquis of Anglesea zeigte die größte Gewandtheit im Reiten seines Pferdes, trotz des Mangels eines Reines, welches der Heiß zu Waterloo gelassen hatte. Seiten habe ich bessere Zügelung gesehen und ich schmeichle mich einiger Kenntniß in der edeln Kunst. Lord Howard's Pferd war schlechter zugehütet als die Pferde der beiden andern Peers, doch nicht in dem Maße, um zu bewirken, daß er es nicht rückwärts aus dem Saale hinausbringen konnte, als der Champion, den sie begleiteten, seine Herausforderung benutzte hatte.

Champion (Kämpfer) wurde, wenn es nach altem Rechte zukommt, der junge Donost, ein schön gewachsener Jüngling, doch wol mit einem etwas zu mädchenhaften Gesichte, um den Verfechter Seitens des Königs gegen die ganze Welt abzugeben. Doch warf er den eisernen Handschuh mit anständiger Männerkraft nieder und zeigte so viel Reiterdressur in der Handhabung seines Pferdes, als die Menge gewapneter Ritter und Edelknaben um ihn nur zuließen. Seine Rüstung war im guten Geschmade, aber sein Schild wies ganz von der Regel ab; er war ein runder roudache oder Scheibe der Hochländer, wovon es ganz unmöglich ist, zu Pferde Gebrauch zu machen, statt eines dreieckigen oder Heater (Plattens), das während der Turniere von dem Halbe

hing. Verzeihen Sie nur diese antiquarische Krüge, die, glauben Sie mir, Wenigen außer mir eingefallen ist. Im Ganzen hatte mich dieser meist frappante Theil der Feier in Etwas unzufrieden gelassen; nach meinen Wünschen hätte der Champion von seinen Trabanten weniger benetzt sein müssen, sodaß er freien Spielraum gehabt hätte, sein Pferd au grand pas zu spornen. Doch zeigte sich der junge Lord von Scrimgeour ganz brav, wie er sich auch benahm.

Um aber auf die Costumirung zurückzukommen, konnte ich nicht umhin, meinen Beifall dort zu zollen, wo ich früher so tauben Gehör war; ich meine wegen der vorgeschriebenen Amtstrachten für die Mitglieder des geheimen Rathes, die von blauem und weißem Atlas mit geschlitzter Hofe und einem Mantel aus den Zeiten der Elisabeth waren; einzeln genommen, hatte ein so gepunkteter Anzug etwas Komisches bei älteren Herren oder Leuten von schlechtem Aussehen, wenn aber alle zusammen in Masse erschienen, verloren sich alle diese Dissonanzen und man bemerkte ebenso wenig den Anstand der Einzelnen oder das Aussehen eines Individuums, als die einzelnen Soldaten in einem im Verheimlichern begriffenen Bataillon erkannt werden. Uebrigens war das Ganze so völlig harmonisch in Farbe wie in Zusammenstellung der ganzen Masse von bunten, prächtigen und mittelaltlichen Costumen, daß es an die Unmöglichkeit grenzte, eine einzelne Figur hervorzuheben. Ein schweißiges Auge aber erkennt doch immer den Schotten, selbst unter der größten Menschenmenge, heraus, und ich muß bekennen, daß der Lord Chief Justice Clerk of Scotland sich in jenem Anzuge der geheimen Räte ebenso sehr zu seinem Vortheile als nur irgend einer von denen, die dieses glänzende Costum bei der Gelegenheit trugen, gezeigt habe. Der gewöhnliche Hofanzug, der von den geheimen Räten bei der letzten Krönung getragen worden war, muß sich sehr armselig ausgenommen haben, im Vergleich zu dem gegenwärtigen, und es wurde dadurch eine Verschmelzung bewirkt in der Steigerung von prunkender Bier, von der kaum zu ertragenen Pracht der Herolde, die wie große Massen von Geld und Silber glänzten, bis zu dem nicht gedämpften Mantel und der Hermelinfutterung der Peers. Doch darf ich nicht vergessen des Einbruchs zu gedenken, der hervorgebracht wurde, als die Peers die Kronen ihrer respectiven Grade jeder auf sein Haupt setzte; es war das in der That imponirend.

Die Lage der fremden Gesandten machte einen herrlichen Effect und war nur ein Erguß von funkelnden Diamanten. Schien die Sonne auf den Prinzen Eberhard, so stimmte er wie die Milchstraße. Zuverlässig kann ich nicht sagen, ob er seinen berühmten Rock getragen, der bei allen europäischen Höfen die Kunde gemacht hat und auf 100,000 Pf. St., oder auf eine ähnliche Kleinigkeit geschätzt wird und dem Prinzen bei jedem Anziehen 20 bis 30 Pf. St. kostet, indem er Perlen daraus zu diesem Belaufe sicher verliert; hier trug er eine Husarenuniform, die doch für den guten Geschmac zu überladen war, wenigstens an irgend einer

Stelle mußte es so geschienen haben. Neben dem Prinzen saß ein munterer Mädchen (seine Schwägerntochter, wie ich glaube), das bloß Auge und Ohr schien und ebenso Diamanten trug, als wären es gemeine Perlen gewesen. — Ein ehrlicher Pörser war auch eine bemerkbare Persönlichkeit vermöge seiner Höflichkeit und unterdrückten Gracität, mit der er die ganze Scene betrachtete, ohne nur ein Glied oder einen Muskel während ganzer vier Stunden zu bewegen. — Selten habe ich so viele geschmackvolle und schöne Jungfrauen beisammen gesehen, als eben hier unter den ehrwürdigsten Matronen des Landes vermisch. saßen, und das Wogen ihres Herbschmuckes, die allgemeine Tracht, war am besten geeignet, ihre Reize hervorzuheben.

Die Pflichten der Dienerschaft bei dem Festmahle und sonst überhaupt wurden durch Pagen ausgeübt, die sehr elegant à la Henri IV. costümir waren, mit carmoisinrothen Röcken, die mit goldenen Franzen besetzt waren, blauen Schleifen, weißseidenen Hosen und weißen Kosen in den Schuhen. Es waren auch die Marschallstrabanten, die Ordnung erhalten sollten, ebenso gekleidet, nur daß ihre Schleifen weiß waren. Zu beiden Arten dieses Dienstes wurden beinahe ausschließlich vornehme Herren, viele selbst von dem höchsten Range genommen, die auf diese Weise Einlaß und die beste Aussicht des Schauspielers sich verschafften. Als ich viele meiner jungen Bekannten auf diese Weise bei ihren Vätern und Verwandten, die Peers, Ritter u. s. w. waren, ausarten sah, wurde ich an folgende Zeilen des Dichters Gracbe mit einiger Veränderung erinnert:

*’Twas schooling pride to see the menial wait
Smile on his Father and receive his plate.*

Der Wahrheit aber zur Ehre muß ich bekennen, daß sie nur mittelmäßige Diener abgaben und mehr geneigt schienen, wie der Clown in der Pantomime die Gerichte, die sie ihren Herren reichen sollten, selbst zu naschen und andere Pagenstriche auszuführen, wodurch mir die Vorlicht unseres alten Sprüchwortes in den Sinn kam: „not to man yourself with your kind“ (nicht der Dienste der Verwandtschaft sich versehen). Für die Peers war freilich nur kalte Küche aufgetragen, während der Municipalität von London Schildkrötensuppe und Hochwild vorgesetzt war, und ähnliche Verköstigungen während der Vertreibung dieses Abends noch sonst vor. Aber solche kleine contre-temps schadeten Nichts dem allgemeinen grandiosen Eindrucke.

Dem Aufzuge von der Abtei bis zur Westminsterhalle habe ich nicht beiwohnen können. Bei der Procession des Morgens, als Lord Londonderry vorbeiging, riefen einige spärliche Stimmen: „die Königin! die Königin!“ und selbst als Sr. Majestät sich zeigte. Dies waren aber nur Signale für laute und wiederholte Jubelrufe, in welche die Laute des Midergeräusches erstarkt wurden. Bei der Rückkehr gab keine einzige mißfällige Stimme ihrem Verdruß über das laute Zujuchzen, das von allen Seiten gehört wurde, zu erkennen, und gewiß hat niemals ein Monarch einen allgemeiner freundlichen Empfang von seinen versammelten Unterthanen erhalten.

Sie werden von Andern ausführliche Nachrichten über die verschiedenen Ergötzlichkeiten erhalten haben, die für John Bull bereitet waren in den Parks, auf dem Flusse, auf den Theatern und sonst wo. Nichts konnte man sehen oder hören als Töne des Vergnügens, und Veranlassungen zur Pracht und Augenweide. Man macht einen Anschlag, daß auf diese oder jene Weise 50,000 Menschen an dem Feste Antheil genommen haben. — Nichts fiel vor, was die Loyalität und gute Laune des Volkes dämpfen konnte; das Wetter war äußerst günstig und die Vorbereitungen waren so gut getroffen, daß sich kein Unglück zugezogen haben soll. Und so endigte die Krönung Georg’s IV., den Gott lange erhalte! Diejenigen, die der Ceremonie beiwohnten, haben eine Scene erlebt, geeignet das Land in der Meinung zu heben und alle ähnliche Prunktschauspiele in den Schatten zu stellen, von dem Champ de Toile d’or Heinrich’s VIII. bis auf den heutigen Tag.

Ein Augenzeuge.“

Wir haben diese, obgleich etwas umständliche Erzählung, zum größten Theile wörtlich gegeben, weil sie von der Feder eines Sir Walter Scott herrührt, nicht allgemein bekannt ist und seine Liebe zu großen Festlichkeiten und feierlichem Gepränge deutlich bekundet, und auch weil die Feier wohl die letzte in ihrer Art war. Denn es sind seitdem zwei Krönungen vorgefallen, bei denen die Ceremonie bloß auf das Kirchliche beschränkt war und alle Gelegenheit zu größerem Gepränge in der Procession und von nach der Westminsterhalle und der Abtei und bei dem Festmahle selbst entbehrte, dieses auch schwerlich in unsern Zeiten je wieder aufgenommen werden wird. Einzelne Züge, die sich nicht in dem vorstehenden Berichte finden, mögen hier noch hinzugefügt werden. In der Westminsterhalle waren sechs Episcopische angerichtet, jeder 56 Fuß lang und sieben breit, die daneben befindlichen Gerichtshöfe wurden zum Speiren der 2000 Individuen getraucht, die in dem Anzuge paradirten. Für Zuschauer in der Halle selber waren 7000 Villen von dem Lord-Kammerherrn und dem Earl Marshall ausgeheilt, draußen war ein Amphitheater längs der Estrade aufgerichtet, wo 100,000 (?) Zuschauer Plätze erhielten für eine Bezahlung von 20 bis 2 Guineen jeden. Um fünf Uhr wurde die königliche Tafel angerichtet und alle die Feudaldienste angeboten und empfangen, inclusive der Herausforderung des Champion. Als der König sich entfernt hatte, erfolgte von Adligen und Niederein ein allgemeines Geräusch, um sich Etwas von dem Geschirre, den Tischlächern, Pokalen u. s. w. der königlichen Tafel zuzugewinnen, indem noch einem alten Herkommen Alles an dem Tage Gebrauchte dem Volke anheimfällt. (Weinisches war, glaube ich, wenn auch in geringerem Maße bei der Krönung der teutschen Kaiser in Frankfurt üblich.) Krönungsmedaillen von einer vollen Länge Goldes wurden an jedes Parlamentsmitglied, das sie verlangte, gesandt, und silberne wurden reichlich ausgetheilt, sowohl während der Feierlichkeit als nachher.

Der gekrönte König unternahm, da ihm der Auf-

enthielt in London wegen der Gegenwart der Königin vertrieben war, einen Besuch Irlands, das noch seinen König aus seinem Hause bei sich gehabt hatte. Er trat die Seereise nach Dublin von Portsmouth aus an, durch widrige Winde aber wurde er an die Küste von Wales vertrieben, wo er durch die Nachricht vom Tode der Königin unterbrochen wurde.

Man kann nicht erwarten, daß der König über die Nachricht Betrübniß gefühlt habe, doch gebot die Schicksalheit die Finkelhutung von Festlichkeiten und aller öffentlichen Freudebezeugungen. Dessenungeachtet drängte sich die Menge um die Person des Monarchen. Eine Rede, die der König von den Stufen des Palastes des Vicekönigs im Phoenixpark hielt, wirkte stark auf die empfindsamen Irländer, viele sollen sogar dabei stark geweint haben. Ein Ausdruck darin war etwas mangelhaft und wurde stark bestritten. Gleich nach der Erwähnung des Todes der Königin und der deswegen nöthigen Zurückgezogenheit kamen die Worte, freilich nur in Bezug auf die Erfüllung seines lang gehegten Wunsches, Irland zu besuchen, vor: dies ist der glücklichste Tag meines Lebens, was von mehreren Blättern auf der Königin Tod gedeutet wurde. Auch war der Tag zu seinem öffentlichen Einzuge in Dublin über gewählt, der 17. Aug., da an diesem Tage die Leiche der Königin auf ihre ausdrücklichen Verlangen zur Beerdigung nach Braunsheweg abgeführt wurde.

Der König blieb in Dublin bis zum 7. Sept., wurde aber wieder durch heftige Stürme im irischen Canale sechs Tage aufgehalten und mußte zuletzt am 13. in Milfordhaven landen, und so über Land nach London reisen. Gleich darauf unternahm der König einen Besuch seines Königreichs Hannover, das seit beinahe 60 Jahren der Gegenwart seiner Souveraine entbehrt hatte. Am 21. Sept. schiffte der König sich zu Ramsgate ein, um wegen der Seerkrankheit die kürzere Uebersahrt nach Calais zu machen. Die Reise ging über Lisle, Brüssel, Aachen und Minden; am 11. Oct. hielt er seinen öffentlichen Einzug in Hannover. Die englischen Berichte sind etwas eifersüchtig auf die Ergüsse von Loyalität und Ergebenheit Seitens der hanoverschen Unterthanen gegen den König; während seines zehntägigen Aufenthaltes wurde auch der Guesenorden gestiftet und ein großes Treibjagen unter Leitung des Statthalters, des Herzogs von Cambridge, angestellt, das den König gewiß durch die Neuheit und Abweichung von allen seinen früheren Gewohnheiten bei dem edeln Bielweide überrascht haben muß. Bei der Rückkehr startete er einen Besuch der Universität Göttingen ab. Der König langte in London wieder am 9. Nov. an.

Um völlig die Kunde in allen Hauptstädten seiner vier Königreiche zu machen, schickte nur noch der Besuch von Schottland. Die Reise dahin wurde zur See den 10. Aug. des folgenden Jahres von Greenock aus angetreten, Leith und Edinburgh am 15. erreicht und am 27. wieder zur See verlassen. Das Erscheinen des Königs in der bekannten Sammelabtheilung der Hochländer und die Befolgung seines Beispiels durch einige der

Hochbranten, deren Figur wenig dazu geeignet war, und unter diesen besonders des londoner Alderman, Sir William Girtles, wurde mehrfach Zielscheibe des Witzes für die Caricaturenzeichner, aber eine gewaltige Aufseherung zur sofortigen Loyalität, die auch länger anhält als die irische vom vorigen Jahre, da in Irland Theuerung und die Intriguen einer fremden Priesterschaft große Unzufriedenheit und viele öffentliche Ausbrüche derselben verursacht hatten. Bei den Festlichkeiten war Sir Walter Scott ganz an seiner Stelle als Hauptdirector und Southey als poeta laureatus that nur, was seines Amtes war, wenn er eine Ode bei der Gelegenheit verfasste.

Von dieser Zeit an begann die mehr zurückgezogene Lebensart des Königs. Das letzte Mal, wo er öffentlich erschien, außer bei Vertagung des Parlaments, waren zwei Paradebesuche in den Theatern von Drurylane und Covent-Garden, wo er mit großem Enthusiasmus empfangen wurde. In demselben Jahre und vermehrte Krankheit, eine natürliche Folge eines unregelmäßigen Lebensgenusses, mochten aber Georg IV. immer mehr abgeneigt, sich öffentlich zu zeigen. Die Pflanzung eines großen Kievers in der Nähe von Windsor, die Anlegung und Erweiterung eines großen Sees, Virginia-Water genannt, wurde jetzt seine Hauptbeschäftigung und sein Lieblingsaufenthalte. Die Orde, Richmond, wor es auch sei, in diesen Besitz einzulassen, war aus Schärfe eingepreßt und einige Diener wurden entlassen, die während des Königs Abwesenheit einigen Freunden auf ganz kurze Zeit einzutreten erlaubt hatten. In diesem Jahre wurden die Besuche zu Brighton gänzlich aufgegeben und Windsor als gewöhnlicher Aufenthalt gewählt, wo der König vermöge einer ihm zu dem Besuche gemachten Bewilligung von 300,000 Pf. St. seinen Kunstsinn in der Vergolderung und Restauration dieses ältesten Fürstenpalastes zeigen konnte. Seine Wohnung wechselte er nun nur zwischen Windsor und dem neuen Schlosse Buckinghampalast in London. Sein Geschmaack für Kunst und Wissenschaft wurde aber in dieser Zurückgezogenheit gebildet; seine Liebe zur Malerei zeigte er durch große Einkäufe von Meisterstücken der niederländischen Schule, die Wissenschaften beförderte er durch Stiftung der Royal Society of Literature, deren Hauptverdienst in der Verleihung einer Pension von je 100 Pf. St. jährlich an zwölf Gelehrte erwähnt zu werden verdient.

Die Zurückgezogenheit des Königs und seine allgemeine Abgeneigtheit gegen Gesandtschaften und Desfinitivitäten wurden keineswegs geschwächt durch den am 5. Jan. 1827 erfolgten Tod seines Lieblingsbruders, des Herzogs von York, der in seinem 64. Jahre war und 20 Jahre als Generalkommandeur der Armer vorgehanden hatte. Die Wasserfucht, an der er starb, wurde längst als unheilbar anerkannt, dennoch war die Betrübniß des Königs tief erschütternd und ungedrückt. In ihm verlor er seinen ältesten und bewährtesten Freund und beinahe seinen immerwährenden Begleiter. Seine eigne Gesundheit hing auch an untergraben zu werden; wir haben in

den Memoirs of Sir William Knighton Privy-Parson (Dirigent der Personalausgaben), folgendes eigenhändige Büllet des Königs an ihn, datirt Royal-Lodge, 18. June 1827: „Was mich selbst antrifft, so bin ich körperlich so ziemlich wohl, habe aber wenig oder gar keinen Gebrauch meiner armen Glieder, da ich weder Trepp' auf- noch abgehen kann und getragen und im Allgemeinen allenthalben hingerollt werden muß; denn meine Kräfte umperzugehen oder mit der Hilfe einer Krücke oder starken Stödes mich von einem Plage zum andern zu rühren, haben sich seit Ihrem letzten Besuche nicht verbessert, wobei aber meine Kniee, Beine, Knöchel und Füße fürchterlicher und schrecklicher als je geschwollen sind.“ — Diese Unbehilflichkeit mag auch mit Ursache gewesen sein von der großen Abneigung des Königs gegen fremde Gesichter oder Fremde überhaupt vor sich zu lassen. Fürst Pückler Ruskau gedankt in seinen „Briefe über England“ einer Spazierfahrt mit einem englischen Edelmann in Windsorpark, wo der Letzte außerst besorgt war, daß sie den König treffen und er sich mal a son aise fühlen möchte bei dem Anblicke von unerwarteten Fremden; denn des Monarchen Gefinnungen sind sonderbar genug. Es ist ihm ganz zuwider, einem fremden Anblicke oder überhaupt einem menschlichen Wesen in Windsorpark zu begegnen, dieser ist daher mit Ausnahme der öffentlichen Chauffee, durch welche er durchschnitten wird, eine wahre Einöde.“

Durch den Tod des Herzogs von York rückte der Herzog von Clarence einen Schritt näher dem Throne, denn er bald als William IV. zu bestigen berufen wurde, und er erhielt zur Behauptung der gesteigerten Würde eine Zulage von 9000 Pf. St. jährlich.

Am 3. 1829 den 9. Dec. wurde des Königs großes Baureich zu Windsor-Castle vollendet, mit einem Kostenaufwande von 450,000 Pf. St.; Jeder, der dieses Prachtwerk gothischer Baukunst bewundert, muß gestehen, daß der alte Königsitz der britischen Monarchie nicht würdiger oder zweckmäßiger wieder hergestellt werden konnte. Das ganze Gebäude wurde durchgängig um ein Stockwerk erhöht: mehrere neue Thore, unter andern eins mit dem Namen Georg's IV., eröffnet, ganz im Geschmack der ältern Theile des Gebäudes, mit denen überhaupt die neuen Aufführungen ganz in Harmonie gebracht wurden. Alles fiel so sehr zu des Königs Zufriedenheit aus, daß Hr. Jefferys Bapatville, der Architekt, zum Ritter geschlagen wurde.

Zum letzten Male zeigte sich der König öffentlich am 20. Aug. 1829 bei Gelegenheit der Grundsteinlegung zu einem Denkmale seines Vaters Georg III. Er trug damals einen blauen Trac mit Sammetkragen, weiße Hosen und Halbhülsen; sein Hut wäre nach den Federzwischkeiten schwierig von einer trassenen Polizei geduldet worden; er war nämlich von runder Form und rauhem Filze, ohne Einfassung und mit einem breiten Bande, sehr degné, wie sein Betragen; der König zeigte sich überhaupt bei solchen Gelegenheiten ganz leutselig und guter Laune. Seit Anfange des folgenden Jahres gingen beunruhigende Gerüchte über den Zustand

seiner Gesundheit unter dem Publicum umher; das erste Bulletin wurde aber am 15. April ausgegeben. Am 12. hatte der König eine Spazierfahrt und zwar, um bequem einsteigen zu können, in einer niedern Chaise gemacht, wobei er selbst die zwei Ponies aufschürte, und sich lange Zeit in seiner Privatmenagerie aufhielt. Hier bekam er einen Anfall von Schmerzen und Mattigkeit, er nahm darauf von dem Aufseher eine so starke Dosis selbst bereiteten Cenevre, die eine sehr üble Wirkung hatte. Am 24. Mai wurde eine königliche Botschaft dem Parlamente überbracht, der König finde sich durch Krankheit gehindert, seine Unterschrift den derselben bedürftigen Staatspapieren zuzufügen; eine Bill wurde daher hastig durch beide Häuser durchgeschickt, wodurch der Gebrauch eines Sigills anstatt der persönlichen Unterschrift legalisirt wurde. Die bisherigen Bullentins waren zweideutig und in ganz allgemeinen Ausdrücken abgefaßt, sodaß diese Notifikation eigentlich zuerst die Nation von der großen Gefahr des Monarchen in Kenntniß setzte. Wenige einen Monat vor seinem Tode war der König von der Hoffungslosigkeit seines Zustandes überzeugt; die Krankheit war der höchste Grad der Wassersucht, an der auch seine Mutter und sein Bruder gestorben waren; als ihm die Ärzte erklärten, daß menschliche Hilfe Nichts mehr vermöchte, rief der Monarch mit vernichtlich lauter Stimme: „Der Wille Gottes geschehe.“ — Am 24. Juni vermehrte sich die Schwäche des Patienten, und er verstarb in eine Art Erstarrung von 48 Stunden. Am 26., um 3 Uhr Morgens, wurde der Aufwärtler bestrickt, als er den König sich plötzlich im Bette erheben sah, worin ihn ein innerer Schmerz überfallen hatte; ein Anfall von Husten kam dazu, und als er in den Armen des Arztes lag, sprach er: „Mein Gott, ich sterbe!“ und einige Sekunden darauf, um 3 1/2 Uhr, verschied er. Der Todesstrich ruhte leicht auf der Leiche; die Gesichtszüge waren weder verzogen, noch verzerrt, sondern erschienen ruhig und gelassen, daß man glauben konnte, nur der Schlaf habe sich des Körpers bemächtigt. Der ganze Hausstand und Viele von der Nachbarschaft wurden zur Besichtigung der Leiche während zweier Stunden zugelassen.

Sein endigte Georg IV. seine irdische Laufbahn im 68. Lebensjahre und, wenn die Regentschaft dazu gerechnet wird, im 20. seiner Regierung. — Als Prinz von Wales war er meistens sehr populär. Von schönem Wuchse, voll Anmuth und Anstand in seinen Manieren, frei, lebenslustig, ein gewandter Dilettant, guter Sänger, geistreich unterhaltend im Gespräche, besaß er alle Eigenschaften, die ihn zum Idol der galanten Welt und in seinem kleinen Grade auch zu dem des Volkes stempelten. Er bekundete früh seinen Geist und Geschmack durch sein Anhängen an den glänzenden, edelich ausgelassenen Kreis, in dem Burke, Fox und Sheridan leuchteten. Den finnlichen Reizen war er ergeben mit jenen epikuräischen Gesäßen, die Wiß und Grazie mit großer Zugelässigkeit paaren und selbst die Vernunft als Dienerin zur luxuriösen Befriedigung gebrauchen. Obgleich er ganz sinnlicher Lust hingegeben war, kann ihm

gleichwol gemeine Bockst auf fast niemals vorgeworfen werden. Bei seinem Umgange mit Frauen sah er doch meistentheils auf höhere Reize, als die der bloßen Sinnlichkeit; hiervon gaben die Wahlen seiner ersten Maitressen, der gebildeten, aber eiteln Robinson und nachher der exemplarischen Figgis, die genügenden Beweise. Jedemfalls hatte er außer einer einzigen ehelichen Tochter keinerlei außerordentliche Kinder gehabt, noch gab es weiche, die mit legend einem Schatten von Wahrscheinlichkeit als solche erwiesen werden konnten, was wol die Annahme eines sehr ausgebreiteten oder nicht unterschiedlichen Geschlechtsverkehrs gänzlich niederschlagen muß.

Georg IV. besaß auch die charakteristische Bravour der Guelphen. „Niemand“, äußerte einmal der Herzog von Wellington, „vermag dem Könige Furcht einzujagen.“ Er besaß die Festigkeit, ohne den Eigensinn seines Vaters. Dieses leuchtet aus der Art hervor, wie seine Einwilligung zum Einbringen der Acte der Catholic Emancipation erjelt wurde, wobei er Vorurtheile aufgeben mußte, die kaum weniger stark als die seines Vaters waren. Er fügte sich auch in die Wahl seiner Tochter über die Person, der sie die Hand reichen wollte, obgleich er sich früher anheischig gemacht hatte, sie an den Prinzen von Dranien zu verheirathen; das Beispiel seiner eigenen unglücklichen Ehe vor Augen habend, wollte er der Prinzessin in einer Angelegenheit, bei der sie unstreitig das meiste Interesse hatte, keine Gewalt anthun. Daß er sich von der Opposition 1793 zurückzog, war weder durch Laune, noch durch einen Principienwechsel motivirt; er wurde darin von berühmten Staatsmännern geleitet, bei denen das Land gewohnt war, in schwierigen Fragen sich Rathes und Beistandes zu erholen. Er war immer geneigt, sich wieder an seine Jugendfreunde und ihre Partei anzuschließen, doch nicht sich ihren Grillen oder einer übermüthigen Dictatur zu unterwerfen. Solche Gefinnung zeigt sich beim Nachlasse der Furcht vor der französischen Revolution, bei dem Antritte der Regenschafft, beim Tode Percival's und wieder, als Canning und Lord Goodrich ihre respectiven Coalitionminister bildeten, die er beide standhaft aufrecht hielt, trotz einer gewichtigen Opposition unter der Aristokratie.

Des Königs Erziehung war eine „fürstliche“ gewesen, bei der man Nichts von der herkömmlichen Routine in der Erziehung von königlichen und fürstlichen Knaben veräumt hatte. Seine Hauptlehrer, Dr. Markham, Jackson, Hurd, wurden nachher sämmtlich Bischöfe; es konnte daher an Theologie nicht fehlen; was in dem Lehrcurfus sich nicht auf Religion oder Theologie bezog, war entweder zur Zierde oder classisch. Bei mehr als mittelmäßigen, natürlichen Anlagen, einem treuen Gedächtnisse, schneller Fassungsgabe, lebhaften Geistesanlagen, einem fertigen Wize, gereiztem Geschmacke, besonders für die schönen Künste, wozu ihn sein vortheilhafter Auge und Ohr besonders eignete, endlich auch im Besitze eines schönen Sprachorgans, machte der Prinz seinen Erziehern in dem abgeschlossenen Reize ihrer Lehren alle Ehre; in der Bekannthschaft mit dem

classischen Schriftstellern und einigen lebenden Sprachen, der constitutionellen Gesetzgebung und einigen andern Gegenständen brachte er es soweit, als die meisten seiner Hofleute. — Alters, was Vollstetigkeit, Langbotten, Festordnung, was die Liturgie oder das bloße Ceremoniell des Thrones betraf, darin war der König Meister; mit den höhern Aufgaben eines Regenten, mit den Principien, auf welchen die wahre Rationalität beruht, war er unbekant. Das Fehlende ist um so mehr zu bebauern, als Georg IV. unstreitig von dem Wunsche belebt war, soweit seine Kenntniß und Vermögen reichte, das Beste seiner Unterthanen zu befördern.

Außer dem, was wir von seiner Liebe zu den Wissenschaften und ihrer Beförderung durch ihn bereits gemeldet haben, müssen wir noch seine Mission nach Portici für die Auffrollung der pompejanischen Handschriften und sein Geschenk der Bibliothek seines Vaters an das britische Museum erwähnen. Während seiner Regierung wurde die architektonische Verschönerung der Hauptstadt begonnen, wodurch Schönheit mit Nützlichkeit und häuslicher Bequemlichkeit verbunden werden sollte. Regent's-Street und Regent's-Park sind dauernde Werthe seiner Unterstützung und Munificenz. Diese Verbesserung der Hauptstadt können nur die völlig würdigen, welche die schmutzigen, engen und winkligen Straßen gekannt haben, an deren Stelle sie getreten sind. (William Bell.)

GEORG IV., König der vereinigten Reiche von Großbritannien und Irland, auch König von Hannover, geb. am 12. Aug. 1762, der älteste Sohn Georg's III. und der Prinzessin Charlotte von Mecklenburg-Strelitz. Während der Donner des im Park aufgezogenen Geschüßes dies frohe Ereigniß verkündete, langte in London in der St. Jamesstraße ein von einem Trupp Seefoldaten begleiteter Wagen an, der einen großen, am Bord der spanischen Fregatte Hermione erbeuteten Schatz, eine der reichsten Beute überbrachte, deren sich die britische Marine jemals erfreut hatte. Viele erblickten in dem Zusammentreffen dieser freudigen Ereignisse eine günstige Vorbedeutung für das künftige Lebensglück des Prinzen. Dazu kam, daß am Tage seiner Geburt gerade 48 Jahre verlossen waren, seit das Haus Braunschweig auf den britischen Thron gelangt war. Denn Georg I. hatte ihn am 1. Aug. 1714 (a. St. = 12. Aug. n. St.) bestiegen.

Durch den Erzbischof von Canterbury, Dr. Thomas Secker, wurde der Prinz in dem großen Rathssaale des königlichen Palastes getauft, wobei er die Namen Georg August Friedrich erhielt. Zeugen bei dieser feierlichen Handlung und Paten waren der Herzog von Cumberland, der Herzog von Mecklenburg-Strelitz (dieser wurde durch den Herzog von Devonshire vertreten) und die vermählte Prinzessin von Wales.

Einer der liebenswürdigsten Frauen, der Lady Charlotte Finch, wurde die früheste Pflege des Prinzen anvertraut. Er hatte kaum das Alter von drei Jahren erreicht, als er die Gelegenheit erhielt, eine Adresse zu beantworten, welche eine zum Schutze der walliser Armenhäuser zu Clarendonwall-Green in Widdlesley gestiftete Gesellschaft aller Weiber 1765 durch ihren Vorsteher ihm

überreichte. In dieser Adresse überließ sich die Gesellschaft der Hoffnung, nach dem Beispiele seiner Väter, die seinen Zeitpunkt ihres Lebens für zu früh gehalten, um Gutes zu thun, werde auch der Prinz sich in solchen Tugenden thätig betheiligen und sich mit Vergnügen des heutigen Tages erinnern. Georg, der mit großer Aufmerksamkeit zugehört, soll darauf erwidert haben: „Ich danke Ihnen, meine Herren, für diese Zeichen der Ergebenheit für den König und wünsche Ihrer wohlthätigen Anstalt Glück.“

Die erste Erziehung seines Sohnes und künftigen Thronerben übernahm Georg III. selbst, der jede Zeit, die ihm von Staatsgeschäften übrig blieb, gewissenhaft dazu verwandte, bis der Prinz das Alter erreicht hatte, wo er ordentliche Lehrer bekam. Sein erster Gouverneur war der Graf von Holderness, welchem ein Schweizer, Dr. von Salzas (vgl. S. 2), beigegeben wurde. Mit seinem kaum ein Jahr jüngern Bruder, dem nachherigen Herzoge von York, mit welchem er von Kindheit an in brüderlicher Einigkeit lebte, erhielt der Prinz den ersten gelehrten Unterricht. Dr. Warham, Bischof von Exeter, und Dr. Jackson, später Dean des Christchurch-College, waren seine Lehrer. Diese Herren sorgten für des Prinzen geistige Erziehung; aber sie nahmen seiner Jugend jeden Genuß, indem sie ihn in finsterner Härte von jeden, auch den erlaubtesten Vergnügungen ausschlossen und in einer fast klösterlichen Einsamkeit hielten. Sie haben es dadurch wol mit verschuldet, daß sich der Prinz, sobald als er von jenem lästigen Zwange befreit war, zu sehr manchen jugendlichen Uebereilungen und Ausschweifungen überließ.

Ohne sonderliche Anstrengung machte der Prinz erfreuliche Fortschritte in seiner geistigen Ausbildung; Horaz und Virgil waren seine Lieblings; auch den römischen Historikern, besonders dem Tacitus, gewann er ein entschiedenes Interesse ab. Seine Fortschritte im Griechischen waren nicht geringer, was eine Probe bewies, die er dem Grafen von Holderness bei dessen Abgange ablegte. Das bisher von diesem Grafen bekleidete Amt eines Oberaufsehers der Studien des Prinzen übernahm nun Lord Bruce. Er sollte nicht eigentlicher Lehrer Georg's, sondern nur durch den ständigen Umgang und öftere Unterhaltung mit ihm zur Bildung des Prinzen beitragen. Dieser war 14 Jahr alt, als Lord Bruce sein Amt antrat.

Wood's Werk: „Essay on the original genius of Homer,“ welches damals erschienen war, begeisterte den Prinzen, der damals die *Ilias* und *Odyssee* gelesen, auf Neue für die griechische Poesie. Im Homer, den er nun zu seinem ersten Studium machte, interessirte ihn, außer seinen dichterischen Schönheiten auch die Genauigkeit der Geographie. Als er sich über diese fassalligen Zweifel bei Lord Bruce Rath zu erholen suchte und hier keinen Rath fand, zog dies allmählig den Spott des Prinzen auf sich, worauf Bruce seine Stelle niederlegte. Ihm folgte als Gouverneur des Prinzen der Herzog von Montague, der, ohne sonderliche Kenntnisse in der Literatur, doch sonst alle zu seinem Amte erforderlichen Eigen-

schaften besaß. Auch er, sowie der früher erwähnte Dr. Jackson, legten bald nachher ihre Stellen nieder, verließ durch ein völlig ungegründetes Gerücht, als hätten sie dem Prinzen unpassende und frivole Bücher in die Hände gegeben. Auch dem Könige war dieses Gerücht zu Ohren gekommen, der sich darüber höchlich entrüstete. An die Stelle von Dr. Warham, der zum Erzbischof von York befördert wurde, war Dr. Hurd, Bischof von Ely, getreten, der sich des Prinzen Achtung und Liebe in hohem Grade erworb.

Die Trennung von seinem jüngern Bruder, dem Herzoge von York, der am 30. Nov. 1780 nach dem Continente gefandt ward, that dem Prinzen sehr wehe. Als er seinen geliebten Bruder scheiden sah, ergriff ihn ein Zustand völliger Gefühllosigkeit, der ihm sogar für den Augenblick die Sprache raubte. In seinem Schmerze trostete er sich durch den vertrauten Umgang mit seinem Oheim, dem Herzoge von Cumberland, der, ein gutmüthiger, aber schwacher und zur Verschwendung geneigter Mann, einen nachtheiligen Einfluß auf den Charakter des Prinzen ausübte. Ohne böse Absicht verleitete er ihn zu sehr verdächtigen Vergnügungen, unter Anderem eink in dem Hause von Lord Chesterfield, wo ein von Wein erhitzter Gesellschaftskreis sich grenzenloser Ungebundenheit und vielen offenkundigen Ausschweifungen überließ, von denen der Prinz sich nicht ausschließen konnte¹⁾. Als der König von diesem Gelage erfuhr, stellte er dem Herzog von Cumberland darüber zur Rede, für den jedoch bei seiner Sinnlosigkeit diese Zurechtweisung völlig verloren ging.

Großes Aufsehen erregte damals ein Verhältniß des Prinzen zu der Mrs. Mary Robinson, die, an einen Advocatenschreiber verheiratet, sich aus ihren ärmlichen Umständen dadurch zu retten gesucht hatte, daß sie bei dem unter Sheridan's Direction stehenden Theater Drurylane sich engagirte und die Buhne betrat. In der Rolle der Perdita gewann sie die Bewunderung des Prinzen. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß dabei ein Anschlag von Personen zu Grunde lag, die seine Neigung zum Vergnügen zu benutzen suchten, um sich dadurch einen Einfluß bei ihm zu verschaffen. Der Prinz, damals 18 Jahre alt, unter den äußersten Beschränkungen erzogen, konnte kaum, wenn ihn nicht ein gutmüthiger Freund unterstützte, solche Schritte bei einer verheirateten Dame thun, selbst wenn sie, wie Mrs. Robinson, eine Schauspielerin war. Den König schmerzte dies Verhältniß seines Sohnes. Er mußte hören, wie man die Liebenden als Perdita und Florisel öffentlich bezeichnete. Doch gab er dem Prinzen keinen härteren Namen als den eines lächeltinnigen Knaben, während er dessen Verführer scharfer tadelte. Ueber zwei Jahre dauerte das Verhältniß des Prinzen zur Mrs. Robinson; getrennt wurde es durch ihre Zuneigung zu dem Generale Arleton. In Paris, wo sie im Ende und in Verborgenheit 1801 starb, hatte sie bis ans Ende ihres Lebens von dem

1) Umständlich wird dieser Vorfall erzählt in den Zeitgenossen. Dritte Abth. 3. Bd. 17. Heft. S. 8 fg.

Prinzen eine jährliche Unterstützung von 200 Pf. St. und für ihre mit dem Schreiber Robinson erzeugte Tochter noch 200 Pf. St. erhalten.

Am Neujahrstage 1781 gab der Prinz, dem ein besonderer Haushalt eingerichtet worden war, zum ersten Male öffentliche Audienz, bei welcher Gelegenheit er die Glückwünsche der fremden Minister und des Adels annahm. Mit Recht galt er, als er majestätisch geworden war, durch seine Geistesbildung für einen der ausgezeichnetsten jungen Fürsten. Mit einer gründlichen Kenntniß der alten Sprachen verband er eine große Gewandtheit, sich im Französischen, Deutschen und Italienischen auszudrücken; genau kannte er die besten englischen Schriftsteller, besonders die Dichter; dabei besaß er einen feinen Geschmack und sein Urtheil über die schönen Wissenschaften, besonders über Poesie- und Instrumentalmusik, worin er selbst ebenfalls bedeutende Fortschritte gemacht, war meist richtig und treffend.

Mit diesen Geistesvorzügen verband der Prinz eine überaus schöne Gestalt, ausdrucksvoll war seine Physiognomie, sein Benehmen fein, geübt, zuvorkommend, ohne die einer ungeschickten Verablassung sich etwas von seiner Würde zu vergeben. Viele Männer von ausgezeichneten Talenten, Fox, Burke, Sheridan u. A. schlossen sich daher ihm bei seinem Eintritte ins Leben anß Engle an. Einer besonders Freundschaft würdigte er den Lord Randon (den nachherigen Grafen Rixia und Marquis von Hastings), den Lord Seymour und den unter dem Namen Jack Payne bekannten geistreichen Contre-Admiral Payne; zu den genauern Bekanntschaften des Prinzen gehörten auch die vorzüglichsten Parlamentsmitglieder der Opposition aus dem Oberhause, die Herzoge von Norfolk, Bedford, Devonshire, Portland und Northumberland; die Grafen von Derby, Fitzwilliam u. A.; die Lords St. John, Ponsbury, Gower und Southampton. Von den Mitgliedern des Unterhauses sah der Prinz vorzüglich den nachherigen Lord Erskine, Bourgoyne, Coke, Fitzpatrick, Formis, Grey, Knight, Lambton u. A. Ihnen schlossen sich noch viele andere angesehenen und gebildeten Männer Englands an. Aber der Prinz fand auch mit einer Menge von niedrigen Schmeichlern und dummfertigen Hofbedienten in Verbindung. Sie gaben theils seinen politischen Ansichten ihren Beifall, theils fröhnten sie seinen tadelnswürdigen Neigungen für Spiel, Fauxkämpfe, Pferdrennen und andere leichsinnige Vergnügungen, durch welche ein großer Theil des jungen englischen Adels sich der grenzenlosen Verschwendung überließ und dadurch in drückende Geldnoth stürzte.

Am 23. Juni 1783 wurde dem Parlaamente durch den Herzog von Portland und den Lord Cavendish eine königliche Botschaft mitgetheilt, durch welche Georg III. seinen Entschluß, dem Prinzen einen besondern Jahreslohn auszusprechen, der Verdrächtsungsverreiber Häuser empfahl. Außer vielen Parlamentsmitgliedern wünschte auch das Ministerium die jährliche Civilliste von 50,000 Pf. St., die der Lord Cavendish in Vorschlag gebracht, auf das Doppelte zu erhöhen. Georg III. aber wollte die öffentlichen Ausgaben nicht noch vermehren und ver-

weigerte hartnäckig jene Summe. Der Prinz äußerte bei dieser Gelegenheit den Wunsch, daß man Alles dem Ermessen seines Vaters anheim stellen möchte. Carltonhouse, wo früher die verwitwete Prinzessin von Wales residirt hatte, wurde zur Wohnung des Prinzen eingerichtet. Am 11. Nov. 1783 wurde er in das Oberhaus eingeführt, am 21. des genannten Monats zum Mitgliede des Geheimraths ernannt. Nachtheilig für seinen Charakter und seine Sitten wirkte damals sein vertrauter Umgang mit dem Herzoge von Chartres, dem später unter dem Namen Philipp Egalité so bekannt gewordenen Herzoge von Orleans, der sich zwei Monate in England aufhielt und dem Prinzen durch seine Verschwendung und Ausgelassenheit ein böses Beispiel gab. Seiner Freundschaft würdiger war der Herzog von Lauzun, nachmals Herzog von Diron.

Nachdem er sich von der Mrs. Robinson getrennt hatte, knüpfte er zu Anfang des Jahres 1786 ein ähnliches Verhältniß mit Lady Figherbart an. Sie war einige Jahre älter als der Prinz, verband aber große persönliche Reize mit einem würdevollen Benehmen. Ihr Ruf war unbescholten, ihre Familie geachtet; die Aufmerksamkeit des Prinzen hatte sie auf sich gelenkt, als sie nach dem Tode ihres zweiten Gatten aus Italien zurückkehrte¹⁾. Das Gerücht war ziemlich allgemein verbreitet, daß der Prinz, um der Lady Gewissen zu beruhigen, sich mit ihr nach katholischem Ritus, zu welchem sie sich bekannte, heimlich habe trauen lassen.

Sehr früh gerieth der Prinz durch seine Freigebigkeit und Verschwendung in sehr mißliche Verhältnisse; im J. 1780 belaufen sich seine Schulden auf 100,000 Pf. St., außer den auf Carltonhouse verwendeten 50,000 Pf. St. In dieser großen Verlegenheit wandte er sich an den König, seinen Vater, dem er das Versprechen einer bessern Aufführung gab. Er erhielt jedoch von Georg III., nachdem sich der Monarch genau nach seines Sohnes Lage erkundigt hatte, eine abschlägliche Antwort. Unter diesen Umständen ergreif der Prinz das einzige, ihm übrig gebliebene Mittel, er beschloß, jeden überflüssigen Aufwand zu beschränken und eine jährliche Summe von 40,000 Pf. St. zur Abtragung seiner Schulden zurückzugeben. In dieser großen Bedrängniß gab er sein Lebensvergnügen auf, sich Pferde für öffentliche Wettrennen zu halten. Für die Summe von 4000 Guineen verkauerte er alle seine Pferde, die Kutschpferde mit eingerechnet. Alle seine Bouten in Carltonhouse wurden eingestellt und die Anzahl seiner Diener vermindert, denen jedoch, die sonst hätten darben müssen, gab er Pensionen.

Die Einnahme, die schon längst zwischen dem Prinzen und seinem Vater herrschte, wurde dadurch nur vergrößert; als der Prinz auf die Nothricht von einem Angriffe auf das Leben Georg's III. im J. 1786 nach Wind-

¹⁾ Eine Tochter von W. Smith, Gg. aus Longe-Castle, hatte sie sich in einem Alter von 30 Jahren mit John Belk, Gg. aus Ewerth-Castle in Dorsetshire, und nach dessen Tode mit Figherbart von Swimmeren in Dorsetshire verheirathet. Als der Letztere 1780 starb, hatte sie sich nach Italien begeben. Vgl. Zeitgenossen. Dritte Reihe. J. Bd. 17. Heft S. 13.

for eitte, wurde er blos bei der Königin, nicht aber bei dem Könige vorgelassen. In seiner großen Bedrängniß bot der Herzog von Orleans, der um diese Zeit wieder England besuchte, dem Prinzen eine bedeutende Summe als Darlehen an; indessen, gerathen durch seine Freunde, sich nicht von einem französischen Fürsten abhängig zu machen, lehnte er dies Anerbieten ab, wodurch er für immer mit dem Herzoge zerfiel.

Schon zwei Mal hatte Sheridan, der damals das größte Vertrauen des Prinzen besaß, im Parlamente sich Anspielungen auf des Prinzen verweidete Lage erlaubt, die übrigens durch seine Einschränkungen hinlänglich bekannt geworden war. Die Opposition suchte aus der Unzufriedenheit des Prinzen Vorteil zu ziehen. Am 20. April 1787 richtete der Alderman Newnam im Unterhause an den Minister Pitt die Frage, ob er gesonnen sei, in Bezug auf die verweidete Lage des Prinzen eine Maßregel vorzuschlagen. Pitt erwiderte, er sei nicht befaßt, ohne Befehl des Königs einen solchen Gegenstand zu berühren. Newnam zeigte hierauf an, daß er den 4. Mal eine Motion hierüber vor das Haus bringen würde. Pitt wünschte jene Motion unterdrückt; es handelte sich dabei, bemerkte er, um Dinge, welche wesentlich die „Constitution hinsichtlich der Kirche und des Staates betrafen.“ Durch diese Worte, die sich auf die vorgebliche Vermählung des Prinzen mit Lady Figherbert bezogen, waren des Prinzen Freunde sehr beunruhigt worden. Wenn auch durch die königliche Heirathsacte eine solche Verbindung für nichtig erklärt ward, so war doch durch die Bill of Rights jeder mit einer Katholikin vermählte Prinz des Thrones verlustig.

Eine königliche Befehls vom 21. April 1787 äußerte wegen der zu großen Schulden des Prinzen die lebhaftesten Besorgnisse. Der König, hieß es darin, habe sich der Hoffnung überlassen, sein Sohn werde sich in Zukunft vor Schulden hüten. Er sei daher gesonnen, ihm 10,000 Pf. St. jährlich aus der Gierilliste zu verwilligen. Das Parlament pflichtete dieser Vermehrung der Einkünfte des Prinzen bei und schlug 161,000 Pf. St. zur Bezahlung der Schulden und 20,000 Pf. St. für die Bauten zu Carltonhouse vor. Doch wurden weder die Schulden bezahlt, noch die angefangenen Bauten beendet.

Bei einer lebensgefährlichen Krankheit, welche Georg III. im November 1787 befiel, brachte Pitt am 16. Dec. zwei Beschlüsse in Antrag: 1) daß die königliche Autorität für unterbrochen und 2) das Parlament zur Ersetzung dieses Mangels für fähig zu erklären sei. Nach heftigen Debatten gingen beide Anträge mit 268 Stimmen gegen 204 durch. Hierauf machte Pitt am 30. Dec. dem Prinzen brieflich den Vorschlag, daß er die königliche Macht erhalten solle, jedoch ohne über persönliches Eigenthum des Königs, oder Aemter oder Pensionen verfügen zu dürfen. Ein Schreiben des Prinzen vom 2. Jan. 1788 enthielt, unter verschiedenen Einwürfen, die Erklärung, daß er die Regentchaft annehme. Mit großer Majorität gingen diese Anträge, die Pitt am 4. Jan. im Unterhause einbrachte, durch, so heftig

auch Burke, Sheridan, Fox u. A. dagegen protestirten. Dasselbe geschah im Oberhause am 23. Jan. durch die Herzoge von York und Cumberland nebst 55 andern Peers. Als ein dazu bestimmtes Committee diese Beschlüsse dem Prinzen überreichte, konnte er seinen Willen nicht unterdrücken. Schon war die auf jene Beschlüsse gegründete Bill am 12. Febr. durchgegangen, als der Lordkanzler die offizielle Anzeige machte, der König sei, nach dem Berichte der Aerzte, auf dem Wege der Besserung. Ein allgemeines Dankfest feierte dies freudige Ereigniß und Georg III. zog selbst am 23. April 1788 mit in die St. Paulskirche.

Ganz andere Grundzüge als das englische Parlament hatte damals das irländische bei Eingehen der Nachricht von der Regierungsunfähigkeit des Königs befolgt. Eine vom 11. Febr. 1788 datirte Adresse an den Prinzen ersuchte ihn, die Regentchaft zu übernehmen. Im Unterhause, und am 16. auch im Oberhause, war diese Adresse mit einer Mehrheit von 19 Stimmen durchgegangen. Die beiden Häuser ernannten einige ihrer Mitglieder, diese Adresse persönlich zu überbringen, da der Lordlieutenant, Marquis von Buckingham Bedenken getragen hatte, sie nach England zu senden. Als sie dem Prinzen zu Carltonhouse überbracht ward, äußerte er, wegen der in der Gesundheit des Königs eingetretenen Besserung, mit rücker entscheidenden Antwort, bis er am 12. März 1788 mit herzlichem Danke den Antrag ablehnte.

Nicht lange darauf entließ Georg III. alle Staatsbeamten, die hinsichtlich der Regentchaft mit der Deposition gestimmt hatten, unter diesen namentlich den Herzog von Lukenburg, den Marquis von Eithian, den Lord Carteret und den Lord Malmsbury. Auch den Prinzen ließ der König seine Unzufriedenheit empfinden, ungeachtet dieser sich in einem Schreiben erboten hatte, sein Benehmen zu rechtfertigen.

Während Georg III. auf Anrathen der Aerzte das Seebad zu Bournemouth besuchte und von da, in Begleitung der Königin, durch den westlichen Theil Englands reiste, begab sich der Prinz mit seinem Bruder, dem Herzoge von York, nach Dorsetshire. Mit ihrem lebhaften Danke für sein Benehmen hinsichtlich der Regentchaft überreichte die Gemeinde der Stadt York dem Prinzen das Bürgerrecht in einer goldenen Kapsel. In huldreichen Ausdrücken bezeugte der Prinz seine unverfälschte Freude, seine Gefinnungen nicht verkannt zu sehen. Nach der Rückkehr von jener Reise lebte er mehrere Jahre abwechselnd in Brighton und Carltonhouse, zurückgezogen von allen öffentlichen Angelegenheiten. Seine Privatverhältnisse hätte er auf's Beste ordnen können, wenn er sich nicht aufs Neue seinen kostspieligen Vergnügungen überlassen hätte. Mit seinen alten, größtentheils zur Opposition gehörenden Freunden stand er noch immer in Verbindung. Ein ähnliches Verhältniß, wie zu der Mrs. Figherbert, soll zwischen ihm und der Lady Jersey bestanden haben. Ungeachtet seiner frühern Schulden bezahlte und sein jährliches Einkommen vergrößert werden war, war der Prinz doch bald von Neuem so derangirt, daß er sich kaum zu retten wußte.

Tief kränkte den ordnungsliebenden König der Leichtsinn und die Verschwendung seines Sohnes. In einer Vermählung des Prinzen glaubte Georg III. ein wirksames Mittel zu finden, um den Prinzen von seinen Zügelheiten zu heilen. Er wünschte dies um so mehr, da die Ehe des Herzogs von York, der sich 1791 mit einer preussischen Prinzessin vermählt hatte, kinderlos geblieben war und unter den übrigen Prinzen des königlichen Hauses noch keiner sich verheirathet hatte. Pitt, dem der König seine Meinung über diesen Punkt mehrfach geäußert hatte, war zwar jenem Schritte ziemlich abgeneigt. Er mußte jedoch nachgeben, weil der König eine Einmischung in seine Familienangelegenheiten nicht liebte. Eine so enge Verbindung einzugehen stimmte aber gar nicht zu den Neigungen des Prinzen, der in seinem Umgange mit dem schönen Geschlechte Veränderung liebte, mit den schönsten Frauen des Landes hieher in Verhältnissen gestanden hatte und mit wirklicher Liebe noch immer an der Mrs. Figherbart hing.

Seider hätte er sich nicht darauf eingelassen, hätte ihn nicht seine ungeheure Schuldenslast gezwungen, sich diese Verbindung gefallen zu lassen, unter der allein von Pitt und dem Könige die in seinen Umständen nöthige Hilfe zu erlangen war. Zu seiner Gemahlin wurde ihm von der Königin ihre Nichte vorgeschlagen, die Prinzessin Luise von Mecklenburg-Strelitz, die späterhin als Königin von Preußen ihrem Volke unermesslich und ihres Unglücks wegen allgemein bedauert wurde. Georg III. aber traf für seinen Sohn eine andere Wahl; es war die aus der Ehe des Herzogs von Braunschweig mit Georg's III. Schwester Auguste erzeugte Tochter Karoline Amalie Elisabeth, die er für ihn bestimmte.

Zu Anfange des Jahres 1794 wurde zwischen dem Könige und dem Herzoge von Braunschweig ein Vertrag wegen Verheirathung des Prinzen mit der Prinzessin Karoline abgeschlossen. Mit einer an Gleichgültigkeit grenzenden Ruhe nahm die Prinzessin jenen Antrag auf. Ihr Herz schien dabei wenig zu empfinden. Sie hatte von den Zügelheiten des Prinzen gehört; aber auch seine Großmuth war ihr geschildert worden. Lieben konnte sie den Prinzen nicht, da sie ohnedies einem jungen deutschen Fürsten zugehörig war, dem sie ihre Hand nicht reichen durfte. Ein Brief der Prinzessin an eine Freundin schildert die Empfindungen, unter denen sie die ihr vorgeschlagene Verbindung einging.

„Sie kennen“, schrieb sie am 28. Nov. 1794, „mein Geschick. Ich soll mich mit meinem Cousin, dem Prinzen von Wales, verbinden, dessen edeln Sinn ich achte, und dessen Briefe von einem feingebildeten Geiste zeugen. Mein Eheim ist ein guter Mann, und ich liebe ihn recht innig; doch niemals werde ich recht glücklich sein. Ein ewiges Bündniß soll ich schließen, fern von allen Freunden und Verwandten, von allen mir Werthen und Theuern. Ich fürchte die Folgen. Doch ehre und achte ich meinen zukünftigen Gatten und erwarte große Aufmerksamkeit von ihm. Wehe mir! Mühsamer sage ich mir, ich könne ihn nicht lieben. Meine Ehe ist mir gleichgültig, wenn auch nicht abschreckend. Ich hoffe auf Glück, doch wird meine Freude

wol nicht enthusiastisch sein. Den Mann meiner Wahl darf ich nicht besitzen und ergebe ich mich in mein Geschick. Jetzt studire ich genau die englische Sprache; ob ich dieselbe schon kenne, möchte ich sie doch flüßend sprechen. Ich werde mich bemühen, meinen Gatten glücklich zu machen und ihn mir gütig zu stimmen, da ich nun einmal Prinzessin von Wales werden soll.“

Die bevorstehende Vermählung seines Sohnes zeigte der König am 30. Dec. 1794 dem Parlamente in einer Rede an. Die Prinzessin schickte sich am 28. März 1795, von den Damen Alton und St. Lazar begleitet auf dem Jupiter ein; Lady Jersey, mit welcher der Prinz, wie bereits erwähnt, in einem vertrauten Verhältnisse gestanden, war von ihm gleichfalls zum Empfange der Prinzessin bestimmt worden; sie hatte es inebens entschieden abgelehnt, ihn entgegenzufahren. Unter lautem Volksjubel fuhr die Prinzessin, die am 4. April 1795 bei Greenwich gelandet war, nach dem St. Jamespalast. Dort in ihre Gemächer eingeführt, trat sie ans Fenster und zeigte sich der versammelten Menge. Als sich am Abende der Volksjubel wiederholte, sprach die Prinzessin die Worte: „Ich fühle mich glücklich und freue mich, die gute und brave englische Nation, die beste auf Erden, zu sehen.“

Die Beförderung der Lady Jersey zur Hofdame der Prinzessin war ein unbedachter Schritt des Prinzen, da ihm die Lady bisher so nahe gestanden. Von ihr, die ihren Einfluß noch immer zu behaupten suchte, erfuhr der Prinz, daß die Prinzessin früher einen teuffischen Prinzen geliebt habe. Sein Benehmen gegen die Prinzessin schien schon am folgenden Tage kalter geworden zu sein. Am 8. April 1795 fand in der königlichen Kapelle zu St. James die Einsegnung der Ehe statt, welcher mehrere Festlichkeiten folgten.

Am 27. April 1795 richtete Georg III. eine Botschaft an das Parlament, um eine Bestimmung über den Haushalt für den Prinzen und seine Gemahlin in einer Weise zu treffen, daß ein Theil der Schulden des Erstern gedeckt werden könnte. Bei den damals sehr bedrängten Zeitverhältnissen wurde diese Mittheilung vom Publicum über aufgenommen. Vielfache, zum Theil in dem heftigsten Tone abgefaßte Flugschriften erschienen gegen den Prinzen.

In einer Botschaft, die am 1. Juni 1795 an das Parlament gelangte, erklärte der Prinz, daß er Alles der Weisheit desselben anheimstellte, und seine Ausgaben gern vermindern wolle. In ähnlicher Weise äußerte sich die Prinzessin. Sie sprach den lebhaftesten Wunsch aus, daß ihr Gemahl in den Stand gesetzt werden möchte, seine Schulden zu tilgen. Der Kaiser der Schatzkammer schlug hierauf vor, ein Committee zu ernennen, um vermöge einer Bill des Prinzen Ausgaben, sowie die Verwendung eines Theils seiner Einkünfte zur Bezahlung seiner Schulden, zu ordnen. Nach einem Berichte, der am 5. Juni 1795 überbracht wurde, belaufen sich des Prinzen Schulden auf die Totalsumme von 638,890 Pf. St. Eine Berechnung über die Einkünfte des Herzogthums Cornwallis während der Kinderjährigkeit des

Prinzen wurde ebenfalls vorgelassen; auch die Verwendung von 25,000 Pf. St. zum Ausbau von Carlton-house kam zur Sprache. Es wurde vorgeschlagen, 65,000 Pf. St. nebst den Einkünften von Cornwallis, mithin die Zotalsumme von 78,000 Pf. St. für die Liquidation auszugeben. Am Ende wurden drei Bills vom Parlamente angenommen. Durch die erste sollte der Prinz vor Contrahierung neuer Schulden gesichert werden; die zweite betraf seinen Haushalt, die dritte den Witwengehalt der Prinzessin. Ihr waren alle diese Verbindungen so wichtig, daß sie ihr die Krönung entließen: „Lieber wolle sie in einer Hütte von Wasser und Brod leben, als so die Lebensweise der königlichen Familie und ihres Gemahls beschreiben zu wissen.“

Der Herzog von Clarence theilte der Prinzessin Empfindungen. Er äußerte zu derselben Zeit im Oberhause, daß bei der Vermählung des Prinzen eine stipulation statt gefunden habe, nach welcher seine Schulden gedeckt werden sollten. Er schilderte bei dieser Gelegenheit die Prinzessin als eine höchst liebenswürdige Frau und bedauerte ihr Schicksal, ihrer Familie entrisen worden zu sein. „Wenn auch,“ fügte er hinzu, „ihre Mutter des Königs Schwesster ist, so kann man sie doch ihren Verwandten entrisen nennen, da alle ihre früheren Verbindungen aufgelöst sind. Was muß sie nun unter solchen Umständen fühlen, die sie bei ihrem Eintritte in ein Land empfangen, wo sie Alles ihrem hohen Range und ihrer erhabenen Stellung angemessen zu finden erwarten durstet!“

Nicht bloß die Bitten seiner Gemahlin, seines Vaters und seiner Freunde, auch die dringende Nothwendigkeit, brachten den Prinzen dahin, seinen Anstand zu beschränken. Unter den Hofdamen der Prinzessin behielt er nur die Marquise von Townsend und die Gräfinnen von Jersey, Carnarvon und Cholmondeley. Wegen der Gräfin Jersey war früh Zwist zwischen den beiden jungen Eheleuten, der scheinbar beigelegt war, aber sich bald wieder durch die Intriguen der Lady Jersey erneuerte. Sie verhehlte ihre Abneigung gegen die Prinzessin nicht. Diese hatte sich geweigert, in Abwesenheit ihres Gemahls mit der Lady zu sprechen oder überhaupt mit ihr zu reden. Der Prinz aber verlangte von seiner Gemahlin, sie solle die Lady „als seine Freundin“ behandeln und sie wie die übrigen Hofdamen zur Unterhaltung ziehen. Die Prinzessin forderte die Entlassung der Lady, über die sie sich in den bittersten Ausdrücken äußerte. Diese Wünsche wollte der Prinz nicht erfüllen und ließ die Prinzessin in Carltonhouse allein. Der König, dem sie ihre verlassene, bedrückte Lage schilderte, brachte eine Ausnehmung zu Stande und veranlaßte den Prinzen, die Lady Jersey nicht mehr zum Hofdienste zuzulassen. Uebrigens gab er sein Verhältniß zur Lady nicht ganz auf. Auch sein Verhältniß zur Mrs. Fitzherbert wurde wieder angeknüpft, wenn es anders je ganz abgebrochen war; nur vermied man jetzt etwas mehr den Schein. Sie erhielt von dem Prinzen einen reichlichen Jahresgehalt, eine Wohnung in Parklane war für sie eingerichtet, wo sie oft glänzende Gärten versammelte. Alles das blieb seiner Gemahlin nicht unbekannt und sie ergoß

sich darüber, zurückgezogen von der Welt, in bittere Klagen. Selten ließ sie sich öffentlich sehen, nur dann und wann erschien sie im Opernhause, einen großen Theil ihrer Zeit nahm ein ausgedehnter Briefwechsel ein. Anspruch; mit jedem Tage ward ihre Lage bedrückender. Sie sah ihrer Entbindung entgegen. Ihrem Gemahl sah sie selten, während er die Mrs. Fitzherbert oft besuchte. In der prachtvollen Lebensweise, die sie erwartete, hatte sie sich getäuscht. Nur der König begünstigte ihr persönlich und schriftlich seinen Antheil.

Ihre Lage schilderte die Prinzessin in einem Briefe an eine theutche Freundin, datirt vom 1. Dec. 1795: „Ich sehe meiner Entbindung sehr bald entgegen. Zwar weiß ich nicht, wie ich die Stunden der Einsamkeit ertragen werde, allein ich vertraue dem Höchsten. Die Königin besucht mich selten und meine Schwägerinnen bezeigen mir gleiche Theilnahme. Doch bewundere ich den englischen Charakter und Nichts kann mir schmeichelhafter sein als die Aufnahme, welche bei meinem öffentlichen Erscheinen meiner wartet. Vor Kurzem hat mich das Haupttheater sehr befriedigt. Der Anblick war imposant und als die Versammlung das Volklied zu singen begann, schien es mir, als hätte ich etwas Erhabenes nicht gehört und gesehen. Doch warum rede ich von dergleichen Sachen? Ende und böse Erinnerungen umgeben mich, und jeden meiner Schritte stellt man in ein falsches Licht. Die Gräfin ist noch immer hier. Ich hasse sie und weiß, daß sie ebenso gegen mich geföhnt ist. Mein Gemahl ist ganz für sie eingenommen und so mögen Sie leicht das Uebrige errathen. Man sagt, ich würde ein Mädchen bekommen. Der Prinz wünscht sich einen Sohn. Mir gilt es gleich, denn nach englischen Gesetzen haben die Ältesten in der Zukunft wenig mit ihren Kindern zu schaffen. Davor erschreckt ich; Sie haben wol die englischen Zeitungen gesehen. Denken Sie, meine Theure, was die Tochter des Herzogs von Braunschweig fühlen muß!“

Wüßte hätte sich die Prinzessin noch durch ausharrende Geduld die Liebe ihres Gemahls, der sie freilich nicht zum Besten behandelte, erwerben. Sie beklagte sich aber immer, bald persönlich, bald in den Briefen, die sie ihm schrieb, weil er selten nach Carltonhouse kam. Dankbar erkannte sie, daß der König ihr fortwährend gewogen blieb. Immer peiniglicher ward ihre Lage, je mehr ihre Entbindung heranrückte. Sie erfolgte am 7. Jan. 1796 mit der Geburt einer Tochter. Gegenwärtig waren bei der Entbindung außer dem Prinzen der Herzog von Gloucester, der Erzbischof von Canterbury, der Lordkanzler, der Lordpräsident des Consils, die Herzoge von Leeds und Devonshire, der Lordkammerherr, der Graf Cholmondeley, Lord Burlow und die Kammerfrauen der Prinzessin. Die Neugeborene erhielt am 11. Febr. 1796 durch den Erzbischof von Canterbury in der Taufe die Namen Charlotte Augusta. Bei dieser Feierlichkeit versahen der König und die Königin persönlich und die Herzogin von Braunschweig, durch die Kronprinzessin vertreten, die Patenstellen.

Allgemeine Freude erregte die Geburt der Prinzessin

Charlotte; zahlreiche Gratulationsadressen, auch von den beiden Häusern, wurden überreicht; auch der Prinz besuchte sich Gemahlin öfters und erkundigte sich nach ihrem und ihrer Tochter Befinden. Bald aber fielen auch in dieser Zeit wieder häusliche Zwiste vor, besonders über ein verlorenes Briefpaket, welches die Prinzessin dem Dr. Randolph auf seiner Reise nach Teutschland anvertraut hatte. Dies Paket war, hieß es, von der Lady Jersey aufgefunden worden; ein darin befindlicher Brief sollte einige bittere Äußerungen enthalten haben.

Zu einer glücklichen Fortführung der Ehe zeigten sich wenig Aussichten, da selbst die Geburt einer Tochter kein gegenseitiges Einverständniß hatte herbeiführen können. Dies sah die Prinzessin ein, wiewol weder ihr Gemahl noch sie selbst ihre Gefühle zu verhehlen pflegten. Vergrößert wurde die gegenseitige Entfremdung durch einen geringfügigen Zwist, der sich bald nach dem ersten öffentlichen Erscheinen der Prinzessin nach ihrer Entbindung erhob. Dem Könige mißfiel das Prinzen beständige Entfernung von seiner Gemahlin. Er wünschte ihre Wiedervereinigung. Dies schien unmöglich, doch bat die Prinzessin, es möchte ihr auf irgend eine Weise die Gesellschaft und der Schutz ihres Vaters gemährt werden, wovon sie ihm auch schrieb. Den Prinzen schien dies so wenig zu kümmern, daß er vielmehr der Lady Cholmondeley auftrag, für eine Trennung zu sorgen. Dieser Gedanke empörte Anfangs die Prinzessin. Indessen verlor sich ihr Widerwille gegen eine solche Maßregel, als sie daran dachte, wie oft der Prinz sein Wohlsein über ihre Person, ihren Charakter und ihre Gesellschaft zu erkennen gegeben. Auf eine schriftliche Mitteilung, die sie ihrem Gemahle machte, erhielt sie eine unbefriedigende Antwort. Seitdem wohnte der Prinz in Windsor, sie dagegen in Carltonhouse. Ihre seltenen Besuche vermehrten das wechselseitige Unbehagen.

Als im April 1796 der Prinzessin die Nothwendigkeit einer Trennung abermals vorgekehrt worden war, bat sie um eine entscheidende Erklärung von Seiten ihres Gemahls. Sie zeigte sich nicht abgeneigt, bei ihm zu bleiben, falls er sein Benehmen wesentlich änderte. Durch Lord Cholmondeley erhielt sie aber den mündlichen Bescheid, eine unmittelbare Trennung scheine dem Prinzen zweckmäßiger und Jeder müsse von nun an allein wohnen. Die mündliche Antwort auf eine so wichtige Frage genügte der Prinzessin nicht. Auf ihr Ansuchen schrieb ihr der Prinz am 30. April 1796 den nachfolgenden Brief: „Da mir Lord Cholmondeley mittheilte, Sie wünschten eine schriftliche Bestimmung der Bedingungen von mir, nach denen wir leben sollen, so werde ich es versuchen, so deutlich und genau diesen Gegenstand zu berühren, als es die Eigentümlichkeit seiner Natur zuläßt. Unsere Reigungen stehen nicht in unserer Macht und Keiner sollte dem Andern dafür verantwortlich gemacht werden, weil uns die Natur nicht für einander geschaffen hat. Wol aber sind wir Herren über ein ruhiges und bequames Zusammenleben. Daraus wollen wir uns in der Zukunft beschränken. Denn ich will ausdrück-

lich den von Ihnen durch Lady Cholmondeley gemachten Bedingungen beitreten, und selbst, wenn meiner Tochter ein Unfall zustiehe, den Gottes Gnade von ihr abwenden möge, nicht die Beschränkungen brechen und zu irgend einer Zeit eine vertraute Verbindung verlangen. Ich schließe diesen unangenehmen Briefwechsel in der Hoffnung, daß, da wir uns gegenseitig gegen einander erklärt haben, die übrige Zeit unser Lebens in ununterbrochener Ruhe vergehen wird. Ich bin, Madame, mit größter Wahrheit äußerst aufrichtig Ihr George etc.“

Dieser Brief machte einen sordbaren Eindruck auf die Prinzessin. Die Scheidung in ihrer nothwendigsten Lichts schien ihr schrecklich; Anfangs wollte sie sich darüber zuerst an ihre Ältern wenden und hierauf an den König. Die Äußerungen des Lord Cholmondeley überzeugten sie jedoch, daß sich von dem Prinzen keine Aenderung seines Entschlusses erwarten lasse. Da auch des Königs Bemühungen, eine Versöhnung zu Stande zu bringen, fruchtlos geblieben waren, so sandte sie dem Prinzen am 6. Mai 1796 ein Schreiben, worin sie in die Trennung willigte. Nur kurze Zeit verweilte die Prinzessin noch in Carltonhouse; mit ihrem geliebten Kinde zog sie nach Charlton, einem anmutigen Dorfe bei Blackheath. Dort lebte sie in der Gesellschaft von wenigen Damen. Unterbrochen ward ihre Einsamkeit bisweilen durch einen Besuch des Königs. Selten sah auch der Prinz seine Tochter.

Niemals allgemein sprach sich nach dem Friedensschlusse von Amiens am 25. März 1802 der Wunsch aus, daß der Prinz durch die Liberalität des Parlaments in den Stand gesetzt werden möchte, seiner Geburt und seinem Range gemäß leben zu können. Am 15. Febr. 1803 gelangte eine Botschaft an das Unterhaus, in welcher der König den Wunsch einer Berücksichtigung der Verhältnisse seines Sohnes aussprach. Der Kämmerer der Schatzkammer brachte für den Prinzen einen Jahreshalt von 125,000 Pf. St. in Vorschlag, außer den Einkünften, die er als Herzog von Cornwallis bezog. An Schulden waren noch 235,754 Pf. St. zu tilgen. Der Prinz erklärte, sich ganz den Entschlüssen des Parlaments fügen zu wollen.

Das scheinbar freundliche Verhältniß des Prinzen zu seinem Vater hatte keinen Bestand. Im Jahre 1804 entspann sich zwischen beiden ein heftiger Streit in Bezug auf die Erziehung der Prinzessin Charlotte. Der Prinz verlangte sie seiner Debut anvertraut, weil, wie er behauptete, ihre Mutter keine passende Gesellschafterin für sie sei. Der König jedoch war entgegengegesetzter Meinung, die er lebhaft vertheidigte, so daß er endlich das Kind in seinen eigenen Schutz nahm. Der Streit, so heftig er auch gewesen, ward jedoch endlich in Gute beigelegt. Am 12. Nov. fand zwischen dem Könige und seinem Sohne eine Zusammenkunft statt. Sie war von beiden Seiten um so herzlicher, da sie sich lange nicht gesprochen hatten. Die Prinzessin beruhigte der König durch das Versprechen, daß in Hinsicht auf ihre Tochter Nichts ohne ihren Willen geschehen sollte.

In Montaguehouse, wo sie schon seit 1800 gewohnt

hatte, lebte die Prinzessin ungehört bis zum Jahre 1806. Durch die Herzoge von Suffex und Kent kamen dem Prinzen um diese Zeit über seine Gemahlin allerlei nachtheilige Gerüchte zu Ohren. Der Prinz sah sich daher genöthigt, die Sache dem Könige vorzulegen. Der 29. Mai 1806 wurde von Georg III. als der Tag anberaumt, an welchem die Lords Erskine, Grenville, Spencer und Ellenborough die Sache näher untersuchen sollten. Die hauptsächlichste Beschuldigung gegen die Prinzessin war, daß ein von ihr adoptirtes Kind nicht das der Mrs. Austin, sondern ihr eigenes wäre. Von Sir John Douglas und dessen Gattin wurde sie eines unerlaubten Umganges mit Sir Sidney Smith beschuldigt. Ueber diese delicate investigation, wie man sie nannte, wurde nun dem Könige am 14. Juni 1806 ein Bericht abgefaßt, nach welchem die Prinzessin von aller Schuld freigesprochen und sie nur wegen Leichtsinns und Unbesonnenheit scharf getadelt wurde. Am königlichen Hofe sie wieder zu empfangen, versprach ihr zwar der König in einem Schreiben vom 28. Jan. 1807; doch nahm er am 10. Febr. sein Wort wieder zurück. Wädig wurde ihre Unschuld anerkannt erst nach einem langen Briefwechsel am 22. April 1807. Sie durfte nun öffentlich am Hofe erscheinen. Im Kensingtonpalaste wurden für sie mehrere Zimmer eingerichtet. Dort lebte sie einsam und zurückgezogen.

Nachdem sich die Geisteskrankheit des Königs am 25. Oct. 1810 in einem bedenklichen Grade erneuert hatte, wurde dem Prinzen nach langen Verhandlungen im Parlamente die Regentschaft übertragen. Am 5. Febr. 1811 fand die Ceremonie des Antritts der Regentschaft in Carltonhouse statt. Der Prinz entsagte jetzt dem politischen Systeme seiner Jugendfreunde, und beschloß so zu handeln, wie es sein Vater, der König, gethan haben würde. Daher fand auch in der Verwaltung keine Veränderung statt.

Am 20. April 1812 kam im Unterhause, bei dem Vorschlage, der Prinzessin Charlotte einen passenden Jahresgehalt auszusuchen, auch die Lage der Gemahlin des Prinzen zur Sprache. Daß sie in der Personhaft des Regenten gar nicht erwähnt war, wurde scharf gerügt von Tierney, Brunet, Whitbread u. A. Sie machten dem Kanzler der Schatzkammer, Perceval, die heftigsten Vorwürfe, daß er die Prinzessin ganz verlassen habe. Der Kanzler erwiderte, er könne Nichts gegen die Prinzessin vorbringen und Nichts darüber haben, wenn das Parlament auch für sie sorgen wolle. Doch sei ihm in dieser Hinsicht keine Vorchrift ertheilt worden.

Dt hatte sich die Prinzessin über die Verzögerung ihrer Loßprechung von den Beschuldigungen der Lady Douglas im J. 1807 bitter beklagt. Sie fand sich bewegen, im J. 1812 die darauf bezüglichen Verhandlungen drucken zu lassen, aber nur in 500 Exemplaren. Diese wurden jedoch unterdrückt, als Perceval, der bei der Abfassung theilhaftig war, Kanzler der Schatzkammer geworden war. Nur wenige Exemplare waren gerettet, die von Liebhabern zu dem beispiellosen Preise von 1500 Pf. St. verkauft wurden.

Im J. 1813 erhob sich ein neuer Zwist, indem sich die Prinzessin am 14. Jan. des genannten Jahres wegen der Erziehung ihrer Tochter schriftlich an ihren Gemahl wandte. Ueber die Veröffentlichung jenes Briefes in dem Morning Chronicle wurde der Prinz so entrüstet, daß er seiner Gemahlin jede Zufamkunft mit ihrer Tochter, der Prinzessin Charlotte, unterlagte.

Mit mehreren europäischen Monarchen kam der Prinzregent um diese Zeit (1814) in persönliche Verbindung. Nach Napoleons Sturze lebte Ludwig XVIII. von Hertzwall nach Paris zurück; im April 1814 hielt er, von dem Prinzregenten empfangen, einen prachtvollen Einzug in London, von wo er am 27. nach Dover abfuhr. Von dem Kaiser Alexander und dem Könige von Preußen erhielt der Prinz im Juni 1814 einen Besuch, welcher jedoch zu neuer Uneinigkeit zwischen ihm Prinzen und seiner Gemahlin Anlaß gab. Es wäre angemessen gewesen, daß die Prinzessin Charlotte, die am 7. Jan. ihr 18. Jahr erreicht hatte, an der Seite ihrer Mutter bei den zur Feier der Annahmefeier der verbundenen Monarchen veranstalteten Festlichkeiten am Hofe erschienen wäre. Der Prinz verhinderte dies. Die darüber geführte Correspondenz ließ die Prinzessin drucken und sandte sie an den Sprecher des Unterhauses, wo sie zu den lebhaftesten Debatten Anlaß gab.

Von Warwickhouse, wohin sich der Prinz am 12. Juli 1814 verlegt hatte, befohl er seiner Tochter, sich nach Carltonhouse und von da nach Cornbourn-Lodge zu begeben und ihre ganze Dienerschaft zu entlassen. In nächsten Zimmer wären fünf Damen, die er zu ihren Hofdamen ernannt habe, darunter die verwitwete Gräfin von Rosslyn und die Gräfin von Chester. In diesem Entschlusse beharrte der Prinz trotz einiger Widerrede von Seiten seiner Tochter. Er erlaubte ihr nur, sich eine Weile zu entfernen, um die erwähnten Damen, die ihr vorgestellt werden sollten, in einer ruhigen Stimmung zu empfangen. Während er sich mit Mrs. Knight, einem Gräulein, und der Dienerschaft der Prinzessin Charlotte unterhielt, warf sich diese in eine Wüthstunde und fuhr zu ihrer Mutter; da sie dieselbe jedoch nicht zu Hause fand, schickte sie sogleich einen Diener zu ihr nach Blackheath. Sie warf sich auf ein Bett mit dem schmerzvollen Ausrufe: „Lieber will ich mit mein Brod verdienen und von fünf Schillingen die Woche leben, als länger ein solches Leben führen.“ Der Erzbischof von Canterbury kam, sie abzuholen, wurde aber nicht eingelassen.

Unterdessen hatte der Prinzregent, sowie er die Thutcht seiner Tochter ersehen, die Minister zusammenberufen und mit ihnen im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, wie auch in Carltonhouse eine Berathung gehalten. Der Herzog von York wurde zur Prinzessin geschickt, ihre Mutter war gleich beim Parlamentshause vorzufahren und hatte nach Mr. Whitbread, dann nach Mr. Grey gefragt, die jedoch beide nicht da waren. Sie lebte nach Gonnaghtplace zurück, wo sie bis um 3 Uhr des andern Tages bei ihrer Tochter blieb. Bald nachher fuhr die Prinzessin Charlotte in Begleitung des Herzogs von York nach Carltonhouse, da ihr von Mr.

mens im Betrage von 6000 Pf. St. jährlich. Am 17. Nov. 1818 starb die Königin Charlotte. Die vorherrschende Stimmung wurde in England immer schlechter. Vielfache Unruhen brachen im J. 1819 in Lancashire und anderswo aus. Es kam zu traurigen Auftritten, besonders in Manchester, wo Mr. Hunt, von der radicalen Partei vorgelitten, der Verhaftung nicht entging, und das Volk durch Cavalerie mit Verlust von vielem Menschenleben aus einander gesprengt werden mußte. Uebliche aufrührerische Zusammenrottungen fanden in andern Gegenden statt, besonders in Paisley, wo ebenfalls militärische Hilfe einschreiten mußte. In dem Parlaamente veranlaßten jene Ereignisse lebhaften Debatte, doch nahm das Uebel zu und wandte sich im nächsten Jahre besonders nach den nördlichen Gegenden Englands; eine aufrührerische Erkenntnismachung bedrohte in Glasgow die Regierung; die Auführer suchten das Militair für sich zu gewinnen; alle Geschäfte ruhten und Tausende schloßerten müßig in den Straßen umher. In einem Schamuel wurden 19 Auführer gefangen, einige davon hingerichtet, andere deportirt und so die Ruhe wieder hergestellt.

Am 23. Jan. 1820 starb nach kurzer Krankheit der Herzog von Kent, Bruder des Prinzregenten. Sechs Tage später folgte ihm König Georg III. Den 31. Jan. wurde durch den Papst Sir Isaac Heard der neue König Georg IV. öffentlich proclamirt. Fast hätte indeß der neue Souverain die Ceremonie vom 31. Jan. theuer bezahlen müssen; kaum genesen von einem sehr heftigen Gichtanfälle, bekam er eine gefährliche Brustentzündung; er soll sich das Uebel dadurch zugezogen haben, daß er sich bei großer Kälte zu lange in der freien Luft aufhielt. Sobald er wieder genesen war, machte er dem Parlaamente durch eine Botschaft bekannt, daß er, wie dies bei der Thronbesteizung eines Souverains gebräuchlich, das Unterhaus aufzulösen Willens sei. In dem neuen Parlaamente gab der König das feierliche Versprechen, dem Beispiele seines Vaters in Bezug auf das Wohl der Nation in jeder Weise folgen zu wollen.

Die Augen der Nation, so fast ganz Europa's, wandten sich jetzt auf seine Gemahlin, die nunmehrige Königin Karoline. Mancherlei nachtheilige Gerüchte waren über sie aus Italien, wo sie lebte, von Zeit zu Zeit verbreitet worden; man hatte ihr den Tod des Königs, ihres Schwigeraters, nicht officiell gemeldet. Erst durch ihren treuen Diener Sicard, den Mr. Brougham, ihr Rechtsbeistand, zu ihr geschickt, wurde sie davon benachrichtigt. Dem Letztern zeigte sie schriftlich ihren Entschluß an, nach England zurückzukehren, und beauftragte ihn, Budinghamhouse zu ihrem Wohnsitz zu verlangen. Auf eine Anfrage Brougham's im Unterhause am 22. Febr. 1820 erwiderte Lord Castlereagh, sie würde von den englischen, im Auslande angestellten Beamten mit geziemender Ehrerbietung behandelt werden, was jedoch keineswegs der Fall gewesen sein soll. Wir überlassen die Darstellung des Processes gegen die Königin einer andern Feder und einem andern Orte.

Als Georg IV. am 23. Jan. 1821 die Parlaaments-sitzungen persönlich wieder eröffnete, empfahl er in der Thronrede die Bestimmung des Einkommens der Königin der Weisheit des Parlaaments. Ihre Einkünfte wurden auf 50,000 Pf. St. festgesetzt. An der Krönung Theil zu nehmen, die am 19. Juli 1821 stattfand, wurde ihr nicht erlaubt. Als sie sich dennoch während der Ceremonie Eintritt zu verschaffen suchte, wurde sie überall abgewiesen. Es war dies die letzte Kränkung der unglücklichen Fürstin, die am 7. Aug. 1821 ihre irdische Laufbahn beschloß. Ihre Leiche wurde am 14. mit einer Ehrenwache nach Braunschweig gebracht.

Nach seiner Krönung unternahm der König am 11. Aug. 1821 eine Reise nach Irland, er kam am 27. in Dublin an und wurde überall aufs Herzlichste empfangen; man hatte von diesem Besuche günstige Erfolge erwartet; als das Volk sich aber hierin getäuscht fand, bemächtigte sich später seiner allgemeine Unzufriedenheit, die sich durch religiöse, politische und persönliche Motive zu den furchtbarsten Gräueltthaten steigerte. Die strengsten Maßregeln mußten ergriffen werden, um dem Aufwuche zu steuern. Unterdessen hatte der König eine andere Reise, die nach seinem königreiche Hannover, angetreten; über Brüssel, Baden und Düsseldorf ging er nach Bonnabrück, wo er am 5. Oct. eintraf. Am 11. betrat er Hannover. Mancherlei Verdrub machte ihm die Vormundschaft über seine Nefen, den jungen Herzog von Braunschweig und seinen Bruder, namentlich den Erstern, so daß es zuletzt zu einem offenen Bruche und den unseligen Verhandlungen kam.

In der Thronrede, die er im Februar 1822 hielt, gab der König eine Schilderung von der unglücklichen Lage Irlands; auch in der Prerogative des Parlaaments am 6. Aug. kam er auf diesen Gegenstand zurück. Einige Tage nach der letzten reiste er nach Schottland, am 18. Aug. traf er in Edinburgh ein, wo er in angenehmer Umgebung bis zu Ende des Monats verweilte. In weiterer Stimmung erhielt ihm das Jahr 1823, das der Wohlthat des Landes in mehrfacher Hinsicht günstig war. Lord Liverpool war noch Premierminister; für den Lord Londonderry abtr, der sich am 22. Aug. entsiebt hatte, war Canning eingetreten, Huskisson war Präsident des Handelsdepartements (Board of trade) geworden. Uebelberrechnete Speculationen führten jedoch in den Jahren 1824 und 1825 eine große Zahl von Bankrotten herbei und verbreiteten dadurch große Noth; der König wie in seiner Thronrede (1826) mit Schmerz auf die Ursache jener unglücklichen Verhältnisse hin, auf die fast an Wahnfinn grenzenden Handelspeculationen.

Das neu zusammenberufene Parlaament eröffnete der König persönlich am 2. Juni 1826. Man hatte ihn lange nicht gesehen, auch von seinem Privatleben wenig erfahren; um so größer war die allgemeine Neugierde; er sah sehr wohl aus; lauter Jubel begrüßte ihn, als er

3) Eine ausführliche Schilderung der Krönungsfeierlichkeiten enthält Rump's Regimentsnachricht aus das Jahr 1826. (Bd. 1824.) Bd. 1. S. 320 ff. „Vgl. oben S. 19 ff.“

sch zeigte. Er eröffnete die erste Parlamentsession mit einer Rede, in der er als Ursache für die frühzeitige Zusammenberufung der beiden Häuser die Nothwendigkeit angab, die Häfen dem fremden Getreide zu eröffnen. In dieser Hinsicht, wie in vielen andern, herrschte zwischen Regierung und Volk eine lange nicht bemerkte Eintracht.

Der König verlor den 5. Jan. 1827 durch den Tod seinen geliebten Bruder, den Herzog von York, der im 64. Jahre gestand. An seine Stelle trat als Generalissimus der Armee der Herzog von Wellington; nächstfolgender Thronerbe war nun der Herzog von Clarence, dessen Einkommen deshalb vergrößert wurde. Da Lord Liverpool vom Schlag gerührt ward, so mußte er sein Amt niederlegen. Als erster Minister hatte er das selbste Glück gehabt, bei seinen Anhänger wie bei seinen Gegnern seiner Rechtschaffenheit wegen sich allgemeine Achtung zu erwerben. Nach langen Verhandlungen über die Neubildung des Ministeriums trat Canning an seine Stelle als erster Lord des Schatzes, wodurch sich der Herzog von Wellington, die Lords Eldon, Bathurst, Westmoreland u. A. bereuen fanden, ihre Entlassung einzurufen. Canning wurde dadurch genöthigt, ein ganz neues Ministerium zu bilden, welches der Nation mehr zusagte, als das frühere; aber nur vier Monate bekleidete der geniale Canning sein Amt, klinklicher Reiz hatte sich gegen ihn unwürdige Intriguen erlaubt. Er starb am 8. Aug. 1827 zu Ghisbield. Sein Verlust wurde allgemein bedauert. Ihm folgte als erster Minister Lord Goderich, der eisherrige Mr. Robinson, während in dessen Stelle Mr. Harries einrückte. Das neue Ministerium war indessen zu schwach, der König ernannte daher den Herzog von Wellington zum Premierminister.

In der Parlamentsession vom Jahre 1828 war eine neue Kornbill durchgegangen. In der katholischen Association, die bald nachher ins Leben trat, kämpfte O'Connell für die vollständige Rechtsgleichstellung seiner Glaubensgenossen mit den Mitgliedern der herrschenden Kirche. Diese Frage wurde in der Thronrede des Königs am 5. Febr. 1829 ruhiger Besprechung empfohlen. Die Emancipation der Katholiken war unvermeidlich geworden und ließ sich nicht mehr umgehen.

Seit der Parlamentsession vom J. 1829 nahm der König fast keinen Antheil mehr an den Staatsgeschäften; 1826 hatte er zum letzten Male die Theater zu Coventgarden und Drurylane besucht. Eins seiner Lieblingsübergangen waren die Böttnerinnen, denen er jährlich auf der Westside beizuwohnen pflegte. Man hörte mitunter, der König sei von Windsor nach Brighton, oder von Royal-Lodge nach Windsor-Castle gezogen. Bei den Personen, die er dort in seine Nähe zog, sah er nicht auf hohen Rang oder politische Befähigung. Interesse gewährten ihm noch immer, wie in früherer Zeit, die Bauten seiner Paläste.

Mit seinem 67. Jahre nahm seine Gesundheit immer mehr ab; beunruhigende Gerüchte verbreiteten sich; am 15. April 1830 verkündete ein Bulletin, der König leide an Engbrüstigkeit und innerer Schwäche, die man

einer Gallenkrankheit, von der er befallen worden, zuschrieb⁴⁾. Am 19., 22., 24. und 26. erschienen wiederum Bulletin, seitdem aber täglich. Sie waren indessen so kurz, dunkel und einander widersprechend, daß man wenig daraus schliessen konnte. Deutlicher sprach sich eine königliche Verfassung aus, welche am 24. Mai an das Parlament gelangte; darin hieß es, daß des Königs große Schwäche ihm durchaus nicht erlaube, eigenhändig zu unterzeichnen; dies sollte daher in seiner Gegenwart durch dazu ernannte Bevollmächtigte geschehen.

Ungeschwächte Geisteskraft blieb ihm bessnungswürdig bis ans Ende seines Lebens. Noch am 31. Mai sagte der König zu einem seiner vertrautesten Freunde, als sich das Gespräch auf den Ministerwechsel lenkte: „Rast und nicht mehr von Politik reden. Ich habe Nichts mehr damit zu schaffen, und bin überzeugt, daß Alles gut gehen wird.“ In der Mitte des Juni lautete der Bericht der Ärzte dahin, daß der König gut geschlafen und freier athmen könne. Bald aber verschlimmerte sich sein Zustand wieder, daß man ihn für hoffnungslos erklärte. Mit möglichster Schonung wurde er von einer so traurigen Nachricht in Kenntniß gesetzt. „Gottes Wille geschehe!“ antwortete der König mit mehr Ruhe und Fassung, als man erwartet hatte. Bald nachher empfing er das Sacrament aus den Händen des Bischofs von Chichester. In der Nacht vom 26. Juni, gegen 3 Uhr Morgens, nach einem durch einen heftigen Husten oft unterbrochenen Schlaf, verlangte er, daß man ihn aufrecht setzen sollte. Kaum aber hatte man ihn in seinen Lehnstuhl gebracht, als seine Schwäche überhand nahm. Es zeigten sich unverkennbare Symptome, daß ein Blutgefäß gesprungen sei. Des Königs Haupt war auf seines Pagen Schulter gesunken. „O Gott, ich sterbe!“ rief er wenige Augenblicke nachher. Er verschied, ohne daß seine Gesichtszüge eine krankehafte Todespein verräthten.

Bei einem Rückblicke auf das Leben von Georg IV. und seinen Charakter müssen wir zuerst den Umstand hervorheben, daß er nach der Weisheit der Prinzen erzogen worden, deren Schule der Palast ihrer Vorfahren, deren Lehrer ein grenzenloses Glück, deren erster und geliebtester Gefährte eine unbeschränkte Befriedigung ihrer Wünsche bleibt. Des Prinzen Erziehung war nicht geeignet, ihn zu der hohen Stellung zu befähigen, die er einst bezaubern sollte, für welche alle Befähigung, die er empfing, und alle Tugend, die in seiner Natur lag, keineswegs hinreichte. An ihm schien aber jene Erziehung zeigen zu wollen, wie sehr ein Charakter verunkelt werden könne, dem vielleicht ursprünglich keine gute und wenig große Eigenschaften mangelten.

Des Prinzen Gemüthsart war von Natur durchaus nicht mürrisch oder raschfüchtig. Er war aber in solchem Grade Egoist geworden, daß er von der über-

4) Erst nach dem Tode des Königs erkannten die Ärzte, daß sein Uebel von einer Verhärtung der Harnklappen herrührte.

zeugung auszugeben schien, alle Menschen seien für seinen ausschließlichen Gebrauch geboren. Daher überließ er sich schon früh einer heftigen Reizbarkeit bei jedem, auch dem geringsten Vorfall, der seine Wünsche vereitelte. Er schien sich sogar für beleidigt und zur Befriedigung seiner Rache für berechtigt zu halten, sobald irgend Jemand aus Pflicht oder Ehrgefühl eine Handlungsweise befolgte, welche seine, des Prinzen, Hoffnungen täuschte. Seine Geistesfähigkeiten waren weit mehr als mittelmäßig. Mit einem hellen Verstande, trefflichen Gedächtnisse und mit Big begabt, der bei ihm eine Neigung zum Humoristischen erzeugte, verband der Prinz damit ein feines Gehör für Musik, einen richtigen Takt, einen verfeinerten Geschmack in den schönen Künsten und in der Literatur⁵⁾.

Seine Kenntnisse in der Geschichte und in den alten Sprachen waren nicht gering; noch bessere besaß er in den neuen Sprachen. Dagegen von den Elementen anderer wissenschaftlicher Fächer, besonders aber von der Staatsregierung hatte er sehr unvollkommene Begriffe, und sich nur zufällig durch Unterhaltung oder durch Zeitungslesen angeeignet. Festigkeit des Charakters konnten ihm selbst seine größten Schwächen nicht nachrühmen. Er war abhängig von plötzlichen Eindrücken, und stand ganz unter der Herrschaft seiner allerdings von Natur guten Gefühle. In Folge ungezügelter Befriedigung seiner Leidenschaften war er jedoch durchaus selbstkühn geworden. Manche Personen, die ihm näher kannten, bezeichneten seinen Charakter wegen seiner geringen Selbstbeherrschung, die ihm oft zu kleinlichen Gefühlen hinriß, als den eines Weibes; wer dies behauptet, thut den Frauen Unrecht.

Genau so, wie man es von solcher Lage, mit solchen Gewohnheiten erwarten konnte, war des Prinzen Privatleben von seiner frühesten Jugend an. Bei seinem Eintritte in das öffentliche Leben, hatte er schon fast alle Vergnügungen erschöpft, manche Anhänger, oder wenige Freunde sich erworben. In den höheren Circeln kam ihm viel leid, doch wenig Bewunderung entgegen, vielleicht kaum aufrichtige Achtung. Sein politisches Verhalten wurde ihm durch seine Stellung zu seinem Vater vorgeredet, ja noch mehr durch den Charakter Georg's III. bestimmt, der von dem seinigen so durchaus verschieden war. Die von Georg III. geschaffte Whigpartei fand daher an ihm einen freilich nicht ungenützigen Beschützer und Vertheidiger. Staatsangelegenheiten wurden aber von ihm nur dann betrieben, wenn seine abgekumpften Sinne irgend eine Aufregung verlangten. In dem merkwürdigen Zeitabschnitte vom Ende des amerikanischen Krieges bis zum Beginn des Kampfes mit Frankreich läßt sich kaum eine Angelegenheit nennen,

an der er Antheil genommen, obgleich ihn die Whigs immer das würdigste Mitglied ihrer Partei nannten.

Eine Sinnesänderung brachte in ihm die französische Revolution hervor. Er gestand, daß seine Grundsätze von den Prinzipien der Partei, welcher er bisher angehört, durchaus abwichen. Er verließ die Whigs für mehrere Jahre und verband sich mit ihren Gegnern. Als jedoch die Besorgnisse wegen der französischen Revolution wieder verschwunden waren, kehrte er zur Oppositionspartei zurück, die er aber, als er in Folge von der Krankheit Georg's III. zur Regentchaft gelangte, wieder verließ, und sich zu ihren Gegnern gesellte, und das dauerte bis zum Ende seines Lebens. Zu seinem nicht berechnendwerthen Geschick gehörte auch der öftere Wechsel seiner Freunde. Er hatte manche schätzbare Verbindungen dieser Art nach und nach aufgelöst. So geschah es, daß er sich am Ende seines Lebens von Feinden oder Fremden umgeben sah, mit denen er zufällig in Verbindung gekommen war.

Seine körperlichen und geistigen Kräfte hatte er früh durch sinnliche Genüsse zerrütet, und mit derlei Genüssen verband sich bei ihm eine fürchterliche Verschwendung. In wenigen Jahren waren ungeheure Summen von ihm vergeudet worden, ohne daß man wußte, wofür⁶⁾. Die Rechnungen wurden dem Lande zur Bezahlung vorgelegt, und seine Schulden getilgt. In einigen Jahren waren sie indessen wieder so angewachsen, daß die Hilfe des Parlaments abermals in Anspruch genommen werden mußte.

Um sich aus seiner Geldverlegenheit zu retten, blieb ihm zuletzt nur ein Ausweg übrig, eine Heirath. Aber die Ehe paßte nicht für einen Mann, der bisher durch keine Beschränkung gekannt, und überdies bereits anderweitig gefesselt war.

Mad. Figherbert war eine Frau von den liebenswürdigsten Eigenschaften. Ohne glänzende Talente, ohne ausgezeichnete Schönheit, auch nicht mehr jung, besaß sie ein zartes Gemüth, einen richtigen Verstand und hatte etwas ungemein Einnehmendes in ihrem Wesen. Des Prinzen Liebe wurde durch die Schwierigkeiten gesteigert, welche sie ihrer Befriedigung entgegenstellte, die sie nur einer ehelichen Verbindung bewilligen wollte. Aber durch eine Ehe mit dieser katbolischen Dame verurtheilte der Prinz nach ungemein Gefallen alle Ansprüche auf die Thronfolge. Unbekannt mit jenen Gefühlen, und durch allerhand Vorpiegelungen getäuscht, willigte Mrs. Figherbert in eine heimliche Vermählung mit dem Prinzen. Sie ward außerhalb der Grenzen des britischen Reichs vollzogen, weil der Prinz in seinem Wahn dadurch der angedrohten Strafe zu entgehen hoffte. Ein geliches Erforderniß, um die Ehe gültig zu machen, war die

5) Besonders in spätern Jahren zeigte sich Georg IV. als einen leidenschaftlichen Beschützer der Künste und Wissenschaften. Im J. 1821 stiftete er die k. k. Societät für Literatur und 1823 schenkte er die mehr als 65,000 Bände zählende Bibliothek seines Vaters dem britischen Museum; f. Zeitgenossen. Dritte Reihe. 3. Bd. 17. Heft. S. 42.

6) Unter den einzelnen Posten befanden sich mehren Hundert Pf. St. für Knechtspulver, einen passivierten braunen Stauß, womit die Stüge damals die Haupt bestrichen, statt sich der Seife und des Wassers zu bedienen. So laut sich aber auch übrigen die Unvorsichtigkeit über diese unsinnige Geldverschwendung äußerte, so beachte sie doch keine wesentliche Veränderung in der Lebensweise des Prinzen hervor.

Zustimmung des Königs; diese war nicht erlangt worden, und so glaubte der Prinz, bei der Unmöglichkeit des Contracts könne auch von seiner Verwirfung der Krone die Rede sein.

Nach einigen Jahren, als des Prinzen Leidenschaft sich schon abgekühlt, oder eine andere Richtung genommen hatte, durch mehr Gerüchte aber die angebliche Vermählung rückbar geworden war, kam dieselbe im Parliamente zur Sprache, und jetzt verweigerte er sie, als Fox und Grey bei ihm darüber persönliche Erkundigung einlegten, und ermächtigte sie auch, im Unterhause sie abzuleugnen. Durch eine Scheinheirat hatte er Miß Fetherbert verführt, und nun verweigerte er ihr die armselige Vergeltung, und zwar verweigerte er sie dies um des Geldes willen bei Gelegenheit eines Antrages auf eine Geldverwilligung im Parliamente.

Des Prinzen Lebensgeschichte läßt sich nicht von der Schilderung des unglücklichen Lebens trennen, welches er seiner Gemahlin, der Prinzessin Karoline von Braunschweig, bereitet. Wir wollen daher hier noch einige Punkte über sie nachholen.

Karoline, Prinzessin von Braunschweig, Nichte Georg's III., mithin eine nahe Verwandte des königlichen Hauses, besaß in ihrer Jugend bedeutende geistige und körperliche Vorzüge; sie galt ziemlich allgemein für liebenswürdig; Ganning behauptete von ihr im Unterhause: „sie sei geschaffen, die Seele und Liebe der feinen Gesellschaften zu sein.“ Ihre Talente überstiegen weit das bei Frauen gewöhnlich gesunde Maß. Frei von Hochmuth und Stolz, wußte ihr scharfer Verstand alle Personen, die sich ihr näherten, nach ihrem inneren Verdienste zu würdigen. Rang und Stand waren ihr gleichgültig, wo Geistesgaben und Gemüth sich Anspruch auf ihre Achtung erwarben. Vorherrschend war ihre Neigung zur Milde und Wohlthätigkeit, und die Leiden ihres Lebens fanden in Verbindung mit diesem liebenswürdigen Zuge ihres Charakters. Ihre leidenschaftliche Liebe zu Kindern verleitete sie nach der frühen Trennung von ihrer einzigen Tochter zu dem unbedachten Schritte, andere Kinder zu adoptiren, für die sie mit so mütterlicher Liebe sorgte, als ob es ihre eignen gewesen wären. Sie besaß einen unerschütterlichen Muth und eine seltene Ausdauer, wo es die Verfolgung würdiger Zwecke galt, und scheute kein Opfer und keine Gefahr. Nichts war ihrem Charakter mehr fremd, als Bosheit oder Rachsucht, und sie vergab leicht Beleidigungen, ohne daß sich ein Zeichen von Groll oder Haß an ihr offenbarte.

Offenheit und Freimüthigkeit, welche einen Grundzug ihres Charakters bildeten, verleiteten sie aber, das Joch nicht getragener, zu unvorsichtigen Schritten,

selbst zu leichtsinnigen Handlungen; sie gestattete zuweilen unwürdigen Personen den Zutritt zu sich, und wurde in den Händen von Intriguanten ein Werkzeug zu unsinnigen thörichten Cabalen.

Der Prinz aber hat sein feierlich am Altare ihr gegebenes Versprechen, seine Gemahlin „lieben und beschützen zu wollen“ nie gehalten, sie vielmehr gleich von Anfang an mit der auffallendsten Vernachlässigung und Gleichgültigkeit behandelt, während er beständig mit seinen vornehmen Wairesses verkehrte. Die Geburt einer Tochter wurde hier sein Mittel der Versöhnung, nur die Quelle neuen Hasses, neuer Demüthigungen gegen die Mutter. Er gab ihr durch Lord Schomberg einen Freidrief zur Libertinage und verdächtigte doch später ihre eheliche Treue; er entzog ihr den ungeschätzten Beistand mit der einzigen Tochter und ließ die verurtheilten Consequenzen daraus ziehen, wenn sie sich fremder Kinder annahm. Durch unaufhörliche Verfolgungen und Demüthigungen zwang er sie am Ende im J. 1814, ins Ausland zu reisen und er setzte in Mailand eine berühmte Untersuchungskommission gegen sie ein; während ihrer ganzen Ehe konnte man auf des Prinzen Günst nur immer mehr rechnen, wenn man sich an der Verleumdung und Verhöhnung gegen die Ehre und die Ruhe seiner Gemahlin betheiligte. Und nun die Krone des Ganzen, der Proceß vor dem Oberhause.

Erschöpft durch rastlose Verfolgungen, und aufs Tiefste getränkt durch einen mißlungenen Versuch, der Krönung ihres Gemahls beizuwohnen, ward die Prinzessin von einer Krankheit befallen, gegen welche alle ärztliche Hilfe erfolglos blieb. In einer ruhrenden Unterredung mit ihren Freunden hatte sie geäußert, wie sehr sie sich auf den Tod freue. Das Leben sei seit ihrer frühesten Jugend kein Genuß für sie gewesen, und zuletzt ihr eine schwere Last geworden. Merkwürdig war es, daß sie während eines dreißigjährigen Phantasirens vor ihrem Tode die Namen der Personen, mit denen ihr ein unerleuteter Umgang zur Last gesetzt worden, nie erwähnte, während sie beständig von Kindern sprach.

Die Leiche der Prinzessin lag in Parade in ihrer Villa zu Hammermith, und wurde, von einer zahllosen Volksmenge begleitet, durch die Hauptstadt gefahren.

Die von der verkstorbenen Fürstin selbst gewählte Inschrift ihres Sarges: „Karoline von Braunschweig, ermordete Königin von England“, veranlaßte einige geistliche Behörden, der Leiche auf dem Wege nach dem Einschiffungsplatze die Zulassung in die Kirchen zu verweigern. Iiemlich allgemeinen Unwillen, wenn auch keine Verwunderung erregte die ungemüthliche Gite, womit die Reise nach Harwich betrieblen ward, von wo die irdischen Ueberreste der Fürstin nach ihrer Ruhestätte in Braunschweig geschafft wurden).

1) Es gab Veranlassungen, wo ihr Muth und ihre Unerschrockenheit, die beiden hervorsteckendsten Eigenschaften in ihrem Charakter, zugleich in Anspruch genommen wurden. Als sie während ihres spätern Aufenthaltes in Italien eine Reise nach dem Orient unternahm, brach die Pest unter ihrem Gefolge aus. Ohne sich durch die damit verbundene Gefahr abscrecken zu lassen, begab sie sich in das Hospital und heugte sich über das Bett der Kranken, oder berührte ihren Körper.

2) Vergl. über sie: Th. A. (s. 2), Denkwürdigkeiten der Prinzessin Karoline von Wales, in Briefen an ihre Tochter, die Prinzessin Charlotte. Aus dem Englischen. (Leipzig 1814.) 2 Bde. Hiistorische Denkwürdigkeiten und Anekdoten aus dem Leben und über den Proceß der Königin Karoline von England. (Leipzig 1820.) 4 Hefte. (Nach Französisch.) Tagebuch eines britischen

Der König war damals gerade in Dublin, wo er Huldigungen lokaler Anhänglichkeit von Seiten der Ir-
länder empfing. O'Connell machte, um sich dem Prinzen
zu empfehlen, den Vorschlag zum Bau eines neuen Po-
lastes auf Subskription, die jedoch zu dürftig ausfiel,
um die Sache realisiren zu können.

Ein so schwankendes Ding ist Volksgunst, daß
Georg IV., der wenige Monate zuvor eben so gut
hätte wagen können, ins Feuer zu gehen, als in eine
Volksversammlung in irgend einem Theile des Reichs,
auf seiner Reise überall gut empfangen und von
seinen irländischen Unterthanen fast wie ein Gott be-
grüßt wurde, wiewol er offenkundig die Grundsätze auf-
gegeben, die er einst zu Gunsten des irländischen Volks
und seiner Rechte bekannt hatte. (Heinrich Döring.)

GEORG, Herzog von Clarence, ein Sohn
des Herzogs Richard von York und Bruder König
Edward's IV., erblickt 1449 das Licht der Welt. Die
Erkennung, einst dem englischen Thron zu bestreiten, sah
er vermittelt durch Edward's Vermählung mit Elisabeth,
einer Tochter der verwitweten Herzogin von Bedford,
aus deren zweiter Ehe mit einem englischen Ritter
Richard Woodville. Georg's Entrüstung über den Ein-
fluß und die Macht der jungen Königin und ihrer
Verwandten steigerte sich noch, als sein Bruder, König
Edward, dem Erbne des Grafen von Rivers, Antons
Woodville, die Tochter des Lord Stales, die reichste
Erbin in England zur Gemahlin gab. Durch den Grafen
von Warwick, der beim Könige in Ungnade gefallen und
gegen ihn im Aufstande begriffen war, ließ sich Georg
bewegen, zu dessen Partei überzutreten. Er fühlte sich
dem Grafen noch besonders verpflichtet, weil derselbe
ihm seine älteste Tochter zur Gemahlin gegeben und ihm
dadurch die Aussicht auf eine reiche Erbschaft eröffnet
hätte. Als jedoch Heinrich VI. aus dem Hause Lancaster
den Thron bestieg, stellte Edward seinem Bruder vor,
wie nachtheilich es für ihn wäre, wenn dieß Haus über
das Haus York völlig siegen sollte. Georg ging nun
vor der Schlacht von Beconet mit 12,000 Mann plötz-
lich zu seinem Bruder über, und half ihm den Sieg
erzämpfen. Edward aber konnte seinem Bruder den ihm
gepfielten Verrath nicht vergeben. Zum völligen Aus-
bruche kam die fortwährende gegenseitige Erbitterung durch

ein sonderbares Ereigniß. Thomas Burdett, aus einer
alten Familie in der Grafschaft Warwick stammend, ein
Freund Georg's, durch den er zum Kammerherrn er-
hoben worden war, soll in seinem Parke zu Harrow
einen weißen Dambirch gehabt haben, welchen der
König auf der Jagd durch einen Zufall tödtete. Ent-
rüstet darüber, brach Burdett in die Worte aus: „Ich
wollte, daß dem, der den Fisch getödtet, das Gerecht
im Parke stecke.“ Ungewiß ist, ob Burdett damals
wußte, daß der König selbst der Thäter war. Er ward
indessen sogleich verhaftet und nach einem summarischen
Proceß zu Tyburn enthauptet. Ueber diese Hinrichtung
seines Freundes äußerte sich Georg laut und mit Bitter-
keit. Er wurde deshalb des Hochverraths angeklagt und
vordrein der Zauberei, indem man dem Ausrufe Bur-
dett's den abscheulichen Charakter eines Zauberspruchs unter-
legte. Der König nahm dieß zum Vorwande, seinen
Bruder in den Tower in Haft zu schicken und ihn vor
dem Oberhause förmlich zu belangen. Unter den gegen
ihn erhobenen Klagen war auch diese: Georg habe ge-
äußert, der König sei kein echter Sohn seines Vaters,
mithin gehöre die Krone ihm. Georg ward von den
Peers für schuldig erkannt und zum Tode verurtheilt.
Der König stellte ihm frei, sich seine Todesart selbst
zu wählen. Nach der gewöhnlichen Sage wählte sich
Georg ein Faß voll Blausäure, in welchem er sich er-
tränken ließ. Historisch erwiesen ist dieß nicht. Factum
est id, quaecunque erat, genus supplicii, sagt ein
alter englischer Chronist — eine Stelle, die durch die
geheimnißvolle Anspielung auf eine ungewöhnliche Todes-
art der gewöhnlichen Erzählung nicht ungunstig scheint. *).

(Heinrich Döring.)

9) Georg, Könige von Georgien.

GEORG (Giorgi) I., König von Georgien
und Adschafien, folgte im J. 1014 seinem Vater
Bagrat III. und besaß den Thron unter ziemlich glück-
lichen Umständen; das Königreich befand sich in einem
blühenden Zustande und erstreckte sich damals vom schwar-
zen Meere bis nach Abkanien. Es umfaßte außer dem
eigentlichen Georgien (Karthli) noch Imerethi, Mingre-
lien, Guria, Gethi, Kachethi und einige Besitzungen
nördlich vom Kaukasus. Der Beherrscher eines aus-
gedehnten Gebietes mußte natürlich von den Bewegungen
der benachbarten Völker berührt werden und so wurde
er auch in die Erbfolgestreitigkeiten, welche in Armenien
nach dem Tode des Königs Kask I. zwischen den beiden
Söhnen desselben, Johannes Sempad und Aschod, aus-
brachen, verwickelt. Zuerst leistete er Johannes, welchem
er als rechtmäßigen König anerkannte, mit einem Heere
Beistand, da aber Aschod von andern benachbarten Für-
sten ebenfalls unterstützt wurde, so wurde der Krieg
ohne einen entscheidenden Schlag so lange fortgeführt, bis
schließlich durch Georg's Vermittelung die beiden Brüder ver-

reisten, über Denkwürdigkeiten über die Prinzessin Karoline von
Bates, geborne Prinzessin von Braunschweig, während der Jahre
1814—1816. Aus dem Kaiserlichen. (Barau 1817.) Leben und
Schicksale der Königin Karoline von England, nebst autenthischen
Nachrichten u. s. w. (Bremen 1819.) 2 Bde. Mit vier Bild-
nissen. Der Proceß der Königin Karoline von England, vor dem
englischen Parlament im J. 1820. Aus dem Englischen. (Brem-
men 1821.) 8 Hfte.

9) Georg. George IV. Memoirs of his life and reign by
H. E. Lloyd. (London 1830.) Ringard's Geschichte von Eng-
land. 17. Bd. S. 671 ff. Die Staatsämner Karoline unter
der Regierungsepoche Georg's III. Aus dem Englischen von
Henry Ford Breugham, von Dr. Rottentamp. 2. Bd.
S. 3 ff. Georg IV. (in den Zeitgenossen. Dritte Reihe. 3. Bd.
J. Heft. S. 3 ff.). G. S. Rumpf's Deutschen Regenten Almanach.
(Weimar 1824.) Jahrg. I. S. 109 ff.

*) s. Hume, History of England. Tom. III. p. 260 seq.
Madignot's, Geschichte von England. 2. Th. S. 61 ff. Hein-
rich's Geschichte von England. 2. Th. S. 118. 130 ff.

glichen und das Reich theilten. Sobald die Ruhe auf dieser Seite hergestellt war, beschloß Georg, sich von dem byzantinischen Reiche, welchem er für einen Theil seines Gebietes Tribut zu entrichten hatte, loszumachen; er vereinigte sich deshalb mit Johanneß, welchem ein ähnliches Vasallenverhältnis unangenehm war und schickte die Gesandten des Kaisers Basilus II., welche ihn an seine Pflicht erinnern sollten, mit Hohn zurück. Basilus rüdte deshalb im J. 1021 selbst an der Spitze seines Heeres in Georgien ein, verheerete das Land mit Feuer und Schwert und stieß am See Balagatsch auf den ihm entgegenrückenden Feind. Das Treffen war mörderisch und der Sieg neigte sich bereits auf die Seite der Georgier, als ihr tapferer Feldherr Rhad fiel, wodurch ihr Muth gelähmt wurde. Die Griechen verdoppelten nun ihre Anstrengung und schlugen die Georgier vollständig in die Flucht. Der König sah sich, nachdem er in dieser unglücklichen Schlacht den größten Theil seiner Truppen verloren hatte, genöthigt, mit dem Reste seiner Leute in den Schluchten des Kaufasus eine Zufluchtsstätte zu suchen. Nachdem Basilus das Land plündernd durchstreift hatte, zog er sich nach Trapezunt zurück, wo Gefandte des Königs von Armenien zu ihm kamen und um Frieden baten, welcher auch ohne Schwierigkeit gewährt wurde. Im folgenden Jahre (1022) verließ Georg seine Schlafpflanzung, sammelte schnell ein Heer, überschiel die als Besatzung zurückgelassenen Griechen, trieb sie aus seinem Gebiete und begabte seine Streifzüge bis nach Trapezunt aus. Griechische Truppen, welche ihm entgegenrückten, schlug er in die Flucht und verbreitete unter den Bewohnern der Grenzprovinzen einen solchen Schrecken, daß Basilus zum zweiten Male mit einem wohlgerüsteten Heere in Georgien einrückte, um das Land sich gänzlich zu unterwerfen und das griechische Blut an den Bewohnern desselben zu rächen. Georg aber, das schlimme Loos, welches ihm und seinen Unterthanen bevorstand, ahnend, bat jetzt um Frieden, konnte denselben aber nur unter lästigen Bedingungen schließen; auch mußte er seinen Sohn Bagrat als Geisel geben, welchen jedoch der Kaiser nach Verlauf von drei Jahren wieder nach Hause schickte¹⁾. Obgleich Georg während seiner Regierung nur wenig Ruhe genoß und sein Ergeiß ihn zu Unternehmungen, welchen seine Macht nicht gewachsen war, verleitet, so war er doch eifrig auf das Wohl und den Ruhm seines Landes bedacht und zeigte sich sogar als einen Beförderer der Künste und Wissenschaften. So schickte er den Philosophen Joanne Petriji nach Griechenland, um sich daselbst die gelehrte Bildung der Griechen anzu eignen. Petriji rechtfertigte vollkommen das in ihn gesetzte Vertrauen und übertrug, nachdem er in sein Vaterland zurückgekehrt war, die Schriften der griechischen Philosophen Plato und Aristoteles ins Georgische²⁾. Georg I. starb im J.

1027; ihm folgte sein Sohn Bagrat IV. und nach diesem kam dessen Sohn

Georg II. im J. 1072 an die Regierung, grade zu der Zeit, in welcher die Selbsherrscher in Persien ihre höchste Macht erreicht hatten und ihre Herrschaft nach allen Seiten hin auszudehnen suchten. Bereits hatten sie mehrere Festungen und sogar Tiflis, die Hauptstadt des Landes, in Besitz und bereiteten sich zu weiteren Eroberungen vor; gleichzeitig plünderten tatarische und turkomanische Horden, welche sich in der Gegend zwischen der Vereinigung des Alasani mit dem Kur und der Stadt Chori, sowie zwischen dem Tori und dem Chaschmi festgesetzt hatten und auf diese Weise die Ufer der Flüsse Kur und Tori beherrschten, die noch nicht völlig verarmten und verödeten Gegenden Georgiens und führten die Bewohner in die Sklaverei. Georg, ein durch persönliche Tapferkeit ausgezeichnete Mann, suchte zwar die Angriffe abzuwehren und schlug sogar einige Male die Heere der Selbsherrscher zurück. Als aber der Sultan Melikschah den persischen Thron bestieg und ein großes Heer zur völligen Unterjochung Georgiens anrückte, mußte Georg seinen fruchtlosen Widerstand gegen einen übermächtigen Feind aufgeben und sah sich genöthigt, selbst nach Persien zu dem Sultane zu gehen und den Frieden zu erbitten. Melikschah nahm ihn sehr wohlwollend auf, ließ ihm eine Verhandlung, wie sie einem Könige gebührt, angedeihen und bestätigte ihn gegen die Entrichtung eines jährlichen Tributs in seiner Herrschaft über Georgien. Von jetzt an regierte Georg ruhig bis an seinen Tod (1089³⁾). Seine Nachfolger David III. (1089—1130), Dimitri (1130—1150) und David IV. (1150—1156) waren im Kampfe gegen ihre Feinde glücklich und warfen die fremden Horden wieder aus dem Lande.

Georg III., Dimitri's Sohn und David's IV. Bruder, hatte zwar dem letztern versprochen, seinem Sohne Temna den Thron zu sichern und die Regentschaft während der Minderjährigkeit desselben zu führen, brach aber sein Wort und bemächtigte sich mit Hilfe der Großen des Reichs, welche er für sich zu gewinnen mußte, der Herrschaft. Um seine Treulosigkeit in Vergessenheit zu bringen, unternahm er einen Feldzug gegen die Muselmänner, welche sich in Armenien festgesetzt hatten und von da aus die Grenzprovinzen Georgiens fortwährend beunruhigten und belagerten im J. 1161 die armenische Festung Ani, welche sich damals in den Händen eines muslimanischen Fürsten, Namens Phadloun, befand. Er brachte sie alsbald in seine Gewalt, wurde aber darin selbst von Mirhan Schaparmen, dem Könige von Kbelat und Wangserd, welcher die gefährliche Nachbarschaft der Georgier und einen Einfall in sein Gebiet befürchtete, mit einem Heere von 80,000 Mann eingeschlossen. Georg wagte

p. 148. Saint-Martin in der Biographie universelle. Vol. XVII. p. 128.

3) Bergl. Zol. v. Klaproth a. a. D. 2. Bd. S. 174. Duhalde de Montpeux I. c. Vol. II. p. 152 und Saint-Martin I. c. p. 129.

1) Bergl. Joann. Zonaras Annal. XVII. 9. 2) Bergl. Zol. v. Klaproth, Briefe in den Kaufasus und nach Georgien. Halle und Berlin 1814. 2. Bd. S. 172. 173. P. Petriji de Montpeux, Voyage autour du Caucase. (Paris 1839.) Vol. II.

obgleich seine Streitkräfte weit geringer waren, einen Ausfall und brachte dem Feinde eine solche Niederlage bei, daß dieser sich genöthigt sah, die Belagerung aufzugeben und in Eile abzuziehen. Georg überließ die Verwahrung der eroberten Stadt einem Fürsten Romens Satoun und kehrte in seine Staaten zurück. Als er aber bald darauf hörte, daß Satoun die Befestigungswerke ausbesserte und die Stadt in Vertheibungszustand setzte, rief er ihn aus Furcht, er möge sich gegen ihn empören, ob und gab seine Stelle dem armenischen Fürsten Carlis. Satoun, durch diese Behandlung empfindlich gekränkt, begab sich an den Hof des Atabegs Idzegiz, des Fürsten von Aderskajidschan, wo er kurz darauf durch Leute, welche von dem Könige Georg gedungen waren, ermordet wurde. Diese That verursachte einen Krieg zwischen Georg und dem Atabeg, in welchem der erstere durch seine Nothwendigkeit große Vortheile errang und im J. 1162 die mächtige Stadt Tzin in Armenien eroberte, wobei an 60,000 Perser als Gefangene in seine Hände fielen. Der Atabeg sammelte jetzt ebenfalls ein mächtiges Heer, fiel in Georgien ein, verbrannte die Städte Arzon und Afschong und machte alle Georgier, welche er in seine Gewalt bekam, nieder. Das georgische Heer, von dem Könige und seinem Ehorabed Ivane Drpelian geführt, stieß endlich in der Provinz Koulsarh in der Ebene von Gago auf den Feind, welchen es nach einem hohnwürdigen und blutigen Zersien in die Flucht schlug und das Land eiligst zu räumen zwang. So erzählten die georgischen Berichte¹⁾. Nach den muslimanischen Geschichtsschreibern behielten die Muselmänner die Oberhand und drängten die Georgier mit großem Verluste zurück²⁾. „Als die Gläubigen,“ sagt Mirchond³⁾, „mit den Hohenpriestern zusammenstießen, entstand ein solches Blutbad, daß das eisenberige Schwert über das viele Blut weinte und die Spitze der Lanze roth wurde, wie die Spitze der Zunge. Endlich wollte Gott, daß der König von Abchaz die Flucht erzgriff mit blaffen Wangen, aus Furcht vor dem stahlblauen Schwerte, gleich dem Blatte des Frühlings, das flieht aus Furcht vor dem Winde des Herbstes. Eine große Beute fiel den Vertheibigern des Islams zu; darauf kehrten sie unversehrt und mit Beute beladen wieder zurück.“ Im folgenden

Jahre (1163) rüsteten die vereinigten Heere des Atabegs und des Seltschukensultans Arslan, dessen Beistand der Atabeg angerechnet hatte, von Armen ins Feld und belagerten die Stadt Ani 30 Tage lang, ohne sie nehmen zu können. Sie hoben nach diesem mißlungenen Versuche die Belagerung wieder auf und fielen wiederholt in Georgien ein, wodurch sich der Krieg in die Länge zog. Während des Feldzugs wurde der Sultan krank und mußte das Heer verlassen. „Darauf eilten,“ sagt Mirchond⁴⁾, „die Emire und Magnaten des Reiches in Begleitung des Atabeg Idzegiz nach dem Orte ihrer Bestimmung; der König von Abchaz aber war dem islamitischen Heere nicht gewachsen und suchte auf dem Gebirgen Schug. Das Heer des Sultans zündete nun die Stadt Abchaz an und kehrte dann wieder in das königliche Lager zurück, wo sowohl der Atabeg als auch die Emire und Soldaten vom Sultan sehr schmeichelehaft und ehrenvoll empfangen wurden.“ Beide Heere errangen, wie aus diesen Darstellungen hervorgeht, einige Vortheile, aber keinen entscheidenden Erfolg und der Krieg endete mit einem Stillstande, nach welchem Georg die Festung Ani den Persern zurückgab. Später beruete er jedoch diese übertriebene That und unternahm am das Jahr 1174 einen neuen Feldzug, auf welchem er auch glücklich die Stadt wieder in seine Hände brachte und ihre Verwahrung Ivane Drpelian übertrug. Idzegiz belagerte sie darauf mit einem starken Heere, die Vertheibiger aber, welche mit vollem Rechte die Noth der Aufseher fürchteten, schlugen alle Angriffe mit solcher Beharrlichkeit ab, daß der Atabeg die Belagerung aufhoben und den Rückzug nach Persien antreten mußte⁵⁾. Bald darauf brachen in Georgien selbst Unruhen aus und Ivane Drpelian, welcher bis jetzt auf Georg's Seite gestanden hatte, stiftete gegen ihn eine Empörung an, um dem rechtmäßigen Thronerben Ivane, welchem Georg zurückgeschoben hatte, die Herrschaft zu verschaffen. Viele Große des Landes vereinigten sich mit ihm und der Aufstand gewann im J. 1177 so sehr an Ausdehnung, daß Georg sich nach Tiflis flüchten mußte. Seine Gegner schlossen ihn mit einem bedeutenden Heere in dieser Stadt ein; da sich aber die Belagerung, in die Länge zog, so fand Georg Mittel, wieder viele alte Freunde für sich zu gewinnen und als ihm ein gewisser Aboulasoa aus Kaptschal einige Hülfskruppen schickte, so machte er einen Ausfall und schlug die Truppen seines Gegners aufs Haupt, worauf diese nicht nur die Belagerung aufhoben, sondern sich selbst in die Festung Lori zurückziehen mußten. Sie riefen den Atabeg Idzegiz um Beistand an, Georg benutzte aber die Noth des Feindes und die ihm augenblicklich günstige Stimmung der Georgier und bebrangte Ivane Drpelian, welchen bereits fast alle seine Anhänger und sogar Ivane verlassen hatte, so hart, daß dieser sich auf Georg's Verführung, ihm und seinen Anhängern kein Leid zuzufügen, ergab. Georg vergaß aber alsbald sein Versprechen und ließ

4) Bergl. Saint-Martin p. 140. 5) Abulfeda (Annales musulm. Tom. III. p. 383) sagt: „eodem [1161] irruerunt innamne numero in musulmanicum ditionem Corgi [Georgian] urbemque Aderbigauem. Uerain deprehenderunt. Sed sua cuncta valida manu adeunt Aderbigauis dominus Hahene retinebat.“ Herbelot (Bibliothèque orientale. Tom. I. p. 392) erzählt: „Le Prince des Abkhaz, qui étoit chrétien et qui avoit ses états entre la Géorgie et la Circassie, entra dans la province d'Adherbigau et ravagea le plat-pays jusqu'aux portes de Casvin. Arslan tourna ses armées victorieuses contre lui et le battit auprès du fort château de Cak, qu'il avoit pris et fortifié. Ce château resta peu de temps entre les mains des Abkhaz après ce combat; le Sultan layant assiéger, le prit de force et le fit brûler.“ Die Berichtshäter auf beiden Seiten sprechen nur von den durch ihre Landstürze errungenen Vortheilen, schweigen aber von den verlorrenen Kriegen und mißlungenen Versuchen. 6) Geschichte der Seltschulen, übersetzt von J. A. Butlers. (Gießen 1827.) S. 207 fg.

7) Geschichte der Seltschulen S. 212.

8) Saint-Martin

p. 140. 141.

nicht nur Ivane, sondern auch seine Angehörigen und Anverwandten ermorden, dem unglücklichen Temna aber, um ihn für die Zukunft unschädlich zu machen, die Augen ausstechen, die reichen Besitzungen der Dreflans aber vertheilen er unter seine Freunde, welche ihn während des gefährlichen Aufstandes unterstützt und durch ihre Festigkeit gerettet hatten. Georg konnte sich seines Sieges nicht lange freuen, denn er starb schon um das Jahr 1180⁹⁾. Ihm folgte, da er keine männliche Nachkommenschaft hinterließ, seine Tochter Xamar und dieser im J. 1198 ihr Sohn

Georg IV., mit dem Beinamen Rascha¹⁰⁾; er stammte aus dem Geschlechte der Bagratiden und sein Vater David, der zweite Gemahl der Königin Xamar, war Herrscher des Landes der Osten im Kaukasus. Beim Beginn seiner Regierung fielen die Bewohner von Gandischa (seit Jelisawethpol genannt), meist Turkomanen und Armenier, ab und brachen plündernd in Georgien ein. Der König zog mit einem mächtigen Heere gegen sie zu Felde und brachte sie alsbald wieder zum Gehorsam. Unglücklich war aber sein Feldzug gegen Kelsch (1211 und 1212); er wurde bei einem Ausfälle Koubes, des Herrschers dieser Stadt, gefangen und erhielt nur gegen ein Lösegeld, welches in mehreren Festungen, 5000 türkischen Gesangenen und 1000 Dinars bestand und gegen einen feierlichen Eid, 30 Jahre lang mit den Turen Frieden zu halten, seine Freiheit wieder. Vor diesem traurigen Ereignisse hatte das georgische Heer im J. 1209 und 1210 unter der Führung des Arminiens Zkhere einen Feldzug gegen den Atabeg von Adserbaidschan unternommen, die Städte Maranda und Ardabil erobert, ein großes Butbad unter den Feinden angerichtet und eine ungeheure Beute zurückgebracht. Georg hatte nach seiner Freilassung kaum einige Jahre in Ruhe zugebracht, als ein neuer und höchst gefährlicher Feind seine Staaten zu bedrohen anfing. Die Mongolen waren bereits im Besitze von Adserbaidschan und fielen im J. 1220 in Georgien ein. Der König sammelte seine Truppen, verbündete sich mit Bahram, dem Fürsten von Schamchor und griff mit diesen die Mongolen, welche bis in die Ebene von Khouan vorgerückt waren, an; er wurde mit seinem Heere vollständig geschlagen, Bahram indessen drängte mit seinen tapfern Leuten die mongolischen Scharen zurück und zwang sie das Land zu verlassen. Der König Georg empfand aber über seine Niederlage und die Verheerungen, welche die Mongolen in seinem Reiche angerichtet hatten, einen solchen Verdruss, daß er im J. 1223 starb¹¹⁾. Nach ihm regierten sein Sohn David IV. (—1272), Dimitri II. (—1289), Wachtang II. (—1294) und David V. (—1296) und Wachtang III. (—1304). Dem letzten folgte sein Vetter

Georg V., der Sohn David's V., unter der Vormundschaft Georg's, eines Sohnes Dimitri's II. Georgien war bereits unter die Oberherrschaft der Mongolendynastie in Persien gekommen und auch Georg V. mußte seine Befähigung von dem Mongolenkhan Litschaltu Khan, gewöhnlich Mahomed Schodab-Bundab (Sklave Gottes) genannt, entgegennehmen¹²⁾. Er starb eines frühen Todes und an seine Stelle trat sein Vormund

Georg VI., einer der kräftigsten und einsichtsvollsten Herrscher Georgiens, welchem es gelang, sein tief erniedrigtes Vaterland wieder auf einige Zeit zu heben und der deshalb den Namen „der Durchlauchtigste“ erhielt. Sein erstes Bestreben ging dahin, die Zwistigkeiten der königlichen Familie, welche von den Mongolen in der Absicht, Georgien erblug in ihren Besitz zu bringen, geschürt wurden, beizulegen; es gelang auch seinen klugen Veranlassungen, den Bürgerkrieg, welcher viele Jahre hindurch gehauert hatte, zu beenden und das zerstückelte Land wieder unter einem Scepter zu vereinigen. Seine Herrschaft erstreckte sich jetzt von Treretsi bis zum Ruffe Tcheretzi und von Kachetzi bis Derbend und er fühlte sich stark genug, um Georgien von der Oberherrschaft der Mongolen, deren Macht durch innere Zwistigkeiten bereits im Abnehmen begriffen war, zu befreien. Er verweigerte die fernere Bezahlung des Tributs, sammelte ein großes Heer und versagte nicht nur die mongolischen Heerden aus seinem Reiche, sondern verwißte auch die persischen Provinzen Erivan, Schirwan und Mowakal. Dagegen er beim Antritte seiner Regierung das Reich durch die Feindschaft in der herrschenden Familie der Bagratiden zerstückelt und durch die fortwährenden Kriege und die Einfälle barbarischer Völker verwüstet antraf, so hinterließ er es dennoch in einem blühenden und beglückten Zustande und bewies dadurch, daß er zum Herrscher geboren war¹³⁾. Nach seinem Tode (1346) ging die Herrschaft auf seinen Sohn David VI. (—1360) und nach diesem auf dessen Sohn Bagrath VI. (—1396) über; dem letzten folgte sein Sohn

Georg VII., dessen ganze Regierungszeit ein beständiger Kampf mit den Tataren war. Schon während der Herrschaft seines Vaters hatte Timurlung (Tamerlan) Persien erobert, im J. 1388 einen Einfall in Georgien gemacht und Tiflis genommen. Bagrath gerieth in Gefangenschaft und wurde gezwungen, die mohammedanischen Religion anzunehmen. Darauf erlaubte ihm Timurlung, in sein Land zurückzukehren und gab ihm zu seinem Schutze 12,000 Mann, welche ihm bei der Bekämpfung seiner Unterthanen zum Islam beiführten sein sollten, mit. Bagrath schickte aber indeß einen Brief an seinen Sohn Georg, mit dem Besche, in Eile alle georgischen Truppen zu sammeln und die ihn begleitenden Perser anzugreifen. Georg erfüllte getreu

9) Saint-Martin p. 141. Zul. v. Klaproth S. 178. Dubois de Montpéroux p. 155. 10) Dieser Name bedeutet nach Klaproth S. 180 „der Worte: Rische“ oder „der Strahlende,“ nach Saint-Martin p. 141 „der Beschöpfte.“ 11) Bergsl. Zul. v. Klaproth S. 180 fg. Dubois de Montpéroux p. 159. Saint-Martin p. 141—142.

V. Geogr. I. Bd. u. 2. Erste Section. LX.

12) Bergsl. Zul. v. Klaproth S. 189. Saint-Martin p. 143. 13) Bergsl. Zul. v. Klaproth S. 189 fg. Dubois de Montpéroux p. 165. Saint-Martin p. 143.

lich den ihm gewordenen Auftrag, fiel über die Perser her und machte sie sämmtlich nieder. Darüber erbittert fiel Timurlung zum zweiten Male in Georgien ein, schlug Bagrath in einer entscheidenden Schlacht, verwüstete das Land mit Feuer und Schwert und zwang die Bewohner zur Annahme des Islam. Bald darauf starb Bagrath und als sein Sohn und Nachfolger Georg VII. Timurlung zu gehören sich weigerte, so machte dieser einen dritten Einfall in das Land und verwüstete es weit und breit, zog sich aber, als er Georg, welcher sich in unzugänglichen Berggegenden festgesetzt hatte, nicht erreichen konnte, nach Persien zurück. Da nun Georg aus seinem Schlafquartier hervorbrach und die in seinen Städten als Beute liegenden Perser allmählig vernichtete, so erschien Timurlung zum vierten Male mit einem zahlreichen Heere, schlug sein Lager bei dem Kloster Manglisi auf und forderte den König vor sich, um ihm den Huldigungs Eid zu leisten und den Islam anzunehmen; Georg aber, welcher wieder in unzugänglichen Bergschluchten Zuflucht gesucht hatte, spottete seiner Drohungen und kam nicht. Darauf eroberte Timurlung Dzirmissi, eine der stärksten georgischen Festungen südlich von Tiflis, und ging, da er seinen eigentlichen Zweck nicht erreichen konnte, nach Persien zurück, wo er nicht lange darauf starb. Georg ergriff alsbald diese günstige Gelegenheit, eroberte Tiflis und die übrigen ihm entrissenen Festungen wieder und trieb die Perser gänzlich aus dem Lande. Diese machten zwar wiederholt Versuche, von Neuem in Georgien feste Punkte zu gewinnen und Rache zu üben, Georg schlug sie aber immer mit großem Verluste zurück und zwang sie endlich, Frieden mit ihm zu schließen. Von jetzt an regierte Georg ruhig bis zu seinem Tode (1407¹⁴). Sein Bruder und Nachfolger Konstantin I. (—1414) kämpfte ebenfalls glücklich gegen die Perser und dessen Vetter und Nachfolger Alexander I. (—1424), brachte das lange gequälte georgische Volk wieder zu einzigem Wohlstande, hatte aber den unglücklichen Gedanken, das Reich unter seine drei Söhne zu theilen, wodurch alsbald ein Alles zerstörender Kampf zwischen den drei Dynastien entstand. Man hört fortan von Nichts mehr als von blutigen Schmachzügen, hinterlistigen Ueberfällen, Mord und Augenausstechen; die Perser fielen von der einen, die Turken von der andern Seite in das Land und wählten es zu ihrem Schlachtfeld, die Bewohner verfielen schnell in die tiefste Noth und die abscheulichsten Verbrechen wurden stets häufiger und ungeheurer begangen; der Sohn mordet den Vater, der Bruder den Bruder, lüderliche Keiminnen entehren den Thron und eine Schandthat jagt die andere, bis Rußland dem Unwesen ein Ende macht und Befehl von dem Lande ergreift¹⁵). — Als Alexander das Reich unter seine Söhne theilte, erhielt Bagrat, der älteste, Imerethi, Dzhilhetbi, Svanetbi, Dzhisi, Abchasetbi, Alani und Guria, der zweite, Dimitri, bekam Kharthli, Tschertessen und Sfa-Atabago, dem dritten und jüngsten

Georg VIII., fielen Kachethi, Schirwan und Derbend zu, da aber kurz darauf die Perser, welche unter der Dynastie der Sefis sich wieder zu einer großen Macht emporgehoben, diesen Theil Georgiens unterjochten (1525), so stand er unter persischer Oberherrschaft. Ihm folgte sein Sohn Alexander II., von welchem man nichts weiter weiß, als daß sein Sohn,

Georg IX., ihm die Augen ausstechen ließ und sich der Herrschaft bemächtigte. Die Georgier legten diesem seiner Schandthaten wegen den Namen Aw-Georgi (Schandzerg) bei und zählen ihn häufig nicht in der Reihe ihrer Könige dieses Namens¹⁶). Da nach seinem Tode sein Sohn Leon noch unmündig war, so beherrschte David VII., König von Kharthli, auch Kacheti; auf seine größere Macht stiel, verzweigte er dem Schah von Persien den Gehorsam. Dieser erschien aber alsbald mit einem bedeutenden Heere, nahm Tiflis ein und stellte das frühere Vasallenverhältnis her. Darauf mußten Kacheti und Kharthli wieder getrennt werden; Leon erhielt Kacheti, David aber ward Woiwode und überließ seinem Bruder Georg, welcher sich jetzt ebenfalls Georg VIII. nannte, die Herrschaft über Kharthli, in deren ungestörtem Besitze er bis zu seinem Tode (1534) blieb. Ihm folgte sein Vetter Kurowsch (—1558) und diesem sein Sohn Simon I. Gleichzeitig mit ihm regierte in Kacheti Alexander III., welcher die erste Verbindung mit Rußland anknüpfte. Er schickte nämlich im J. 1586 Gesandte an den Zar Feodor Iwanowitsch, stellte sich unter seinen Schutz und machte ihm den Vorschlag, am Terek eine russische Stadt anzulegen, um dadurch die Verbindung mit Georgien besser unterhalten zu können. Die Unterhandlungen schlossen damit, daß Alexander, seine Söhne und alle Beamten des Reiches dem Zar den Eid der Treue leisteten, dieser dagegen durch einen im J. 1589 ausgestellten Gnadenbrief dem Könige versprach, sein Land zu schützen und mit Heeresmacht gegen jeden es angreifenden Feind zu vertheidigen. Schah Abbas, der König von Persien, mußte, da er alle Streitskräfte gegen die ihn bedrängenden Turken notwendig hatte, diesen Vertrag zugeben. Später fielen die Turken auf ihren Feldzügen gegen Persien auch in Georgien ein; der König Simon rüdte ihnen entgegen, gerieth aber im J. 1599 in türkische Gefangenschaft und wurde nach Konstantinopel gebracht, wo er starb¹⁷). Ihm folgte im J. 1600 sein Sohn

Georg X. (IX.), mit Erlaubnis und unter der Oberherrschaft des Schah Abbas von Persien. Dieser konnte jedoch nicht verhindern, daß die Turken im J. 1603 seinem Vasallen Sfa-Atabago, welcher Besitz der Stadt Adalaghe nebst ihrem Gebiete in sich begriff, von Kharthli abbrannten, zu einer türkischen Provinz machten und durch einen Pascha verwalten ließen. Georg knüpfte deshalb Verbindungen mit dem russischen Hofe an, leistete dem Zar Boris Feodorowitsch für sich und seinen Sohn Iseji den Eid der Treue und stellte sich

14) Vergl. Zul. v. Klaproth S. 192. Saint-Martin p. 143. 144. 15) Dubois de Montperreux p. 167.

16) Zul. v. Klaproth S. 194—196. S. 196—200.

17) Derselbe

und sein Land unter russischen Schutz. Diese Uebereinkunft sollte nach durch eine Doppelheirat besiegelt werden und Feodor Borisowitsch, der Sohn des Zars, Helena, die Tochter Georg's, Chosro, Georg's Vetter, oder Kenia Borisowna, die Tochter des Zars, zum Weibe bekommen. Dieses Vorhaben wurde aber durch den Tod des Zars und durch die von Schah Abbas veranfaltete Vergiftung des von ihm abgesetzten Königs Georg (1605) vereitelt¹⁸⁾. Unter Georg's Nachfolger nahm die Verwirrung immer mehr zu, indem sich bald der russische, bald der persische Einfluß mehr geltend machte, bis endlich Wachtang IV., welcher im J. 1638 den Thron bestieg, die drei georgischen Reiche wieder zu Einem vereinigte. Sein Sohn Artschil III., welcher ihm im J. 1678 nachfolgte, begab sich schon in den ersten Tagen seiner Regierung zum Zar, um Hilfe gegen die Perser zu suchen, blieb aber für immer am russischen Hofe, deshalb übernahm alsbald sein Bruder

Georg XI. (X.) oder XII.¹⁹⁾ die Regierung. Das Land genoss Anfangs unter ihm eine lang ersehnte Ruhe, als aber Sultan Hussein, ein schwacher Mann, den persischen Thron bestieg, hielt er diesen Zeitpunkt für günstig, um das persische Joch abzuschneiden. Hussein griff zu dem leichtesten Mittel, den ungehörigen Vasallen zu verderben, und ernannte Irakli, den Sohn des früher vertriebenen Königs Theimuras I. von Kacheti, zum Könige von Georgien. Irakli, welcher einsah, daß er ohne persischen Schutz nicht ruhig regieren könne, nahm den mohammedanischen Glauben an und nannte sich jetzt Nasar-Ali-Khan. Im J. 1688 fiel er mit einem persischen Heere in das Gebiet des Königs Georg ein und beide Nebenbuhler belämpften sich in mehreren blutigen Schlachten, ohne daß jedoch einer von ihnen einen entscheidenden Schlag zu führen vermochte. Des unaufhörlichen Blutvergießens müde, begab sich Georg endlich zu dem Sultan Hussein, um Verzeihung zu erbitten. Hussein nahm ihn wohlwollend auf, ließ ihn aber nicht nach Georgien zurückgehen, sondern gab ihm, nachdem er die mohammedanische Religion und den Namen Gurdschin-Khan angenommen hatte, die Verwaltung der Provinz Kirwan. Während Georg's Abwesenheit fiel Irakli wiederholt in Georgien ein und vertrieb alsbald Iwan, den Bruder Georg's, welchen dieser als Stellvertreter zurückgelassen hatte. Um diese Zeit regten sich auch die lange von persischen Statthaltern misbandelten Afghanen und besonders die Stämme in der Nähe von Kandahar. Die Minister Hussein's waren in großer Verlegenheit, wie sie den Empörungsgestir der Afghanen niederhalten sollten und beschloßen zuletzt, Gurdschin-

Khan, welcher als einer der gewandtesten und tapfersten Heerführer seiner Zeit galt, zum Statthalter von Kandahar zu ernennen und ihn mit den zur Unterdrückung eines Aufstandes nöthigen Mitteln zu versehen. Gurdschin-Khan zog mit 22,000 Persern und einer auserlesenen Schar seiner Landknechte nach der ihm anvertrauten Statthaltertschaft und machte durch diese Leistung gebietende Macht jedem Schmeichele von Empörung ein Ende. In seinem Uebermuth war er jedoch so unflug, an den Afghanen eine so harte Züchtigung zu üben, als ob sie ihre Unflucht, sich zu empören, wirklich ausgeführt hätten. Ein so grausamer Drud bestimmte sie, mehr Gefandtschaften nach Isphahan zu dem Sultan Hussein zu schicken, welche aber, da man dem Sultane die Afghanen als Unzufriedene, welche kein Gehör verdienen, schilderte, mit harten Antworten entlassen wurden. Der Statthalter, von allen diesen Schritten genau unterrichtet, beschloß an den Häuptlingen der Afghanen, welche die Hittschriften unterzeichnet hatten, Rache zu nehmen und richtete besonders seine Wuth gegen Mir Wais, den mächtigsten und angesehensten derselben. Er ließ ihn unter einem nichtigen Vorwande ergreifen und schickte ihn nach Isphahan mit dem Befehle, daß die Ruhe des Reiches von der Festhaltung dieses ebenso mächtigen als ehrgeliebten Anführers abhänge. Der verführte Häuptling hatte jedoch schon nach kurzem Aufenthalt an dem Hofe die Schwärze des Sultans Hussein und die Verrätherlichkeit seiner Rathgeber erkannt. Der Sultan gewann er durch seine einschmeichelnde Berieselung, die Minister bestach er durch seinen Reichtum und plötzlich sah man den gedemüthigten Gefangenen zu einem Lieblichen des Hofes erheben. Mir Wais wußte jezt, ohne sich zu verrathen, die Feinde Gurdschin's herauszufinden, die Eifersucht gegen denselben zu wecken und ihn als das Haupt einer weit verbreiteten Verschwörung der Christen gegen den Islam darzustellen. Man fing nun zu Isphahan an den georgischen Fürsten zu fürchten und schickte Mir Wais in die Heimath zurück, um seinem Ehrgreife Schranken zu setzen. Gurdschin mußte nothgedrungen die Wiedererkenntnis des ihm verhassten Gegners zugeben, beschloß aber, sich an ihm auf die empfindlichste Weise zu rächen. Mir Wais hatte eine durch ihre ungewöhnliche Schönheit im ganzen Lande berühmte Tochter. Gurdschin, welcher hier zugleich ein Geseligen, seine Leidenschaft zu besriedigen und seinen stolzen Feind zu demüthigen, sah, forderte durch eine entscheidende Vorladung die edle Jungfrau. Bekannt ist, wie sehr die Afghanen auf ihre Ehre, in sofern sie die Weiber des Hauses betriefft, eifersüchtig sind und der Befehl Gurdschin's erregte einen allgemeinen Unwillen. Die Stammesgenossen forderten den Häuptling auf, solche Schmach zu rächen, und schworen ihm, bei diesem Kampfe den letzten Blutstropfen zu opfern. Mir Wais, ebenso klug als rachsüchtig, beruhigte sie mit der Bemerkung, daß es besser sei, den schlafenden, als den wachenden Löwen zu tödten, und ließ sich von ihnen einen feierlichen Eid ablegen, treu und verschwiegen zu sein und seinen Befehlen unbedingten Gehorsam zu leisten. Darauf

18) Zul v. Klaproth S. 200 fg. Saint-Martin p. 144.

19) Weil auch ein König Georg von Amrethi, welcher in dem ersten Viertel des 17. Jahrh. regierte, als Georg XI. gezählt wird. Wir wissen von ihm nur, daß er für die gleichzeitig mit ihm regierenden Könige von Kartli und Kacheti, welche sich gegen den König von Persien, ihren Oberherren, empört hatten, Kurfürste riefelte und Verzeihung bewirkte; vergl. Zul v. Klaproth S. 204.

unterrichtete er ein schönes, in seinem Hause erzogenes Mädchen, die Rolle seiner Tochter zu spielen, und übergab es Gurdschin-Khan, welcher, von dieser anscheinenden Unterwürfigkeit getäuscht, mit seinem frühern Feinde auf sehr freundlichem Fuße umzugehen anfang und als bald einer Einladung zu einem prächtigen Gastmahl, welches derselbe auf seinem Landhause nicht weit von Kandahar gab, Folge leistete. Hier wurde er mit seinen sämtlichen Genossen bei der Tafel ermordet. Mit dieser Thatte seine Feindschaft zufrieden, hüllten sich die Afghanen in die Kleider der erschlagenen Perser und überrumpelten Kandahar, wo sie die Besatzung bis auf den letzten Mann niedermachten²⁰⁾. So endete Gurdschin-Khan im J. 1709. Er war schon längere Zeit vor seinem Tode von Husten wegen der bedeutenden Dienste, welche er dem persischen Reiche geleistet hatte, wieder als König von Kartschli eingesetzt worden. Sein Oheuer Irakli I. mußte sich auf Befehl des Sultans mit Inzertthi begnügen. Unter dem folgenden georgischen Königen dauerte der Kampf mit den Persern und Türken fort und besonders zeichnete sich Irakli II., welcher im J. 1760 den Thron bestieg, durch seine rastlosen Anstrengungen, die Feinde von seinem Reiche abzuhalten, aus; er nahm wiederholt die russischen Streitkräfte in Anspruch und der Einfluß Rußlands wuchs in Georgien mit jedem Tage. Irakli's Sohn,

Georg XII. (XI.) oder XIII., der letzte König Georgiens, war schon ein bejahrter Mann, als er nach dem Tode seines Vaters am 11. Jan. 1798 den Thron bestieg. Als Erbprinz und Statthalter der Provinzen Bortschalo und Samcheti hatte er sich durch die Tapferkeit, womit er die Perser fortwährend von seinem Gebiete zurückschlug, ausgezeichnet; ebenso tapfer zeigte sich sein Sohn Ioanne gegen die Resgibier, welche fast jedes Jahr Raubzüge nach Georgien unternahmen und, obgleich sie gewöhnlich mit großem Verluste zurückgeschlagen wurden, stets wiederkehrten. Auch die Türken beunruhigten unter der Anführung des Pascha von Kars fortwährend die Grenzprovinzen, bis David, Georg's ältester Sohn, den Pascha in einem Treffen schlug und die Festung Gilsif Aschaktschal eroberte, worauf die Türken sich kühnen fanden, Frieden mit den stets siegreichen Georgiern zu schließen. Dagegen drohte jetzt wieder von einer andern Seite Gefahr. Der Schah von Persien, Baba-Khan, ließ nämlich den König Georg auffordern, sich des Vasallenverhältnisses zu Persien zu erinnern und sich unter seinen Schutz zu stellen, und forderte zum Zeichen aufrichtiger Unterwerfung David, Georg's Sohn, als Gefisfel. Georg, welcher dem russischen Einflusse geen entschlossen wäre, zeigte Anfangs Lust, dem Begehren des Schahs zu entsprechen; nach reiflicher Ueberlegung unterließ er jedoch aus Furcht vor den schlimmen Folgen und auch aus Rücksicht für seinen Sohn David, welcher in russischen Diensten stand, diesen

Schritt und gedachte türkische Hilfe gegen die Perser anzurufen. Da aber auch dieses Vorhaben große Gefahr drohte, so blieb ihm kein anderer Ausweg, als den Zar Paul I. um Hilfe gegen die Perser anzurufen und dieser schickte ihm auch zwei Jägerregimenter. Bald darauf erschien Peter Konalinski als russischer Minister und brachte die gängliche Unterwerfung Georgiens unter den russischen Scepter zu Stande; Georg dankte für die ihm gewordene Gnade. Die Bewohner von Schafchi und Schaki, sowie die Resgibier, welche wider Raubzüge in die Grenzprovinzen zu unternehmen angingen, wurden mit Hilfe der russischen Truppen am Fluße Vori geschlagen und Georgien genoss jetzt eine Ruhe. Bald darauf (im J. 1800) starb Georg XII. Sein Sohn David trat seine Erbschaft an den Zar Alexander ab und im J. 1802 wurde Georgien eine russische Provinz. David und seine Brüder traten in den russischen Dienst²¹⁾.
(*Ph. H. Kuth.*)

10) Kurfürsten und Könige von Hannover.

Georg, Kurfürsten und Könige von Hannover, f. Georg, Könige von England.

11) Landgrafen von Hessen-Darmstadt.

a) Georg I., der Fromme, Landgraf von Hessen-Darmstadt. Landgraf Georg, der Stammvater der hessen-darmstädtischen Linie, war am 10. Sept. 1547 zu Cassel geboren, während noch sein Vater zu Donauwörth gegen den Kaiser zu Felde lag. Er war das jüngste Kind Philipp's und der vierte Sohn. Fünf Jahre vor seinem Tode, am 6. April 1562, hatte Philipp mit lauter Stimme und heiterem Sinne sein Testament gemacht, in welchem, um alle Bruderrivalität abzuschneiden, im Falle, daß die vier Brüder, nicht zusammen gehalten wollten²²⁾ eine Theilung Gesamtbesitzes vorgelesen war; das Erstgeburtsrecht der Nachfolge war in Hessen noch nicht festgesetzt.

Die Theilung ging vor sich. Georg erhielt ungefähr den achten Theil von Hessen, nämlich die in der obern Grafschaft Kasselneubogen gelegenen Ämter Nüsselsheim mit dem nöthigen Geshuß, Dornberg, Richtenberg, Rinheim, Zwingenberg, Kuerbach nebst Darmstadt als Hauptstadt und 5000 Gulden baar, während der älteste Bruder Wilhelm IV., der Weise, fast die Hälfte des Landes, nämlich Niederhessen mit Cassel; der zweite, Ludwig IV., fast den vierten Theil, Dierhessen mit Warburg, und Philipp II. ebenfalls den achten Theil, die Niedergrafschaft Kasselneubogen mit Rheinfels erhielt, allen vier Brüdern aber die Universität, das Holzgericht, die Spöskäter gemeinam verblieben. Sie lebten sich fast eines am 28. Mai 1568 von ihren Landständen mitunterzeichneten Erbvertrags für sich und ihre Nachkommen, „freundlich und brüderlich zusammenzubalten, treu zu bleiben den Lehren des Evangeliums, die Erbfolge nur im Mannesstamme und kraft der Erbverbindung erfolgen zu lassen.“

20) Zül. v. Klapproth S. 208 fg. Saint-Martin p. 145. 146. Sohn Meliselm, Geschichte Persiens, deutsch von G. B. Becker, (Leipzig 1830.) 2. Bd. S. 79—85.

21) Zül. v. Klapproth S. 235 fg. Saint-Martin p. 146.

Als 1583 mit Philipp die Linie Rheinfels, und 1604 mit Ludwig die Linie Marburg ausstarben, so erbte Georg von ersterer die Ämter Schotten, Sternfels, Homburg an der Höhe und später den dritten Theil des Amtes Braubach, von letzterer erbte erst sein Sohn und Nachfolger Ludwig V., nach heftigen Streitigkeiten mit der Linie Cassel, Gießen, das kaiserliche Thal, Hüttenberg, Staufenberg, Stornsdorf, Schwarz, Wiesfeld, Komrod, Homberg an der Ohm, Burggammünden, Ulrichstein, Grebenau, Lissberg, Grünberg, Merlau, Bugbach, Roßbach.

Georg, ein munterer, hübsch schöner Knabe, ward während der Gefangenenschaft seines Vaters und nach dem Tode seiner Mutter von seiner Schwester Agnes, der Gemahlin des Kurfürsten Moriz, zu Dresden, Torgau, Weissenfels, Weimar und Gerdau, nach der Rückkehr seines Vaters mit zehn Edelknechten, darunter ein französischer Grafensohn Dampierre, von Wilhelm Buch, einem trefflichen Schmiedmeister, in der stillen Feste Ziegenhain erzogen. Der Vater duldet keine neue Moden und Zierathen und ließ ihn einst die feinen Kleider ausziehen; er besaß den jüngern Prinzen reformirte Hütchen mit verschaffen, und freute sich sehr über seines Georg Klugheit, Sparsamkeit und Thätigkeit. Wie klein begann dieser, 20 Jahre alt, nach seines Vaters Tode, in dem ihm zugesallenen Erbe, der obern Grafschaft Kagenellenbogen, die einst durch die glückliche Gräfin des Sohnes Ludwig des Friedlichen mit einer Erbtochter des letzten Grafen von Kagenellenbogen Hessen zugesallen war. Darmstadt litt noch an den Wunden, die ihm der Graf von Büren geschlagen; das Schloß war niedergebissen worden, und obgleich Ludwig vor des Vaters Tode ein hölzernes Haus mit vier Zimmern dafelbst gebaut hatte, das nachher wieder niedergebissen wurde, so mußte ihm Georg auch dafür 7000 Gulden zahlen, mußte Geräthschaften zuerst von seinen Bürgern leihen, aus Zinn kochen, bis ihm sein Bruder Wilhelm zur Haussteuer Silbergeschirr verehrte. Aber Gottes Segen ruhte sichtbar auf dem gottesfürchtigen, sparsamen, einfach häuslichen Landgrafen, der den Erden- und Weinbau einführte, an der Bergstraße einen Wollortbruch, bei Opperamand ein Kupferbergwerk betreiben, bei Wiesbaden einen Entensfang anlegen ließ, der jährlich über 1000 wilde Enten der Fische abwarf, der Darmstadt mit einem neuen Schloße nebst Kirche, das 1715 abbrannte, mit einer neuen Kamlei, einem Marstall, einem Jagd- und Schlachthause, mit einer kunstreich eingerichteten Mühle und einem „Herengarten“ vergrößerte und verschönernte, der den sogenannten „großen Woz“ zum Baden, Fischen und zum Wasserchalter bei Feuersgefahr herrichten, der das herrlich gelegene Schloß Lichtenberg im Dornwald zum Winterhof seiner Gemahlin, später die Ankunft seiner Nachkommen in Festzeiten, umbauen, das Jagdschloß zu Kranichstein wie die Höfe zu Gehakorn, Emsfeld und Lusthausen bei Wiesbaden herrichten ließ. Das niedrig gelegene Kied entwässerte er durch den künstlich angelegten Landgraben und schuf durch Abzuggräben Moore zu Gerstensenfeldern

um, die in trockenen Jahren in die Rentkammer 5000 Gulden abwarfen. Seine Sparsamkeit drückte sich charakteristisch in seinen Sprüchwörtern aus. „Was man mit Maß binden kann, dazu soll man kein Eisen brauchen. — Wer den Heller nicht so schätzt, als den Pfennig (damals etwas mehr), wird langsam zum Gulden kommen“, wie er zu Verschwendern zu sagen pflegte: „Laß gahen, laß gahen, ein kleines Gut ist bald verthan, wann wir dann Nichts mehr haben, so wollen wir dann betteln gahen.“ Einem ältesten Sohne versagte er ein Paar seidene Strümpfe als zu kostbar, und gab ihm zur Reife an einen fremden Hof, damit er ihm Ehre mache, einige Thaler mit. Durch solche Mittel, strenge Ordnung des Rechnungswesens, durch Vermeidung jedes unnöthigen Prunkes, vermehrte er, ohne seine Unterthanen zu drücken, sein Vermögen, sammelte er einen Hausschatz von nahe einer halben Million, ohne bei seinem Tode, trotz der vielen Unterankäufe, einen Heller Schuld zu haben. Er half vielen Fürsten durch großartige Geldbeihilfen aus Verlegenheiten, wie er allein den beiden Herzogen von Würtemberg 100,000 Gulden geliehen hatte.

Er war ein trefflicher Familienvater, zwei Mal vermählt, zuerst mit der 1587 verstorbenen Gräfin Magdalene von Lippe, die er auch noch nach ihrem Tode zärtlich liebte und oft weinend sagte, indem er an sein Herz schlug: „Alhier liegt meiner seligen Frauen Herz begraben“; dann mit der Herzogin Eleonore von Würtemberg, welche ihn bis 1618 überlebte. Außer drei Töchtern blieben nur drei Söhne am Leben, darunter sein Regierungsnachfolger, Ludwig V., der Getaute, dessen Geburt ihm verkündigt wurde, als er von der Jagd von Kranichstein zurückkehrte und zur Erinnerung an die frohe Botschaft ein Eichenreiß in den Lustgarten pflanzte, das als kräftiger Baum und als Sinnbild seines blühenden Hauses bis zum Jahre 1711 stand, und ein Zweig davon als kräftige Eiche noch auf dem Schloßwall fortgrünt. Sein Sohn Philipp von Bugbach gründete seine Linie, aber sein jüngerer, Friedrich I. von Homburg, ward der Ahnherr des Rheinlinie Hessen-Homburg, welche vom 24. Juli 1819 an fouverain wurde. Er wohnte den Schulprüfungen seiner Kinder, welche die heilige Schrift mehr als ein Mal durchlesen mußten, oft bei und ließ seinem einen Sohn den Katechismus Luther's mit Buchen eintriden. Er selbst war im Geiste der damaligen Zeit sehr fromm, versäumte keinen Gottesdienst, las die Bibel neun Mal in der Übersetzung durch, Rittete zur Unterstützung dürftiger Pfarrer und Schullehrer 100 Malter aus den vom Kloster Eberbach gewonnenen Gärten, legte in zehn Jahren 13 neue Landkulturen an, ließ in der Stadtschule zu Darmstadt die Kinder armer Leute unterrichten, kleiden und speisen, theilte zwei Mal wöchentlich Brod vor dem Residenzschlosse an Arme aus, machte sie kleineren Reisen, ohne jedes Mal zehn Gulden zur Vertheilung an die Armen mitzunehmen, und betrieb selbst die jährliche Verrechnung der Vormundschafterrechnungen. „Sieh,“ sagte er einst zu einem seiner Amtskellner, „wenn du auf die Waage in deinem Amte nicht Acht hast, daß sie gehörig erzogen

und ihre Rechnungen alle Jahre abgehört werden, und wir treten dereinst vor Gottes Gericht, so werde ich alsdann zu Gott sagen, ich habe es diesem Mann treulich und eifrig befohlen und du wirst alsdann für mich antworten müssen." Der ehrende Beinamen „der Fromme“, den ihm seine Zeitgenossen gaben, war deßhalb keine leere Schmeichelei. Auch ein fleißiger Regent war er, der sich des Regierens gewissenhaft annehmen sein ließ. Mit einem Oberamtmann, dem Konrard Kleinschmidt, der das noch heute gültige, wenn gleich nicht gesetzlich veröffentlichte „Kahnenkühnberger Landrecht“ erordnete, einem Secretair, Landtschreiber, Baumeister und Küchenmeister, einem Jägermeister nebst Oberförster, und dem geistlichen Superintendenten Johann Angelus, der ihn nicht aus bloßer religiöser Unabundant, sondern wegen der Noththeile des betrieblenen Wuchers zu harten Maßregeln gegen die Juden stimmte, die aus dem Lande vertrieben wurden, versah er die ganze Verwaltung des Landes. Des Abends, nachdem er sein Gebet auf den Knien verrichtet, legte er sich um 8 Uhr zu Bette und schlief bis 12 Uhr. Dann überlegte er, im Zimmer auf- und abschreitend, die am andern Tage vorzunehmenden Arbeiten, schrieb Alles, als später sein Gedächtniß abnahm, auf einen Zettel und schlief wieder von 3 bis 6 Uhr, worauf er, nachdem er gebetet, mit seinen Räten arbeitete. Das war der tagliche Lebenslauf eines guten Fürsten seiner Zeit. Nur sein Jähzorn mehrte sich mit zunehmenden Jahren, ob er gleich gern geistliche Lieder sang und wenn ihm „der Unmuth in der Regierung anfiel, den Diable las.“ Schlaganfälle, wie Jähzorn verfürzten auch sein Leben; er starb plötzlich im 49. Lebensjahre den 7. Febr. 1596, nachdem er schon früher durch ein treffliches Testament sein Haus christlich bestellt hatte.

(Künzel.)

b) Georg II. und

c) Georg, der Erbeiter und Vertheidiger von Gibraltar, f. am Ende des Buchstaben G.

12) Prinzen aus der hessen-casselschen, jetzigen Kurlinie.

a) Georg, geb. 1658, gest. 1675, der vierte und jüngste Sohn des Landgrafen Wilhelm des VI. und der Hedwig Sophie, einer Schwester des großen Kurfürsten von Brandenburg, ein hoffnungsvoller Jüngling, der so eben mit seinem Bruder Philipp (dem Stifter der berühmtesten Linie) seine Studien auf der damals berühmten Akademie zu Gießen begonnen hatte, als er einer tödtlichen Blatternkrankheit unterlag.

b) Georg, geb. 1691, gest. 1755, der jüngste Sohn des ruhmwürdigen Landgrafen Karl von Hessen-Cassel und seiner türkenländischen Gemahlin Marie Amalie, Bruder des Landgrafen Friedrich des I., der zugleich König von Schweden war, des Landgrafen Wilhelm des VIII. dessen Statthalter und Nachfolger in Hessen und des Prinzen Maximilian, kaiserlichen und Reichsgeneralsfeldmarschalls. Nachdem er zuerst im spanischen Erbfolgekriege als Freiwilliger unter Marlborough und Eugen den Feldzügen

in den Niederlanden beigewohnt hatte, trat er seit 1714 in königlich preussische Dienste, wo er ein Infanterieregiment erhielt, Generallicutenant (seit 1720) und Gouverneur von Minden wurde, keislich auch im J. 1719 als Freiwilliger sich in dem österreichischen Felzuge in Ungarn auszeichnete. Im J. 1730, wo sein Vater, Landgraf Karl, starb, verließ er den preussischen Dienst und begab sich nach einer europäischen Rundreise, in der er sich durch seinen edeln Charakter und seine unermüdete Gestalt die Liebe und Achtung fast aller Potentaten erwarb, zu seinem kinderlosen Bruder, dem Könige von Schweden. Friedrich I. ernannte ihn zugleich zum schwedischen Generallicutenant und zum Oberbefehlshaber der hessen-casselschen Truppen. Er hoffte ihm auch, unterstützt durch den Regenten von Frankreich und einen Theil der schwedischen Mächtskräfte, die Nachfolge auf dem schwedischen Throne zu verschaffen, trotz der nahen Ansprüche des Herzogs von Holstein-Gottorp, Karl Friedrich, Tochtermanns Peter des Großen. Ein früheres Project des Landgrafen Karl, seinem Sohne die Tochter Peter des Großen zu verschaffen, war durch die ständehafte Weigerung Georg's, seine Religion zu wechseln, misslungen. Georg, dem mächtigen Einflusse Rußlands weichen, zog sich nach Hessen zurück. Im J. 1734 und 1735 führte er als kaiserlicher Generallicutenant dem Reichsheere am Rheine vier bestmögliche Regimenter zu und half mit denselben die Grenzen Teutschlands gegen die Einfälle Frankreichs schützen. Auch in dem 1741 ausgebrochenen österreichischen Erbfolgekriege befehligte er als Feldmarschall das im großbritannischen Solde stehende bestmögliche Hilfshcer von 6000 Mann für Maria Theresia und gegen Frankreich, Anfangs an der West- mit den daseibst versammelten Hanoveranern und Dänen, hierauf in den Niederlanden und am Rheine mit der vereinigten englisch-holländisch-österreichischen Armee, trat aber gänzlich ab, als nach Ablauf des englischen Subsidienscontractes (1744) Landgraf Wilhelm VIII. dieses bestmögliche Corps zu Gunsten des mit ihm alliierten Kaisers Karl VII. vom Hause Baiern und zur Wiedereroberung der bairischen Staaten seinem Sohne dem Prinzen Friedrich (nachmaligem Landgrafen Friedrich II.) anvertraute.

Georg hatte von seinem Vater, dem Landgrafen Karl, ansehnliche Lehngüter (das Gericht Waltersbrunn an der Schwalm und das Gericht Röllershausen unweit Nach) erhalten und sich hierzu noch die banauische Kellerei Raumburg gekauft. Er besaß auch ein schönes mit einem Garten am Abhange der Bellrose versehenes Haus in der Obernauß zu Gießen, wo er den wissenschaftlichen Studien ergeben, eine ausserlesene, nachher größtentheils der Museumblibliothek einverleibte Büchersammlung anlegte. Unverheiratet und kinderlos war er Anfangs Willens, sein ansehnliches Vermögen seinem Neffen, dem Erbprinzen Friedrich (nachherigem Landgrafen), zu vererben. Aber als eifriger Anhänger der reformirten Religion höchst unzufrieden über dessen Abfall zur römisch-katholischen Kirche vermachte er (1747) sein ansehnliches Privatvermögen (von 140,000 Thalern) zunächst den vier damals noch unvermählten Töchtern seines Bruders

Maximilian (bis zu deren Verheirathung, tödtlichen Abgang oder „so Gott in Gnaden verhüten wolle,“ etwa-nigem Abfalle zur römisch-katholischen Kirche), alsdann aber, vermöge der noch jetzt seinen Namen führenden Stiftung, armen Soldatenswitwen und Soldatenkindern *).

c) Georg Karl, dritter Sohn des Landgrafen Friedrich, Bruder des Kurfürsten Wilhelm des I., geb. 1793 zu Kassel. Er trat 1811 als Hauptmann in königlich dänische Dienste, wohnte im J. 1814 als kaiserlich russischer Oberstleutnant dem Kriege gegen Frankreich und dem Einzuge der verbündeten Heere in Paris bei, folgte hierauf dem siegreichen preussischen Feldzuge von 1815 bis zur zweiten Einnahme von Paris; ward als Oberst eines preussischen Uhlanenregiments nach Düsseldorf, als Generalmajor und Befehlshaber einer Reiterbrigade nach Frankfurt a. D. und seit 1840 als Generalleutnant und Gouverneur nach Magdeburg versetzt, bis er endlich in Folge der neuesten Bewegungen im J. 1848 seinen Abschied nahm und sich in seine Vaterstadt Kassel zurückzog. (Kommel.)

13) Herzog von Holstein-Gottorp.

Georg Ludwig, Herzog von Holstein-Gottorp, jüngster Sohn des Herzogs Christian August und Bischofs von Lübeck, aus dessen Ehe mit Ulbertine Friederike, Prinzessin von Baden-Durlach, war den 16. März 1719 geboren. Als sein Vater starb, war er kaum sieben Jahre alt. Seiner Mutter verbanke er eine sorgfältige Erziehung. Georg Ludwig zeigte früh eine entschiedene Neigung zum Kriegswesen. Er trat in das sächsische Heer. Als Rittmeister bei der Garde du Corps erhielt er 1737 den neuerrichteten holsteinischen St. Annenorden. Seit 1741 diente er als Volontair in der preussischen Armee. Bereits im nächsten Jahre ward er Oberstleutnant bei dem von Rochow'schen Cuirassierregimente. Im October 1741 erhielt er das Platen'sche Dragonerregiment und 1744 den Charakter eines Generalmajors. Den St. Annenorden, durch den ihn die russische Kaiserin 1745 auszeichnete, empfing er in Berlin aus Friedrich's II. eigener Hand. Im J. 1746 stand er mit seinem Regimente im Magdeburgischen unter dem Oberbefehle des Fürsten Leopold von Anhalt-Desau. Am 15. Dec. wohnte er der blutigen Schlacht bei Kesseldorf bei. Er begleitete hierauf Friedrich II. bei seinem Einzuge in Dresden und bezog nach dem Friedensschlusse sein Stanzquartier zu Wiesenburg in Preussen. Nach dem Ausbruche des dritten schlesischen Krieges blieb er mit seinem Regimente unter dem Oberbefehle des Generalfeldmarschalls v. Lehwald in Preussen stehen. Im Februar 1757 erhielt er den Rang eines Generalleutnants. Mehrfache Beweise von Muth und persönlicher Tapferkeit gab Georg Ludwig 1757 in dem Treffen bei Großjägerndorf, wo er die Russen auf ihrem Rückzuge verfolgte. In Pommern focht er ebenso tapfer gegen die Schweden. Er befehligte den Vortrab des Generalfeldmarschalls v. Lehwald

und trieb den Feind bis Straßund zurück. Bei einem Einfälle in die Lande des Herzogs von Mecklenburg-Schwerin, der sich zur schwedischen Partei geschlagen, befehligte Georg Ludwig die Grenzfestung Ralswiek. Für den Unterhalt seines Heeres sorgte er durch Eintreibung von beträchtlichen Kriegssteuern. Aus seiner geträumten Sicherheit schiedte er den Feind am 28. Dec. durch einen Einfall in Schwedisch-Pommern. Er vereinigte sich hierauf, nachdem er die Schweden vertrieben, mit dem Generalfeldmarschall v. Lehwald, den er in seinen Unternehmungen unterstützte. Mit dem schwarzen Leiborden geschmückt, den ihm Friedrich II. verliehen, brach er im Februar 1758 mit einigen Dragoner- und Husarenregimenten wieder nach dem Mecklenburgischen auf. Er erhielt jedoch bald nachher Befehl, zu der verbündeten Armee zu stoßen, die unter dem Oberbefehle des Herzogs Ferdinand von Braunschweig stand. Mit Auszeichnung focht er gegen die Franzosen, namentlich in der blutigen Schlacht bei Grefeld (den 23. Juli 1758), wo er den Vortrab des linken Flügels befehligte und zu dem er-rungenen Siege wesentlich beitrug. Nach dem unglücklichen Treffen bei Gassel führte er den Nachtrab. In der Schlacht bei Bergen am 13. April 1759 deckte er den Rückzug der Armee mit seinem Corps, das aus zwei preussischen Dragonerregimenten, sechs Bataillonen Infanterie, Husaren und Jägern bestand. Befestigten Antheil hatte er auch an dem den 1. Aug. 1759 erfolgten Siege bei Minden, wo er mit der Reiterei tapfer einhieb und dem Feinde großen Abbruch that. Im Mai 1760 befand er sich mit der preussischen Armee bei der Belagerung von Dresden. Er bildete mit seinen Regimenten den linken Flügel des ersten Treffens und besetzte die Posten jenseit der Elbe. Bei einem Angriffe von 15,000 Mann Oesterreichern kam er in Gefahr, von der Armee des Königs von Preussen abgeschnitten zu werden. Er zog sich daher auf erhaltenen Befehl ohne Verlust zurück. In der Schlacht bei Torgau, den 3. Nov. 1760, befand sich Georg Ludwig im ersten Treffen und trug zu dem erlangersten Siege wesentlich bei. Aus unbekanten Ursachen verließ er 1761 das preussische Heer. Sein Schicksal schien ihn noch zu einem größeren Wirkungskreise bestimmt zu haben. Als Peter III. den russischen Thron bestieg, trat Georg Ludwig 1762 in die Dienste dieses Monarchen als Dergeneral über die gesammten russischen Truppen. Er ward zugleich zum Generalgouverneur und Statthalter von Holstein ernannt. Am 23. Jan. 1762 reiste er von Königsberg nach Peters-burg, wo ihn der Kaiser mit Auszeichnung empfing. Er ernannte ihn am 21. Febr. zum Generalfeldmarschall über die sammtlichen russischen Truppen und zum Obersten über das kaiserliche Leibgarderegiment zu Pferde. Außer seinem Jahresgehalte von 48,000 Rubeln empfing er noch 12,000 als Statthalter von Holstein und noch einen besondern Gehalt als Oberst der kaiserlichen Leibgarde. Auf Peter's III. Befehl gab er der russischen Armee eine veränderte Einrichtung und führte bei allen Regimenten das preussische Exercitium und die damit verbundenen Manoeuvren ein. Er ward auch zum Rit-

*) Regl. überhaupt Histoire générale de la maison de Hesse (des Barons de H rzhelm) II, 77. 78.

globe einer neuereordneten Kriegskommission ernannt. Ueber das hollsteinische Leibregiment, welchem Peter III. den Rang des kaiserlichen Leibgarderegiments ertheilt hatte, erhielt Georg Ludwig ebenfalls das Commando. In Holstein ward er Mitglied des Conferenzministeriums. Einen Beweis der allgemeinen Achtung, in der er stand, gab ihm der schon hoch bejahrte Generalfeldmarschall Graf von Münnich, als er ihm die Stelle eines Generalissimus abtrat. Bei einer Expedition, durch welche Peter III. seine Ansprüche auf Holstein geltend machen wollte, erhielt Georg Ludwig das Commando. Durch Vermittelung Friedrich's II. verzog sich jedoch dies Unternehmen. Am kaiserlichen Hofe ward Georg Ludwig wie ein Prinz von Gehalt behandelt. Peter's III. Sturz, in Folge der Revolution vom 14. Juli 1762, brachte jedoch auch ihn in Gefahr. Er war in Peterburg, als Katharina II. sich zur Kaiserin ausruhen ließ. Rasch eilte er zu den in der Residenz sitzenden Truppen, um die Revolution zu unterdrücken. Er ward indessen gefangen. Seine Freiheit erhielt er zwar bald wieder, doch zugleich am 21. Juli 1762 seinen Abschied. Mit betrübtem vermindertem Gehalte begab er sich nach Kiel, wo er am 7. Sept. 1763 im 45. Lebensjahre starb. Vermählt hatte sich Georg Ludwig 1730 mit Sophie Charlotte, einer geborenen Prinzessin von Holstein-Beck und Wismar, die als preussische Kaiserin geliebten Grafen A. v. Dohna. Aus dieser Ehe überlebten ihn zwei Söhne *).

14) Herzog von Mecklenburg.

Georg, Herzog von Mecklenburg, dritter Sohn Herzog Albrecht's des Schönen, aus dessen Ehe mit Anna, einer Tochter des Kurfürsten Joachim von Brandenburg, war 1528 geboren. Er gab früh Beweise eines lebhaften und unruhigen Geistes, zeigte aber zugleich eine seltene Charakterfestigkeit. Den bei dem Tode seines Vaters mit seinem ältern Bruder Johann Albrecht eingegangenen Vertrag, nach welchem dieser zehn Jahre das Directorium ihrer gemeinschaftlichen Regierung führen sollte, hielt Georg aufrecht. Er konnte es jedoch nicht ertragen, daß seinem zweiten Bruder Ulrich bei der Administration des Visthums Schwerin der Vorrang eingeräumt ward. Georg rüstete sich, besetzte mit schnell angeworbenen Truppen das Kloster Rahn und belagerte die Stadt Pürow, um sich des Stiftes mit Gewalt zu bemächtigen. Vertrieben durch Heinrich den Friedfertigen, begab sich Georg mit seinem Heere zu dem Herzoge Heinrich von Jünger von Braunschweig, um ihn 1550 bei der Belagerung Braunschweigs Hilfe zu leisten. Er zog hierauf mit 3000 Mann zu Fuß und 2000 Mann zu Ross in das Erst Städtchen und von da in das Erst Städtchen Rahn, wo

er zur Erhaltung seiner Truppen brandschatzte. Es lag in seinem Plane, seinen Bruder Johann Albrecht, mit dem er sich ausweit hatte, zu überfallen. Dieser, der so etwas besorgten mochte, war auf seine Hut und hatte sich mit 4000 Mann und 300 Reitern gerüstet, auch alle Schiffe und Fährten längs der Elbe auf die mecklenburgische Seite hin bringen lassen. Hieron benachrichtigt, rückte Georg nur bis Gardelegen vor und wandte sich zurück nach der Stadt Magdeburg, die von dem Kaiser Karl V., weil sie sich nicht vor ihm beugen wollte, in die Acht erklärt worden war. Georg begann die Execution gegen die Stadt, worüber die Magdeburger sich bitter beklagten. Die erschreckten und hart mitgenommenen Landleute flehten bei dem Rathe der Altstadt Magdeburg jammärllich um Hilfe. Man nahm sich der beträngten Nachbarn an, und Georg wurde am 22. Sept. 1550 bei dem Kloster Hiltersleben an der Obere von den vereinigten Bürgern und Bauern angegriffen. Er ließ die vorangestellten Bürger und Kriegersteine und wandte sich gegen die Bauern, die er bald in die Flucht jagte und einen leichten Sieg errang. Er zog hierauf nach Schönebeck. Dahin kamen zu ihm der Kurfürst Moritz von Sachsen, der Kurfürst Joachim II. von Brandenburg, der Markgraf Albrecht, der Graf Hans Georg von Mansfeld, das Domcapitel und einige Stiftsjunkere. Man berathschlugte und vereinigte sich über die Belagerung. In das eine Weile von Schönebeck gelegene Dorf Hiltersleben fiel in der Nacht vom 19. auf den 20. Dec. 1550 aus der Stadt zwischen den beiden Lagern bei Budau und Deddorf zahlreiches Kriegsvolk, angethan mit weißen Gewändern über dem Harnisch. Diese Ueberfischung versuchte dem Feinde eine bedeutende Niederlage. Georg aber, „der junge, lecke, freundliche Kriegsmann“, wie er in einer alten Chronik genannt wird, drang vor bis in die Gegend des Siechhofes. In dem Handgemenge führte er vom Pferde und wurde durch Kilian von Döbenburg gefangen. Verwundet an einem Arme und einem Beine, brachte man ihn in die Stadt, wo er aufs Rathhaus in die Kämmerer geführt wurde. In einer alten Chronik heist es: „Dafert er unter den Thoren nicht von beiden Bürgermeistern wäre angenommen und aufs Rathhaus geführt worden, hätten ihn die Weiber, welche ihre Männer in der Schlacht verloren, zu Tode geschlagen.“ Vom Rathhause wurde er in des Kämmerers Moritz Almann's Haus, zum Lindwurm genannt, in ein mit eisernen Stangen und Thüren wohlverwahrtes Gemach gebracht und fesslich gehalten, auch mit Gergfalt verbunden und gepeit. Tag und Nacht von Bürgern bewacht, war es ihm doch hienieden erlaubt, sich in des Kämmerers Hof zu begeben. Dort unterhielt er sich mit des Kurfürsten Moritz Rath Joachim von Gerkorf, der ihn zuweilen besuchen durfte. Am 19. Sept. 1551 hatte er, begleitet von dem Statthaltergatte Witel und einem reitenden Rathbedienten, mit Vorwissen des Kurfürsten Moritz, auf offenem Felde eine Unterredung mit dem Markgrafen Albrecht, worauf er sich wieder zur Haft stellte, die bis zur Aufhebung der Belagerung dauerte. Am 7. Nov. 1551 erhielt er ohne

*) f. Fortgesetzte neue genealogische Nachrichten. 36. Th. S. 137 ff. Verdon preussischer Militärpersonen. 2. Th. S. 173 ff. Bauer's Neues hist.-biograph.-literarisches Handwörterbuch. 2. Bd. S. 412 ff.

Losgelöst seine Freiheit wieder¹⁾. Die noch übrigen 2000 Mann zu Fuß und 130 Reiter mußten auf des Kurfürsten Moriz Befehl am andern Tage, den 8. Nov., die Stadt verlassen. Georg nahm sie öffentlich unter seinem Namen, insgesam aber für den Kurfürsten Moriz, in Dienst und Solv, und zog mit jenen Truppen nach Thüringen, wo er bis auf Weiteres für französische Rechnung den Winter zubrachte. Moriz musterte dort in der Mitte des März 1552 diese Truppen und brach dann nach Augsburg auf, wohin auch Georg's Bruder, der Herzog Johann Albrecht, mit seinen 600 Knechten aus Schwern kam. Das Heer rückte nach Tyrol. Den 17. Mai befand es sich bei Füßen an der tyrolischen Grenze. Während Moriz sich in Linz befand, hatten die Kaiserlichen alle Pässe und Zugänge so gut besetzt, daß die Kundschafter auslugten, es sei unmöglich, ihnen beizukommen. Dennoch glückte es den Verbündeten, am andern Tage die 800 Mann, welche die Engrässe zwischen Füßen und Reite vertheidigen sollten, beim ersten Angriffe zum Weichen zu bringen und in die Flucht zu schlagen. Dadurch verdrehte sich unter den übrigen Truppen ein solcher Scheiden und eine so große Verwirrung, daß die Sieger bei der Verfolgung gegen 1000 Mann theils gefangen nahmen, theils tödteten oder in den Tod sprengten.

Den errungenen Sieg benutzten die Verbündeten zur Eroberung der für unüberwindlich gehaltenen chrenberger Klause. Den 19. Mai 1552 bemächtigten sie sich der am Berge aufgeführten Verschanzungen mit dem darin befindlichen Geschütze. Ein Hirt, der von seinen Ziegen gelernt hatte, wie man durch verborgene Wege zwischen den Klippen und Felsen die Höhe des Berges erreichen konnte, war als Wegweiser dem Herzoge Georg zu einem für unmöglich gehaltenen Unternehmen behilflich. Mit diesem Führer erschien Georg unvermuthet an der Spitze einer beträchtlichen Heeresabtheilung auf dem Gipfel des Berges. Er überrumpelte einige Schanzen und machte durch diese plötzlichen Ueberraschung die Befestigung so bestürzt, daß sie sich ohne Gegenwehr ergab, zumal da die Verbündeten auch die Zugänge auf der andern Seite besetzt hatten. Gegen 3000 Mann wurden gefangen. Gering war der Verlust der Verbündeten. Von Anbruch, wo er an der Gicht krank darnieder lag, ließ sich der Kaiser auf die bei der Abendmahlzeit erhaltene Nachricht von jenem Ereigniß noch in der Nacht in einer Sänfte forttragen. Von einem panischen Schrecken ergriffen, ließ man Alles im Stiche. „Sogar die Speisen, so schon auf der kaiserlichen Tafel gestanden, wurden noch angetroffen.“

Während der Kurfürst Moriz zu Passau Unterhandlungen pflog, zogen die übrigen Fürsten, und unter ihnen auch Georg, am 28. Mai 1552 mit dem Heere durch Schwaben und Franken zurück. In dem Lager bei Eichstädt fand sich Moriz wieder ein, um seinen Verbündeten Nachricht zu geben, wie es in Passau sthe. Dorthin eilte er zurück und traf am 11. Juli wieder

mit ihnen in Regensburg zusammen, um ihnen den weiteren Verlauf zu berichten. Da sich keine Aussicht zu einem friedlichen Vergleiche zeigte, blieb er bei dem Heere. Er beschloß, mit seinen Verbündeten Frankfurt a. M. zu belagern, wo eine kaiserliche Besatzung lag. Am 17. Juni 1552 erschien er vor der genannten Stadt. Bei der Belagerung Frankfurt gab Georg die letzten Proben seines Muthes und seiner Unerbrotlichkeit. Er fand dort sein Grab. Ein Bericht aus jener Zeit schildert seinen Tod mit den Worten: „In einem Weinberge hinter einer Reibe ward er am 20. (oder 26.) Juli mit einem großen Stuch (quidam emissio ac muro tormento) hoch am Beine getroffen und verschied bald darnach.“ Seine letzten Lebensaugenblicke schildert der Stifstsanfter zu Naumburg, Georg Arnold, in seiner Vita Mauritii Elector. Saxon. *) mit den Worten: „Certior a Medicis factus, ob vulneris atrocitatem spem vitae nullam esse reliquam, vehementer indoluit, et inter frequentes gemitus lacrymas subinde emisit. Re igitur omni desperata, ut, quod corpori non posset, animo Meckelburgensis conferret, recepto non nihil animo ipsam alloquutus et ad patientiam et peccatorum suorum expiationem hortatur. Tum ille, non opus esse, inquit, pluribus. Medicos de corporis salute desperasse intelligo. Cupio nunc cum medicum, qui animo moderi valeat. Tu tamen, quod coepisti, persequere, et ab hoste, qui malum hoc nobis intulit, vindictam exposce. — Non multo post, cum malum atque incendium corporis latus serperet, expiravit maximo cum omnium dolore. Uncus tamen atque conditus, deductus fuit ad majorum suorum sepulchrum.“ Georg's irdische Ueberreste wurden nach Schwerin gebracht²⁾.

(Heinrich Döring.)

15) Markgraf von Meissen.

Georg, jüngster Sohn Friedrich's des Strengen, Markgrafen von Meissen, geboren 1380, stand nach seines Vaters testamentarischer Verfügung *) mit seinen Brüdern Friedrich dem Streitbaren und Wilhelm II. eine Zeit lang unter der Vormundschaft seiner Mutter, Katharina von Henneberg³⁾. In mehreren Urkunden, schon vom Jahre 1381, obgleich er damals noch in der Wiege lag, wird Georg mit seinen älteren Brüdern zugleich als mitregierend erwähnt⁴⁾. Obgleich Katharina die ihr übertragene Vormundschaft bis zu ihrem Tode

2) J. Wendt's Collect. scriptor. german. T. II. p. 1234.
3) J. Mevke l. c. p. 1151 seq. Franz a. a. D. 9. Bd. S. 259 sq. Backmeister, Contin. Annal. Herul. et Vandal. p. 393 seq. Chemnitz's Geneal. Megap. p. 1708 seq. Richard's Geschichte der teutschen Kurfürsten. 2. Th. S. 338 sq. Staud's Geschichte der Entstehung und Entwicklung des protestantischen Lehrbegriffs. 3. Th. S. 482 sq. Krey's Beiträge zur mecklenburgischen Kircheng- und Gelehrtengeschichte. I. Bd. S. 7 sq. 2. Bd. S. 46 sq.

1) J. Horn's Leben Friedrich's des Streichen S. 17 sq. 651 sq. 2) J. Chronic. terrae Misnens. ad a. 1387 (1381) p. 333. 3) Horn a. a. D. S. 652 sq. Kr. 7. 8. 10. 12. 14. 18. 20 sq.

1) J. Franz, Altes und Neues Mecklenburg. 9. Bd. S. 247 sq. H. Gnehl. 2. B. a. S. Erste Section. LX.

(den 13. Juli 1397) rühmlich verwaltete, scheint Georg mit seinen Brüdern nicht immer ihren Rath und Willen genau befolgt zu haben¹⁾. Dafür spricht besonders die zu Genniss am 13. Nov. 1382 unternommene Erbtheilung zwischen den drei Prinzen und ihren Vatersbrüdern Balthasar und Wilhelm I. Georg erhielt gemeinschaftlich mit seinen Brüdern das Osterland, nebst einigen andern Städten und Schlössern, namentlich Burgau, Lohdaburg, Jena, Dornburg, Hebra, Drakmünde, Neustadt, Neustadt, Erispitz, Kuma, Seelgründ, Berga, Windberg, Gamburg, Bürgel, Eisenberg, Raumburg, Weissenfels, Grotzsch, Pegau, Altenburg u. Im folgenden Jahre (1383) ward Georg mit seinen Brüdern durch den römischen König Wenzeslaus in dem Besitze der ihnen zugefallenen Lande bestätigt, die sie seitdem gemeinschaftlich regierten. Ungegründet ist die hier und da geäußerte Behauptung, daß Georg, nach der testamentarischen Verfügung seines Vaters, die Pflege Georgs besonders und mit Ausschluß seiner Brüder verwaltet habe²⁾. Ihre Besigungen vermehrten sie durch den Ankauf einzelner Städte und Schlösser, Saalfeld, Altenberg bei Jena, welches hiemalen mit dem Burggrafthume Altenburg verwechselt worden, Leuchtenburg, Schmölln, Krennburg und Werda. Dieser Besigungen erfreute sich Georg nicht lange. Er starb am 21. Jahre den 9. Dec. 1401. Das Kloster Pforta empfing seine irdischen Ueberreste. Sein Landestheil fiel, da er unverheirathet gestorben, seinen Brüdern zu³⁾.

(Heinrich Döring.)

16) George, Fürst von Ostfriesland.

a) Georg Albrecht, Fürst von Ostfriesland. Er war der zweite Sohn⁴⁾ des Fürsten Christian Eberhard von Ostfriesland und seiner ersten Gemahlin, der Prinzessin Eberhardine Sophie von Dettingen, und wurde am 13. Juni 1690 zu Aurich geboren. Als Kind war er der Aufsicht und Erziehung der Witwe des Kanzleiverwalters Georg Eppen anvertraut, erhielt dann, als er acht Jahre alt geworden war, in dem nachmaligen Regierungsrathe und Amtmann zu Wittmund, Christian Eberhard Schleif, einen besondern „Informator.“ Derselbe unterrichtete ihn in den nothwendigsten Kenntnissen, im Latein und Französischen, und mit besonderer Strenge in den Anfangsgründen des Christenthums. Später ward der Conferenzrath und Hofprediger Weene sein Religionslehrer. Im 3. 1704 ward der nachherige Hofmarschall und geheime Rath Ludwig Ernst von Wurmbs Hofmeister des Prinzen; er führte den jungen Mann auf das Gymnasium zu Welfenbützel (aus Liebe zu seinem Vater bewilligten die Stände dem jungen Prinzen 1705 zu seinen Studien 4000 Thlr. und ebenso viel

wieder im 3. 1708), und weiter im Herbst 1706 nach der Universität Leyden, wo Georg Albrecht Staatsrecht, Privatrecht, historische und naturwissenschaftliche Studien betrieb, auch im Lateinischen bedeutende Fertigkeit erwarb. Die Sommerferien des Jahres 1707 benutzte der Prinz, um unter seinem Vetter, dem Grafen Friedrich Ulrich von Ostfriesland, der als niederländischer Generalleutnant bei den allirten Truppen (im verzögerten spanischen Erbfolgekriege) in Brabant stand, als Freiwilliger den Kriegsdienst zu erlernen. Nach Leyden zurückgekehrt, betrieb er mit Eifer die mathematischen Wissenschaften, bat aber brieflich seinen Vater, ihn nun bald zur holländischen Armee abgeben zu lassen. Eberhard Christian nämlich hatte schon 1703 ein Regiment Infanterie für die Generalstaaten angeworben und seinen Sohn zum künftigen Obersten desselben bestimmt. Jetzt sandte der Prinz Herrn von Wurmbs mit einem Bittschreiben nach Aurich, um die väterliche Erlaubniß zur Einführung dieser Truppen einzuholen. Sobald sie eintraf, ließ sich Georg Albrecht bei den Generalstaaten als ihren Obersten vereidigen (Frühjahr 1708), und schickte sich dann (nach einem kurzen Besuche in Aurich) an, im Mai 1708 mit seinem Universitätsfreunde, dem Prinzen von Loris, zur Armee abzureisen. Eben wollte er sich in Rotterdam nach Antwerpen einschiffen, da erhielt Herr von Wurmbs ein Schreiben der Regierung von Aurich, welches alle diese Projecte des Prinzen zerstückte.

Fürst Christian Eberhard war nämlich am 31. Juni 1708 unerwartet gestorben und sein Vizekanzler Rüssel bat den Prinzen dringend, sofort nach Ostfriesland zurückzukehren. Georg Albrecht erschien daher zur Freude des Landes im Juli 1708 wieder in Aurich. Sein Vater hatte für den Fall, daß der Erbprinz bei seinem Regierungsantritte noch nicht volljährig sein sollte, in seinem Testamente vom 13. Sept. 1702 den König Karl XII. von Schweden, die Generalstaaten und den Grafen Ulrich von Ostfriesland zu Vermündern, Letztern zugleich zum Administrator der Regierung bestimmt. Nun hatte Georg Albrecht im Juli 1708 kaum das 19. Jahr erreicht, konnte also die eigentliche Regierung noch nicht selbst antreten. Weil nun weder Graf Ulrich, noch Karl XII. sich damals mit der Vormundschaft befassen konnten, auch die Generalstaaten nicht dazu geneigt schienen; weil ferner die Stände, in Erinnerung an die vielen schweren Uebelstände der letzten vormundschaftlichen Regierungen, lieber die unmittelbare Herrschaft des jungen Prinzen wünschten, so trug Georg Albrecht auf den Rath Rüssel's und (27. Juli) einer ständischen Deputation noch im Sommer 1708 bei dem Kaiser Joseph I. darauf an, ihm die venia aetatis zu ertheilen, d. h. ihn für volljährig zu erklären. Auf den Rath der Generalstaaten berief Georg Albrecht vor der Hand seinen Landtag, um nicht wegen der Frage über die Vertheidigung zu solchen Schritten vor der Huldigung, mit den Ständen zu collidiren; dafür trat ein Landtag, den Christian Eberhard am 10. März 1708 abgehalten hatte und der auf den 3. Oct. prorogirt war, an diesem Tage zusammen. Hier kam man überein, daß die generale Hul-

4) f. Horn a. a. O. S. 33 fo. 26. 5) f. a. a. O. S. 33 fo. 6) Berol. Heinrich's Handbuch der schiff. Gesch. I. Th. S. 245 fo.

1) Der erste Sohn, Leopold Ignatius, war am 10. Febr. 1687 zu Wien geboren, starb aber schon am 21. Juni desselben Jahres.

bigung, wie im J. 1695 bei Christian Eberhard, in Aurich vorzunehmen sei, und die sämmtlichen Stände ihre Huldbigungsfrist schriftlich abklaten sollten. Die Kosten für die kaiserliche Concession der *venia aetatis* (die erfolgte am 2. Oct. 1708; das Diplom traf im November d. J. in Aurich ein) trugen die Stände; sie machten zum Zeichen ihrer Liebe dem neuen Fürsten zugleich ein Geschenk von 20,000 Thalern. Dann fand die Huldbigung am 21. Nov. d. J. zu Aurich statt; im Harlingerlande erst 1710.

Ehe wir weiter gehen, will ich erst die Personalien des Fürsten Georg Albrecht vorausschicken. Bald nach seiner Rückkehr aus den Niederlanden griess er in Streit mit seiner Stiegmutter. Christian Eberhard hatte nämlich nach dem Tode seiner ersten Gemahlin (30. Dec. 1700) sich mit Gräulein Anna Juliane von Kleinau vermählt (29. Sept. 1701), die nach der Heirath den Titel einer „Frau von Sandhorst“ erhielt. Das zu ihren Gunsten gemachte Testament widersprach nach den Ansichten des jungen Fürsten in mehreren Punkten den Verträgen und Privilegien seines Hauses; er liess daher gegen diese Theile des väterlichen Testaments protestiren. Durch Vermittelung ihres Anwaltes, des Barons von Imhof, wurden diese Forderungen beigelegt. Georg Albrecht übernahm, ihr die in dem väterlichen Testamente ausgesetzten Unterhaltungskosten mit jährlich 3000 Thlern. lebenslang, die Zinsen von 2000 Thlern. Morgengabe und von anderen 3000 Thlern., die sie einst ihrem Gemahl vorgeschossen, bis zur Ablösung zu entrichten. Ausserdem sollte ihr bei Beizeiten Sandhorst, in Aurich oder die sogenannte alte Kanzlei als Witwensitz eingeräumt bleiben. — Georg Albrecht verlobte sich am 13. Juni 1709 zu Idstein im Nassauischen mit der 18jährigen Christine Luise (geb. den 31. März 1691), Tochter des Fürsten Georg August Samuel von Nassau-Idstein (und Grafen von Saarbrücken) und seiner Gemahlin Henriette Dorothea von Dettlingen. Die Prinzessin, mütterlicherseits eine Cousine des Fürsten, war eine angenehme Brünnette, von sanfterm und bescheidenem Wesen. Nachdem die Ehepaare geschlossen, der Braut Hans Verum mit 8000 Thalern Reuenen als Witthum verschrieben worden, fand die Vermählung am 23. Sept. 1709 zu Idstein statt. Die Fürstin gebar am 13. Oct. 1710 einen Sohn, Georg Christian, der jedoch schon am 28. April 1711 wieder starb. Ausserdem gebar sie noch vier andere Kinder, die jedoch schon früh wieder starben, mit Ausnahme des vorletzten, des nachmaligen Fürsten Karl Eberhard, der am 18. Jan. 1716 zur Welt kam. Christine Luise starb nach 13jähriger sehr glücklicher Ehe im 32. Lebensjahre an der Schwindsucht, am 13. April 1723. Wegen ihrer Frömmigkeit, sittlichen Reinheit und Keuschheit allgemein beliebt, ward sie unter allgemeiner Theilnahme am 8. Juni dieses Jahres feierlich beigelegt. Georg Albrecht schritt noch in demselben Jahre aus politischen Rücksichten (vergl. unten) zu einer zweiten Ehe. Am 29. Dec.

1723 verlobte er sich zu Dresden mit der kaum 17jährigen Sophie Karoline von Brandenburg-Boireuth (geb. den 31. März 1707), Tochter des verstorbenen Markgrafen Christian Heinrich von Brandenburg-Culmbach oder Boireuth und der Gräfin Sophie Christiane von Wolfstein. Auch dieser Dame ward Verum als Witwensitz mit 6—7000 Thlern. Einkünften ausgesetzt; dann fand die Hochzeit am 8. Dec. 1723 auf dem kursächsischen Schlosse Pretsch statt. Diese Ehe blieb jedoch unfruchtbar. Die Fürstin besass keine besonderen Geistesgaben, war dagegen von edler Frömmigkeit und wegen ihres keusseligen Wesens sehr beliebt; die letzten Jahre ihrer Ehe verlebte sie aber in Unfrieden mit ihrem Gemahle³⁾. Georg Albrecht nämlich war durch die Reize und den Geist einer jungen Felin, Ludoviky mit Namen, die als Hofdame bei der Fürstin lebte (sie heirathete im J. 1733 den fürstlichen Hauptmann Hans Melchior von Seidlitz), so geblendet, daß er, unbekümmert um den Unwillen seiner Frau und Familie, des Hofes und der höchsten Beamten, Alles nach dem Willen dieser flugen und intriguanten Dame anordnete. Inoffen besaupete er auf seinem Sterbebette, er habe niemals in fleischlichem Verkehr mit ihr gehalten. — Georg Albrecht war ein großer, wohlgebauter, stattlicher und schöner Mann, dabei auch nicht ohne geistige Begabung. Mit einem schönen Talente zur Erlernung fremder Sprachen (er sprach Teutsch, Französisch und Italienisch fließend) und tiefen Kenntnissen im Staatsrechte und der Pöthematik verband er einen nicht unedlen Charakter und große Frömmigkeit, die aber einen etwas stark pietistischen Beigeschmack annahm. Ein Vater der Armen, keusselig, ohne seiner Würde je etwas zu vergeben, fehlte er dagegen durch übertriebenen Hang zur Jagd, zur Pracht und zu bedeutendem Aufwande für Pferde und schöne Bauten. Wenn nach wenigen Jahren des Friedens seine Regierung anfang, ein Bild der Unordnung und Schwäche darzubieten und durch schreckliche Zerrwürfnisse mit den Ständen getrübt ward, so lag dies nicht grade an mangelnder Einsicht und Geschicklichkeit des Fürsten. Aber seine Neigung zur Jagd, zu Reisen außer Landes (man zählt mehr als neun längere Reisen Georg Albrecht's seit seinem Regierungsantritte) und zur theologischen Lecture zog ihn von den Regierungsgeschäften ab. Und als erst die endlosen Irrungen mit den Ständen ausgebrochen waren, überließ der Fürst, voll Ekel an den Geschäften, in maßlosem Zutrauen Alles seinen höheren Beamten — Männern von zweifelloser Treue, aber nicht eben geschickt, das wahre Wohl des Landes zu fördern.

Die erste Zeit der Regierung des Fürsten verfloß, wie gesagt, friedlich. Mit mehreren sehr entschiedenen Verordnungen zur Beförderung der allgemeinen Religiosität (26. Dec. 1708), die uns freilich sehr unzuver-

2) Das Giech, welches Christian Albrecht traf, machte, daß die betreffenden Gelehrte seit 1721 nicht mehr richtig bezahlt wurden; sie starb in arger Dürftigkeit im J. 1727.

3) Nach dem Tode ihres Gemahls im J. 1734 lebte sie noch 30 Jahre lang als Witwe und starb 1757 auf dem (ihre Gemahlin, der banaligen Königin von Dänemark, gehörigen) Schlosse Sorgenfrei bei Kopenhagen, 57 Jahre alt.

mäßig und in schleimem Sinne „bureaufkräftig“ erschienen, und mit Beförderung der Lehre und Freunde seiner Jugend (Schleif und Herr von Wuem wurden Regierungsräthe, Kuffel ward zum Kanzler erhoben, die Stelle eines Vicekanzlers erhielt der Regierungsrath Bennelsen, ein Lieblich Christian Eberbach⁴⁾ begann Georg Albrecht seine Thätigkeit. Mit den Ständen stand er im besten Einvernehmen; bei seiner Vermählung mit der idelsteinischen Prinzessin im J. 1709 (vergl. oben) machten sie ihm ein Geschenk von 6000 Thln. und überreichten im J. 1711 (28. April) ein Pathegeschenk von 4000 Thln. für seinen erstgeborenen Sohn⁵⁾. Ein Tumult, der wegen Einführung einer neuen Polizeierung in Harlingerland und der fiesländischen Herrschaft Perslum (durch dieselbe ward vorgeschrieben, wie es bei Verlobnissen, Hochzeiten, Kindtaufen, Begräbnissen gehalten werden sollte, und waren dabei eine Menge alter Volksgewohnheiten nicht ohne Willkür abgeschafft und verboten worden) am 18. Dec. 1711 zu Ems ausbrach, ward ohne Mühe unterdrückt. — Auch in den nächsten Jahren kamen wichtige Ereignisse nicht vor; als nach dem Tode des Kaisers Joseph I. (den 17. April 1711) ein mehrmonatliches sogenanntes Interregnum eintrat und die Kurfürsten von Sachsen und Pfalz als Reichsverweser beide das Vicariat über Ostfriesland in Anspruch nahmen, fand es Georg Albrecht mit Zustimmung der Stände für gut, die inkonfirmirten Vicariatspatente nicht zu veröffentlichen, weil es staatsrechtlich nicht ausgemacht ward, welchem Vicariat Ostfriesland überhaupt angehöre.

Ostfriesland hatte bisher sich in sehr behaglichem Zustande befunden; zwischen dem letzten Fürsten und dem Lande hatte im Wesentlichen ein gutes Vernehmen bestanden; die Folgen des Jährigen Krieges waren überwunden, die späteren europäischen Kriege hatten das Land kaum berührt, Wohlstand fand an immer allgemeiner sich auszubreiten. Aber alle diese schönen Zustände sollten unter Georg Albrecht sich ins Gegenheil verkehren. Zunächst durch schwere Landesealamitäten. Zuerst nämlich ergriff eine Viehpeste, die seit 1708 von Dalmatien und Italien aus Europa durchzog, trotz eines Cordons im Januar 1715 auch das ostfriesische und hantlingische Hornvich und vernichtete binnen Kurzem an 50,000 Stück Rindvieh; ein furchtbare Schade für ein Land, das zum großen Theile von Viehzucht leben mußte. Dann aber ruinierte eine große Sturmfluth (3. März 1715, die sogenannte Fastnachtfluth) den größten Theil des Amtes Emden und zerstörte große Strecken des peilsumer, noedener und har-

linger Deichsystems. Im J. 1716 vernichteten schädliche Insekten und Mäuse die Heu- und Getreidernte, und um das Alles weit zu überbieten, überfiel die entseßliche Weihnachtfluth (eine mehrtägige Sturmfluth, welche die Gewässer des Deist und der Nordsee am 24. Dec. 1717 gegen das Land trieb und an allen Punkten der Küste die Deiche durchbrach) den größten Theil von Nordostfriesland und richtete grauenhafte Verheerungen unter Menschen, Vieh und anderem Gute an. Emden stand Tage lang unter Wasser; viele Dörfer und Städte wurden halb zerstört. Im Ganzen waren 913 Häuser weggespült, 1832 zerstört, 2734 Menschen ertrunken und 17,017 Stück Vieh verloren. Und da man nicht sofort die Deiche herstellen konnte, so erneuerte sich die Ueberschwemmung bei gleichen Sturmwinden noch mehrere Male im Februar und März d. J. 1718. Mit Anstrengung aller Kräfte und mit Hilfe einer ständischen Anleihe in Hanover (im Juni und August d. J. 1718) von 100,300 Thalern wurden nun zunächst in Harlingerland die Deiche bis Ende dieses Jahres, unter Leitung des Drosten Wilhelm von Winnick, wieder hergestellt. In Ostfriesland dagegen ging das nur langsam vorwärts: es fehlte an einer tüchtigen Oberleitung und guten Bauführern; die Bauelder wollten nirgends zureichen, die Stände waren unter einander uneinig und ankerten mit dem Vicekanzler Bennelsen, und der Fürst — nun der veredelte Aufsteige und Festhalten zu Tugenden und trieb sich inswischen auf Reisen nach und in Idstein herum. Und Alles, was man doch noch zusammengebracht hatte, namentlich der neue Deich, den endlich der Patriotismus der emdener Bürger bei Karrel hatte entstehen lassen, ward gegen Ende des Jahres 1718 durch neue Sturmfluthen wieder zerstört; Ostfriesland blieb den ganzen Winter eine offene Wunde der Meeressfluthen. Und obwohl man nun im März 1719 Seiten des Fürsten und der Stände dem berühmten Deichbaumeister Anton Günther von Münich die Direction der nöthigen Bauten übertrug, so hemmten doch die Schwierigkeiten, auf die man stieß, als man eine umfassende Anleihe aufnehmen wollte, die Herstellung der Deiche in jämmerlicher Weise. Mit Hilfe der gesammelten emdener Bürgerkraft ward endlich im Juli dieses Jahres der Durchbruch bei Karrel wieder gescheitert; dann schritt man zu einer insändlichen kleinen Anleihe von 125,019 Gulden, suchte auch sonst noch auf verschiedene Weise (unter Anderem durch eine Zwangsanleihe) Geld zu gewinnen, bot freiwillige Arbeiter auf, und errichtete doch bei der allgemeinen Schlaflosigkeit und Muthberzigkeit — eine Folge des allzu großen Landeunglücks — so wenig, daß neue Fluthen im November 1719 und Januar 1720 auf der Nordseite die neuen „Deichsdielen“ wieder zerstören konnten. Bei so entseßlicher Lage der Ostfriesen erdachten sich endlich die Generallstaaten und gewählten den ostfriesischen Ständen ein großes Anleihen von 600,000 holländischen Gulden (im April 1720) unter erträglichen Bedingungen. Freilich brachten die thörichte Uneinigkeit zwischen den Ständen unter einander (wegen der Stellen, wo die neuen Deiche zu errichten seien)

4) Nur der Vollständigkeit halber erwähne ich, daß im J. 1710 mit dem Bischof Franz Adolf von Münster Bezugsanstand wegen der willkürlichen Occupation einiger Westfriesen auf ostfriesischem Gebiete bei Wieden, die sich der Probert von Beiden, münsterscher Rath von Papenburg, erlaubt hatte. Diese Tumpelei führte zu einem erbitterten Schriftwechsel zwischen Kurde und Bischof, der endlich (1719) sogar zu gegenseitiger Handelsperre, bis man dann, ohne sich je zu vergleichen, die ganze Sache auf sich brachen ließ.

und ihre allmählig beginnenden Irrungen in dieser Deichsache mit dem Fürsten und Herrn von Rümlich es dahin, daß dieser treffliche Mann im Mai 1720 entlassen wurde; indessen griff ein neues Deichdirectorium unter Mitwirkung des holländischen Ingenieurs Anemaet dem Bau nimmer tüchtig an, trotz mancher störenden Sturmfluthen; aber alle Hoffnungen auf baldige Abwehr der fürchtbaren Nothfluthen wurden gebrochen durch die neue grauenhafte Ueberschwemmung (die sogenannte Neusachsfluth), welche am 31. Dec. 1720 und 1. Jan. 1721 eine große Springfluth anrichtete. Alle neuen Deichbauten wurden zerstört, selbst der neue laterale Deich; die alten Dämme erhielten eine Menge neuer Risse oder sogenannter Koldte. Hier halfen keine Bestrebungen mehr; man mußte sich zu durchgreifenden, praktischen Maßregeln entschließen. Auf einer ständischen Versammlung am 10. März 1721 kam man wegen einer zweckmäßigen Anordnung der Deichbauten mit einander überein und nahm dann — obwohl unter sehr drückenden Bedingungen und unter großen Schwierigkeiten, welche die bereits (vergl. unten) ausgebrochenen Irrungen zwischen Fürst und Ständen hervorriefen — ständischerseits ein neues Anlehen von 600,000 Gulden in Holland auf. So schuldete Ostfriesland den Holländern nunmehr 1,200,000 Gulden, die erst im J. 1792 gänzlich abgetragen waren. — Nun hatte man allerdings die Mittel, die Deiche herzustellen, auch blieb das Land lange Zeit von neuen Sturmfluthen verschont, aber die allgemeine Uneinigkeit im Lande hielt die Bauten nur zu sehr auf. Erst dem patriotischen Eifer des emdener Rathsherrn Johann Spree, der unter vielem Widersprüche des Fürsten auf eigene Hand mit den Ständen accreditirte, gelang es, bis zum April 1723 den gefährlichen Kold bei Lareet zu schließen. Die übrigen Arbeiten übernahm, unter Leitung des eldenburgischen Kanzleirathes Johann Rudolf von Rümlich (Anemaet war im Sommer 1722 entlassen), durch die Verträge vom 15. April und 8. Aug. 1723 die Stadt Emden für 1,070,000 Gulden. Und bis zum Sommer des Jahres 1725 war dann auch das Deichsystem des Landes durch den Eifer der Emdener völlig wieder hergestellt. Nun endlich konnte sich das Land, dem die Ueberschwemmungen — wenn man die Deichbaukosten und den Ausfall der Ernten in den dauernd überschwemmten Gebieten zurechnet — einen Schaden von mehr als sechs Millionen zugesügt hatten, wieder erheben. Und in der That ist das schneller geschehen, als man denken sollte, obwohl gerade die großen Grundbesitzer weit schlimmer mitgenommen waren, als die kleineren Pächter, Bauern und Tagelöhner.

Veinabe noch schlimmer für das arme Ostfriesland waren aber die schweren Streitigkeiten zwischen Georg Albrecht und den Ständen, welche die größte Hälfte der Regierungszeit dieses Fürsten ausfüllten. Einerseits nämlich bemerkte Georg Albrecht schon in der ersten Zeit seiner Regierung mit gerechtem Mißvergnügen, daß die den Ständen zugehörige Verwaltung der allgemeinen Landesangelegenheiten sehr geräumig und sehr leichtsinnig, ja gewissenlos gehandhabt wurde. Dazu verweigerte man,

obschon die Schatzungen der fürstlichen Domainengüter in die Landeskasse flossen, den fürstlichen Commisariaten die Einsicht in die Belege wegen der Disposition der Landesgelder. Darüber war schon längst Spannung zwischen Fürst und Ständen eingetreten. Nun erhob Georg Albrecht in einer unsehligen Stunde am 8. Oct. 1720 den bisherigen Vicekanzler Breunneisen zu seinem wirklichen Kanzler, schuf auch am 19. Oct. d. J. ein geheimes Katholischcollegium — Breunneisen, Herr von Würmb und dritter Rath, — wo die wichtigsten Landesangelegenheiten vorgenommen werden sollten. Breunneisen führte den Vorstoß, und ward bei der großen Macht, die ihm dadurch eingeräumt wurde, und bei der häufigen Abwesenheit des Fürsten, der ihm die Regierung ganz überließ, in der That „Vicefürst von Ostfriesland“, wie man ihn in Emden nachmals spottweise nannte. Enno Rudolf Breunneisen, am 27. Sept. 1670 zu Emsen geboren, war auf den Schulen zu Emsen, Norden und Bremen gebildet und hatte von 1694 bis 1696 zu Halle unter dem berühmten Thomasiaus Rudert. Seit 1697 war er in Ostfriesland fürstlicher Generalprocurator, seit 1698 Regierungsrath, und (s. oben) 1708 Vicekanzler geworden. Ein Mann von bedeutenden Talenten, auch als Gelehrter nicht ohne Namen; sehr arbeitsam, dem fürstlichen Hause unwandelbar treu ergeben, war er trotzdem eine wahrhaft verhängnißvolle Persönlichkeit für Ostfriesland; denn es besetzte ihn eine unbändige Herrschsucht. Seine außerordentliche Hülfe konnte fürchtbar werden, sein Eigensinn war unbeugsam, seine politischen Grundsätze absolutistisch (schrieb er doch selbst in Religionssachen dem Landesherren das Recht zu, ohne Weiteres in den Formen Aenderungen anordnen zu können). Nachgiebigkeit und Mäßigkeit kannte er nicht, verfuhr selbst bei den unbedeutendsten Sachen mit Stolz, Strenge und Eigensinn — immer in der Absicht oder der Meinung, der Würde des Fürsten und seines eigenen Amtes Nichts vergeben zu wollen. Leider schlug er stets den Weg der Gewalt ein; auch da, wo er durch Güte Alles ohne Mühe erreicht haben würde. Durch seine wüthende Hülfe und Starrköpfigkeit schon früher bei seinen eigenen Collegen in der Regierung und dem Consistorium unbeliebt, überwarf er sich als Kanzler ohne alle Noth auch mit dem Obergerichte, und machte sich so dieses wichtige Collegium, welches den Ständen keineswegs unbedingt ergeben war, zum Feinde. Und während er selbst die alte Religionspaltung der Ostfriesen in Lutheraner und Reformirte als ein Erbteil des Landes kannte, zeigte er einen so bornirten Haß gegen die Reformirten, verfuhr er schon als Vicekanzler so unfernig ungerecht und hincinander gegen die Verwandten dieser Confession, namentlich gegen die mächtige emdener Bürgererschaft, daß bei jedem Konflikte zwischen Regierung und Ständen die Reformirten vorausichtlich auf Seiten der Opposition stehen mußten. Nun hatte er sich schon 1717 mit den Ständen, namentlich mit der Ritterschaft und dem Präsidenten Haro Joachim von Klosser, überworfen, besonders auch die Pedanterie der Stände durch Verletzung der herkömmlichen Formen ohne alle

Noth beleidigt, und endlich im J. 1720 allgemeine Unzufriedenheit dadurch erregt, daß er eine Geschichte Ostfrieslands und seiner Verfassung herausgab, in der er die ganze privilegierte Stellung der Stände anfecht und noch der Meinung der letzten ihren Rechten gradezu den Handschuh hinwarf. — Nun kamen zu den alten Klagen des Fürsten wider die Stände noch manche andere, die allmählig einen reichen Brenn- und Bündelstock abgaben. Wie die meisten seiner Vorgänger, lag Georg Albrecht besonders mit der Stadt Emden in Zwist. Einmal hatte die Stadt seit einigen Jahren nicht das Mindeste an die Landescaße entrichtet, enthielt dem Fürsten seinen Anteil an den Zöllen vor, und ward die fremde Garnison der Stadt (vergl. unten) auf Landeskosten unterhalten; dazu kamen seit 1720 Streitigkeiten in den Deichangelegenheiten. Und während die dauernde Verigerung der Emdener, die sechste Quote zu den Landeslasten zu steuern, auch den größten Theil des dritten Standes und die Städte Aurich und Norden ihnen feindlich gegenüberstellte (die Ritterschaft war mit Emden dauernd in gutem Vernehmen), wodurch die späteren ständischen Parteilichkeiten großentheils veranlaßt wurden, entspann sich im Sommer 1720 zwischen ihnen und dem Fürsten ein neuer Zwist. Die Stadt wollte eine sogenannte „octroyierte Compagnie“ errichten, um in Emden einen freien Handel nach Belieben zu führen¹⁾. Der Fürst, der sich beleidigt und seine Landeshoheit verletzt glaubte, weil man ihn dabei nicht zuvor gefragt hatte, drohte mit Verstrafung der Stadt. Darum unbekümmert, suchten die Emdener ihre Pläne ins Werk zu setzen; aber die öffentlichen Warnungen des Georg Albrecht (auf seinen Anlaß cassierte auch der Kaiser nochmals 1721 den emdener Plan), sich dabei zu betheiligen, ließen das große Werk scheitern. Kalkulat natürlich eine gewaltige Erbitterung auf beiden Seiten; Georg Albrecht kam unter Anderem nie wieder nach Emden, erlaubte auch seiner Familie nicht, die Stadt zu betreten. — Neben diesen freilich emdischen Forderungen gab es nun aber noch viele andere Schwierigkeiten. Neben dem dauernden Zwist über die Deichbauten (über die Anleihen, die Deichcommissarien, die Pläge, wo neue Deiche anzulegen seien u. dgl. m.) lag ein anderer Grund zu Streitigkeiten in der dauernden Verlesung von Emden und Greifswald durch preussische Seefolanten, und von Leer durch kaiserliche Truppen²⁾, und in dem Fortbestehen des Sub-

sidiensvertrags zwischen den ostfriesischen Ständen mit Brandenburg und Münster. Georg Albrecht hätte dem Allen gern ein Ende gemacht, die Stände aber (obwohl die fremden Truppen dem Lande viel Geld kosteten) sich immer nicht darauf einlassen mögen, weil die erwähnten Verhältnisse ihnen günstig waren, sie auch gern ihre Rechte durch Preußen garantirt sahen. Die Stände erneuerten sogar den utrechter Vergleich von 1684 mit dem neuen Bischofe von Münster, Clemens August (er war zugleich Kurfürst von Cöln), förmlich am 8. April 1720 und suchten das Commando der kaiserlichen Truppen zu Leer dem jungen Grafen Fribag, einem Mitgliede der friesischen Ritterschaft, zu verschaffen. Nun hatte Georg Albrecht schon auf einem Landtage vom 6. Oct. 1717 den Ständen erklärt, er werde sich beim Kaiser (damals Karl VI.) beschweren, wenn sie nicht für den Abmarsch der preussischen Truppen wirkten. Und als statt dessen der utrechter Vertrag erneuert worden war, reichte Brennereien, ohne den Ständen davon auch nur eine Mittheilung zu machen, am 14. Mai 1720 eine Klagschrift wider die Stände beim Reichshofrathe ein. Ohne der Landchaft die Möglichkeit einer Verantwortung zu lassen, erfolgten nun im August 1721 zwei kaiserliche, den Ständen durchaus ungünstige, Decrete. Da nun diese Decrete Judicate oder Nullitäten waren, dies war eine Frage, die mit einem Kriege begann und in einen Bürgerkrieg überging. Die Erklärung der Stände, diese Decrete annehmen zu wollen, sofern sie den Landesverträgen nicht widersprächen, nahm Brennereien nicht an, verworf auch die weiteren Vergleichs- anerbietungen der Stände, sowie die preussischen und holländischen Vermittelungsverläufe, und brachte durch die Forderung einer unbedingten Annahme der kaiserlichen Decrete das Land allmählig dem Ruin nahe. So in der Kürze der Hauptzugang der Ereignisse; diese öffentlichen Streitigkeiten hatten aber eine Masse polemischer Schriften zur Folge, die, gewöhnlich mit Gift und Galle erfüllt, die Gemüther der Streitenden immer mehr erregten, den entstandenen Riß immer mehr erweiterten.

Georg Albrecht hatte in seiner Klagschrift vom 14. Mai 1720 (durch weitere Excurse vom 29. Aug. d. J. und vom Januar 1721 unterstützt) durch Brennereien bei dem Kaiser beantragen lassen, daß (außer vielen andern Nebenpunkten) namentlich die preussischen Truppen entfernt, Emden zur Zahlung der schuldigen Quote gehalten, seinen Commissarien die Einsicht in die ständische Finanzverwaltung gewährt, die Landtagesskosten beschränkt werden sollten. Auch forderte er die Rückzahlung der Gelder, die aus den Revenuen der fürstlichen Güter im bloß ständischen Interesse verbraucht waren (zusammen 424,240 Thaler), und die Ueberausstieß über die Landeseinkünfte. Der darauf unter dem 18. Aug. 1721 erfolgenden Decrete des Kaisers Karl VI. gewährten

5) Es sollte eine Actiengesellschaft werden; 60,000 Aktien zu je 1000 Gulden sollten untergebracht werden, um ein Stammcapital von etwa 20 Millionen holländischer Gulden zu gewinnen. Man ging namentlich auf Afsicherung der Schiffe und Häuser, Beilegung des Fährverkehrs und Bedienung der Wäldschiffe bei Ostfriesland aus.

6) In Folge der emdischen Streitigkeiten zwischen der Regentin Oelphine Charlotte und den Ständen hatte im J. 1678 eine kaiserliche „Sawegarde“ Leer besetzt; und später (da Kaiser Leopold I., um durch seinen Einfluß seinen der Generalsstaaten auf Ostfriesland zu beschränken, die Partei der Stände nahm) besetzten mit kaiserlicher Zustimmung brandenburgische Seefolanten des Kurfürsten Friedrich Wilhelm im J. 1682 — 1683 Greifswald und Emden. Im J. 1682 schlossen dann die Stände mit Brandenburg und Münster zu Emden einen besondern Vertrag zum Schutze

der ständischen Rechte; die preussischen Truppen und der Bischof von Münster sollten dafür bis zum Abzuge der Soldaten monatlich je 800 Thaler erhalten. Der Vertrag wurde dann im Jahre 1684 zu Utrecht erneuert.

alle Wünsche des Fürsten; dem Oberaufsichtsrechte des Fürsten über die Geldverwaltung wurde sogar eine theilweise rückwirkende Kraft beigelegt, die Entlassung der preussischen Truppen dringend gefordert. Im Ganzen liefen die Decrete in vielen Stücken dem Herkommen, den Privilegien der Stände, dem ostfriesischen Landesrechte und den Aecorden vielfach zuwider. — Die Stände, denen der Fürst, der den Brenneisen nun reich belohnt hatte, die Decrete am 12. Oct. 1721 mittheilen ließ, waren Anfangs unschlüssig, was sie thun sollten, beantragten dann im December 1721, daß ihnen — zur nöthigen Verantwortung — die fürstlichen Eingaben an den Reichshofrath mitgetheilt würden. Die Zwistigkeiten zwischen Emden und der Ritterschaft auf der einen, den übrigen Ständen auf der andern Seite verursachten, daß man sich lange wegen des den Decreten gegenüber einzuhaltenden Verzeichnisses nicht vereinigen konnte; jene wollten von den Decreten Nichts wissen, diese schwanken. Namentlich waren die leidigen Deichangelegenheiten (vergl. oben) und die Absicht der Stände (im Sommer 1722), wegen der Deichbauten eine allgemeine Landesbeschätzung zu erheben, Anlaß zu widrigen Streitigkeiten zwischen den einzelnen Ständen und zwischen ständischen Excutoren und fürstlichen Räten. Indessen gelang es der Klugheit des ständischen Präsidenten von Aelter, die Harmonie zwischen den Ständen durch kräftigen Hinweis auf Brenneisen's absolutistische Pläne herzustellen. Während nun die Stände der Hoffnung lebten, durch verständige Vorstellungen eine Rücknahme oder Milderung der kaiserlichen Decrete erlangen zu können, erfolgte am 18. Aug. 1722 ein neues Decret von Wien, wodurch die früheren bestätigt, den Ständen anbefohlen wurde, binnen zwei Monaten das Gebotene auszuführen, widrigenfalls ernsthafte Massregeln erfolgen würden. Solchen Insinuationen traten die Stände vereint entgegen, beauftragten ihren Syndicus Homfeld, beim Reichshofrath auf Cassation der kaiserlichen Decrete anzutragen, und namentlich auf Abweichung der fürstlichen Postulate (besonders in Betreff der finanziellen Oberaufsicht) hinzuwirken; in das betreffende Schreiben wurden am 18. Nov. 1722 dem Reichshofrath eingereicht. Natürlich gerieth so die Spannung mit der Regierung immer weiter. Als nun die Deiche im October 1722 (um das Geld zu nöthigen Deichbauten, zur Zahlung rückständiger Subsidialgelder und rückständigen Soldes an die preussischen und kaiserlichen Truppen) eine neue Schätzung (8 Capital, und 16 Personalschätzungen) bewilligt hatten, verweigerte Georg Albrecht seine Zustimmung. Und als auf heftiges Drängen zur Zahlung der Rückstände — Eitens des münsterischen Bischofs und der preussischen Regierung — die Stände ihnen Administratoren aufgaben, um den fürstlichen Widerspruch und Klummer zu erheben, da ließ Georg Albrecht seinen Unterthanen die Zahlung untersagen und versprach ihnen im Nothfalle seinen Schutz. Die Armuth, in welche die Fürsten das Land versetzt hatten, der Glaube an die leichsinnige Verwaltung der Staatsgelder durch die Stände, die Beirigung Emdens, seine

Quote zu zahlen — das Alles veranlaßte die Städte Norden und Aurich, und fünf ländliche Ämter, sich der Regierung in die Arme zu werfen; die Einwohner jener Ämter erkannten sogar die kaiserlichen Decrete an. So mußten natürlich die ständischen Steuererhebungen auf vielen Widerstand stoßen. Nun requirirten die Administratoren preussische und kaiserliche Truppen zur Unterstützung der Creation; als aber der preussische Oberlieutenant Fridag vor Aurich erschien, bot der Fürst das Volk auf, um jenem mit den Waffen zu widerstehen. Nun ließen freilich die Administratoren die Preußen nach Emden heimkehren (9. bis 14. Dec. 1722), aber auf mehreren Punkten des platten Landes kam es zum Blutvergießen; im Reiderlande gab es zwischen Bauern und emdner ständischen Truppen förmliche Treffen: der Anfang eines Bürgerkrieges. Der der Hand berief nach der Fürst die Stände auf den Januar 1723 nach Aurich; die Administratoren aber, die dort für ihre Sicherheit fürchteten, luden (im Verein mit den sogenannten Ordinar-Deputirten) die Stände auf den 11. Jan. d. J. nach Hinte ein. Resultat war, daß einige wenige Landstände nach Aurich, die meisten aber trotz des fürstlichen Verbotes nach Hinte gingen. Diese nun schlossen sich auf das Engste an einander, beschloßen die nöthigen Erklärungen an die Landesgläubiger und gingen dann aus einander. So schieden sich denn die Stände in die sogenannten „rechtmäßigen“ oder alten und die „gehorfamen“ oder neuen Stände; dann bemühte sich Brenneisen, mehr und mehr Ostfriesen für die Decrete zu gewinnen, während die alten Stände nach Kräften dagegen arbeiteten. — Unter solchen Umständen suchten sowohl die Generalstaaten, aus alter Freundschaft und weil sie wegen der neuen Deichanleihen auch ein starkes finanzielles Interesse an Ostfriesland hatten, wie auch König Friedrich Wilhelm I. von Preußen¹⁾, zwischen Georg Albrecht und den Ständen zu vermitteln. Darauf aber ging der Fürst nicht ein; indessen bewog ihn die fortwährende Deichnoth, den alten Ständen sicheres Geleitz zu versprechen, wenn sie zum März 1723 nach Aurich zum Landtage kommen wollten. Es geschah, und nun wurde (wie oben schon erzählt) im April d. J. wenigstens die Deichangelegen-

1) Brandenburg-Preußen hatte außer den subsidiarischen Angelegenheiten seit den Zeiten des großen Kurfürsten noch andere Verbindungen mit Ostfriesland. Einmal nämlich erließ Brandenburg seit 1694 die förmliche Anwartschaft auf Ostfriesland, die Kaiser Leopold I. damals dem Kurfürsten Friedrich III. verliehen hatte. Dann aber hatte die Krene Preußen in Folge eines Vergleiches mit den Ständen vom 12. Mai 1709 gegen angemessene Geldentlohnung die Truppen gestellt, welche Ostfriesland nach der Reichsdeputationsrathslage im französischen Erbfolgekriege hätte liefern müssen. Die Vertreibung Ostfrieslands und seines Continents durch Brandenburg bei der stehenden Armatur des niederländischen Königs übernahm Friedrich Wilhelm I. durch eine Erneuerung jenes Vergleiches, am 27. Mai 1710. Der Widerwille Georg Albrecht's gegen den preussischen Einfluß (freilich konnten auch die Stände bei den Versaillesconventionen den Verschlimmerungen gegen Preußen nicht nachkommen) brachte endlich Kaiser Karl VI. dahin, durch ein Decret vom 18. Juni 1721 diese Militairconvention zu cassiren.

heit durch den eben besprochenen Vergleich mit der Stadt Emden zum Abschluß geführt. Dagegen blieben die Decrete ein dauernder Anstoß, indem der Fürst sich lediglich auf diese stützte, die Stände aber von den alten Landesverträgen, denen die Decrete mehrfach zuwiderliefen, nicht abweisen wollten. Daher erregte auch der Vergleich, den Emden (um mit den andern Ständen ganz auf Reine zu kommen) am 2. Mai 1723 mit den Ständen abschloß, und durch den die Stadt endlich wieder einen angemessenen Theil der Landeslasten übernahm und ihre Rückstände tilgte, nur den Jörn des Fürsten, weil derselbe den Decreten nicht entsprach. Auf Andringen des Fürsten erfolgten nun am 11. Juni d. J. neue Decrete des Reichshofraths, welche die ständischen Einreden kaum berücksichtigten, dagegen die alten Stände und ihre ständigen Deputationen wegen ihres Verhaltens aufs Heftigste angriffen und noch mehr als die früheren Georg Albrecht's (oder besser Brennisen's) Interesse wahrnahmen. Dem Könige von Preußen ward aufgegeben, seine Truppen aus Ostfriesland wegzuziehen, die Stände nicht weiter gegen den Fürsten zu schützen, und weiter „auf den König Friedrich August von Polen, als Kurfürsten von Sachsen, und auf Herzog August Wilhelm von Braunschweig-Wolfenbüttel ein sogenanntes Conservatorium erkennt“, d. h. diesen Fürsten ward aufgegeben, den Georg Albrecht, im Nothfalle mit Gewalt, gegen alle Angriffe, von Innen oder Außen, direct und indirect, zu schützen, die kaiserlichen Decrete durchzuführen und alle sonstigen Streitigkeiten in Ostfriesland zu schlichten. Dem Bischof von Münster wurde geboten, die durch sein Drängen erpreßten Subsidialgelder an Ostfriesland zurückzugeben; ein besonderes Patent gebot den Unterthanen des Georg Albrecht, sich den kaiserlichen Decreten und den Verfügungen der „Conservatoren“ zu fügen, den altständischen Administratoren nicht mehr zu folgen. Dazu gewann Georg Albrecht durch die (s. oben) nach dem Tode seiner ersten Gemahlin (13. April 1723) geschlossene zweite Ehe (S. Dec. d. J.) mit der eulmburgischen Prinzessin Sophie Karoline mächtige Verwandschaft; denn einmal war der eine Conservator, der König von Polen, mit einer Culmbacherin vermählt, welche Georg Albrecht's Braut ergozgen hatte, und ferner war die Schwester der jungen Fürstin Gemahlin des Kronprinzen (Christian VI.) von Dänemark; dessen Vater, Friedrich IV., war ohnehin dem Ostfriesen sehr gewogen.

Alle Verordnungen des Kaisers und Drohungen des Fürsten konnten die alten Stände nicht wankend machen; Emden, die Ritterschaft, die reichsten Eingekessenen des übrigen Landes hielten fest an einander. Sie behaupteten nicht mit Unrecht, nicht die Reichsverfassung, sondern die (vielfach davon abweichende, auf beschworenen Verträgen beruhende) ostfriesische Landesverfassung müsse zur Richtschnur der Regierung dienen. Sie wollten „eine accordecnmäßige, nicht aber eine reichsconstitutionsmäßige Regierung“ haben; wollten sich den kaiserlichen Decreten nur in soweit unterwerfen, als dieselben mit den alten Landesverträgen nicht disharmonirten, und

suchten wider die Decrete um *ressitutio in integrum* nach. Inzwischen ging Alles den alten Gang; zu bringenden Ausgängen bewilligten die alten Stände Schanungen, denen Georg Albrecht die Genehmigung versagte. Nun dachten die Administratoren trotz dem daran, diese Steuern abermals auf dem Wege der Creation einzuführen, obwohl ihnen der König von Preußen durch ein Schreiben vom 26. Oct. 1723 davon abrieth. (Friedrich Wilhelm I. zog seine Truppen nicht aus dem Lande, verschickte auch die Stände, namentlich Emden, für den schlimmsten Fall seines Schutzes; dagegen hatte Georg Albrecht den Erbprinzen Clemens August gewonnen, so daß er am 21. Febr. 1724 erklärte, er wolle von der Subsidienconvention nunmehr zurücktreten.) Der dringende Geldmangel trieb die Administratoren dazu, im Frühlinge 1724 durch die emdener ständische Wiltz die Steuern gewaltsam eintreiben zu lassen; dieses gewaltsame Verfahren, der Widerwille des Volkes gegen die beherrschenden Auslagen, der fürstliche Einspruch, des Kanzlers Thätigkeit — dies Alles wirkte aber dahin, daß die Partei des Fürsten, namentlich bei dem niederen Volke, sich immer weiter ausbreitete. Das zeigte sich besonders in der Stadt Norden, wo am 4. März 1724 ein Tumult der Menge gegen die ständisch geführten Stadtbehörden ausbrach, und am 7. März die zur Herstellung der Ruhe eingerückten emdener Soldaten zum Abzuge gezwungen wurden; sie besaßen dann die Regierung, um mehr, ihr längst verbaute nördener ständische Beamte abzusetzen und die Stadt (wie Aurich schon gethan) zur Anerkennung der Decrete zu bringen. Dagegen verwurfs der Fürst den Vergleichsvorschlag, den die Stände (im März 1724 wieder in Aurich auf dem, von 1723 her wieder prorogierten, Landtage versammelt) ihm machten, unbillig. Sie schlugen nämlich vor, der Fürst solle seine Beschwerten Punkt für Punkt durchführen und sich dann der Gebühr nach „salvo jure“ und den Landesverträgen gemäß erklären.

Inzwischen hatten (denn alle Versuche der Stände, die Ausweisung der sächsisch-braunschweigischen Commission zu verhindern, theils durch Einrede beim Reichshofrath, theils indem sie die Directoren des niedertheinisch-westfälischen Kreises antrieben, gegen diese Commission, als eine Verletzung ihrer Rechte zu protestiren, blieben ohne Erfolg) Sachsen und Braunschweig den sächsischen Bieskanzler Ritter und den braunschweigischen Hofrath Röber zu subdelegierten Commissarien ernannt. Diese Männer machten dem Fürsten im Frühjahr 1724 bekannt, sie würden zunächst einen bevollmächtigten Secretair abenden, um den Ständen die Citation legal zu insinuiren. Nun schrieb Georg Albrecht am 8. Mai 1724 auf den 19. Mai einen Landtag zu diesem Zwecke nach Aurich aus. Die Stände aber, nicht gewillt von der Commission Notiz zu nehmen, hatten schon im März dieses Jahres einen neuen Protest nach Wien geschickt, verwarfen auch die Commission wegen der neuen Verwandschaft zwischen dem Fürsten und dem Könige von Polen, und erklärten nun durch ihre ständigen Deputationen dem Fürsten, sie würden sich auf Nichts einlassen,

ehe nicht von Wien aus ihr Protest beantwortet sei. Dann aber ließen diese Deputirten am 12. Mai alle Deputirten durch Placate abmahnen, sich nach Aurich zu begeben. In der That erschienen am 19. Mai nur einige Deputirte aus Norden, Aurich und vom Lande in Aurich, und diesen wurde dann die Citation der kaiserlichen Commission infinuirt, auch ein neuer Landtag auf den 19. Juni nach Aurich ausgeschrieben. Jetzt waren auch Ritter und Krieger angekommen, aber bis zum 21. Juni erschienen nur Deputirte der „neuen“ Stände. Trotz der Einreden der alten Stände wurde dann am 6. Juli von den Commissarien die Commission wider die ausgebliebenen Stände und ihre ständigen Deputationen in contumaciam eröffnet. Trotzdem und trotz sehr ungnädiger Abweisung ihres Protestes und sonstiger Schriften in Wien (14. Juni) blieben die Stände doch unerschütterlich. Nun aber machten die Reichsbauten eine neue Berathung nöthig; daher ward der im März dieses Jahres nur prorogirte allgemeine Landtag auf den 7. Aug. einderufen. Hier nun erschienen auch die Commissarien; aber alle Versuche zur endlichen Sühne scheiterten daran, daß die ständische Majorität, obgleich sie jetzt die Commission factisch anerkannte, den Verhandlungen die Landesverträge zu Grunde gelegt wissen wollte, während der Fürst dies stets abschlug. Und da auch die Commission über die in den kaiserlichen Decreten entschiedenen Punkte keine Verhandlung mehr zugehen wollte, so blieb eben eine Ausgleichung unmöglich. Refusit war die Niederlegung eines engeren Ausschusses zu eventuellen Unterhandlungen außer der Landtagszeit und zur „Wohlfahrt des Landes“ Seitens der alten Stände, und eine völlige Absonderung der gehorsamen Stände (die Städte Norden und Aurich und die fünf Kemter Norden, Aurich, Berum, Stidhausen und Friedeburg), welche den Decreten sich unbedingt unterwarfen. Der Landtag wurde abgedroht und am 26. Aug. von Georg Albrecht mit einem sehr bestigen Abschiede geschlossen. So stieg die Erbitterung immer höher; bei der drohenden Verwidelung dieser Irrungen maßten die Generalsstaaten (sicher sehr von viel geringerem Einflusse in Ostfriesland als im 17. Jahrh.) mit warmen Worten zur Sühne, erzielten aber, da auch sie auf die Landesverträge hinwiesen, bei Georg Albrecht Nichts und ließen nun die Garnison, die sie seit dem Anfange des 17. Jahrh. in Emden unterhielten, bedeutend verstärken. Dagegen waren vom Kaiser schon am 10. Aug. immer härtere Decrete erschienen, in denen er den Ständen jede Appellation wider die reichshofrätshlichen Decrete verbot, die härtesten Drohungen ausließ, der subdelegirten Commission empfahl, im Nothfalle neue Deputirte und Administratoren zu berufen und den ständigen Deputationen einen andern Sitz als Emden anzuweisen. Nun nahmen die Dinge einen verhängnisvollen Gang.

Die Commission veröffentlichte die neuen Decrete am 23. Oct. 1724 und setzte zur Einbringung der unbedingten Gehorsamsverkündigungen und zur Unterwerfung unter die kaiserlichen Subdite (bedingte und provisorische Unterwerfungsverkündigungen) wurden auf Bremen's Rath

für nicht annehmbar erklärt) als letzten Termin den 4. Nov. fest. Da nun beiderseits die weissen Landstände sich nicht unterwarfen, so forderte die Commission als Ausführung der Execution den Administratoren ihre Siegel ab (11. Nov.), verbot ihnen, weiterhin landständische Gesälle einzunehmen und Verschönerungen abzustatten. Dann unterlagte sie allen Ostfriesen, ihre Steuern an die ständischen Finanzbeamten zu bezahlen und lud endlich die gehorsamen Stände zum 23. Nov. zu einem Landtage ein. Auf diesem Landtage wurde beschloffen, das Verar von Emden nach Aurich zu verlegen. Die alten Administratoren wurden sämmtlich abgesetzt und neue erwählt, auch neue ständische Officianten und neue Ordinar-Deputirte ernannt. Brenneisen führte dann das neue Administratorencollegium (es nannte sich „auctoritate caesarea bestellte“) zu Aurich ein; demselben ward ein neues Siegel verliehen und, wie es Georg Albrecht stets gewollt, ein fürstlicher Finanzinspector zugesellt. Dagegen blieben die ständischen Beamten und Administratoren (sie nannten sich „das accorbenmäßige Collegium“) in Emden ruhig und unbekümmert zusammen und ließen sich durch die Dinge in Aurich nicht ansprechen. Die Leitung der ständischen Opposition hatte bis zu Ende der ritterschaftliche Administrator von dem Appelle (nach ihm nannten die Ostfriesen diese Unruhen den Appellkrieg), ein energischer Mann und genialer Kopf, mit den beiden Secretairen Homfeld und Jernemann. Während so in Ostfriesland die Verwirrung immer größer wurde, verstärkten Preussen und Holland in ihrem eigenen Interesse im December 1724 ihre Truppen in diesem Lande und erklärten sich dann im Januar 1725 neutral, um zu passender Zeit den Frieden mit Erfolg herstellen zu können.

Indessen gingen die Dinge in Ostfriesland ihren verderblichen Gang weiter. Am 18. Dec. machte die Commission den Gefessenen bekannt, daß alle Steuern nunmehr nach Aurich abzuführen seien; im Januar 1725 kündigten aber beide Administratorencollegien die Verpachtung der verschiedenen Accisecomptoirs öffentlich an, verpachteten auch dieselben wirklich. Es waren denn, da beide Mächte ihre Pächter in den Besitz der betreffenden Pachtcomptoirs setzen wollten, Handel vor der Thüre. Und in der That kam es am 2. Febr. 1725 zu Leer an der Ems zwischen der emdischen Garnison und dem fürstlichen Oberstlieutenant Herrn von Ungern-Sternberg, der ein starkes Commando fürstlicher Truppen und zahlreiche bewaffnete Bauern führte, in den Straßen der Stadt zu einem Schärmel, das mit dem Rückzuge der Emdener nach Emden endigte, worauf Georg Albrecht, d. i. wol der Kanzler, in blinder Wuth am 14. Febr. die emdener Selbsten für vogelfrei erklärte, sobald sie sich außerhalb ihrer Stadt antreffen lassen würden. Indessen wollten die Collegien der alten Stände zu Emden die Sache nicht zum Preussischen kommen lassen; sie entschlossen sich in der That, im Hintel auf ihre schwer bedrängte Lage, mit der Stadt Emden den kaiserlichen Decreten sich in der Art zu unterwerfen (12.

Febr.), daß sie zugleich die Erwartung aussprachen, der Kaiser werde ihre alten Privilegien nicht schädigen. Aber auf den heftigsten Rath Brenneisen's verwarf die Commission diese Erklärung als ungenügend; es reichte auch die versuchte (aber mißglückte) Verhaftung des Herrn von dem Appelle durch fürstliche Jäger die Gemüther noch mehr auf. Dabei wurde die Lage von Emden und der alten Administratoren immer schwieriger, weil viele von der Ritterschaft sich einzeln den Decreten unterwarfen, und weil man im Juli 1725 Seiten der Commission so leidenschaftlich verfuhr, von einem Landtage, der in Dreisachen berufen wurde, namentlich die Emdener, die so eben den großen Deichbau vollendet und sich um das Land dadurch die höchsten Verdienste erworben hatten, gänzlich auszu schließen. Das zeigte sich auf ein Mal eine Aussicht auf gütliche Ausgleichung. Die alten Stände hatten Ende Februar dieses Jahres den Kaiser ersucht, ihre Unterwerfungsacte vom 12. d. R. für genügend zu erklären; die kräftige Verwendung der Generalstaaten zu ihren Gunsten in Wien flochte in der That wenigstens für den Augenblick den Strom der kaiserlichen Reichsbofath's-decrete und scheint Anlaß geworden zu sein zu den folgenden Dingen. Wie es scheint von Karl VI. und dem Reichsvizekanzler selbst im Stillen beauftragt, erschien der kaiserliche Gesandte in Stockholm, Graf Philipp von Fridtag (auch Freitag oder Freitag genannt), ein geborener Ostfrieser, auf der Reise nach Schweden am 12. Aug. auf seinem Schlosse Sönders. Der reichste Grundbesitzer im Lande, bei den Ständen angesehen, plante er, die Ritterschaft und die Stadt Emden zu einfacher Unterwerfung zu bewegen, dann aber einen billigen Vergleich zu stiften. Ungeachtet der Hindernisse, die ihm der leidenschaftliche Kanalar in den Weg legte, versammelte er am 21. Sept. die Ritterschaft zu Emden und vermochte sie zu dem Beschlusse, durch den man die kaiserliche Commission auch formell anerkannte, dem auch Emden (12. Oct.) beitrug, „daß man über die Berechtigung des alten oder neuen Administratorenlegii ein kaiserliches Urtheil abwarten, dann aber sich unbedingt unterwerfen wolle.“ Dazu aber forderte man einen freien Landtag, auf dem man zur willkürlichen Güthe schreiten und in angemessener Art die Unterwerfung erklären könne. Diese Beschlüsse wurden nun der Commission und dem Kanzler überreicht; aber die Thorheit Brenneisen's, der jetzt nicht allein auf Durchführung der Decrete loskrochte, sondern die Reuniten strafen, sich rächen wollte, verdaß Alles. Unbekümmert um die erwünschte Erklärung der alten Stände, ja selbst um neue erlautende Erklärungen (21. und 25. Nov.), nahmen weder Brenneisen noch auch die Commission die ritterschaftliche und emd'sche Submission als genügend an. Die Folgen davon sollten sich sofort zeigen; weil das neue Administratorencollegium vom Kaiser noch nicht bestätigt war, so erklärten nun 400 Einwohner der Kemter Emmer, Leer und Grefthof, sie würden keine Steuern nach Aurich zahlen (30. Nov.). Und als man doch zur gewaltsamen Steuererhebung schritt, von der kaiserlichen Sawgarde unterstützt, da kam es

an mehreren Orten, namentlich zu Werner und Lemgum, zu Thätlichkeiten, bei denen die Truppen den Kürzern zogen. Gleich darauf kam es, denn nun konnte man in Emden wenig Rücksichten mehr, wegen der beiderseitigen Leeseverpachtung für 1726 zu neuem Anlasse; die alten Administratoren ordneten für mehrere Comptoirs neue Pachtcommisseries an und occupirten am 7. Febr. 1726 durch emdener Truppen Leer und andere Hebungspätze. Inzwischen erfolgte, vom 18. Jan. d. J. datirt, ein definitives Decret des Kaisers, durch welches die alten Stände für öffentliche Rebellen im römischen Reiche erklärt, die ständische Appellation cassirt, das auricher Collegium beschlätigt, die Entlassung der emdener Garnison gefordert, den Reichsbofathsgenanten bei Strafe der Absetzung verboten wurde, fernerhin noch Schriften im Namen der rebellischen Ostfriesen einzurichten. Nun forderte die Commission (22. März) von Emden und der Ritterschaft vollständige Unterwerfung (die auricher Regierung ließ wegen des Decretes in allen Kirchen eine Dankszugung veranstalten); diese aber verweigerten jetzt bei so ganz veränderten Umständen entschieden das zu thun, was sie im letzten Erbtheile gern gethan hätten. Nun waren offene Gewaltthätigkeiten nicht mehr zu vermeiden. Georg Albrecht bot in der Stille ein Heer von 3000 Bauern (Harlinger, Auricher, Strichhauser, Bernumer und Friedeburger) auf und schickte es sammt 200 regulären Soldaten unter dem Oberstleutnant von Staudach aus, um Leer den Emdenern zu entreißen. Am 7. April wurde die Stadt angegriffen; durch Zuzug der Oberledinger und Dörreiderländer unter ihren Communkherren (d. i. Deputirten der Dorfschaften) verstärkt, gelang es den emdener Truppen, die kaiserlichen mit Verlust zurückzudrängen. Dann traten die siegreichen Dorfgemeinden mit Leer zusammen, beschloßen, die ständischen Rechte mit den Waffen zu schützen, veranstalteten permanente Versammlungen der Communkherren in Leer, und hielten förmlich ein kleines ständisches Bauernheer zu Leer. So der Beginn der blutigen Unruhen in Ostfriesland.

Vermittelungsversuche, welche die Generalstaaten nicht minder aus alter Freundschaft wie wegen der Sicherheit ihrer Schuldforderungen an Ostfriesland im Laufe des Monats April machten, scheiterten an Georg Albrecht's Abneigung und an seiner Entrüstung über die Thaten von Leer. Sie blieben daher neutral, machten auch keinen Versuch, die ihnen zugesicherte Garantie der Landesrechte zu handhaben, weil sie es mit dem ihnen seit 1718 verbündeten Kaiser nicht verderben wollten und außerdem seit einem Jahre die Verhältnisse in Europa einen kriegerischen Charakter annehmen. Inzwischen suchten sie, aber ohne Erfolg, den Kurfürsten von Hannover und den König von Preußen zu bewegen, mit ihnen in Ostfriesland die Ordnung herzustellen. In Ostfriesland selbst erfolgte auf das leere Treiben ein fruchtloser Schriftwechsel; am 16. April aber hat der Fürst den König von Dänemark Friedrich IV. um Hilfe, die auch zugesagt wurde. Sobald der Kaiser (19. Juni) dies genehmigte, rückte von Dilsberg aus eine Compagnie dänischer Infan-

terie nach Aurich; die Generalsstaaten aber verstärkten sofort ihre Besatzungen in Emden und Leerort. Bei solcher Lage der Dinge war es umsonst, daß die Emdener unter dem 29. Mai noch einen Versuch machten, den Fürsten zu Unterhandlungen zu bewegen; die Hartnäckigkeit, mit welcher die Regierung auf der strengsten Durchführung der kaiserlichen Decrete bestand, noch mehr der nachgiebige Haß des Kanzlers machte Alles vergeblich. Nun wurden am 27. und 29. Juli die Accisecomptoirs abermals von beiden Collegien in Aurich und Emden zugleich verpackt und es kam darauf an, wer am ersten sich in Besitz der sammtlichen Comptoirs setzen würde. Im factischen Besitze der Haupthebestellen von Emden, Odersum und Leer waren die alten Administratoren; die neuen beherrschten Aurich, Friedeburg und Norden. Inzwischen hatte Karl VI. schon am 9. Juni durch ein Patent gegen die alten Stände die Execution erkannt. Im Nothfalle sollten Hannover, Kurpfalz und Kurland dem Georg Albrecht schlanke militärische Hilfe leisten. Das trieb die alten Administratoren zu verzweifeltstem Wagnis, zumal sie wußten, daß die meisten Gemeinden aus dem südblichen Ostfriesland der Bauernföderation von Leer beigetreten waren. Sie beschloßen nun, sich so möglich aller Pachtcomptoirs zu bemächtigen, alles Weitere dem Schicksale zu überlassen. Zunächst richteten sie ihr Augenmerk auf Norden; nun warnte der Fürst die Stadt vor einem Ueberrumpfen, sammelte ein Heer von Harlingen und gehorsamen Ostfriesen, sammt seinen Regularien etwa 2000 Mann; die Stäubach führte; am 14. Aug. lagerte er bei Schott. Dagegen marschirten nun die Bauern der Communherren unter dem von Appelle's Oberführung nach Wirdum, während die emdener Müssig unter Andree von Leer auf Riepen marschirte. Die geschickten Bewegungen der händischen Führer zwangen Stäubach, ohne Kampf am 23. Aug. Norden zu räumen und auf Aurich zu retiriren, wo ihn der ergrünte Fürst ohne Weiteres sammt seinen obersten Officieren absetzte. Die streubenden Truppen im Lande sahen dem Allen ruhig zu. Nun besetzten die Ständischen sofort Norden; sogleich trat die Stadt und ihre Behörden wieder auf Seiten der Rententen; viele Anhänger des Fürsten wurden geplündert und inhaftirt, mehrere gefangen nach Emden geschleppt, die Stadt aber verbrannt. Eine Expedition des emdischen Capitains Kramer nach dem Osten des Landes bewirkte, daß noch mehrere Aemter dem leeren "Freiheitsbunde" der Communherren (sie versetzten nun ihren Sitz nach Norden und nannten sich "Vollständigte der verneigten Aemter") beitraten. Mit Ausnahme von Aurich und Friedeburg besaßen die emdener Administratoren jetzt alle Pachtcomptoirs; dies und der Erfolg der händischen Waffen setzten das auricher Collegium fast außer Thätigkeit, über die wenigen Gelder, die ihnen noch zufließen, stritten das Hofgericht und die kaiserliche Commission. Indessen blieben die militärischen Operationen einen Augenblick stehen; auf Rath der Generalsstaaten trugen die Emdener bei dem Fürsten (7. Sept.) auf Vergleich und Abhaltung eines Landtags an; dasselbe that die Ritterschafft (17. Sept.), der dritte

Stand (4. Oct.) und die Stadt Norden (10. Oct.). Indessen Georg Albrecht schlug diese Gesuche rund ab und ließ die Dinge vor der Hand gehen, wie sie wollten. Ein heftiger Föderkrieg zwischen Breunissen und den Ständischen; daneben allgemeine Anarchie. Während der Fürst sich einschießen auf Harlingen, Friedeburg, Aurich und zwei kleinere Festungen beschränkt sah, und beide Parteien ihre Gegner heftig verfolgten, standen alle Gerichte still. Indessen bereitete sich allmählig ein Umschlag zu Gunsten des Fürsten vor; die Communherren in Norden nämlich fingen an, eine Menge gewaltsamer Handlungen sich zu erlauben und einen wahren Terrorismus auszuüben, der die Gemüther aller Besonnenen den Ständen entfremdete. Die Administratoren und der (oben erwähnte) geheime händische Wohlfahrtsausschuß in Emden hatten, wie stets die Gemäßigten bei dem Fortschreiten einer Bewegung, die Macht über diese föderirten bäuerlichen Heere exaltirter Landzen verlor; zu ihrem Unglücke hatten sie auch keine andern Werkzeuge als die bewaffneten Bauern dieser Terroristen. Nun gelang es, als im März 1727 die fürstlichen Truppen ihre Operationen von Aurich aus wieder begannen und die föderirten Bauern sich in zwei Haufen, bei Bogbad und Marienbaare, getheilt hatten, dem fürstlichen Capitain von Capelle, am 5. April d. J. bei Hage einen reitüberlegenen Haufen Bauern und 110 emdener Soldaten unter Kramer und Rose nach dreistündigen Kämpfe gänzlich zu schlagen. Nun wurden viele händische Bauern selbstthätig; am 9. April fiel Norden wieder in die Hände der Fürstlichen, und trotz aller exaltirten Phrasen, blutdürstigen Rieder und Drohungen wurden die emdener Truppen unter Andree und Bernelskirchen und das reiderländische Bauernaufgebot bei einem Angriffe auf Norden am 25. April durch von Capelle total geschlagen und völlig zerprengt. Züge viehischer Raubthei kamen auf beiden Seiten mehrfach vor. Schnell nahm nun von Capelle die Stadt Prosum ein; am 1. Mai capitulirte das Schloß Gimersum und am 15. Mai nahm Capelle, jetzt zum Major befördert und durch die Dänen in Aurich verstärkt, am 19. April waren drei neue dänische Compagnien in Aurich eingerückt, Bremer, am 16. auch Leer ohne Widerstand ein. Georg Albrecht hatte ganz Ostfriesland bis auf Emden wieder gewonnen. Nun wurden, um jede neue Erhebung zu ersticken, die dänischen und fürstlichen Truppen über das ganze Land vertheilt. Und da nun auch (am 23. April) Karl VI. an Preußen, Köln und die Pfalz den Befehl ertheilt hatte, die ostfriesische Rebellion mit Gewalt zu dämpfen, und die betreffenden Fürsten ernste Mahnung zur Ergreifung an die Stände ergingen ließen, so blieb letztern keine Hoffnung mehr. Auf Rath der Generalsstaaten erfolgte dann auch Seitens der letzten Rententen, namentlich der Stadt Emden, die unbedingte Unterwerfung unter die kaiserlichen Decrete, die am 16. Juni in Wien declarirt wurde. Obwohl nun von preussischer und anderer Execution keine Rede mehr war, so blieb doch der Wunsch der Stände, es möge Georg Albrecht zum Danke für die Unterwerfung die dänischen Trup-

yen, deren abscheuliche Zuchtlosigkeit das ganze Land bedrückte, abziehen lassen, unerfüllt. Im Gegentheile, neben der Durchführung der Decrete begann nunmehr unter dem Schutze dieser Soldaten eine abscheuliche, Rache abkündende Reaction, ein Gegenstück zu dem Terrorismus der Communerren.

Zunächst kam der Fürst in den Besitz aller Geldmittel des Landes; die emdener ständische Garnison mußte aus Geldmangel entlassen werden, die von den alten Ständen erhoffte kaiserliche Amnestie trat nicht ein. Statt dessen mußten alle Rentitenen und Theilnehmer an der Revolte außerordentliche, schwere, sogenannte Rentitenensteuern zahlen (so z. B. die Stadt Leer monatlich 1000 Thaler, der Deputirte Rudolf von Rheden monatlich 64 Thaler) zum Unterhalte der dänischen Truppen. Diese Steuern und die maßlose Einquartierungs- und Verpflegungskosten ruinierten eine Menge von Familien. Andere Rentitenen wurden vertrieben. Die im Bürgerkriege gefangenen emdener Officiere wurden auf das Schimpflichste behandelt; am nachhaltigsten aber reagierte nun die Regierung in den eigentlichen Landesangelegenheiten. Natürlich erhielt das auctoritative Administrationscollegium sogleich wieder volle Macht in die Hände; dann aber schloß man alle Stände, die sich erst nach dem Kriege unterworfen hatten, dauernd von dem Landtage aus. Zur Erhöhung ihrer Verlegenheit erklärte nun sogar der Kaiser in einer Resolution vom 4. Oct. die ständische Unterwerfung für ungenügend, weil die Stände in einer Klausel um Erhaltung ihrer alten Rechte gebeten und die Hoffnung ausgesprochen hätten, die kaiserlichen Decrete würden nicht in voller Strenge zur Ausführung kommen!! Zu einer Unterwerfung ohne solche Klausel wollten sich aber die Stände, namentlich die emdener, doch nicht hergeben. Das mußten sie schwer büßen; denn ohne auch nur den zu solcher Unterwerfung gestellten Termin (vom December 1727 bis 11. März 1728) abzuwarten, verordneten die Commissarien, daß alle gehorsamen Unterthanen für den im Bürgerkriege erlittenen Schaden*) aus dem Vermögen der Rentitenen entschädigt werden sollten (11. Dec. 1727). Am 20. Dec. d. J. wurde dann den Rentitenen verboten (zum je hindern, dem erwähnten Projecte sich zu entziehen), ihre Grundstücke zu verkaufen oder sie sonst zu veräußern; auch sollten ihre Schuldner weder Zinsen noch Kapital an sie zahlen. Auch sonst noch wurden die Rentitenen, namentlich in processuallicher Hinsicht, auf ganz raffinierte Weise chikanirt. Am 6. Aug. 1728 verordnete dann die Commission, daß besonders alle nach Emden schuldigen Kapitalien, zu Gunsten der zu errichtenden Indemnifications-casse, binnen vier Wochen der Commission angezeigt werden sollten. Noch mehr: Brenneisen, mit Emden tödtlich verfeindet, wollte die Stadt, selbst im Falle gänzlicher Unterwerfung, für immer vom Administrationscollegium ausschließen; veranlaßte den Fürsten zu einer

Menge lästiger und unwürdiger Chicanen gegen die Stadt und setzte es namentlich durch, daß dieselben Emdener, die durch die Dreihäuten Ostfriesland dem Untergange entrissen hätten, im J. 1728 zum Danke für ihren uneigennütigen Patriotismus jedes Ausschlagsrechtes über das Dreihäuten und zugleich der Gelder beraubt wurden, welche sie von gewissen ihnen von Staatswegen zugewiesenen Grundstücken zogen, um die Zinsen der in Sachen der Dreihäuten gemachten Schulden abzu zahlen. Dazu wurden dann am 20. Mai 1728 alle Grundstücke, Dörfer und Landgüter, welche Emden im platten Lande besaß, zu Gunsten der Entschädigung von gekränkten gehorsamen Unterthanen, sequestrirt. Nach Ausführung dieser Dinge räumten dann endlich, und zwar auf bestiges Drängen der „gehorsamen“ Stände, denen die schändliche Mißhandlung der Rentitenen allerdings behagte, die aber von Verletzung der Landesrechte doch auch Nichts wissen wollten und namentlich die Anwesenheit der Dänen in Ostfriesland auf die Dauer sehr ungenßig sahen, im September 1728 drei der dänischen Compagnien das Land.

Indessen bereitete sich von einer andern Seite her innerwärts, obwohl nur sehr langsam, für die alten Stände eine Aussicht zum Bessern vor. Die Generalstaaten namentlich, damals durch das Verfahren der Commission in die Furcht versetzt, als werde der Kaiser ihre Pfandrechte auf die ostfriesischen Einkünfte, die ihnen zur Sicherheit ihrer Vorschüsse verschrieben waren, und ihr Besatzungsrecht in Emden beeinträchtigen; auch sonst mit Karl VI. gekränkt, brachten die ostfriesischen Angelegenheiten auf den bekannten, am 14. Juni 1728 zu Sessons eröffneten Congreß (bekanntlich zur Beilegung der Streitfragen zwischen den sogenannten herrenhäuser Verbündeten und Oesterreich mit seinen Allirten berufen). Sie wußten ihre Verbündeten, namentlich den mächtigen französischen Minister Cardinal Fleury, dahin zu gewinnen, daß er erklärte, den Generalstaaten die Hand bieten zu wollen, bei ihren Bemühungen, den Kaiser zu gerechterer Behandlung von Emden und der ostfriesischen Stände und zur Milderung der Decrete zu bewegen. Obwohl nun Georg Albrecht (13. Aug. d. J.) im Haag gegen alle in Sessons zu seinen Ungunsten zu fassenden Schlüsse protestirte, so kamen doch bald in Sessons wie in Wien Unterhandlungen mit den kaiserlichen Ministern in Gang; und schon am 13. Sept. 1728 erfolgte ein neues kaiserliches Patent. Karl VI. forderte abermals darin binnen zwei Monaten eine klausellose Erklärung unbedingter Unterwerfung; dafür aber versprach er den bisherigen Rentitenen Amnestie und die Erlaubniß, auf einem demnächst zu berufenden Landtage erscheinen zu dürfen. Weil aber die Amnestie mit Ausnahmebestimmungen versehen war, die leicht alles Versprochene illusorisch machen konnten, weil ferner von den Landesrechten keine Rede war, auch die Sequestrierung der emdener Güter nicht aufgehoben wurde, so wandten sich die Generalstaaten durch ihren Residenten in Wien am 14. Oct. abermals an den Kaiser und legten ein kräftiges Fürwort zu Gunsten der so hart mißhandelten

*) Inzwischen starb am 3. Aug. 1727 der ständische Commissair Ritter; er wurde durch den Justh Rath von Berger ersetzt.
9) Man schlug ihn auf angeblich 620,000 Thaler an.

Reuniten ein. Durch Fleury unterstützt (11. Dec.) brachten sie den Kaiser wirklich dahin, zu Anfange des Jahres 1729 zu erklären, daß nur die Reuniten von der Amnestie ausgeschlossen sein sollten, welche während der Revolte einen Mord begangen hätten; daß ferner die holländische Besatzung nicht aus Emden verdrängt, die Hypothek des staatlichen Ansehens nicht angegriffen werden sollte. Und wenn auch die (übrigens schon über 80 Jahre alte) holländische Garantie der ostfriesischen Landesrechte nicht anerkannt wurde, so erklärte doch der Kaiser, „es sei niemals seine Absicht gewesen, die rechtmäßigen und alten Conventtionen zwischen dem Landesherren und den Ständen aufzuheben.“ Den abgelaufenen Termin zur Unterwerfungserklärung verlängerte Karl VI. den Ständen stillschweigend. Nun erfolgte diese Unterwerfung, besonders Seitens der Emdener, unbedingt und ohne alle Restriktionen. Magistrat und das sogenannte Vierger collegium der emdener Bürgerchaft stellten am 24. März 1729 die betreffende Urkunde wirklich aus und reichten sie der Commission ein. Aber nun erklärte diese Commission, wiederum auf Rath Brenneisen's, von dem sie sich gänzlich leiten ließ und der da behauptete, der gestellte Termin sei längst abgelaufen, es bedürfe noch förmlicher Abbitte und Reuerklärung; alle Emdener hätten die Urkunde unterschreiben müssen u. dgl. m., auch diese Unterwerfung für ungenügend. Das aber gab der Sache eine andere Wendung. Die Beschwerden der Emdener, die Unzufriedenheit im Haag und in Paris über dieses Benehmen der Commission veranlaßten den Kaiser, am 3. Mai 1729 die emdener Unterwerfungsacte für genuthuend zu erklären. Am 12. Sept. erfolgte eine weitere Resolution Karls VI., durch welche außer Anderem die Ausführung der versprochenen Amnestie geboten, wegen der Entschädigung gekränkter Fürstlicher ein humaneres Verfahren vorgeschrieben, den alten Ständen eine Frist von zwei Monaten gestellt wurde, um Einreden gegen die früheren Reichshofrathsdecrete und die commissarischen Verordnungen vorzubringen. Die Folge dieser Entscheidung war, daß einerseits Brenneisen, dessen Rache abnehmenden Plane daburch durchkreuzt wurden, unter dem 28. Oct. d. J. gegen die kaiserliche Entscheidung remonstrirte, andererseits die alten Stände, besonders Emden, in der Hoffnung, nun endlich auf dem Wege Rechts wider die alten Decrete in integrum restituirt zu werden, am 10. Nov. ihre Gravamina beim Reichshofrathe einreichten¹⁹⁾. Beide ostfriesische Parteien hofften auf baldige günstige Antwort. Sie erfolgte nicht; abgesehen davon, daß die Commission mit ihren executiven Maßregeln inne halten mußte, kam beinahe ein Jahr lang kein weiterer Bescheid von Wien. Erst als die Verbündeten des Trac-

tates von Sevilla (9. Nov. 1729), England, Frankreich, Spanien und Holland, aus Gründen der hohen Politik, die nicht hierher gehören, in ihr Ultimatum an Karl VI. (Commer 1730) die Forderung ausnahmen, der Kaiser solle mit ihnen die ostfriesische Frage definitiv ordnen, erließ der Kaiser, um solche Operationen ein für alle Mal zu vereiteln, einen neuen Bescheid vom 31. Aug. 1730 an die ostfriesischen Parteien. Es war eine Bestätigung und Interpretation der Resolution vom 12. Sept. 1729; vielfach unklar, in manchen Punkten den Concessionen vom 12. Sept. zuwiderlaufend, mißfiel diese Resolution beiden Parteien. Ebenso wenig Freude hatten die Holländer daran; daher ließen sie am 11. Dec. 1730 durch ihren Gesandten in Wien, Hamel Brünings, den Kaiser ersuchen, Maßregeln zu treffen, durch welche die versprochene Amnestie realisiert und namentlich die von den ostfriesischen Behörden sammt der Commission verfügten Ausnahmemaßregeln aufgehoben würden. Weil nun dem Kaiser grade damals viel daran lag, Holland zu dem Bündnisse hinüber zu ziehen, welches er zur Garantie der sogenannten pragmatischen Sanction am 16. März 1731 mit England abschloß, so gab er den Vorstellungen der Generalsstaaten Gehör und stellte gleichfalls am 16. März 1731 eine neue, den alten Ständen günstige Declaration aus, durch welche die holländischen Anträge im Wesentlichen genehmigt, die Untersuchung der ständischen Beschwerden versprochen und namentlich verheißen wurde, die streitigen Fragen nach den alten Landesverträgen zu entscheiden. Einen Protest, den Georg Albrecht gegen diesen Bescheid am 19. Juni 1731 bei der Reichsversammlung zu Regensburg einreichte, ließ, verwarf der Kaiser und gebot durch eine neue Resolution vom 22. Aug. d. J., daß gegen die Reuniten keine Strafen mehr vollzogen, die Sequestration der emdener Güter aufgehoben, die Reuniten wieder zu den Landtagen zugelassen, die Frage wegen der Entschädigungen vor einer kaiserlichen Hofcommission in Wien entschieden werden sollten. Weitere Einreden, welche der erbitterte Fürst, der Kanzler und die gehorsamen Stände bei dem Reichshofrathe einbrachten, auf der einen, — die Forderung der noch immer sehr mißtrauenden Emdener, Alles auf den Status vor der Revolte zurückzuführen, um so die Amnestie zu realisiren, welche die Generalsstaaten unterstützten, auf der andern Seite, bewirkten nun einen kaiserlichen Endentscheid in dieser Sache. Durch den Beitritt der Holländer zu dem wiener Tractate vom 16. März 1731 (er erfolgte am 20. Febr. 1732) fiel diese Resolution ganz zu Gunsten der alten ostfriesischen Stände aus. In diesem (am 20. Febr. 1732 im Haag übergebenen) Actenstücke wurde bestimmt, daß alle wegen Reuniten decretirten Strafen den Emdenern und ihren Abhängenten erlassen werden, der Sequester aufgehoben, die confiscirten Güter den Eigentümern zurückgegeben werden sollten. Die Beschwerden der Stände sollten nach den alten Accorden entschieden, die Reuniten zu den Landtagen zugelassen, die Entschädigung in Güte bestimmt, darüber in Wien verhandelt werden. Damit hatten denn die Reuniten

19) Emden und die andern Stände reichten zwei besondere Deductionen ein; das ständische Schreiben war — schändlicher Weise in ungemessen leichenhaftigen Ausdrücken — von dem gerühmten Aufschusse verfaßt. Die Endmaßforderung war, die kaiserlichen Reichshofrathsdecrete wieder aufzuheben und es aktenmäßig bei den alten Landesverträgen zu lassen.

im Wesentlichen gestieg, um so mehr, als schon nach der kaiserlichen Resolution vom 22. Aug. 1731, weil die subdelegirte Commission Nichts mehr zu thun hatte und die Entscheidung über einen Theil der Fragen nach Wien verlegt werden sollte, der Kurfürst von Sachsen seinen Commissar Bergier am 17. Dec. 1731 nach Dresden zurückberufen hatte, und am 8. April 1732 auch der braunschweigische Röhber plötzlich starb. Damit hörte die Commission auf; die Streitigkeiten ruhten nunmehr bis zu der Regierung des folgenden Fürsten (indessen wurden die kaiserlichen Entscheidungen keineswegs ganz ausgeführt; denn noch immer bestanden zwei Administratorencollegien, eroberte man zur Befriedigung der einen dänischen Compagnie die Remuntensteuer, schloß man die Emdener von den Landtagen aus, behielt man ihre Güter unter Sequester, dachte auch Karl VI. nicht daran, in Wien eine Hofcommission wegen der Entschädigungsfrage anzuordnen¹¹⁾); aber es war kein Friede im Lande. Die Fragen von 1721 waren unentschieden; das Land durch den Krieg und seine Folgen verarmt, von Parteien getrennt, der Fürst allgemein unpopulär, Alles in Zerrüttung. Auch die nächsten Jahre litten von Unruhen, obwohl anderer Art, nicht frei. Zunächst finden wir nichts Weiteres, als daß der König von Preußen, der schon früher die Aufmerksamkeit auf Ostfriesland besaß, am 31. Juli 1732 von Karl VI. die eventuelle Belohnungsurkunde über Ostfriesland erhielt und nunmehr Titel und Wappen von Ostfriesland annahm, wegen aber Georg Albrecht am 11. Nov. d. J. protestirte. Dann verlebte sich am 25. Sept. 1733 der Erbprinz Karl Eduard, damals etwa 17 Jahre alt, mit der Nichte seiner Stiefmutter, der Prinzessin Sophie Wilhelmine, Tochter des Markgrafen Karl von Brandenburg-Gulmbach. Die Stände (Emden ausgeschlossen) setzten auf des Fürsten Bitte im Februar 1734 „zur Beihilfe“ d. i. als Hochzeitsgeschenk, eine Summe von 20,000 Thaler aus. Die Hochzeit selbst kam am 25. Mai 1734 zu Verum statt¹²⁾. Die oben angedeuteten Unruhen in Georg Albrecht's letzten Jahren waren confessioneller Natur. Georg Albrecht, von Jugend an religiösen und theologischen Dingen sehr zugehoben (unter Anderem hatte er an dem Schriftwechsel lebhaften Antheil genommen, welchen die seit 1719 vielfach behandelte Frage, ob eine Vereinigung der reformirten und lutherischen Kirche zu ermöglichen sei, erregt hatte; er hatte ferner 1731 für die lutherische Kirche Ostfrieslands persönlich ein verbessertes Gesangbuch verfaßt und dasselbe mit vieler Mühe eingeführt), hatte nicht allein im J. 1717 den 31. Oct. feierlich begeben lassen, sondern auch im J. 1730 die Wiederkehr

des Tages der ausburgischen Confessionsübergabe durch ein großes Jubelfest feiern lassen. Schon damals hatten sich in dem reformirten, zugleich auch politisch ererbten Emden beiden Bischen schmachvoller Intoleranz kund gegeben. Ueberhaupt aber regte dies Jubelfest den alten, im 16. Jahrh. statfam bekundeten, bösen Haß der beiden protestantischen Confectionen in Ostfriesland wieder auf. Wenn es auch nicht zu Thätlichkeiten kam, so folgte doch seit 1732 ein äußerst erbitterter Schriftwechsel zwischen Theologen beider Confectionen, der die letzten Lebensjahre des frommen Fürsten noch mehrfach verbiterte¹³⁾. — Georg Albrecht, schon lange kränklich, durch die Irrungen, ihren blutigen Verlauf und für ihn so unerquicklichen Ausgang mehr und mehr auch körperlich erschüttert, fiel am 10. April 1734 in lebensgefährliche Krankheit, der er, nachdem er am 3. Juni sein Leben im J. 1719 gemachte Testament bestätigt hatte, am 12. Juni 1734 früh zwischen 5 und 6 Uhr erlag. Er starb im 44. Jahre seines Lebens, im 26. seiner Herrschaft. Seine Leiche wurde einbalsamirt und am 22. Sept. d. J. mit großer Pracht in der süßlichen Gruft zu Aurich beigesetzt; an demselben Tage starb auch Brennstein, von einem Schlagfluß getroffen.

b) Georg Christian, Fürst zu Ostfriesland. Er war der dritte Sohn des Grafen¹⁴⁾ Ulrich II. zu Ostfriesland und seiner Gemahlin, der schönen Prinzessin Juliane, Tochter des Landgrafen Ludwig V. von Hessen-Darmstadt. Sein Geburtsfest fiel auf den 6. Febr. 1634. Nach den Angaben des geheimen Rathes Reinhold Blum, der von 1645 bis 1648 Hofmeister des Georg Christian und seines jüngern Bruders Ezzard Ferdinand (geboren den 12. Juli 1636) gewesen, genoßen diese jungen Prinzen eine gute Erziehung. Der Vater war träge und dem Weine ergeben; die Mutter mehr zum Wohlleben, zur Zerstreuung durch Spazierenfahren und Reiten geneigt, als zu ernsthaften Sitten. Man hinderte nicht, daß die alte Hofmeisterin Kiste Benning, Witwe eines Herrn von Werder, die Knaben von der Wiege an zu übermäßigem Eßum und Trinken, so sogar zum Brannntwein gewöhnte. Uneinigheit zwischen den Vätern in Graf Ulrich's letzten Lebensjahre war gleichfalls wenig glücklich, die Erziehung des Georg Christian zu fördern. Auch starb sein Vater am 1. Nov. 1648, nachdem er am 23. Oct. d. J. seinem zweiten Sohne, Enno Ludwig (der erste Sohn war gleich nach seiner Geburt im Oct. 1631 gestorben), die Regierung übertragen, und in seinem Testamente demselben alle Einkünfte aus Ostfriesland und Hartlingerland zugewiesen

11) Um endlich ihr Recht zu erhalten, schickten die Emdener am 25. Juli 1733 eine Deputation nach Wien, die aber, trotz der Unterstützung durch den Grafen Freitag, durch den süßlichen Besanten Rudolf von Bredow erfolglos beharrte und erst am 30. Sept. 1734 einen glücklichen Bescheid von Karl VI. erhielt. 12) Kurz vorher, am 16. April 1734, verlebte Georg Albrecht, der damals seinen Tod herannahen fühlte, daß sein Sohn, obwohl noch nicht majoranz, bei dem Kaiser die venia aetatis gleich nach des Vaters Tode nachsuchen solle; dies, um bei der frühigen Lage des Landes dem Glend einer Regierung vorzubeugen.

13) Beiläufig bemerken wir, daß die Wasserstürze namentlich die reformirten Gemeinden im Emden sehr betroffen hatten, und besonders die auf Grundbesitz angewiesenen Prediger ihre Einkünfte verlor. Diese erlebten dann aus Holland reichliche Unterstützung. Weil aber die Verarmung dieser Familien die Zahl der Theologie Studirenden verminderte, so vertrauten die Reformirten seit 1734 oft auch Unstudierten das Predigtamt an.

14) Kaiser Friedrich III. hatte 1644 die damaligen Regenten von Ostfriesland, aus dem Hause Giesens, mit allen Nachkommen in den Grafenstand erhoben.

hatte, mit der Verpflichtung, seinen Brüdern bis zu ihrer Volljährigkeit standesmäßigen Unterhalt und Erziehung zukommen zu lassen. Die Adelsanwartschaft wurde zu gleichen Theilen unter die drei Söhne vertheilt. Die niederländischen Generalsstaaten waren zu Exercenten des Lehnwerts ernannt worden. Weil nun Graf Enno Ludwig selbst noch nicht volljährig war, so führten auf Anordnung des verstorbenen Grafen seine Witwe Juliane und Prinz Wilhelm von Dranien (als künftiger Schwager des jungen Grafen) die vormundtschaftliche Regierung; der Dranier ließ sich durch den Oberst Ehrentreuter vertreten.

Auf dieser Vormundschaft ruhte kein Segen. Die Regentin Juliane ließ sich gänzlich von einer Camarilla leiten, die aus der Familie von Ungnad und ihren Verwandten bestand. Das frühere Fräulein Elisabeth von Ungnad, langjährige „Grundin“ und Gesellschaftlerin Juliane's, und seit 1646 mit dem Drost von Verum, Herrn von Warenholz, vermählt, war die Seele dieser Gesellschaft. Durch den Warenholz, seit 1648 geheimer Rath der Regentin, und den Obersten Ehrentreuter, den Gemahl ihrer Schwester Eva, beherrschte die Ungnad die Regentin und das Land. Als Dritter im Bunde der Männer dieser Camarilla figurirte der Leibarzt Franz Besen, gräflicher Kammerrath. Diese Leute also führten die Regierung; zum Unheil und bitterm Verdruss des Landes, welches durch die Noth des 30jährigen Krieges und inneren Brist seinem gänzlichen Ruin nahe gebracht war. Um ungünstiger wirthschaftlichen zu können, ward der nicht unverdiente geheime Rath Blinhm, Graf Ulrich's II. Minister, seiner Stellung entbunden, und zugleich die Leitung der beiden jüngeren Grafen ihm abgenommen. Und um diese beiden Knaben (Graf Enno Ludwig befand sich auf einer Reise durch Italien), die anfangen, lästige Zeugen zu werden, zu entfernen, gab man ihnen Ehrentreuter's Vetter, den Jöhadrich Engel zum „Gouverneur“, Besen's Schwager, Johann Adolph Freytag zum Lehrer, und schickte sie unter Führung dieser Menschen nach Brede. Sie kamen zwar am Ende des Jahres 1650 wieder nach Ostfriesland; aber bald nachher mußten sie mitten im Winter, unter Führung eines Herrn Johann Philipp von Granne, schon wieder nach Brabant abreisen (zu Anfang d. J. 1651). Seitdem durchkreisten die jungen Grafen, nachdem sie noch einige Zeit in Brede Stubir hatten, mehrere Jahre lang die Niederlande, Frankreich und andere Länder Europa's, namentlich England und Schottland.

In der Mitte der fünfziger Jahre des 17. Jahrh. befand sich Georg Christian dann in Lüneburg, um den Studien obzuliegen. Sein Bruder Enno Ludwig, der im J. 1651 endlich die Regierung selbst antrat, gab ihm ein jährliches Einkommen von 4000 Thalern. Von Lüneburg aus besuchte der junge Graf zuweilen den ruwertbergischen Hof und lernte dort die Prinzessin Christine Charlotte, eine Tochter Eberhard's III., regierenden Herzogs von Bärnberg und Teck²⁾, kennen.

Ihre Klugheit und seine Bildung, ihr schlanker Wuchs, ihr gefälliges Wesen machten einen tiefen Eindruck auf den jungen Grafen; wir werden unten sehen, wie er sie später zu seiner Gemahlin erhob. — Im J. 1658 finden wir dann Georg Christian, nachdem er zuvor noch Italien besucht hatte, im Gefolge des Kurfürsten Maximilian Heinrich von Köln, den er zur Wahl und Krönung des Kaisers Leopold I. (18. Juli und 1. Aug. 1658) nach Frankfurt a. M. begleitete. Seitdem lebte er, wie es scheint, ohne besonders bemerkenswerthe Erfahrungen in Kurich, bis ihn der frühe Tod seines Bruders Enno Ludwig unerwartet zur Regierung von Ostfriesland gelangen ließ.

Ohne uns weiter auf nicht hierher gehörige Specialitäten einzulassen, erinnern wir kurz daran, daß Graf Enno Ludwig im J. 1651 von Wien plötzlich nach Ostfriesland zurückkehrte, die Coterie Ungnad-Warenholz vernichtete und die Regierung nunmehr selbst antrat. Er ward dann im J. 1654 von Kaiser Ferdinand III. für sich und seine männliche Descendenz in den Reichsfürstenthum erhoben, jedoch ohne Eig und Stimme auf der Fürstentbank. Seine Regierung verfloß unter beständigen Streitigkeiten, indem er sich bei den Irrungen zwischen den Landständen und der Stadt Emden auf Seiten der ersteren schlug und Partei nahm. Emden, durch besondere Umstände während des 30jährigen Krieges zu bedeutendem Flor gediehen, strebte fortwährend nach selbständiger, unabhängiger Stellung dem übrigen Lande gegenüber, wollte seine fremde, den Ständen sehr lästige, Befestigung nicht abanthen, weigerte sich, eine Quote zu den Kriegsschulden beizutragen, und schloß die Administration der Ritterschaft fortwährend von dem Administrationscollegium aus. Die Emdener ihrerseits brachten gleichfalls bedeutende Gravamina gegen die Stände auf. Und als dann durch Vermittelung der Generalsstaaten zu Ende des J. 1656 dieser Streit im Wesentlichen ausgeglichen war, kam es zwischen Enno Ludwig und den Ständen seit 1657 wegen vielfältiger Gravamina zu sehr unangenehmen Zwistigkeiten, die besonders seit dem leeren Landtage von 1659 einen gereizten Charakter annahmen. Dies besonders in Folge persönlichen Hasses zwischen dem durch Enno Ludwig im J. 1653 zurückgewählten Minister Bluum und dem Hofrichter Freiherrn von In und Kniphausen, der als ältestes Mitglied der Ritterschaft und Präsident der Stände die Rechte der letztern energisch verfocht. Indessen gestalteten sich doch im März 1660 auf dem Landtage von Warfshave die Angelegenheiten so, daß eine Ausöhnung zwischen Fürst und Ständen in naher Aussicht stand; da starb Fürst Enno Ludwig am 4. April 1660 plötzlich auf seinem Schlosse zu Kurich. Da er nur Töchter hinterließ, Ostfriesland aber ein Reichsmännchen war, so folgte ihm sein Bruder Georg Christian in der Regierung und zwar vor der Hand als ein „Graf von Ostfriesland.“ Dieser Regent war ein Mann von großer Keuschheit

2) Ihre Mutter war Anna Dorothea, Tochter des Bild-

und Rheingrafen Johann Kasimir. Christine Charlotte war am 21. Oct. 1645 zu Stuttgart geboren.

und Sanftmuth; seine Gutmüthigkeit machte ihn populair, seine Frömmigkeit wird gerühmt, doch waren leider seine geistigen Anlagen nicht bedeutend genug, um in den verwickelten Verhältnissen seines Landes stets mit der nöthigen Umsicht zu verfahren. Sein Hang, sich durch Wingenuß über die Schwerverden des Moments zu trösten, konnte nicht eben dazu beitragen, seine Stellung zu verbessern; seltene Reizung, welcher er so naturgemäß verfiel, trägt gewiß einen Theil der Schuld, wenn während der größeren Hälfte seiner kurzen Regierung die Streitigkeiten mit den Ständen, ja mit seiner eignen Familie, nicht aufhörten.

Sprechen wir zunächst von dem zuletzt erwähnten Verhältnissen. Als Georg Christian's Mutter, die verewitwete Gräfin Juliane, am 13. Jan. 1659 auf ihrem Gute Wekerhof im Lüneburgischen gestorben war, gerieth Georg nach Enno Ludwig's Tode mit seinem jüngsten Bruder Edvard Ferdinand, der in Norden residierte, wegen der väterlichen und mütterlichen Hinterlassenschaft und seiner Apanagierung in lebhaften Zwist. Erst der Vermittelung des Herzogs Christian Ludwig von Braunschweig-Lüneburg gelang es, den Vertrag von Bremen herbeizuführen (22. Jan. 1661), durch den die Brüder sich in Güte auseinandersetzen⁴⁾. Andererseits hatte Enno Ludwig von seiner Gemahlin, der Gräfin Justine Sophie von Warby und Wüblingen, zwei unmündige Töchter hinterlassen, Juliane Louise und Sophie Wilhelmine. Wegen der Alimente und Apanage dieser Mädchen, sowie über Enno Ludwig's Nachlaß entstanden nach dem Tode des Fürsten viele Zwistigkeiten zwischen Georg Christian und der Justine Sophie, als Vormünderin ihrer Töchter. Durch Vermittelung des Herzogs Rudolf August von Braunschweig, sowie der gleichfalls als Vormünder fungirenden Generalkassen kam endlich am 12. Oct. 1663 zu Embden ein Vergleich zu Stande. Demnach überließ die verewitwete Fürstin Namens ihrer Töchter Enno Ludwig's Alodialnachlaß an Georg Christian. Dieser dagegen übernahm sämtliche Schulden und die Auszahlung eines Kapitals von 10,000 Thaler, welches er bis zur Ablösung verzinsen wollte. Dazu sicherte er jeder Prinzessin bis zu ihrem sechsten Jahre 1200, und bis zu ihrem 16. Jahre 1600 Thaler zu; der Streit über die Apanage wurde bis dahin ausgesetzt.

3) Graf Edvard Ferdinand schlug namentlich die Alodialnachlassenschaft ihres Vaters auf 1,300,000 Thaler an, und verlangte einen guten Theil davon. Der Vermittler, ehemaliger Beamter der jungen Grafen, verhandelte seit dem December 1660 in Bremen durch seinen Kanzler Langbech mit den gräflichen Abgeordneten. Eine Vereinbarung wurde dadurch erzielt, daß man endlich die drei Streitpunkte — väterlicher, mütterlicher Nachlaß und Apanage — zusammenwarf und gemeinschaftlich behandelte. In Folge des im Terte erwähnten bremser Vertrages verzichtete Edvard Ferdinand auf den väterlichen und mütterlichen Alodialnachlaß, behielt sich dagegen seinen Antheil (ein Drittel) an 3000 Thaler, die dem hiesigen darmstädtschen Hause vergütet waren, sammt den Zinsen vor. Dazu räumte ihm Georg Christian das nördliche Schloß als Residenz ein, und beschloß sich, ihm sechs Jahre lang je 9000 Thaler, später je 9000 Thaler jährlich zu zahlen.

Weit unangenehmer und schwieriger waren die Irrungen zwischen Georg Christian und seinen Ständen. Gleich nach Enno Ludwig's Tode kamen die Administratoren, die „Ordinairdeputirten“ und die zur Behandlung der Gravamina niedergerufte ständische Deputation in Embden zusammen und beschloßen, dem Grafen nicht zu huldigen, so lange die Landesbeschwerden nicht gehoben, und so lange die Verträge und Landesverfassung nicht stierlich befestigt wären⁵⁾. Bis dahin wollten sie auch nicht gestatten, daß das Hofgericht in Aurich, welches in ständischem Solde stand und auf die Landesverträge verpflichtet war, ein neues gräfliches Siegel annehmen sollte. Das führte von Anfang an Irrungen zwischen dem Grafen und den Ständen herbei; so mehr, als der Hofrichter Knipphausen, der als Präsident der Stände und des Hofgerichts bei der ständischen Deputation, welche den Grafen in sehr verklausulirter Weise beim Regierungsantritte begrüßte (9. April 1660), das Wort führte, den Georg Christian durch die Anebe „hochgräfliche Excellenz“ statt „hochgräfliche Gnaden“ beleidigt hatte!! Inzwischen fand das Hofgericht für gut, wider Willen der Stände von Georg Christian ein neues Siegel anzunehmen und in seinem Namen die Justiz zu verwalten; denn die meisten Mitglieder dieses Gerichtshofes waren gräflich gesinnt, und Knipphausen hatte sich, um Conflicten auszuweichen, nach Bremen begeben. Weil aber die ständischen Ordinairdeputirten und Administratoren am 5. Juli d. J. dem Landrentmeister ausgaben, die Gehalte des Hofgerichts nicht auszusahlen, und weil Knipphausen öfters an den, dem Hofgerichte feindlichen, Beratungen der Stände in Embden Theil nahm, er auch auf wiederholte Einladungen, an den Geschäften des Gerichts Theil zu nehmen, sich nicht in Aurich einstellte, und in der Gehaltsfrage eine ausweichende Antwort gab, so wurde er von den Assessoren und dem Viechsprichter von seinem Amte suspendirt (Ende Sept. 1660). Die Gehalte dagegen wurden dem Hofgerichte nun dauernd entzogen.

Noch bedenklicher wurde der Streit zwischen den Ständen und Georg Christian. Zwar entfernte der Graf gleich bei seinem Regierungsantritte den ihm persönlich unlieb gewordenen und den Ständen verhassten ge-

4) Die Gravamina rührten größtentheils noch von der Zeit der Gräfin Juliane her; sie waren unter Enno Ludwig Anfangs wegen der embden Irrungen in Ruhestand gekommen, und, wie wir oben sahen, auch später nicht ausgetilgt worden. Sie waren sehr vielfältiger Natur; man flagte, daß der Landesherzog die Stände und das Administrationscollegium in der Verwaltung der öffentlichen Einkünfte beeinträchtigte; daß die Beamten des Herrschens die Ausführung der von den Vätern veranfaßten Errektionen verhindern; daß seine Räthe sich weigerten, die benötigten Steuern zu entrichten; daß die Ritterchaft bei ihrer Jagdgerechtigkeit gekürzt würde; daß die Frohndienste und Zehnen den Beträgen von 1611 zuwider abgehört; auf die von verschiedenen Gräflichkeiten bei dem Hofgerichte angebrachten Mandate de non turbando nicht geachtet und dadurch die Jurisdiction des Hofgerichts untergraben würde; und endlich, daß die landesbedürftigen Beamten ohne Bewilligung und Zustimmung der Stände, neue Ordinationen machten, die Eingekessenen ungebührlich pfändeten u. dgl. m.

heimen Rath und Kanzleidirector Blumh vom Amte. Aber der Dr. Hermann Höpfner, ein auswärtiger Gelehrter, dem er nun die Kanzlerwürde übertrug, war nicht geeignet, den Zwist mit den Ständen auszugleichen. Gelehrte und erfahren, aber streng und unbefuglich, dazu in schwedischen Diensten gekuldet und an eine knappe Regierungsweise gewöhnt, konnte er sich nicht in die freie Gefinnung und Sprache der Ostfriesen schicken. Nun berief Georg Christian durch ein Ausschreiben vom 12. April 1699 die Stände zu einem allgemeinen Landtage nach Aurich auf den 17. d. M. Sofort protestirten der emdener Magistrat, die Administratoren, die Ordinaideputirten und die Beschwerdedeputation gegen diesen Landtag, „weil ein neuer Landesherz die erledigte Regierung nur mit Bewilligung der Stände antreten könne, und die Befestigung der Privilegien und Verträge, sowie die Abstellung der Beschwerden vorhergehen müsse.“ So erschienen denn in Aurich nur solche Landkände, die schon seit Enno Ludwig's Zeiten auf Seiten des Landesherren standen. Also von der Ritterschaft die Hofgerichts-assenoren, der Junker Joost Hane von Upgant und der Freierd Johann Wilhelm Freitag von Götens; einige Deputirte der Städte Aurich und Norden, und vom sogenannten dritten Stande viele Deputirte der Ämter Aurich, Norden, Verum, Lers, Eschbinken und Friedeburg. Die persönlichen Anwerbungen des Grafen blieben ohne Erfolg, weil die emdische Partei der Stände, die im Lande den größten Anhang hatte, im Voraus gegen alle Beschlüsse des auricher Landtags protestirte, und somit eine Vernehmung der Erbhuldigung geradezu unmöglich wurde. Und obwohl man sowohl auf Seiten des Grafen, wie der oppositionellen ständischen Majorität (wie sie durch die in Emden befindlichen ständischen Deputationen vertreten war), den lebhaften Wunsch nach Ausgleichung hegte, so kam es doch trotz verschiedener Bemühungen bis Ende Juli 1699 zu Nichts. Zum größten Theil durch die Hartnäckigkeit des Dr. Höpfner, der zuerst aus Unkenntnis der ostfriesischen Verfassung und Zustände, dann aus Caprice den Zwist zwischen dem Fürsten und den Ständen nährte, theils auch wegen Formalitäten. Nun hatten die Stände, zur weiten Abtragung der vierten Rate einer Landbescheid auf Holland, auf Enno Ludwig's letztem Landtage (10. März d. J. zu Marienbade), zwei „Capital-“ und zehn „Personalbeschungen“ bewilligt. Enno's Tod und die bisherige Unordnung hatte die Erhebung dieser Beschungen bisher verhindert. Die Absicht der Deputationen in Emden, diese Steuern endlich zu beschaffen, benutzend, berief der Graf auf den 10. Aug. einen neuen Landtag nach Aurich, welcher der endlichen Behandlung der Gravamina und der endgültigen Bestimmung der Beschungen gewidmet sein sollte. Nun fanden sich dies Mal allerdings die gesammten Stände in Aurich ein; aber die Mitglieder der dissentirenden Mehrheit nahmen an den Verhandlungen keinen Antheil, ernannten, als Georg Christian Separatverhandlungen abschlug, die Ordinaideputirten zu ihren ständischen Repräsentanten, und besahen dem Administratorencollegium, die zu Marienbade bewilligte Beschung

einzutreiben; dann gingen sie auseinander. Dagegen setzten die gräflich Gesinnten, denen Georg Christian eine Verminderung der Beschung vorhielt, letztere auf zwei Capital- und sechs Personalbeschungen herab. Was denn der Graf gern genehmigte.

Darüber kam es denn zu sehr ernsten Austritten. Die Administratoren schieden unter dem 14. Aug. die ständischen Beschungen aus, der Graf aber ließ ihre Placate abziehen, und am 20. Aug. seinerseits Placate anschlagen, voll heftiger Ausfälle gegen die dissentirenden Stände und ihre, wie er behauptet, größtentheils thörichten Gravamina, sowie gegen ihre Verfahren in der Beschungssache. Die von ihm in Aurich bewirkte Herabsetzung der Beschung hatte ihm den dritten Stand gewonnen; dagegen erregte seine Haltung in Emden gewaltigen Zorn. Und als bei dem Versuche der ständischen Steuereinnahmer, die marienbader Steuern einzuziehen, das Volk in Hinte Widerstand leistete, entbanden die Stände von Emden aus den Hauptmann Marcus Meyer, mit einem Theile der emdener Garnison (100 Mann), um die Execution zu leiten und zu schützen. Diese Soldaten bestanden am 12. Sept. zu Marienbade mit bewaffneten Bauern ein blutiges Schermüßel, in Folge dessen Georg Christian durch Aufbietung der Bauern im brokener Amte den Meyer zum Rückzuge zwang. Obwohl nun die Administratoren ihre Execution suspendirten, so zog doch der Graf von allen Seiten fremde Truppen und etwa 3000 Bauern (oder „Hausleute“) zusammen und nahm in Marienbade Quartier. Dagegen rüstete man auch in Emden und nahm ein gräfliches Schiff mit Munition in Beschlag. Indessen kam es zwischen beiden Theilen nur zu einem erbitterten Schriftwechsel, während dessen der Graf sich von den aufgebotenen Hausleuten zu Aurich huldigen ließ; auch Aurich und Norden (wo jedoch nur das niedere Volk gräflich gestimmt war) folgten diesem Vorgange. Dann berief er zum 1. Oct. abermals einen Landtag nach Aurich, der, abermals von der Minorität der Stände besucht, hauptsächlich die Beschlüsse der letzten Zusammenkunft sanctionirte. Obwohl nun die Opposition fast die ganze Ritterschaft, das mächtige Emden und die reichsten Bauern für sich hatte, so fürchtete sie doch Alles von der inneren neuen Verbindung zwischen Georg Christian und dem dritten Stande. Sie suchten daher die gräfliche Partei zu scheitern. Aber der Versuch, den Junker Joost Hane, den Führer der gräflichen Partei, zu Upgant zu verhaften (am 5. Oct.), mißlang ebenso sehr, wie der Anschlag, den auricher Landtag durch die emdener Garnison zu sprengen (6. Oct.); beides diente nur zur Erregung der Erbitterung. Endlich wanderte sich beide Theile, der abwesenden Wilsände fast, nach alter Weise nach dem Haag an die Generalstaaten (die Majorität schriftlich, die Minorität durch Joost Hane, und der Graf durch seinen Rath Buchs Wiarda), und führten gegen einander bittere Klag. Nach genauer Vernehmung beider Parteien ertheilten die „hochwichtigen Herren“ am 25. Nov. eine vermittelnde Entscheidung, indem sie provisorisch verordneten, es sollten (zum Abtrag der vierten Rate der holländischen Schuld)

zwei Capital- und acht Personalschätzungen erhoben, die hofgerichtlichen Gehalte sofort gezahlt, die Rüstkungen und Fehden eingestellt werden. Dazu rieth man beiden Theilen freundschaftlich zum Vergleiche und gebot, falls eine Ausgleichung unmöglich erschiene, auf den 1. April 1661 eine Deputation mit hinlänglichen Vollmachten nach dem Haag zu schicken. Die Resolution der Niederländer blieb im Wesentlichen erfolglos. Wenn auch die gräflichen Stände sich die acht Personalschätzungen gefallen ließen, so machte doch der Urstreitpunkt, daß nämlich die Opposition dem Grafen das Recht bestritt, ohne vorgängige Huldigung einen Landtag berufen zu dürfen, während Georg Christian nur auf einem allgemeinen Landtage sich vergleichen wollte, jede Ausgleichung unmöglich. So wandte man sich denn schon zu Anfange des J. 1661 mit vermehrten Klagen nach dem Haag; da ersuchten denn die Generalsstaaten den Grafen, die Stände, und speziell die Stadt Emden, im März des J. 1661 ihre Deputirten nach dem Haag zu senden. In der That erschienen denn auch Anfang März Seitens der Opposition Knipphausen und Westendorp, von Emden Dr. Andre; und nach einigen Weiterungen Mitte April vom Hofe die Räte Wiarda und Bischoff, von der ständischen Minorität Abbo Poppinga (vom dritten Stande, aus Marienbaw), Bürgermeister Speulba von Aurich (für Aurich und Norden), und Joost Hane, nebst Freitag von Gödens (als Ritter). Am 20. April begannen die Verhandlungen, die besonders dadurch einen gereizten Charakter annahm, daß die Vertreter der Majorität die Deputirten der Minorität nicht anerkennen wollten und namentlich darauf hinwiesen, daß die ostfriesische Ritterschaft (mit Berufung auf eine Bestimmung vom J. 1650) am 26. März 1661 auf einem Rittersitze zu Emden den Joost Hane und den Freitag, „weil sie Ernennungen verursacht“ mit je 100 Goldgulden Strafe belegt und aus der Ritterschaft ausgeschlossen hätte.

Nach längerer Untersuchung erfolgte endlich am 10. Juni 1661 Seitens der Generalsstaaten im Wesentlichen etwa folgende Resolution: „Georg Christian ward freundschaftlich“ erwieht, Anfang Juli d. J. zur Feststellung der Eintracht einen allgemeinen Landtag nach Norden auszuscheiden. Zur Abtragung der vierten Rate der holländischen Schuld sollte in der neuerdings beliebten Weise fortgefahren, wegen der fünften Rate zu Norden verhandelt werden. Die Gehalte des Hofgerichts sollten ausgezahlt, Joost Hane und Freitag wieder in die Ritterschaft aufgenommen, aber auch Knipphausen wieder in seinem Amte rekonstituiert werden. Alle neu gerüsteten Truppen sollten bis Ende Juni entlassen, während des Landtags aber eine Compagnie der noch seit dem 30jährigen Kriege in Emden stehenden, holländischen Garnison in Norden aufgestellt werden.“ Dazu wurden die streitenden Parteien eifrig zur Versöhnung ermahnt; gelinge diese nicht, so wollten die Generalsstaaten auf ihre Kosten eine Deputation nach Norden schicken, um nach Kräften zur Sühne mitzuwirken. Die wohlgemeinten Vorschläge der Holländer

fruchteten nur wenig; dies Mal trug der Kanzler Höpfer fast allein die Schuld an den immer mehr wachsenden Irrungen. Er hielt ein Schreiben des Grafen vom 22. Juni, der den Landtag auf den 31. Juli nach Norden berief, im Uebereinstimmung seines Herrn (Georg Christian war am 22. Juni auf sechs Wochen nach Bückeburg gereist, um sich persönlich um die Hand seiner Geliebten, der Prinzessin Christine Charlotte, zu bewerben), volle fünf Wochen geheim, um dann kurz vor dem 31. Juli die Stände in überreilter Schnelle und in barfischem, beleidigendem Tone nach Norden zu berufen. Trotz der verständigen Einwände gegen diesen „unzeitigen“ Landtag, die von der ständischen Deputation am 30. Juli dem eben heimgekehrten Grafen zugestimmt wurden, eröffnete Georg Christian, der sich von dem verabschiedeten Höpfer gänzlich losen ließ, am 31. Juli mit einer kleinen Anzahl seiner Anhänger den Landtag, der nach Berathung einer Menge höchst wichtiger Gedangeslegenheiten am 3. Aug. schloß. Natürlich erbitterte solches Unwesen die Opposition aufs Höchste; zum Glück erschien schon am 13. Aug. die versprochene Commission der Generalsstaaten in Ostfriesland, wo man sie sofort ständischer Seits in Emden, wie gräflicher Seits in Aurich glanzvoll empfing. Die Commission bewog den Grafen sofort, den nördlichen Landtag ohne Weiteres neu zu berufen. Als aber diese Gesamtversammlung der Stände am 22. Aug. in Norden wirklich aufgemuntert war, gab Höpfer's ungeschicktes Benehmen von vorn herein Anlaß, daß die Parteien des Knipphausen und des Joost Hane einander erbittert gegenübertraten; namentlich auch die Reizung Hane's und Freitag's, separate Versammlungen abzuhalten, machte viel böses Blut. Und als es endlich dahin kam, daß die Stände, um die gewünschte Vereinigung mit dem Landesherren zu erzielen, zunächst eine neue Beschwerden-Commission erwählten, und zuerst die Justizgravamina den holländischen Commissarien übergaben (den 3. September 1661), da weigerten sich Höpfer und die Räte Wiarda und von Groned, von der „fraction Hane-Freitag“ unterstützt, darauf einzugehen, ergossen sich in Schmähungen gegen das bisherige Verfahren der ständischen Corporationen in Emden, forderten deren Beschränkung, resp. Beseitigung, und die Entlassung der emdener ständischen Garnison. Dem gegenüber traten auch die dissentirenden Stände entschieden auf, gingen dann auf einige Zeit nach Hause und überließen ihrer ständigen Deputation die Ausarbeitung der weiten Gravamina (in Sachen der Gerechtfame des Administratoren-collegii, über die Rechte der Landtage und „allgemeine“ Beschwerden). Unter solchen Umständen hielten es die Commissarien der Generalsstaaten für angemessen, wieder nach dem Haag abzureisen. Sie verabschiedeten sich am 17. Sept. bei den, damals wieder vollständig versammelten, Ständen (die nun noch vor ihrem abermaligen Auseinandergehen zum Abtrag der fünften Rate der holländischen Schuld zwei Capital- und vier Personalschätzungen genehmigten), und reisten, nachdem

persönliche Verhandlungen mit dem Grafen selbst erfolglos geblieben waren, am 18. Sept. nach Hause. Die Stände verließen nun Norden gleichfalls. Die Spannung, die durch solche resultatlose Versuche zur Sühne erzeugt war, wurde dadurch vermehrt, daß, genau wie im vorigen Jahre, Georg Christian den Administratoren das Recht absprach, die von der Majorität bewilligte Schatzung zu erheben, und nur das zugestand, daß die Hanseische Fraktion wollte: eine Capital- und zwei Personalschatzungen (24. Sept.). Nun wurden von der Opposition neue Klagen im Haag geführt; dies Mal noch vermehrt durch Mittheilungen von schändlicher Unbill, die sich Höpfer gegen die Anhänger der Stände erlaubt hätte (4. Oct.). Dagegen führte der Graf, von Höpfer gänzlich beherrscht, seinerseits schwere Klage, und beschuldigte namentlich den Fürstlichen Knipphausen, alle Unruhen anzuspinnen. Mit unermüdlicher Eutmüthigkeit forderten die Generalsstaaten abermals Deputationen aus den 15. Nov. nach dem Haag zur endlichen Sühne. Vorläufig aber sollte Georg Christian allen Erzeissen seiner Bräutern Steuern, seine Schatzungsdecree einziehen und die ständische Steuererhebung nicht mehr behindern.

Inzwischen hatte Georg Christian, gleich nach seiner Rückkehr aus Würtemberg, durch eine feierliche Gesandtschaft um die Hand der Prinzessin Christine Charlotte angehalten und das Javort Herzog Erhard's, sowie der jungen Dame erhalten. Um nun seiner Braut im Range näher zu kommen, bewarb er sich bei Kaiser Leopold I. um die Erhebung in den Reichsfürstenstand. In der That erhielt ihm der Kaiser am 18. April 1662 den Fürstenbrief, durch den Georg Christian, seine eventuellen Leibeserben beiderlei Geschlechts, deren eventuelle Defcendenten, und nach deren Absterben die nächstfolgenden regierenden Grafen (eventuelle Nachkommen seines jüngsten Bruders) und deren Nachfolger in den Reichsfürstenstand aufgenommen wurden⁵⁾. Nun begab er sich nach Stuttgart und vermählte sich am 8. Mai 1662 mit der kaum 16jährigen Prinzessin⁶⁾. Am 31. Juli traf er wieder in Aurich ein, wo ihn die Stände, trotz aller Zweifeligkeiten sehr loyal gefinst und durch die inzwischen (s. unten) im Haag eingetretenen Verhältnisse bereits sehr verständlich gestimmt, durch eine Deputation begrüßten, und mit einem Pökal voll 1000 Ducaten beschenkten. Die junge Fürstin erhielt als Wittum Haus und Amt Persum mit 6000 Thalern jährlicher Revenuen und 300 Thalern Revenuen für die Wohnung. Nun nahen sich endlich auch die

ständischen Irrungen ihrer Ausgleichung. Zwar hatten Höpfer, der im Haag für seine Intriguen keinen Boden sah, und die Hanseische Partei durch mancherlei Einwände es dahin gebracht, daß die neuen Unterhandlungen erst im März 1662 im Haag eröffnet werden konnten. Aber Höpfer's Abwesenheit machte es möglich, daß die (jetzt) fürstlichen und die ständischen Deputirten (Warda, Witlopf und de Groot auf der einen; Knipphausen, Wermelskirchen, Gerhards, Westendorp, Hagen, Andre und Witsma auf der andern Seite) schon am 27. April sich gegenseitig als berechtigt anerkannten; daß sie versprachen, gegenseitig auf ihre Beschwerden einzugehen, ohne vorbrühe Genugthuung für das Gesehehene zu fordern, und daß sie sich verpflichteten, sich der generalstaatlichen Entscheidung ehrlich zu fügen. Wie es scheint, so wirkte dazu auch der Einfluß des Dr. Wolfgang Förster mit, den der Herzog von Würtemberg nach dem Haag geschickt hatte, um sich bei der vorliegenden Frage für seinen jungen Schwiegersohn zu verwenden.

Im Haag wurden von beiden Seiten etwa 284 Gravamina beigebracht, von denen natürlich vor der Hand nur einige verhandelt werden konnten. Man kam daher, sobald sich die fürstlichen Abgeordneten überzeugt hatten, daß die dissentirenden Stände in der That die rechtmäßigen, die „Hanseischen“ Stände nur eine geringe Fraktion seien, unter Mitwirkung einer staatlichen Commission, am 29. Juni 1662 zu dem sogenannten vorläufigen haagischen Vergleich. Man kam überein, die noch unentschiedenen Gravamina zu Emden, wo das landesherrliche Archiv war, zu schicken; zu dem Ende wollten die Generalsstaaten den Fürsten ersuchen, einen Landtag nach Emden zu berufen. Die Dualisation der nach Emden zu berufenden Deputirten ward klar und deutlich festgesetzt. In der That schrieb auch Georg Christian, nachdem er Anfangs den Landtag zu Hinte abzuhalten gewünscht hatte, auf den allgemeinen Wunsch einen Landtag nach Emden aus, der am 10. Sept. eröffnet wurde. Zur allgemeinen Freude hatte er kurz vorher den verhassten Höpfer entlassen, und kam nun selbst am 17. Sept. nach Emden. Nun arbeitete man in bester Harmonie an Ausräumung der Beschwerden und gegenseitiger Ausgleichung, und entschied sich endlich, weil man nicht über Alles ins Reine kommen konnte, durch den emdener Vergleich und Landtagsschluss (18. Nov. 1662), die Generalsstaaten zu bitten, die noch rückständigen Beschwerden durch ihre Vermittlung zu entscheiden und beigelegen. Und da sich in der That zu Anfang des Jahres 1663 die Verhältnisse zwischen Fürst und Ständen wieder mehr verminderten, auf dem Wege der Deputationen nach dem Haag (Ende Mai und Mitte Juli) aber die noch schwebenden Irrungen nicht beigelegt werden konnten, so sandten die Generalsstaaten Ende August eine neue Commission nach Ostfriesland, die am 3. Sept. nach Aurich kam. Am 18. Sept. ward dann in Emden ein Landtag eröffnet, wo denn zunächst Junker Joost Hane von Ulgant und Baron Freitag von Götens durch Vermittlung der Commission mit der Ritterschaft wieder versöhnt wurden. Dann aber gelang es

5) Auf Verwendung seines würtembergischen Schwagerbraters erhielt Georg Christian durch ein kaiserliches Decret vom 3. Nov. 1664 die Hand und Stimme auf der Fürstenthum zu Regensburg, farb aber, ehe er persönlich in den Reichsfürstenthum eingeführt werden konnte. Erst sein Sohn Christian Erhard ward (am 18. Sept. 1667, vertreten durch den ostfriesischen Residenten Hagemeier) in dies Fürstenthum wirklich aufgenommen. 6) Die junge Fürstin wurde (als besessener Herr) damals von der Gemalin des Kaisers Leopold I., Eleonore Theresia, in den Damenorden der „Maria von der Jugend“ aufgenommen.

diesen niederländischen Commissarien wirklich, alle noch streitigen Punkte von Bedeutung auszugleichen, und zu allgemeiner Freude den Abschluß des sogenannten Finalrecesses herbeizuführen, der am 4. Oct. 1663 von Georg Christian, der Commission und den Ständen unterschrieben wurde: die Gravamina waren endlich erledigt.

Ohne zu speciell auf diese erledigten Gravamina einzugehen (das Nähere steht in Brenneisen's 's Chronik von Ostfriesland, 2. Bb. S. 750 — 912, und in Wiarda's Ostfriesl. Geschichte, 5. Bb. S. 253 ff.), bemerken wir, daß zunächst in dem 'Capitel von der Justiz' namentlich die Rechte und Befugnisse des Hofgerichts genau regulirt wurden. Die Stellung und die Rechte der Administratoren ferner wurden fest geordnet: der Landrentmeister sollte jährlich den 10. Mai seine Rechnung ablegen, der Fürst aber unter keinem Vorwande jemals, weder direct noch indirect, die Hand an die „Landescomptoire“ legen. In Sachen der Landtage ward die Unabhängigkeit des ständischen Geschäftsganges, die Freiheit der Deputirtenwahlen und der Abstimmungen gesichert, Separationen der Stände streng untersagt. In Betreff der ständischen allgemeinen Beschwerden ward außer Anderem das sogenannte Strandrecht näher regulirt, und namentlich bestimmt, daß ohne Zutun und Zustimmung der Stände keine neuen Truppen angeworben, keine neuen Gesetze gemacht oder alte verändert werden dürften. Mit Uebergehung der ritterschaftlichen Gravamina, sowie derer von Norden und der auricher Pöskulate, bemerken wir noch, daß Georg Christian aus mit der Stadt Emden völlig ins Reine gekommen war; daß dem emdener Magistrat namentlich die ungestörte Jurisdiction in seiner Stadt blieb. Die Emdener aber (indem sie zugleich ihre Indemnificationsforderung von 187,510 Gulden wegen des aus den Contraventionen wider die Accorde erlittenen Nachtheiles fallen ließen), verpflichteten sich, dem Fürsten wegen rückständiger Recognitionsschulden 72,000 Gulden auszugeben. Der letzte Punkt des Finalrecesses betraf eine Geldforderung des Fürsten an die Stände. Georg Christian, den die sogenannte Lichtenstein'sche Schuld (vergl. unten) schwer drückte, verlangte von den Ständen die Vergütung mehrerer Summen, die seine beiden letzten Vorgänger von 1628 bis 1654 im Interesse des Landes verausgabt hatten, mit den Zinsen 183,280 Thaler. Obwohl nun die Stände sich hartnäckig weigerten, die Verbindlichkeit dazu anzuerkennen, so verbanden sie sich doch endlich auf Rath der staatlichen Commission dazu, „aus freien Stücken“ dem Fürsten zum Abtrag der Lichtenstein'schen Schuld 300,000 holländ. Gulden, in drei Terminen (1665 — 1667) zahlbar, zu bewilligen. Damit sollten denn alle fürstlichen Geldforderungen getilgt sein; auch mußte Georg Christian versprechen, in Sachen der Lichtenstein'schen Schuld keine, dem Lande schädlichen, Verpfändungen einzugehen, und vor der Huldigung die Landesverträge zu beschwören; auch sollten fernerhin keine „Ausländer“ mehr bei der Landesregierung gebraucht werden.

So waren denn endlich alle Streitigkeiten zwischen Georg Christian und den Ständen ausgeglichen oder entschieden. Indem man einige übrigbleibende Punkte von geringer Erheblichkeit auf gelegnere Zeit aussetzte oder auf den Weg Rechts vertrieb, sicherten sich Fürst und Stände gegenseitig, die einzelnen Stände und ihre sonst vertheilten Glieder unter einander, Vereinbarkeit der vorgeschuldenen Irrungen zu, und übertrugen schließlich den Generalstaaten das Recht zur authentischen Interpretation etwa zweifelhafter Stellen in den Vergleich, sowie die „Rautenzenz“ des haagischen Vergleichs, des emdener Vergleichs und des Finalrecesses. In Folge so erfreulicher Ausgleichung sollte dann die Huldigung, zunächst von Emden, endlich am 18. Nov. 1663 vorgenommen werden. Demgemäß verfügte sich Georg Christian am 16. Nov. mit Gemahlin und Hofstaat nach Wolehusen, und ward von den Vertretern der Stadt Emden feierlich nach Emden eingeholt, wo man ihn mit Pomp empfing. Am folgenden Tage conferirte Georg Christian mit dem Magistrat über den Homagialeid und die Huldigungserevenuen, und bestätigte der Stadt alle ihre Rechte, Privilegien und Gerechtigkeiten; verpflichtete sich, Nichts dagegen zu unternehmen, und versprach, zur Garantie künftig seinen Kanzler, seine Räthe, Landrichter und Rentmeister beim Antritt ihrer Aemter auf die Landesverträge zu verpflichten. Am 18. Nov. fand dann in der Burg zu Emden eine feierliche Versammlung statt, wo denn Georg Christian den Huldigungserevenuen unterschrieb, und seine Räthe auf die Landesverträge verpflichtet wurden. Unmittelbar darauf bezog sich Alles nach der Hauptkirche von Emden, und nach gehaltenen Huldigungspredigt wurde die Huldigung in herkömmlicher Weise vollzogen. Dagegen huldigten die Ritterschaft, die Städte Aurich und Norden (diese letztern also zum zweiten Male), sowie der dritte Stand erst am 29. März 1664, nachdem Georg Christian an denselben Tage sämtliche Landesverträge bestätigt, und das Versprechen erneuert hatte, keine „Ausländer“ bei der Landesregierung anzustellen.

Während so zwischen Georg Christian und seinen Ständen der Friede in erfreulicher Weise hergestellt ward, zog sich wegen der schon mehrmals beiläufig erwähnten, sogenannten Lichtenstein'schen Schuld im Laufe des Jahres 1663 ein neues Ungewitter über dem Haupte des belagerten Fürsten zusammen. Die Veranlassung war etwa diese: Graf Enno III. von Ostfriesland hatte am 26. Jan. 1600 mit seinen Töchtern von der Gräfin Walpurgis von Rittberg, Sabine Katharine und Agnes, zu Weram einen Vergleich geschlossen, durch den sie ihm das sogenannte Hartlingerland (die Herrschaften Ems, Steedsdorf und Wittmund), einen Theil ihres mütterlichen Erbes, gegen Entschädigung überließen. Auf Agnes, die jüngere, fiel eine Entschädigung von 165,000 Thalern, die bis zur Ablebung verzinst werden sollten. Beide Töchter hatten auf alle spätern gesetzlichen Erben ein erblich Bezugsrecht. Trotzdem stellte Agnes, nachdem sie sich

1604 mit dem Freiherrn, spätern Fürsten Gumbader von Lichtenstein vermählt hatte, bei Erlangung ihrer Volljährigkeit im J. 1608, bei dem Reichshofrath Klage wider ihren Vater an, und suchte wider den Vergleich die Wiedereinführung in den vorigen Stand nach. Sie behauptete nämlich, sammt ihrer Schwester von dem Vater weit über die Hälfte benachtheiligt zu sein, was aber Graf Enno in gewissenhafter Ueberzeugung bestritt. Die Schwierigkeit wegen des Eides wurde von Agnes dadurch gelöst, daß sie 1615 katholisch wurde, und nun der päpstliche Nuntius in Prag sie von dem Eide lossprach und zur Fortsetzung des Processus gegen den Vater befragt erklärte. Nach Agnes' Tode 1616 setzten die Curatoren der minderjährigen Lichtenstein'schen Kinder den Process fort; um nun mit dem mächtigen und in Wien sehr einflußreichen Lichtenstein'schen Hause nicht in gefährliche Verwickelungen zu gerathen, sandte Graf Enno III. 1621 seinen Kanzler Dethias Warba nach Wien, der dann am 18. Jan. 1622 mit den erwählten Curatoren einen Tranact abschloß. Dadurch wurde der berühmte Vergleich bestätigt; die 165,000 Thaler der Agnes sollten mit 6 Procent bis zur Ablösung verzinst, alle andern angeblichen Lichtenstein'schen Ansprüche aber durch die Summe von 135,000 Thalern, in dreijährigen Terminen zahlbar, abgekauft werden. Nun aber wurde das Geld, welches Enno zur Zahlung des ersten Termines dieser Summe in einem Schlosse aufgeschüttet hatte, im Nov. 1622 bei der schändlichen Mansfeld'schen Invasion durch den Hauptmann Kemmer geraubt. Dies und die Verwirrung, in welche die Leiden des 30jährigen Krieges die gräflichen Finanzen führten, machten jede Zahlung der Schuld unmöglich. Endlich bewirkten die Lichtenstein, daß der wien. Reichshofrath im J. 1638 dem Grafen Ulrich II. ausgab, die 135,000 Thaler sofort zu entrichten; fortgesetzte Weiterungen des Grafen führten dahin, daß Kaiser Ferdinand III. im J. 1647 dem Bischofe von Münster ausgab, die Execution gegen Ulrich zu vollstrecken; doch kam dieser Befehl damals nicht zur Ausführung. Inzwischen erfolgte der westfälische Frieden von 1648; der Umstand, daß in diesem Frieden verordnet war, „Jedwem, der während des Krieges durch ein Urtheil gravirt worden, solle die Revision freistehen, und bis zu deren Abschluß die Execution der ersten Sentenz ruhig“, bestimmte das ostfriesische Grafenhause, für seinen Process die Revision zu fordern. Nach unendlichen Beratungen erlachte am 6. Jan. 1663 der Reichshofrath die Revision für unstatthaft, und bestätigte die vorigen Sentenzen, jedoch in der ermäßigten Form, „daß allerdings das Capital dem Hause Lichtenstein ungekürzt bleiben, dem ostfriesischen Hause aber abschlägliche Zahlungen in siebenjährigen Rissen vergönnt werden sollten.“ Von den rückständigen Zinsen sollte der Schuldner nur ein Viertel entrichten; die künftigen laufenden aber mit 5 Procent entrichtet werden. Zugleich ward dem Bischofe von Münster (Christoph Bernhard von Galen) und dem Grafen Anton Günstler von Oldenburg aufgetragen, „mit der Execution gegen Fürst Georg Christian zu verfahren.“ Da der Graf

von Oldenburg wegen hohen Alters den Auftrag ablehnte, so blieb das leidige Geschäft dem Bischofe allein überlassen; zu großem Bedruffe Georg Christian's, der, abgesehen von dem Aerger über diesen Gang des Processus, bitter klagte, daß man einem katholischen Reichsfürsten die Commission aufgetragen hatte. Zudem glaubte er befürchten zu müssen, der Bischof von Münster beabsichtige, in Ostfriesland festen Fuß zu fassen, und ein Stück dieses Landes an sich zu reißen. Er wandte sich deshalb durch die Staaten von Geldern (als Oberlehnsherrn von Haslingeland) an die Generalsstaaten, die in der That aus Mistrouten gegen den münsterischen Bischof am 5. Aug. 1663 ihrem Commandanten in Gröningen geboten, alle Schritte des geistlichen Herrn zu überwachen. Inzwischen hatte Hartmann, Fürst von Lichtenstein, durch seinen Anwalt, den zähen und unbegleiteten Dr. Ignatius von Hase, in Münster um Peshleuizung der Execution nachgesucht. Nur die Vermittelung der Herzoge von Wirtemberg und Braunschweig-Lüneburg hielt noch das Einrücken münsterischer Truppen in Ostfriesland auf. Verhandlungen, die nun Georg Christian am 12. Aug. 1663 zu Sögel mit dem Bischofe von Münster und dem Dr. von Hase pflog, blieben erfolglos. Auch den bischöflichen Vorschlag, innerhalb vier Wochen zur Erlegung der Quarte der rückständigen Zinsen Anstalten zu treffen, dann aber einen Theil des sogenannten Reiderlandes an den Bischof zu überlassen, der dafür 150,000 Thaler an Lichtenstein zahlen und diesen verheirathen wollte¹⁾, wegen der übrigen 150,000 Thaler billige Termine zu stellen, schlug Georg Christian später ab. Weil aber alle Bemühungen des Fürsten, durch künstliche Mittel und Spitzfindigkeiten die Sache hinzuhalten, oder doch die zu zahlende Summe zu verringern, und die Execution aufzuhalten, gänzlich scheiterten, so sah er sich, um nicht Ostfriesland von Executionstruppen besetzt zu sehen, endlich genöthigt, am 4. Sept. 1663 in Ulrich folgenden Vergleich einzugehen: „Georg Christian verpflichtete sich, bis Michaelis, oder spätestens binnen sechs Wochen vom 4. Sept. an, 135,000 Thaler an rückständigen Zinsen, vom J. 1654 an gerechnet, in Weppen auszu zahlen. Dann Ende April des J. 1664 das wienersche Capital von 135,000 Thalern, und endlich in den Jahren 1665, 1666 u. 1667 das braunische Capital zu 165,000 Thalern mit den inzwischen laufenden Zinsen aufzubringen; schließlich auch die Quarte der aus der Zeit vor 1654 rückständigen Zinsen zu bezahlen. Falls er diese Zahlungen nicht leiste, wolle er sich der Execution und der Einsetzung Lichtenstein's in den Besitz von Ems, Wittmund und Stedebors unterwerfen. Zur Sicherheit des Lichtensteiners setzte er seine sammtlichen Güter und das ganze Fürstenthum mit allen seinen Renten und Gefällen zum Unterpfande.“ Als die Stände, die sich, wie wir oben sahen, im Sept. d. J. damals mit dem Finalrecesse beschäftigten, dies vernahmen, waren sie sehr un-

1) Das Capital bet in den berühmten und wien. Vergleich des Reichs der Officiere zugesandten Schuldschein schlug Dr. von Hase jetzt auf zusammen 300,000 Thaler an.

zufrieden. Sie meinten, Georg Christian habe dem Bischofe mehr als nöthig zugesprochen, und protestirten wider die Verpfändung des Ostfriesland wegen einer Schuld, die bloß Harlingerland angehe. Die fatale Lage des Fürsten vermochte sie dann, wie schon oben bemerkt, die oben erwähnten Geldsummen demselben zu bewilligen. Indessen konnten diese Gelder dem Fürsten gegenwärtig nicht helfen, weil mit Ausnahme der 72,000 emdener Gulden die händischen Zahlungen erst 1665 beginnen sollten. Um daher den ersten Zahlungstermin einhalten zu können, ließ Georg Christian, da ihm der Bischof noch fünf Wochen Aufschub gewährte, bei den Generalstaaten (4. Nov. 1663) 135,000 Thaler, und versandte ihnen dafür, außer andern Grundstücken, besonders seine Domänen in Harlingerland. So schien Alles auf dem besten Wege, um die münsterische Execution abzuwenden; da traten gefährliche Mißverständnisse zwischen Georg Christian und den Staaten ein. Der Fürst hatte den Holländern „zu mehrer Sicherheit“ zugesprochen, die dieser Schanze und die Burg von Jemgum an der Ems (im südlichen Ostfriesland) zu besetzen und neu zu verschanzen; bald nachher hat er aber aus triftigen Gründen, nur die dieser Schanze zu besetzen und von einer Instandsetzung von Jemgum abzusehen. Der Zwist, der darüber sich erhob, verzögerte die Auszahlung der holländischen Vorschüsse; und da inzwischen große Ueberschreitungen neue Wasserbauten nöthig machten, letztere aber auch das Geld verschlangen, was der Fürst wegen seiner Schuld in Ostfriesland durch Negotiationen erlangt hatte, so konnte er die versprochene erste Rate zur bestimmten Zeit nicht zahlen. Der Bischof von Münster verweigerte (2. Dec.) jede weitere Einlösung mit Härte, und schickte dann den Obersten Elversfeld mit 1100 Mann, drei Pontons, vier Kanonen und drei Mörsern, gegen Ostfriesland; der letztere nahm auch am 8. Dec. 1663 ohne alle Mühe die nur von einem Officier und sieben Soldaten bewachte dieser Schanze weg und besetzte sie mit 300 Mann, ließ sie auch bedeutend verstärken. Dieser Schritt des Bischofs erregte bei den Generalstaaten großen Argers; längst mit ihm gespannt, wollten sie nicht dulden, daß dieser unternehmende Mann auch auf dieser Seite eine, ihnen unzurechnende, militärische Stellung gewinne, und trafen daher Vorbereitungen zur Mobilmachung eines Theiles ihrer Truppen. Sie wollten entweder durch beschleunigte Zahlungen an Georg Christian, oder im Nothfalle mit Gewalt der münsterischen Besetzung von Diele (auch wol Dyle geschrieben) ein Ende machen. Indessen sollte es nicht leicht werden, den streitfertigen Bischof von Galen aus dieser Stellung zu verdrängen. Zunächst besahen unter dem 5. Jan. 1664 Oberst Elversfeld, jetzt Commandant in Diele, und der münsterische Rentmeister Martels, als subdelegirte Commissarien der Executionscommission, durch Bauernanschlag den Rentmeistern, Weigten und Eingeseffenen der süchtlichen Zofelgüter und Intraden, binnen vier Wochen nach Diele zu kommen, ihnen alle Listen und Rechnungsbücher einzuliefern, und bei Vermeidung der Execution alle Einkünfte und Renten

dem gleichfalls in Diele anwesenden Receptor Sprengelmeyer, den Dr. von Hase dazu bevollmächtigt hatte, abzuliefern. Auch die Einkünfte des Grafen Edoard Ferdinand und der Witwe des Fürsten Enno Ludwig wurden mit Arrest belegt.

Gleichzeitig unterhandelten die Generalstaaten mit dem Bischofe, der sich zur Zeit in Regensburg, und dem Fürsten von Lichtenstein, der sich in Wien aufhielt, um die oberschwebenden Forderungen so möglich gütlich beizulegen, und sederten alle Beihüligen auf, am 12. Febr. einen Congress in Leercort zu veranstalten, was jedoch nicht geschah. Auf Jemgum leisteten sie nun auch Verzicht und stellten dem Georg Christian die Zahlung des bewussten Vorschusses in nächste Aussicht. Nun aber weigerten sich, als Georg Christian zu Anfang Februar die Zahlung des ersten Schuldtermines anbot, sowohl Oberst Elversfeld in Diele, wie auch die Regierungsbedörden in Münster, in Abwesenheit des Bischofs das Geld anzunehmen und die Schanze wieder zu räumen. Auch die generalstaatlichen Commissarien, die am 11. Febr. nach Ostfriesland kamen, um diese Sache durch ihre Vermittlung ausgleichen zu helfen, konnten dem Fürsten nicht dazu verhelfen, daß die münsterischen Beamten sein Geld annehmen. Dagegen übergaben sie ihm die vorzuschickenden 135,000 Thaler, regulirten die Tilgung dieser Schuld durch die Domainengelder von Harlingerland, machten dem Fürsten einen sehr zweckmäßigen Etat seines Haushaltes, um hier unnütze Kosten zu sparen, und veranlaßten ihn, auf den 22. Febr. einen Landtag nach Emden zu berufen. Und hier setzten sie es nach vielen heißen Kämpfen durch, daß die Stände, um ihrem Fürsten zu helfen, beschließen, die in dreijährigen Terminen von 1665 aus versprochenen 300,000 fl. zu „anticipiren“, und schon bis Ostern 1664 zu zahlen; denn Ende April dieses Jahres war schon das zweite Capital der Lichtensteiner Schuld fällig. (Dafür mußte dann der Fürst aus das Bestimmteste zusichern, bei der Landesregierung keine „Ausländer“ anzulassen; dies geschah, wie wir schon oben sahen, durch die Keverfallen bei dem allgemeinen Ausdigung am 29. März 1664.) Um aber diese 300,000 fl. schnell herbeizuschaffen, veranlaßten die Commissarien, daß die Gelder, welche zur Deckung des fälligen Termines der holländischen Schuld aufgebracht waren, zur Lichtenstein'schen Schuld verwandt, jener Termin aber prolongirt werden sollte.

Sobald nun (Ende April dieses Jahres) das nöthige Geld beisammen war, erließen der händische Präsident Knipphausen und Dr. Küßel, Amtmann von Aurich, nach Münster und boten dem Bischofe von Münster gegen gütliche Quittung und Räumung der dieser Schanze die Zahlung von 285,000 Thalern (der erste, längst fällige Termin, das wiener Capital und die Bergausginsen zu 15,000 Thalern) an. Aber nun verlangte der habsb. Prälat, daß im Falle der Rückgabe die dieser Schanze geschloß werden sollte! Inzwischen mißfiel sich auch Kaiser Leopold I. in diese Sache ein; gänzlich auf Seiten des Bischofs hatte er am 7. April d. J. durch seinen

Gesandten im Haag, Friguët, den Generalsstaaten eine scharfe Note überreichen lassen. Er erklärte es für Reichs-friedensbruch, daß die Staaten wegen der Besetzung der dieler Schanze drohende Rüfungen anstellten, überhaupt sich mit den Lichtenstein'schen Irrungen bemengt hätten. Die Staaten künimerten sich um diese Note sehr wenig, wandten sich vielmehr unter hartem Tadel seines Benehmens an den Bischof und forberten ihn unter Gewaltdrohungen auf, falls er bis zum 23. April das Geld erhalten, am 30. April die Schanze zu räumen. Schon am 26. April lief eine bischofliche Antwort im Haag ein. Galen erwiderte die drohende niederländische Note ziemlich gemäßig und erklärte seine Bereitwilligkeit, mit den Staaten in Conferenz zu treten. In der That kam unmittelbar hernach im Haag ein Congress zu Stande, den Münster, die Generalsstaaten und Ostfriesland beschieden. Indessen alle Versuche zur Ausgleichung schritten an der Frage wegen des Schicksals der dieler Schanze. Galen wollte nach Zahlung der 285,000 Thaler die Schanze nur an Georg Christian ausliefern, dieser sollte sie dann schleifen. Das hätte nun der Fürst gern gethan, weil ihm seit der kaiserlichen Note an die Staaten, im Falle einer Auslieferung der Schanze an die Niederländer ein fidealistischer Proceß in Aussicht stand. Darauf aber gingen die Staaten nicht ein: sie wollten, Georg Christian's Versprechen der Abschluß der ersten Anleihe von 135,000 Thalern gemäß, dies Schloß besetzt halten, bis dieser Vorfuß wieder getilgt sei. So ging man denn un- verrichteter Sachen auseinander. Galen warf neue 60 Mann nach Diele, die Staaten aber ließen einen Theil ihrer mobilen Truppen (man hatte seit dem December 1663 drei Regimenter Reiterei, sieben Regimenter Fußvolk auf Kriegsfuß gebracht) ausdrücken. Am 1. Mai 1664 brach Prinz Wilhelm Friedrich von Nassau (Statthalter von niederländisch Friesland und Gröningen) mit 17 Compagnien Infanterie und 20 Schwadronen Reitern von Ulten auf, vereinigte sich am 9. Mai zu Renne, eine Meile von Diele entfernt, mit andern 20 Compagnien, erschien am 10. Mai vor der Schanze und begann, da Oberst Elofffeld die Uebergabe kategorisch verweigerte, sofort die Belagerungsarbeiten. Am 18. Mai ließ er die Stellung auf allen Seiten kräftig beschließen, schloß aber schon an demselben Tage durch den Major Kirchpatz mit Elofffeld auf Befehl der Staaten einen Waffenstillstand bis zum 22. Mai. Der Grund davon lag in den weiten Verhandlungen im Haag. Hier hatte nämlich der kaiserliche Gesandte Friguët am 10. Mai den Staaten eine neue Note überreicht, worin er ihr ganzes Verfahren in der dieler Angelegenheit aufs Schärfste angriff und wider ihren Plan, die Schanze wegzunehmen energisch protestirte. Vielte nun zwar dieser Schritt ohne Erfolg, so hatten dagegen Dondechant Brabant von Münster, und die ostfriesischen Abgeordneten von Klosser und Wiardo eifrig an einem Vergleich gearbeitet. Es gelang ihnen auch; demnach sollte Georg Christian bis zum 21. Mai gegen hündige Duitzung 285,000 Thaler in Rappen auszahlen, Galen aber seine Truppen mit Zubehör binnen sechs Tagen nach geleisteter Zahlung aus

Diele wegziehen und die von Elofffeld neu angelegten Werke schleifen. Die weitere Disposition über Diele sollte dem Fürsten vorbehalten bleiben. Diese Abkunft genehmigte Galen am 10. Mai in Münster; die Staaten erklärten am 15. Mai ihre Genehmigung, setzten auch einige sehr zweckmäßige Bestimmungen hinzu, die allen Theilen zu Gute kamen, rüchten den Zahlungstermin auf den 25. Mai hinaus und ersuchten den Bischof wie den Fürsten, bis zum 21. Mai mit ihnen zugleich Deputirte nach Stapelmoer, dem Hauptquartier des Prinzen Wilhelm, zu schicken, um dort den Vergleich zu vollziehen. Prinz Wilhelm erhielt demgemäß den Befehl, die Feindseligkeiten vor der Hand einzustellen, die Belagerung aber fortzusetzen, wenn bis zum 21. Mai keine Abgeordneten von Münster bei ihm erscheinen würden. So ruhten die Waffen vor Diele mehr Tage; als aber die Conferenz in Stapelmoer (21. Mai) abermals ungenügend ausfiel (die münsterischen Abgeordneten brachten nur mangelhafte Vorschläge und Duitzungen mit und verweigerten die Annahme eines der staatlichen Zusatzartikel), so erneuerte Prinz Wilhelm am 24. Mai die Belagerung. Schon am folgenden Tage sah sich Elofffeld genöthigt, zu capituliren; am 27. Mai zog er mit allen seinen Truppen und Vorräthen nach Gosfeld ab und übergab die Stellung den Holländern. Prinz Wilhelm ließ dieselbe nun wieder in Stand setzen, legte eine staatliche Besatzung hinein und kehrte am 11. Juni nach den Niederlanden zurück. Die Staaten aber bemühten sich nun, in weitläufigen Schreiben ihr Verfahren bei dem Kaiser Recapitul zu rechtfertigen: ein ziemlich unnützer Schritt, der denn auch weiter keine besondere Berücksichtigung fand. Dagegen hatte inzwischen, auf Antrieb des Fürsten von Lichtenstein, der Reichsfiscal Veit Sartorius von Schwanefeld dem Fürsten Georg Christian nun wirklich den fidealistischen Proceß gemacht, weil er in der Executionsfösch auswärtigen Weiland in Anspruch genommen. Schwanefeld hatte darauf angetragen (Klage und Fönalmanbats wurden dem Ostfriesen zugestellt); den Fürsten, wegen seiner Eingriffe in die Lehnrechte und Reichsverfassung "mit der Strafe des Landfriedensbruchs zu belegen; ihm auch bei Strafe von 1000 Mark Goldes und Verlust des Lehnrechtes aufzugeben, keine zum Reiche gehörenden Plätze ohne kaiserliche Zustimmung zu verpfänden oder auswärtigen Staaten einzuräumen, auch nicht zu dulden, daß auf dem Reichsboden Schanzen angelegt würden. Dem zu begeben, ließ Georg Christian durch den Rath Stämmler und den Agenten Hagemeier auf dem regensburgischen Reichstage ein Memorial einreichen, in welchem er sich wegen der dieler Angelegenheit und wegen seines ganzen Benehmens seit dem Abschluß des aurericher Vergleiches vom 4. Sept. 1663 würdig und überlegend verteidigte. Er protestirte daher gegen alle Ansprüche, "auf Schaden und Kosten," forberte die Aufhebung des executivischen Verfahrens und ließ endlich, um allem Anspruch auf Verzugzinsen auszuweichen, am 17. Oct. 1664 die mehr erwähnten 285,000 Thaler bei dem Hofgerichte in 51 Fässern deponiren. Erstdem machten diese Ange-

legenheiten mehre Monate lang weiter seine Fortschritte“); bis es endlich der freundlichen Vermittelung des Herzogs Eberhard von Württemberg gelang, einen definitiven Vergleich zwischen Georg Christian und Fürst Carlmann von Richtenstein herbeizuführen, der am 15. April 1665 zu Wien abgeschlossen wurde. Dadurch machte sich Georg Christian verbindlich, die Gesamtsumme von 485,000 Thaler (165,000 Thaler brummer, 135,000 Thaler reiner Capital und 185,000 Thaler gesammelte Zinsen) in der Art zu bezahlen, daß Richtenstein zunächst binnen acht Wochen die bei dem Hofgerichte deponirten 35,000 Thaler zu Amsterdem in Empfang nehmen sollte. In zehnjährigen Terminen sollte er noch weitere 35,000 Thaler bekommen, und damit die beiden letzten Posten getilgt sein. Das sogenannte brummer Capital sollte dagegen stehen bleiben und mit 5 Proc. verzinst werden. Der Kaiser beauftragte diesen Transit, und alle Streitigkeiten über diese Richtensteinschen Gelder hörten glücklich auf; sofort erfolgte auch ein kaiserliches Rescript an den Bischof von Münster, die Execution nicht länger fortzusetzen. Nunmehr endlich der erdrückenden ständischen und finanziellen Verwickelungen entledigt, konnte Georg Christian daran denken, durch vernünftige Sparsamkeit und kluge Regierung sein Land nach und nach wieder in bessern Zustand zu versetzen. Es war ihm das aber nicht beschieden; denn am 5. Juni 1665 brach ihn, durch zu vieles Weintrinken herbeigeführt, eine Unpäßlichkeit und schon am folgenden Tage (6. Juni) verschied er, im 32. Jahre seines Alters, im sechsten seiner Regierung. Er hatte mit seiner Gemahlin Christine Charlotte zwei Töchter erzeugt (Eberhardine Katharine, geb. den 25. März 1663; sie starb schon am 10. Juli 1664; und Juliane Charlotte, geb. den 3. Juni 1664; sie starb am 9. März 1666); und hinterließ sie wiederum schwanger. Die Fürstin kam nach seinem Tode zu Esens mit einem Sohne nieder (1. Oct. d. J. 1665), dem nachmaligen Fürsten Christian Eberhard. Sie starb den 14. Mai 1669 zu Bruchhausen im Lüneburgischen. (Dr. G. F. Hertzberg.)

8) Die Begehung der dieser Schanze schied natürlich zwischen Münster und den Staaten bestige Spannung hervor, die im Frühjahr 1665 einen Krieg ausbrechen ließ. Da Georg Christian fürchtete, der Bischof werde sich auch an ihm rächen wollen, so forcierte er von seinen Gündeln Geld zur Anschaffung von 100 Soldaten, welche das Gündelgeschloß besetzen sollten. Aber die Gündeln schlugen dieses Gesuch trotz der ständischen Empfehlung ab, weil sie in allem Mißtrauen gegen den Landesherrn fürchteten, der Fürst möchte seine geworbenen Söldner zum Nachtheile ständischer Rechte mißbrauchen. Die Sache wurde erst unter der folgenden Regierung ausgemacht. 9) Wir fügen als Notizen von geringerer Bedeutung bei, daß Georg Christian sich im September 1664 mit dem Kaiserlichen General von Eberburg wegen Regulierung der Grenzen bei Steinhäufen, Friedberg, Wern und Rimburg, und wegen einiger anderer Irrungen verhandelte. Auch traf die Stadt Emden das Unglück, daß ihr die Engländer, die seit 1664 mit den Generalstaaten kriegten, im Juli 1665 zwölf Schiffe kaperten, die holländisches Gut an Bord hatten. 10) Der Ansel des Fürsten Georg Christian, der von 1708—1734 Ostfriesland beherrschte, hieß Georg Albrecht. Unter ihm erlitt das Land durch große Überschwemmungen in den Jahren 1717—1720 ungeheure Schäden. Seit 1721 lag dieser Fürst, mit

17) George, Pfalzgraf bei Rhein.

a) Georg Gustav, Pfalzgraf bei Rhein, ältester Sohn des Pfalzgrafen Georg Johann, aus dessen Ehe mit Elisabeth, einer Tochter des Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz, war 1564 geboren, folgte seinem Vater 1592 in der Regierung und starb 1634. Seine Gemahlin, Elisabeth, eine Tochter des Herzogs Christoph von Württemberg und Witwe des Fürsten Georg Ernst von Jülich-Berg, war 1592 kinderlos gestorben. In seiner zweiten Ehe, die er 1601 mit Maria Elisabeth, einer Tochter des Pfalzgrafen Johann von Zweibrücken, geschlossen hatte, erzeugte er mehre Kinder: 1) Anna Magdalena, geb. 1602, vermählte sich 1617 mit dem Herzoge Heinrich Benual von Münsterberg und starb 1630. 2) Johann Friedrich, geb. 1604, trat in schwedische Kriegsdienste und starb als Oberst der Cavalerie 1632. 3) Karl Ludwig, geb. 1609, stand ebenfalls im schwedischen Heere und starb 1631 an empfangenen Wunden. 4) Leopold Ludwig, geb. 1625, folgte seinem Vater in der Regierung und starb 1694. Mit seinem Tode erlosch die von dem Pfalzgrafen Rupert gestiftete pfälzische oder lößelsteinische Linie der Pfalzgrafen bei Rhein.

b) Georg Johann, Pfalzgraf bei Rhein, Sohn des Pfalzgrafen Rupert, aus dessen Ehe mit Ursula, Tochter des Bild- und Rheingrafen Johann VII., war 1543 geboren. Er stand Anfangs unter der Vormundschaft des Pfalzgrafen Wolfgang von Zweibrücken. Nach seinem Regierungsantritte vergrößerte er die von ihm zu seiner Residenz gewählte Stadt Lößelstein. An der Grenze von Lothringen erbaute er eine neue Stadt, die er Pfalzburg nannte. Er starb 1592 als Vater einer zahlreichen Familie. Seine Gemahlin Anna, eine Tochter des Königs Gustav von Schweden, starb 1601. Die mit ihr erzeugten Kinder waren, außer seinem Sohne und Nachfolger Georg Gustav: 1) Anna Margaretha, geb. 1571, seit 1591 mit dem Pfalzgrafen Richard zu Simmern vermählt, gest. 1621. 2) Ursula, geb. 1572, gest. 1635 als Gemahlin des Herzogs Ludwig von Württemberg. 3) Johanna Elisabeth, geb. 1573, gest. unvermählt 1599. 4) Johann August, der nach seines Vaters Tode Lößelstein erhielt, doch 1611 kinderlos starb, weshalb die genannte Herrschaft seinem jüngsten Bruder Johann Georg II. anheimfiel. Vermählt hatte er sich 1599 mit Elisabeth, einer Tochter des Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz und Witwe des Landgrafen Philipp II. von Hessen. 5) Ludwig Philipp, geb. 1570, büßte 1601 bei einem Turniere zu Heidelberg sein Leben ein. 6) Johann Georg II., geb. 1586, erbte

einst sein Großvater und nach dessen Tode die Großmutter, mit den Gündeln (besonders mit der Stadt Emden) in Zwist, die endlich sogar zu Theilnahmen führte, und nur erst 1733 durch Vermittelung des Kaisers beigelegt wurde. Doch starb Georg Albrecht in Unfrieden mit seinen Gündeln. Das Kaiser f. unter Georg Albrecht.

1) f. Michaelis, Geschichte der deutschen Kurfürsten. 2. Th. S. 103.

wie bereits erwähnt, von seinem Bruder Johann August Zügelstein, und vermählte sich mit Susanna, des Pfalzgrafen Otto Heinrich von Sulzbach Tochter, die ihn jedoch nachher verließ. Er starb 1654 ohne Erben. Den ältesten Prinzen Georg Otto raubte ihm der Tod 1635 auf der Universität Tübingen. Seine übrigen drei Kinder hatte er schon in ihrer jungen Jugend verloren“).

c) Georg Wilhelm, Pfalzgraf bei Rhein, ältester Sohn des Pfalzgrafen Karl, des Stiefers der birkensfeldischen oder weidenbüschschen Linie, aus dessen Ehe mit Dorothea, einer Tochter des Herzogs Wilhelm von Beaunuchweig-Lüneburg, war 1591 geboren. Die Zeit seiner Regierung, die er nach erlangter Majorennität antrat, fiel in die unglückliche Periode des 30jährigen Krieges. Er suchte seinen Untertanen ihre Drangsale in jeder Weise zu erleichtern, und sorgte überhaupt für das Wohl seines Landes. Sein Tod erfolgte 1633. Mit seiner 1625 gestorbenen Gemahlin Dorothea, einer Tochter des Grafen Otto von Solms, hatte er fünf Kinder erzeugt: 1) Dorothea Amalia, geb. 1618, gest. 1635, unverehelicht. 2) Anna Sophia, geb. 1619, ward 1645 Katholik zu Dueslinburg und beschloß 1650 ihr Leben. 3) Elisabeth Juliane, geb. 1620, gest. 1651, unvermählt. 4) Maria Magdalena, geb. 1622, vermählt 1641 mit dem Grafen Anton Günther von Schwarzbürg, gest. 1689. 5) Karl Otto, geb. 1625, folgte ihm in der Regierung, starb jedoch bereits 1671. — Von seiner zweiten Gemahlin, der Rheingräfin Juliane, trennte sich Georg Wilhelm 1641 ihrer Untreue wegen. Seine dritte Ehe, mit Anna Elisabeth, einer Tochter des Grafen Ludwig Eberhard von Dettingen, 1649 geschlossen, blieb kinderlos“).

(Heinrich Döring.)

18) George, Großfürsten von Rußland.

George (Jury), Großfürsten von Rußland, sind drei an der Zahl. Da jedoch Jaroslaw I. seinem Taufnamen nach Georg I. war, so zählt ein Theil der Geschichtschreiber, namentlich Krund, von diesem an, und bezeichnet Wladimir's Sohn durch Georg II. Wir befolgen aber die andere Zählungsart und bezeichnen auf folgende Weise:

a) Georg I. Wladimirowitsch, mit dem Bezeichnungsnamen Langsah, war der vierte Sohn des Großfürsten Wladimir Wsewoldowitsch, erhielt nach dessen Tode im J. 1125 die ihm durch das Testament seines Vaters zugetheilten Besizungen Kiew und Suwdal, während sein ältester Bruder, Rostislav I., Großfürst ward, und ihre Brüder a) Jaropolk Perjaslaw, b) Wsewslaw Auzow, c) Andrei Wladimir Woschnien behielten, und die Söhne des Großfürsten Rostislav Wladimirowitsch d) Isaslav Kurek, e) Wsewold

Grosz-Nowgorod und f) Rostislav Smolensk hatten, Der nach Vergrößerung seiner Besizungen strebende Georg achtete die lektwilligen Verfügungen nicht, welche sein Bruder Rostislav traf, und machte unter dessen Sohne und Nachfolger, Jaropolk II., der 1132 Großfürst wurde, die Kriegsunternehmungen, welche wir im Art.-Jaropolk S. 404—406 angegeben haben. Nach Jaropolk's II. Tode (1139) nahm sein Bruder Wsewold II. als Großfürst den Thron von Kiew in Besiz. Als Georg dieses erfuhr, versammelte er die Kiewer und Suwdaler, rief die Nowgoroder zu Hülfe und zog gegen Kiew, machte jedoch, da ihm die Nowgoroder die verlangten Truppen abschlugen, Halt, und schickte einen seiner Beführer ab, um sich der Stadt Nowgorod (Torschof) zu bemächtigen. Georg's Sohn, Rostislav, welcher in Nowgorod vier Jahre und vier Monate regiert hatte, begab sich wegen des Ungehorsams der Nowgoroder und des Jorns seines Vaters uoc dieselben aus Nowgorod nach Smolensk. Die Nowgoroder baten den Großfürsten Wsewold um dessen Bruder Swatoslaw Dlgowitsch zum Fürsten. Da aber der Großfürst mit Abwendung desselben zögerte, schickten die Nowgoroder wiederum zu Georg und baten ihn um seinen Sohn Rostislav. Diejenigen Nowgoroder aber, welche einen Fürsten von Lig's Nachkommen verlangten, zwangen den Fürsten Rostislav, zu seinem Vater nach Kiew zu reisen, und baten den Großfürsten Wsewold um dessen Bruder Swatoslaw. Dagegen die Nowgoroder, welche den Fürsten von Wladimir's Stamme treu liebten, vertrieben im J. 1140 den Dlgowitschen aus ihrer Stadt und baten den Fürsten Georg um einen Sohn zum Fürsten. Georg sandte ihnen wieder seinen Sohn Rostislav. Aber dieser war noch nicht in Nowgorod angekommen, als die Nowgoroder erfuhren, daß der Großfürst Wsewold ihnen seinen Schwager Swatoslaw Rostislawitsch zugesandt habe, und nun in große Verlegenheit geriethen“). Es kam endlich dahin, daß die Nowgoroder den Fürsten Rostislav Jurkewitsch (Georg's Sohn) vertrieben und den Fürsten Swatoslaw Dlgowitsch nicht länger haben wollten, und die Rostislawitschen bei dem Großfürsten und den Nowgoroderen erlangten, daß sie den Fürsten Swatoslaw Rostislawitsch als Fürsten aufnehmen. Dafür, daß die Nowgoroder Georg's Sohn dem Swatoslaw Dlgowitsch vergewogen hatten, wurde Georg von dem Bruder desselben, Igor, mit Krieg überzogen, wovon wir bereits im Art. Igor Kurikowitsch S. 53 u. 54 gehandelt haben. Nach dem Tode des Großfürsten Wsewold im J. 1146 war Georg einer der vier Bewerber um den Thron zu Kiew, wie wir in dem zuletzt angeführten Artikel S. 65 angegeben haben. Großfürst wurde Isaslav II., des verstorbenen Großfürsten Wsewold Bruder. Der jederzeit einen geheimen Reiz gegen seine Vettern, die Rostislawitschen, im Herzen hegende Georg, der besonders sein Feind des Großfürsten Isaslav war, vor dem er das Recht des Alters und folg-

2) f. Perei Hist. Bawarico-Palatina p. 208. Joannis Append. ad Par. p. 514. Dessen Miscell. Hist. Palat. p. 38. Michacilis, Geschichte der teutschen Kurfürsten 2. Th. S. 102 sq. 3) f. Joannis Append. ad Perei Hist. Bavar. Palat. p. 519 neq. Kistnermalz in Ludwig's Erldut. German. princ. von der Pfalz S. 808 sq. Michacilis, Geschichte der teutschen Kurfürsten. 2. Th. S. 115.

1) f. das Nähere bei C. G. Krund, Aufsätze, betreuend die russische Geschichte. 1. Th. S. 397.

lich das Näherrecht zum großfürstlichen Throne zu haben behauptete, brachte zu Gunsten des Fürsten Swatoslaw Dlgowitsch ein Heer zusammen, um dessen Bruder Igor befreien zu helfen. Swatoslaw, welcher eine gängliche Verhergung seines Landes befürchtete, zog aus, um ihm beizustehen, und war schon nahe zu den Wätsischen gekommen, als er die Nachricht erhielt, daß der Fürst Rostislaw von Kasan in sein Land eingefallen. So war Georg genöthigt, zurückzukehren, schickte jedoch seinen Sohn Swanko mit einigen Hülfstruppen ab. Durch die Heersfahrt, welche Georg im J. 1147 durch seine Söhne Rostislaw und Andrei gegen den Fürsten Rostislaw von Kasan machen ließ, machte er in den Besitztungen desselben viele Gefangene und Beute. Sein Sohn Swanko starb den 24. Febr. 1148 und von seinen andern Söhnen besaßen Boris und Gleb den Eidnam ihres Bruders am Don, und kehrten nach Susdal zu ihrem Vater zurück. Swatoslaw war über den Verlust des von ihm wegen seiner Tugenden sehr geliebten Swanko sehr betrübt, und erhielt, sowie seine Gemahlin und seine Söhne, ansehnliche Geschenke versprochen, wodurch Georg ihn erbot, in das Smolensische einzufallen, während er selbst, um die Nowgoroder zu zwingen, wiederum seinen Sohn zum Fürsten anzunehmen, in das Gebiet derselben einbrang, die Stadt Lorschol in Besitz nahm und alle um die Wista gelegenen Gegenden eroberte. Der dem Vergnügen sehr ergebene Georg brachte oft ganze Nächte mit Musik und Trinken zu. Nicht selten besuchte er auch die Weiber seiner Untthanen. Hierüber bezeugten viele der Großen ihr Mißvergnügen. Aber junge Schmeichler waren ihm bei Ausübung der Unternehmung gegen die Frauen Anderer beihilflich. Unter den Personen, welche viele Gewalt über Georg hatten, war die Gemahlin des sudbalschen Fürsten Kusko, und er richtete sich in vielen Sachen nach ihrem Willen. Der verleihte Chemann jedoch ging, als der Fürst seine Heersfahrt nach Lorschol unternahm, nicht mit ihm, sondern begab sich mit seiner Frau auf sein Landgut, hielt sie daseibst eingeschlossen, und hatte vor, zum Großfürsten Jasslaw nach Kiew zu flüchten. Bei der Nachricht von diesen beiden Umständen verließ Georg das Heer, ohne die geringste Anordnung zu treffen, und eilte mit wenigen Leuten an den Fluß Moskwa, wo Kusko's Wohnsitz war, ließ diesen als einen zum Verrathe sich anschickenden Auftrücker tödten, setzte dessen Frau in Freiheit, verlobte dessen Tochter mit seinem Sohne Andrei und gründete, von der Schönheit der Gegend entzückt, die Stadt Kutschkowa, das nachmalige Moskwa³⁾. So nach der Chronik vom Ursprunge der großen Herrscherstadt Moskwa. Da aber diese Stadt bereits den 28. März 1147 vorhanden war, so nehmen Andere an, daß Georg die Stadt erneuert und vergrößert habe. Aber die Jahrzahl 1158 in der genannten Chronik ist wider für den Bau der Stadt, noch für das Hochzeitsfest zu brauchen, da Georg zu dieser Zeit nicht mehr lebte. Er

befchäftigte sich, erzählt man weiter, mit diesem angelichen Baur, den er jedoch früher als den 28. März 1147 ausgeführt haben kann, bis zur Vermählung seines Sohnes Andrei, wobei er ein großes Freudenfest hielt und namentlich die Fürsten Swatoslaw Dlgowitsch und Dlg Swatoslawitsch, dem er einen Tiger gab, herrlich beschenkte. Bei seinen theils siegreichen, theils unglücklichen Kämpfen mit dem Großfürsten Jasslaw II., welche in dem den Letztern betreffenden Artikel S. 266 u. 267 angegeben sind, machte Georg unaufhörliche verwerfliche Einfälle in das nowgoroderische Gebiet, plünderte die dasigen Kaufleute und ließ die feindigen nicht dahin reifen. Georg, welcher, indem er dem Rathe der Fürsten, der Nowaren und der Bundesgenossen folgte, sich leicht zu Unternehmungen verleiten ließ, wurde wegen seiner Fahrlässigkeit drei Mal aus Kiew wieder vertrieben, war aber nach Jasslaw's Tode glücklicher. Als er denselben ersah, war er aus dem Gebiete der Wätsischen zurückgekommen und hatte im Sommer (1154) zum Andenken, daß ihm am Flusse Sachroma auf der Jagd von seiner Gemahlin ein Sohn geboren worden, an dem zuletzt genannten Flusse die nach dessen Namen Dmitrij benannte Stadt Dmitrow angelegt, und zog, als er die Nachricht erhielt, daß Rostislaw-Michail Wkislawitsch, der in den Jahren 1154—1155 Großfürst war, in Kiew angekommen sei, sogleich ein Heer zusammen, brach gegen Smolensk auf, ersah aber sogleich beim Eintritte ins smolensische Gebiet, daß sein Neffe Rostislaw Wkislawitsch, der Fürst von Smolensk, von dem Fürsten Jasslaw Dawidowitsch von Tschernigow geschlagen worden sei und dieser Kiew eingenommen und seinem (Georg's) Sohne Werajaslowl gegeben habe. Rostislaw Wkislawitsch zog auf die erste Nachricht, daß Georg sich näherte, mit allen seinen Truppen bis Sarai entgegen, machte hier Halt und ließ den Fürsten Georg ersuchen, daß er ihm Frieden gewähren und ihn an Sodnes Statt annehmen möchte. Georg ertheilte ihm zur Antwort: Er habe mit Jasslaw Wkislawitsch nie in Frieden leben können, ihm aber wolle er, ohne des Vergangenen zu gedenken, Alles vergeben und als seinen Sohn und Bruder annehmen, ließ ihn dabei zur Tafel einladen und beschenkte ihn, als er erschien. Georg ging hierauf nach Kiew und Rostislaw nach Smolensk. Ersterer rückte (im J. 1155) grade gegen Kiew vor, ertheilte dem ihm auf diesem Wege bei Starodub entgegenkommenden Fürsten Swatoslaw Wswoolodowitsch von Bereslaw, für den sich der Fürst Swatoslaw Dlgowitsch von Sewerien verwendete, der Georg'en nicht weit von Radostschka bei der klauen Brücke entgegengekommen war, die Versicherung, daß er ehemals Krieg wider ihn geführt habe und erlieht von ihm den Eidschwur, daß er ihm treu und hold sein wolle. Hierauf beachten sämtliche Fürsten gegen Tschernigow auf und ließen dem Fürsten Jasslaw Damidowitsch andeuten, daß er Kiew verlassen und sich nach Tschernigow begeben sollte. Jasslaw adtekte, da er Kiew nicht abtreten wollte, nicht auf die Aufforderung der Fürsten. Diese nahmen daher Tschernigow ein und ließen ihn zum zweiten Male ermahnen, daß er ohne Streit und

3) Bei Karamsin, Geschichte des russischen Reichs. 2. Bd. (Siga 1820.) Anmerk. S. 76, vergl. Art. S. 181.

ohne Vergeltung unschuldigen Blutes Kiew dem Fürsten Georg abtreten sollte, versprochen ihm dagesagt, daß sie Tschernigow zurückgeben wollten. Jasslaw aber blieb taub. Hierauf rückte Georg, während Swatoslaw Dlgowitsch in Tschernigow blieb, bis Mirowast vor, ließ aber, um Jasslaw'en zu einem gütlichen Vergleiche zu bringen, ihm nochmals vorstellen, daß Kiew ihm (Georg'en), dem ältesten im Fürstenstamme, als ein Erbe seines Vaters zugehöre, wovon er Jasslaw'en durch seine eigenen Verträge und Schriften überzeugen könne. Jasslaw, welcher vorherrschte, die Kiwer hätten ihn so freiwillig auf den Thron erhoben, bequeme sich doch endlich durch Zureden des Swatoslaw Dlgowitsch zum Frieden, welcher unter den Bedingungen geschlossen ward, daß Georg Kiew erhalten und Jasslaw Davidowitsch nach Tschernigow zurückkehren sollte. Sobald Letzterer Kiew verlassen hatte, hielt Georg seinen feierlichen Einzug in diese Stadt, ward auf Jaroslaw's Hof zum Throne begleitet, übernahm mit allgemeiner Zustimmung die großfürstliche Würde, feierte hierauf ein Dankfest und bestimmte, dem alten Brauche folgend, seinen Söhnen Theilgebiete: 1) dem Andrei Wjsschegorod; 2) dem Boris Turow und Pinsk; 3) dem Wlad Jaroslawi und 4) dem Wassilko Poroski am Flusse Rosk, wo die Torken, Wrendaer, Poroskeren und Porosken wohnten; 5) Wkslaw, Wassilko's älterer Bruder, war schon vorher nach Groß-Nowgorod als Fürst geschickt worden. Bald nach dem Antritte seiner großfürstlichen Regierung verweilte Georg den Metropolitien nach Wladimir und setzte an dessen Stelle Konstantin ein. Georg's Sohn, Wassilko, nahm im Herbst desselben Jahres (1155) den in Porosken einfallenden Polowgern die Beute wieder ab, machte viele Gefangene, und sein großfürstlicher Vater sprach seine Freude und sein Lob über diesen Sieg aus. Jasslaw Davidowitsch, welcher seinen Verlust des Großfürstenthums nicht verschmerzen konnte und dem Fürsten Swatoslaw Dlgowitsch verschiedene, die Erneuerung des innerlichen Krieges bewerkende Vorschläge machte, erhielt von diesem die Antwort: sie hätten so viele Jahre mit großer Beschwerde Ruhe gesucht und nicht erhalten; da sie nun dieselbe gefunden hätten, so müßten sie Alle mit allen ihren Unterthanen Gott danken und Jedem vor der Erneuerung der Unruhen warnen. Zwar hatte der Großfürst Georg auf seinem Zuge nach Kiew den Fürsten Roskslaw Wkslawitsch und Swatoslaw Dlgowitsch vorbeistehen, daß er mit allen russischen Fürsten in Frieden und Freundschaft leben wollte, ließ sich aber doch durch den Rath seiner Großen, vornehmlich aber des Fürsten Georg Jaroslawitsch, bewegen, die Söhne des Großfürsten Jasslaw Wkslawitsch aus den ihnen verlassenen Besitzungen zu vertreiben, da er den frustigen und fühnen Fürsten Wkslaw in Luz fürchtete. Gegen ihn schickte der Großfürst den Fürsten Georg Jaroslawitsch mit dem Kriegeren Schiroslaw und den Enkeln des Werschlawa seinen Wunden an den Goryn-Ruß. Sie eroberten Peresopnja und vertrieben den Fürsten Wkslaw Jasslawitsch nach Luz. Um ihn auch aus dieser Stadt zu verjagen, ersuchte der Großfürst

seinen Eidam Jaroslaw Wladimirowitsch von Halitsch, Luz zu belagern, an welcher Belagerung auch Wladimir Wkslawitsch, von Wladimir in Wolhynien, der Bruder des Fürsten Roskslaw von Smolensk, Theil nahm. Um Hilfe und Bundesgenossen in Polen zu suchen, reiste Wkslaw, indem er seinen Bruder Jaroslaw in Luz zurückließ, zu den Polen, mit welchen er einen Vertrag für Geld schloß. Er erhielt sogleich einige Truppen, welche aber seinem Lande großen Schaden zufügten. Die Fürsten Jaroslaw und Wladimir zogen sich von der Belagerung von Luz zurück und die Polen kehrten in ihr Land zurück. Die Kiwer zogen des Großfürsten ungerechte Verfolgung der Kinder seines Vorfahren Jasslaw und die Mißbilligungen, welche Georg mit dem Fürsten Jasslaw Davidowitsch von Tschernigow hatte, die Unsicherheit des Bündnisses mit dem Fürsten Swatoslaw von Swerrien in Betrachtung, und gaben ihm den Rath, daß er den Fürsten Roskslaw von Smolensk zu sich berufen lassen möchte. Der Großfürst that dieses nach langer Ueberlegung und Berathung, zu deren Behufe er auch seinen Sohn Andrei, der ihm ebenfalls zum Frieden rief, berief, und sagte zu Roskslaw Wkslawitsch, als dieser erschien: „Wenn er sich für seine Brüder und Kessen verbürgen wolle, daß sie Frieden und Freundschaft halten würden, so möchte er sie persönlich nach Kiew einladen lassen, wo die Sache wegen ihrer Besitzungen in ihrer Gegenwart nach Recht und Billigkeit entschieden werden sollte.“ Roskslaw dankte dem Großfürsten hierfür und ließ sogleich seinen Bruder Wladimir aus Wladimir in Wolhynien und seine Kessen Wkslaw und Jaroslaw Jasslawitsch aus Luz nach Kiew rufen. Die nach Kiew kommenden Wladimir und Jaroslaw nahen Georg nach einem kurzen väterlichen Verweise freundschaftlich auf und versprachen ihnen seinen Schutz. Wkslaw, der eine Hinterlist fürchtete, stellte sich nicht ein. Er befand sich damals bei seinem Vatersbruder zu Wladimir in Wolhynien. Er entschuldigte sich, daß er wegen einer schweren Krankheit nicht reisen könne, sondern zuvor seine Cur vollenden müsse, schickte aber einen Theil seiner Truppen mit seinem Vatersbruder Wladimir und seinem Bruder Jaroslaw nach Kiew ab. Zum Beweise seiner aufrichtigen Gesinnung sandte nun Georg dem Wkslaw einen Kreuzbrief zu. Wkslaw nahm die von seinem Großheime wol an, gab ihm aber keinen von sich. Während der Großfürst sich wegen des Krieges und Friedens mit den Brüdern und Söhnen seines Vorgängers berathschlugte, erhielt er die Nachricht, daß der Fürst Jasslaw Davidowitsch von Tschernigow den Fürsten Swatoslaw von Swerrien zu einem Bündnisse eingeladen habe, und ließ sogleich seinen Eidam Jaroslaw Wladimirowitsch von Halitsch ersuchen, ihm entweder selbst zu Hilfe zu kommen oder Hülfsstruppen zu schicken. Ungesäumt fertigte der Zögerrmann des Großfürsten einige Truppen ab, welche zu gleicher Zeit mit dem Fürsten Wladimir Wkslawitsch und Jaroslaw in Kiew ankamen. Als der Fürst Jasslaw von Tschernigow den Großfürsten durch halitsche und wladimirische Truppen unterkühlt sah, ließ er um Frieden

bitten, und unterwarf sich, obwohl mit Georg unzufrieden, diesem Großfürsten, entschuldigte sich aber, daß er unmöglich selbst nach Kiew kommen konnte, und versprach, mit dem Großfürsten, in Gesellschaft beider Swatoslawen, wenn es ihnen gefällig wäre, in Kjutana zusammen zu kommen. Zugleich nach Empfang dieser Antwort entließ der Großfürst die Fürsten und sämtliche Truppen jeden in seine Gegend zurück, begab sich selbst nach Kjutana, wo er von den Fürsten Jasslaw Dawidowitsch und Swatoslaw Dlawowitsch erwartet wurde, ließ alles Erforderliche zur Berichtigung bringen und schloß einen Vertrag, nach welchem Georg die vom Fürsten Swatoslaw einem seiner Söhne verleihe Stadt Karatschen dem Fürsten von Tschernigow, dieser aber dem Fürsten von Sewerien Moser abtrat und der Fürst von Tschernigow seine Tochter mit Glib, dem Sohne des Großfürsten, vermählte. Die Fürsten von Kasan knüpften, durch abermalige Kreuzgelübde, ihr Bündniß mit Rostislaw von Smolensk, den sie Vater und Beschützer nannten. Während Georg obige Verrichtungen mit den Theilfürsten hatte, machten ihm auch die Polowyer zu thun. Diese beunruhigten die Gegenden am Dniepr und wurden von den tapfern Berenditschen gezwungen, welche viele von diesen Käufern tödteten und viele gefangen machten. Die Polowyer ließen wegen dieses ihnen zugesagten Unrechts, wie sie es nannten, den Großfürsten um Untersuchung und Auswechslung der Gefangenen bitten. Hierauf begab sich der Großfürst selbst nach Kanew, wo alle Gefangenen, welche man selbst hatte, theils ausgewechselt, theils losgekauft wurden. Auch im Betreff der bei den Berenditschen befindlichen Gefangenen baten die Polowyer, daß dieselben ihnen zugleich ausgeliefert würden. Aber die Berenditschen gaben die Antwort: „Wenn die Polowyer wollen, können sie ihre Gefangenen gegen die unsrigen auswechseln oder loskaufen; sie ihnen aber unentgeltlich auszuliefern, ist zu bedenklich, weil ihnen dieses nur mehr Lust zum Wiederkommen machen möchte.“ Diese Vorstellung der Berenditschen fand der Großfürst gegründet, entließ die polowyschen Fürsten, genügend beschickt, und begab sich nach Kiew zurück. Aber die genannten Khane waren nicht bloß zufriedenzustellen, sondern auch ihr Volk. Nicht lange darauf lagerten Polowyer an und ersuchten den Großfürsten um eine Zusammenkunft. Georg begab sich ohne Verzug mit den Fürsten Rostislaw, Wladimir und Jaroslaw Jasslawitsch und den halitschen Hilfsruppen nach Kanew, sah hier die Polowyer hinter dem Walde im Lager stehen und ließ sie nach gewöhnlicher Art zu sich einladen. Weil diese Polowyer größtentheils von gemeinem Stande und in geringer Anzahl waren und die starke Begleitung des Großfürsten bemerkten, gaben sie, ohne sich über etwas zu erklären, das Versprechen, daß sie am folgenden Morgen mit ihren vornehmsten Fürsten erscheinen würden, kehrten aber zu den Iziern zurück und gingen in der Nacht sämtlich davon. Hierauf begab sich der Großfürst mit allen Fürsten und Truppen nach Kiew zurück. Im folgenden Jahre (1136) kamen wieder Polowyer bei Kanew an und ließen den

Großfürsten um eine Zusammenkunft ersuchen. Dieser begab sich mit den Fürsten Jasslaw Dawidowitsch und Swatoslaw Dlawowitsch bis zu dem Verhau, wohin er die Polowyer rufen ließ. Sie, die sich in großer Menge eingefunden hatten, erneuerten und bekräftigten die vorher geschlossenen Friedensverträge. Während hierauf der Großfürst nach Kiew zurückkehrte, brachte der Fürst von Tschernigow die bei Kanew stehenden Polowyer auf seine Seite und zog mit ihnen gegen Bereslaw wider den Fürsten Swatoslaw Wlenodowitsch. Fürst Swatoslaw Dlawowitsch, welcher den Großfürsten begleitete, vereinigte sich nachher mit den Fürsten von Tschernigow. Hierauf versöhnten sich beide bald mit ihrem Knecht und jeder verfügte sich in sein Gebiet. Der Großfürst nahm sich der Besorger des Fürsten Wladimir von Wladimir in Wolhynien gegen Wlisslaw Jasslawitsch an³⁾. Dieser hatte nämlich seinen leiblichen Onkel aus dem Gebiete von Wladimir vertrieben, dessen Gemahlin und Kinder gefangen und dessen Mutter, die damals mit reichen Geschenken von der Ungarinkönigin, ihrer Tochter, zurückgekehrt war, und Bejaren geprügelt. Georg, welcher hoffte, seinen Großneffen mit Hilfe seines Schwagers, des Fürsten von Halitsch, züchtigen zu können, und deshalb wider die Tschernigower, nach severischen Scharen aufst, brach nur in Begleitung seines Schwagers, des Fürsten Jaroslaw Wladimirewitsch von Halitsch, seines Neffen Wladimir Andrejewitsch und seiner Söhne und mit den Berenditschen gegen Wladimir in Wolhynien auf. Zehn Tage lang ward dieser Ort unter großem Blutvergießen belagert. Wlisslaw that einen nachtheiligen Ausfall auf das Lager der Halitscher und zerstreute dieselben. Georg, den der Verlust der Leute schmerzte, hielt eine Berathung mit seinen Söhnen und Bejaren, und sagte: „Wird und Feindschaft errettet den Sohn des Jasslaw. Da ich aber nicht sein Verderben, sondern Frieden wünsche, will ich nachgeben, obgleich ich der Aeltere bin.“ Der Großfürst beschloß mit seinen Söhnen und Bejaren die Aufhebung der Belagerung, und daß jeder in sein Gebiet heimkehren sollte. Hierauf entfernten sich Alle von der Stadt. Wlisslaw aber zog dem Großfürsten nach, schlug dessen Nachtrab, verfolgte ihn bis Dorogobusch und steckte auf dieser Verfolgung die Dörfer: am Gern in Brand. Wladimir Andrejewitsch begab sich nach Aufhebung der Belagerung von Wladimir mit Friedensverträgen nach Tschernow, welches damals zu Wladimir gehörte, erinnerte die dortigen Bürger an seinen Vater, ihren hochberzigten Fürsten Andreas, Monomachs Sohn von Wladimir, und versprach ihnen, seinem Vater an Gerechtigkeit und Mildethätigkeit gleich zu werden, mußte aber, durch einen Pfeilschuß an der Kehle verwundet, sich entfernen, und vertheerte, um

3) Annot. a. a. D. S. 641. Nach Karamsin dachte Georg an den landstehenden Wladimir Jasslawitsch, der dergleichen Berathungen gesucht hatte und seine Aufmerksamkeit zu dem Großfürsten nahm, keineswegs, sondern wollte, die günstige Gelegenheit benutzend, das Gebiet von Wolhynien für einen andern von seinen Neffen, nämlich für Wladimir Andrejewitsch, erobern, um das Versprechen zu lösen, welches er einst dessen Vater geleistet hatte.

Nacht an den Bewohnern zu nehmen, das Gebiet von Tschernow. Nach seiner Rückkehr nach Kiew ertheilte der Großfürst seinem Neffen Wladimir Andrejewitsch Dorogobusch, Perepognia und alle Städte und Orte am Gornj. Um diese Zeit (1156) wurde Fürst Iwan (Johann) Kossilawitsch Werladnit oder Werladin, welcher aus Halitsch vertrieben war und Georgen diente, ohne ein Verschulden plötzlich in Ketten geschmiedet und aus Sudbal nach Kiew geführt. Nun bat der Fürst Jaroslaw von Halitsch den Großfürsten, daß er ihn die Erziehung seines Kindes, des Fürsten Iwan, übertragen möge, und schickte deshalb ausdrücklich den Fürsten Swatopolk nach Kiew ab. Indessen stellten der Retropolit und die Aebte dem Großfürsten vor, daß es unbillig und sündlich sei, einen Menschen seinem Feinde in die Hände zu liefern. Durch diese Vorstellung wurde Georg bewogen, den Fürsten Iwan nach Sudbal zu schicken. Dieser aber wurde von dem bieroen Nachricht erhaltenden Fürsten Isaslau Davidowitsch auf dem Wege aufgefangen und nach Tschernigow gebracht. Rußland litt in eben diesem Jahre (1156) durch einen Einfall der Polowzer ins räsanische Gebiet, am Flusse Sschna; doch brachten ihnen die räsanischen Truppen auf dem Rückwege eine Niederlage bei und befreiten die von den Feinden gefangenen Russen. Georg's Sohn, Mstislaw, welchem in Nowgorod die Anhänger des Fürsten Kossilaw Mstislawitsch von Smolensk nicht mehr gehorchen wollten, veranlaßte durch einen Aufstand, daß der Sohn des Großfürsten (im J. 1157) auf die Nachricht, daß die Söhne des Fürsten von Smolensk heranzögen, sich bei Nacht aus der Stadt flüchtete, und überließ so die Herrschaft dem Fürsten Kossilaw. Mit diesem söhnte sich Isaslau Davidowitsch, welcher neidische Mitleide auf dem Thron von Kiew richtete, aus, und rächte aus diesem Grunde die Treulosigkeit seines Neffen Swatopolk Wladimirowitsch nicht, welcher, nachdem er sich plötzlich mehrer tchernigower Städte an der Desna bemächtigt hatte, sich mit dem Fürsten von Smolensk verbunden hatte. Diefem Bündnisse, zu welchem auch Swatopolk von Sewerien eingeladen wurde, der aber den Beitritt verweigerte, trat auch Mstislaw Isaslawitsch von Wolhynien freiwillig bei. Kossilaw sandte zum Großfürsten und verlangte von ihm, daß er seinem Bruder Wladimir Mstislawitsch und seinen Neffen, den Isaslawitschen, Alles, was man ihnen genommen hatte, zurückgeben sollte. Die verbundenen Fürsten rühten sich zu ihrem Zuge gegen Kiew, indem sie auf ihre Tapferkeit und auf die Fährlichkeit und Schwäche Georg's bauten. Aber das Blutvergießen ward durch des Großfürsten Tod, welcher sich fünf Tage darauf, nachdem Georg, welcher, als er sich auf einem glänzenden Gastmahle bei seinem Vojaren Petriilo vergnügte, des Nachts erkrankt war, den 1. Mai 1157 im 66. Jahre seines Alters ereignete, verhindert. Georg Dolgoruki (Langhand), der herrschsüchtig, doch fährslässig war, wurde von dem Volke zu Kiew so gehaßt, daß es, als es die Nachricht von seinem Tode erhielt, das Schloß und die fürstlichen Landhäuser jenseit des Dniepr, welche das Paradies ge-

nannt wurden, sowie auch die Besigungen der fudalschen Vojaren plünderte und viele derselben in blinder Wuth tödtete. Georg ward außerhalb der Stadt in der Heilandskirche in dem Kloster auf Berestow begraben. Als Großfürst regierte Georg zwar nur zwei Jahre und einige Monate, war aber schon, als er in der besten Kraft seines Lebens Theilsfürst war, zur Beförderung bürgerlicher Ausbildung in den östlichen Ländern des alten Rußlands wirksam. Außer Moskwa und Dmitrow an den Ufern der Jachroma im J. 1154 gründete er neue Dörfer und Städte, namentlich Jurjew in der Steppe Perejaslavl Selskij am Ser Kischime, Wladimir an der Klämsa, Wäschgrad, welches, sowie das ebenfalls von ihm angelegte Dobrensk, gänzlich eingezogen ist, Halitsch, Gorobz, Dorobusch, Swenigorod, Peremuschel, Kossilaw, Starodub (das jetzige Dorf Gorobitschke an der Klämsa), Halitsch, Jurjew, Jurjewez und andere, indem er sie mit Namen, die seine Einkünftekraft ansprachen, worunter auch Namen von Städten, welche er verloren oder zu erhalten wünschte, auf neuangelegte übertrug. Ja! selbst den Flüssen gab er Namen von süßlichen Strömen. Die von ihm angelegten Orte bewohnte er durch Leute, die er aus verschiedenen Gegenden zusammenrief, unterstügte sie durch Ansehen und milde Gaben zum Bau. So besetzte er sein Gebiet nicht bloß mit neubeiwohngenen Russen, sondern auch mit Bulgaren, Wardenen und selbst Ungarn. Er eröffnete Wege durch die großen Wälder, belebte wüste, tedte Haiden durch Spuren menschlicher Thätigkeit. Da die Christen damals hauptsächlich die Lehrer guter Sitten und Bildner des Volkstums waren, vermehrte er die Zahl der geistlichen Hirten, verbreitete in den östlichen Ländern das Christenthum und erbaute Kirchen zu Sudbal, Wladimir und an den Ufern des Nerisskuss. Ungeachtet dieser und ähnlicher Sorgfalt war er doch bei andern Unternehmungen, vornehmlich bei politischen Kämpfen, fährslässig. In letzlicher Beziehung, in welcher er sich besonders durch Eie nach dem Genusse des Geschlechtes, sowie auch in Liebe zu gutem Essen und Trinken auszeichnete, war er ziemlich groß von Wuchs, dick, weiß von Gesicht, hatte kleine Augen, eine große, lange Hobigsnase und einen kleinen Bart. Seine Gemahlinnen und Kinder waren: 1) Aepa, die Tochter eines polowzischen Fürsten, mit der er a) Kossilaw, b) Andrei, c) Johann, d) Boris, e) Giesl, f) Swatopolk, g) Jaroslaw, und 2) Daga, eine griechisch-kaiserliche Prinzessin, mit der er h) Mstislaw, i) Wassilko, k) Michail, l) Wsewolod m) Maria, Gemahlin des Fürsten Swatopolk, n) Daga, Gemahlin des Fürsten Jaroslaw von Halitsch, zeugte, welche von ihrem Gemahle geschieden und eine Nonne ward. Auf den großfürstlichen Thron wurde von den Georgen haffenden Kiernern sein Feind Isaslau Davidowitsch gehoben.

h) Georg II., Großfürst von Rußland, des vorigen Enkel, nämlich der zweite Sohn des Großfür-

4) Dieser ward durch seinen Sohn (Georg's Enkel), Konstantin, Stammvater der kossilawischen Fürsten; s. Krent a. a. D. S. 330.

sien Wsewolod III. Dieser ernannte einige Zeit vor seinem Tode (den 15. April 1212) seinen ältesten Sohn, den Fürsten Konstantin von Nowgorod zu seinem Nachfolger in der großfürstlichen Würde, aber unter der Bedingung, daß er das nowischnes Gebiet seinem Bruder Georg abtreten sollte. Da Konstantin aber Erbe des gesammten sudbaischen Großfürstenthums sein wollte, so berief Wsewolod aus allen Städten die Bojaren, den Bischof Johann, die Aebte, Priester, die Kauf- und Edelleute zusammen und erklärte auf ihrer jährlichen Versammlung, daß sein zweiter Sohn Georg sein Nachfolger sein und er auch die Großfürstin und die jüngern Söhne unter ihren Bruder Georg stellen wollte. Die Versammlung gehörte dem Willen des Großfürsten und huldigte dem erwählten Großfürsten. Konstantin zog nach dem Ausbruche der Ehrenflut seine Augenbrauen jäh gegen Georg zusammen. Nachdem Wsewolod sterblich bekräftigt war, setzte Georg mit Zustimmung der Großen die Fürsten von Kasan und alle ihre Unterthanen und den Bischof Arsenius in Freiheit. Von dem Großfürstenthume Sudbal, welches damals in zwei Gebiete getheilt wurde, hatte Georg Wladimir und Sudbal, Konstantin Rostow und Jaroslaw. Aber beide strebten nach Alleinherrschaft. Von ihren sich auch leidlich trennenden Brüdern schlugen sich der in Pereslawsk herrschende Salsky und Swatoslaw, welcher das polnische Jurjew zu Erben erhalten hatte, zu Georg und Dmitri. Wladimir hing Konstantin an. Dieser verbrannte Kostroma und nahm die Bewohner gefangen. Zwei Mal belagerte Georg Rostow, schloß mit Konstantin einen Frieden, den er nicht redlich meinte, und entfernte Dmitri aus Moskwa, indem er sprach: „Ich verleihe dir das sudbaische Pereslawsk, unser väterliches Erbe; herrsche über dasselbe und diene Rußland zum Schutz.“ In dieses berühmte und seinem Großvater einst so theure Lehnfürstenthum zog Dmitri ungern, ungedachtet er nicht ahnte, daß ihn die Polowyer fangen würden. Von der unglücklichen Abreise des Großfürsten Georg an dem Kriege gegen Jaroslaw II., Wsewolodowitsch, ist in dem diesen betreffenden Artikel S. 416. 417 das Nöthige angegeben. Aus der berühmten oder berühmten Schlacht bei Kopez, den 21. April 1216, mußte Georg endlich flüchten. Er that es nach Wladimir an der Kläma, wollte sich hier nach seiner Ankunft zur Gegenwehr anschicken, konnte aber seine himmlische Anzahl Truppen zur Vertheidigung der Stadt zusammenbringen. Diese wurde den 24. April von den Fürsten Konstantin von Rostow, Wladimir von Smolensk, Risslaw von Nowgorod und Wladimir von Pskow umringt. Als in der folgenden Nacht Feuer in der Stadt ausbrach, schickten sich die Nowgoroder zum Sturm an, wurden aber von dem, Blutrgerissen möglichst vermeidenden Konstantin zurückgehalten. Dieser ließ seinen Bruder auffodern, daß er die Stadt verlassen möge. Der Belagerte that sich hierzu drei Tage Verweigerung aus. Als den 25. April wieder ein Brand in der Stadt entstand, wollten die Smolensker den Angriff thun, wurden aber von ihrem Fürsten Wladimir Kurikewitsch zurückgehalten. Am nämlichen

Tage ließ Georg die Fürsten Wladimir von Smolensk und Risslaw von Nowgorod um ihre Fürsprache zur Erlangung eines freien Abzugs bitten und versprach, daß er sich in diesem Falle sogleich aus der Stadt begeben wollte. Konstantin ließ Georg's Gesandte zu sich rufen, und ertheilte ihnen die Antwort: „Sag meinem Bruder, ich will nicht, daß ein Haar von seinem Haupte falle; wenn er sich mit mir versöhnen und Liebe und Freundschaft beugen will, so will ich auch ihm einen Eid leisten.“ Beim Empfange dieser Antwort ward Georg von Scham durchdrungen, da er die Dergengute und Liebe seines Bruders Konstantin durchaus erseh und begab sich den 30. April früh mit seinen Brüdern Swatoslaw und Johann aus der Stadt zum Fürsten Wladimir von Smolensk, fand hier auch den Fürsten Risslaw von Nowgorod und bat beide, daß sie ihm durch ihre Fürsprache irgend eine Besingung verschaffen möchten. Konstantin stellte die künftigen Verhörungen seines Bruders völlig auf das Gutbefinden der genannten Fürsten Wladimir und Risslaw und diese beschloßen, daß Konstantin sowohl Rostow als Wladimir und alle dazu gehörigen Städte und Länder haben, Georg aber Radilow-Gorodez mit dem dazu gehörigen Gebiete an der Wolga erhalten sollte. Sie ließen Georg'en den geschlossenen Friedensvertrag beschwören und gaben ihm verschiedene Fahrzeuge und Rähne, auf welchen er mit seiner Gemahlin, seinen Kindern und dem Bischofe Simon die Wolga hinabfuhr. Er that dieses, nachdem er das Grab seiner Väter mit Thränen benetzt und sich tief betrübt über Jaroslaw beklagt, welcher diesen so unseligen Krieg veranlaßt hatte. Der unter der kleinen Zahl der Georg'en treu gebliebenen Freunde befindliche Bischof Simon verdankte seine Würde Georg, verließ seinen Wohlthäter im Unglücke nicht und ging mit nach Gorodez oder Radilow an der Wolga. Georg, welcher einen besondern Bischof haben wollte, hatte im J. 1215, um die Gebiete von Wladimir und Sudbal von Rostow unabhängig zu machen, ein besonderes Bisthum errichtet und zum Bischofe von Wladimir und Sudbal den Abt des respektwenschen Klosters, den lehrreichen und mildthätigen Simon gewählt und den kienische Metropolit ihm geweiht. Konstantin demüthete sich, seinen verwiesenen Bruder Georg zu erfreuen, berief ihn mit seiner Gemahlin aus Gorodez zu sich und schloß mit ihm einen Vertrag folgenden Inhalts: 1) Georg soll sogleich Sudbal haben, 2) Erbe des Großfürstenthums sein und nach Konstantin's Tode Wladimir an der Kläma erhalten und 3) dieses nach Georg's Tode Konstantin's ältestem Sohne zufallen. Als Konstantin kurz vor seinem Tode, welcher sich den 2. Febr. 1219 ereignete, in eine schwere Krankheit fiel, so sagte er am Schlusse seiner Rede, welche er an die Bojaren und die zu sich aus den Städten berufenen Einwohner hielt: „Da er nun jetzt die Welt verlassen mußte, so übergebe er seine jungen Kinder zuerst Gott dem Herren, dann seinem Bruder, dem Fürsten Georg Wsewolodowitsch und bitte denselben, sie zu allem Guten anzuführen und vom Bösen, besonders von Jorn, Stolz, Geiz und andern Laster abzuhalten.“

Constantin's Söhne, von welchen er dem Basilei Kostom, Kostroma und das nördliche Politsch, dem Besenobed Jaroslaw und Wladislaw, und dem Wladimir, welchen seine Amme noch auf dem Arme trug, die Stadt Belo-Osero, die er erhalten sollte, wenn er zu reifem Alter gelangt sein würde, zutheilte, hielt nach ihres Vaters Tode sein Nachfolger Georg Anfangs ein halbes Jahr lang in seinem Hause als seine eigenen Kinder und verpflegte sie mit väterlicher Liebe, ließ sie aber hierauf durch seinen Sohn und verschiedene Bojaren nach Kostom begleiten und fertigte nicht nur sehr oft einige seiner Bojaren zur Aussicht über ihren Unterricht und Unterhalt nach Kostom ab, sondern war auch selbst jeder Zeit für sie besorgt und bemüht. Im J. 1220 schickte Georg seinen Bruder Swatoslaw mit allen seinen Truppen gegen die tamischen Wolgaren ab. Der bei der damaligen Stadt Wschla, welche sich sieben Werste unterhalb der Kama befand, mit einem großen Heere stehende bolgarische Fürst wurde geschlagen und die Stadt den 15. Juni (1220) erklümt. Den Sieger empfing Georg in der Nähe der Stadt Wladimir an der Kläma, und beschloß im folgenden Frühjahr in eigener Person gegen die Wolgaren zu Felde zu ziehen. Unterdessen aber sandten sich bolgarische Gesandte mit Friedensvorschlägen ein. Georg forderte von ihnen einen jährlichen Tribut, die Wolgaren aber wollten sich keineswegs dazu verstehen und kehrten ununterrichteter Sache zurück. Sobald das Eis aufgethauen war, schickte Georg den Fürsten Basilei Constantinowitsch mit Kostomern nach Goroletz ab und rüdte selbst gegen die Oka vor. Hier fanden sich wieder bolgarische Gesandte mit den nämlichen Friedensvorschlägen ein. Der Großfürst ertheilte ihnen die nämliche Antwort, vereinigte sich hierauf mit seinem Neffen Basilei bei Goroletz und schickte sich zur Fortsetzung der Herrschaft an, als die bolgarischen Gefandten zum dritten Male erschienen und viele kostbare Geschenke mitbrachten. Jetzt schloß Georg Frieden auf die Bedingungen, welche vorher sein Vater eingegangen war, ließ dieselben durch die Wolgaren beschwören und schickte von seiner Seite Gefandte zu den Wolgaren, um ihre Fürsten den Frieden beschwören zu lassen und kehrte selbst nach Wladimir an der Kläma zurück. Die Nowgoroder schickten im J. 1222 den Erzbischof Nitrofan und den Possadnik Iwanke zu Georg nach Wladimir an der Kläma und ließen ihn anstatt des von ihnen aus ihrer Stadt vertriebenen Fürsten Wsewolod Wschlanskiw um einen seiner Söhne ersuchen. Georg schickte ihnen seinen Sohn Wsewolod zu. Dieser that nach seiner Ankunft eine Herrfahrt gegen Kassi in Riefland und schlug mit den Nowgorodern die Riefländer und die Litthauer, die ihnen zu Hülfe gekommen. Georg schickte im J. 1222 einige Befehlshaber und Kriegskleute an die Mündung der Oka, damit sie an der Stelle, wo vormalis eine bolgarische, von den Russen verwastete Stadt gestanden hatte, eine neue Stadt erbauten. Nach der Pergamentchronik ward der Grundstein zu Michail-Nowgorod im J. 1221 gelegt. Die Kirche zur heiligen Mutter Gottes in Susdal ließ Georg im J. 1222 von Neuem ausbauen.

Als die unruhigen Nowgoroder im J. 1224 auf der Herrfahrt gegen die Leuthen nach Riefland den größten Theil ihrer Truppen verlor, verließ Fürst Wsewolod Jurgewitsch (Georg's Sohn), welcher sich schon ein Mal im J. 1222 des Nachts aus Nowgorod entfernt hatte, wegen Unruhen die Stadt zum zweiten Male, begab sich nach Lorchol und ließ seinen Vater hiervon benachrichtigen. Auf diese Nachricht brach der Großfürst Georg mit seinen eigenen Truppen und mit denen seiner Brüder und Neffen, in Begleitung des Fürsten Basilei Constantinowitsch von Kostom und seines Schwagers Michaila Wsewolodowitsch von Tschernigow gegen Nowgorod auf. Zwar schickten die Nowgoroder zwei ihrer angesehensten Bojaren nach Lorchol ab, ließen sich bei dem Großfürsten entschuldigen, baten ihn um Zurückkunft seines Sohnes und verbiethen, denselben mit aller Achtung zu bezeugen. Aber Georg antwortete, daß sie entweder ihm sechs unruhige Bojaren, die er namhaft machte, ausliefern oder ihn bald vor ihrer Stadt erwarten sollten. Die Nowgoroder, welche auf die Auslieferung der Bojaren nicht eingingen, zogen ihre Kriegskleute zusammen und machten Verbaue, ließen jedoch den Großfürsten nochmals um Gnade und Schonung bitten. Hierauf ließ Georg durch den tschernigower Tuszajoi den Nowgorodern bekannt machen, daß sie seinen Schwager Michaila Wsewolodowitsch von Tschernigow zu ihrem Fürsten annehmen, dem Großfürsten zur Ergebung der Kriegskosten für Lorchol 3000, für Nowgorod aber 7000 neue und 550 alte Grinen Silber zahlen und die Schuldbriefe selbst bestrafen sollten, damit sie in Zukunft weder das Volk aufrührisch machen, noch ihren Fürsten lästern könnten. Zwar weigerten sich die Nowgoroder lange, sich hierzu zu verstehen, nahmen aber endlich doch den Fürsten Michaila mit gegemeiner Achtung auf, ließen die Schuldbriefe durch den Tuszajoi bestrafen und bezahlten dem Großfürsten alle von ihm verlangten Kriegskosten. Dieser begab sich mit denselben nach Wladimir an der Kläma zurück. Als im J. 1224, wo der Name Tazaren zum ersten Male in Rusland erscholl, von ihnen die Polowyer über den Don getrieben wurden, ließ der Großfürst Wschlawa Romanowitsch von Kiw gleichfalls alle russischen, tschernigowischen und serwarischen Fürsten, sowie auch den Großfürsten Georg Wsewolodowitsch von Wladimir an der Kläma auffodern, daß sie alle insgesammt mit ihren sämtlichen Truppen sich an einem bestimmten Orte versammeln möchten, weil ein großes und mächtiges Volk an den russischen Grenzen erschienen wäre, gegen welches man die Polowyer mit vereinigten Kräften vertheidigen müßte, damit sich diese nicht den Tazaren unterwürfen und Rusland dadurch noch größerem Uebel ausgesetzt würde. Zwar ward dieser Vorschlag von allen Fürsten genehmigt und jeder versprach, daß er sich unverzüglich mit so vielen Truppen, als er nur immer zusammenbringen könnte, einstellen wolle. Aber es kamen viele, die ihre Heider nicht unbedeckt lassen wollten, mit nur sehr wenigen Leuten, sowie denn Georg bloß seinen Neffen Basilei Constantinowitsch von Kostom, auf dessen inständiges Bitten, mit nicht mehr als

800 Mann und außer demselben keinen von seinen Brüdern und Söhnen schickte. Der Großfürst von Kiew dagegen strengte alle seine Kräfte an. Die Russen erlitten aber die Niederlage an dem Flusse Kalka (jetzt Kalka in der Statthalterchaft Katerinoflaw, unweit Mariupol). Aber die Sieger wandten sich wieder nach Osten, weil sie sich mit Dschingis-Khan in der großen Buchara vereinigen wollten. In Rußland entstanden wieder neue Bürgerkriege. Georg's Handel mit Jaroslaw haben wir in dem dem letztern gewidmeten Artikel S. 418. 419 bereits angegeben. Gegen die Warden schickte Georg von Zeit zu Zeit ein Heer oder zog auch selbst gegen dieselben und ließ Häuser und Getreide anzünden und Menschen und Vieh als Beute fortschleppen. Der Nordwestruss Purgas erklärte sich ein Mal Nischnij-Novgorod zu belagern, obgleich ihm kein ordentliches Heer zu Gebote stand. Die übrigen Fürsten der Warden waren Retnik Georg's, d. h. von ihm in Eid genommene Lehnleute, und viele Russen siedelten sich in ihrem Lande an und achteten nicht darauf, daß dieselbe Wolgaren und Polowzer oft beunruhigten. Die Wolgaren bewarben sich nach sechsjähriger Fehde um Georg's Freundschaft, welches zur Folge hatte, daß die Gefangenen gegenseitig ausgewechselt, Gefislen gegeben und der Friedensschluß mit Eidschwüren bekräftigt wurde. Diese Eide der treuen Erfüllung der Uebereinkunft leisteten Turnp (d. h. angegebene, namhafte Leute) der Wolgaren und das gemeine Volk derselben. Die unter dem Heerführer Baty wieder erscheinenden Tataren legten im Herbst des Jahres 1237 die große Stadt der Wolgaren an der Wolga in Asche und sandten eine Gesandtschaft zu Georg nach Wladimir mit der Forderung, daß, wenn er Frieden haben wollte, der zehnte Theil der Hobe der Russen den Tataren sein sollte. Die Fürsten von Kasan, an welche die Tataren gleiche Forderung gestellt hatten, baten den Großfürsten Georg um Hilfe, denn es sei Zeit, für Vaterland und Glauben zu stehen. Georg vermeinte, daß er Niemandes Bündniß nöthig habe, um die Tataren vernichten zu können und unterstützte verblendeter Weise die Fürsten von Kasan nicht. Diese Stadt ward den 21. Dec. 1237 durch Baty eingenommen. Bsewloed, Georg's junger Sohn, welcher sich mit Roman Ingorowitsch, dem Neffen des Fürsten Jurp von Kasan vereinigt hatte, verlor die Schlacht bei Koselowa, seinen treulichen Befehlshaber Jeremias Ghebowitsch, seinen Verbündeten, den Fürsten Roman und den größten Theil der Leibwache durch das Schwert der Tataren, und flüchtete zu seinem Vater nach Wladimir. Baty zündete Moskwa an, machte Wladimir's, den zweiten Sohn Georg's, gefangen und verzeß das Blut sämmtlicher Einwohner. Der jetzt durch den Schrecken vor den Tataren tief durchschütterte Großfürst verließ seinen Hauptstz Wladimir, übertrug die Vertheidigung desselben seinen Söhnen Bsewloed und Nischlaw, zog sich in Begleitung von drei Tausen, Konstantin's Söhnen und mit einer kleinen Leibwache in das Gebiet von Jaroslaw und sammelte an der Seite, welche in die Wolga fällt, ein Heer. Den 2. Febr. 1238 erschienen

die Tataren vor Wladimir's Mauern und die Russen erlitten unter demselben den jungen Wladimir, Georg's Sohn, welchen Baty in Moskwa gefangen hatte. Susedal leistete seinen Widerstand und ward von den Tataren erobert und seine Einwohner verfligt. Bsewloed und Nischlaw, welche sich in dem Hauptstz Wladimir befanden, wollten flehentlich heraus in die Schlacht ziehen, wurden aber von dem erfahrenen Heerführer Petur zurückgehalten, denn er besitze, der Großfürst werde Zeit gewinnen, mit dem Heere, das er sammelte, die Weßdwa und das Vaterland zu retten. Aber den 6. Febr. (1238) nahmen die Tataren Wladimir durch Sturm ein, erschlugen die Einwohner, plünderten und verbrannten die Stadt. Georg's Söhne Bsewloed und Nischlaw wollten sich durchschlagen und fielen außerhalb der Stadt. Als er noch an der Seite stehende Georg von dem Untergange seines Volkes und seiner Familie, seiner Gemahlin und seiner Kinder die traurige Nachricht erhielt, verzog er bittre Jähren und flehte als eifriger Christ, daß Gott ihm Hieb's Geduld verleihe möge. Georg bewies preiswürdige Stärke im Unglücke und rüstete, wo es Noth that, seines Grames vergessend, sich zur Entscheidungsschlacht und übertrug den Befehl über seine Leibwache dem Wolgaren Jaroslaw Michailowitsch. Georg's aus 3000 Kriegern bestehender Vortrab unter der Anführung des Deroshke kehrte mit der Nachricht zurück, daß Baty's Scharen sich bereits umgingen. Der Großfürst und sein Bruder Swatoslaw und ihre Reffen stiegen zu Pferde, ordneten das Heer und gingen dem Feinde entgegen. Lange und tapfer kämpften die Russen zwar, wandten aber doch endlich den Rücken. Georg fiel (den 4. März 1238) an dem Ufer der Sita. Wassilko gerieth in Gefangenschaft. Als hierauf Baty Koselk zwar erkümrte, aber sich dann ins Land der Polowzer entfernte, bestieg Jaroslaw II. Bsewloedowitsch, Georg's Bruder, den großfürstlichen Thron zu Wladimir an der Kläma. Georg's Leiche wurde erst nach Moskow und dann nach Wladimir gebracht, wo Jaroslaw das Grab Georg's mit Abzänen des aufrichtigsten Schmerzes benetzte. Ungezählt Geoz in seinem Eigendübel so unüberlegt gemessen war, die Tataren bis zur Hauptstadt vorrücken zu lassen, ohne irgend eine Maßregel zur Vertheidigung des Reichs zu treffen, so wurde doch sein Andenken von den Bürgern gesegnet, weil er Kirchen schmückte, Arme speiste und Wägen beschenkte.

c) Georg III. Daniilowitsch, Großfürst von Rußland, war ein Sohn des Fürsten Daniil's von Moskow, besand sich in Jaroslaw, als sein Vater starb, wurde von den Jaroslawern zu ihrem Fürsten ernannt, erhielt von ihnen die Erlaubniß, zur Vertheidigung seines Vaters nach Moskow zu reisen, nicht, weil sie befürchteten, daß der Großfürst Andrei, Alexandrowitsch, der ältere Bruder Daniil's von Moskow, sich noch ein Mal ihrer Stadt bemächtigen möchte, beruhigte aber das Volk und erwartete, da er entweder auf den Schutz des Zarenthons oder Andrei's Gütlichkeit rechner, diesen nicht nur ohne Furcht, sondern suchte auch noch durch neue Eroberungen sein moskwa'sches Gebiet zu er-

sandten des Khans das Schwert zu ziehen gemagt und Georg's Gemahlin vergiftet habe. Die Richter sprachen gegen Michail, und auch der Khan bekräftigte endlich ihr Urtheil. Georg und Kowzadjy sandten Männer ab, welche ihn martiruell tödteten; doch ließ Georg den Leichnam seines Ohms nicht der öffentlichen Beschimpfung aussetzen, sondern ihn durch seinen Diener mit seinem Gewande bedecken. Georg ging in der Würde eines Großfürsten vom Khan bestätigt, mit dem jungen Konstantin Michailowitsch und den herrlichen Bojaren, die er als Gefangen mit sich genommen hatte, nach Wladimir, um daselbst zu herrschen. Nach Nowgorod schickte er seinen Bruder Afanassij als Statthalter. Dimitrij, der als ältester Sohn seinem Vater Michail in der Regierung des Fürstenthums Iwer gefolgt war, schickte eine Gesandtschaft, an deren Spitze sein jüngerer Bruder Alexander Michailowitsch stand, und die aus den Bojaren von Iwer bestand, nach Wladimir ab. Die in Trauerkleidern vor Georg Erscheinenden boten ihm um die Auslieferung der theuren Leibertheile des von seiner Gemahlin, seinen Kindern und dem Volke gleich stark geliebten Fürsten. Der Großfürst gewährte ihnen diese Bitte unter der Bedingung, daß sie ihm dagegen den Leichnam seiner Gattin Konstantina, der Schwärter Ubel's, schicken sollten. Im J. 1320 jagte Georg mit seinem Heere nach Kasan und zwang den dasigen Fürsten, Johann Jaroslawitsch, in alle seine Bedingungen einzuwilligen. Ueberzeugt von dem gerechten Haffe, den die Söhne Michail's gegen ihn hegten, bereiteit Georg sich zu einem Angriffe auf das Gebiet von Iwer vor. Dimitrij fürchtete zwar den Krieg nicht, wollte aber zu vor seinen Bruder Konstantin und Michail's Bojaren, die als Geiseln in Wladimir geblieben waren, befreien, und schloß durch Abscheidung des Bischofs Barphonosij nach Perestawel im J. 1321 einen Frieden und gab Georg'en 2000 Rubel, welcher Art Geldes bei dieser Gelegenheit zum ersten Male Erwähnung geschieht, und sein Wort, mit ihm nicht um das Großfürstenthum zu streiten. Georg beruhigte sich, durch diesen tugendlichen Frieden getäuscht, und begab sich nach Nowgorod. Hier luden ihn die Beamten ein, sich an die Spitze des Heeres gegen die Schweden zu stellen, welche sich Kareliens und der Stadt Korpelom bemächtigten. Georg belagerte im J. 1322 vom 12. Aug. bis 9. Sept.) Wiburg in Finnland, richtete aber Nichts aus, obgleich er sechs große Mauerbrecher mit sich führte. Ueber die Schweden erbittert, knüpften die Russen alle Kriegsgesangen aus. Nach Nowgorod zurückgekehrt, hatte Georg den Tod seines treuen Bruders Afanassij zu bereinen, und erhielt die Nachricht, daß Fürst Johann Daniilowitsch, der sich eine Zeit lang in der Horde aufgehalten hatte, mit einem Gesandten Ubel's zurückgekehrt sei. Alsbald, wie dieser Bevollmächtigte hieß, kündigte an, daß er in dem Großfürstenthume Ordnung zu stiften Willens sei. Diese Ordnung bestand aber

darin, daß er unter den Einwohnern ein großes Blutbad anrichtete, sich Jaroslaw's wie einer feindlichen Stadt bemächtigte und im Triumph vom Khane zurückging, um ihm von dem glücklichen Erfolge seiner Sendung Rechenschaft abzulegen. Noch schmerzhafter war für Georg die Nachricht, daß Dimitrij sein Volk gebrähen und sich in der Horde den Titel eines Großfürsten ausgemerkt hatte. Den hierüber ausgestellten Gnadenbrief schickte der Khan durch einen seiner Großen. Waga, wie dieser hieß, sollte den Dimitrij auf den Thron von Wladimir setzen. Vergeblich waren Georg's Bitten, die er an die Nowgoroder richtete, daß sie mit ihm nach Wladimir gehen möchten. Als er sich allein dahin auf den Weg machen mußte, nahm ihm Alexander Michailowitsch den Trost und die Gasse ab. Georg selbst auch entging kaum den Händen des ihn Angreifenden und flüchtete nach Pskow. Hier waren die Beamten und das Volk der Worte, welche Alexander ermahnnte, daß die Bürger von Pskow seiner spätesten Nachkommen nicht vergessen möchten?), eingeengt, nahmen Georg'en liebreich auf, aber Truppen konnten sie ihm nicht geben, da sie sich selbst anschauten, mit ihrer ganzen Macht die Letztgenannten in Eilend zu bekriegen. Georg blieb einige Zeit in Nowgorod, weil er erfuhr, daß Dimitrij Michailowitsch außer dem Schutze des Khans Ubel's auch ein mächtiges Heer im Großfürstenthume hatte, wo das Volk seine Liebe und Anhänglichkeit zu dem Vater auch auf dessen Sohn übertrug. Mit Georg zogen die Nowgoroder an die Ufer der Kema, wo sie, um den Schweden die freie Einfahrt in den Ladogasee zu versperren, auf dem Ulande Dergow die gleichnamige Festung, die jetzt Schlüsselburg heißt, anlegten. Um einen den schwedischen Provinzen Karelien und Finnland verderblichen Krieg zu enden, schickte der junge König Wagnus von Schweden in Georg's Lager mit Vorschlägen, welche dem gegenseitigen Wohle entsprachen und von den Russen angenommen wurden. Auch von dem Kampfe mit den Litauern und Lithauern befreite im J. 1324 ein Friede die Nowgoroder. Auf die Treue derselben, deren Erkenntlichkeit Georg erworben hatte?), glaubte dieser nun bauen zu können, nahm von ihnen freundlich Abschied und seinen Weg, um zu dem Khane zu kommen, dessen Gewogenheit abermals sich zu erwerben und das Großfürstenthum wieder zu erlangen, von den Ufern der Dwina durch das Gebiet von Perm, setzte sich in ein Boot und schiffte den Kama hinab bis zu dem jetzigen Gouvernement Kasan. Aber Dimitrij reiste im folgenden Jahre 1325 zum Khan, traf hier seinen Gegner und durchbohrte, um den Tod seines Vaters zu rächen, Georg'en am 21. Nov. 1325 tödtlich mit dem Schwerte. Georg's Körper ward nach Moskwa, wo sein Bruder Ioan Daniilowitsch herrschte, gebracht und daselbst im J. 1326 beigesetzt, welcher traurige Ceremonie der Metropolitan Peter mit vier Bischöfen vollbrachte. Von dem

3) J. Dalin, Geschichte Schwedens, Ueberset. von Dänert. 2. Th. S. 378.

6) J. Karamsin, Geschichte des russischen Reichs. 4. Bd. (Maga 1823.) S. 25. 7) J. Belzberg, Untersuchungen S. 323.

unglücklichen Ende dieses, wenn auch nicht tugendhaften, doch durch seinen Verstand und durch seine berühmten Athen glorreichen Fürsten gerühmt, vergoffen Fürst Joan und selbst das Volk aufrichtige Thränen. Während auch die Krongoroder um Georg trauerten, lobten die Aemter die That ihres Fürsten. Um Georg, als seinen Schwager zu rächen, ließ Usbek Dimitrij in der Horde hinrichten. In einem russischen Geschichtsbuche, nämlich dem Jaroslaw'schen, finden sich folgende Angaben, aus welchen hervorgehen könnte, was Georg that, um Ausland wieder emporzubringen: „Im J. 6825 (1317) kam der Großfürst von Moskau, Jurij (Georg) Danilowitsch, aus der Horde und bestieg den großfürstlichen Thron, und sah, daß viele Städte verödet und in ihnen wenig Menschen waren, und ward von Trauer ergriffen; denn nach der Ermordung des Fürsten Michail Wsewolodowitsch von Kiow und Tschernigow hatten sich die Ismaeliter (die Tataren) über das ganze russische Land wie die fliegenden Vögel verbreitet und mit dem Schwerte das Geschlecht der Christen umgebracht, Andere in die Gefangenschaft geführt, die Uebrigen aber raffte der Hunger und Tod hin. Der Großfürst Jurij Danilowitsch aber schickte in die Städte und Dörfer umher und befahl, die noch übrigen Leute zu sammeln“ (u. f. w.).

(Ferdinand Wächter.)

19) Georg, Herzog von Sachsen.

a) Georg, Herzog von Sachsen, auch der Väterge oder der Reiche genannt¹⁾, ältester Sohn des Herzogs Albrecht, aus dessen Ehe mit Hedena, des Böhmenkönigs Georg Podiebrad Tochter, war am 27. Aug. 1471 geboren. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung und erwarb sich durch glückliche Naturanlagen und durch Fleiß eine für seine Zeit so ausgezeichnete Bildung, daß ihn nur Luther's Leidenhaftigkeit späterhin mit dem Namen Stultorum stultissimum bezeichnen konnte. Vielfache Belege für die Masse von gelehrten Kenntnissen, die er besaß, findet man in seinem lateinischen Briefwechsel mit Erasmus von Rotterdam, mit dem Cardinale Sadoletto und andern Gelehrten. Ob Georg, wie hier und da behauptet wird, eine Geschichte der Thaten seines Vaters, des Herzogs Albrecht, geschrieben, ist zweifelhaft²⁾. Er begleitete diesen 1500 nach Friesland, wohin Albrecht mit einem beträchtlichen Heere aufbrach, den dortigen Aufstand dämpfte und Francker entsetzte³⁾.

Durch die Administration des meißnischen Landes, die er während der öftern Abwesenheit seines Vaters

übernommen, hatte sich Georg, der von Natur ernst und tief sinnig war, hinreichende Kenntnisse erworben, um nach seines Vaters Tode (den 12. Sept. 1500) die Regierung antreten zu können. Dies geschah in Folge eines Erbvertrags, welchen Albrecht den 14. Febr. 1499 zu Koftritz mit seinen beiden ältesten Söhnen Georg und Heinrich errichtet und den beide unterzeichnet hatten. Nach diesem Erbvertrage sollten, um Irrungen zu vermeiden, die eine Ländertheilung leicht veranlassen konnte, Meissen und Thüringen ungetrennt bleiben. Diese Lande, nebst noch einigen andern Herrschaften, sollte Georg als erstgeborener Prinz erhalten, seinem Bruder Heinrich aber die Erbkatholikerschaft in Friesland überlassen. Bemerkenswert war aber noch, daß Heinrich, der reichlich und verschwenderisch war und nichts weniger als Muth und Entschlossenheit besaß, im Falle er Friesland verlor, aus anderweitige Weise entschädigt werden sollte.

In der Urkunde des Erbvertrags⁴⁾ heißt es ausdrücklich: „Ob sich begäbe, daß Wir obbemeldte Friesland nicht erhalten, oder die nachfolgende Uns, Unserm Sohne Herzog Heinrichen oder seine Erben gewaltthätigen abgetrungen, entweder oder abgelöst würden: so soll Herzog Georg Unser Sohn Herzog Heinrichen seinem Bruder oder seinen Leibes-Lehns-Erben die Schloß und Stadt Freiberg und Woldenstien in Unserm Land zu Meissen gelegen, mit den Leuten (Bäfsen) und andern dazu gehörenden, auch sonst mit aller andern Obrigkeit, der Bergwerke allein, die den regierenden Fürsten unterworfen seyn sollen, ausgeschlossen, zu Ihrem Fürstlichen Stande und Erhaltung einräumen.“ In gleicher Weise sollte aber auch Georg bei einem etwaigen Verluste der meißnischen Lande durch den Besitz von Francker in Friesland entschädigt werden. Die erwähnte Urkunde bemerkt darüber: „Geschähe es auch, daß Unser Sohn Herzog Georg oder seine Leibes-Lehns-Erben, von Unsern Erblichen Landen, was Er der von Uns erben soll und erwerben würde, durch einige Weise vertrieben oder vertzungen wird, das Gott der Allmächtige gnädiglich verhörete: so soll bemeldter Unser Sohn Herzog Georg, oder seine Leibes-Lehns-Erben, von seinem Bruder, Herzog Heinrichen oder seinen Leibes-Lehns-Erben, auch mit dem Schlosse und Stadt Francker, mit den Leuten und allem Muth und Obrigkeit dazzu gehörende, in Friesland zu ihrem Entsatze versehen und mit dem vierten Theil jährlicher Nutzung und Einkommens, was des in demselbigen Friesland über Besetzung der Kemter und der Schuld, ob der etwas seyn zu verzinsen, überlauffen würden, alle Jahr ohne Weigerung reichen und übergeben.“ Jener Erbvertrag hatte ferner bestimmt: wenn einer der beiden Brüder ohne männliche Erben stirbe, der andere in seinen Landen folgen und unter ihren Leibes- und Lehns-erben immer der älteste, ohne Theilung des Landes, succediren sollte. Wäre er nicht

1) Die kritischen Bemerkungen, welche Karamzin über das, was weiter im Geschichtsbuche folgt, macht, s. bei demselben a. a. D. S. 280.

2) Den Beisamen des Vorigen erhielt Georg, weil er nach dem Tode seiner Gemalin Barbara, einer Tochter des Königs Kasimir von Polen, sich zum Reichs erbständiger Kauer seinen Dort wohnen ließ s. Meyners's Geschichte des sächsischen Volkes S. 222 fg.

3) In dem dreizehnten Urkunde findet sich da von keine Spur; s. Heinrich's Handbuch der sächs. Geschichte. 2. Th. S. 303.

4) J. Müller's Annalen der sächs. Geschichte S. 59 fg.

4) Sie steht, nebst der kaiserlichen Bestätigung, in Lasey's Kern der Geschichte des Kurfürsten Sachsen S. 819 fg. in Wassege in Schützgen's Diplomat. Nachsch. Th. XI. S. 6 fg.

tauglich zur Regierung, so sollte sie der nächstfolgende erhalten. Dabei war aber noch bemerkt: „Wo derselben Erben der Lande nicht mehr denn zweien sein, so soll der andere, der nicht regiert, eine oder zwey eheliche Behausung mit ihren Zugehörigen eingeräumt, und der dritte Theil aller Rukungen, und das übrige Bestelung der Ämpter und Schuld zu verzinsen, alle ihre Lande tragen, jährlich eingeräumt und gereicht werden. Würden aber noch mehr denn zweien Erben im Lande seyn, so soll der Regierende die Hälfte der Rukung, inmaassen, wie oben gesagt, und die andern alle von der andern Hälfte, wo sie sonst bei einander nicht vertragen, ihren Aufenthalt haben, und alsdann sollen dieselben dem regierenden Fürsten nicht mehr erfordern, aus jeglicher nicht mehr denn einer oder zweyer Behausungen mit ihrer Zugehörung und des andern ihres Theils jährlicher Rukung gebrauchen, sonst dem Regierer gar seinen Einhalt ob Verbindung thun.“

Dieser Erbvertrag, den der Kaiser Maximilian nach Herzog Ulrich's Tode (den 14. Dec. 1500) bekäufte, war nicht unrichtig, indem er damals der gewöhnlichen, oft sehr nachtheiligen Ländertheilung vorbeugte. Mehrfach modificirt ward jener Vertrag, als die Albertinische Linie des Hauses Sachsen zur Kurwürde gelangte, sowohl wegen des Primogeniturrechts, als auch wegen der nachherigen beträchtlichen Ländervermehrungen. Schon etwa vier Monate nach der kaiserlichen Bestätigung jenes Vertrags trat eine Abänderung ein. Zwischen Georg und seinem Bruder Heinrich ward am 27. April 1501 ein provisorischer Vergleich geschlossen, nach welchem Friesland während der nächsten zwei Jahre gemeinschaftlich regiert, Heinrich aber von seinem Bruder an dessen Hofe Kost und Unterhalt für sich und seine Dienerschaft und außerdem jährlich 2000 fl. empfangen sollte⁵⁾. Im J. 1503 übernahm Georg die Statthalterchaft Friesland für sich allein und empfing 1504 die Huldbildung der Stände zu Franeker, denen er seines Bruders Gefühlsurkunde vorgelegt hatte. In Folge eines zu Leipzig 1505 abgeschlossenen Vertrages verzichtete Heinrich völlig auf Friesland und ward dafür von Georg durch die in dem väterlichen Testamente erwähnten Ämter Freiberg und Wolkstein, außerdem aber durch einen Jahresgehalt von 12,500 fl. und eine ebenfalls jährliche Lieferung von zwölf Fuder Wein entschädigt, welche dem lebenslänglichen Heinrich besser bezeugen mochten, als die frühere Unannehmlichkeiten mit den wilden Friesen. Für den versprochenen Schadenersatz leistete Georg seinem Bruder Bürgschaft durch Abtretung von Weiskensels, Eckartsberga, Sachsenburg und andern Städten, Schlössern und Ämtern.

Georg beschäftigte sich Anfangs viel mit den Angelegenheiten Frieslands und traf Maßregeln, als ob er diese Statthalterchaft für ewige Zeiten schwebelhaft gedächte. An der Spitze von 9000 Mann brach er 1506 nach den Niederlanden auf. Nach längerer Belagerung gelang es ihm 1507 die Stadt Gröningen zur Ueber-

gabe zu zwingen. Sein Waffenzugehör, der Graf Edzard von Ostfriesland, beging die Unethlichkeit, die Stadt Gröningen als eigene Erberbung zu betrachten, die er nicht wieder herausgeben wollte. Georg konnte ihm Anfangs seinen ernstlichen Widerstand entgegensetzen. Er war froh, daß es wenigstens vor der Welt schien, als habe er dem Grafen Edzard die friesischen Lande freiwillig übertragen. Dieser aber griff immer weiter um sich und schloß ein Bündniß mit dem Herzoge Karl von Geldern. Auch Georg rüstete sich. Aber seine Bemühungen, mit Hilfe des Herzogs von Braunschweig sich wieder in den Besitz von Gröningen zu setzen, blieben fruchtlos. Er überließ daher 1515 die Statthalterchaft Friesland dem Erzhertoge Karl von Oesterreich, dem der Rücklauf freistand, für die Summe von 200,000 fl. Damit verzichtete er zugleich auf den bisher geführten Titel eines „erbliehen Subalternators zu Friesen“⁶⁾.

Ein so wissenschaftlich gebildeter Fürst wie Georg, dem seine Universität Leipzig sehr am Herzen lag, mußte aufmerksam werden, als die ersten Strahlen der Reformation sich über Deutschland verbreiteten. Unter den Fürsten des sächsischen Hauses war er der einzige, der sich jenem Unternehmen widersetzte. Er war zu aufgeklärt, als daß ihm die vielfachen Mängel und Mißbräuche der römischen Kirche hätten entgehen sollen. Niemand konnte, wie er dies auch später auf dem Reichstage zu Worms bewies, eine Kirchenverbesserung lebhafter wünschen als er. Gegen den Alerus in seinen Landen verfuhr er mit Strenge. Wie wenig er geneigt war, sich willkürliche Eingriffe der Geistlichkeit in seine Gerechtsame gefallen zu lassen, hatte seine entschiedene Sprache gegen den Bischof von Merseburg gezeigt, als derselbe das von Georg gewünschte und eifrig betriebene Religionsgespräch zwischen Luther und Ed hintertrieben wollte. Das dagegen gerichtete Verbot des Bischofs ließ Georg von den Thoren herabreißen und dem Bischofe drohen, daß er selbst, wenn die römische Geistlichkeit auf solche Weise das Licht zu scheuen fortführe, die Welt von ihrer Ignoranz und Barbarei unterrichten wolle. Ein Fürst von so hellem Geiste und so festen Grundsätzen hätte, bei zweckmäßiger Behandlung, für die Reformation gewonnen werden können, und würde, wenn er sich einmal für sie erklärt, mit seinem festen Charakter und seinem weltlichen Einflusse, für sie von entscheidendem Nutzen gewesen sein. Trotz seiner Aufklärung konnte sich Georg jedoch von gewissen tief eingewurzelt Vorurtheilen nicht ganz befreien, und Luther, mit seiner Festigkeit und Ungebild, war nicht der Mann, ihn davon zu heilen. Einmal für die Sache der Reformation verloren, war Georg bei seiner großen Beharrlichkeit nie wieder dafür zu gewinnen. Dies war um so mehr zu bedauern, als er wirklich die Nothwendigkeit einer kirchlichen Reform gefühlt zu haben scheint.

5) J. Spaldin, De Alberti Duc. Saxon liberis, bei Menken in den Script. rer. germ. T. II. p. 3127 seq. Müller's Annalen der sächs. Geschichte S. 80.

5) J. Mündt's Neues Archiv der sächs. Geschichte S. 79 ff.

Ueber den Ablasshandel hatte er, noch ehe Luther öffentlich dagegen auftrat, mit lebhaftester Mißbilligung in einem Schreiben an den Bischof von Merseburg sich geäußert ⁷⁾. Eine Predigt, welche Luther auf Georg's ausdrückliches Verlangen vor ihm am 25. Juli 1517 gehalten, hatte ihn nicht befriedigt ⁸⁾. Nicht von einem einzelnen Gelehrten, sondern von einem Concilium sollte, nach Georg's Ansicht, die Kirchenverbesserung ausgehen. Er wünschte, im Sinne des gelehrten Erasmus von Rotterdam, mit welchem er in Briefwechsel stand, eine Reformation, welche, ohne die Grundpfeiler des Katholicismus zu erschüttern, der Sittenverbesserung des Klerus steuern und den übertriebenen Einnahmen und Bereicherungen der Kirche auf Kosten des Staats Einhalt thun sollte ⁹⁾. Luther aber griff, nach Georg's Meinung, Dinge in der Religion an, die an und für sich unschädlich, so hätten bleiben können, wie sie waren. Dahin möchte auch der Umstand zu rechnen sein, daß Luther dabei beharrte, das Abendmahl in beiderlei Gestalt zu erhalten. Durch diesen Punkt, wie durch manche andre Behauptung Luther's, ward Georg obendrein an den ihm verhassten Fuß erinnert, dessen Tod über Teutschland so furchtbare Verheerungen gebracht hatte.

Gleichwohl sparte Georg, bei aller persönlichen Abneigung gegen Luther, seinen Verstand, den kühnen Mönch von seinem Vorhaben abzuwenden und die durch ihn veranlaßten Streitigkeiten zu beilegen. Dies beabsichtigte Georg auch bei der von ihm auf der Pleißenburg zu Leipzig 1519 veranstalteten Disputation zwischen den Doctoren Eck und Karlstadt, bei welcher des Letzten Stelle nachher Luther einnahm. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß Georg damit auch die Nebenabsicht verband, seiner Universität Leipzig vor der mittlenberger Academie einen besondern Glanz zu verschaffen. Die erwähnte Disputation ward aber auch die Veranlassung, daß Georg sich aufs Entschiedenste gegen Luther und dessen Lehre erklärte. Nicht leugnen läßt sich, daß er in seinem Verfahren gegen die evangelisch gesinnten Einwohner seines Landes zu weit ging und sich sogar der Tyrannei gegen sie schuldig machte. Er unterdrückte die Verbreitung der neuen Lehre in seinen Landen unter Androhung der härtesten Strafen. Um der Reformation auf alle Weise den Weg zu verschließen, schränkte er selbst seine Universität Leipzig bedeutend ein, auf die er doch ungemein viel hielt, und der er gern in jeder Weise den Vorrang vor der mittlenberger Academie erworben hätte. Eine große Zahl seiner Unterthanen, die im Verdacht evangelischer Gesinnungen standen, verwies er des Landes, und diese harten Maßregeln sollen die Universität Leipzig vorzugsweise betroffen haben ¹⁰⁾. Selbst zu Hinrichtungen

nahm Georg seine Zuflucht. Vielleicht galt diese Härte mehr Luther'n selbst als seiner Sache. Zu seiner Unterstützung suchte Georg das Andenken des kühnen Mönchs zu verjagen, indem er seiner Lehre den Vernichtungskrieg ankündigte. Manche schwärmerische Zeitereignisse, das Treiben der Wiedertäufer, der Bilderstürmer brachte Georg, bei seinem einmal vorgeschlagenen Vorwurthe gegen die Reformation, auf ihre Rechnung. Zu dem schärfsten Verfahren gegen sie und ihre Anhänger glaubte er auch schon aus politischen Rücksichten und zur Sicherung der allgemeinen Ruhe verpflichtet zu sein. Im Allgemeinen liegen jedoch nur Einzelne von seinen Verfolgungen, denn seine weltliche Macht war zu beschränkt, um den Gang der Reformation zu hemmen.

Während Georg durch seine Handlungsweise sich den meisten Fürsten des sächsischen Hauses verhaßt gemacht hatte, empfahl er sich durch seinen fanatischen Eifer dem Papste, der ihn durch die Bezeichnung eines „standhaften Verteidigers des alten Glaubens und eines gehorsamen Sohns der Kirche“ ehrte ¹¹⁾. Einen Beweis seiner Keckheit gab Georg befehrungsachtet, als er sich auf dem Reichstage zu Worms dem Theile der dort versammelten Fürsten, die Luther'n das ihm zugewandene sichere Geleit nicht halten wollten, aufs Lebhafteste widersetzte. Es sei eine Schmach für die teutschen Fürsten, äußerte Georg, nicht mehr, wie ihre Vorfahren, auf Treue und Glauben zu halten ¹²⁾. Späterhin erblickte freilich Georg, wie bereits bemerkt worden, in dem Baireuther eine Folge der Reformation. In einer langen Antwort ¹³⁾ auf einen Brief Luther's gab ihm Georg nicht undeutlich zu verstehen, daß ihn noch Möncher's Schicksal treffen konnte. Die Stelle lautet: „Wir wissen auch wol, daß Gott Möncher umb sin Bosheit durch uns gekrafft, daß kan er Luthern auch wol thun, wir wollen ons auch als ein unwirdig gekreuz gerne darzu nach seinem willen gebrauchen lassen.“

Im Allgemeinen herrscht in diesem Schreiben Georg's ein gemäßigter Ton, wenn man dasselbe mit Luther's Briefen an den Herzog und seinen Äußerungen über ihn vergleicht, in denen Luther's Festigkeit und Dröckheit oft alle Grenzen des Schickslichen überschritt ¹⁴⁾. Gereizt scheint Georg besonders dadurch geworden zu sein, daß Luther mit dem Theile der herzoglichen Unterthanen, die sich zur evangelischen Lehre neigten, in fortwährenden

angenommen, ihrer Güter berauben und sie verbannen wollte; f. Kappeler's Nachlese einiger zur Erläuterung der Reformationsgeschichte nützlichen Urkunden. I. Th. S. 30 fg. 60 fg.

11) So nennt sich Georg selbst auf einer Münze vom Jahre 1532; f. Kraus, Saxonia numism. lin. Albert. p. 32. Kappeler's Münzbeschreibungen. II. Th. S. 25. 12) f. Seckendorf I. c. Lib. I. §. 98. Addit. 1. p. 160. 13) Gedruckt 1526 als Zugabe unter dem Titel: „Gendebribe von Martin Luther zu Wittenberg von dem Durchlauchtigen Hochgeborenen Fürsten und Herrn Herrn George, Herzogen zu Sachsen u. geschrieben.“ 14) Die Belege dafür findet man in Luther's Epistola. Er nennt (Lib. II. p. 38) den Herzog Stothorum stultissimum, und in einem andern Schreiben (bei Seckendorf I. c. Lib. III. p. 55) wird Georg als Apostolica Diaboli bezeichnet. Gegen ihn war auch Luther's Erklärung des siebensten Psalm's gerichtet.

7) f. Seckendorf, Historia Lutheranismi. Lib. I. p. 91. 8) f. l. c. Lib. I. §. 8. Addit. 7. p. 23. 9) Daß dies Georg's Ansicht war, geht aus den Beschwerden hervor, die er darüber (1521) auf der Reichsversammlung zu Worms erhob; f. Seckendorf I. c. Lib. I. §. 98. Addit. 3. p. 146 seq. cf. §. 98. Addit. 2. p. 157. 10) f. Pfeiffer's Lipsia. Lib. III. p. 361 seq. Bogel's Leipziger Annalen S. 119. In seiner Entzweiung ging Georg soweit, daß er die Familie v. Grisebach, die Luther's Lehre

dem Verkehre stand, und daß mehr derselben, besonders Knechtlinge aus den Klöstern, durch ihn in Wittenberg eine wohlthätende Aufnahme fanden. In Georg's vorhin erwähnten Briefe an Luther heißt es ausdrücklich: „Darzu hastu zu Wittenberg ein Asylum angerichtet, das alle die Männlich und Weiblich, so unsrer Kirchen und Klöster berauben, mitnehmen und felen, die haben bei dir zu suchet, auffenthal, als wer Wittenberg höflich zu nennen in Jarmerden (Ganzen) Haus aller abtrinnigen unsrer land. Wir tragen auch seinen zweyfel, unser heiliger vatter der Pappst, habe nye seinen applas gegeben, den du höchst achtest als dem, so deine Wittenberger verdienen mit der raubung der Klösterjungfrauen, so dir aus Klöstern zubracht sein. In was jammer und verflümblich elend du sie bracht, und wie sie gehalten werden, und wurdu, ist am tage.“

Gemeinschaftlich mit Johann dem Bekändigen und einigen andern Fürsten half Georg 1525 den Bauernaufruch unterdrücken. Durch seinen Kanzler, Otto von Pöck, lief er Gefahr, in gefährliche Händel verwickelt zu werden. Von jenem Manne war dem Landgrafen Philipp von Hessen in geheim die Nachricht mitgetheilt worden, daß Georg mit dem Könige Ferdinand, mit Kurmainz, Brandenburg, Salzburg, Bamberg, Würzburg und den Herzogen den 12. Mai 1527 ein Bündniß geschlossen habe, das die Vertilgung der evangelischen Lehre bezwecke. Der Landgraf Philipp griff sogleich zu den Waffen, um die ihm drohende Gefahr abzuwenden. Doch wider Georg, noch seine Verbündeten wollten das ihnen angebotene Vorhaben eingestehen. Sie drangen auf die Auslieferung des Kanzlers Otto von Pöck. Dieser entzog sich der Unterfuchung durch die Flucht, ward jedoch 1536 zu Witvorden in den Niederlanden ergriffen und auf Georg's Befehl entpauptet¹⁵⁾.

Durch den um diese Zeit erfolgten Tod des Burggrafen Otto von Leisnig, mit welchem sein Stamm erlosch, fiel das erledigte Burggrafthum, nebst der Herrschaft Penig, dem Herzoge Georg anheim. Die Burggrafen von Leisnig, die wahrscheinlich von den Burggrafen von Altenburg abstammten und einen Theil ihrer Güter geerbt hatten¹⁶⁾, waren Vasallen der Markgrafen von Meißen, weshalb ihre Besigungen, nach dem Erlöschen des Hauses, dem Herzoge Georg zufielen. Dieser bewog die Witwe des Burggrafen Hugo gegen eine Summe Geldes ihm die zu ihrem Leidsbdinge bestimmte Herrschaft Penig abzutreten¹⁷⁾.

15) f. Hortleder, Von den Ursachen des teutschen Krieges. I. Th. 2. Bd. Wiedeburg in f. Reinen Schriften das eine Chrenrentung des Kantslers Otto von Pöck verucht. 16) Petrus Althaus in Geneal. Comit. Lein. apud Menckes I. c. T. III. p. 333 will die Familie der Burggrafen von Leisnig von dem Grafen Würecht von Gersich abstelen. Wüderigt ward er von C. H. Schwarz in f. Memoria priscorum Comitum et Burggravium Lein. (Leip. 1730. fol.) und von Schöttgen in f. Hinst. Burgr. de Lein. P. 4. und in f. Diplom. Tom. II. p. 336; vergl. Wüder, Das Burggrafthum Meissen (Leipzig 1842), wo man interessante Notizen über die Burggrafen von Leisnig findet. 17) Regl. Schöttgen a. a. D. Nr. 31. S. 351. Nr. 52. S. 363.

Dem Pappst dankte Georg bald nach seiner Rückkehr von dem Reichstage zu Augsburg den Orden des goldenen Vlieses. Sein Glaubenseifer, der ihm die Gunst des Oberhauptes der Kirche erwarb, entfremdete ihn der brüderlichen Liebe. Lebhaft gab Georg seine Mißbilligung zu erkennen, als sein Bruder, der Herzog Heinrich, in seinem kleinen Gebiete, den Ämtern Greiberg und Bollenstein, 1537 die evangelische Lehre verbreitete, und bald nachher auch dem schmalkaldischen Bunde beistrit¹⁸⁾. Schon vor der ersten, in Heinrich's Gebiete angelassenen Kirchenvisitation, im Mai 1537, hatte Georg, obson vergeblich, ihn von seinem Vorhaben abzurufen gesucht. Auch seine spätern Ermahnungen, als Heinrich die Reformation in seinen Landen eingeführt hatte, blieben fruchtlos. Bei seinem Entschlusse beherrschte Heinrich auch da noch, als Georg ihm drohte, daß er durch die Verheirathung seines Sohnes Friedrich ihn von der Erbfolge ausschließen wollte. Dem genannten Prinzen, der bloßsinnig war, hatte Georg auf einem Landtage (1537) die Regierung zugesichert, unter der Bedingung, daß er sie an der Seite von 24 Räten führen sollte¹⁹⁾. Da sich Heinrich seines Bruders Ansichten nicht fugte, vermaßte Georg seinen Sohn Friedrich mit Agnes, einer Tochter des Grafen Ernst von Mansfeld. Friedrich starb indessen bereits vier Wochen nach seiner Vermählung²⁰⁾. Georg's älterer Sohn Johann, mit Elisabeth, der Landgrafen Wilhelm II. von Hessen Tochter, vermählt, war bereits 1537 ohne Erben gestorben²¹⁾.

In seinen Entwürfen getäuscht, versuchte Georg noch ein Mal, durch seine auf einem Landtage zu Witwenda verammelten Räte seinen Bruder Heinrich zur Rückkehr zur alleinregierenden Kirche zu bewegen. Unter dieser Bedingung machte Georg sich anheischig, ihm noch bei seinen Lebzeiten die Herrschaft über die meißnischen Lande abzutreten. Als auch dieser Versuch scheiterte, beschloß er, dem Hause Oesterreich die Erbfolge in Meissen zuwenden. Er ließ ein Testament entwerfen, in welchem er zwar seinen Bruder Heinrich und dessen Söhne Moriz und August zu Erben seines Landes bestimmte, doch nur unter der Bedingung, daß in der Religionsverfassung seiner Staaten Nichts geändert

18) f. Seckendorf I. c. p. 149. Beißer's Geschichte der teutschen Staaten. 2. Bd. S. 237 fg. 19) f. Spauldier I. c. apud Menckes T. II. p. 2134. 20) Über die Unfähigkeit des Prinzen Friedrich zur Regierung und seine Vermählung mit der Gräfin Agnes von Mansfeld, wie über seinen Tod vergleiche man die übereinstimmenden Berichte der Seckendorf I. c. Lib. III. f. 71. p. 208 u. 212, wo mit Beziehung auf ein Zeugniß des Kurfürsten Johann Friedrich erwähnt wird, daß der Herzog Friedrich veneris uis et medicamentis violentis sich den Tod zugezogen habe. Cod. Lüs. berichtet auch (der Seckendorf I. c. p. 213): Invalorescit auspicio, suscipiantur pluribus, ambobus Principes nostros veneno perisse, mox Seckendorf noch die nöthige Erläuterung gibt. Der Bericht einer Bewilligung scheint grumblos. Vergl. Nagelberger's dankbessende Geschichte Ludwigs und seiner Zeit, herausgegeben von Rudolph C. (Zena 1850) S. 73. 21) Es soll dem Trunke ergeben gewesen sein und dadurch seinen Tod beschleunigt haben; f. Nagelberger a. a. D.

würde"). Sonst sollten dieselben dem Kaiser und dem römischen Könige Ferdinand so lange gehören, bis einer von jenen die erwähnte Bedingung erfüllt haben würde"). Nach vor der Unterzeichnung dieses Testaments, das an und für sich nach den sächsischen Hausgesetzen keine Gültigkeit haben konnte, starb Georg am 17. April 1539 im 68. Jahre. Er war unter den sächsischen Herzogen der letzte, der in Meissen beerdigt ward.

Ueber sein Lebensende schreibt Gschlössl 23): „Nach am Tage vor seinem Tode hielt sich Herzog Georg, obwohl er sich schwach fühlte, nicht im Bette, sondern ließ sich Vortrag abhören. Er aß aber Nichts und nahm von vier Ärzten Arzneyen. Nachts darauf fühlte er solche Schmerzen, daß er den Pfarrer zu Dresden rufen ließ, um das Abendmahl und die letzte Delung zu empfangen. Er lag eine lange Zeit ganz unbeweglich; dann fing er an zu beten und that nach nochmaligem Nachsich den letzten Aufbruch." Eine andere Nachricht 24) sagt von dem Herzoge Georg: „Er ward geschwinde todtkrank an einem ungewöhnlichen Zufall, also, daß er nicht natürlicher weise unter sich, sondern über sich durch seinen Mund seinen eigenen Mist mit großem Unlust und Verdruß seiner Wärter von sich geben und sein Leben zu großem Gefahrdanden mußte." Mit diesem Berichte stimmt Melanchthon's Angabe überein, daß Georg an der Cholera gestorben 25).

Seine Gemahlin, Barbara, eine Tochter des Königs Kasimir III. von Polen, hatte ihm, außer seinen bereits erwähnten Söhnen Johann und Friedrich, zwei Töchter, von denen die ältere, Christine, 1523 mit dem Landgrafen Philipp von Hessen, die jüngere, Magdalena, 1524 mit dem Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg vermählt ward. Jene starb 1549, diese bereits 1534 26), gleichzeitig mit ihrer Mutter.

Mit Georg hatte die römische Kirche ihre festeste Stütze verloren. Zu bedauern ist, daß ein Fürst von so guten Eigenschaften seine bessere Ueberzeugung großen-

theils einem individuellen Vorurtheile, seiner persönlichen Abneigung gegen Luther, zum Opfer brachte, und daß dadurch sein Leben, das Anfangs zu schönen Hoffnungen berechtigte, verfehlt und zertrübt ward. Von hartnäckigem Widerwillen gegen Einzelheiten geleitet, verschwor er sich gegen das Ganze, und ward der Unterdrücker einer Sache, zu deren Schirm er geboren war. Das blinde Verdamnungsurtheil, welches seine Feinde, namentlich Luther, über Georg aussprachen, darf man nicht unbedingt unterschreiben. Bei dem großen Irrthume, in welchem er befangen war, traten doch in seinem Charakter einige Lichtseiten hervor, seine Debarlichkeit und Treue, sowie der Edelmut, mit welchem er verschmähte, sich kleinliche Mittel zu bedienen, um sich an seinen Feinden zu rächen. Er bewies dies, als er, wie früher erwähnt, auf dem Reichstage zu Worms der Meinung, daß man Luther'n als einem Kezer kein Wort halten dürfe, aufs Heftigste widersprach 27).

b) Georg, Herzog von Sachsen-Meiningen, mit seinem vollen Namen Georg Friedrich Karl, ein Sohn des Herzogs Anton Ulrich, aus dessen zweiter Ehe mit der Prinzessin Charlotte Amalie von Hessen-Philippsthal, war am 4. Febr. 1761 zu Frankfurt a. M. geboren. Unter acht Geschwistern war Georg das sechste und unter den vier Prinzen der jüngste. Kaum zwei Jahre alt, entriß ihm der Tod seinen Vater, der ihn einst aus der Wiege in seine Arme genommen und in prophetischem Geiste geäußert haben soll: „Du wirst einst mein Land glücklich machen!" Mit seinen Geschwistern folgte Georg seiner Mutter nach Meiningen, wohin sie nach ihres Gemahls Tode (1763) ihre Residenz verlegt hatte. Durch ihren liebenswürdigen Charakter, in welchem Milde und Humanität die Grundzüge bildeten, ging sie ihren Kindern mit edlem Beispiele voran. Sie führte mit Umsicht die Administration, bis ihr ältester Prinz, August Friedrich Karl Wilhelm, 1775 majorann geworden war. Georg stand bis zum J. 1782 unter ihrer Vormundschaft. Um diese Zeit ward er Mitregent seines Bruders, bis er nach dessen frühzeitigem Tode, den 21. Juli 1782, zur Allein Herrschaft gelangte.

Seiner Mutter verdankte Georg eine sorgfältige Erziehung, welche der bekannte Mineralog Johann Ludwig Heim und der Minister Freiherr von Dürheim leiteten. Georg zeigte früh ein lebhaftes Interesse für alles Edle und Schöne. Schon in seinem Knabenalter zeigte sich sein lebhafter großer Sinn für Wahrheit und Recht in einer edlen Frömmigkeit, die gleichwohl nie in Annäherung ausrückte. Seine Fähigkeiten entwickelten sich schnell unter einem rastlosen Streben, seinen Geist auszubilden und mit nützlichen Kenntnissen zu bereichern. Sein von Natur harter und schwächlicher Körper erlag fast unter dieser Anstrengung. Die Weisheit seines Geistes verrieth, daß er von seinem Vater, der ihn in

22) f. dies Testament in König's Reichsarchiv. Part. spec. Cons. 2. p. 270 und bei Grevolius / L. c. III. p. 212. 23) Bei Melanchthon a. d. S. 1160 wird mit Beziehung auf Staden, Ibanus u. W. berichtet: „Fama fecit Georgium, antequam e vita migravit, deliberasse, omnes sua ditiones ad Regem Bohemiae transferre, quod cum rem et ad auditorem quietum et ad religionis, quam ipse colebat, armatamentum plurimum conducere putaret. Verum mortis preventum: ad effectum deducere consilium non potuisse." Bald bei Melanchthon als Bericht hingefügt ist, erwähnt Grevolius (l. c. p. 212) als durchaus zuverlässig. Schon Melanchthon selbst ebenso bestimmt an Camerarius (Corp. Reform. Vol. III. p. 711) nach Georg's Tode: „Dux mortuus rem inauditam in Germania molitus est, ut excludo fratres et ceteris haereticis traderet. Illud non alienum, sed haec jam agentem et parantem mors anteverat. Haec quia vera sunt, solo dubitante perscribere et existimo cum cognoscenda tum memoria conservanda esse." Bergl. Kagerberger a. a. d. S. 73. 24) In seinen Briefen an K. Kaiser (Wösl 1550). S. 244. 25) f. Kagerberger a. a. d. S. 74. 26) In dem vorhin erwähnten Briefe an Camerarius heißt es von Georg: „Mortuus est intra paucos dies 70. annos, quam ego animi commotionibus ortum esse iudico." Bergl. Blätter für literar. Unterhaltung. 1850. Nr. 129. 27) f. Giesey's Kern des Hauses Sachsen S. 106.

28) Bergl. Michaelis's Geschichte der teutschen Kurfürsten. I. Th. S. 217 ff. Heinrich's Handbuch der sächsischen Geschichte. 2. Th. S. 299 ff. Meyner's Geschichte des sächsischen Volkes S. 217 ff.

hohem Alter erzeugt hatte, verzärtelt und dem Genuße der freien Natur fast gänzlich entzogen worden war. Daß Georg's physische Kräfte gestärkt werden mußten, ward seinen Erziehern bald fühlbar. Durch körperliche Bewegung in dem Schloßgarten und den benachbarten Inseln, durch Graben und andere ländliche Beschäftigungen wich die bleiche Farbe von Georg's Wangen, und die Gesundheit des Körpers hielt bald mit der Gesundheit der Seele gleichen Schritt.

Georg's Erziehung war einfach; aber sie umfaßte Alles, was der Mensch als solcher wissen muß, wenn er einst in seinem Kreise mit Nutzen wirken will. Die Resultate des Wissenswürdigsten in ihren mannichfachen Formen und Systemen wurden ihm mitgetheilt, das Detail der Künste und Wissenschaften und das Speculative ward bei dem Unterrichte, den er empfing, nur beiläufig berührt, und Alles übergangen, was bloß zur Theorie gehört und im praktischen Leben von geringem, oder gar keinem Nutzen ist. Ihn in Georg den Sinn für Mathematik zu wecken, erhielt er die zu dieser Wissenschaft nöthigen Figuren zierlich aus Holz geschnitten. Er vertauschte sie inessen bald mit andern, die er aus weisem Ehne bildete und dabei den Vortheil hatte, sie nach Willkür wieder umformen zu können. Unter diesen Beschäftigungen entwickelte sich sein Talent für Architectur, sein Geschmac für Gartenanlagen und andere Verschönerungen in den Gegenden, die ihm zum Aufenthalt dienten. Wichtig für die Ausbildung seines Geistes ward besonders der Umgang mit Menschen aus allen Ständen. Durch die Bekanntschaft mit ihrem Thun und Treiben erhielten Georg's Lebensansichten, bei aller Einfachheit seiner Erziehung, dennoch eine gewisse Vielseitigkeit. Zu der offenen Hingebung, die sein Zugendgefühl rein erhielt, stellte sich die Freundschaft und gartem Gemüthe reifte er unter zweckmäßiger Leitung zu einem kräftigen Jünglinge heran. Für alles Große, Gute und Schöne zeigte er die lebhafteste Empfänglichkeit, die ihn noch in spätern Jahren ergriff, wenn sich zufällig das Gespräch auf seine Jugendzeit lenkte.

Begleitet von seinem ältern Bruder, seinem Oberhofmeister, dem Freiherrn von Dürckheim, und seinem Instructor, dem nachherigen geheimen Rathe von Vibra, unternahm Georg in seinem 14. Jahre (1775) eine Reise durch den westlichen Theil Deutschlands bis nach Strassburg. Den Aufenthalt in dieser Stadt benutzte die beiden Prinzen zum Unterrichte im Fichten, Latinen und im Französischsprechen. Von Strassburg reisten sie durch einen Theil der Schweiz über Zürich, Bern, Lausanne und Gené nach dem südlichen Frankreich. Lyon war das Ziel ihrer Reise. Georg's Wissbegier und seiner scharfen Beobachtungsgabe entging kein Gegenstand, der in politischer, wissenschaftlicher und naturhistorischer Hinsicht ein allgemeines Interesse darbot. Bereichert an mannichfachen Kenntnissen und Erfahrungen, kehrte er im März 1776 nach Meiningen zurück.

Da das Recht der Erstgeburt dort noch nicht ein-

geführt war, sollte Georg mit seinem ältern Bruder, der 1775 majorenn geworden, die Regierung gemeinschaftlich führen. Um jedoch jeder Störung der brüderlichen Eintracht vorzubeugen, ward Georg für einen Wirkungskreis bestimmt, der ihn von der Staatsverwaltung beinahe gänzlich ausschloß, so daß sein Bruder, wenn auch unter gemeinschaftlichem Namen, als eigentlicher Regent des Landes zu betrachten war. Schon früh hatte sich Georg aus eigener Neigung dem Militairstande gewidmet. Selbst seine bisherige Erziehung war darauf berechnet gewesen. Nach der Rückkehr von seinen Reisen ertheilte ihm der württembergische Major von Löwenstern, der mit dem Range eines Oberstlieutenant nach Meiningen berufen worden war, gründlichen Unterricht in den Militairwissenschaften. Alle seine Spiele und Unterhaltungen hatten seitdem einen militairischen Anstrich. Mehrere Jünglinge von gleichem Alter bildeten sein Corps. Sie versammelten sich täglich bei ihm, um exercirt zu werden, wo dann Georg das Commando führte, zuweilen aber auch wol in die Reichen der Gemeinen trat. In der Reiskunst brachte er es zu einer ungemeinen Gewandtheit, mit welcher sich zugleich seine Neigung für einen mit aufgeschulsten Pferden besetzten Marssall entwickelte. Die Zeit seines Eintrittes in die militairische Laufbahn war indessen herangerückt. Am 14. Jan. 1781 reiste Georg, in Begleitung des Obersten von Vibra, nach Wien, wo ihn Joseph II. huldvoll empfing, als er den Wunsch äußerte, in kaiserliche Dienste zu treten. Zu Klattow in Böhmen ward er Second-Rittmeister in dem Dragonerregimente Prinz Friedrich von Sachsen-Coburg. Unter der Leitung des k. k. Rittmeisters Schmidt, eines Mannes von tüchtigen militairischen Kenntnissen und einem biedern Charakter, entwickelten sich Georg's Anlagen zu einem geschickten Feldherrn. Mehrere Umstände bewogen ihn jedoch, die kaiserlichen Dienste bereits im folgenden Jahre (1782) wieder zu verlassen. Er war um diese Zeit mündig geworden und trat die Mitregierung an, die er jedoch bald allein führen sollte, da sein Bruder bereits den 31. Juli 1782 zu Sonnenberg im 28. Lebensjahre starb. Georg war nun die einzige Stütze, auf welcher die Fortdauer des meiningischen Fürstenthumes ruhte. Um den Wünschen seiner Mutter, des Ministeriums und des Volkes zu genügen, vermählte er sich den 27. Nov. 1782 mit Louise Eleonore, einer Tochter des Fürsten Christian Albrecht Ludwig von Hohenlohe-Bangenburg.

Das Glück seines Landes in jeder Weise zu fördern, galt ihm, seit er die Regierung angetreten, als eine unerlässliche Fürstenschaft und als Hauptaufgabe seines Lebens. In allen Zweigen der Staatsverwaltung und des Hofhalts traf er wesentliche Verbesserungen und segte durch seine Beharrlichkeit über die mannichfachen Hindernisse, die ihm abweichende Ansichten und verzerrte Vorurtheile entgegenstellten. In dem festen Glauben an ein aufrichtiges Fortschreiten der Menschheit umfaßte sein rasselndes thätiges Geiße das Einzelne und das Allgemeine mit gleicher Liebe. Das Große, wie das Kleine hielt er seiner Sorgfalt gleich werth und trennte

nie das Wohl des Staates von dem Wohle seiner Glieder. Er förderte seines Landes und seiner zum Theil verarmten Unterthanen Wohlstand, und füllte wieder die öffentlichen Kassen, die durch langwierige Proceß und durch den kostspieligen Hofstaat seines Vaters in fremden Ländern erschöpft worden waren.

Sein Hauptaugenmerk richtete Georg auf die Gesetzgebung und Rechtspflege. Aber auch um das Kirchen- und Schulwesen machte er sich vielfach verdient. Manche an und für sich treffliche Einrichtungen hatten sich entweder überlebt, oder mit dem Zeitgeiste doch nicht gleichen Schritt gehalten. Neue Ideen waren in Umlauf gekommen, neue Bedürfnisse wurden rege und manche Verbesserungen nothwendig. Georg's umfassendem Geiste konnte namentlich das Bedürfnis einer Umgestaltung des Justizwesens nicht entgehen. Die richtige Willkür ward durch ihn in die Schranken des Gesetzes zurückgeführt. Manche Befehungen und andere Mißbräuche hatten sich unter der vorigen Regierung eingeschlichen. Diesen Uebeln abzuhelfen war Georg eifrig bemüht. Wo Gute Nichts deutete, den Cobalen und Chicanen bei der Rechtspflege zu steuern, wurden von ihm die strengsten Maßregeln geboten. Ein Hauptmittel, den Ruin eines Landes herbeizuführen, erblickte Georg in der Proceßsucht, die mit dem sinkenden Wohlstande der Unterthanen zugleich ihre Moralität untergrub und zum Wüßthum, zur Verarmung und Unzufriedenheit führte. Wohlthätig wirkte Georg in dieser Hinsicht besonders durch seinen in späterer Zeit, im Februar 1793, von ihm selbst verfaßten Entwurf einer gemeinnützigen Anweisung für Diener und Unterthanen in den herzoglich sachsen-coburg-meiningischen Ländern. Diese Instruction war gleichsam ein für Beamte und Unterthanen abgefaßter Katechismus, der vielfachen Mängeln abhalf und zahllose Rechtschändel verurtheilte oder aufhob, besonders aber den Lauf der Proceß vereinfachte und jedem Staatsbürger seine Pflichten aufs Strengste einschärfte. Georg selbst ging den öffentlichen Beamten in der Verwaltung der Justiz mit eben dem Beispiele voran durch seinen oft gedruckten Abkch von jeder Ungerechtigkeit. Rang und Stand konnten vor seinem Richterhuhle Niemanden von der Strafe geschwinder Handlungen befreien. Entrüstet über einen ungerechten Richterpruch, äußerte er einst nicht ohne Heftigkeit: „Meinen Unterthanen muß Recht werden, wenn sie Recht haben, und wenn ich selbst die Gegenpartei wäre!“

Die Landecollegien und die untern obrigkeitlichen Behörden ließ Georg bei ihrer bisherigen Verfassung. Jeder Vassall und jeder Unterthan war in seinem Eigenthum und Rechte geschützt, und Jedem stand es frei, über sein befristetes Recht bei seiner vorgesetzten Behörde oder durch ein außerordentliches Rechtscollegium sich ein Erkenntnis einzuholen. Georg's Entwurf einer neuen Landesordnung kam zwar nicht zu Stande, doch traf er in dieser Hinsicht wenigstens manche zweckmäßige Abänderungen und Beschränkungen. Er vermehrte die Gerichtsorten, indem er den Beamten eine feste Wohnung anwies. Er erleichterte die Ertheilung der Lehensconsens und traf in

Bezug auf den Concursproceß manche wesentliche Verbesserungen. Im Februar 1798 hob er auch den sogenannten sächsischen Arest auf, der bisher nach der in den meiningischen Ländern recipirten Ernestinischen Proceßordnung üblich gewesen. Bei Besetzung der öffentlichenämter wählte Georg Männer, denen er Kenntniss und Gefühl für Recht und Pflicht vertrauen konnte. Dessenungeachtet war kein Beamter dafür gesichert, daß nicht Georg bei der gerichtlichen Verhandlung über eine Sache, in welcher eine der Parteien sich unmittelbar an ihn selbst gewendet hatte, plötzlich in die Amtsstube trat, um sich von der Justizpflege zu überzeugen. Weder die Länge des Wegs, noch die Witterung, selbst nicht sein Gesundheitszustand konnten ihn in solchen Fällen zurückhalten.

Mit gleichem Eifer erfüllte Georg auch seine andern Fürstenpflichten. Er sorgte für die Sicherheit, Gesundheit und Bequemlichkeit seiner Unterthanen und für Hilfe bei Nothfällen und Gefahren, die sein Volk trafen. Untere seiner Regierung entstand in seiner Residenz eine eigene Polizeicommission, die zwar späterhin mannichfach modificirt ward, doch für sein Land von ungemein wohlthätigem Einflusse war, indem sie mehrere zweckmäßige Verfügungen zur Abstellung nachtheiliger Mißbräuche traf. Die erwähnte Anstalt ward, nachdem sie eine Zeit lang wieder mit dem herzoglichen Regierungscollegium vereinigt gewesen war, kurz vor Georg's Tode unter dem Namen einer Oberpolizeicommission nach des Herzogs eigenen Ideen neu organisiert. Ebenso mußte das war Georg's Entwurf zu einer Polizeicommission für die Stadt Römhild. Die Einrichtung trat im Februar 1800 ins Leben und bewährte sich in der Theorie, wie in der Ausübung auf gleiche Weise als zweckmäßig.

Gute Wege und Straßen hielt Georg für eins der ersten Erfordernis eines civilisirten Staates. Bald nach seinem Regierungsantritte (1783) war mit Verbesserung mehrer zum Theil unsicherer Landstraßen der Anfang gemacht und eine eigene Chausseecommission errichtet worden, die mit unermüdeter Thätigkeit diesen Zweig der Staatspolizei zu ihrem Augmenten machte und so eifrig wirkte, daß schon 1786 ein beträchtlicher Theil neu hergestellter Straßen vollendet war. Ueberall im meiningischen Unterlande wurden mit nicht geringen Kosten treffliche Chausseen angelegt und zu einem schönen Ganzen vereinigt. Außer den Hauptstraßen des Landes, deren Verbesserungskosten theils die herzogliche Kammer, theils die Landschaft durch Gründung eines sehr beträchtlichen Fonds bestritt, sorgte Georg für die Anlage von Chausseen nach der Jasanerie und der Forstakademie zu Dreißigacker, sowie nach Altenstein und Liebenstein. Auch die Anlage des sogenannten Rautenweges zwischen Wernshausen und Altenbreitungen verbandt dem Herzog Georg ihr Dasein. Kurz vor seinem Tode beschloß er ihn noch der Plan, auch in den meiningischen Oberlande von Schalkau nach Sonnenberg und von da nach Reubaus eine Chaussee anlegen zu lassen. Da Georg schon seit 1789 die bisher an Privatpersonen verpachtete fahrende Post selbst übernommen hatte und durch seine eigenen Pferde unterhielt, so gewann auch dadurch das

Reisen an Bequemlichkeit und Schnelle. Der erleichterte Verkehr wirkte nicht nur vorteilhaft für Einzelne, sondern vermehrte auch die Landeseinkünfte an Zoll, Geleit und Transithenen. Die beträchtlichen Kosten des Schaufesbaues wurden durch den Umlauf überwogen, daß derselbe der dabei theilnehmenden ärmeren Volksschlässe Nahrung und Unterhalt verschaffte.

Nicht bloß für die Verbesserung der Landstraßen, auch für die Reinlichkeit und Verschönerung der Städte und Dörfer sorgte Georg mit rastlosem Eifer. Viel verdankt ihm in dieser Hinsicht seine Residenz, die Stadt Meiningen. Schon 1783 erließ Georg die zur Verschönerung der Stadt so heilsame Verordnung, daß jeder Bürger und Hausbesitzer, der das zum Bau oder zur Reparatur seines Hauses nöthige Material aus dem herzoglichen Bauamte beziehen würde, die Hälfte des erforderlichen Wipfes oder Kalkes unentgeltlich erhalten sollte. Georg selbst ließ mehr Gebäude errichten, die der Stadt und Umgegend zu großer Zierde gereichten, wie das Landstabsklosterhaus, das Reithaus, den sächsischen Hof, das Schloßbrauhaus, die Meierei u. a. m. Außer diesen Gebäuden schuf er mehrere Anlagen und Spaziergänge: den englischen Garten, den Schloßgarten, die Esplanaden vor dem Schlosse und die vielen Pappellallen an den Hauptstraßen vor der Stadt. Erst unter Georg's Regierung erhielt Meiningen 1796 eine nützliche Straßenbeleuchtung. Schon in den Jahren 1794 — 1796 waren auf Georg's Befehl die östlichen Stadtmauern niedergeworfen, der aber, dazwischen liegende Raum des Zwingers zu Gemüthsgründen verwendet und an diejenigen Bürger verkauft worden, hinter deren Häusern er lag. In gleicher Weise ward der Zwinger in Römisch umgeschaffen. Erwähnung verdient hier noch der durch Georg's Bemühungen verschönerte Wiederaufbau der nebst der Schmepsenburg fast zur Hälfte niedergebrannten Stadt Salzgungen.

Durch vereinte Kräfte da Hilfe zu gewähren, wo die Kraft des Einzelnen dem Andrang der Noth nicht gewachsen ist, hielt Georg für die Hauptpflicht einer guten Stadt- und Landpolizei. Daher sorgte er für Herbeischaffung beträchtlicher Getreide- und Holzvorräthe, um seine Unterthanen bei gehemmter Zufuhr gegen Mangel und Hunger zu schützen. In Fällen der Noth ließ er die herrschaftlichen Magazine seinen bedrängten Unterthanen öffnen. Oft erregte sich dies unter seiner Regierung, und in den letzten Jahren war es fast unausgesetzt der Fall. Bei dem 1802 schon im Frühjahr eintretenden Getreidemangel trat Georg die wirksamsten Maßregeln zur Verfertigung seiner Unterthanen durch beträchtlichen Kornankauf in fremden Ländern. Jeder Hausvater mußte den jährlichen Betrag seiner Consumption angeben, damit man einen Ueberschlag machen konnte, wie groß die zur Verfertigung des Landes erforderlichen Vorräthe sein mußten, wenn der auswärtige Ankauf beschränkt und die Brennweinbrennereien eingestellt würden. Gleich nach vollendeter Ernte wurden auf Georg's Befehl die zweckdienlichsten Maßregeln getroffen zur sparsamen Erhaltung des Getreides und der

Vertrag der Ernte an jedem Orte des Landes nach den verschiedenen Getreidearten in eigenen dazu gedruckten Tabellen registriert, die dem herzoglichen Regierungs- und Kammercollegium eingeschickt werden mußten. Dige Tabellen zeigten, daß der erbaute Getreidevorrath nur zur äußersten Nothdurft hinreichte und Sparsamkeit höchst nöthig war. Um diese zu erzielen, ward eine besondere Instruction an die Kemter, Stadträthe und Schultheißen erlassen und dadurch einer Zehrung vorgebeugt, wie sie in einer früheren Zeit, in den Jahren 1771 — 1772, den Wohlstand der Bewohner Meinings gerüttelt hatte.

Um seine Unterthanen gegen den Wucher und Betrug zu schützen, zu welchem die Gwinnsucht in Zeiten der Noth oft ihre Zuflucht nimmt, traf Georg auch in dieser Hinsicht zweckdienliche Maßregeln. Dahin gehörte eine neue Wägenordnung, die Bestimmung des Preises mehrerer der nothwendigsten Natur- und Gewerbsproducte, eine 1800 an die Wirthe, Handelsleute, Getreide- und Victualienhändler erlassene Verordnung in Bezug auf richtige Elle, Maß und Gewicht u. d. m. Durch eine ein Jahr zuvor (1799) bekannt gemachte Verordnung, den Handel der Juden betreffend, hatte Georg seine Unterthanen noch ganz besonders gegen Wucher, Betrug und Unterschleif sicher gestellt. Er sorgte aber auch dafür, daß sie sich nicht selbst durch unnöthigen Aufwand und Verschwendung, oder durch Nachlässigkeit und Unvorsichtigkeit ins Verderben stürzten. Schon im Jahre 1784 hatte er strenge Verbote gegen die Betheiligung an auswärtigen Lotto's und Lotterien erlassen. Natürlich und ernst warnte er seine Unterthanen vor einer Verschwendung, zu der sich ihnen dahim keine Gelegenheit dorkte. Auch gegen die verderblichen Hazardspiele, die schon so oft das Glück und die Eintracht ganzer Familien untergraben hatten, erließ Georg im Februar 1790 strenge Verordnungen. Seinem scharfen Blicke, der immer auf die Wohlfahrt seines Landes gerichtet war, entging nicht der übertriebene Aufwand, der in den höheren und mittleren Ständen bei Verlobnissen, Kindtaufen, Begräbnissen und andern feierlichen Gelegenheiten gleichsam zur Norm geworden war. Ein darüber erlassenes Geleit vom 3. 1777 war in Vergessenheit gerathen und neue Arten von Aufwand hatten sich im Laufe der Zeit bei solchen Gelegenheiten geltend gemacht. Beschränkt ward dieser Aufwand durch eine neue und geschärfte Verordnung vom 5. Nov. 1801. So steuerte Georg dem Luxus und der Prachtstiche in seinen Landen in jeder Weise. Zu wiederholten und geschärften Verordnungen und zur Androhung von Strafen sah er sich genöthigt, um das durch Sorglosigkeit herbeigeführte Unglück von Feuerbrünsten zu verhüten. Er sorgte für zweckmäßige Rettungsaussatten und ließ selbst im November 1798 in zwei besonders dazu erbauten und eingerichteten hölzernen Häusern einen Versuch mit dem v. Alen'schen Feuerlöschungsapparate anstellen, um seine Unterthanen von dem Nutzen dieser wohlthätigen Erfindung zu überzeugen und sie von Vorurtheilen gegen die Anwendung derselben zu befreien, wie dies der Fall ge-

wesen war, als Georg 1795 seine Reicerei mit einem Stigabeiter versehen hatte.

Nichts lag dem Herzoge Georg mehr am Herzen, als die innere Ruhe und Sicherheit seines Landes, weshalb er es sich auch zum Gesetze gemacht hatte, daß kein Fremder ohne ein genügendes Zeugniß seiner obrigkeitlichen Behörde über sein sittliches Betragen als Unterthan in seinen Landen aufgenommen werden konnte. Von dem am 12. Dec. 1802 proclamirten fränkischen Kriegesgesetze gegen die Ausbreitung, Abhaltung und Entfernung des Gauner-, Vagabunden-, Dieb- und Bettelgesindels ließ Georg einen Abdruck veranstalten und denselben an die sämmtlichen obrigkeitlichen Behörden seines Landes senden. Er vertheilte und vereinzelte auch das kurz zuvor von ihm errichtete Jägercorps in die Dörfer und Städte, und hielt theils dadurch, theils durch geschärfte Besuche zur Untersuchung der Pässe und zum Ergreifen verdächtiger Personen einen großen Theil der damals umherstreifenden Vagabunden von den Grenzen seines Landes ab. Um den Verkauf gestohlener Sachen zu erschweren, hatte er schon mehr Jahre vorher (1786) sowohl an die Juden, als an die Gold- und Silberarbeiter die Verordnung erlassen, bei Verlust des Kaufgeldes und auf die Gefahr anderweitiger Strafen keine Silberwaaren und Pretiosen einzukaufen, ohne sich noch dem wahren Eigenthümer zu erkundigen.

Für eine der wichtigsten Fürsorgsflächen hielt Georg die Sorge für die Gesundheit seines Volkes. Er betrachtete sich während seiner ganzen Regierung in Bezug auf seine Unterthanen als den Vater einer großen Familie. Ernstlich sorgte er daher für geschickte Aerzte und Wundärzte und für den Hebammenunterricht. Bei ansteckenden Krankheiten und Epidemien erschienen auf Georg's Befehl gedruckte Verhaltensregeln. Mütterlich ermahnte er zugleich die Landbevölkerung, ärztliche Hülfe zu suchen. Um den Vorwand des Kostenaufwandes zu beschwichtigen, erhielten seit dem 9. Jan. 1800 alle Arme und Dürftige im ganzen Lande freie Arznei auf Kosten des Staats. Es wurden aber auch Versukungen getroffen, die ersten Ursachen des Entfinkens und der weiteren Verbreitung ansteckender Krankheiten hinwegzuräumen. Vor dem Genuße schädlicher Nahrungsmittel, dem Eintrinken des Schlachtviehes durch Hunde, dem überhand nehmen des Laster der Trunksucht u. s. w. warnten wiederholte geschärfte Verordnungen seit dem Jahre 1783. Jede Erkundung, die wohlthätig im Leben der Menschen einwirkte, machte Georg's Aufmerksamkeitskreise rege und weckte in ihm den Entschluß, sie auch in seinem Lande zu beugen. Unter der Leitung eines geschickten Arztes ließ Georg einen galvanischen Apparat zu öffentlichem Gebrauche ausstellen. Für das von dem Professor Reich entdeckte Fiebermittel interessirte sich Georg so lebhaft, daß er dem Erfinder sein Geheimniß zum allgemeinen Besten der Menschheit abkaufen wollte, wozu sich jener jedoch nicht verband. Um die Scheu des Volkes vor einem Sicherungsmittel gegen eine der verberberlichsten Krankheiten zu tilgen, ließ Georg im Juni 1801 seinem eigenen jarten Prinzen die von Jenner erfundenen Schutz-

blattern einimpfen. Die wohlthätigen Folgen dieses Versuches dienten wesentlich dazu, das Volk von seinem Vorurtheile zu beilen. Noch kurz vor seinem Tode trönte Georg seine Bemühungen um die Gesundheitspflege seiner Unterthanen durch die Errichtung eines Sanitätscollegium.

Bei dieser rastlosen Sorge konnte Georg den Gedanken nicht unterdrücken, daß die wirksamste Gesetze nur dann Eingang zu dem Herzen des Volkes finden, wenn es den Grundfragen der Religion, Sittlichkeit und Aufklärung huldigt. Dies konnte nur durch Bildungsanstalten erricht werden, die mit dem Geiste und den Bedürfnissen der Zeit gleichen Schritt hielten. Viel war in dieser Hinsicht durch seinen Urgroßvater Ernst den frommen für seine Lande gethan worden und in Absicht auf Religions- und Kirchensachen manche wohlthätige Reform an Licht getreten. Auch Ernst's Söhne und Nachfolger hatten in ihren vereinten Staaten die Anordnungen und Einrichtungen des frommen Fürsten zu erhalten und zu verbessern gesucht. Sie waren aber im Laufe der Zeit veraltet und hatten mit ihrem Ansehen zugleich ihre Wirksamkeit verloren. Georg's heilem Geiste entgingen nicht die Schwierigkeiten, die sich den Verbesserungen des Kirchensystems entgegenstellten, wogewollsame Reformen in Sachen der Religion und des Gottesdienstes gewöhnlich nur erblitten und die Kraft des Volkes spannen, die alte Gewohnheit der Väter zu behaupten. Georg ging daher bei seinen kirchlichen Reformen nur langsam zu Werke. Er rechnete auf die Nachahmungssucht, durch die das Volk meistens eher zum Ergreifen des Guten hingeleitet wird, als durch fürstliche und obrigkeitliche Befehle. Wo diese Rücksichten wegfelen, wagte er rascher und nuthiger Schritte. Er begünstigte die Denk- und Gewissensfreiheit, und durch sein eigenes Beispiel verbreitete er unter denen, die über die Religionswahrheiten verschiedener Ansicht waren, den Geist der Liebe und echt christlicher Toleranz. Schon 1782 waren unter der gemeinschaftlichen Regierung der beiden Brüder manche zweckmäßige Anordnungen in Bezug auf den öffentlichen Gottesdienst getroffen worden. Im J. 1788 trat an die Stelle der bisher üblichen Privatcommunion die allgemeine Beichte. Die Kirchenbuße ward abgeschafft und die Christlichen wurden von der unangenehmen Verpflichtung befreit, Vergehen gegen das sechste Gebot anzugehen. Das in der kaiserlichen Kirchenordnung enthaltene Verbot des Tanzes und der Heiligkeitsfeiern während der Abwesenheit ward aufgehoben. Den Predigern ward in manchen Punkten der Liturgie größere Freiheit gestattet, wodurch der Volkunterricht und die Religionsübung mehr dem Zeit- und Geistesbedürfnisse der Gemeinden accommodirt, den religiösen Ceremonien aber die durch veraltete Formeln entzogene Kraft, Würde und Wärme wiedergegeben ward. Diese Reformen wurden nach und nach erweitert, bis 1802 eine neue Verordnung erschien, in welcher es auch den Predigern auf dem Lande und in den Provinzen zur Pflicht gemacht ward, die in den Kirchen zu verlesenden Capitel und Abschnitte der Bibel

nach dem jedesmaligen Inhalte ihrer Predigten zu wählen und mit selbstverfaßten zweckmäßigen Rubricationen zu begleiten. Um den Predigten selbst mehr Mannfaltigkeit zu geben, sollte künftig nicht bios über die gewöhnlichen ewangelischen Perikopen gepredigt werden. Diese sollten vielmehr mit den Episteln, mit freien Texten und Katechismusausschnitten abwechseln. Der Willsür der Prediger überließ es Georg, eigene oder fremde Formulare beim Gottesdienste zu gebrauchen; doch mußten diese Formulare bei den Visitationen vorgezeigt werden. Das größte und nicht genügend anerkannte Verdienst, das Georg um die öffentlichen und Privatandacht sich erwarb, war die Einföhrung eines neuen Gesangbuches, welchem das bisherige, ziemlich veraltete zuerst in der Pöfliche und hierauf in mehreren wohlhabenden Dörfern weichen mußte.

Die Geiſtlichkeit ihrer hohen Bestimmung immer näher zu bringen, war Georg eifrig bemüht. Eine seiner Verordnungen enthielt den ausdrücklichen Befehl, „zu Völkern und Tugendlehrern nur Männer von Fähigkeiten und gutem Willen zu wählen.“ Auch darin zeigte er sich als ein weiser Regent, daß er die Pfarren, die dem Volke den Pfad zum Heile der Seele zeigen sollten, auch zu Führern auf dem Wege zum leiblichen Wohle erkor und ihnen aus diesem Grunde in den untern Oeconomiecommissionen ihrer Dörfchaften das Präsidium übertrug. Nie dubelte Georg, daß man in seiner Gegenwart eines Standes spottete, der gegründete Ansprüche auf allgemeine Achtung und auf die Bildung des Volkes den entschiedensten Einfluß habe. Aber schärfte Georg auch Gewinnsucht und andere tadelnswürthe Eigenschaften, wenn er sie an einzelnen Mitgliedern jenes Standes bemerkte. Mit Recht forderte er, daß der Religionslehrer seiner Gemeinde in den Tugenden, von denen er predigte, zum Muster dienen sollte. Für die Kircheninspektoren erließ er 1802 eine besondere Instruction, die ihre Pflichten und ihre oft zu weit ausgeübten Rechte näher bestimmte. Auch die mit dem Pfarramte verbundenen kirchlichen Nebenbeschäftigungen erhielten unter Georg's Regierung eine zweckmäßigere Einrichtung. Dies war 1790 der Fall mit den Kirchenbüchern oder Tauf-, Trauungs- und Lebneregistern. Von Nutzen war auch der im J. 1802 erlassene Befehl Georg's, der die sorgfältigste Verwahrung und Erhaltung der zu jeder Pfarrei gehörigen Papiere und Urkunden einschärft.

Religiöse Toleranz war ein Grundzug in Georg's Charakter. Nach seiner Ansicht beruhte die Moralität des Menschen nicht sowohl auf der Meinung des grüßenden Verstandes, als auf der Ausübung edler christlicher Tugenden. Bereits 1785 hatte er den in seiner Residenz lebenden reformirten Glaubensgenossen die Erlaubniß ertheilt, jährlich zwei bis vier Mal, zwar ohne Geräusche, doch bei Orgelspiel und Gesang, in der Waisenhauskirche zu Weiningen ihren Gottesdienst zu halten. Den Katholiken war eine Privatwohnung und späterhin der mittlere Saal in der herzoglichen Kiererei zu ihren kirchlichen Versammlungen eingeräumt worden.

Schon vor dieser getroffenen Einrichtung war während der Anwesenheit des Fürstbischöps von Würzburg erst im Schlosse zu Kassel und dann im Landfischtschause zu Weiningen katholischer Gottesdienst gehalten worden. Erfüllt von dem Geiste echter Toleranz, gab Georg sein lebhaftes Mißfallen zu erkennen, wenn religiöse Sekten sich in die öffentlichen Verwaltungsgeschäfte einmischten und auf die bürgerlichen Angelegenheiten einen gewissen Einfluß zu erlangen suchten. Solcher Anmaßung setzte er gewöhnlich schnell ihre Schranken.

Auf Erhöhung der Eirtlichkeit unter seinem Volke war Georg's Augenmerk ganz besonders gerichtet. Diesen edlen Zweck verfolgend, stiftete er 1801 unter dem jüngeren Theile der Bürgerschaft zu Wafungen einen Verein, dem er den bezeichnenden Namen eines „Instituts zur Beförderung stiftlicher und bürgerlicher Veredlungsbildung“ gab und eigene Gesetze und Statuten verließ. Die Geburt des Erbpriesters fiel in diese Zeit. Dies Ereigniß hatte die Stadt Wafungen durch eine besondere Feier verherrlichen wollen, woran sie jedoch durch einige eingetretene Mißverhältnisse gehindert war. Um sie zu entschädigen, schenkte Georg dem erwählten Institute eine Fahne, mit welcher die gesammten Mitglieder alljährlich am zweiten Pfingstfesttage, als dem Tage der Stiftung, einen feierlichen Umzug halten sollten. Georg machte aber jene Festlichkeit zugleich zu einer religiösen Feier, wodurch sie noch mehr Würde und Bedeutung gewann.

Um Wissenschaft und Kunst machte sich Georg gleichfalls verdient. Was sein Vater Anton Ulrich an seltenen Naturproducten und Kunstschatzen in einer Reihe von Jahren gesammelt, ward aus Georg's Befehl zu öffentlichem Gebrauche aufgestellt. Dem gebildeten Publicum ward dadurch ein fast 20 Jahre in Kisten verborgener Schatz an seltenen Büchern, Naturalien, Münzen, Gemälden und Kupferstichen zur Ansicht eröffnet. Noch kurz vor seinem Tode legte Georg den ersten Grund zu einer Vermehrung der öffentlichen Bibliothek, deren Benutzung er schon seit 1782 gestattet hatte. Er selbst hinterließ eine beträchtliche Privatbibliothek. Im J. 1786 war auch das herzogliche Münz- und Naturalienkabinet mit seiner großen Reichensfolge silberner Kaiserkränzen und einer Menge von rohen und geschliffenen Edelsteinen als eine gemeinnützige Anstalt dem Publicum geöffnet worden. Am lebhaftesten interessirte sich Georg für die Vermehrung der schon sehr beträchtlichen Gemälde- und Kupferstichsammlung, die eine große Zahl von Werken der ältern Meister aus allen Schulen enthielt. Die Kosten des Ankaufs werthvoller Gemälde, Kupferstiche und Handzeichnungen bestritt er einzig aus seiner Schatzkammer. Auch in anderer Weise zeigte sich Georg's Liebe zur Kunst. Er bildete in seiner Nähe ein Liebhabers-theater, unterhielt eine treffliche Kapelle und entwarf 1791 den Plan zur Errichtung einer Zeichenschule, die

29) Man findet diese Statuten, nebst der Beschreibung der Einrichtungsrichtlinien des Instituts, in dem Meiningen gemeinnützigen Taschenbuche aus das Jahr 1802. S. 131 fg.

jedoch durch den zu geringen Antheil des Publicums bald wieder einging.

Eine Reform des Schulwesens war einer von den Plänen, der ihn lange und ernstlich beschäftigte. Um die Verbesserung des Volkunterrichtes in den Dorfschulen hatte sich schon sein zu früh verstorben Bruder, der Prinz Karl, durch Stiftung eines Schullehrerseminars im J. 1776 bleibende Verdienste erworben³⁰⁾. Aber auch Georg unterstützte schon als Prinz jene gemeinnützige Anstalt durch Beiträge und sorgte auch während seiner Regierung eifrig für das Fortbestehen dieses Instituts. Kurz vor seinem Tode kaufte er noch einen bei Meiningen gelegenen Garten, den er dem Schullehrerseminare zur Anlage einer Obstbaumschule schenkte. Im J. 1793 befahl Georg, daß der zu ertheilende Unterricht sich auch auf die Oekonomie erstrecken sollte, damit der Schullehrer auch in dem landwirthschaftlichen Fache die Jugend künftig unterrichten könnte. Georg sorgte zugleich für die Anstellung eines Landesschulinspektors, welchem Georg die Aufsicht über die Amtsführung der angestellten Schullehrer übergab, damit ihr wissenschaftlicher Eifer nicht zu einem bloßen Mechanismus herabfalle. Auch auf die Stadtschulen, in denen bisher mehr für das Gedächtnis als den Verstand, mehr für das todtte Wissen, als für die Erwerbung gemeinnütziger, in das bürgerliche Leben eingreifender Kenntnisse gelehrt worden war, lenkte sich Georg's Aufmerksamkeit. Auch hier traten mannichfache Verbesserungen ein durch Anstellung geschickter und thätiger Lehrer und durch den Entwurf eines neuen und zweckmäßigen Schulplans. Wesentlich erweitert wurde der Unterricht in der 1797 von dem Rhetorik getrennten meining'schen Stadtschule durch die hinzutretende Belehrung in mehreren wissenschaftlichen Fächern, in der Naturgeschichte und Physik, in den Anfangsgründen der Mathematik, Geographie und vaterländischen Geschichte, in der Technologie u. s. r. Für die allgemeine Bildung war es von keinem unwesentlichen Nutzen, als 1799 das früher erwähnte Seminar mit der Bürger Schule in nähere Verbindung gebracht ward. Die Reformen des Schulwesens beschränkten sich jedoch nicht blos auf Georg's Residenz. Im J. 1800 erhielt auch die Schule zu Römhild³¹⁾ und 1802 die Stadtschule zu Suhl eine verbesserte Einrichtung, nachdem der Fond der letztern schon 1801 aus dem St. Johannis-Hospital einen Zuschuß von 7075 fl. rhein. erhalten hatte³²⁾. Noch gehört zu den gemeinnützigen Anstalten, welche unter Georg's Regierung ins Leben traten, die im J. 1800 gestiftete Sonntagsschule. An der Errichtung eines neuen Schulgebäudes, das den Namen Gymnasium Bernhardinum führen sollte, wurde Georg durch den Tod verhindert. Beschäftigt mit dieser Idee und mit der Herbeischaffung der zu diesem Zwecke nöthigen Fonds, suchte Georg, als er vernahm, daß die Bewohner Meiningens den ersten Kirchgang seiner Ge-

mahlin nach der Geburt des Erbprinzen durch eine allgemeine Beileuchtung der Stadt feiern wollten, sie davon abzumahnern. Die öffentliche Bekanntmachung, in der er dies that, verdient als ein schätzbares Document seiner landesbäuerlichen Gesinnungen hier eine Stelle:

„Die sehr herrliche Theilnahme,“ äußerte Georg, „die Freude des Glücklichen erhebt, empfinde ich lebhaft bei den Ausrufungen der allgemeinen Freude meines Landes über die Geburt meines Sohnes und Erbprinzen und bei den sorgfältigen Ermahnungen Einzelner und Vereiner, mich von ihrem Antheile noch lauter und auffallender überzeugen zu wollen. Allein dankbar schreibe ich hier das aufrichtige Bekenntniß nieder, daß meine feste Ueberzeugung von der Theilnahme Aller und besonders der Bürger Meiningens an dieser uns erfreulichen Begebenheit weiterer neuer Beweise nicht bedarf, weil ich von ihrer Liebe überzeugt bin. Ich mache mir es daher zur Pflicht, meinen hiesigen treuen Bürgern, bei der mir hinterbrachten Nachricht von ihrer Entschlieung, am Tage des Kirchganges ihre guten Herzogen mit ihre Freude unter Anderem durch eine allgemeine und mit beträchtlichen Kosten verknüpfte Illumination zu bezeugen, diese Ueberzeugung ausdrücklich zu erkennen zu geben und denselben zu versichern, daß schon ihre wohlgemeinte Absicht, mich dadurch zu erfreuen, ihnen auf meinen Dank neue Ansprüche gibt, aber sie auch zugleich zu bitten, Folgendes zu beherzigen. Der Anlaß, der zu den eigentlichen Schulen sowol, als der zu den Wohnungen unserer verbienenden Schulmänner bestimmten Gebäude, zeugt von ihrer Bauvalligkeit und ihrem einer Reparatur kaum noch fähigen Zustande. Der bekannte Mangel an allem Fond für die hiesigen Schulen und die Erschöpfung der mit der Erhaltung der Schulgebäude bestehenden Cassen entfernt aber noch lange die Hoffnung ihrer Bewohner, gesündere, bequemere und freundlichere Wohnungen zu bekommen. Und doch, wer wünschte es wol nicht, oder bliesse es nicht für Pflicht, den Lehrern unserer Kinder und unsern Kindern selbst gesunde Aufenthaltsorte angewiesen zu sehen? Diesem Zwecke widme ich hiermit freiwillig die Summe, welche ich anfänglich selbst zu einer Illumination des Schlosses bestimmt hatte, und die Beförderung dieses Zweckes soll mir von heute an besonders am Herzen liegen. Einem Jeden überlasse ich nun selbst den Ausdruck, welche Bestimmung von beiden die nützlichere sei. Aber lebhaft wünsche ich, daß alle vielsiecht bereits unterrichteten großen und kleinen Summen, alle ausgesetzt gewesenen großen und kleinen Beiträge, uns einen glänzenden Abend zu verschaffen, jenem Zwecke gewidmet werden möchten, der ein nicht glänzendes, aber gemeinnütziges Denkmal unserer Freude stiften könnte, das einst auch noch den, über dessen Dasein wir uns freuen, an uns erinnern und sich unser dankbar zu erinnern verpflichtet wurde.“

Freund einer vernünftigen Aufklärung bildete und schätzte Georg eine reiche Publicität in seinen Landen. Er achtete auf die in öffentlichen Blättern enthaltenen Rügen mancher Mißbräuche und suchte sie zu beseitigen. Auf seine Kosten erschien seit dem Jahre 1801 das be-

30) f. Meining'schen gemeinnütziges Taschenbuch auf das Jahr 1802. S. 77 fg. 31) f. dies Taschenbuch auf das Jahr 1801.

S. 83 fg. 32) f. ebenbies Taschenbuch auf das Jahr 1803. S. 105 fg.

reits mehrfach erwähnte meiningische gemeinnützige Taschenbuch, das sich ausschließlich mit vaterländischen Gegenständen beschäftigte. Mit vielen Gelehrten des In- und Auslandes stand Georg in Briefwechsel und mehrere verdienstvolle Männer zog er in sein Land, ohne dadurch seine eingeborenen treuen Diener zu beeinträchtigen. Neben dem geistigen Wohle seiner Unterthanen sorgte er auch für ihr leibliches durch Emporhebung des Handels, durch Beförderung des Landbaues, der Viehzucht und der Manufacturen und Fabriken. Ein wohlhabendes Volk hielt er für den schönsten Regenten Schmuck. Sein besonderes Augenmerk richtete er auf die Verbesserung der Landwirthschaft. Der von ihm 1791 entworfen Plan zu einer Landesökonomiocommission bleibt ein schätzbares Document seiner Sorge für die Wohlfahrt seiner Unterthanen³³⁾. Der Regierung gab Georg den Auftrag, jenen Plan möglichst bald zu realisiren, und so erhielt noch in dem genannten Jahre die Oekonomiocommission ihr Dasein, die bereits 1793 in den einzelnen Aemtern, Städten, Gerichten und Dorfschaften völlig organisiert war. Sie zeigte ihre wohlthätige Wirksamkeit in der Urbarmachung oder Bergfärbung und feiler Felsenruden, in befruchtenden Wasserungsanstalten und schönen Baumplanungen, in dem Austrocknen von Sümpfen, Teichen und Morästen u. s. w. Der Acker- und Wiesenbau kam mehr in Aufnahme und die Viehwirtschaft ward sorgfältiger betrieben; mehrere neue Wäldungen wurden angepflanzt und die bereits vorhandenen mehr als bisher gesont. Noch im J. 1802 forderte Georg in einem eigenhändigen Aufsatze die Oekonomiocommission zur Anpflanzung von Baumschulen auf. Er küßte ging mit rühmlichem Beispiele voran, indem er auf allen herrschaftlichen Besitzungen mit unermüdeter Sorgfalt Obstbäume anpflanzen ließ. Ebenso sorgte er für den Futterkräuterbau, der viele Bewohner des Amtes Wohlstand erhob. Wo der Boden, z. B. in dem meiningischen Oberlande, dem Futterkräuterbau nicht günstig war, wurden nicht ohne günstigen Erfolg Versuche mit der Anpflanzung von Kunkelrüben und Hopfen gemacht. Zur Förderung der Oekonomie und für die Viehschäfer von besonderer Wichtigkeit waren die auf Georg's Befehl in den Unterlanden an der Werra unternommenen Wehr-, Kanal- und Uferbaue. Außer mehrern heilsamen Verordnungen, die Viehzucht betreffend, sorgte Georg für das Gedeihen derselben auch 1788 durch die Anstellung eines Vieh- und Rosgarztes für die meiningischen Unterlande. Um verheerende Viehscheuchen von den Grenzen seines Landes abzuhalten, traf er in den Jahren 1796 und 1798 zweckmäßige Vorkehrungsmaßregeln. Die Einführung der Pferdeucht, zuerst 1782 in den Aemtern Frauenreuthungen und Salzungen, dann in großem Maßstabe auf Altstein und an andern Orten, war einig Georg's

Werk; von den Schritten, die er zur Verbesserung des Fortschritts durch eine eigene für dies Fach errichtete Lehranstalt that, geben einige gedruckte Aufsätze eine nähere Nachweisung³⁴⁾. Georg selbst wohnte bisweilen dem Unterrichte bei, um Lehrende und Lernende zu ermuntern. Er verrichtete mehrere Lehren Gehaltszulagen und sorgte in jeder Weise für das Aufblühen dieses Lieblingsinstituts, das eine noch größere Celebrität gewann, als die Societät der Forst- und Jagdsunde in Walterthausen nach Dreißigjährlig verlegt ward. Geizigete Schritte that Georg auch, um den gesunkenen Wohlstand seines Landes durch Förderung des Handels und der Gewerbe zu heben. Er verwendete beträchtliche Summen, um den Handwerker zu beschäftigen, den Tagelöhner vom Müßiggange abzuhalten und der erwerbenden Volksschasse Gelegenheit zu geben, sich Nahrung und Unterhalt zu verschaffen. Mehrere den Handel beschränkende Monopole hob er auf und schützte die Handwerker und Professionisten in ihren Innungen und Richtern. Zugleich beseitigte er manche Mißbräuche, die sich im Handel eingeschlichen hatten³⁵⁾. Er setzte eine eigene Handelscommission nieder, die unmittelbar unter dem geheimen Consilium zu Meiningen stand. Einen ähnlichen Zweck hatte er schon 1787 durch den Plan einer Commercialcommission zu erreichen gesucht, die jedoch durch die Unerschlichkeit einzelner dabei betheiligter Männer scheiterte. Schon einige Jahre früher (1785) hatte Georg eine Porzellanfabrik angelegt und ihren Inhabern sein Schloß Rauenstein für einen mäßigen Preis überlassen³⁶⁾. Auch für andere Nahrungszweige, für die Aufnahme der Wollspinnerei, des Vorchentwrens und Tuchmacherhandwerks sorgte er mit rühmlichem Eifer. Am meisten gewann das Salzwerk zu Salzungen unter seiner Regierung. Durch die mit Schwarzburg-Sonderhausen, besonders aber mit Hildburghausen abgeschlossenen Reccesse schaffte Georg jener Anstalt das nöthige Holz aus dem Auslande, wodurch der Salzgewinn und zugleich der Preis dieses Naturproductes erhöht wurde. Zu den Verbesserungen, die nach und nach in dem Salzwerke stattfanden, gehörten zweckmäßig eingerichtete Oefen in den Kothlen, Versuche, mit Steinkohlen zu feben und Sonnenfals zu bereiten, die Erbauung neuer mit Vornenwänden verkehrter Grabröhren u. d. m. Besonders thätig zeigte sich Georg bei der Auffindung und Fassung eines im Barth'schen Garten zu Salzungen 1799 entdeckten neuen Salzbrunnens³⁷⁾. Eine Idee, die schon mehr

33) Vergl. den in dem Meiningener gemeinnützigen Taschenbuche auf das Jahr 1802 enthaltenen Aufsatz: „Von der herzogl. Oekonomiocommission“ (S. 111 ff.), und den ebend. (S. 121 ff.) befindlichen „Plan zu einer Verbesserung der Oekonomie in den meiningischen Landen und über die Art, sie zu bewerkstelligen.“

34) Plan und Ankündigung der herzogl. meiningischen öffentlichen Lehranstalt der Forst- und Jagdsunde, in dem Meiningener gemeinnützigen Taschenbuche auf das Jahr 1801, S. 91 ff. Verträge für die Studierenden in der öffentlichen Lehranstalt zu Dreißigjährlig bei Meiningen a. d. O. S. 105 ff. Vergl. Malz's Beschreibung der fürstl. und herzogl. sächsischen Häuser und Lande (Kürnberg 1811.) S. 58 ff. 35) Vergl. den Aufsatz: Ueber den Activhandel zu Zonnenberg, in dem Meiningener gemeinnützigen Taschenbuche auf das Jahr 1801, S. 127 ff. 36) f. Meiningener gemeinnützigen Taschenbuche auf das Jahr 1803, S. 200 ff. 37) Vergl. die Beschreibung des Salzwerkes zu Salzungen in dem gemeinnützigen Taschenbuche auf das Jahr 1802, S. 139 ff. Ebend. S. 103 ff. findet man eine „Beschreibung und Zeichnung des neuen Salzbrunnens zu Salzungen.“

Regenten und selbst die Franzosen während des siebenjährigen Krieges lebhaft beschäftigt hatte, ergriff auch in den letzten Jahren seines Lebens der Herzog Georg. Es war die Schiffbauernachfrage der Werra, die jedoch durch die damit verbundenen Kosten Georg's Kräfte überstieg und daher von ihm wieder aufgegeben werden mußte³⁸⁾.

Seinem einfachen und anspruchlosen Charakter gemäß herrschte an Georg's Hofe kein feierliches Ceremoniell. Freundschaftliche Herablassung gegen Jeden, der sich ihm nahte, gewann ihm aller Herzen. Die bescheidenste Bitte, die gerechte Beschwerde fanden bei ihm jederzeit Gehör. Auch der Geringste durfte sich ihm nahezukommen, und zu jeder Stunde ihm mündlich oder schriftlich sein Anliegen eröffnen. Als der Jubelzug zu groß ward, erschien zwar im October 1798 eine öffentliche Bekanntmachung, welche die Ueberreichung von Wittschaften und Vorstellungen aus den Dinstag und Freitag beschränkte. Da aber Georg nie Jemandem ungehört ließ, so ward diese Verfügung bald wieder übertreten und diese Uebertretung, seinem milden Charakter gemäß, stillschweigend gebilligt. Er betrachtete sich seinen Unterthanen gegenüber wie ein Vater unter seinen Kindern, zog theilnehmend mancherlei Gesandungen ein und erleichterte allen, selbst seinen Ministern, Dienern und Freunden die Antwort auf seine Fragen. Dem Schüchternen kam er durch einhörsende Worte zuvor, wenn er nur einigermaßen den Inhalt seines Gesuches errieth.

Gewissenhaft und selbst mit Aufopferung seines Vergnügens ersuchte Georg seine Regentenpflichten. Unermüdet beschäftigte ihn die Sorge für das Wohl seines Volkes, und alle Theile der Staatsverwaltung hielt er seiner Aufmerksamkeit werth. Bei wichtigen Entscheidungen, beim Abwägen verschiedener Meinungen und Ansichten zeigte er eine ungemeine Gewandtheit. Man sah, es waren die Resultate seines ausgezeichneten Talentes, des Einklanges zwischen seinem Kopfe und Herzen. Selbstdenken und Selbsthändeln hielt er für das Hauptverderblichste eines Regenten, **da** nicht den wechselseitigen Parteien an seinem Hofe zum Spielball dienen wollen. Sein lebhaftes Temperament hinderte ihn nicht an der sorgsamsten Prüfung und ruhigen Abwägung eines Gegenstandes. Trotz aller Bescheidenheit, die er oft äußerte, war er sich doch seiner Fähigkeiten, seines hellen Verstandes und richtigen Urtheils so bewußt, daß er zuweilen die ihm gegebenen Rathschläge geradezu verworfen, wenn sie sich seiner Ueberzeugung nicht harmonisiren. Sollte er sich einmal für eine Idee interessiren, so gab er sie nicht leicht auf, und machte sie immer wieder zum Gegenstande seiner Prüfung und seines Nachdenkens. Nicht bloß auf die inneren Angelegenheiten seines Landes lenkte sich seine Aufmerksamkeit. Auch für das Wohl seines Staates nach Außen hin sorgte er mit redlichem Eifer. Gewissenhaft erfüllte er seine Pflichten als treuer Reichsstand, aber behauptete auch seine landesherr-

lichen Rechte benachbarten Fürsten gegenüber. Mehrfache Irrungen, in die er mit dem Hause Sachsen-Gotha einiger Kammergüter wegen gerathen war, hatte er schon im October 1785 beseitigt. Im April 1789 verglich er sich auf einer Conferenz zu Rimbild mit Hildburghausen wegen mehrerer Erbschaftsangelegenheiten. In ähnlicher Weise vermittelte er manche Streitigkeiten mit den übrigen Fürsten der Ernestinischen Linie. Von besonderer Wichtigkeit war der von ihm 1791 geschlossene Successionsvertrag mit Gotha, Hildburghausen und Saalfeld. Einen Zuwachs erzielten Georg's Besitzungen durch die Rittergüter Unterhainichen und Eichenhausen, die ihm als eröffnete Lehen anheim fielen. Außer der Einlösung mehrerer verpfändeten Güter vermehrte Georg seine Besitzungen auch durch vortheilhafte Ankaufe, des Hofes Landeberg (1793), des Wrederhöfen Gutes zu Sulzfeld (1798), der zwischen Bernshausen und Schwollungen gelegenen Eisenhämmer u. A. m. Den mit diesen Ankaufen und den mannichfachen Reissen und Vergleichen verbundenen Aufwand bestritt Georg durch weise Sparsamkeit ohne Nachtheil für seine Finanzen. Die Einkünfte des Landes vermehrten sich sogar wesentlich unter Georg's Regierung, obgleich er zu erhöhten Steuern und Abgaben nicht seine Zuflucht nahm. Die Hauptursachen und Quellen der gesteigerten Reuenen waren Debnung und Pünktlichkeit im Staatshaushalte, die vermehrte Production des Landes und der höhere Ertrag der wirtschaftlichen Benutzung der Kammergüter und Domänen.

Georg's liebste Erholung nach ersonnenen Geschäften waren Gespräche über wissenschaftliche Gegenstände. Er besaß indessen eine solche Vielseitigkeit des Geistes, daß er sich nicht nur mit dem Gelehrten, sondern auch mit dem Krieger, dem Künstler, dem Kaufmann, kurz, mit Personen aus den verschiedensten Ständen aufs Anmuthigste zu unterhalten wußte. Dem Spiele war er abgeneigt; nur in einzelnen Fällen nahm er zum Schach seine Zuflucht. Kraft, Wärme und Klarheit empfanden nicht bloß seinen mündlichen Ausdruck, sondern auch seine Schreibart. Einen Beweis dafür liefert unter Anderem ein Brief von ihm an den Maler Reinhardt in Rom, der mehrer Jahre in Meiningen verlebte hatte. Aus diesem Schreiben geht hervor, wie Georg Gelehrte und Künstler zu sich herbeizog. „Es ist aber außerdem ein redender Beweis für seinen Patriotismus. „Ihr Brief, lieber Reinhardt,“ schrieb Georg dem 10. Febr. 1803, „hat mich sehr angenehm überrascht. Wirklich glaubte ich mich Ihrem Gedächtnisse entziehen und, obgleich ich immer den lebhaftesten Antheil an Allen nahm, was Sie anging, so wollte ich doch nicht durch einen Brief Ihre süßen Träume unterbrechen. Wie konnte ich mir verzeihen, einen Menschen aus dem Schummer unter dunkelnden Drangenbäumen zu wecken? Kennst du das Land ich. Doch ich kenne auch ein Land, in dem sind wir geboren, es heißt Teutschland. Keine Drangenwälder, keine Al-

38) Bergz. Gemeinnütziges Taschenbuch auf das Jahr 1804. S. 198 fg.

39) f. Meiningers gemeinnütziges Taschenbuch auf das Jahr 1805. S. 233 fg.

pen und Enpressen, aber Menschen. Die Landschaft ist nicht so schön, aber besser kassirt. Kein so reiner Himmel wie in Italien, aber reinerer Herzen. Man hat uns unser Vaterland zwar etwas unentfesselt gemacht, aber das alte Blut, die Nahrung unsrer Herzen, konnte man uns nicht nehmen. Hier in meinem Busen schlägt Ihnen auch noch vaterländisches Blut entgegen, und diese Rechte will ich Ihnen mir freuden reichen, sehe ich Sie wieder im Vaterlande. Wohl! zwölf Jahre sind lang genug dem wärmeren Klima gewollt. Lassen Sie die Stimme, die Ihnen aus wüthender Gegend ruft: Hier ist auch ein Herz für dich, sohm zu mir! nicht umsonst rufen. Um Ihnen das Kommen zu erleichtern, will ich die Reisekosten hierher übernehmen. Dafür besuchen Sie mich den Sommer auf dem Altenstein und zeichnen mir dort nach der teutschen Natur und wohnen dort bei mir, versteht sich. Wir wollen uns dann unsrer Fußreise wieder erinnern. Die Gegend um den Altenstein werden Sie etwas verändert finden. Doch, hoffe ich, soll Ihnen der Aufenthalt doch nicht ungemüthlich sein. Mit wahrer Sehnsucht erwarte ich Sie und keine abschlägige Antwort.“

Unter den mannichfachen Beweisen von Liebe und treuer Anhänglichkeit seiner Unterthanen rührte keiner den Herzog Georg mehr, als ihre Theilnahme bei einem unglücklichen Ereignisse, das ihn 1794 betraf. Ein Blitzstrahl entzündete und zerstörte seinen Marstall nebst mehreren benachbarten Gebäuden. Kaum verbreitete sich diese Nachricht, als unaufgefordert die verschiedenen Dorfgemeinden Bauholz herbeischafften, um ihren geliebten Landesvater den erlittenen Schaden zu ersetzen. Gerührt durch diesen edeln Wettstreit, ließ Georg eine am 14. Aug. 1794 eigenhändig geschriebene Dankszugung in die meiningener öffentlichen Anzeigen einrücken. „Es haben mir,“ äußerte er darin, „verschiedene Gemeinden, sowohl aus den hiesigen Centern als auch aus dem Umkreise Römblud, um mir ihre Theilnahme an dem vor Kurzem durch Brand erlittenen Schaden zu bezeigen, theils an Bauholz, theils an Feurage, beträchtliche Beiträge gesendet, daß ich es nicht allein für unbillig halten würde, solche nicht annehmen zu wollen, sondern es auch für meine Pflicht halte, um denselben einigermaßen meine Dankbarkeit zu erkennen zu geben, diesen neuen schönen Beweis ihrer kindlichen Liebe zu mir, ihrem Landesvater, hiermit öffentlich bekannt zu machen, sowie ich ihnen mit dem dankbaren Herzen nochmals versichere, daß ich von ihren guten und treuen Gefinnungen ganz durchdrungen bin. Ich erneuere dagegen ihnen, sowie allen meinen übrigen Landesfindern, die aufrichtigste Versicherung, daß ich stets fortfahren werde, ihr Wohl meine erste Sorge sein zu lassen, und Ruhe hierauf die frohe Hoffnung, daß kein Zufall das glückliche Band trennen werde, welches Vaterseege von einer, und guter Kinder Liebe von der andern Seite zwischen uns geknüpft hat. Das Glück, guter und treuer Unterthanen sich erfreuen zu können, wech ich in seinem ganzen Umfange zu schätzen, und wünsche zum Wohle der Menschheit allen unsern teutschen Fürstenthümern ein gleiches Loos.“

Georg starb, zu früh für sein Land, den 24. Dec.

1803 im 42. Lebensjahre. Seine irdischen Ueberreste wurden, nach seiner eigenen Verfügung, nicht in der unter der Schloßkirche befindlichen Fürstengruft, sondern auf dem Gottesacker zu Meiningen, neben dem Grabe seiner Mutter, beigesetzt. Schon mehrer Jahre hatte er mit einem steten Keper zu kämpfen gehabt. Er glaubte an der Lege zu leiden. Am Tage der Geburtsfeier seines Erbprinzen überfiel ihn die Krankheit, die sein Leben endete. Er fühlte, daß seine Kräfte schwanden und schien den Gedanken an Wiedererzengung gänzlich ausgegeben zu haben. Seine Geisteskräfte blieben ungeschwächt. Drei Tage vor seinem Tode fühlte er sich wieder wohler, als bisher. Mit Thränen sagte er zu seiner Gemahlin und den Freunden, die ihn umgaben: „Nehmet das Sterben würde ich keine Thräne vergießen; aber das Dankgefühl, daß ich mich wieder gerettet glaube, rührt mich zu Thränen. Ich habe ja,“ fügte er hinzu, „des Guten viel in dieser Welt genossen.“ „Aber auch des Guten viel gekostet!“ unterbrach ihn einer der Anwesenden. „Das,“ gab Georg zur Antwort, „wird der Erfolg zeigen! man muß ja auch Untermuth überlassen.“ Seine trauernde Gemahlin tröstete er mit den Worten: „Du kannst ruhig sein, wenn ich sterbe, denn ich hinterlasse dir treue Diener und gute Unterthanen.“ In den ersten Tagen seiner Krankheit unterließ er sich mit seinen Kindern über die Weihnachtsfreuden, die er ihnen hatte bereiten wollen und fügte nicht ohne Wehmuth hinzu: „Die Mutter wird euch nun beschweren lassen, und ich sehe mich in einen Wagen mit Betten und fahre weit, weit fort und komme nicht wieder.“ Oft klagte er beim Erwachen aus seinen Fieberphantasien: „Wenn ich nur die tausendertel Traumbilder vor meinen Augen wegbringen könnte!“ Aber auch wohlthätig waren diese Phantasien für seinen Geist, der selbst in den letzten Lebensstunden sich noch mit Ideen beschäftigte, die er auszuführen begehrt hatte. So rief er einst, aus einem Traume erwachend, seinem alten treuen Kammerdiener zu: „Mein Brennhard ist doch ein gutes Kind. Hast du nicht gehört, was er seiden sagte? Er hat mich versichert, es solle Nichts von dem liegen bleiben, was ich begehnen; er will fortbauen, wo ich aufhöre.“

Von seinen Unterthanen, deren Achtung und Liebe er sich in hohem Grade erworben, wurde Georg innig betrauert. Aber auch auswärts erregte sein Tod viele Theilnahme. Schiller, der ihn während seines Aufenthaltes in Meiningen in den achtziger Jahren persönlich kennen gelernt hatte, schrieb aus Weimar den 5. Jan. 1804 *) an seine Schwester, die vermittelte Hofrätin Christophine Reimbold in Meiningen: „Der Tod des guten Herzogs von Meiningen hat uns recht herzlich betrübt. Ich hatte ihn in den letzten Zeiten wahrhaft lieb gewonnen und er verdiente auch als ein guter Mensch Achtung und Liebe. Wehe der Himmel, daß man im meiningischen Lande nicht Ursache habe, diesen Verlust noch lange zu betrauern.“

40) J. Gustav Schwab, Urkunden über Schiller und seine Familie (Stuttgart 1840.) S. 55.

Georg's Bildniß befindet sich vor dem Meiningschen gemleinlichen Taschenbuche auf das Jahr 1805¹⁾.
(Heinrich Döring.)

20) George, Herzoge von Schlesien.

a) Georg I., Herzog von Schlesien-Brieg. — Der piastische Herzog Johann I. von Brieg, Lüben und Eiegniß, der zu Brieg residirt hatte, hinterließ einen Sohn Namens Friedrich I. Bei seinem Tode (im J. 1488) hinterließ Herzog Friedrich seiner Witwe Ludmilla (sie war eine böhmische Prinzessin, Tochter des berühmten Herzog Boleslaw) zwei unmündige Söhne, Friedrich und Georg. Die kluge und gewandte Ludmilla führte 15 Jahre lang die Regentschaft zum Segen des Landes; als Oberverwalterin erzog sie ihre Söhne vortreflich, hielt sie zur Gottesfurcht und andern fürstlichen Tugenden an. Als sie am 20. Jan. 1503 starb, übernahmen ihre Söhne die Regierung. Nachdem sie zwei Jahre gemeinsam geherrscht hatten, theilten sie sich im J. 1505 in das Land, so daß Georg, als der jüngere, Brieg, Friedrich das Uebrige erhielt. Georg war im J. 1483 geboren worden; zur Vollendung seiner Erziehung hatte er sich als heranwachsender Jüngling an den Hof des Kaisers Maximilian I. begeben und in allen ritterlichen Künsten ausgebildet, auch die Liebe des Kaisers und anderer Großen gewonnen. Leider aber brachte er auch einen übermäßigen Hang zu Lustbarkeiten und um Umgang mit „großen Herren“ mit; dies trieb ihn dann auch dazu, in Brieg einen glänzenden Hof zu halten, seine Tage durch Ritterspiele, prächtige Bankette und Gesellschaft anderer Fürsten zu verkürzen, und dadurch die Finanzen des Landes zu erschöpfen. Im Jahre 1512 begab er sich in Gesellschaft des Herzogs Bartholomäus von Münsterberg nach Krakau, wo die Hochzeit des Königs Sigismund von Polen mit Anna, der Tochter des Fürsten Stephan von Siebenbürgen, glänzend gefeiert wurde. Da erregte denn Herzog Georg die Bewanderung der Polen durch seine Geschicklichkeit im Turnier und Ringkämpfen. Zwei Jahre später (1514) heirathete er selbst; Anna, Tochter des Herzogs Boguslaw X. zu Pommern, eine Prinzessin von berühmter Schönheit, ward seine Gemalin. Die Hochzeit fand in Stettin statt; indessen veranstaltete Georg nachher zu Brieg eine prächtige „Heimführung“ seiner jungen Gemalin, wo der ganze Adel des Herzogthums sich betheiligte. Georg gewann von seiner Gemalin keine Nachkommen, und starb schon am 30. Mai des J. 1521; er ward in dem fürstlichen Erbgräbnisse zu Brieg beigesetzt. Seine Witwe residirte nachmals auf ihrem Witwenhof zu Lüben und starb im J. 1550. Da Georg I.

ohne Leibeserben dahingeschieden war, so fiel sein Herzogthum Brieg an seinen Bruder, den Herzog Friedrich II. von Eiegniß. Dieser Fürst, der (in den Jahren 1523 bis 1534) das Land im Luther'schen Sinne reformirte, und im J. 1537 mit dem Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg die bekannte Erbverbrüderung schloß, erzeugte mit seiner zweiten Gemalin Sophia Maria, einer Tochter des Markgrafen Friedrich von Ansbach, zwei Söhne: Friedrich, im J. 1520, und Georg, im J. 1523 geboren.

b) Der jüngere Sohn, nachmals Georg II., Herzog von Schlesien-Brieg, eine liebenswürdige und begabte Persönlichkeit, kam schon früh zum Regiment. Im Frühjahr 1539 nämlich verließ sein Vater die Landstände des Herzogthums Brieg, stellte ihnen den jungen Prinzen als seinen Nachfolger vor und ließ ihm huldigen. Bei dieser Gelegenheit ertheilte Friedrich II. viele Privilegien; unter Anderem der Stadt Brieg das Recht, mit rothem Wachs zu siegeln. Bald darauf, im J. 1543, ward Georg II. um der brandenburgischen Erbverbrüderung mehr Huld zu geben, mit Joachim's II. von Brandenburg Tochter Barbara vermählt; obwol nur aus politischen Gründen geschlossen, nahm diese Ehe doch einen sehr glücklichen Verlauf. Als dann zwei Jahre später (1547) Friedrich II. starb, übernahm Georg II. das Herzogthum Brieg und die wohlfahrenden Ämter, während sein älterer Bruder Friedrich III. Eiegniß und den Pfandbesitz von Münsterberg und Grandenstein erhielt. Dabei zwang jedoch der römische König Ferdinand I., der als König von Böhmen Lehnsherr der Herzoge war, und der bekanntlich schon 1546 die brandenburgische Erbverbrüderung seinerseits für null und nichtig erklärt hatte, den Herzog Georg, in einem besondern Revere diesem Erbvertrage zu entsagen. — Georg wird als einer der vortreflichsten Fürsten gerühmt, die Brieg und Schlesien überhaupt je besaßen. Sein väterliches Regiment erschien in einem noch vortheilhafteren Lichte, wenn man daneben sah, wie sein Bruder Friedrich III. durch lästerliche und schwelgerische Wirthschaft, tolles Treiben und rohe Gewaltthatigkeiten das lügnerische Land elend machte. Seine Thronerben (unter Anderem wollte er sein Land dem Könige Ferdinand I. verkaufen, was sein Bruder hintertrieben zu haben scheint; auch trat er, obwol Frankreich zur Zeit mit dem teutischen Reiche im Kriege lag, in französische Dienste) veranlaßten endlich Ferdinand I., ihn im J. 1551 seines Fürstenthums zu entsetzen und dessen Leitung dem Herzoge Georg zu übertragen. Dieser ließ nun für Friedrich's Sohn Heinrich, seinen Neffen, Eiegniß durch einen Herrn von Schweinitz verwalten; den jungen Heinrich ließ er an seinem Hofe zu Brieg erziehen. Nach einigen Jahren gelang es dem Herzoge Friedrich, durch einflußreiche Verwendung in Wien wieder zu seinem Lande zu kommen, trieb es aber so toll, daß er 1560 abgemals abgesetzt, und nunmehr in einem Thurne des lügnerischen Schlosses als Gefangener eingesperrt werden mußte; er starb 1570. Sein Sohn Heinrich übernahm nun die Regierung von Eiegniß, sollte jedoch Georg's II. Autorität in allen Dingen zu Rathe ziehen. Wie dann

41) Bezgl. Georg, Herzog von Sachsen-Saargau-Meinungen. Ein biographisches Gemälde von G. E. G. Emmrich, in dem Meininger gemeinnützigen Taschenbuche auf das Jahr 1805. S. 51 ff. Papst's Nationalchronik. 1804. S. 1. 4. S. 30 ff. Weyermann's Historisches Handbuch. 1. Th. S. 252 ff. Heinrich's Handbuch der sächsischen Geschichte. 2. Th. S. 718 ff. Deutschland. (Gotha 1808.) 1. Bd. 1. Hft. Nr. 11. Bauer's Neues histor.-biograph.-literarisches Handwörterbuch. 6. Bd. S. 476 ff.

1) Huch. 1. B. u. 2. Hft. Seiten. LX.

auch dieser Fürst seit 1508 föderlich zu werden begann, und im Jahre 1571 sein Bruder Friedrich IV. Mitregent wurde, gehört nicht mehr hierher.

Dagegen genies Georg II. von Anfang an das höchste Ansehen; freilich brachte das auch mit sich, daß er, obwohl ein eifriger Lutheraner, doch durch König Ferdinand I. genöthigt ward (6. April 1551), mit dem Bisthofs von Breslau und dem Ritter Gotzke eine Commission zu bilden, die bestimmt war, die katholische Geistlichkeit wider die schlesischen Stände zu schützen und ihr zu ihren vielfach entzogenen Gütern wieder zu verhelfen. Auch sonst nehmen die Religionsangelegenheiten einen großen Raum in der Geschichte dieses Fürsten ein. Georg II. war, wie eben erwähnt, ein sehr entschiedener Lutheraner; das Wort seines Vaters führte er im Detail durch, indem er Schritt für Schritt Kirchen und Consistorien mit qualifizirten Leuten besetzte (Oberpfarrer in Stadt und Landtschitz Briez ward damals Christoph Pfrumber), kirchliche Gebäude des katholischen Schmuckes entleerte und theilweise umbaute. Ein Theil von früher geistlichen Gütern ward freilich zu der herzoglichen Rentkammer geschlagen, z. B. die Kloster-güter des ausgeführten Nonnenklosters zu Strehlen. Das Meiste dagegen ward angemessen zu geistlichen und Schulzwecken verwandt. So wurden arme Theologen in Wittenberg freisigig unterstützt; es wurden vorzugsweise die schon von Friedrich II. eingelegenen Güter der fürstlichen Stiftskirche zu St. Hedwig in Briez dazu verwandt, die Geistlichen an der neu erbauten Stifftkirche zu besolden, und namentlich (im J. 1564) in Briez ein vortreffliches Gymnasium zu begründen und reich auszustatten (es ward am 10. August d. J. eröffnet). Dabei verstand es der Herzog, mit den katholischen Großen in Schlessen in gutem Einvernehmen zu bleiben. Wir erfahren, daß er namentlich mit dem reformfreundlichen, dein Bisthofs von Breslau, Martin Gersmann (seit 1574), auf freundslichem Fuße und in Briefwechsel stand; beide treffliche Männer legen unter Anderm (im J. 1551) im Auftrage des Kaisers Rudolf II. einen Zwist bei, der zwischen dem Domkapitel und der Stadt Glogau wegen Einziehung der dortigen Pfarrkirche ausgebrochen war. Weniger tolerant war Georg dagegen, vollkommen entsprechend der traurigen Verbitterung der Lutheraner seiner Zeit gegen die Schwaeferkirche, gegen die Calvinisten; namentlich duldete er unter der Geistlichkeit keine Hinnäherung zum Calvinismus. Als ihm eines Tages der Lehrer seiner Söhne, Magister Lorenz Zifler, unerwartet erklärte, bei der Lehre vom Abendmahl geirrt, seit einem Vierteljahre seine Meinung zu Gunsten der reformirten Lehre geändert zu haben und dafür sterben zu wollen, beschloß ihm der Herzog, sofort seine Stelle aufzugeben und binnen acht Tagen das Land zu räumen. Doch ließ er sich in diesem einen Falle später besänftigen, und duldete sogar nachmals den Zifler als Rector (seit 1582) der brierger Schule. Noch in anderer Weise folgte Herzog Georg den bedeutlichen Einflüssen dieser Zeit; nämlich in der Neigung der protestantischen Fürsten, zuweilen direct und ge-

waltsam in die geistlichen Angelegenheiten einzugreifen. So ließ er z. B. im Jahre 1562 den sonst trefflichen, aber einer sehr harten Kirchengucht zugewandten Pfarrer Georg Zilens in Goldberg auf die einseitige Klage der Familie eines Bergknappen cassiren, dem wegen seines wußten Lebens Zilens das Abendmahl auf dem Sterbebette verweigert hatte. Der bittere Zabel, den der Superintendent von Liegnitz bei einem Besuche Herzog Georgs über das rasche Verfahren des Herzogs von der Kanzel herab ausgegossen hatte, erbitte den Fürsten in hohem Maße. Bald nachher ließ er daher (11. April 1563), den gesammten Clerus seines Landes in Briez sich versammeln, und nöthigte denselben die Erklärung ab: „Georg habe als Herzog das Recht, im Nothfalle auch in Kirchensachen und über kirchliche Personen ein entscheidendes Urtheil zu fällen.“ Und als eine kleine Minorität, Hofprediger und Superintendent Eising von Briez und Superintendent Jenzky von Chlau an der Spitze, dem widersprachen und wenigstens stets die Zuziehung der Geistlichkeit bei solchen Urtheilen verlangten, geriet Georg in die höchste Aufregung. Und weil sie sich auch dazumal nicht verstehen wollten, zuzugeben, daß Zilens unbedingtes Unrecht gehabt habe, so wurden auch sie ihrer Stellen entbunden. Anderseits hielt er wieder die Geistlichkeit in hohen Ehren und schützte sie treulich gegen Angriffe; er billigte es, wenn sie in ihren Predigten Unordnungen im Lande, „scharf zu Reibe gingen“ und dabei selbst persönliche Invektiven nicht scheuten. Auch sonst zeigte er in solchen Dingen ein einfaches Gemüth und verständiges Wesen. Als er im J. 1573 den Magister Martin Zimmermann, einen frommen und gelehrten Mann (bisher Prediger in Lossa) zum zweiten Hofprediger berufen wollte, und dieser Geistliche erwiderte: „er könne vor Fürsten nicht predigen!“ da erwiderte Georg: „mein lieber Martin, die Fürsten gehören in den Himmel, in welchen auch die Bauern kommen. Ich lasse mit kein anderes Evangelium predigen, als was einfältigen Leuten vertragen wird.“ worauf Zimmermann die Pfarre annahm. Die treffliche Besetzung des brierigischen Consistorii und Visitation ward, besonders in Georgs späteren Jahren, denn auch Anlaß, daß die protestantischen Ungarn, Wäbrer und Schlesier ihre Candidaten nach Briez schickten, um sie dort öffentlich ordiniren zu lassen.

Auch sonst wird Georgs Regiment vielfach gerühmt; die Lebensverhältnisse des Adels im Brierigischen und Liegnitzischen regulirte er durch eine Verordnung vom J. 1569 (anknüpfend an Bestimmungen, die schon Friedrich II. und Georg I. im J. 1511 erlassen hatten) in sehr zweckmäßiger Weise. Eine tüchtige Administration, eine wohlgeordnete, strenge Finanzverwaltung, thaten dem Lande wohl. Dabei hinderte ihn seine Sparsamkeit keineswegs, nützliche und prächtige Bauten aus-

1) Unter Anderm ging Georg nach seiner Rückkehr aus dem türkischen Feldzuge des Jahres 1566 (vergl. unten) mit seinem Kammerbeamten wegen ihres kühnen Staatsbühlerthums scharf ins Gericht. Ein betrügnischer Beamter ward sogar durch den Strang hingerichtet.

zuführen. Wir erfahren, daß er in seinen Aemtern und Städten zur Verbesserung der öffentlichen Gebäude viel that, auf seinen Domainen neue Wirtschaftsgelände errichtete, in Wohlau und Dblau die alten fürstlichen Schlösser erweiterte, in Streichen ein schönes Rentamt und in Rimpfisch durch den kaiserlichen Baumeister Neuron ein prächtiges Schloß erbaut, und endlich das Residenzschloß und die Schlosskirche zu Brieg prächtig umbauen ließ. Und wie er (wie oben schon erwähnt) auch für die äußere Ausstattung der lutherischen Kirchen Vieles that, so vergaß er auch die militärischen Angelegenheiten nicht. Er richtete unter Anderem das briegische Zeughaus besser ein und vermehrte die von seinem Vater ererbten 26 Kanonen durch mehr als 100 Stück Geschütze von verschiedenem Kaliber; auch senkt ward nach Kräften für die Bewaffnung des Landes gesorgt. Den Einfällen des polnischen Raubgesindels suchte er nach Kräften zu wehren, im schlimmsten Falle für seine etwa beraubten Unterthanen angemessene Entschädigung zu gewinnen. Die edelste Sorge für den Unterricht der Jugend und Verbreitung allgemeiner Volksebildung ging damit Hand in Hand.

Einen besonders angenehmen und erfreulichen Eindruck machen die Nachrichten, die wir von dem Privatleben und den Lieblingsneigungen des Fürsten Georg kröhen. Georg stand durch seine Familie und durch die Vermählungen seiner Kinder (seine Gemahlin Barbara gebar ihm im J. 1550 den Joachim Friedrich, 1552 den Johann Georg, und nachmals mehr Töchter) mit den brandenburgischen, anhaltischen, württembergischen und münsterbergischen Häusern in engen verwandtschaftlichen, mit sehr vielen andern Fürsten in freundschaftlichen Verhältnissen, wie zahlreiche Briefe derselben an ihn, und die vielen, in vertraulichem und biederem Tone abgefaßten, Handschriften, welche er an sie erließ, beweisen. Die Fürsten bemühten sich damals besonders, gute Rösse zu erhalten, weil in der Regel nur Frauenzimmer fuhren, Männer aber ritten. Georg ward daher von ihnen und manchen Gekleuten oft um Wagen- oder Reitserde mancherlei Art angegangen und erbat sich deren wieder; auch neapolitanische und spanische vom Herzoge Alfons von Ferrara und von Kaiser Rudolf II., dessen Stallkall damals sehr berühmt war. Er ließ sich Stuten aus Pommern, Rösse aus Danemark und Ungarn, holländische Kühe zur Zucht aus Danzig kommen, schickte dem Könige Friedrich II. von Danemark auf dessen Bitte schabianisches Rindvieh, Büffelschafe und Kühe, türkische und andere Schafe, und gab genau an, wie sie im Freien und im Stalle gehalten werden mußten. Er schickte dem Könige von Danemark einen Bauer, der diesem zeigen sollte, wie Bienennöthe in Bäumen gehalten werden mußten, wegen er vom Könige einen Mann erhielt, der Bienen zu fangen, in Stöcke zu bringen und diese zu versetzen verstand. Der König schenkte ihm ferner schöne Falken, deren der Herzog eine ziemliche Menge besaß und dazu einen Falkenier annahm. Auch von polnischen Großen, deren Kinder die Schule zu Brieg jährlich besuchten, erhielt er öfters Falken,

und schabianische Hühner. Dem Kurfürsten August von Sachsen, welcher allerlei seltsames Geflügel hielt, und der ihn um zwei rothe Enten und zwei Kesselfaust gebeten hatte, schickte er diese und dazu einen weißen wilden Entenich, und erbat sich dafür Schweigertüde, um welche er auch an den Herzog von Württemberg schrieb. Von August bekam er einen Waidbauer, weil er angefangen hatte, in seinem Lande dieses Järbkraut bauen zu lassen. Der Herzog von Lüneburg erhielt von ihm Windhunde zu Hahn- und Fuchshunden u. dgl. m.¹⁾ Ob es am Hofe ein größeres Familienfest, so wurden wol Fürsten und Gelehrte in großer Anzahl eingeladen; bei Kindtaufen zuweilen die ganze Landschaft zu Gewitter gebeten. Die Städte ließen sich dann durch ein Mitglied des Rathes vertreten und gaben Geschenke mancherlei Art, als köstliches Tuch zur Kleidung; oder ein und mehrer Fuder guten Bieres; ein Faß mit Fischen, Lachs u. dgl. m.; die Edelleute aber gewöhnlich Wild, Fasanen, Kiezhühner u. f. w.

Bekanntere bemerkenswerthe äußere Ereignisse werden von Georg's II. Regierung eben nicht gemeldet; im J. 1562 legte er sich nach Prag, um der Krönung des jungen Königs Maximilian beizuwohnen, und 1564 nach Wien, um an den Erqueiken Kaiser Ferdinand's I. Theil zu nehmen, den todtten Fürsten mit zu Grabe zu tragen. Im J. 1566 nahm er in Gesellschaft seines liegnigen Neffen Heinrich an dem Heilzuge Kaiser Maximilian's II. gegen die Türken Theil; er führte den schlesischen und lausitzischen Adel als Oberst nach Ungarn und soll nicht ohne Ruhm gesessen haben. — Herzog Georg starb im 63. Jahre seines Alters zu Brieg, am 7. Mai 1586 Nachts zwischen 11 und 12 Uhr; am 9. Juni d. J. ward dann sein Leichenbegängniß mit großer Pracht und Feierlichkeit abgehalten, die Leiche in der Schlosskirche beigesetzt. — In gleich glücklicher Weise regierte sein Sohn Joachim Friedrich, der 1596 alle Länder seiner Vorfahren vereinigte und sein Land mehrfach vergrößerte. Bei seinem Tode im J. 1602

1) Auch sonst ergibt der Reichthum des Herzogs auswärtige Beziehungen der Art: dem Einfusse von Wein in Ungarn, Zedennüssen in Bendeib, Stößen und Gewürzen in Leipzig, Harnissen in Magdeburg u. f. w. ist mehrfach die Rede. Dann schickt wieder die Herzogin an Bischof Martin Gersmann zwei Kränze nach Breslau, die durch zwei Fuhren erwidert werden. Sie bemerkt sich, durch den Herzog Constantin von Oester, Palatin von Sicilien, eine Jüergin zu erhalten, besam auch eine von der Königin Anna von Polen. Sie empfahl — um auch nach der Seite die häusliche Sorgfalt dieses fürstlichen Hauses in gemüthlicher Thätigkeit zu zeigen — ihrem Sohne Joachim Friedrich, der nach Anhalt ging, um sich dort zu vermählen, alle Vorkehrungen zu treffen, nur an sichern Orten in Herbergen einzufahren, schickte ihm ein Pulver als Wagniß für den Rathschloß und sogar das Rezept dazu. Ein besonderes Interesse hatte Georg für Petrarca, namentlich fürstliche Personen, mit denen er befreundet war. In der Schlosskirche zu Brieg wurden „zum Gedächtniß“ die Kaiser Maximilian's I. und seiner Kinder „angemalt“; Herzog Wilhelm von Braunschweig und dessen Gemahlin wurden gebeten, ihr „Conterciol auf Reinwand mit Disfarbe“ nach Brieg zu schicken, da Georg „eulicher Kaiser, Sur- und Fürsten Kronerlebung“ (seit 1585 auch des damals verstorbenen Martin Gersmann Bile) in seiner Kammer habe.

folgten ihm seine Söhne Johann Christian und Georg Rudolf; sie theilten im J. 1609 das Land so, daß jener Brieg, dieser Liegnitz und Wohlau übernahm. Georg Rudolf (vgl. unten) herrschte bis zum J. 1633. Johann Christian, selbst ein wackerer Regent, heirathete (12. Dec. 1610) die Kurfürstin Johann Georg von Brandenburg liebenswürdige Tochter, die mit Recht hochgeachtete, edle Dorothea Sibylla, mit der er Anfang Januar 1611 in Brieg einzog. Von ihren zahlreichen Kindern haben wir hier nur den ältesten, Georg, zu besprechen. Er wurde am 4. Sept. 1611 zu Brieg geboren, und regierte nachmals als:

c) Georg III., Herzog von Schlessen-Brieg. Die treffliche Mutter ließ diesem Prinzen wie seinen Geschwistern eine ausgezeichnete Erziehung angedeihen. Einfach, beinahe bürgerlich in Kleidung und Gewohnheiten gehalten, ward er von gelehrten Erziehern, namentlich von dem Regierungsbräut Peter von Seibottendorf in allen, damals zur höhern Bildung gerechneten Wissenschaften wohl unterrichtet; man hört, daß dieser Fürst das Lateinische, Französische und Italienische verstand. Im J. 1620 ward er sammt seinem jüngern Bruder Ludwig (geb. 1616) und Seibottendorf nach der Universität Frankfurt a. D. geschickt (man pflegte besänftlich in jenen Zeiten, besonders vor fürstlicher Herkunft war, die Akademien schon in sehr jungen Jahren zu besuchen), und dasebst wegen seines Ranges im J. 1623 zum Rector magnificus erwählt. Nach dem Tode seiner Mutter (19. März 1625) ward er von seinem Vater veranlaßt, in Gesellschaft seines Bruders Ludwig und seines Gouverneurs im J. 1630 die gewöhnliche Reise der damaligen jungen Fürsten durch Europa anzutreten. Nach längerem Aufenthalte in Paris begaben sich die jungen Herren nach England. Inzwischen aber hatte der schwebische teutsche Religionskrieg auch die briegischen Lande furchtbar mitgenommen und den Herzog Johann Christian veranlaßt, im J. 1633 nach Preußen zu flüchten, wo er abwechselnd zu Osterode und Thorn lebte. Dies veranlaßte denn die jungen Prinzen, zu Ende des Jahres 1633 nach Teutschland heimzukehren und über Bremen und Hamburg nach Preußen zu gehen. Inzwischen waren, wie man weiß, zum Entsetzen der protestantischen Schlesier die Verhandlungen im Gange, die endlich zu dem prager Frieden zwischen Sachsen und Kaiser Ferdinand II. führten. Daher schickte Johann Christian, dessen Land damals von den Sachsen besetzt gehalten und schändlich ausgeplündert wurde, im September 1634 seinen Sohn Georg nach Dresden, ein Mal um über das Benehmen der sächsischen Truppen zu klagen, hauptsächlich aber, um zu bewirken, daß Brieg in den Frieden mit allen seinen Rechten eingeschlossen, vorzüglich auch der alte Reichstabsbrief und der bekannte sächsische Record des Jahres 1621, der die Rechte der Protestanten sicherte, aufrecht erhalten würden. Es half das ihm wenig; am 30. Mai 1635 wurde zu Prag jener Friede geschlossen, der die meisten Protestanten Schlesiens dem fanatischen Kaiser auspreßte und nur in einem sogenannten Nebenrecess der Stadt Breslau und dem Herzogthümern Brieg, Liegnitz und Delz

freie Religionsübung „sicherte.“ Im Namen seines Vaters trat, mit den übrigen schlesischen Ständen, Prinz Georg (er gehörte übrigens, wie sein Vater, der zum Calvinismus übergetreten war und dessen Formen in Brieg eingeführt hatte, dem reformirten Glauben an) diesem sonst nach allen Seiten hin traurigen und demüthigenden Frieden und dem Kerse bei (6. Aug. 1635). Brieg aber und Liegnitz erbielten nun kaiserliche Besatzungen. Im J. 1635 ward Georg nuncmehr von seinem Vater zum Statthalter des briegischen Herzogthums ernannt, heirathete auch am 22. Febr. 1638 zu Bernstadt die Tochter des Herzogs Heinrich Benzel von Münsterberg-Dels, Sophie Katharina); er blieb in solcher Stellung bis zum Jahre 1639, wo sein Vater (25. Dec.) in Osterode starb. Die Leiche Johann Christian's ward zu Ende des Jahres 1640 von seinen beiden jüngern Söhnen Ludwig und Christian (geb. 1618) nach Brieg geführt. Diese beiden Prinzen blieben nun auch in Brieg und theilten, freilich durch die kaiserliche Besatzung sehr beschränkt und im Genuße sehr geringer Einkünfte, mit ihrem Bruder Georg die Regierung des Herzogthums. So blieb es bis zum Jahre 1639, wo ihr Oheim, Herzog Georg Rudolf von Liegnitz (9. Jan.), starb; dessen Land fiel an die Brieger und nun theilten sie am 4. Juni 1634 durch das Loos ihre Länder in der Art, daß Georg Brieg erhielt, Ludwig Liegnitz und Christian Wohlau gewann. Damals ludigten denn auch die briegischen Stände dem Herzog Georg mit besonderer Hingeblichkeit.

Georg's Haltung seit 1639 war natürlich von Anfang an durch den unausgesetzt wüthenden Krieg bedingt. Er vermehrte die britenne Leibgarde, die sein Vater Anfangs als eine Art Landgenossendarmerie errichtet hatte, zu militairischen Zwecken bis zu drei Schwadronen; auch sonst suchte er mit seinen schwachen Kräften das Glend jenes entsetzlichen Krieges zu mildern. Was seine politische Haltung angeht, so schloß er sich, wie es scheint, ebenso sehr aus Ueberzeugung wie durch seine Lage ge-nöthigt, eng an den neuen Kaiser Ferdinand III. an. Dies ward Anlaß, daß Brieg im Sommer 1642 einen furchtbaren Angriff der schwedischen Generale Werstenhohn und Lischel mit 12,000 Mann zu besetzen hatte; die Tapferkeit Georg's und seiner Brüder, der Bürgerschaft und der kleinen kaiserlichen Besatzung wehrte jedoch diesen Feind ab). Der nun freilich zur Sache die Landchaft entsehdig verheerte. Der verfallische Friede vom Jahre 1648, den Georg in Brieg durch ein Dankfest feiern ließ, brachte (so ungünstig er auch dem Protestantismus im übrigen Schlessen war) doch wenigstens den Fürstenthümern Dels-Münsterberg, Brieg, Liegnitz und Wohlau und der Stadt Breslau Garantie ihrer Rechte und der freien Ausübung ihrer Religion. Georg verlegte

3) Sie gebar ihm den 17. Dec. 1646 eine Tochter (ihre einzige Kind), Dorothea Elisabeth, die nachmals im J. 1664 mit dem Fürsten Heinrich zu Kassa-Dillenburg vermählt wurde.

4) Die Geschichte dieser merkwürdigen Belagerung ist ausführlich zu finden bei Kurd., Schlesiens neueste Denkwürdigkeiten. 2. Th. S. 1390—1395.

bald darauf nach dem Abzuge der Schweden aus Ohlau seine Residenz nach dem schnell restaurirten Schloße dieser Stadt, wo er bis 1654 lebte; die Regierungsbehörden blieben indessen in Brieg. Es war nun des Herzogs Aufgabe, das rücksichtlich zugeriethene Land einermäßen wieder in Stand zu setzen; Georg konnte im J. 1649 mit Mittheilungen belegen, daß von seinem Herzogthume, ungerchnet viele Tennen Goldes werth, die durch Brand, Plünderung und Verwüstung verloren gegangen, seit dem Jahre 1635 an barem Gelde und Getreide 1,100,000 Fl. geliefert worden waren. Gegen 100 Dörfer lagen wüste und nur ein Drittheil der Dorfschaftshufen war bewohnt. Die Zahl der Häuser in den Städten war auf ein Drittheil, die der Einwohner auf ein Fünftheil gesunken. Beide Herzogthümer Liegnitz und Brieg hatten 425,000 Fl. Schulden machen müssen, deren Ertrag vom Kaiser vergütlich erbeten wurde.

Man rühmt Georg, wie seinen Brüdern nach, daß sie mit Eifer es unternommen, das grauenvolle Elend ihrer Unterthanen nach Kräften zu lindern. Einerseits fromm, und geistiger Bildung sehr zugewandt, sorgte er für unschädliche Erhaltung des Protestantismus, für tüchtige Besetzung der Kirchen- und Schulstellen in seinem Lande, während er anderseits ein wohlgeordnetes Finanzwesen führte⁵⁾ und mit besonderem Interesse den agrarischen Verhältnissen sich wandte. Zerfallene Gebäude auf den fürstlichen Centren wurden eifrig wieder hergestellt; bei allmählig wieder verbesserten Umständen konnte man auch an die Restauration und Verschönerung anderer Gebäude, z. B. des Schloßes in Brieg und der St. Hedwigskirche, denken. Die Thätigkeit des Herzogs Georg (den übrigens eine schwere Krankheit seiner kinderlosen Gemahlin, die seit 1651 unausgesetzt leidend war, tief drückte) wurde seit 1653 für weitere Kreise in Anspruch genommen. In diesem Jahre nämlich ernannte ihn Kaiser Ferdinand III. zum Oberlandeshauptmann von Schlesien. Georg bekleidete diese Würde mit vielem Ansehen und wußte durch seine Verwaltung Liebe und Achtung sowohl bei seinen schlesischen Landeuten, wie auch am kaiserlichen Hofe zu gewinnen. Freilich sah er sich dadurch genöthigt, mehr in Breslau als in Brieg zu verweilen, und übertrug daher im J. 1654 die stellvertretende Verwaltung oder Landeshauptmannschaft seines Herzogthums seinem Stiefbruder August, Frierern von der Leignitz (dies war ein Sohn des Herzogs Johann Christian aus seiner zweiten Ehe mit der Freiin Anna Hedwig von Sittich, die am 13. Sept. 1626 geschlossen wurde. Dieser August, Graf von der Leignitz und Herr auf Prieborn und Kanterdsdorf, ward am 21. Aug. 1627

geboren, hatte aber, wie alle Kinder aus dieser Ehe, kein fürstliches Erbrecht). Georg begab sich als schlesischer Oberlandeshauptmann im J. 1659 nach Wien, um dem neuen Kaiser Leopold I. zu huldigen. Von diesem ward er sehr freundlich empfangen, in seiner Würde bekräftigt und zum kaiserlichen geheimen Rath und Kämmerer ernannt. Nach seiner Rückkehr nahm er dann zu Breslau als kaiserlicher Bevollmächtigter den schlesischen Ständen und Fürsten die Erbbuldigung ab. Inzwischen war Georg's Gemahlin nach achtjährigen Reiden am 21. März 1659 gestorben, und wurde am 29. Oct. dieses Jahres in Brieg beisetzt. Der Herzog blieb nicht lange Wittwer, sondern vermählte sich schon am 19. Oct. 1660 mit der Prinzessin Elisabeth Marie Charlotte, Tochter des Pfalzgrafen Ludwig Philipp bei Rhein zu Pfalz-Simmern und der furstendenburgischen Prinzessin Maria Eleonore. Die Hochzeit wurde mit großer Pracht gefeiert; doch schon am 20. Mai 1664 starb die neue Herzogin ohne Nachkommenschaft. Herzog Georg überlebte sie nicht lange, sondern starb schon am 14. Juli 1664, im 53. Jahre seines Alters und wurde am 8. Oct. dieses Jahres in der brierger Schloßkirche feierlich beigesetzt. Da Georg's Bruder, Herzog Ludwig von Liegnitz, schon am 12. März 1663 erlosch verstorben war, so fielen nunmehr wieder alle Theile der väterlichen Besitzungen an Herzog Christian von Ohlau. Als dieser Fürst im J. 1672 (28. Febr.) starb, hinterließ er einen einzigen Sohn, den

d) Georg Wilhelm, Herzog von Schlesien-Brieg, Liegnitz und Ohlau. Christian hatte im J. 1648 die Prinzessin Luise, Tochter des Fürsten Johana Kasimir zu Anhalt-Desau und der Agnes, geborenen Landgräfin zu Hessen-Cassel, geheirathet. Sie gebar ihm am 29. Sept. 1660 den Georg Wilhelm, der am 3. Oct. dieses Jahres getauft ward; der Name Diakus, den man ihm Anfangs geben wollte, ward auf Rath der Geistlichkeit wieder fallen gelassen. Allen Nachrichten zu Folge war dieses Kind, der letzter männliche Sprößling des uralten Pfaffenhauses in Schlesien, mit reichen Anlagen ausgestattet. Ein scharfes Gedächtniß, gutes Urtheil, liebenswürdiges Wesen zeichneten ihn aus; sein frommes Gemüth und sein Eifer zum Lernen wird gerühmt; für trefflicher Erzieher, Ausbildung im Französischen und in ritterlichen Künsten sorgten die Ältern. Auffallend erscheint die Vorliebe des Knaben für polnisches Wesen und polnische Kleidung. Als der Tod seines Vaters jeden Augenblick zu erwarten stand, ließ die Herzogin Luise den jungen Prinzen sammt seinem Erzieher heimlich in aller Eile (den 27. Febr. 1672; am Tage vor Christian's Tode) nach der Universität Frankfurt a. D. abreißen. Sie war nämlich zur Regentin und Obervermündlerin ernannt worden, fürchtete aber, der Kaiser Leopold möchte sich des jungen kaum zwölfjährigen Prinzen bemächtigen und auf die „Obervermünderschaft“ Ansprüche erheben. Georg Wilhelm sehr nun in Frankfurt einige Zeit lang seine Studien eifrig fort, besuchte dann den berliner Hof, lebte 1673 nach Brieg zurück, um auch hier noch den Wissenschaften obzuliegen. In-

5) Beiläufig bemerken wir, daß Georg, namentlich in seinen späteren Jahren, viele Reichthümer und Funkschatzgegenstände, seit 1661 auch viele Dukaten prägen ließ, seine Münzen sollen sich vor andern durch vollkommene und schöne Prägung auszeichnet haben. Georg war übrigens so streng, daß er im J. 1663 sechs Zigeuner wegen Fälschmünzerei hängen ließ. Die Münze führte er mit seinen Brüdern gemeinschaftlich. Bei aller Sparsamkeit Herzog Georg's entbehrete übrigens seine Hofhaltung der nöthigen Würde keineswegs.

desseu ließ er sich durch das Zureden einiger Landstände bereeden, nicht grade zur Freude der Mutter eine projectirte Reise durch Europa aufzugeben und dafür zu Anfang des Jahres 1675 nach Wien zu gehen, um dort im 15. Jahre seines Alters dem Kaiser sich vorzustellen, denselben zu huldigen, die „*venia aetatis*“ und die Lehen persönlich zu empfangen. Nachdem er durch die frühe Reise seines Geistes hier Alles in Erkaunen gefehrt, kehrte er nach Schlesien zurück, wo er in Bries, Liegnitz und Wohlau feierlich empfangen wurde, und nahm als nunmehriger Regent die Huldigung der Landstände entgegen. Aber die neue Regierung dauerte nicht lange; während Alles auf die ersten Maßregeln des jungen Herzogs gespannt war, übrigens auch schon Mißlichkeiten zwischen ihm und seiner Mutter im Gange waren, erkrankte sich Georg Wilhelm, sechsen von dem liegnitzer Aufbildungslandtage nach Bries zurückgekehrt, zu Anfang November 1675 auf der Jagd. Bald beachen bei ihm die Blattern (die bekanntlich in jener Zeit viele Regentenfamilien furchtbar decimirten) aus, und schon am 21. Nov. 1675 verstarb Georg Wilhelm, 15 Jahre und zwei Monate alt, viel beklagt, denn mit ihm starb der piastische Stamm der schlesischen Herzoge aus; mit seinem Tode verfiel auch diese protestantische Landschaft Schlesiens der jesuitischen Reaction. Am 30. Jan. 1676 ließ die Herzogin Luise die Erquinen ihres Sohnes mit außerordentlicher Pracht abhalten; der junge Herzog wurde in der fürstlichen Gruft zu Liegnitz beigesetzt.

e) Georg Rudolf, Herzog von Schlesien-Liegnitz. Er war der zweite Sohn des Herzogs Joachim Friedrich von Bries, Liegnitz und Wohlau, und dessen Gemahlin, Maria Anna, geborenen Fürstin zu Anhalt. Jüngerer Bruder des nachmaligen Herzogs Johann Christian von Bries wurde er am 22. Jan. 1695 auf dem Schlosse zu Delb geboren. Schon im J. 1692 verlor er seinen Vater Joachim Friedrich, und ward nun unter der Vormundschaft seiner Mutter (die Herzogin Maria Anna war zur Obervermünderin und Regentin ernannt worden), und des Herzogs Carl II. zu Delb wohl erzogen; sein und seines Bruders Hofmeister war ein Rechtsgelehrter, Herr Adam von Stange. Da im J. 1695 auch die Mutter starb, so wurde Prinz Georg Rudolf an den Hof zu Delb gebracht und dort seit 1696 mit den Söhnen seines Vormundes von dem Dr. jur. Georg Pfeffel aus Bries unterrichtet. Im J. 1691 bezog er sich unter Leitung eines Herrn Johann Nucius von Münchenberg, den er nachmals zu seinem Rathe erler, nach der Universität Frankfurt a. D., kehrte dann 1692 nach Hause zurück und theilte mit seinem Bruder Johann Christian das väterliche Besitzthum in der Art, daß die Bries, Georg Rudolf Liegnitz und Wohlau erhielt. (Er nannte sich jedoch Herzog zu Liegnitz und Goldberg.) Gleich darauf übergab er die Verwaltung der Landeshauptmannschaft von Liegnitz dem bisherigen Vormundschafsrathe Wenzel von Zebitz, Wohlau aber dem Vormundschafsrathe Johann von Rostitz, trat dann eine Reise durch Teutschland, Italien, die Schweiz, Frankreich und die Niederlande an, von der er im J. 1694

heimkehrte, um nun die Landesregierung selbst zu übernehmen. Am 25. Oct. d. J. vermählte er sich in Dessau mit Sophia Margaretha Elisabeth, Tochter des Fürsten Johann Georg zu Anhalt und der Gräfin Dorothea zu Mansfeld. Diese Dame starb jedoch im J. 1692, ohne Nachkommen zu hinterlassen⁶⁾. Die ersten Regierungsjahre Georg Rudolfs verstrichen noch in äußerlicher Ruhe; er konnte daher, bei guter Finanzleitung, an statliche Bauten denken; wie denn die Fassade des liegnitzer Schloßes umgebaut, das Schloß zu Parchwitz, wo der Herzog am liebsten residierte, restaurirt und erweitert wurde. Seine Bedrängnisse begannen mit dem Jahre 1690, wo er dem ephemeren böhmischen Kaiser Friedrich V., gleich andern Herzogen Schlesiens, mit seinem Adel zu Breslau huldigte. Schon im J. 1691 mußte er, gleich den andern Schlesiern, sich Oesterreich fügen und (28. Febr. 1691) dem sogenannten sächsischen Exercede beitreten. Indessen hatte er sich doch bei den frühern Dingen nicht weiter compromittirt; daher übertrug ihm Ferdinand II. am 27. April des Jahres 1691 die Verwaltung der Oberlandeshauptmannschaft; ein Amt, das übrigens bei den Unruhen des Kriegs überaus lästig und beschwerlich wurde. In seiner neuen Würde empfing Georg Rudolf mit dem Herzoge von Delb zusammen den Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen, der an Kaiser Ferdinand II. Stelle die Huldigung abgab, im Sommer 1691 feierlich zu Breslau. Liegnitz selbst blieb nicht lange von den Lasten des unseligen Kriegs verschont. Die Stadt wurde 1694 fast beseigt, Kriegsmaterial in Menge angeholet, Truppen zahlreich angeworben; inbessenen litten doch die offenen Wenden der beiden kaiserlichen Herzogthümer 1696 sehr viel bei dem Durchzuge der Truppen des Ernst von Mansfeld und des Herzogs Johann Ernst von Weimar nach Ungarn, und noch mehr von den jene verfolgenden Wallensteinern. Obwohl nun Georg Rudolf den protestantischen Scharen in seiner Weise Vorschub geleistet hatte, so kaufte doch 1698 Wallenstein schwere Besoldigungen wegen Einverständnisses mit den Feinden des Kaisers auf ihn, um ihn dann durch Drohungen zur Aufnahme seiner Truppen in Liegnitz zu treiben; doch ließ sich Georg Rudolf dazu nicht bewegen. Darüber fiel er aber bei Ferdinand II. in Ungnade, der nun 1699 dem Herzoge die Oberlandeshauptmannschaft entzog und dieses Amt dem Herzoge Heinrich Wenzel zu Delb übertrug.

Als nun wenige Jahre später, im J. 1692, die Schweden unter Düval, die Sachsen unter Anheim nach der lühner Schlacht in Schlessen einfielen, forderten sie nach der Einnahme von Glogau auch Georg Rudolf auf, sich ihnen anzuschließen (im Sommer 1692). Der Herzog aber, der theils den Hohn und die Feindschaft des Kaisers scheute, theils auch den protestantischen Trup-

6) Georg Rudolf vermählte sich zum zweiten Male am 25. Nov. 1694 mit Elisabeth Walbalena, geborenen Herzogin zu Münsterberg und Delb, Tochter des Herzogs Carl II. von Delb und seiner Gemahlin Elisabeth Walbalena, Tochter des Herzogs Georg II. von Bries. Auch diese zweite Gattin Georg Rudolfs starb erblot im J. 1699.

zen wegen der strengen Mangelzeit der Führer nicht traute, mochte sich auf Nichts einlassen. Auch als nach der Zersprengung von zwölf neu erworbenen Reiterfählein, die der kaiserliche Oberst Wink in die offenen Vorstädte von Liegnitz geworfen hatte (die Aufnahme kaiserlicher Garnison in die Stadt selbst hatte Georg Rudolf wohl abzuwehren verstanden, seine Stadt auch nach allen Seiten in Verteidigungszustand gesetzt), die Sachsen den Herzog dringend angingen, zu ihnen zu treten (9. Aug. d. J.), schlug er ihnen diese Forderung bestimmt ab. Auch das Erscheinen Arnheim's mit allen seinen Truppen vor Liegnitz, die übrigens der Landesherr hart aufsehten, konnte den Herzog aus seiner neutralen Stellung nicht herausdrängen; dasselbe wiederholte sich noch ein Mal im Februar 1633. Doch sah sich Georg Rudolf im August dieses Jahres durch die Lage der öffentlichen Angelegenheiten genöthigt, auf Seiten der verbündeten Sachsen, Brandenburg und Schweden zu treten; dies in Gemeinschaft mit den andern schlesischen Ständen. Dafür ward dann auch sein Land nunmehr noch ärger denn zuvor eine Beute des Krieges in seiner schrecklichen Gestalt; die insamen Gräuel der Wallensteinirninten namentlich dieses Land total. Besonders verurtheilte die Einnahme und Plünderung von Goldberg (4. Oct. 1633); die Ueberrumpelung des festen Schlosses auf dem Gräbigerberge, wo die Einwohner der Umgegend im Glauben an seine unbewingliche Stärke ihre Häuser aufgeschauelt hatten, durch Rathsbath (3. Oct. d. J.) vermehrte das allgemeine Elend in hohem Maße. Georg Rudolf, außer Stande, sein Land zu schützen und die gewohnte Weise in Sitten, Gesetzen und Verwaltung zu bewahren, entließ daher den größten Theil seines Hofstaates, überließ das Land den Wechselfällen des Krieges und begab sich nach Breslau, wo er von nun an fast immer im fürstlich liegnitzischen Hause bei seiner Schwester, Fräulein Maria Sophia, lebte. Daß er im J. 1635 (vgl. Georg III., Herzog von Brieg) dem proger Frieden beitrug, half seinem Lande wenig, brachte vielmehr seiner Hauptstadt Liegnitz eine kaiserliche Besatzung; auch daß er, nachdem im J. 1639 der Herzog von Loth gestarben war, vom Kaiser Ferdinand III. einige Jahre später wieder in die vacante Oberlandeshauptmannstelle eingesetzt wurde (1641), kam dem unglücklichen Schicksal erst nach Abschlus des westfälischen Friedens zu Gute. Seit 1648 konnte dann Georg Rudolf daran denken, die furchtbaren Wunden zu heilen, welche der schreckliche Krieg ganz Schlesien und speciell seinem Lande geschlagen hatte. Im Wesentlichen werden seine Maßregeln gelobt; unter Anderem suchte er der heillosen Verschlechterung des Geldes, wie sie der Krieg ihm sich gebracht hatte, zu steuern. (Georg Rudolf und Johann Christian führten gemeinsame Münze und bemühten sich lange, vollständiges Gold und Silber prägen zu lassen. Doch konnten sie bei den fortschreitenden Kriegsunruhen der schrecklichen Münzverwüthung und dem Unwesen der sogenann-

ten Ripper und Wipper nicht steuern.) Die Rechtspflege im Herzogthume Liegnitz war wohlgeordnet, die Strafen sehr streng; besonders nach dem Kriege weitesterten Verbrecher, Räuber und Hünster mit einander in Grausamkeit und blutiger Wildheit.

Georg Rudolf hatte viel Interesse für Botanik, medicinische Wissenschaften und theologische Fragen; seine letzten Ueberzeugungen in Sachen der Religion waren sehr schrankenlos. Wie sein Vater Joachim Friedrich, war auch er Anfangs der reformirten Confection zugehörig; dasselbe war mit seiner ersten anhaltischen Gemahlin der Fall, und ihr zu Gefallen berief er im J. 1614 zwei bedeutende reformirte Prediger nach Liegnitz, den Elias Hofmann zum Superintendenten, den Georg Puhlaus zum Hofprediger. Indessen schrieb man ihm stets eine geheime Sinnigkeit zum Lutherischen Glauben zu. Und in der That, als die Herzogin Sophia Elisabeth 1622 starb, trat Georg Rudolf zu dieser Confection über, vertrieb auf Antrieb seiner Lutherischen Rathgeber den Superintendenten Hofmann, der jedoch zum Abstand noch 3000 Thaler erhielt (Puhlaus ward nach Brieg berufen), und berief 1623 als Lutherischen Superintendenten den Magister Simon Grunäus. Indessen auch die Lutheraner trauten dem Herzoge nicht, weil er nun, sei es aus wirklicher Neigung, sei es, um die Gunst des schrecklichen Ferdinand II. durch solche Wandelwerke zu gewinnen, den Katholicismus auffallend begünstigte, in den Rüstern katholischen Gottesdienste einwachte, den Jesuiten unüberlegte Versprechen machte und auf seinem Schlosse zu Parchwitz zuweilen selber die Messe celebrierte! Höchst wahrscheinlich hatte er diesem die relative Gunst zu verdanken, mit der ihn die Kaiser vor andern Herzogen Schlesiens mehrmals bedachten. Ohne wirklich zur römischen Kirche überzutreten, lebte er wegen seiner Geschäfte als Oberhauptmann von Schlessen auch nach 1648 meistens in Breslau. Hier starb er am 9. Jan. 1653 früh zwischen 8–9 Uhr am Schlagflusse und ward, nachdem die Leiche am 19. Febr. d. J. nach Liegnitz gebracht war, am 14. Mai dasselbst feierlich beigesetzt. Da er erblot starb, so ließen seine Besatzungen an seine Rester, die reformirten Herzoge Georg III., Ludwig und Christian von Brieg.

(Dr. G. F. Hertzberg.)

21) Georg, Despot von Servien.

Georg, Despot von Servien, f. Brankovich.

22) Georg, Landgraf von Thüringen.

Georg, Landgraf von Thüringen, dritter), seinen Vater überlebend, Sohn des Landgrafen Fried-

1) Dieser Sohn, wenn wir den bald nach seiner Geburt gestorbenen Friedrich zählen, fünfter Kind, wenn die bald nach ihrer Geburt verlebende Katharine gerechnet wird. — 3a. Mart. Schömel, Histor. Beschreibung des S. Georgi-Klosters vor Raumburg Cap. IX. S. 84. Anmerk. e gibt irrigerweise vor, Georg sei ein Bruder Kurfürst Friedrich's des Saftmürbigen und Herzog Wilhelm's des Asperns Bruder gewesen; f. dagegen das bei Grotzsch, Deser. Salsae fl. p. 13 seq. lit. r angeführte Chronicon.

7) Das Schloß wurde 1646 gesprengt; nur die Wohngebäude blieben stehen.

rich des Strengen') und Katharina's von Henneberg, geboren im J. 1380, fand nach dem Tode seines Vaters (den 26. Mai 1381), wie auch seine älteren Brüder, Friedrich der Streitbare und Wilhelm II., unter der Vormundschaft ihrer Mutter, wie ihr Vater den 21. April 1381 angedruckt hatte. Nach Fabricius'), Hönig'), Repler') und Freytag') hatte Georg die Stadt und Pflze (den dazu gehörigen District) von dem von seiner Mutter zugebrachten Heirathsgute fast eines väterlichen Testaments besonders zugewiesen bekommen und dieselbe nach dem Tode seiner Mutter eigennüchsig und mit großem Ruhme der Feuersichtigkeit regiert. Daß aber die Pflze Coburg in Ansehung der Einkünfte sowohl, als auch der Rechtspflege, sowie die übrige Verlassenschaft, ungetheilt und in Gemeinschaft geblieben, geht daraus hervor, daß noch 1400 Freit. Gab. und Erb. die beiden älteren Brüder die „Pffozit“ zu Coburg, Kotha u. s. w., Sonnenberg u. s. w.) von Galtung, Bethen, Lägern und Diensten befreit, auch ihnen Erlaubniß gegeben, mit ihrem Gut nach Gersleben zu reiten, und den dasigen Vögten und Centgrafsen unterlag, sie daran zu hindern. Man kann daher, weil Georg mit seinen Brüdern gemeinschaftlich regierte, nur annehmen, daß Georg kein besonderes Hoflager zu Coburg gehabt habe. Nach Hönig wurde Georg in dem 20. Jahre seines Alters von seinem Bruder Friedrich in die coburgischen Lande gesandt, um dieselben gegen die Hussiten zu vertheidigen. Letzteres ist zwar ein starker Zeitwortsatz, und daran nur soviel wahr, daß die Markgrafen in dieser Zeit mit dem Könige von Böhmen in Krieg verwickelt waren. Nach Repler wohnte Georg der Belagerung von Prag bei. Diese hatte im Juli 1401 statt'). Georg und seine Brüder belagerten den römischen König Wenzel, von welchem sie den 11. Oct. 1383 die feierliche Belehnung über die ihnen zugefallenen Lande erhalten hatten'). In der Urkunde vom 13. Nov. 1382 (bei Horn Nr. 18), nach welcher Balthasar und Wilhelm, Friedrich, Wilhelm und Georg Landgrafen in Thüringen, Markgrafen zu Weissen, in dem Osterlande und zu Landenberg, Grafen zu Erlamünde und Serren des Landes zu Pleiken, ihre Fürstenthümer, Herrschaften, Lande und Leute in drei Theile „geschickelt“ und getheilt haben, und nach welcher den Gebrüdern Friedrich, Wilhelm und Georgen zu ihrem Theile Burgau,

Lebbaburg, Jena, Dornburg, Kebra, Erlamünde, Ernsdau, Neustadt, Zripts, Ama, Eisenried, Burgau, Windberg, Kamburg, Bürgel, Eisenberg, Naumburg, das Haus Weissenfels, Groitzsch, Pegau, Altenburg, Greunberg, Korun, Kahl, Brandenstein, Weissenburg, Leipzig und das Kloster Saalfeld geworden ist, sagen die letzteren: „und wir Wilhelm und Jurge gebrauchten unsers bruders Friederichs insigelle, wan wir icozund eygerne insigelle nicht enhaben,“ und ähnlich in der Urkunde vom 21. Febr. 1383 (bei Horn Nr. 20. S. 660), durch welche sie auf Bitten Konrads') von Pösern in Reischig und Pösern gelegene Güter einem Altare zu Pösern zuwignen. Georg und seine Brüder ertheilten nach dem (bei Horn Nr. 21 befindlichen) Auszuge der zu Coburg 1383 die sexta Quadragesimae gegebenen Urkunde dem gestrengen Johann von Kollde das Burglehen vor dem Schlosse Kebra und die übrigen Güter, die weiland Tilo Reimbote zu Lehen hatte, zu Lehen. Georg gab nach der von Friedrich für ihn und Wilhelm den 4. Mai ausgefertigten Urkunde (bei Horn Nr. 22) dem Frauenkloster St. Michael zu Jena die dasige Rugenkenmol geheißene Mühle. Die drei Brüder besitzten nach Urkundenausgügen (bei Horn Nr. 23 u. 24) den 18. Sept. Pflugen's Chemnitz mit dem Eignen zu Dölitz und den 18. Sept. Ulmann's vom Drwin Frau mit den Pflugischen Gütern in Dölitz, und verwilligten (nach Hönig Nr. E. 90) in ebendenselben Jahre (1383) mit ihrer Mutter Katharina dem Grafen Heinrich von Henneberg wegen der vormals dem alten Landgrafen vor Erstur geleisteten Kriegsdienste 3200 Pfund Heller. In der Urkunde über die ewige Einigung, welcher den 20. Dec. 1383 Katharina und ihre Söhne nebst Landgrafen Balthasar zu Thüringen mit dem Erzbischofe Albrecht zu Magdeburg und Benzol zu Sachsen schlossen, sagt Georg: „Czu Urkund und geczugnis dieses geheizzes und enphelung dieser scheidung haben wir Katharina Margrefsin vorgenant unser Insigell und wir Friederich ir Son vorgenant unser Seceret des wir Wilhelm und Jurge mitgebruechlin an diesen brier lazin hengiu.“ u. s. w. Mit seinen Brüdern Friedrich und Wilhelm ließ Georg den 25. Jan. 1384 den Brüdern von Kemnitz seinen Weinberg vor der Stadt (ante oppidum) Jena'), verleihebedinge den 10. Juni 1384 die Gemahlin Heinrich's von Sora, Elisabeth, mit Schloß und Stadt Sturzig (Schleitz)'), und eignete dem Nonnenkloster zu Weissenfels Hufen zu Ober-Neße, Weissenfels und Zanriben zu. Mit seiner Mutter und seinen Brüdern bekräftigte Georg den 22. Juni 1384 den Schied, welchen ihre Räte zwischen dem Müller des Klosters Euslich und der Angermühle zu Leipzig von Strungen wegen des Wassers, der Dämme und Bäume getroffen haben'). Die Gebrüder Friedrich, Wilhelm und Georg wurden den 3. Jan. 1385 durch den Herzog Wenzlaw zu Sachsen und den Landgrafen Balthasar in Thüringen mit dem Rathe und der Stadt

1) Hönig, Gesch. Thür. S. 21 nach einer alten sächsischen Genealogie.

3) Orig. Sax. Lib. VI. p. 682. 4) a. a. D. S. 29. 5) Monumenta Landgravium et Marchionum Misniae (ap. Menckeniun, Script. T. II. col. 843. 849) gibt die folgende so an: „Georgius quartus Friderici Strenuuli filius, Fridericum Bellicosi fratris, coelebs fuit, Coburgum, Sonnenbergum, Koenigsbergum et Hilburgum in Franconia, quas praefectura Patris ipsius cum Catharina Hennebergica in dotem accepit, possedit.“

6) M. Frid. Goltzsch, Freytag's Programm des Georgio Minnie March. et Thuring. Landgravi in templo Portentae sepulch. (Numb. 1736. 4.) S. 4. 7) f. die Note aufgeführt in der Urkunde Friedrich's und Wilhelm's 1400 bei Horn, Lebensgeschichte Friedrich's des Streitbaren, Hauptausgabe erster Urkunden Nr. 93. S. 704. 8) f. die Nachweisungen bei Struwer, Corp. Hist. Germ. p. 776 und bei Horn S. 438. 439. 9) f. die Urkunde bei demselben Nr. 25. S. 661. 662.

10) a. a. D. Nr. 30. S. 665.

11) a. a. D. Nr. 33. S. 667. 12) Nr. 31. S. 663. 666.

zu Leipzig wegen des halben Gerichtes verglichen¹³⁾, erhielten von dem römischen Könige Wenzlaw den 30. Jan. 1385 die Erlaubnis, in Franken und im Osterlande Landrichter setzen zu dürfen¹⁴⁾, setzten den 3. Mai 1385 Heinrich von Stalberg, erwählten Bischof von Merseburg, zum Richter über den westfälischen Landfrieden¹⁵⁾ und verordneten den 22. Juni 1486, daß der Rath und die Gemeinde zu Bürgel bei Rathsbefragungen dem Abte zu Bürgel nicht anders, als mit Reservierung der Fürsten- und Stadtrechte huldigen sollten. Katharina¹⁶⁾ und ihren Söhnen Friedrich, Wilhelm und Georg vermaante sich den 27. Juli 1487 Karl von der Kerc, zu Elufingen (Schlufingen) gefessen, mit drei Hufen zu Beringen, im Gerichte zu Hartenberg, und einer Mühle zu Nutenbrun (Neubronn), in dem Gerichte zu Leymar (Lemgar), nachdem sie 200 Pfund Heller „bereit“ (baar) bezahlt hatten¹⁷⁾. Mit seinen Brüdern eignete Georg den 19. Febr. 1388 dem Altare in der Pfarrkirche 1/3 Hufen Landes mit den Wiesenstücken in der Flur des Dorfes Bruntorf (Braunsdorf), bei dem die Lege genannten Bache gelegen, zu, welche der Edle Burghart, Schenke von Biber, zu Selgerete (Stiftung zum Heile der Seele) gegeben hat, belehnte den 25. Ju. 1388 Konrad von Harburg und Dankwart von Harburg mit dem in dem Dorfe zu Salis gelegenen Verwerk¹⁸⁾, eignete den 26. Ju. 1388 der Pfarrkirche zu Treuburg den Hof, den wiland Friedrich von Gerßingberg gehabt, zu¹⁹⁾, willigte im J. 1388 in des Markgrafen Wilhelm des Einäugigen Verbleibung seiner Gemahlin Elisabeth, nahm den 21. Juni 1390 den Juden Mathias von Nordhausen und Hese, eine Jüdin, zu Juden in Saalfeld ein²⁰⁾, vereinte sich den 1. Juli 1390 mit dem römischen Könige Wenzlaw im Betreff des Landfriedens in dem Eger, Voigt- und Osterlande, Thüringen und Meissen²¹⁾, eignete den 15. Aug. 1390 dem Propste und den regulären Eborherren des Klosters des heiligen Thomas in Leipzig ein Schod jährlichen Zinses in dem wüsten Dorfe Bugbruch des leipziger Districts bei Zaucha zu, den der Propst des Klosters erwerben²²⁾, versprach den 22. Sept. 1390 dem römischen Könige Wenzlaw in ihren (Georgs) und seiner Brüder) Schloßern und Städten in Franken durch ihre Rünzmeister die Rünze schlagen zu lassen, wie der genannte römische König, und nahm im nämlichen Jahre von Hartungen von Erso 400 Gulden auf²³⁾. In demselben Jahre mußte Hans von Kurzb (Körbig) und die mit ihm gefangen waren Georgen und seinen Brüdern und den Walgesellen²⁴⁾ eine „Ureche“ (f. Ursehde) thun²⁵⁾. Mit Georgen und seiner Mutter und seinen Brüdern einten sich die Fürsten Otto und Bernd (Bernhart) von Anhalt den 31. März 1491 um alle bisher

zwischen beiderseits auferstandenen Gebrechen, indem sie zugleich einander gelobten, nicht zu gekraften, daß darüberhin aus ihrem Lande gegen die Ihren einiger Raub und Angriff geschähe; wer es aber thäte, sollte den Schaden wieder ersetzen, und die Streitigkeiten, welche ihre Männen und Diener mit einander hätten, durch namhafte Schiedsleute abgethan werden²⁶⁾, und die Fürsten Sigmund und Albrecht den 13. Febr. 1392, daß alle Brüche, welche von ihren Männen in ihren Landen geschähen, gänzlich abgethan und Repressalien mit Angriff und Raub nicht gebraucht, auch die, die es thäten, oder solche Fehder hausten, nach Erkenntnis ihr Recht leiden sollten²⁷⁾. Wegen der Brüche, welche die Gebrüder Albrecht, Heinrich und Bernhart, genannt Boite, gegen Katharina, Friedrich, Wilhelm und Georg gethan, vertrugen sich jene den 18. März 1391 mit diesen und versprachen ihnen wieder zu dienen²⁸⁾. Georg und seine Brüder erbielten den 21. Sept. 1391 von dem römischen Könige Wenzlaw die Exemption der in ihren Landen eingeschissenen Juden von einem wegen ihres Wunders beim Reiche ergangenen Pönalstatut²⁹⁾. Georgs und seiner Brüder Verträge mit Heinrich von Wilsleben und Heinrich vom Paradies im J. 1392 haben wir im Artikel Paradies S. 314 und 315 angegeben. Georg verließ mit seinen Brüdern den 5. Febr. 1393 dem Ritter Heinrich von Herbin dem Jüngern und Wilhelm seinem Bruder vier Schod „geldis jerlicher Gulde“³⁰⁾ an ihren Jährrenten zu Bürgel zu rechtem Lehen³¹⁾, kaufte den 1. Aug. 1393 von dem Burggrafen Dietrich von Altenberge das Schloß „den Altdenberg“, verschrift den Burggrafen den 1. Aug. des genannten Jahres einen gewissen Zins dafür, und versprach ihm denselben Tag, ihm das Schloß wieder zu verleihen³²⁾, privilegierte den 10. Juni 1394 die Pfarrer zu Arnstbauge, Tuma, Triptis und Ziegenrüd, daß die Amtsleute bei der Erbschaft derselben Nichts zu thun haben sollten³³⁾, that den 16. Aug. 1394 dasselbe im Betreff der Pfarrer³⁴⁾ der Pflüge von Dornburg und der Pflüge von Gamburg³⁵⁾, eignete den 26. Mai 1396 dem Kloster Buch „Gulde“ und Güter in vier namhaften gemachten Dörfern³⁶⁾ zu, verglich sich den 11. Oct. 1397 mit dem römischen Könige Wenzlaw wegen 10,000 Schod, auf welche die Markgrafen Ansprüche machten, und erhielt von ihm deshalb die Häuser (Schlößer) und Städte „Lune“ und „Brux“ verschrieben³⁷⁾, versprach den 30. März 1398 ebenfalls mit seinen Brüdern und Friedrich, Balthasar's Sohne, die Schloßer Schwesne und Süntra dem Landgrafen Hermann zu Hrsen und seinen Erben wieder zu überantworten³⁸⁾, gab den 24. Juni 1398,

13) Bei Horn a. a. D. Nr. 36. S. 689. 14) f. die Urkunde bei Rudolph, Gotha dipl. und bei Horn a. a. D. Nr. 37. S. 690. 70. 15) Bei letzterem Nr. 39. S. 671. Nr. 40. S. 671. 672. 16) Nr. 48. S. 677. 678. 17) Nr. 52. S. 679. 680. 18) Nr. 50. S. 678. 19) Nr. 58. S. 684. 20) Nr. 60. S. 684. 21) Nr. 62. S. 685. 22) Nr. 54. S. 680. 681. 23) f. Nr. 57. S. 683.

24) Bei Horn a. a. D. Nr. 65. S. 686. 687. 25) Nr. 70. S. 690. 690. Sagittarius, Hist. Pr. Anh. p. 107. 26) Bei Horn Nr. 67. S. 687. 688. 27) Nr. 68. S. 688. 689. 28) f. den Art. Geld S. 370. 371. 29) Bei Horn Nr. 75. S. 692. 30) Nr. 77. 78. u. 79. S. 693–705. 31) Urkunde bei Schillerus, De Libert. Recl. Germ. v. p. 674 und Horn Nr. 81. S. 695. 696. 32) Nr. 82. S. 697. 33) Die Urte, welche zu den genannten beiden Pflügen gehörten, sind in der Urkunde angegeben. 34) f. bei Höfer Nr. 83. S. 698. 35) f. Nr. 84. S. 699. 36) Nr. 86. S. 700.

nebst seinem Bruder, seine Einwilligung, daß ihr Bruder Friedrich dem Ritter Ewerde zu Nadeberg gefessen das Burglehen zu Korun, das Wintzer von Koniz seiner Georg und seinen Brüdern zu Lehen gehabt hatte, verließ"). Ebenfalls mit seinen Brüdern gab Georg den 17. Oct. 1398 den Gebrüdern Heinz, Albrecht und Georg, Marschalk, eine Obligation auf 100 Schock freierberger Groschen, und erhielt von den Genannten eine Bescheinigung über, die gütliche Rüdigung der Schuldfrage"), widmete ein, daß sein Bruder Friedrich den 27. Dec. 1398 das Dorf Budenitz Johann Albern, Bürger zu Leipzig (s. Horn Nr. 90), verließ, gab im Jahre 1399 dem Predigerkloster zu Leipzig einen Weingarten zu Markwerfen"), verband sich den 15. Sept. 1399 mit fünf Kurfürsten und andern Reichsfürsten") wegen der im Reiche entstandenen Unruhen zum Frommen des Reichs (nämlich gegen den römischen König Wenzlaw), richtete das frankfurter Bündniß vom 1. Febr. 1400 zur Wahl eines andern römischen Königs mit auf"), kaufte den 14. Febr. 1400 mit seinen Brüdern vom Bischofe Gerhard von Würzburg, einem gebornen Grafen zu Schwarzbürg, Stadt und Amt Königsberg, richtete den 16. Juni 1401 nebst seinen Brüdern mit dem Markgrafen Wilhelm dem Einzügigen zu Röhlig ein Bündniß auf, bei welchem verabredet ward, wie man sich im Betreff des Krieges mit Böhmen verhalten sollte, und half dann Prag sechs Wochen lang belagern. Es wird Georg'en eine besondere Kriegsthatenverzug zugeschrieben, sowie auch Gerechtigkeit und lobliche Staatsverwaltung"). Mit seinen Brüdern verlobte Georg den Pfarrer der zwei Pfarirchen St. Bartholomäi und St. Nikolai in der Stadt Altenburg jedem jährlich vier Fuder gemeines Brennholz aus der Keina. In dieser den 25. September 1401 zu Altenburg gegebenen Urkunde"), heißt es am Schlusse noch: „Des zu eyner ewigen bestetikeit und gedechtnisse hengen wir Friedrich unser Secret an diesen offnin brief, dez wir Wilhelm und Jurge zu dessennal mit unserme bruder gebrauchin,“ wie gewöhnlich in den übrigen Urkunden, welche die drei Brüder ausgestellt haben. Da obige Urkunde die letzte ist, welche Georg mit ausgestellt hat, so geht die gemeinschaftliche Regierung bis an seinen Tod hervor. Er starb den 9. Dec. 1401. Zwar hat die Copie seiner Grabchrift auf dem Denkmal zu Schulz-Pforta das Jahr 1402"). Aber die Verschönerung des Denkmals macht diese Angabe unsicher, die wahrscheinlich bei neuerer Reparatur hineingelegt ist. Joh. Zeplich, welcher dem Leichenbegängnisse bewohnte, hat das Jahr 1401. Auch finden wir nach dieser Zeit Georg's Namen nicht mehr in den Ur-

kunden. Daher können die Angaben des Todesjahres 1402") und 1403") nicht, und noch weniger 1411"), wo er nach Pertuch in Geburg gestorben sein soll, bestehen. (Ferdinand Wachtler.)

23) Georg, Kaiser von Trapezunt.

Georgios Groß-Kommenos, Kaiser von Trapezunt; 1266—1280. Er war der Sohn des trapezuntischen Kaisers Manuel I. des Streibaren (1238—1263) von seiner zweiten Gemahlin Irene, der Tochter eines trapezuntischen Kronvasallen. Da Andronikos II., Manuel's ältester Sohn (von der Anna Kpalos) nach etwa dreißigjähriger Regierung (1263—1283) ohne Nachkommen starb, so folgte Georg im J. 1266 seinem Stiefbruder auf dem Throne von Trapezunt. Er war ein Mann von Kraft und Selbstgefühl; tüchtiger als die meisten der Herrscher, die nach ihm den Thron der Groß-Kommenen inne hatten. Es scheint ihm gelungen zu sein, da nach Hulak's Tode (1265) die Macht der furchtbaren Mongolen in Kleinasien zu seiner Zeit im Abnehmen war, sich allmählig der Abhängigkeit von den Höfen von Karakorum und Tauris zu entziehen und eine freiere Stellung als seine beiden Vorgänger zu gewinnen. Dagegen sah er sich genöthigt, mit feindlichen Nomadenstämmen an der südlichen Grenze seines Landes zu kämpfen. Seit der Mitte des 13. Jahrh. waren, zunächst auf Antrieb des Mongolenführers Hulak, große Scharen von „Kara," d. h. schwarzen Tataren (so genannt, weil sie auf ihren nomadischen Zügen in schwarzen Fülzhütten wohnten), die auch schlechthin Turlomannen heißen, — Nomaden türkischer Abstammung aus den Steppenländern von Turan, — nach Kleinasien vorgedrungen und hatten sich an den südlichen Abhängen der Gebirge, welche das trapezuntische Gebiet von Groß-Kappadocien trennten, niedergelassen. Ihre Kersuche, auch nach Trapezunt vorzudringen, zwangen den Kaiser Georgios zu fortwährenden Kriegen, der mit abwechselndem Glücke geführt ward. Die Vermählungen des Kaisers, seinem Staate nach dieser Seite hin dauernde Sicherheit zu verschaffen, wurden im 14. Jahre seiner Regierung durch die unparthische Einnahme eines Theiles seiner Luterthemen zur immer unterbrochen. In Trapezunt bestand nämlich ein Adel von auferordentlicher Macht. Neben dem byzantinischen, mit Alexios I., dem Gründer des Reichs, eingewanderten Hofadel gab es

45) Chron. Vet. Cell. apud Menckienum, Script. T. II. col. 445. 46) Bei Tentzelius, Repositor. I. Bibliothec. p. 1006; f. dagegen die Anmerkung zu Ryker I. c. p. 884.

47) Aus dieser Angabe Pertuch's (Chron. Portenae), der bemerkt: „humatus Portae in choro, ubi sepulchrum ejus edam-nunc conspicitur," geht hervor, daß die Jahreszahl damals (1612) unlesbar oder wenigstens schwer zu lesen war. Ueber die Bestimmung des in Hins von unterschiedlichen Bildern und Figuren aufgerichteten Denkmals, an welchem auch der Landgraf in Höchstädt in Stein gehauen zu sehen, im Thore der Kirche zu Pforta, wo Georg begraben ward, erzählt man: „Ein solcher Bube, welcher lahm war, warf den rechten Schenkel mit den Worten herab: „„Geh, soßst du ein besser Bein haben, denn ich, das muß nicht sein.““ Müller a. a. D. S. 2.

37) Bei Horn Nr. 87. S. 701. 38) Nr. 88 u. 89. S. 701. 702. 39) Nr. 90. S. 702. Nr. 92. S. 704. 40) f. dieselben nachstehend gemacht in der Urkunde bei Oberst, Apper-Juris publici I. p. 7. bei Müller, Reichs. Zpoth. Friedr. V. I. Berst. Cap. 23. S. 292 u. 3. 41) Bei Horn Nr. 95. S. 706. 42) Freitag l. c. §. 2. 43) Bei Horn Nr. 95. S. 706. 707. 44) Chron. Mian. ap. Schannat, Vind. lit. Coll. II. p. 89.

im Trapezuntischen eine Menge uralter, reicher griechischer Geschlechter, welche die meisten großen Reichthümern im Besitze hatten. Diese „Archonten und Kriegshäuptlinge“ waren längst bemüht gewesen, in Trapezunt ein wesentlich oligarchisches Regiment herzustellen. Die Abhängigkeit, in der die beiden letzten Kaiser von den Wenzeln gestanden hatten, scheint ihren Bemühungen sehr günstig gewesen zu sein; sie waren entschlossen gewillt, in Betreff der finanziellen und richterlichen Angelegenheiten auf ihren Besitzungen sich völlig unabhängig von Kaiser zu stellen. Dem aber trat Georgios, bemüht seine eigene Macht völlig absolut zu machen, kraftvoll entgegen. Dadurch aber erregte er die höchste Unzufriedenheit seines Adels. Und weil die Oligarchen eine Erhöhung der kaiserlichen Macht im Innern weit mehr fürchteten, als sie die Ausdehnung der Grenzen des Reiches oder die Wohlfahrt des Landes wünschten, so ließen sie sich endlich zu einem schändlichen Verrathe herbei. Im J. 1280 nämlich unternahm Georgios einen Zug gegen die Turkmannen, welche sich auf dem Gebirge Taurus festgesetzt hatten. Die Unternehmung begann nicht unglücklich; da kam es zu einem hitzigen Gefechte, und in dem entscheidenden Augenblicke ergriffen die abtrünnigen Vasallen, welche den Kaiser begleiteten, verrätherisch die Flucht. Das Treffen ging verloren; Georgios selbst ward von den Turkmannen gefangen genommen. (Vgl. Fallmerayer, Gesch. des Kaiserthums von Trapezunt S. 132 — 135. 153. 168. und *Finlay*. Mediaeval Greece and Trebizond, S. 394 fg. 420 fg.)

Georgios blieb indessen nicht auf die Dauer in turkomanischer Gefangenschaft. In Trapezunt hatte auf die Nachricht von seinem Unglücke sein jüngerer Bruder Johannes II. (1280 — 1297) die Regierung übernommen. Die Schwäche dieses Jünglings machte es möglich, daß sein Thron beständig durch Angriffe von Außen und noch mehr durch die Umtriebe von Kronprätendenten und Adelsparteien erschüttert ward. Und dies gab dem gefangenen Kaiser Hoffnung, seine Herrschaft wieder zu erlangen. Georgios mußte, — durch welche Mittel? wissen wir nicht, — die Turkmannen zu bewegen, ihn frei zu geben. Nun sammelte er unter ihnen ein Heer, fiel (wahrscheinlich im J. 1283) in das Gebiet von Trapezunt ein, und fand sogleich eine unzufriedene Adelspartei, welche bereit war, seine Ansprüche zu unterstützen. Jedoch hatte dieser Versuch keinen Erfolg. Das Herz des Georgios wurde geschlagen; er selbst aber ward, nachdem er einige Zeit „als ein Mittelglied zwischen einem irrenden Ritter und einem Räuber“ in den Gebirgen herumgezogen war, zuletzt von Johannes' Truppen gefangen und nach Trapezunt gebracht. Georgios ward jedoch von seinem Bruder milde behandelt. Denn, um die Familienintrichtungen sowie, als die öffentliche Ruhe zu sichern, erlaubte ihm Johannes, den kaiserlichen Titel zu behalten, ohne ihn jedoch irgend an der Verwaltung der Staatsangelegenheiten Theil nehmen zu lassen. Ueber den Ausgang des Georgios sind wir nicht unterrichtet. (Vgl. Fallmerayer a. a. D. S. 156; *Finlay* I. c. p. 403 seq.) (Dr. G. F. Hertberg.)

24) Georg, Prinzen und Herzoge von Württemberg.

a) Georg, Prinz von Württemberg, ein Bruder des Herzogs Ulrich, machte von Strassburg aus, wo er bisher gelebt, Ansprüche an die württembergischen Lande, mit denen Kaiser Karl V. 1519 seinen Bruder, den römischen König Ferdinand, beilegt hatte. Durch den Bischof Wilhelm von Strassburg und den Markgrafen Philipp von Baden brachte es Georg so weit, daß 1526 zu Speyer ein Concordat gehalten werden sollte. Man hatte ihm einen Jahresgehalt von 6000 fl. angeboten, wofür er allen weiteren Ansprüchen entsagen sollte. Georg behauptete, wenn auch sein Bruder Ulrich den Verlust der württembergischen Lande verwirkt habe, so könnten sie dieselben doch weder dessen Sohne Christoph noch ihm selbst entzogen werden. Deßwegen selbst könne diese Lande nicht in Besitz nehmen, da der Kaiser Maximilian zu der Zeit, wo Württemberg ein Fürstenthum geworden, ausdrücklich verordnet habe, daß es selbst nach gänzlichem Erlöschen des Hauses der Reichskammer anheimfallen sollte. Diese Gründe schienen zu kräftig, um sie verwerfen zu können. Am 27. Aug. 1519 kam ein Vergleich zu Stande, nach welchem Georg die Herrschaft Horbura, die Stadt Reichenmünster und das Schloß Weiskstein erhielt. Was davon verpfändet oder gar verloren, sollte Deßwegen erliegen. Ferner versprach der Erzherrzog, für sich, den Kaiser und ihre Erben aus der fürstlichen Kammer jährlich 4200 fl. auszahlen zu lassen, so lange Herzog Ulrich, sein Sohn Christoph oder ein anderer männlicher Nachkomme am Leben sein würde. Nach deren Tode aber sollte Georg, laut seines pfälzinger Vertrages, seine Ansprüche auf das Herzogthum Württemberg erneuen dürfen. Georg lebte in spätern Jahren kümmerlich in der Schweiz, da ihm Ulrich keine Apanagen hatte auszahlen lassen. Billiger dachte Ulrich's Sohn und Nachfolger Christoph. Durch ihn erhielt Georg die Grafschaft Nellenburg, die Herrschaften Grangel, Etermall, Etoson, Blament u. a. nebst allen dazu gehörigen Gerichtsämtern. Auch ward er durch den Herzog Christoph mit barem Gelde unterstützt. Auf seines Neffen Rath vermählte sich Georg und erhielt dadurch den württembergischen Stamm, der sonst erloschen sein würde).

b) Georg, Herzog von Württemberg, dritter Sohn des Herzogs Ludwig Friedrich, aus dessen zweiter Ehe mit Anna Eleonora, einer Tochter Johann Kasimir's, Grafen zu Nassau-Saarbrück, war den 5. Octobr. 1626 geboren. Seinem Bruder, dem Herzoge Leopold Friedrich, der ohne leibliche Erben gestorben war, folgte er in der Regierung. Georg war ein Fürst von ausgezeichneten Kenntnissen und einer vielseitigen Bildung. Der redlichen Sorge für seiner Unterthanen Wohl entzog ihm 1676 das Schicksal, durch die Franzosen aus seinem Lande vertrieben zu werden, wodurch mancher zum allgemeinen Besten von ihm entworfenene

1) J. Gatterer's Geschichte von Württemberg. 4. Th. S. 43 fg. Weiskstein, Geschichte der teutschen Kurfürsten. 3. Bd. S. 346. 373 fg.

Plan unausgeführt blieb. Er irrete lange Zeit umhät umher. Bald verweilte er zu Dels in Schlesien, bald zu Weilingen. Der Friede zu Rymsid (1697) verhalf ihm wieder zu dem Besitze seines Landes. Er genoß aber dies Glück nur kurze Zeit. Bereits am 1. Juni 1699 endete er sein Leben. Auch in seiner Ehe hatte ihn das Glück nicht begünstigt. Seine sehr reiche Gemahlin Anna, eine Tochter Kaspar's III. von Glogau, Herzog von Glatz und Markgräve von Frankreich, hatte während der Kriegsunruhen den größten Theil ihrer Güter eingekauft. Sie starb den 23. Jan. 1680. Erzeugt hatte Georg mit ihr die nachfolgenden Kinder: 1) Otto Friedrich, geb. den 17. Aug. 1650, gest. den 9. Jan. 1653. 2) Heinrich, geb. den 8. Jan. 1654, gest. den 23. Jan. 1680. 3) Eleonore Charlotte, geb. den 20. Nov. 1656, gest. als Gemahlin des Herzogs Sylvius Friedrich von Württemberg den 7. Mai 1672. 4) Konrad Ludwig, geb. den 23. Mai 1658, gest. 1659. 5) Anna, geb. den 30. Dec. 1660, gest. 1733. 6) Elisabeth, geb. den 17. März 1665, vermählt 1689 mit dem Herzoge Friedrich Ferdinand zu Württemberg-Weilingen, der ihr 1705 durch den Tod entfallen ward. Sie starb am 5. Juli 1726. 7) Hedwig, geb. den 26. März 1667, gest. unverheirathet zu Breslau den 27. Dec. 1715. 8) Leopold Eberhard, Georg's Nachfolger, geb. den 21. Mai 1670, gest. am 25. Febr. 1723. Mit seinem Tode endete die mampelgartische Linie des Hauses Württemberg).

(Heinrich Döring.)

III. George, Erzbischofe und Bischöfe. Vergl. wegen der griechischen Patriarchen, Erzbischofe, Bischöfe u. dieses Namens die Artikel Georgios.

a) Georg, Bischöfe von Bamberg. 1) Georg I. war aus der edeln Familie von Schaumburg, der 24. Bischof von Bamberg, von welchem im Art. Bamberg S. 289 schon Mehreres angegeben ist, wurde im J. 1459 von Zustimmung des Papstes Pius II. und des Kaisers Friedrich III. designirt, brachte alle Klöster seiner Diöcese, außer das einzige Kloster zum heiligen Theodor, auf die Norm des alten Zustandes zurück, starb im 6. Jahre seiner Administration, welche väterliche Sorge für das Land zeigte, den 4. Febr. 1475, ward im Chore des heiligen Petrus neben dem Grabmale Leopold's begraben. Sein Bildniß findet sich bei Salzer *).

2) Georg II., Markgraf von Ebneth, der 38. Bischof von Bamberg, wurde den dritten Tag nach dem Tode Lamberti Episcopi 1503 designirt, ritt nicht in die Stadt Bamberg, wurde von dem Papste Pius III. und dem Kaiser Maximilian I. bestätigt, zeichnete sich durch Gerechtigkeit aus, lebte nach der Vorschrift der Vernunft und wich so niemals von der Billigkeit, regierte das Bisthum zwei Jahre, starb den 30. Jan.

1505 und wurde im Chore S. Georgii martyris begraben. Sein Bildniß findet sich bei Salzer *).

3) Georg, Gent, Freiherr von Limburg, der Bischof von Bamberg, wurde den 13. Febr. 1505 gewählt und durch den Papst Julius und den Kaiser Maximilian bestätigt, war ein Mann von großem Geiste und hoher Befinnung, ein strenger Ausüßer der Tugenden und bei Behandlung von Streitfachen sehr einsichtsvoll. Deshalb war er dem Kaiser Maximilian sehr angenehm. Georg's Thätigkeit und Ansehen ist bereits im Art. Bamberg S. 290 angegeben. Im zweiten Jahre seiner bischöflichen Regierung (1506) entstand durch die Sorglosigkeit eines Mühlnechts eine große Feuerbrunst und im J. 1508 am Tage S. Dionysii schlug der Blitz in die untere Sacristie der Kirche und beschädigte das Bildniß des heiligen Kilianus. Daher unterließ Georg im J. 1509 die Zeignung der heiligen Reliquien. Dem erneuerten schwäbischen Bunde trat er den 30. Nov. 1512 bei. Im J. 1516 wurde das eisenbeinerne Bildniß des Gefreuzigten am steinernen Bogen in der Mitte der Kirche in die kleinsten Stücke zer schlagen. In demselben Jahre (1516) wurde der der Kranz gezeigene Bau ausgeführt. Hierauf wurden im J. 1518 die in demselben Atrio außerhalb der Kirche gestellten Reiter, nachdem das hölzerne Gebäude abgebrochen war, in das steinerne versetzt. Georg regierte seine Kirche 17 Jahre und 4 Monate. Er starb in der Burg Altenburg den 31. Mai 1522 und wurde im Chore des heiligen Petrus, des ersten der Apostel, begraben. Sein Bildniß findet sich bei Salzer *).

b) Georg, Erzbischof von Bremen, geborener Herzog von Braunschweig und Lüneburg, war der fünfte Sohn des Herzogs Heinrich aus dem mittlern braunschweigischen Hause und Katharina's, der Tochter des Herzogs Erich, wurde Dompropst zu Eln und Bremen, wurde zwar zum Erzbischofe von Aiga postulirt, konnte aber wegen Widersetzlichkeit des Hermeisters Walter von Plattenberg nicht zum Besitze des Bisthums gelangen und mußte geschehen lassen, daß durch dessen Vorhub im J. 1527 ein anderer erwähnt wurde, welcher sich mit Georg auf eine Summe Geldes verglich *). Im J. 1553 wurde Georg zum Bischofe von Minden confirmirt. Nach seines älteren (zweiten) Bruders, des Erzbischofs Christoph von Bremen, Tode im J. 1558 wurde er an dessen Stelle zum Erzbischofe von Bremen und Administrator des Bisthums Verden von den Capitularen gewählt. Georg war ein frommer Fürst, von Natur sanft, mild, leutselig und sehr fricksfertig, fand großes Vergnügen am Umgang gelehrter Männer und bediente sich ihres Rathes und Urtheils sehr gern. Deshalb wurde sein Hof als Wohnsih und Versammlungsort gelehrter Männer gepriesen. Die Schöpfer seiner Kirchen, welche von seinen Vorgängern verpfändet und alienirt waren,

2) f. Michaelis, Geschichte der teutschen Kurfürsten. 3. Th. S. 457.

3) Icones et imagines episcoporum Joann. Balveri Heribipoliani sculptoris ap. Ludw. Script. Rec. Bamberg. p. 64.

3) Zu S. 240 von Martini Hoffmanni Annal. Bamberg. Episcopatus ap. de Ludw. l. c. p. 240. 3) Zu S. 241 des Hoffmann'schen Geschichtswörterb. S. 64. Die Wägen. Bisthümer. Rec. Bisthümer. IX. S. 561. 4) f. Reich, Kurfürstliche Chronik S. 175. Becker, De sacri Romani Imperii in Livoniae dno. p. 93. 99.

lößte er durch Bezahlung der Schulden wieder ein. Als guter Landesvater bemühte er sich durch seine Klugheit dadurch, daß er seine Unterthanen von Graecien und andern ungewöhnlichen Kassen frei machte. Zu Georg's Zeit fiel der schwierige und noch nicht ausgerottete Streit über die Gegenwart des Leibes und Blutes Christi bei dem heiligen Abendmahl in Bremen vor, wo ihn der Domprediger Albert Durimontanus, der Trinitarier-Ordensbrüder beifolgt war, erregte. Dieser Disputation glaubte der Erzbischof bezeugen zu müssen und bewirkte, bei dem Erzbischofs Sigismund von Magdeburg und dem Herzoge Heinrich dem Jüngern von Braunschweig, Georg's ältestem Bruder durch häufige Schreiben und Ermahnungen, daß die Durimontanische Streitsache auf einigen Conventen vorzüglicher Theologen in den Herzogthümern und Städten Niedersachsens geführt und von Theologen discutirt wurde. Da Durimontanus auf die ihm bei den Disputationen vorgelegten Fragen aus und nach dem Worte Gottes nicht ohne Argiverbation und Accidentigkeit antwortete, sondern vielmehr sich in künstliche und listige Verwicklungen verwickelte, so thaten die Räte und Gesandten der Fürsten und Stände Niedersachsens auf einer zusammenberufenen Versammlung der bremischen Geistlichen am 8. Febr. 1561 den Ausspruch, daß Albert binnen 14 Tagen die Stadt Bremen verlassen und seine Predigt mehr in der Stadt halten und ihm im ganzen niedersächsischen Kreise keine erldigliche Stelle bewilligt werden sollte. Durimontanus misochtete, als er zu seiner Kirche zurückgebracht war, nicht nur hoffärtig den Spruch, sondern trachtete auch die unerfahrene Menge und auch Aornehme dahin, daß sie seiner Meinung beipflichteten und sie vertheidigten. Deshalb wurde im folgenden Jahre (1562) von dem Erzbischofe Sigismund von Magdeburg und dem Herzoge Heinrich dem Jüngern von Braunschweig und Lüneburg den letzten Mai (1562) ein Generalconvent der niedersächsischen Fürsten und Stände gehalten und auf ihm der Durimontanische Streit behandelt und verdammt. Georg starb im December 1566 und ward zu Verden in der Domsche begraben, nachdem er nützlich und löblich der Bremer und der verdischen Kirche 8 und der minderen 13 Jahre vorgestanden⁵⁾.

c) Georg, Graf von Hohenlohe, Bischof von Passau, Verweser des Erzbisthums Gran, Kanzler des römischen Königs Sigismund, wurde nach dem Tode des Bischofs Johann von Passau im J. 1387 von dem Herzoge Albert III. von Oesterreich unterstützt und befördert, von einem, jedoch dem kleinen Theile der Ghorherren zum Bischofe von Passau designirt, und auf Bitten und Empfehlung des genannten Herzogs vom Papste Urban VI. foglich bestätigt. Da aber von dem größten Theile der Capitularien Rupert, der erstgeborene Sohn des Herzogs von Berg, ein Jüngling von vieler Tugend erwählt

worden, entstand aus dieser zwiespältigen Wahl großer Streit. Herzog Albert fuhr fort, Georg'en zu befördern und nach langem Streite kam es zu den Waffen. Rupert'en stand die Stadt Passau und der König von Böhmen bei. Herzog Albert belagerte im J. 1388 Passau von Michaelis bis Martini⁶⁾. Georg erlangte endlich nach vielen gegenseitigen Placereien das Bisthum⁷⁾, indem er von der Stadt aufgenommen und Rupert nach Padborn versetzt ward. Vom römischen Könige Sigismund ward Georg zum Reichskanzler gemacht und war ihm sehr vertraut. Ueber die politische Rolle, welche Georg spielte, ist Mehreres im Art. Passau S. 119 angegeben. Auch zeichnete er sich durch üppige Lebensweise aus. Nach l'Enfant⁸⁾, welcher seine Angabe aus einer Wiener Handschrift genommen haben will, trat ein constanter Bürger sein Gewerbe dem Kanzler des römischen Königs für 500 Dufaten ab, für welche Summe des schändlichen Erwerbs er sich ein Haus baute. Nach des Erzbischofs von Gran Tode erhielt Georg durch die Wohlthat des Kaisers die Verwallung dieses Erzbisthums. Er schrieb sich nun: „Wir Jorg von Gotes gnaden Bischoff zu Passaw, Verweser des Erzbistums zu Gran, Cantzler“ u. s. w., z. B. in der Urkunde⁹⁾, welche er zu Preßburg am Montag nach der heiligen drei Könige Tag 1423 gab und durch die er sich ansehnlich machte, dem Landgrafen Friedrich dem Älteren von Thüringen, wenn dieser die stierischen Lehen über das Herzog- und Kurfürstenthum Sachsen empfangen würde, ihm dann alle Lehenbriefe und Bestätigung umsonst geben und von Kanzlei wegen Nichts an ihn fordern und nehmen zu wollen. Eine traurige Rolle spielt dieses Kanzlers Name in Betreff des Sammelkriegs über Sachsen, den Herzog Erich zu Laenburg sich in der Reichskanzlei ausgewirkt hatte. In den Acten der Untersuchung, welche der römische König Sigismund im J. 1426 anstellen ließ, heißt es, daß der Lehenbrief ohne des Königs Wissen und Willen von dem verstorbenen Kanzler, dem (Bischofe) von Passau gegeben worden sei¹⁰⁾. Doch wenn man erwägt, daß es Sigismund ist, der Hufen das von ihm gegebene Geleit brach, so muß es zweifelhaft bleiben, ob er wirklich Nichts von dem Lehenbriefe gewußt oder ihn nicht vielmehr die Belohnung des Herzogs Erich über das gekamete Sachsen gerent und er nun seinen Registrator Heintz Ipe veranlaßt hat, zu beidigen, daß der Lehenbrief ohne seinen Willen und sein Wissen gegeben. Weiter oben sagt Sigismund: „Und als der von Passaw Seliger, unser Cantzler gewesen ist, das derselbe Hertzog Erichen, durch forderung und vollwort des Edlen Conrads von Weinsperg, denselben Brief nechst zu Nurnberg,

5) Johannes Ottho, Catalogus Episcoporum et Archiepiscoporum Bremens. ap. Menckeniun, Scripta Germ. T. III. col. 516—519; Spangenberg, Deutsche Chronik S. 221; Braunshweig-lüneb. Chron. und Archivallhandl. S. 15. 16; Weinshlocher S. 23; vergl. (Sch.) Versuch einer pragmatischen Geschichte des durch. Hauses Braunshweig und Lüneburg S. 350.

6) Chronicon Monasterii Mellicensis ap. Pes, Scripta. Rer. Austr. T. I. col. 248. 7) Chronicon Salisburgense ad ann. 1387 ap. eundem l. I. col. 430. 8) Histoire du Conelle de Constance. T. II. p. 36. 9) Bei Horn, Lebensgeschichte Friedrich's des Erleichenen Nr. 293. S. 570. 10) Die Erklärung des römischen Königs Sigismund bei Spaulatin, Vitis Electorum et Ducum Saxoniae ap. Menckeniun, Scripta. T. II. col. 1073. Seral. Portteller, Des Röm. Keyser. Riecht Handlungen. I. 23. S. 1407.

hinder uns erkrigt halt, Do wir den letzten tag, mit den Chur-Fürsten, andern Fürsten, Graven, Herrn und Städter geleist haben, do er lüne das Datum bey Acht Jaren halt lassen hinfür setzen, als wir doch dem von *Weinsperg* wol eines bessern zusetraut hetten.“ *Egismund* erzählt dann weiter: der Erlame *Franz Enkes* von heiligen Greuz zu *Breslau*, des Königs *Protenotarius*, dem man die Zurücksetzung des Datums zugemuthet, habe dieselbe verweigert. Wenn man auch *Georg's* zweideutigem Charakter so etwas zutrauen konnte, so doch nicht seiner Klugheit, da er ja nicht voraussetzen konnte, daß er vor Entdeckung des angeblichen Betrugs sterben würde und denselben zu begehcn um so gefährlicher war, da der *Protenotarius* davon wußte, aber ihn nicht mittheilen helfen wollte. Die Ergebnisse der Untersuchungsgeschichte, wie sie *Egismund* angibt, haben stark den Schein von Verleumdung, und lassen vermuthen, daß der *Lehnbrief* mit des Königs Wissen und Willen aufgestellt war, der *Manföldmuthige* aber die Verleumdung später bereute, weil er das Herzogthum und Kurfürstenthum lieber *Friedrich* dem *Streitbaren* zuwenden wollte. *Georg's* Geschichte ist bei *Wigulicus Hund* in einem schändlichen Tone gegen ihn geschrieben und ausdrücklich bemerkt: „*viuidictae admodum cupidus et injuriarum illatarum tenax legitur*.“ Wir haben die Geschichte von der zwiefachen Wahl daraus am Eingange gegeben, wo *Georg* als von der minderen Zahl der Oberherren gewählt und der *Papst Urban VI.* als vom Herzoge von *Oesterreich* gewonnen dargestellt wird. Anders wird die Sache im *Chronicon Salisburgense* bei *Pez* erzählt. Nach ihm wird nach dem Tode *Johann's* von *Scherfberg* *Hermann*, der *Domdechant*, gewählt. *Papst Urban V.* löst sich von dieser Wahl nicht behindern und verweist die Kirche mit dem Herzoge von *Berg*. Dieser *Provision* widersetzen sich die *Kanoniker* und die Stadt *Passau* hängt ihm wider die *Kanoniker* an. Der Herzog wird an das *Bisthum* *Paderborn* versetzt und *Georg* mit Einwilligung der Oberherren *Bischof* von *Passau*. Nach dem Ausdruck der Darstellung bei *Wigulicus Hund* beschwerte *Georg* die *passauer Kirche* mit Schulden und strafbare ausgezeichnete Verfassungen, verkaufte an *Kaspar* und *Gundacker*, die *Schreiber* von *Stadenberg* das *Schloß* *Schönwäp*el und die *Terresburg*, und an andere gewisse seiner *Ministerialen* die *Burg* *Kirch*, und an den *Erzbischof* *Pilgrin* von *Salzburg* das *Schloß* und die Herrschaft *Mattheis* mit den Zubehörungen im J. 1396. *Georg* war Urheber des Baues des neuen Chors gegen den *bischoflichen Hof* hin, wie die *Inskription* desselben besagt und legte im J. 1407 in Gegenwart *Otto's* von *Lepming*, des *Propstes*, des *Dechanten* und des ganzen Chors den ersten *Stein*, desfalls dergleichen jede Woche den heiligen *Stephan* durch gewisse eigenthümliche Gesänge zu begrüßen, hatte zum *Wahlstruche*, den er meistens an die Wände zu schreiben pflegte: „*D Welt! D Welt!*“ wo einmal ein *Spötter* hinzufügte: „*wie uel vorzehret S. Stephan's Gul*.“ indem man an ihm den zu großen Luxus und die Verschwendung, in der er sich von den

Vorfahren ganz entartet zeigte, tabelte. *Labelläus Sunthemius* 11) gibt von *Georg's* Geschichte folgende Nachricht: *Um Klefter Liebnom* sind viele Gemäler nach der Ordnung der *Siebmahl* auf pergamentene Urkunden, welche *Winandus* de *Stega*, *decretorum Doctor* de *Valla Rhemi* der *trierter Diöcese*, *nürnbergger Bischof* und *passauer Kanoniker* dirrirt. *Winand* widmete das Werk dem *Kaiser Sigismund* und übergab es *Georg'tn*, *Grafen* von *Sohenbohe*, *Bischof* von *Passau* zur Verbesserung und gab es auf *Aligen* des *Laurentius* der *Hunde*, *Grafen* aus dem *Gebirghe* des *ungarischen Truchsess* der *Königin Gemalin* im J. 1412 heraus. Nach *Eberhard Windecke* 12) starb *Georg* im J. 1423 um *St. Michaelistag* (nämlich den 21. Aug. schon): „von rechter hize, wenn uf die zeit vil leut starben von hize.“ Er verfiel darunter das hitzige Fieber, welches aus dem kassalen Sommer, von welchem er Näheres angibt, entstand. Bei *Wigulicus Hund* heißt es von *Georg*: „*sebre correptus obitus*.“ Der *passauer Kirche* hatte er 35 Jahre und 4 Monate vorgestanden, *Verweiser* des *Erzstiftes* *Gren* war er nur wenige Jahre, da sein *Lebensalter* sich schon zum *Greisenthum* neigte. Sein *Leidnam* ward aus *Widerungen* nach *Wien* und von da mit *Leuzgergeränge* (*lugabri pompa*) nach *Passau* gebracht und in der Kirche des heiligen *Stephanus* im J. 1424 in der gewöhnlichen Kapelle vor dem *Altare* des heiligen *Mauritius* außerhalb des Chores dem *Bestärnisse* übergeben 13). Unter seine *Verdienste* wird erzählt, daß er durch *Begünstigung* des *römischen Königs Sigismund* einen Theil der *Reliquien*, welche der genannte *König* wegen der *Verfolgung* der *Hussiten* von *Böhmen* nach *Ungarn* geführt hatte, von da in die *passauer Kirche* gebracht hatte 14).

d) *Georg*, der 47. *Erzbischof* von *Ravenna*, Nachfolger des *Pertenotus*, war noch ein Jüngling, als er zu *Rom* von dem *Papste Gregor IV.* zum *Erzbischof* geweiht wurde, wobei, sobald er aus *Rom* hinweggegangen war, sogleich der *Seiner* dessen, der ihn ordinirt hatte. Nachdem er die *Regierung* des *Erzstiftes* *Ravenna* erhalten, zog er aus den *Gerebilden* die *Schätze*, die seine *Vorfahren* gesammelt hatten, und vermaand 15)

11) *Monasteria Francoiae ap. Oesle, Rec. Boic. Script.* T. II. p. 609. 12) Geschichte des römischen Königs *Sigismund* Cap. 113 bei *Munster*, *Script.* T. I. col. 1168. 13) Diefel geht aus seiner *Erzählung*, nämlich bei *Andreas Probst* *Reliquienkunde*, *Diarium Beronense* (ap. *Oesle* I. T. I. p. 109): „*Epitaphium Georgii Episcopi in Ecclesia Pataviensti tumulati: Anno Domini MCCCXXIII. in die sancti Cyrilli obiit Reverendissimus in Christo Pater et Dominus dictus Georgius de Hohenlohe Episcopus Pataviensis, alius Strigoniensis Ecclesiae Administrator, nec non Sacri Romani Imperii Cancellarius supremus*.“ hercor. Ueber diesen *Cyriactag*, welcher auf des *Eberhart Windecke's* Angabe: „*Um sant Michaelstag*.“ am 21sten nach pass und den 21. Aug. ist, vergl. *Klein*, *Handbuch* der christlichen Wissenschaften. I. Bd. S. 531. 14) *Joan. Standaelli Chronicon ap. Oesle* T. I. p. 531. 15) post omnia vestimenta baptismalia quingentos aureos, ex auro ornata byssina alba etc.; f. *Agnetius*, *Lib. Pontif. Ravennat.* Vita *Georgii* Cap. I. ap. *Muratori*, *Recur. Italicarum Script.* T. II. p. 185.

von den Reichthümern viel, um die Tochter des Kaisers Lothar (muthmaßlich im J. 840) aus der Taufe heben zu können. Der Erzbischof ging nach Pavia, machte große Geschenke und hob die Tochter des Kaisers aus der Taufe und hielt die Messe, über deren Feier Agnellus einen merkwürdigen Umstand erzählt. Etwas über Georg's Reise nach Frankreich haben wir im Art. Fontenailles, da der Erzbischof von Ravenna bei dieser berühmten Schlacht im J. 841 zugegen war, angegeben¹⁷⁾. Der Erzbischof ward gefangen, wider seinen Willen vom Pferde herabgeschleudert, ihm das Halsband, mit dem er bedeckt war, genommen. Die Feinde trieben ihn vor seinem Pferde wie ein Stück Vieh her, und da er nicht zu Fuß fortkommen konnte, schlugen sie ihn mit der Lanze. Er wurde dann auf ein elendes Rauthier ohne Decke gesetzt. Ein Knecht kam und riß ihn wieder herunter. Er wurde wieder auf ein anderes Rauthier gesetzt und an den Sattel angebunden. Sie führten ihn vor den König Karl und dieser befahl, ihm drei Tage Ruhe zu thun. Karl und Ludwig hatten, da sie hörten, daß Georg ein wider und sehr schlechter Mensch sei, vor, ihn in ein unumkehrliches Exil zu schicken, aber die ravenatischen Priester baten vor und die Kaiserin Judith, von Mitleid bewegt, bewirkte bei ihrem Sohne und bei ihrem Stiefsohne (Ludwig, dem Teufelchen), daß sie beschließen, Georgen zu seinem Orte zurückzuschicken. Karl ließ Georgen vor sich kommen. Der Erzbischof warf sich ihm zu Füßen. Der König stand bewaffnet vor ihm und machte ihm Vorwürfe, daß er seine Kirche und sein Volk verlassen habe und wenn er ja nach Frankreich habe kommen wollen, warum er seine Kirche geplündert habe. Georg hatte nämlich den Schatz der Kirche ausgeleert und die goldenen Kronleuchter, welche der Erzbischof Petrus hatte machen lassen und die goldenen Kelche und Schalen und die kleinern goldenen und silbernen Gefäße und die Edelsteine aus dem Kreuze und den Kronleuchtern, welche er zerthörte, mit sich genommen, um an Alle räuberische Geschenke zu machen. Er wollte nämlich die Gewogenheit des Kaisers Lothar gewinnen und diesen vermögen, daß er ihn aus der Gewalt des römischen Bischofs nähme. Zu diesem Zwecke führte er die Privilegien, welche Maurus und die übrigen Erzbischofe von Ravenna von den Kaisern erhalten hatten, alle mit sich. Aber dadurch, daß Lothar die Schlacht von Fontenailles verlor, kam Georg in die Gewalt Karl's des Kahlen. Auf dessen Vorwürfe antwortete der Gefangene, er sei gekommen, um Frieden zu stiften, nicht gegen den König Karl zu kämpfen. Dieser hielt ihm dagegen vor, daß er vor der Schlacht im Felde gesagt hatte, daß, wenn Karl besiegt würde, er ihn zum Kleriker machen und mit sich in seine Pfarochie nehmen würde. Endlich ließ ihn der König auf Heiligen-Reliquien, das heilige Kreuz und die Evangelien schweben, daß er das, was ihm befohlen worden, thun wollte. Der Erzbischof leistete den

Eid und wurde von dem Könige entlassen. Was von den Kolbharkeiten der Kirche von Ravenna noch aufzufinden war, befahl Karl ihr zurückzugeben. Aber seine Leute, namentlich ein Kleriker, waren zu habgütig und behielten, was ihnen zu sehr gefiel¹⁸⁾. Die Privilegien, durch welche Georg sich der Gewalt des Papstes zu entziehen getraute, wurden in den Rath getreten und mit einer Lanze gestrichelt. Georg's Priester, wofür sie anders wieder nach Italien kommen wollten, sahen sich genöthigt, zu Fuß und in schlechter Kleidung dahin zu gehen und unterwegs das Brod vor den Thüren zu suchen. Der Erzbischof verhielt ihnen, daß er ihnen ihren Schaden ersetzen wollte, wenn er in Ravenna angekommen sein würde. Aber die That entsprach seinen Worten durchaus nicht. Bei dem Streite, der zwischen dem Papste Sergius II. und dem Bischofe Drago von Regensburg wahrte, stand der Erzbischof Georg¹⁹⁾ von Ravenna, der Erzbischof Angilbert von Mainz und viele andere Bischöfe und Grafen²⁰⁾ des italischen Reichs, dem Bischofe von Reg. bei. Georg erkrankte, wie Agnellus sagt, an einer sehr schlechten Krankheit und fuhr an, daß Gewisse sagen, Georg habe seine Seele schlecht überantwortet, was er (Agnellus) aber nicht für nöthig zu sagen erachte, weil es besser sei, die Thaten eines Bösen zu überschauen, als das Lob eines Gerechten zu verschweigen. Agnellus spricht von Georg in den gebäffigsten Ausdrücken. Aber der Geschichtsschreiber kann wol nicht für unparteiisch²¹⁾ gelten, weil Georg ihn des Abtams des Klosters B. Bartholomäi entsetzte. Georg starb den 20. Jan. Sein Todesjahr wird nicht angegeben.

c) Georg, Markgraf von Pappenheim, Bischof von Regensburg, war Domschatz von Regensburg und Domschatz von Eichstätt, als er nach dem Tode des Bischofs Paneratius (starb den 24. April 1548) schon den 8. Aug. 1548 einbellig zum Bischofe gewählt ward, nämlich von denen, die im Collegio gegenwärtig waren, Namens Wollgang von Gleson Dechant, Wilhelm Peischer, dem Älteren, Wilhelm Preisinger und noch sieben²²⁾ andern, unter welchen auch Laurentius Hochwart²³⁾, welcher die wichtigste Quelle für Georg's Ge-

16) f. Hagem. Encycl. d. B. u. R. I. Sect. 51. 23. Nachträge S. 208. 209.

17) f. das Nähere bei Agnellus l. I. Cap. 2. p. 186. 18) Anastasius Bibliothecarius, De Vitis Roman. Pontif. ap. Muratorium l. I. T. II. p. 228 nennt ihn fälschlich Gregorius. 19) Beide, die Bischöfe und die Grafen, finden sich bei Anastasius a. a. O. verzeichnet. 20) Agnellus sagt Vita Sancti Filici Cap. I. p. 139: „A Georgio Pontifice per paucos annos ecclesia sine causa privatus sum (nämlich des Reichthums des heiligen Bartholomäus), mo Agnellus (ist er) et ad hoc monasterium fui. Nam antiquum ad tale locum accersisset (Erzbischof von Ravenna gemeint war), sic eramus ad invicem quasi ex uno duo vere germani; et postquam accepit Archiepiscopatum dignitatem Deum offendit, et omnes sacerdotes demolivit, cuncta occupans monasteria, totaque Gazas Ecclesiae, quas Praedecessores sui acquirierant, pro reatu sui corporis expendit.“ 21) Nämlich Johann Dietrichamer, Doctor, Johann Fürberger, Georg Markgraf von Pappenheim, Karl Mentag, Johann Christoph Fürberger, Laurentius Hochwart, Doctor, Christoph von Adam. 22) Laurentius Hochwart Episcopus Ratisponensis Lib. I. (ap. Oefelium, Rer. Boic. Script. T. I. p. 246.)

schichte ist, sich befand. Die übrigen waren alle von dem Collegio abwesend. Da der Erwählte kein eigenes Haus zu Regensburg hatte, wurde er zwar nach acht Tagen in den bischöflichen Hof aufgenommen, aber er blieb so lange ohne Administration des Bisthums, bis die Bestätigung seiner Wahl von Rom kommen würde. Doch ließ Georg, noch bevor er confirmirt ward, eine im Namen des regensburger Domcapitels als wie der erlebtesten Bischofsstube zusammenberufene Diöcesanynode halten. Er wohnte sein Geschichtsschreiber Laurentius, als zum Präsidenten erwählt, im Namen des Capitels und seines zum Bischöfe Erwählten bei, erneuerte die Synodalstatuten, publicirte die neulich zu Augsburg von den kirchlichen Ständen angenommene Reformation des Clerus nebst Anderem, was die Sitten und Erhaltung der katholischen Lehre in der Kirche bezweckte. Nach erlangter Consecration war Georg selbst bemüht, die katholische Religion herzustellen. Die Confirmation des Bischofs Georg kam von Rom gegen Weihnachten an. Am Weihnachtseabend ward ihm die Administration in den geistlichen und weltlichen Dingen übergeben, und er ward zum hohen neuen Jahre 1549²⁾ von dem Suffragan von Hildesheim feierlich geweiht, weil der Metropolit in der kurzen Zeit nicht gerufen werden konnte. Nach erhaltener Consecration lud er die Lutheraner und die Apostatenpriester und Mönche aus der jungen Pfalz zu sich. Sie kamen auf Befehl des kaiserlichen Amtmanns zu Neuburg, des Agenten Georg Born von Puelbach am sechszehnten Tage, dem 14. Jan. 1550 nach Regensburg. Im Examen, dem auch Laurentius Hochwart beizuwohnte, wurde mild mit ihnen verfahren, und der Bischof versuchte sie mehr durch Ueberredung, als durch Androhung von Zwang zur Eintheil der Kirche zurückzubringen. Den bewidrieten Priestern versprach er, daß er, auf die Autorität des Papstes gestützt, sie mit den Diöcesanen dispensiren würde, daß sie im Amte bleiben könnten, wenn sie ihre Ehefrauen verließen, ihre Keerei abschwören, ihren Irrthum öffentlich widerrufen und Buße thun würden. Aber Wenige nahmen diese Bedingungen an. Der größere Theil beharrte bei dem Ehestande und der gereinigten Lehre. Der Bischof suspendirte sie daher von ihrem Amte, und ihnen wurde die Sacramentaladministration im regensburger Bisthume untersagt. Hierauf rief Georg die Versammlung seiner Aelste, Prälaten, Collegien und Landdechane auf den 27. Jan. 1550 wieder zusammen und ließ den Erscheinenden drei Vorlagen machen: 1) daß sie, weil er die metropolitische Synode den 17. Februar besuchen müsse, aus ihren Ständen Etliche wählen sollten, die sie mit ihm nach Salzburg auf die Synode schicken, welches sie auch

thaten; 2) daß sie ihm dem confirmirten und consecrirten Bischöfe das charativum Subsidiüm (die Anstulsteuer) entrichten sollten, in welche Entrichtung alle einwilligten; 3) daß sie ihn bei den dem Kaiser und römischen Könige zu gebenden Contributionen nach dem Versprechen der augsburger Dieta unterstützen möchten. Hierin willigten zwar nach erbetenen Briefen der Zahlungen und Aufschiebungen die andern. Aber die in Baiern ihre Stellung habenden Prälaten sagten, nachdem sie das von dem Herzoge Wilhelm erlassene Verbotsschreiben vorgebracht hatten, daß sie das nicht versprechen könnten; wurde der Bischof von Regensburg die Aufhebung jenes Verbots bei dem Kaiser bewirken, so würden sie lieber ihrem Bischöfe Ordinario, als dem Herzoge, dem Eractor contribuiren. Für die Zahlung der Contribution wurde das Jahr 1550, für die Entrichtung der Anstulsteuer Pfingsten und Weihnachten 1549 beschlossen. Den 24. Jan. 1549 kamen die Kathedren von Regensburg zu dem Bischöfe Georg und zeigten ihm an, daß sie nach der von den Fürsten und den Reichständen in Augsburg angenommenen, Interim geschienen, Religionsdeclaration nun ihren Gottesdienst einrichten wollten. Zu diesem Behufe haben sie einige Priester nöthig, denen kürzlich wegen der Luther'schen Lehre die ganze Diöcese untersagt sei. Deshalb hätten sie den Bischof Georg, daß er die über die Luther'schen Priester verhängte Suspension von dem Amte und der Pfründe widerrufen möchte, damit ihnen erlaubt sei, bei den Regensburgern den Gottesdienst zu verrichten. Der Bischof sagte, daß er dieses nicht thun werde. Nichtsdestoweniger schlossen sie am Tage von Maria Reinigung die Marienkirche auf und nahmen die deutsche Messe nebst den Adiaboren wieder an. Hernach besuchte Bischof Georg die Provinzialsynode zu Salzburg zwei Mal. Da der Suffraganbischof im nämlichen Jahre (1549) gestorben war, und Georg keinen andern an seine Stelle setzte, so verließ er selbst in der folgenden Zeit den zu Ordinirenden die Priesterorden, was schon seit langer Zeit zu Regensburg ganz ungewöhnlich war. Bischof Georg führte im J. 1550 auf dem Reichstage zu Augsburg vor dem Kaiser Karl V. seinen Streit gegen den regensburger Rath wegen der Beschwerden, welche ihm in Betreff der Religion und anderer Dinge zugefügt waren. Der Streit wurde endlich im folgenden Jahre (1551) dahin entschieden, daß die Regensburger keine Kirche in der Pfarodie des Bischofs zu ihrem Lutherthume misbrauchen, noch anderswo Privatgottesäcker anlegen, sondern die bisher usurpirten Kirchen und Klöster dem Bischöfe zurückgeben und in den Profanischen den kaiserlichen Richterpruch erwarten sollten. Dasselbst (auf dem Reichstage zu Augsburg) fragte der regensburger Rath, durch welchen Pfarrer (Parochum) und in welcher Kirche sie die ihnen durch die kaiserliche Declaration (das Interim) erlaubte Communion unter beiderlei Gestalt halten sollten, wenn sie die Marienkirche zurückgäben und ihre Prediger entließen. Der Bischof antwortete, er habe einen päpstlichen Indult, nach welchem er, wenn sie sich den von ihm ausgedrückten Bedingungen unterwürfen, die ganze Sache dispensiren

33) Hochwart (S. 236) und darnach Wiguleus Hund (Meir. Salab. T. I. p. 217) haben zwar MDL, aber aus dem Zusammenhange der Darstellung, daß fünf Monate nach der Wahl die Confirmation aus Rom angekommen und nun in Epiphania Domini die Consecration stattgefunden, und aus dem Zusätze: „Metropolitane et Episcopus Chymendini in tanta temporum brevitate non potuerunt evocari,“ geht hervor, daß die Weihe Georg's zum Bischöfe im J. 1549 stattbat.

und so disponiren werde, daß den daran Gemäßigten, welche nicht von der Communion unter beiderlei Gestalten zurücktreten wollten, auch in dieser Sache Nichts fehlen sollte. Aber die Rathsherren hörten nicht, so sie verlangten die Reformation des Ahrus. Bischof Georg schickte im J. 1551 in seinem Namen den Domherrn Laurentius Hochwart, den Geschäftsschreiber, auf d. Concil zu Trident, und dieser verbrachte das Orb und die Zeit den Winter über bis in den fünften Monat vergebens, weil die Lutherischen Theologen gehört werden sollten, aber wegen des Kriegs, den Kurfürst Moriz von Sachsen und einige andere Fürsten gegen den Kaiser erhoben hatten, nicht erschienen. Als im J. 1552 Moriz und seine Verbündeten Augsburg eingenommen hatten und Ulm belagerten, kam Heinrich von Plauen im Namen des römischen Königs Ferdinand nach Regensburg und verlangte, daß die Stadt Besetzung zum Schutze gegen die Feinde einnehmen möchte. Aber die Bürger wollten keine Soldaten in die Stadt aufnehmen, wenn der Bischof nicht erlaubte, daß die Truppen in die Häuser der Aleriter einquartiert wurden und die Bürger das vertriebene Luthertum in ihre Kirche wieder völlig einführen dürften. Der Bischof war in großen Angsten, denn bewilligte er den Bürgern die Bedingungen, unter welchen sie die Besetzung in die Stadt lassen wollten, nicht, so schien er die Stadt zu verrathen. Er drückte also zu beiden Bedingungen die Augen zu. Der regensburgur Rath schloß also den 24. April (1552) seine Kirche wieder auf, reinigte sie wieder und nahm das Luthertum wieder öffentlich an. Die Soldaten wurden in die Häuser der Domherren gebracht und diese mußten ihnen Lebensmittel und auch selbst den Sold unter dem Namen von Vorkauf geben. Als Markgraf Albrecht von Kulmbach Nürnberg belagerte, schickte er den 22. Mai (1552) seinen Herold mit einem Feldbriefe nach Regensburg und drohte alle Feindseligkeiten, wenn die Regensburger die Stadt nicht übergeben. Dieser war aber durch die Besetzung sicher. Bischof Georg aber mußte, um seine Dörfer vor Anzünbung zu sichern, 4000 Goldgulden Brandschatzung zahlen. Der Kaiser, und die Häuser religiöser Orden zu Regensburg erlitten so Schrecken, daß viele Ordensleute ihre Häuser und Güter verlassen und zu den freien Legationen hinweggingen. Graf Philipp von Oberheim, welcher die Besetzung in Würzburg befehligte, daß durch Errichtung neuer Volkwerke zum Schutze der Stadt den Gärten und den Tempeln der Heiligen großen Schaden. So wurden die Ecclesia S. Petri, *Wiken Sant Peter* gewöhnlich genannt, die Aedes S. Albani und die Aedes S. Othonis dem Boden gleich gemacht. Endlich den 6. Sept. (1552) ward, da Moriz den passauer Frieden mit dem Kaiser Karl und dem römischen Könige Ferdinand geschlossen, und der Kaiser, um den Markgrafen Albrecht zu versöhnen, ein Heer zusammenzuschießen und auch die Besetzung aus Regensburg zurückzieht, die Stadt von dem fremden Wuthwillen der Soldaten befreit. Auf Anbringen der regensburgur Bürger beschloß Bischof Georg im J. 1553 den Aleritern, ihre Concubinen zu ent-

fernen. Doch söhnten sich die Bürger nicht mit ihm aus, sondern erstürzten zwei Altäre in der Schmalkirche, um mehr Raum zu gewinnen, und ließen darin Luthersche Predigten halten, stellten am Sonntage Lätare (den 12. März 1553) neue Prediger, unter welchen selbst Baiern waren, an. Sie ordnete, wie ein Bischof, der in Regensburg befindliche Iustus Jonas durch Auflegung der Hand. Nach dem Abgange des Iustus Jonas riefen die Regensburger den Nicolaus Gallus aus Magdeburg herbei. Dieser vollendete, als er ankam, was Iustus Jonas eingerichtet hatte und schaffte die Adiaphora und Interimisten ab. Als der Erzbischof Ernst von Salzburg gegen Ende des Jahres 1553 seine Provinzialmitschidsche nach dem Städtchen Mühldorf zusammenberief, ging Bischof Georg persönlich dahin, womit ihm der Herzog Albrecht von Baiern und die Grafen über Reformation und provinziell anzuordnende Visitation verhandelt ward. Auf Commission des Papstes weichte Bischof Georg im J. 1555 zum hohen neuen Jahre den zum Erzbischofe von Salzburg erwählten Bischof. Die Provinzialvisitation, welche der Erzbischof von Salzburg und der Bischof von Passau im J. 1558 vollbrachten, ließ Bischof Georg in seiner Diöcese, soviel von dieser in Baiern ihm noch geblieben war, und es war nur noch wenig, im J. 1559 vollführen. Auch publicirte er die auf dem ausgburger Reichstage wiederholte Reformation des Klerus in Regensburg. Den Bischof Georg, einen biden Mann von settm Körper, konnten wegen der großen Massen des Leibes seine Füße im J. 1560 nicht mehr tragen. Er hielt sich deshalb fast immer im Zimmer auf, so daß er nicht mehr in die Kirche, noch zur öffentlichen Tafel ging. Während er so sich zurückzog und weder sich um die kirchlichen noch weltlichen Angelegenheiten bekümmerte, erhielten die Lutheraner Zugang. Der Abt von St. Jacob verkaufte nämlich die Schottenparksirke zu St. Nicolai. Sie ließ der Rath von Regensburg bis auf den Grund abbrechen und machte sie dem Boden gleich. Der Franciscaner-Guardian zerstörte die Gebäude seines Klosters größtentheils und verkaufte die Steine sudwestwärts. Dergleichen that auch der Prior zu St. Augustin, welcher auch, da er abgehen wollte, die Zehnten und Weinberge von seinem Kloster veräußerte. Während Bischof Georg im J. 1561 krank war und es nicht verhindern konnte, nahmen die regensburger Bürger, um die Zahl der Genossen ihres Glaubensbefehnmittels zu vermehren und die Stadt zu bereichern, Solche, die wegen des Lutherthums aus dem Erzstifte Bamberg und aus Baiern, Thüringen und Sachsen vertrieben waren, in ihre Stadt wie in ein Asyl auf. Unter den Aufgenommenen war Matthias Glatius Iupricus, so daß Gallus einen tüftigen Mitkämpfer erhielt. Bischof Georg führte im J. 1562 die Reformation seines Klerus so schnell aus, daß er einige Personen, die selbst in der Decanatürde hängen, entweider ihrer Würde entsetzte, oder sie dahin brachte, die Stadt Regensburg freiwillig zu verlassen. Ferner war er gegen seine Mitwürder (die Domherren) ein so strenger Schuldentreiber, daß er eine Schuld von einer Tausend

den Summe von 4300 Gulden, welche unter den Bischöfen, seinen Vorfahren, von den früheren Domherren gemacht worden war, und die von den gegenwärtigen, welche die Schuld des Schuldenmachens nicht auf sich geladen hatten, vor einem Jahrgang dem Bischofe Georg bezahlt worden war, noch ein Mal forderte, entweder weil er vor Alter so gebächnißschwach geworden war, oder weil er glaubte, daß keiner von den Domherren übrig sei, der sich der Sache erinnerte. Die jüngeren Domherren riefen folglich durch ein Capitulum peremptorium die Abwesenden nach Hause und brachten von ihnen in Kenntniß, daß die ganze Schuld folglich bei der Wahl und der Beschäftigung des Bischofs Georg bezahlt worden sei. Dieses bezugten auch die in der bischöflichen Kanzlei aufbewahrten Urkunden über den Empfang des Geldes. Den von den Regensburgern von überall her aufgenommenen Luthernern warf am Sonntage Lätare 1563 ein heftiger Sturm die Döwalskirche um. Sie brachen daher den 10. Mai das Kloster des heiligen Blasius Predigerordens auf und nahmen die Hauptkirche für ihre Predigten in Besitz. Der Bischof Georg starb nach langwieriger Krankheit den 10. Dec. 1563 und ward in der Domsirke bei dem Altare St. Andrea des Apostels unter diesem Epitaphio: „Reverendiss. in Christo Eccles. Ratissp. Episcopus Georgius de Nobilissima Familia Marscallorum in Papenheim, obiit An. MDLXIII. die X. Decembris. Vivat Deo.“ begrabt. (Ferdinand Wacker-)

IV. Die übrigen George*).

GEORG (Johann Michael), stammte aus einer böhmischen Familie, die sich der Religion wegen nach dem Frieden zu Prag (1633) nach dem Baireuthischen gesucht und sich zu Bischofsgrün angesiedelt hatte. Dort ward Georg am 20. Sept. 1740 geboren. Unter einer einsamen ländlichen Erziehung, die er seinem Vater, einem Prediger, verdankte, stärkte sich seine von Natur schwächliche Körperconstitution durch häufige Bewegung bei dem Fisch- und Vogelfang und ähnlichen Beschäftigungen. Für die Ausbildung seiner Geistesfähigkeiten, besonders aber für die Veredelung seines Herzens, sorgte seine Mutter Johanna Katharina Wilschmidt. Sie wird von ihren Zeitgenossen als eine thätige und religiöse Hausfrau geschildert, die mannichfache Kenntnisse besaß. Ihr verdankte Georg den ersten Unterricht im Schreiben und Rechnen, späterhin sogar in der lateinischen Sprache. Seine Aeltern bestimmten ihn, da sein Körper zu keiner harten Arbeit geeignet schien, zu einem Schreiber. In Gefrees, wohin sie ihn in seinem vierzehnten Jahre schickten, sollte er sich die zu einer solchen Stelle nöthigen Kenntnisse erwerben. Nach zwei Jahren brachte ihn sein Vater zu dem Hofessenenamtmanne Schreibe in Baireuth, der ihn jedoch, nach einem künftigen Ueberbilde seiner Handschrift, zu dem Schreiberdienste für untauglich erklärte. Georg wünschte Nichts sehnlicher, als

sich den Wissenschaften widmen zu können. Nach einem mißglückten Versuche, unter die Alumnus des Gymnasiums in Hof aufgenommen zu werden, begab er sich wieder nach Bischofsgrün zurück, wo ihm der Rector Longolius, auf Empfehlung des Paters Kürzdörfer in Gefrees, dennoch eine Stelle in dem Alumnat zu Hof verschaffte. Seines Alters wegen kam er in die dritte Classe. In seiner Ausbildung machte er rasche Fortschritte, ungeachtet der dürftigen Unterstützung, die er aus dem älterlichen Hause empfing und die ihn oft dem Mangel an den nöthigsten Bedürfnissen preisgab. Von Blühern hart bebrängt wegen einer unbedeutenden Schuld von 5 Gulden, von der er sich gleichwol nicht zu befreien im Stande war, gerieth er auf den unglücklichen Entschluß, den seine vertrauten Freunde lange für einen bloßen Scherz hielten, den Wissenschaften zu entsagen und die Feder mit dem Degen zu vertauschen. Er ließ sich bei dem Silling'schen Husarenregimente anwerben, bezahlte mit dem empfangenen Hangelde seine Gläubiger und verließ Hof, wie er selbst erzählt, mit dem Cornelius Repes in der Tasche, der sein damaliger Lieblingsautor war. Seinen Dienst als Husar verließ er pünktlich. Für einen Gewaltschritt hielt er es jedoch, als man ihn, seiner Gegenvorstellungen ungeachtet, nach einigen Wochen in das v. Knobelsdorf'sche Infanterieregiment stellte. Seine veränderte Stellung brachte ihn zu einem raschen Entschlusse. Er desertirte und kam nach manchen Abenteuern den 4. Mai 1759 in seinem Geburtsorte Bischofsgrün an. Der militärischen Laufbahn entsagte er nun gänzlich. Für einen Mann von seiner Denkart, der es verschmähte, sich durch feindliche Deute zu bereichern, konnte der Kriegsdienst wenig Anziehendes haben. Mangel und Strapazen, verbunden mit den heftigsten Gemüthsbevegungen, hatten ihn jedoch so erschöpft, daß er bald nach seiner Heimkehr in eine gefährliche Krankheit verfiel, die ihn zu jedem Verufe untauglich machte. Gleichwol ging er, aus Furcht, von den in der Nähe cantonirenden preussischen Truppen als Deserteur entdeckt zu werden, täglich früh Morgens mit seinem Vater in den Predwald und lehrte erst mit Einbruch der Nacht wieder zurück. Bei dieser Gelegenheit machte er die Bekanntschaft des Commerzienraths Müller, der ihm die Stelle eines Schichtmeisters bei seinen Eisengüttenverwerken auf dem Fröbershammer übertrug. Georg erhielt dieses Amt den 31. Oct. 1759. Nicht den dazu erforderlichen Kenntnissen machte er sich bald vertraut. Seine Einkünfte waren mäßig, aber hinreichend für seine Bedürfnisse. Immer regte sich in ihm der Wunsch nach einer höhern wissenschaftlichen Ausbildung. Er wünschte seine früheren Studien fortzusetzen, um sich dadurch eine bessere Stellung zu gründen. Zwei die Liebe zu einem jungen Wädchen, Caroline Müller, die späterhin die Gattin des Justizraths Löwel in Kulmbach ward, spornete ihn, eine Laufbahn zu verfolgen, die ihm bei fehlenden Mitteln und obendrein durch die Preisbilligung seiner Aeltern vielfach erschwert ward. Ein unglückliches Ereigniß im Februar 1760 drohte seinen Plan völlig zu vereiteln. Auf dem Wege nach Bun-

*) Wegen der griechischen Schreiberler dieses Namens vergl. d. Art. Georgias.

fiedel, wohin er Eifen fuhr, gerieth er in Händel mit einem Bauer, der ihn durch einen Schlag auf den Kopf so gefährlich verwundete, daß er 17 Tage sprachlos darniederlag und gegründete Furcht erregte, daß seine Verstandeskkräfte gelitten. Den Plan, zu studiren, schien er völlig aufzugeben zu haben. Auch der Pfarrer Weiß in Bischofsgrün, der Anfangs seinen Entschluß gebilligt hatte, rieth ihm, nachdem er seine mangelhaften Elementarkenntnisse geprüft, wieder davon ab. Er änderte indeß seine Meinung, als er von dem zunehmenden Fleiße seines Schülers und von seinen schnellen Fortschritten im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen sich nach und nach überzeugte. Von seinen Aeltern dürftig unterstützt, besog Georg den 13. Oct. 1763 die Universität Erlangen. Seine Hauptführer im Gebiete der Theologie waren Pfeiffer, Kießling und Hoffmann. Er verband damit philosophische und historische Studien unter der Leitung Succow's, Arnold's und Reinhard's. Mathematik und Philosophie waren die Wissenschaften, für die er sich besonders interessirte. Französisch lernte er ohne Anweisung. Im Englischen und Italienischen genoß er den Unterricht tüchtiger Lehrer. Zu verwundern war, daß unter der rastlosen Anstrengung, die er seinen Studien widmete, seine Gesundheit nicht unterlag. Ohne sich irgend eine Erholung zu gönnen und mit der dürftigsten Kost sich begnügend, arbeitete er oft von 6 Uhr Morgens bis wieder 3 Uhr Morgens. Um sich nicht wieder eine Schuldenslast aufzubürden, besah er sich, bis er das Conviert erhielt, die ganze Woche hindurch mit Wasser und Brod. Eine Ausnahme hiervon machte nur der Sonntag, wo er warme Speisen und ein Maß Bier genoß. In ähnlicher Weise lebte er im Leipzig, wohin er zur Fortsetzung seiner Studien sich im Mai 1765 begeben hatte. Durch Privatunterricht, den er einigen Adeligen, unter Andern dem Freiherrn v. Uttenhöfen und außerdem mehreren Studirenden erteilte, verschaffte er sich die Mittel zu seiner Subsistenz in Leipzig und zu dem Besuche der dortigen Collegien. Den entschiedensten Einfluß auf seine wissenschaftliche Bildung hatten, nach seinem eigenen Geständnisse in späterer Zeit, Semler, Ernesti, Burckhard, Gellert und Winckler. Der zuletztgenannte Professor suchte ihn, als er Leipzig bereits verlassen, um Beiträge für ein von ihm herausgegebenes physikalisch-mathematisches Journal. Weniger scheint Gellert mit ihm zufrieden gewesen zu sein, und ihn, wie Georg in spätern Jahren äußerte, für eine Art von Kriemhildin gehalten zu haben. Wenigstens lehnte er einst die Bitte, ihm eine Informatorstelle zu verschaffen, mit der Aeußerung ab, daß er mehr auf Bierdurst in seinem Anzuge sehen möchte, wenn er seine Empfehlung erwarde. Gegen die Theologie schien er, so lebhaft er sich Anfangs für diese Wissenschaft interessirt hatte, nach und nach gleichgültiger geworden zu sein. In Jena, wohin er sich im Michaelis 1765 mit seinem ehemaligen Schüler und Freunde, dem Freiherrn v. Uttenhöfen begab, hörte er, neben dem Privatunterrichte, den er einigen Landesherrn in der Logik, Algebra und Mathematik erteilte, ein Collegium über die sechs ersten

Bücher der Institutionen. Obgleich er sich aber als Rechtsgelehrter späterhin auszeichnete, hörte er doch in Jena keine weiteren juristischen Collegien. Die Abneigung seiner Mutter gegen den Stand der Advocaten, denen sie ererbte Ungerechtigkeiten und Beerdigungen beimaß, scheint ihn abgehalten zu haben, die Jurisprudenz zu seinem Lebensberufe zu wählen. Nur einige Mal hospitierte er während seines Aufenthaltes in Jena bei Hellfeld über die Pandekten und bei Schmid über die Klagen und Einreden. Gleichwol schien ihm doch daran gelegen, für einen Juristen zu gelten, weil er der allgemeinen Meinung, daß er in Jena die Rechte studirt, nicht widersprach. Gewiß ist, daß er sich in Jena vorzugeweiße mit den medicinischen Wissenschaften beschäftigte und mehrer Collegien über Anatomie, Physiologie, Chemie, Materia medica und Botanik hörte. Das Studium der Philosophie und Mathematik vector er darüber nicht aus den Augen. Diese Wissenschaften hatte er so ernstlich betrieben, daß er sich Andere darin zu unterrichten traute. Ergriffen von dieser Idee, lehrte er eine Hofrathskellere in Kurland ab, zu welcher ihn sein Gönner, der Professor Succow in Jena, empfahlen hatte. Auch seinem ehemaligen Lehrer, dem Pfarrer Weiß, der ihm zu einem Predigamte in Kehlthal verhelfen wollte, dankte er freundlich für seine Verwendung, von der er keinen Gebrauch machen konnte. Sein Plan war, nach Erlangen zu gehen und dort als Privatdocent aufzutreten. Mit dem ihm fehlenden Gelde, Magister zu werden, unterstützte ihn seine Schwester. Zu seiner Inauguraldissertation, die er zur Erlangung jener Würde am 3. Nov. 1766 vertheigte, wählte er Theses quaedam generales de actionibus. (Erlangen 1766. 4.) Er ward Mitglied der teutischen Gesellschaft in Erlangen. Fast ungetheilten Beifall fanden seine Vorlesungen über Mathematik und Philosophie. Unter seiner zu großen Geisteskraftanstrengung litt seine Gesundheit. Er hatte mehrfache Anfälle von Schwindel. Regelmäßige körperliche Bewegung befreite ihn jedoch von diesem Uebel. Seiner Mäßigkeit ungeachtet, waren seine Einkünfte selbst für die nothigsten Lebensbedürfnisse nicht hinreichend. Die Zahl seiner Zuhörer war gering. Auch die Verändlichkeit des akademischen Beifalles war für ihn ein beunruhigender Gedanke. Er suchte sich aus Erlangen hinweg. Viele Mühe gab er sich, die damals reichliche Professur der Philosophie und Mathematik am Gymnasium in Baireuth zu erhalten. An dem dortigen Consistorialrath Lang hatte er einen Gönner, der ihm Förmung machte, seine Wünsche erfüllt zu sehen. Die Sache verzögerte sich. In einem Briefe an Lang meldete Georg den Abschluß, nach Petersburg zu gehen. „Wenn ich“, schrieb er, „nicht bei der Universität oder der Schule oder als Hofmeister unterkomme, so gehe ich unter die Soldaten. Die Vererbung sorgt für mich, und auf meiner Seite werde ich Nichts fehlen lassen.“ In diesem Glauben sah er sich nicht getäuscht. Im J. 1768

1) J. Pfeiffer's Geschichte der Universität Erlangen. 3. Abth. S. 200.

erhielt er die erwähnte Professur an dem Gymnasium zu Baireuth. Um seine Einkünfte zu verbessern, beschäftigte er sich mit der Pder, neben seinem Amt zu advociren. In dem juristischen Examen, dem er sich unterwarf, bestand er um so leichter, weil er die Basis der Jurisprudenz, das Naturrecht, vollkommen inne hatte. Die Prüfung war überhaupt seine von den rigorosen; sie fand auf der Stufe eines Rathes bei einer Glasse Wein statt. Am 24. Sept. 1768 ward Georg als Regierungssadvocat versetzt. Am 16. März 1769 eröfnete er sein Lehramt als Professor mit einer Antrittsrede über den Zusammenhang der Mathematik mit der Physik. Gleichzeitig ließ er ein Programm drucken: Vom Donnerwetter betitelt. (Baireuth 1769, 4.) Im September 1771 ward er Hofgerichtsadvocat. Er erseute sich einer so ausgedehnten Praxis, daß er eink hundert gangbare Proceffe gehabt haben soll. Dies ward ein Sporn für ihn, seine Rechtsstudien mit großem Eifer zu betreiben. Im Juni 1772 ward er zum wirklichen Proceßrath, im September 1774 zum Hof- und Ritterschle-gerichtsadvocaten und im Mai 1781, mit Beibehaltung seiner bisherigen Aemter, zum wirklichen Hofgerichtssassessor ernannt. Im J. 1782 trat er als wirklicher Regierungsrath völlig aus dem Kreise seiner Wirksamkeit am Gymnasium. Da er nicht so leicht an den mit seinem neuen Amte verbundenen Sperten theilnehmen konnte, so entschädigte ihn der Markgraf Alexander von Baireuth einseilen durch eine Pension von 200 Gulden. Die Hälfte dieses Jahresalters blieb ihm lebenslänglich. Im J. 1790 ward er auch Landhofsteuconsulent. In einer im Namen der Landstände nach Berlin gesandten Schrift vertheilte er mit Heimmüthigkeit die Rechte seines Landesherren und seiner Untertanen. Später ward ihm noch das Forst- und Jagd-, auch Oberberggerichtamt übertragen. Im J. 1792 ward er Director der Lebensprospice. Der ihm gegebne Zutritt zum Archive erleichterte ihm seine vielfachen Amtsbeförden, denen er sich mit großer Gewissenhaftigkeit unterzog. Im J. 1795 ward er zum Regierungsdirector ernannt. Auf diesem Posten ließ er sich besonders die Regulirung der Principien, nach denen man bisher bei der Besetzung von Aemtern- und Schul-ämtern zu Werke gegangen war, sehr angelegen sein.

Georg starb am 14. Juni 1796. Er war einer der vorzüglichsten Geschäftsmänner seiner Zeit, ausgestattet mit mannichfachen Kenntnissen und dabei rastlos thätig. Der harte Kampf mit widrigen Schicksalen in seiner Jugend, das drückende Gefühl der Armut und Dürftigkeit hatte ihn mild gemittelt. Dem Bedrängten Recht zu verschaffen, den Verlassenen zu unterstützen und dem Bedrückten und Fleißigen fortzuhelfen, hielt er für eine unerläßliche Pflicht. Dagegen übte er aber auch Ernst und Strenge ohne Ansehen der Person gegen unwürdige Subjekte. Von Natur heftig, mitunter selbst rauh, hielt er seine Meinung nie zurück, selbst nicht vor seinen Obern und machte sie meist so kräftig geltend, daß er damit durchdrang. Wer von dem Fleußern auf das Innere zu schließen gewohnt war, konnte ihn nicht für den Mann halten, der er wirklich war. Seine Erscheinung hatte wenig Impofantes. Ge-

liebt und geschätzt war er indessen von Allen, die ihn näher kannten. Durch Sparsamkeit, die ihm seine Jugendverhältnisse gelehrt, hatte er sich in spätern Jahren ein nicht unbeträchtliches Vermögen erworben. Ein fremdem Gute sich zu bereichern, widerstrebte seinem Charakter, zu dessen Grundzügen Unbesieglichkeit gehörte. Wer ihn bestechen wollte, hatte schon seine Sache halb verloren. Georg hatte aber auch wenig Bedürfnisse und lebte äußerst einzogen und genüßsam. Nur das Zuckerschoppen, in frühern Jahren, auch das Rauchen, soll er leidenschaftlich geliebt haben.

Durch Talent und Fleiß war er unter ungünstigen Verhältnissen zu einem seltenen Grade geistiger Ausbildung gelangt. Mangelhaft waren zwar seine Kenntnisse im Lateinischen und Griechischen. Dello bewandter aber war er in mehreren wissenschaftlichen Zweigen. Außer der Jurisprudenz waren Philosophie und Mathematik die Hauptsächer, die er gründlich studirt hatte. Weniger Mangel an Fähigkeiten und Talenten, als seine zu große Beschcheidenheit hielt ihn ab, sich als Schriftsteller durch umfassende Werke auszuzeichnen. Außer einigen Dissertationen, Programmen¹⁾, und andern kleinen Schriften, unter denen besonders eine leider unvollendet gebliebene Geschichte des bairischen Hofgerichts beachtenswerth ist²⁾, erschien noch aus seinem literarischen Nachlasse ein Handbuch der Jagdkenntnißwissenschaft für Jäger und Jagdfreunde, herausgegeben von F. G. Leonhardi. (Erlang. 1797 — 1798. 2 Bde. gr. 8.)³⁾. In noch höherem Grade als die von Georg herausgegebenen Schriften sprechen die von ihm zum Druck bestimmten Manuscripte, die sich in mehr als 100 Folianten in seinem literarischen Nachlasse fanden⁴⁾. Außer der Mathematik erstreckten sich diese Manuscripte über viele Zweige der Jurisprudenz, über Geschichte und Politik. Bedruckt zu werden verdient besonders ein von ihm verfaßtes Lexikon der fordenwendlichen Sprache, die er ohne Anweisung studirt und keine Zeit und Mühe gescheut hatte, diesem Werke den möglichsten Grad von Vollständigkeit zu geben.

Georg's Bildung, von Lips gestochen, befindet sich vor seiner Lebensbeschreibung von seinem Sohne Dr. Friedrich Adam Georg. (Erlangen 1797. 4.); sein Silhouette in den von Henning herausgegebenen Schriftensissen. Samml. I. Nr. 14.) (Heinrich Döring)

2) Diss. philosophica de numeribus publicis secundum Iuris naturae principia gratis et sine remuneratione obsequenda. (Baireuth. 1770. 4.) De principio publicae democraticae. (Ibid. 1770. fol.) De pactis. (Ibid. 1772. fol.) u. a. m. 3) Kurzer Entwurf der alten Geschichte des bairischen Hofgerichtlichen Hofgerichts. (Baireuth 1774. 4.) Von der mittlern Geschichte des hochfürstlich brandenburgischen Hofgerichts zu Baireuth; nebst 16 Fortsetzungen. (Ebenfalls. 1774 — 1782. 4.) 4) Bzgl. Neue Allgem. Deutsche Bibliothek. Anh. 3. zu Bd. 29 — 68. I. 519 ff. Jenaische Literaturzeitung. 1800. IV. S. 689 ff. 5) Ein Verzeichniß dieser Handschriften findet man bei Fikenscher u. a. D. S. 203 ff. und in Reußel's Lexikon der vom J. 1750 — 1800. verstorbenen deutschen Schriftsteller. I. Bd. S. 91 ff. 6) Bzgl. außer der erwähnten Biographie Reußel's Nachrichten von ausländischen und bairischen Schriftstellern S. 83 ff. Reußel's Biograph. Nachrichten von jetzlebenden Rechtsgelehrten.

GEORG, Truchß von Waldburg, oberster Feldherr des schwäbischen Bundes, gab im Bauernkriege mehrer Proben seines Muthes und seiner Unerfrockenheit. Bei Reigmün, zwei Meilen von Ulm, hatte sich eine Schar von 6000 Bauern gelagert. Georg griff sie den 4. April 1525 mit solchem Nachdruck an, daß der größte Theil aus dem Lager blieh. Die übrigen wurden theils gefangen, theils in die Donau gejagt. Bald nachher, den 14. April, erschloß Georg eine ähnliche Schar über 7000 Bauern bei Wurzburg. Zu schwach waren jedoch seine Streiträfte, um sich mit den Bauern am Bodensee und im Allgäu, deren Zahl sich auf 16,000 belief, in einen offenen Kampf einzulassen. Georg schloß mit ihnen am 22. April einen Vertrag, der von beiden Seiten beschworen ward. Auch im Württembergischen und in Franken hatten sich die Bauern, Scharenweise zusammengetrotet und bei der Einnahme der Stadt Weinsberg die furchtbaren Gräuelt verübt. Der Graf von Helfenstein und seine Ritter waren durch ihre Spieße gefügt worden. Selbst die unschuldigen Kinder des Grafen hatten sie nicht verschont. Diese Grausankheiten zu rächen, drang Georg mit dem Heere des schwäbischen Bundes ins Württembergische, schlug bei Böblingen den 2. Mai 1525 die Auführer, deren Schar auf 25,000 Köpfe angewachsen war, und brach dann nach Weinsberg auf, um des Grafen Helfenstein und seiner Ritter Blut zu rächen. Georg eroberte Weinsberg den 14. Mai. Die Stadt ward eingekerkert. Unter den Gefangenen mußten Viele, besonders Helfenstein's Mörder, einen grausamen Tod leiden. Hierauf wandte sich Georg nach Franken, wo die Bauern über 200 Schlösser, adeliche Häuser und Klöster geplündert und verbrannt hatten. Er kam dort an, als sie nach der Eroberung der Stadt Würzburg das dortige Schloß belagerten. Vereinigt mit dem Kurfürsten Ludwig von der Pfalz griff Georg das Heer der Bauern an. Bei dem Flecken Gergetshaus erlitten sie am 2. Juni eine so bedeutende Niederlage, daß man die Zahl der Getöhlten auf 6000 schätzte. Auch ein anderer Kampf, 8000 Mann stark, der von Würzburg her anrückte, wurde bei Wiebelstadt so völlig geschlagen, daß kaum 1000 Bauern mit dem Leben davon kamen. Mit leichter Mühe entsetzte Georg das Schloß zu Würzburg und stellte nach Wiedereroberung der Stadt die Ruhe in diesen Gegenden wieder her. (Heinrich Döring.)

4. Th. S. 78 ff. Kappeler's Ersten jurist. Schriftsteller. 1. Th. S. 208. Kienker's u. Mel. Büchertum Bairern. 3. Bd. S. 14 ff. Dessen Gelehrtengeichte der Universität Erlangen. 3. Bde. S. 186 ff. Baader's Ersten verstorbenen bairischer Schriftsteller. 1. Bd. 1. Th. S. 187 ff. Meusel's Ersten der vom 3. 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 89 ff.

5) f. Steindal Commentarior de statu relig. etc. Lib. IV. p. 67. Materialien zur Geschichte des Bauernkrieges. 1. Th. S. 31 ff. 2) f. a. a. D. S. 33. 3) f. Leiber's Welt (Holl. Ausgabe). 10. Th. S. 131 ff. 4) f. Steindal l. c. Lib. IV. p. 67 h. 5) f. L. Preßler's Geschichte von Rimpurg. (Stuttgart 1788). 1. Th. S. 271. 6) Bergl. außer den angeführten Quellen Heinrich's Handbuch der bairischen Geschichte. 2. Th. S. 96 ff.

V. Georg. Geographie.

GEORG, 1) Fort im britischen Nordwestgebiete oder Neu-Caledonien Amerika's am Fluße Frazer, da, wo sich dessen beide Arme, der Great Fort und der Stuart, mit einander vereinigen, unter 54° nördl. Br.

2) Georg, Fort am Ende des Georgsflusses im Staate New-York auf einem kleinen Hügel. Der Colonel Monroe wurde 1657 nach der Uebergabe des Forts an die Franzosen unter Montcalm in der Nähe desselben mit allen seinen Leuten von den im Dienste der Franzosen stehenden Indianern niedergemacht. In den dicht neben der Straße liegenden Blutdick (bloody pond) sollen die Leichname geworfen worden sein, daher der Name. Die Laufgräben der Franzosen wurden da eröffnet, wo jetzt das große Gasthaus in Caldwell steht. Die Forts am Georgsflusse und am oberen Ende des Champlainflusses stellten theils die Landstrecke zwischen dem Hudson und dem schiffbaren Wasser, theils den kurzen Weg vom Ende des Champlain bis zum Georgsflusse, der bei Kriegszügen gewöhnlich gemacht wurde, beschützen.

3) Georg (St.), Vorstadt von Baireuth, f. Baireuth.

4) Georg (St.), Vorstadt von Hamburg, f. Hamburg.

5) Georg (St.), ein Flecken in Ungarn im graner Comitate, der, wie der Flecken St. Thomas, oft als Vorstadt zur Stadt Gran gerechnet wird.

6) Georg (St.), ein Fort auf der dalmatischen Insel Bissa. Die Engländer, in deren Besitze die Insel von 1810—1815 war, legten es zum Schutze des 4800 Fuß langen, 2200 Fuß breiten Hafens, des besten im adriatischen Meere, an. Es beherrscht mit den Thürmen Robertson, Bentink und Wellington die ganze Rhee.

7) Georg (St.), oder San Jorge, eine der azorischen Inseln. Sie liegt acht Meilen südwestlich von Terceira, ist 11 Meilen lang und 1 1/2 Meile breit, und hat ihren Namen daher, weil sie am St. Georgstage des Jahres 1450 von dem Niederländer Jacob von Brügge entdeckt sein soll. Der größte Theil des Bodens bildet eine Hochebene, nur im Norden erhebt sich ein hoher Felsen. Die Ostseite fällt steil ab; der nördliche Theil ist rauh, unfruchtbar und darum nicht stark bevölkert; der südliche dagegen fruchtbar und bevölkert. Die Zahl der Einwohner beträgt 12,000. Sie beschäftigen sich mit Viehzucht, Weizen- und Weinbau (es wird noch viel ausgeführt), Branntweinbrennen. Holz und Dachziegel werden auf die benachbarten Inseln ausgeführt. Der älteste, von Felsen umgebene, Ort auf der Insel ist Villa do Topo; der Hauptort mit dem einzigen Hafen der Insel, Villa de Velas, auf der Südseite.

8) Georg (St.), ein Fort der Stadt Madras in Ostindien, auch wol selbst Fort Madras genannt, im Besitze der ostindischen Compagnie.

9) Georg (St.), Fort an der Küste von Nordvирginien in der heutigen Grafschaft York, im J. 1607 an der Mündung des Flusses Sagadahoc zum Schutze der Colonie erbaut.

10) Georg (St.), Golf (Bufen oder Bai), auf alten Karten Bahía sin Fondo (d. i. Bai ohne Grund) oder Zifre See Golf genannt, liegt auf der Ostküste Patagoniens vom Hafen St. Antonio im Norden bis zum Cap Blanco im Süden, etwa zwischen 43°—47°, 2 südl. Br. Der Bufen hat nirgends einen Fluß oder Gerel, außer an der nördlichen Seite, wo sich einige tiefe Buchten und Coves befinden. Das Land umher ist trocken und dürr, obfchon mit kleinem Strauchwerke und leichlichem Rafen dicht bewachfen, auf dem zahlreiche Guanacoherden weiden. Das nördliche Land heißt Cap der zwei Buchten (C. Two Bays). Nach den Berichten des Refuitenmiffionairs Falconer wird die Küfte zwischen 41°—51° südl. Br. von den Eingebornen nur befucht, um ihre Leiden dort zu begraden.

11) Georg (St.), eine der fünf großen Bermudasinseln. Auf ihr das Fort Catherine unter 32° 24' 47" nördl. Br. und 64° 37' 49" weftl. L. von Grenw.

12) Georg (St.), Stadt auf der Infel Bermuda (Long-Island) mit 1100 (nach Andern 1200) Einwohnern. Es befindet sich in der Stadt eine Bibliothek, ein Museum, und fegar die Regier fergeu eifrig für Bildungs- und Unterrichtsanftalten. Der Hafen von St. George ist am leichtesten zugänglich, tief, ficher und ein willkommener Zufluchtsort für die Kaufahrer; doch find von den Engländern auch für die Kriegsfchiffe beträchtliche Vorräthe aufgehäuft und Werke zur Ausbesserung von Schiffen angelegt.

13) Georg (St.), Cap, die Südspize der Jervidbai auf der Südküfte von Neuholand, unter 35° 6' südl. Br.

14) Georg (St.), Cap, unter 4° 54' 30" südl. Br. und 150° 28' 40" öftl. L. von Paris (nach Ungewitter 4° 51' südl. Br. und 152° 49' öftl. L. von Grenw.), bildet am füblichen Ende von Neu-Irland ein Driek, dem im Weften der Hafen Proclin des Bougainville oder Gowerd Harbour des Carteret fchließt.

(H. E. Hüssler.)

George Cadoudal, f. Georges.

GEORGE (St.) del Mina, ein niederländifches Gouvernment auf der Goldküfte, bestehend aus den Forts und Niederlaffungen St. Antonio, Acoha, Patenskin, Orange, Breckenburg, St. George del Mina, Santiago, Nassau, Amftterdam, Apan, Cempa und Greveador, mit 16,800 Einwohnern auf zwölf OWeiden. Hauptort ist das Caftell St. George del Mina (auch Elmina oder El-Mina genannt) auf einer Halbinfel am Fluße Benja mit einer dazu gehörigen Stadt. Der Ort wurde 1482 von den Portugiesen angelegt und 1637 von den Holländern erobert.

(H. E. Hüssler.)

GEORGE (St.). So nennt W. Hillhouse, Mitglied der zoologischen Societät zu London und der literarischen Societät zu Bristol, eine Gebirgskette, welche ihm zwischen den Breiten von 3° und 4° durch die Mitte von Guiana zu ziehen schien, in seinem Schreiben an Alexander v. Humboldt aus Demerara vom 1. Jan. 1831. Die Kette streicht in der Richtung von Südost nach Nordwest von der äußerften Westkrümmung des

Fluffes Mararony gegen die Duellen des Dnyapal und Maroway von Cayenne. Eine Deynung dieser Kette, eine ebene Pläne in Gestalt eines Tafellandes an der Quelle des Rippanny bildend, bewirkt eine unmittelbare Verbindungslinie zwischen dem britischen Guiana und dem portugiesischen Fort San Joaquin am Rio Branco. Um das Beftehende der Kette fließt der Mararony, welcher bedeutende Zuflüsse empfängt, die ein fast ebenso bedeutendes Wasservolumen haben, als er selbst. Sie entspringen in dem Labyrinth von Felsen und Abgründen der großen Kette und bilden fürchterliche (wre-mendous) Katarakte da, wo sie von den Gebirgen herabstürzen. Einem dieser Katarakte im Goroebungsfusse fand Hillhouse unter 4° nördl. Br. und 62° weftl. L. von Grenw., 300 Fuß (46,9 Toifen) breit, 8 Fuß tief während der Regenzeit und von ungefahr 600 Fuß (94 Toifen) fchneitender Höhe. Diese Gebirge erheben sich 5000—7000 Fuß über den Meeresspiegel. Der Gora der rothe oder Comanary benimmt ihre Grundfagen. Sie bestehen aus Quarzfels (cubical Quartz) aus Granit, der erste in verticalen, der zweite in horizontalen Platten. Auf der Karte des Capitain J. E. Alexander vom 16. Randerregimente, welcher Bemerkungen über zwei Expeditionen auf den Flüssen Essequibo und Mararony in den Jahren 1830 und 1831 fchreibt, heißt die Kette die Maruwemberge *).

(H. E. Hüssler.)

GEORGE D'OR, die hanoverische Goldmünze, etwa im Werthe des preussischen Friedrichs'or; f. Goldmünzen.

(H.)

GEORGEL (Johann Franz), Adt und Erzfist, ein durch seine Schriften, noch mehr durch seine Schicksale und Verbältnisse merkwürdiger Franzose, stammte aus einer nicht reichen Familie zu Bruperes in den Vogesen, wo er den 29. Jan. 1731 geboren wurde. Von seinen Velttern dem geistlichen Stande bestimmt und deshalb in seinem 13. Jahre den Refuiten, welche seine höhere Ausbildung übernehmen sollten, anvertraut, fanden diese in seinem Geiste und seinen Anlagen bald dasjenige, was sie in ihren Schülern gern fuchten, und gewannen ihm für ihren Orden. Nachdem er frühzeitig sein Gelübde abgelegt hatte, sandten sie ihn als Lehrer der Rhetorik und Mathematik schnell nach einander in mehrere ihrer Anftalten. So lebte und wirkte er in diesem Berufe, auch mit Liebe für literarische Arbeiten, wie er selbst erzählt, zuerst in Pontameuffen, dann in Dijon und zuletzt in Strassburg. In letzterem Orte machte er die fein Schicksal entscheidende und lebensfals auch seinen Gefinnungen aufzogene Befannfchaft mit dem verschwerendischen, leichtgläubigen und lüderlichen Prinzen Ludwig von Koban, welcher einige Jahre jünger als der Vater, damals Coadjutor, später Nachfolger seines Großheims Konstantin im Hochstifte Strassburg war, eines Zuhörers bedurfte und den getreuen, aufopfernden Beistand desselben in Georgel auch anerkannte).

*) Regl. Cabinetbibliothek der neuesten Reisen u., herausgegeben von Dr. H. Berghaus, 1. Bd. (Berlin 1834.)

1) Der vollständige Name dieses Prinzen ist eigentlich Ludwig Renat Eduard von Koban-Guernée, doch gewöhnlich unter

Ein Freund der Jesuiten und im Geschmack jener Zeit Beschüßer der Gelehrten, nahm ihn der Prälat, als der Jesuitenorden im December 1764 in Frankreich aufgehoben und Georgel außer Wirksamkeit gesetzt wurde, nicht nur in sein Haus auf, sondern auch als Privatsecretair in seine Dienste, welchen Posten der Naturforscher Ramond ebenfalls eine Zeit lang bekleidet hatte; und als der Prinz nach und nach Bischof von Strasburg und als solcher deutscher Reichsfürst, Cardinal, später Großalmosnier von Frankreich, auch Abt zu Saint-Basile und Rochefort, Bischof der Sorbonne und Obererzrevisor der Blindenanstalt (des quinze vingts) zu Paris geworden, mithin in den Besitz von unermesslichen Einkünften gekommen war, so übertrug er ihm noch die Verwaltung dieser zahlreichen Frühen und Ämter und ernannte ihn zum Prior oder Abte von Ségur in Auvergne und zu seinem Generalvicar, von welcher Stellung dieser aber keine Ehre hatte, indem seines Schieters Lebenswandel ein anstößiger und dessen Haushalt durch schamlose Verschwendungen stets zerrüttet blieb, wenigstens die Gelder, welche ihm als Großalmosnier zur Verringerung des Unglücks anvertraut worden waren, gewissenlos zur Bezahlung seiner Schulden verwendet wurden. Des Strasburger Bischofums Einkünfte, die sich jährlich auf 100,000 Livres beliefen, reichten zu seinem Haushalte im Schlosse zu Soanen, wo er wie zu Paris und Versailles abwechselnd lebte, kaum aus. Noch in seinen fünfzigsten Jahren bekleidete dieser Würdenträger der Kirche den Geschmack ausweichender Jünglinge, und begreif, nach eigenen Geständnissen, nicht, wie ein galanter Mann mit einer Rente von 1,000,000 Livres leben könne.

Einem solchen anstößigen, allenthalben Uergerniß von sich verbreitenden Prinzen diente der Vater Georgel mit einer Ergiebigkeit und gewissenhaften Nachgiebigkeit, die seine eigenen Sitten und seinen Charakter in eben kein günstiges Licht stellen und den Schein der Ehrwürdigkeit seinem eigenen Stande nothwendig rauben mußten. In diesen unsauberen Verhältnissen wurde er, bald in Versailles, bald und zumeist in Paris lebend, in die Geheimnisse und Ränke der großen Welt und des verdorbenen Hofes König Ludwig's XV. eingeweiht, in der Schule der Madame Geoffrin (s. d. Art.), bei der er gute Aufnahme fand, in die Lehren genommen, und es schickte ihm nebenbei nicht an Gelegenheiten, seinem Gebieter und dessen Hause wichtige, wenn auch an sich höchst unbedeutende oder tadelnswürthe Dienste zu leisten, so zuerst in dem Russischen erregenden Streite der damals mit einander verwandten kaiserlichen Häuser Kaban, Potemkin und Bouchon mit den Poits. Dieselben gewannen nämlich am königlich französischen Hofe gewisse

Auszeichnungen und Vorzüge vor den übrigen Herzogen und Poits, die sich dadurch vertieft suchten und zu ihrer Genugthuung die Kangerordnung nach dem Tode der Aufsertigung ihrer Diplome verlangten. Allein jene pochten auf ihre kaiserliche Abkunft und auf die daran hängenden Vorzüge, mochte auch ihre Poitschaft alt oder neu sein, und erregten, fortan begehrend, einen lebhaften, den Hof und die ganze Hauptstadt in Bewegung setzenden Streit, während dessen der beleidigte Theil zu seinen Gunsten durch den gelehrten Akademiker Gibert eine Denkschrift aufstellen und dieselbe unter dem Titel „Mémoires sur les rangs et les honneurs de la cour“ (Paris 1771.) durch den Druck veröffentlichen ließ, worin besonders der wol mit vollem Rechte bezweifelte souveraine Ursprung des Hauses Kaban bestritten wurde. Der Abt Georgel widerlegte sofort (den 24. Mai 1771), im Auftrage dieser Familie, jene Schrift in dem *Mémoire en réponse à un écrit anonyme, wie er Gibert's Abhandlung nannte, und erklärte darin, auf Urkunden sich stützend, die Kaban für Nachkommen der ehemaligen Herzog von Bretagne, welcher sie immerdar zu vertreten hätten. Der König bewillmähigte hierauf mehre Akademiker und andere Gelehrte zur Prüfung dieser Schrift, welche am 12. Nov. desselben Jahres ihr Urtheil dahin abgaben, daß die in derselben gesammelten Beweismittel mit den Quellen, aus welchen sie entnommen worden, vollkommen übereinstimmten, soust aber sich hüteten, einen richterlichen Ausspruch über die Wahrheit oder Unwahrheit der von Georgel ausgestellten Genealogie des Hauses Kaban und der damit zusammenhängenden Ansprüche desselben zu thun“.*

Gleichwol siegte Georgel mit dieser Streitschrift und verschaffte sich durch sie Eingang in die Staatsgeschäfte. Fast in derselben Zeit wurde der Minister der auswärtigen Geschäfte, Herzog von Choiseul, durch die königliche Bühlerin Dubarry gestürzt und der überberühmte Herzog von Aiguillon, ihr Günstling, auf dessen Posten erhoben. Mit diesem Ministerwechsel stand zugleich der Fall des Barons von Breteuil, des französischen Gesandten zu Wien und Günstlings von Choiseul, in Verbindung, und zu dessen Nachfolger wurde der Prinz Ludwig von Kaban bestimmt; weil aber dieser nicht darauf eingehen wollte, so mußte ihn sein Vertrauter, der Abt Georgel, auf Veranlassung des Erzbischofs von Paris, zur Annahme dieses Postens bewegen. Es gelang nicht allein, sondern Georgel begleitete auch seinen Gebieter als erster Gesandtschaftssecretair nach Wien, obschon beide in diesen Geschäften unsachver waren. Mehre Monate vor ihrer Abreise mußten sie sich erst dazu vorbereiten, und Georgel studirte in dem auswärtigen Ministerium die

dem Namen Prinz Ludwig bekannt. Der Baron von Besenval sagt in seinen *Mémoires* II, 269 über ihn: „le cardinal de Rohan, homme qui joignoit à beaucoup d'élégance extérieure, beaucoup de grâces dans l'esprit, et même des connaissances, mais sans frein dans ses passions et dans sa conduite, libre dans ses moeurs, faisant une dépense ouverte, plein d'incorruption et de légèreté.“

2) Die Worte des Certificats dieser Commission lauten: „Nous avons reconnu qu'ils (les preuves) sont conformes aux sources d'où ils sont tirés, tant livres imprimés que manuscrits, titres originaux ou copies collationnées sur les originaux, lesquelles ont été paraphées par l'un de nous, en notre présence.“ Bergl. das anonyme Schriftchen: *Généalogie des Rois, Comtes et Ducs de Bretagne dont est issue la maison de Rohan, ohne Ort und Jahr in 4.*

Diplomatie, sich dabei der Erfahrungen Favier's bedienend, der als ein Meister in diesem Fache galt. Zu Anfange vom J. 1772 reiste er mit Empfehlungen der Kaiserin an Kounik in Begleitung Koban's nach Wien ab, wo sich dieser durch einen unerhörten Aufwand und durch die gleich bei seinem ersten Aufzuge in der Stadt gezeigte unerschöpfliche Pracht völlig zu Grunde richtete, und als Geisteskranker ebenem ein Leben führte, das der Kaiserin Maria Theresia höchst missfällig war. Ueberdies schonte er weder sie in seinen Berichten an den Herzog von Aquillon, noch deren Tochter, die Dauphine Maria Antoinette und deren Erzieher, den Abt von Vermond. George, als Vertrauter dieses leichtfertigen Prinzen, kam nicht allein dadurch in eine schiefe Stellung am kaiserlichen Hofe, sondern auch noch durch den Auftrag, dort die Aufhebung seines Ordens aus allen Kräften zu betreiben, mit seinem eigenen Gewissen ins Gerdränge. Ganz und gar Jesuit geblieben, hatte er allemal, was es nur immer auszusprechen gestattet war, die Aufhebung seines Ordens für ein großes Unglück erklärt. Auch wusste er, daß Maria Theresia denselben in Oesterreich geru aufrecht erhalten wollte, und doch war er, vermöge seines und seines Prinzen Auftrags, wider Willen genöthigt, die widerstrebende Kaiserin auf andere Gedanken zu bringen. Es gelang ihm indessen so wenig als dem Prinzen, sondern der Papst selbst brachte sie erst zu dem Entschlusse, den Orden in ihren Staaten 1773 aufzuheben, wie George in seinen Denkwürdigkeiten erzählt.

Nicht minder beschwerlich mußte dem Abte fallen, daß sein Vertrauter, der Prinz von Koban, in Wien laute Klagen über die Dauphine erhob, weshalb sie von ihrer Mutter zurecht gewiesen wurde. Gleichzeitig aber berichtete dieser auch Ungehörliches von Lehrern selbst und schonte sie in keiner Weise. Namentlich setzte ihn seine Verderbtheit und grenzenlose Verschwendung leichter, als Jügendreinen, in den Stand, die diplomatischen Geheimnisse zu erforschen (wobei ihn George, der sich einen besondern Spion im kaiserlichen Cabinet hielt, treuliche Hilfe leistete), und er erfuhr sie auch bei der damaligen Theilung Polens, die ohne Frankreichs Mitwirken beschloffen und vollzogen wurde. Die Kaiserin tauschte in dieser Angelegenheit die Franzosen ebenso meisterrast, wie die Cabineten zu Berlin und Petersburg, betheuerte ihre Abneigung gegen jene Theilung, und gestand endlich mit Thränen, daß sie wider ihren Willen davon Theil habe nehmen müssen. Der Prinz von Koban benutzte diese Verschlingungsfest der Kaiserin, um sich in seinen Berichten an Aquillon mit der Schärfe eines beißenden Spottes über sie lustig zu machen. Der Minister machte seiner Beschäferin Mittheilungen davon, worüber die Dubarry einen Scandal erhob, der zur Kenntniß der Dauphine kam und derselben die Meinung bekräftigte, als habe Koban dieses Alles der Zuhlerin selbst geschrieben und ihre Mutter dadurch zum Gegenstande des Hohns und Spottes derselben gemacht. Maria Antoinette verzieh ihm dies nie, und ihr Groll ging natürlich auch auf den Abt über, der in engerer Ver-

traulichkeit mit dem Prinzen lebte und die Seele seiner diplomatischen Geschäftsbüthigkeit war. Wegen der Theilung Polens, die das Vorbild der gänzlichen Zerstückelung dieses Reiches war, hatte George allerdings auch den Minister vor den drei Cabineten gewarnt, allein Aquillon hatte nicht darauf geachtet und sich sogar durch die Beteuerungen der Botschafter Marie Antoinette selbst misbrauchen lassen. Gleichwol schlüpfte er, alle Schuld auf Koban schiebend, mit Hilfe der Dubarry durch, daß sich der Prinz rechtfertigen mußte und noch besonders von George gerechtfertigt wurde. Allein er fiel eben wegen seiner unbesonnenen Aeußerungen über Maria Antoinette und deren Mutter nach Ludwig's XV. Tode in Ungnade. Er wurde von Wien abgerufen, Aquillon gestürzt und der Abt George allein eintreten als Geschäftsträger dort bevollmächtigt. Dieses Interim dauerte ein Jahr, während dessen er dem Hofe zu Versailles mehrere Denkschriften von Bedeutung aufsandte, welche nicht allein ehrenvoll befolgt wurden³⁾, sondern ihm auch die Gunst der Minister Vergennes und Mairpeas verschafften, worüber er aber nach seiner Rückkehr von Wien (1775) in einen verdächtigen Proceß mit dem Grafen von Broglie gerieth, zu welchem freilich seine eigene Leichtgläubigkeit die Veranlassung gegeben hatte.

Die Zusammenziehung eines Herrhaufens unter der Leitung des Marschalls von Broglie an der normannischen Küste im J. 1778 veranlaßte den Grafen von Broglie, Bruder dieses Feldherrn, sich um einen Posten bei demselben zu bewerben, er wurde aber abgewiesen. Um nun die Gründe seiner Ungnade zu erfahren, ließ er den Abt George, als Vertrauten Mairpeas', durch seine Freunde ausforschen. Dieser, zu vertraulich gegen die Eraber, erzählte ihnen, was er wußte, und legte dabei ein zu großes Gewicht auf ein Gerücht, wornach der Graf einen nachlässigen Brief an seinen Bruder gegen den Minister geschrieben haben sollte. Empört darüber, verklagte der Graf den Abt nicht nur als Verbreiter, sondern auch als Verfasser dieses Schmachbriefes vor Gericht, obgleich die Sache nur auf eine Klatscheri hinauslief. Gleichwol dienten ihr die damaligen besten Advocaten. Indessen verschafften dem Angeklagten nicht nur die Schutznahme des Ministers Mairpeas und das Ansehen des Hauses Koban, zu welchem er durch Wiederannahme seines Generalvicariats in das vorige vertraute Verhältniß zurückgetreten war, sondern auch andere wirksame Mittel den vollständigsten Sieg und ausgezeichnete Aufmerksamkeit.

Gerbt auf diese Weise, fuhr George fort, das größte Vertrauen im Ministerium und die größte Gunst des leichtfertigen Cardinalprinzen von Koban zu genießen, von dessen Familiengliedern er insbesondere, wie die Gräfin von Marfan sogar Hoffnung dazu machte,

3) Er empfing vom Ministerium des Auswärtigen 1000 Louis d'Or und später 10,000 Louis d'Or gegen die Abt Dureau's im Oberfeld. Die Priorei Saur trug ihm jährlich 100 Louis d'Or ein. Anders sehr ansehnliche Einkünfte aus geistlichen Pfründen hatte er aufgeschlagen.

die Wiederherstellung seines Ordens in Frankreich vermuthlich erwartete, wenigstens er den Cardinal aus den Täuschungen und Gaunerreien verschämter Personen, von welchen sich nach und nach umgarnen ließ, nicht zu retten vermochte, sondern vielmehr dessen ganzes Vertrauen verlor und sich zurückgesetzt sah.

Dieser Prälat stand nämlich die fortbauende Ungnade der jungen Königin nach seiner Rückkehr aus Wien desto untröstlicher, je mehr seine Erschlucht ihn mit den Fäulnissen zur Regierung des Staates schmeichelte; daher er aus Verwegenheit ein kraßbares Mittel sich erlaubte, sein Unrecht bei ihr in Freundschaft zu bringen: er wagte für sie eine brennende Leidenschaft zu heucheln, und als dies mißlang, sprach er in Privatkreisen mit Bitterkeit von der Feindschaft der Königin, die ihm allein den Eintritt ins Ministerium verschloß. Ein sittenloses Weib, die Gräfin von Lamotte, durch den Genuß der Wohlthaten aus dem großen Almosenstifte mit dem Prinzen bekannt, benutzte seine Eitelkeit und Erschlucht, nachdem ihn Gagliotti's vertraute Freundschaft zu allen Mystificationen vorbereitet haben mochte, aufs Aergste. Um sich mit der Königin auszuföhnen, ging er auf alle Schmutzigkeiten und Gemeinheiten dieses Weibes ein und fearte, um die Gaunerreien desselben zu fätigen, keine Geheimnisse. Seine Verbindungen ging dabei soweit, daß er bald Minister zu werden glaubte und deshalb in seinem Hause schon Zurichtungen dazu traf. Die Verschleierung dieser eingebildeten Beförderung sollte endlich der bekannte Kauf eines kostbaren Halsbandes von 1 Million und 600,000 Livres (am 17. Febr. 1785), angeblich im Namen der Königin, bewirken. Der trügerische Handel aber wurde dieser in der Folge durch die Juweliere, die den Schmutz beachte haben wollten, aber vom Cardinal kein Geld bekamen, unmittelbar verrathen. Maria Antoinette fragte, weil sie ihren Namen dabei gemisbraucht fand, des Prälaten erlassene Feinde, den Baron von Breteuil, Minister des königl. Hauses und ihren ehemaligen Lehrer, den Abt von Vermond, die ihn zu verberben suchten, um Wuth; und so gelangte die Sache zur Kenntniß des Königs, welcher den Cardinal, da er ihn wegen seiner Unförmigkeit, seiner Schanden und Ausschweifungen ohnehin verachtete, allerdings des Diebstahls für schuldig hielt und ihn in seinem vollen geistlichen Denate am 15. Aug. 1785, nachdem er den Kauf des Halsbandes eingestanden hatte, im Schlosse zu Versailles verhaften und in die Bastille abführen ließ. Der Officier jedoch, dem er bei der Verhaftung von Breteuil übergeben worden war, wagte in seiner Beistützung über einen so hohen Gefangenen nicht, denselben am Schreiben und Ablesen eines Bitters in deutscher Sprache an den Abt George, der in seines Wönners Palaste Straßburg zu Paris wohnte, zu hindern.).

Dasselbe enthielt den Befehl, gewisse Papiere, man sagt die Correspondenz mit der Gräfin Lamotte, zu verbrennen, was denn auch George noch vor der Beschlagnahme der übrigen Papiere seines Freundes, die übrigens wider Erwarten sehr spät erfolgte, that. Dadurch wurden wenigstens standhafte Dinge, die den Cardinal mit dem Hofe noch mehr compromittirt hätten, der Vergessenheit anheimgegeben, wenn auch nicht ein Dunkel darüber verbreitet, ob die Königin oder der Cardinal der betrügerischen Gräfin Vorwand und Anlaß zum Diebstahle gegeben habe.

Ohne in die Geschichte dieses berühmten Halsbandprocesses, was hier nicht am Plage wäre, umständlich einzugehen, ist doch soviel zu bemerken, daß sich der Cardinal aus eigener Wahl einer Anklage vor dem Parlamente aussetzte und deshalb vom Papste der Rechte und Ehren des römischen Purpurs beraubt worden wäre, wenn ihn nicht ein Doctor der Sorbonne herabgesetzt vertheidigt hätte, daß ferner seine grenzenlose Leichtgläubigkeit in den schmutzigen Gaunerreien der Lamotte, sammt den Täuschungen einer öffentlichen Lustbühne, vor der er sich in der Meinung, sie sei die Königin, weil sie derselben ähnlich sah, in einer nächtlichen Zusammenkunft gedemüthigt hatte, ihn vor aller Welt prostituierte, während die schamlose Speculation eines Abenteuerers, welcher aus diesem Prozesse einen Vortheil ziehen wollte, ihn in einer Denkschrift, da diesem das Maul nicht geklopft wurde, vollends an den Pranger stellte.). Das Scandal inzwischen zu häufen, vermahte endlich der blinde Dienstleifer George's nicht.

Seit der Verhaftung Roban's widmete sich dieser Abt ganz der Vertheidigung seines gebrandmarkten Beschüßers. Die Nächte hindurch arbeitete er zu dessen Gunsten an Denkschriften, welche die Sachlage nur verwickelten und nachmals in den zweiten Theil seiner Denkwürdigkeiten als Vertheidigungsmittel des Prälaten übergegangen sind. Die Tage über drängte er die Richter und suchte Zeugen auf, um alle Schritte einzuleiten, die dem Angeschuldigten helfen konnten, in der That nicht ohne Erfolg. In seiner doppelten Eigenschaft als Generalvicar sowohl des Bisthums Straßburg, als des Großalmosenmeisters von Frankreich veröffentlichte er mehrere Verordnungen (mandements), und verglich in der einen derselben zur Zeit der Fassen 1786, welche auch an der königlichen Kapelle zu Versailles angeschlagen wurde, den fündhaftesten Cardinal mit St. Peter in den Banden und bezeichnete sich selbst als einen neuen Zimotheus, des Apostels Schüler, welcher zu dem Volke gesandt sei, um in dessen Hände das Brod des göttlichen Wortes zu legen und so donnerte er in solchem heuchlerischen Gewande gegen die angebliche Gottlosigkeit des königlichen Hofes. Auch diese Schrift erregte bei Hofe wie in der Hauptstadt großes Gelächter. Die Reuzerigen rissen sich um

était actuellement broüillé avec lui, et lui donna, en cette occasion, une grande marque d'attachement, en évitant son ressentiment pour ne s'occuper que de ses intérêts."

3) Das mißliche und richtigste Urtheil, das unter den höhern Ständen, wie Bernetti erzählt, nur kein anderer als c'est que le cardinal était un fripon, ou la plus sottise des dupes.

4) Der Baron von Besenval erzählt in seinen Mémoires III., 125 seq., daß der wachhabende Officier dem Cardinalen sogar einen Brief mit den Schriften dieses Briefes gab, und daß derselbe keine Briefe zur ferneren Beförderung seines Gefangenen geliebt hätte. Den George sagt er ebenfalls: „Cet abbé qui, de tout temps, avait été l'homme de confiance du cardinal,

II. Sect. I. B. a. 2. Seite Section. LX.

dieselbe, während der Minister von Breteuil, welcher an der Quelle der Verhaftungsbechte (lettres de cachet) sah, aus ihr, als einer notorischen Verurtheilung des Königs, einen Genuß für seine dem Cardinal zugewandene Feindschaft zog und den bestellten Verteidiger desselben mittels eines solchen geheimen Verhaftungsbefehls am 10. März 1786 nach Mortagne in der Landtschaft Perche verbannte, nachdem Anfangs die Rede davon gewesen war, ihn dem Cardinal zur Seite in die Bastille einzusperren; allein die Königin soll, in der Meinung, George sei seit längerer Zeit nicht mehr in so vertrauter Verbindung mit ihm, sich dagegen erklärt haben.

Unterdessen nahte der ganz Europa in Erstaunen versetzende Halsbandproceß seinem Ende, nach einer fast zehnmonatlichen Gefängnisstrafe wurde Rohan mit einer kleinen Stimmenmehrheit der Richter ehrenvoll freigesprochen. Er war in der That auch nur der dümmsten Ambitionen und der Leichtgläubigkeit schuldig gewesen. Die Königin aber, über seine Freisprechung, in der freilich Viele ihre Schuld erblickten wollten, entsetzt, suchte sich dadurch beschimpft und erlitt durch ihren Gemahl, der dieselben Fehlschlüsse mit ihr theilte, zur Rüge des Parlamentes die Genugthuung, daß der Cardinal nach seiner Freilassung im August 1786 sofort nach seiner Abtei Lacaze-Dieu und späterhin in sein Bisthum als Verbannter wandern, sein Großalmosenieramt, seine Provisor- und Curatorstelle aufgeben und das blaue Ordensband vom heiligen Geiste zurückgeben mußte. Seinen Freund und Vertrauten, den Abt George wollte Breteuil strenger bestraft wissen, allein er wurde durch Fürsprache des Herzogs von Chatelet von Mortagne, wo er in strenger Verbannung mehrere Monate gelebt hatte, in seine Vaterstadt Brumet verwiesen und hier nach Breteuil's Ausscheiden aus dem Ministerium der Freiheit zurückgegeben. In seinen Selbstbekenntnissen gesteht er freilich Nichts davon ein, sondern den schmachlichen Proceß gern der Vergessenheit zu übergeben tragend und auf die Undankbarkeit des Hauses Rohan gefaßt, mit welchem er hatte brechen müssen, sagt er dies, müde der Geschäfte und der Gesellen habe er sich nach Verlauf von 24 Jahren, die er in der großen Welt zugebracht, entschlossen, den Rest seiner Tage im Schooße seiner Verwandten und Freunde mit friedlichen Beschäftigungen unabhängig zu verleben⁶⁾. Er richtete sich dort auch eine angenehme Wohnung ein und genoß darin, wie er selbst sagt, die Ruhe eines irdischen Paradieses mit aller Bequemlichkeit. Da brach nach drei Jahren in seinem Vaterlande der Dämon der Revolution los, mit deren Grundfelsen er sich in keiner Weise verständigen

konnte. Es trafen ihn auch, da er seinen priesterlichen Charakter nicht ablegen wollte und eben deshalb dem Nationalconvent als Verbrecher erschien, die Maßregeln gegen die abwürdigenden Priester. Er wurde 1793 in die Schweiz deportirt. Von hier wußte er bald, vermuthlich durch seinen ehemaligen Gönner, den Cardinal Rohan, welchen die Unruhen in die deutschen Besigungen seines Hochstiftes, nach Ettenheim, getrieben hatten, Verbindungen anzuknüpfen, die ihm einen beschützten, gastfreundtschaftlichen Aufenthalt zu Ettenheim im Breisgau, wohin er sich zurückzog, verschafften. Hier fing er in seiner Abgeschiedenheit von der Welt alsbald an, den gesammelten Stoff zur Geschichte der von ihm selbst durchlebten Zeit zu ordnen und zu einem Werke, von dem nachher die Rede sein wird, zu verarbeiten. Dem gleichfalls emigrierten Watone von Breteuil war, sobald er Kenntniß davon erhalten hatte, dies eine willkommenen Gelegenheit, nochmals seine Rache an dem Abte auszuüben. Auf seinen gefälligen Bericht von George's Denkwürdigkeiten, welche Maria Antoinette's Ehre brandmarkten, kochte er den Wiener Hof zu veranlassen, George'n aus dem Breisgau vertreiben zu lassen. Dieser aber sandte ihm jenen Bericht zur Verantwortung zu und es kostete wenig Mühe, die erwarteten bösen Eindrücke zu beseitigen. Dagegen wurde er ganz unverhofft, fast in seinem Greisenalter, noch ein Mal in die Gemeinschaft der Großen gezogen.

Die Eroberung Malta's im Juni 1798 durch die Franzosen und die damit zusammenhängende Vertreibung des Johannitergroßmeisters Ferdinand von Hompesch aus dieser Insel hatte die Glieder dieses Ordens in solche Bestürzung versetzt, daß das russische Großpriorat, das kaum erst entstanden und vom gesammten Orden noch nicht förmlich anerkannt worden war, aus Verdris des Komthurs von Litta die Rettung desselben übertrug⁷⁾ und willkürlichweise in die verfassungswidrige Wahl Kaisers Paul I. von Rußland, eines Nichtkatholiken, zum Großmeister stellte. Dieselbe wurde am 27. Oct. desselben Jahres vollzogen, obgleich der Freiherr von Hompesch noch nicht abgedankt hatte, nun aber für abgesetzt erklärt wurde. Derselbe kam dieses Ereigniß zwar nicht erwünscht, es konnte aber dasselbe aus Rücksichten nicht hindern, nöthige vielmehr den nicht mit Unrecht schwer beschuldigten Herrn v. Hompesch, auf seine Großmeisterwürde zu verzichten. Der Großprior von Teutschland zu Heitersheim, der, wenn es möglich gewesen wäre, durch eine Zusammenberufung des Generalcapitels jener Wahl gern vorgezogen hätte, sagte sich, da es nun einmal nicht zu ändern war, in die Umstände, erkannte die Absichten Paul's für eine neue Organisation des Ordens nicht nur an, sondern beschloß auch, sich durch eine feierliche Bestätigung dem neuen Ordensbauplan zu unterwerfen. Deshalb wurde im September 1799 ein Ordenskapitel zu Heitersheim gehalten und wegen der Umstände, welche der Bestätigung gegeben werden sollten, unterhandelt. Man wußte aber zur Führung der Correspondenz dieser Sendung, sowie zum Entwerfen der Instruktion für sie und zu den dabei nothwendigen schriftlichen Verhandlungen

6) Der Abt Wunder war seit dem März 1786 bei dem Cardinal von Rohan in seinen Pfosten eingetret, und obgleich derselbe ihm dieses Glück zu verdanken hatte, war er doch sein Verurtheilung geworden, sobald der Cardinal, nachdem George bei seiner Abreise von Mortagne nach Brumet dessen Finanzen geordnet, mit dessen Gläubigern ein Abkommen getroffen und einen sehr umständlichen Rechenschaftsbericht über seine Verwaltung an denselben eingeleistet hatte, ihn keinen Antwort darauf würdigte, bis er nach Jahren sich von der ungenüßigen Ergebenheit desselben überzeugt hatte.

feinen tauglichen Mann zu finden, als den 69jährigen Abt Georgel. Vom Großprior und Landkomthure nach Reiterheim geladen, schmauschte dieser Anfangs, gab aber endlich den dringenden Aufforderungen nach, die Ordensgesellschaft, aus dem Landkomthure von Pfürdt-Blomberg (Peretto-Florimont) und dem Commandeur von Weßel, Baron von Baden bestehend, als deren Secretaire nach Petersburg zu begleiten. Am 25. Sept. 1799 trat er von Freiburg aus die Reise an, ging mit der Gesandtschaft über München und Wien, wo er während eines mehrwöchentlichen Aufenthaltes sich seiner frühern diplomatischen Thätigkeit erinnerte und auch die alten Bekanntschaften wieder erneuerte, nach Mitaue in Kurland, wo er nebst den Ordensgelehrten dem künftigen Könige Ludwig XVIII., der sich seiner aus Verfallens noch recht wohl erinnerte und der ganzen dort lebenden königlich französischen Familie vorgestellt wurde. Als er aber dem Herzoge und der Herzogin von Angoulême vorgeführt und sein Name genannt wurde, veränderte letztere plötzlich die Gesichtsfarbe und der Abt zog sich sogleich Vorwürfe zu, die ihm sein Gewissen wegen der Halsbandgeschichte, worin er die Mutter der Prinzessin nicht gescheit hatte, machte. Die Unterhaltung wurde abgebrochen und der verlegene Abt nicht zur königlichen Tafel gezogen. Bei seiner Rückreise mit der Ordensgesellschaft von St. Petersburg nach Mitaue blieb er, die Vorstellung bei Ludwig XVIII. ausgenommen, aus Bescheidenheit allein außer der unmittelbaren Berührung mit den Gliedern der königlichen Familie.

Man lobte diese Klugheit und er erfuhr nun auch durch den Grafen d'Uvarow den Grund des Entschlusses der Herzogin von Angoulême von seiner Erscheinung. Er hatte sich in seinen Vermuthungen nicht getäuscht. In Petersburg dagegen, wo er während des funfmonatlichen Aufenthalts der Ordensgesellschaft seinen Platz vortrefflich ausgefüllt hatte, wurde er vom Kaiser, als Großmeister des Ordens unter die Johanniterritter aufgenommen, mit einer Zahrentree von 100 Dukaten, die ihm aus dem teutschen Großpriorate gezahlt werden sollten. Er kehrte mit der Gesandtschaft über Mitaue, Remei, Königsberg, Danzig, Berlin, Dresden, Regensburg und Augsburg den 13. Aug. 1800 nach Reiterheim zurück, wo er in zehn Tagen seinen Rechenschaftsbericht über die Reise und den Erfolg der Sendung für den Großprior vollendete, und dann sich nach Freiburg in seine unabhängige Einsamkeit wieder zurückzog, um welche Zeit grade Maila den Franzosen von den Engländern wieder abgenommen und von ihnen als eine Eroberung behalten wurde).

Am 3. 1802 wurde Georgel aus seiner Verbannung erlöst, indem die französische Regierung ihm nicht nur gestattete, nach seiner Heimath zurückzukehren, wo er auch sein schönes Landhaus zu Reiterheim wiederbaute, sondern der Minister des Cultus, Portalis, bot ihm auch,

nach Veröffentlichung des Concordates, ein Bisthum an, das er seinen Ansichten zuwider natürlich ausschlug. Indessen ließ er sich einige Zeit nachher durch den Bischof d'Démont zu Nancy zur Annahme eines Postens als Provicar dieses Sprengels für das Departement der Vogesen um so leichter bestimmen, als er zumal in Mitte desselben zu Reiterheim wohnen können und mußte in dieser Stellung sich allgemeine Achtung zu erwerben. Späterhin von einem unheilbaren Geschwüre ergriffen, das nach und nach sein Gesicht abtrug, starb er dahin und starb in seiner Vaterstadt am 14. Nov. 1813 in hohem Alter.

Seine letzten Lebensjahre hatte Georgel zur Begründung seiner umfangreichen Denkwürdigkeiten der Geschichte seiner Zeit verwandt, wobei er in den letzten Tagen seines Lebens über die Art, mit der er einige seiner Zeitgenossen darin behandelt hatte, Gewissensbisse spürte. Vielleicht kamen noch manche andere eigene Vorwürfe, wenn nicht der starke Widerspruch seiner Grundfälle mit der damaligen Gegenwart dazu, so daß er mehrmals Willens war, das ganze Werk den Flammen zu überliefern; allein seine Freunde hielten ihn jedes Mal davon ab. Indessen ließ er dasselbe ungedruckt, da vor der Restauration noch mehr, als nachher dazu triftige Gründe der Vorsicht für ihn vorhanden waren. In der That wurde es auch nebst seinen andern Papieren gleich nach seinem Tode unter dem Vorwande, als enthielten sie Staatsgeheimnisse, von der Polizei in Beschlag genommen und in das Archiv der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris niedergelegt. So liefen sie nun Gefahr, völlig in Vergessenheit zu kommen, wenn sie sich nicht nach der zweiten Restauration Einer von des Verstorbenen Erben, der Schulden halber in Haft gekommen war, wieder hätte ausliefern lassen, um daraus materielle Vortheile zu ziehen. Dieser verkaufte die Handschrift davon, man sagt, um den mäßigen Preis von 25 Louisd'or an einen Buchhändler, der sie drucken ließ, jedoch nicht, wie mehrfach behauptet wird, ohne Namen ihres Verfassers, unter dem Titel: „Mémoires pour servir à l'histoire des événements de la fin du 18^e siècle, depuis 1760 jusqu'à 1806—1810 par un contemporain impartial“ (Paris 1817—1818) 6 Bände stark), nachdem, wie Quatard und Barbier behaupten, das Manuscript kurz vor dem Drucke und während desselben von mehreren Gelehrten durchgesehen und überarbeitet worden war. So soll z. B. Psaume, Verfasser der Notiz, die sich an der Spitze des Werkes über den Verfasser befindet, sowie der Anmerkungen unter dem Texte gemessen sein. Ferner soll Desre naud es den Abschnitt über die Girondinen umgearbeitet und J. F. Boudouin, der Vater, Noten zum Artikel über Raynal hinzugefügt und denselben gemildert haben. Ueberdies spricht man auch von Berichtigungen besonders derjenigen aufstößigen Abschnitte

5) Die mit vorliegende Ausgabe nennt allerdings nicht den Verfasser, sondern aus dem Herausgeber der Denkwürdigkeiten, der ein Neffe und der Erbe des Vaters war, auch Georgel heißt und Parlamentssecretar zu Nancy war.

des Werkes, welche den Hof Ludwig's XVI. und die Königin Maria Antoinette, gegen welche der Verfasser als ergebenster Diener des Cardinals von Rohan, große Erbitterung hegte hatte, schildern. Gleichwohl aber sind die jene Fürstin betreffenden Stellen im 2. Bande des Werkes, welche den berühmten Halsbandproceß erzählen, in der Druckfälschung unverändert geblieben, weil zum gegen bessere Quellen dort im Sinne der betheiligten Familie Rohan behauptet wird, Maria Antoinette habe vom Einkauf des Halsbandes allerdings Kenntniß gehabt und nebst Breteuil gewissermaßen Theil an der Intrigue genommen, dieselbe aber solange fortführen lassen, bis der Cardinal um so sicherer zu Grunde gerichtet werden konnte. Allein diese Behauptung ist unzuverlässig, da der Königin höchstens nur Leichtsinns, wenn sie ja einige, doch nur unbestimmte Kunde von dem betrügerischen Handel gehabt haben sollte, bei der Sache zugemessen werden kann. Wie hierin, so in andern Abschnitten seiner Zeitschriften verdient Georgel, als besangener Lobredner der Jesuiten und als Feind jeder vernünftigen Auffklärung, wenig Glauben. Schrieb er doch den Ausdruck der Revolution der Aufhebung seines Ordens zu, ohne einsehen zu wollen, daß dessen Recht schon gebrochen war, dahingegen sah er wol richtig, wenn er behauptet, die Vernichtung dieses Ordens habe dem Andrang der Philosophen gegen die verfallenden Volkswerte des Staates und der Kirche eine weite Bresche geöffnet, während er die übrigen europäischen Höfe nur einseitig beurtheilt, über die verschiedenen Glaubensgesellschaften den Stab bricht und als Fanatiker die den Reformirten 1788 zugesprochenen staatsbürgerlichen Rechte eine loi immorale, irreligiöse nennt. Die französische Revolution beschreibt er im 2. bis 5. Bde. seines Werkes als ein wüthender Mönch, welcher, den geschäftlichen Leidenschaften fröhnd, persönliche Rache auszuüben versucht. Der finstere Parteilichkeit hatte sich darin seiner bemächtigt und ihm einen gewissen Schwarm gegeben, weshalb das ganze Werk bei seiner Erscheinung von vielen Franzosen für eine Lästerschrift gehalten, aber ohne verwunden zu können, mit Gleichgültigkeit betrachtet wurde. Doch ist und bleibt es für gewisse Abschnitte des Zeitraumes, den es behandelt, grobe, der Alterschwäche des Verfassers zur Last fallende Unrichtigkeiten darin abgerechnet, eine unentbehrliche Quelle der Geschichtsforschung. Unbegründet ist Luetard's Angabe, daß 1820 eine zweite Auflage von des Verfassers Werken und Erben, dem Parlamentsadvocaten Georgel, zu Nancy besorgt worden sei. Dieser ist vielmehr der Herausgeber der ersten und einzigen Ausgabe des Werkes. Derselbe hat aber im J. 1818 An hier mitbenutzten 6. Theil des ganzen Werkes, welcher die Reise der Gesandtschaft des Johanniterordens nach Petersburg nebst gedrängter Uebersicht der politischen Ereignisse von da bis zum fünfeihundert Friesen erzählt, besonders unter dem Titel: „Voyage à S. Petersburg en 1799—1800, fait avec l'ambassade des Chevaliers de l'ordre de S. Jean de Jérusalem, par feu M. l'abbé Georgel“ zu Paris herausgegeben“ (S. Röse.).

9) Bergr. Quérard, La France littéraire III, 323, Biogr-

GEORGEN (St.), 1) königliche Freistadt in Ungarn, im preßburger Comitate, unweit Preßburg, mit 3100 Einwohnern, einem Piaristenkollegium mit einem Gymnasium, einem Schwefelbade und Weinbau.

2) Georgen (St.), Stadt im warasdiner Comitate in Ungarn, nördlich von Belovar in der Nähe der Drau, mit 3600 Einwohnern und einem Schloß.

3) Georgen (St.), Marktflecken in Kroatien im St. georgier Regimentsdistricte, mit 3700 Einwohnern.

4) Georgen (St.), Flecken im Oberkrainkreise Bodens, 2672 Fuß über dem Meere, früher württembergisch; 900 Einwohner, Trümmer einer sehr berühmten Benedictinerabtei. (H. E. Hässler.)

Georgenbanner, f. Georgenorden B. 5 und Ritterschaft, fränkische, schwäbische.

GEORGENBERG, 1) ein Berg bei Steegau in Schlefien mit Basalten. Er ist berühmt geworden durch die im J. 1568 von Johannes Montanus daselbst aufgefundene Siegelerde.

2) Georgenberg, ein Berg im rathenischer Kreise Böhmens, südlich von Raudnitz, unter 31° 57' 31" d. L. und 50° 23' 21" nördl. Br. Sein böhmischer Name ist Ríp.

3) Georgenberg oder Jürgenberg, ein 1876 Fuß hoher, kegelförmiger Berg im württembergischen Oberamte Reutlingen, nordwestlich von Pfullingen, 1/2 Meile südlich von Reutlingen, unter 26° 52' 30" d. L. und 48° 28' 15" nördl. Br., an der linken Seite des von der rauhen Alp kommenden kleinen Bergkromes Eßes oder Eßes.

4) Georgenberg (Minsterzko), Marktflecken im Kreise Beuthen des preussischen Regierungsbezirks Oppeln, 2 1/2 Meilen nördlich von Beuthen, mit 700 Einwohnern, welche Ackerbau und Bergbau auf Eisen betrieben. Unter den Handwerken viele Schloffer und Messerschmiede.

5) Georgenberg, eine der 16 zipser Städte im zipser Comitate in Ungarn, im Kreise diesseits der Theiss, welche von 1412—1772 mit Polen vereinigt waren, und in politischer wie in administrativer Beziehung unabhängig vom Comitatsverbande unmittelbar unter der Statthalterei und ungarischen Hofkammer stehen.

(H. E. Hässler.)

GEORGENBORN, Dorf in einem tiefen Thale am Fuße der hohen Wurzel, nach Frauenstein eingepfarrt, im Herzogthume Nassau, in der Niederrhassauer Kassenellenbogen, unter dem Justizamte Wiesbaden, mit reizender Aussicht über die Rheingebenden.

(H. E. Hässler.)

GEORGENBRUNNEN oder GEORGBRUNNEN, ein Mineralbad in der Nähe von Alttötting, Landgerichtsbezirk Alttötting des Kreises Oberbairern in Baiern.

(H. E. Hässler.)

phie nouvelle des Contemporains VIII, 72 seq. und *Beaux-arts*, Dictionnaire historique I, 1233, nebst *Droz*, Geschichte der Regierung Ludwig's XVI. in der neuesten Uebersetzung I. Bd. 1. Schloffer's Geschichte des 18. Jahrh. u. f. m. 3. Bd. L. u. 2. Abth. und dem ganzen Werke des Vater Georgel selbst.

GEORGENBUND, GEORGENGESELLSCHAFT 1) In Franken und Schwaben, wurde im 14. Jahrh., welches reich an Rittervereinen ist, von der fränkischen Ritterschaft gestiftet, und hatte zum Zweck den Kampf gegen die Ungläubigen, trat jedoch auch in Teutschland selbst als ein Bund auf und vereinigte sich den 9. April 1382 mit den Gesellschaften des schwäbischen Löwen- und des bairischen St. Wilhelmabundes, dem Herzog Leopold von Oesterreich und dem Grafen Eberhard dem Gräner von Württemberg. Die Führung der ritterschaftlichen St. Georgensabne nahm die freie Reichsritterschaft in Schwaben als ein Privilegium in Anspruch, behauptete dieses Recht wider einige Ritter aus dem böhmischen Adel nachdrücklich und stiftete zu Handhabung desselben im J. 1392 unter sich die Gesellschaft des Georgenschildes, welche 457 Grafen, Freierren und Ritter bildeten. Diese Gesellschaft nahm im J. 1430 den fränkischen Georgenbund, der sich im J. 1422 auch mit der rheinischen Ritterschaft verbunden hatte, in ihre Verbindung wegen der Georgensabne auf. Schon im J. 1396 machte der fränkische Georgenbund, als er gegen die Türken zu Felde zog, die Ansprüche, daß seine Fahne die erste sein sollte. Die Franzosen, hierüber eifersüchtig, hatten in der Schlacht von Neapel die Unvorsichtigkeit, den Angriff früher zu machen, als man bestimmt hatte, und veranlaßten dadurch den Verlust der Schlacht. Der im J. 1430 durch die Vereinigung der fränkischen und der schwäbischen Georgengesellschaft entstandene Bund hieß Vereinigung des Georgenschildes. Zu gemeinem Landfrieden schlossen die Grafen Ludwig und Ulrich von Württemberg den 8. Mai 1437 mit dem St. Georgenbunde eine Einigung und den 20. März 1445 eine solche zu gemeinsamer Hilfe. Den 23. April 1447 verschrüb sich die St. Georgengesellschaft dem Grafen Ludwig von Württemberg zu treuen Diensten. Den 4. Oct. 1451 hatte die Einigung der Gesellschaft des St. Georgenschildes in Oberschwaben mit den jungen Grafen Ulrich und Ludwig dem Jüngern, den 23. April 1460 die Einigung des St. Georgenschildes an der Donau mit den Grafen Ulrich und Eberhard dem Ältern statt. Die zuletzt genannten Grafen schlossen den 29. Aug. 1464 die Einigung mit dem St. Georgenbunde. Graf Ulrich von Württemberg mochte den 21. Sept. 1468 die Schweizer von feindlicher Behandlung des Georgenbundes ab²⁾. Der langwierige Streit zwischen den schwäbischen und fränkischen Reichsrittern über die Führung der Georgensabne wurde endlich bei Gelegenheit des Reichskrieges wider Herzog Karl den Kühnen von Burgund, als dieser im J. 1475 Reuß belagerte, interimistisch auf folgende Weise verglichen: Ein von der schwäbischen Reichsritterschaft zu ernennender Ritter sollte das St. Georgenschildlein den ersten Tag, von beider Lande wegen, in der Hand haben (führen), ein Franke aber Hauptmann darüber sein und dasselbe von beiden Ländern be-

sehen, auch auf solche Abwechselungsweise fortzuführen, und nach geendigtem Feldzuge dieser Streit, wo möglich in der Güt, erörtert und ausgemacht werden. Als aber die schwäbische und fränkische Reichsritterschaft bei dem Kaiser Friedrich III. um die Bestätigung dieses Vergleichs nachsuchte, verlangte dieser die Entrückung der Clausel, daß folches der österreichischen Ritterschaft in allem am St. Georgenschildlein unschädlich sein sollte, und die Schwaben und Franken wollten die Bestätigung ihres Vergleichs unter dieser Clausel nicht annehmen, sondern gaben dem Kaiser zu verstehen, daß die Ritterschaft in Oesterreich und in allen andern Ländern, welcher Sprache sie auch immer seien, mit dem St. Georgenschildlein Nichts zu thun hätten³⁾. Als Kaiser Friedrich III. den 4. Oct. 1487 den schwäbischen Ständen befohlen hatte, daß sie zur Festhaltung des gemeinen Landfriedens sich mit einander verbinden sollten, trat diesem Bunde den 10. April 1488 die Gesellschaft des St. Georgenschildes am Kaiser bei. Die Städte Donauwörth und Hapbrunn ließen sich den 18. Nov., die Stadt Augsburg den 3. Dec. und der Bischof Friedrich von Augsburg den 13. Dec. in den Bund aufnehmen, der zwar damals noch nicht der schwäbische Bund, sondern der St. Georgenbund oder die Gesellschaft vom St. Georgenschildes hieß, dessen Geschichte aber nun in die des schwäbischen Bundes übergeht, welcher wegen seiner Wichtigkeit einen eigenen Artikel erbalten muß. Hier nur bemerken wir noch, daß Kaiser Friedrich sich des Georgenbundes als Hauptmittels zur Verärkung des schwäbischen Bundes bedient hat. So erließ er an die St. Georgenschildgesellschaft den 3. Sept. 1488 einen abermaligen Befehl, daß sie nebst dem Erzhertoge Siegmund von Oesterreich, den beiden Markgrafen von Brandenburg, dem Grafen Eberhard dem Ältern von Württemberg und dem Grafen Hugo von Werdenberg die Ungehorsamen mit Gewalt zum Beitritte zwingen sollte. Als den 17. Oct. 1512 der schwäbische Bund erneuert wurde, erneuerte auch die St. Georgengesellschaft von Grafen, Freierren, Ritterschaft und gemeinem Adel der vier Viertel zu Schwaben ihre alte Vereinigung den 13. Dec. 1512 zu Ehingen an der Donau⁴⁾.

2) Die St. Georgengesellschaft wider die Türken errichteten um das J. 1503 Herzog Wilhelm von Nürting und Berg, Fürst Rudolf von Anhalt, Graf Eitel Friedrich von Soltern, Graf Felix zu Werdenberg, Leonhard von Traubenberg, Freiherr zum Haag und Wolfgang Zörger, entwarfen einige Gesellschaftsartikel, erwähnten den Kaiser Maximilian I. zu ihrem

1) Eattler, Geschichte Württembergs unter den Grafen I. 245. II. c. 120. 160. 180. 233. III. c. 38. 48. 60. Schesler, Ausführl. chronol. Darstellung aller Reichthätigen aus der Geschichte Württembergs c. 50.

2) f. die Urkunden bei Müller, Reichs-Itinerarium unter Friedrich III. 2. Ab. Berst. 3. Cap. 72. 6. 5. S. 711 f. 4. Giebelbauer, Nachricht von der St. Georgensabne. (Wien 1735. 4.) S. 26—49; Briefliche Documenta, darinn die Instruction, wie es in alten Zeiten mit Stadt-Bannern und dem Reichs-Fahn bei Römer-Zügen gehalten, umständlich enthalten, bei Schiller zu Jacob von Königshausen, Ertliche Ehrenk. S. 1108. Jacob von Königshausen selbst führt S. 346 die „St. Georgengesellschaft“ auf. 3) f. Hübnerin, die Wägen. Weidsp. Neue Historie. 7. Bd. c. 413—415. 9. Bd. S. 561.

Durchaus und hielten ihn um Bestätigung derselben. Dieser bestätigte sie den 12. November 1503, erließ sogar besondere Befehle an die Reichshände und ermahnte sie zum Beitritt in denselben. Da sich die St. Georgenritter mit dem römischen Könige vereinigt hatten, daß ein jeder in die Gesellschaft Zutritt sich selbst auf ein ganzes Jahr mit dem halben Solde versehen, die andere Hälfte aber von dem römischen Könige, und zwar von denjenigen Geldern, welche aus dem vom Papste Alexander VI. im teutschen Reiche ausgesprochenen Jubiläum erhoben worden, erhalten sollte, so ließ der römische König den 12. Nov. 1503 von Augsburg aus einen Befehl ergehen, daß seinen verordneten Commissarien das von dem Crucial- und Jubiläum bisher gesammelte und vorräthige Geld zum halben Sold der St. Georgenritter ausgetheilt, dem päpstlichen Erzbischof nur von kurzer Dauer, und ging bald aus einander, vorzüglich auch aus dem Grunde, weil der beabsichtigte Zuerkennungs unterließ).

(Ferdinand Wächter.)

GEORGENBURG, Domainenamt unter dem Titulanten Amtsthor, im ostpreussischen Regierungsbezirk Gumbinnen, an der Inster in der Nadrau, 1/2 Meile von Jasterburg. Das Schloß wurde im J. 1336 vom teutschen Orden erbaut. Die Thürme auf den Geflecken sind verfallen. (H. E. Hüssler.)

GEORGENFELD, ein Bergkloster im Amte Altenberg des königl. sächsischen erzgebirgischen Kreises, mit 300 Einwohnern und bedeutenden Zinngruben.

(H. E. Hüssler.)

Georgengesellschaft, f. Georgenbund und Georgenorden B. 5.

GEORGENORDEN. Es gibt mehrere Orden dieses Namens, erloschene und noch blühende. Zuerst sprechen wir von denen, welche noch blühen. — A. Die noch blühenden sind: 1) Der kaiserlich russische militärische St. Georgenorden von fünf Classen. Ihn stiftete bei Gelegenheit des Zuerkennungs 1769 am 26. Nov. die Kaiserin Katharina zur Belohnung für Land- und Seecrieger. Das Ordenszeichen, das mit Diamanten geziert vergeben wird, ist ein einfaches, weißes, vierflügeliges Kreuz mit goldener Einfassung. In der Mitte der Vorderseite ist das Wappen des moskowitischen Großfürstenthums: der St. Georg gepanzert zu Pferde, wie er den unter ihm liegenden Drachen oder Lindwurm erlegt. In der Mitte der Rückseite ist die Heilige des heil. Georg auf rothem Grunde umgeben von der Ordensdevise in russischer Sprache: „Für Militäer Verdienst und Tapferkeit.“ Die beiden ersten Classen des Ordens tragen dieses Kreuz von gleicher Größe, erstere an einem handbreiten Bande von abwechselnd drei schwarzen und zwei röthlich-gelben Strei-

fen, von der rechten Schulter zur linken Hüfte, und dabei auf der linken Brust einen goldenen Stern, mit der Aufsicht des Ordenskreuzes in seiner Mitte. Letztere trägt es an einem gleichförmigen, schmalen Bande um den Hals mit demselben Sterne auf der linken Brust. Die dritte und vierte Classe tragen an gleichem Bande ein kleineres Kreuz, erstere um den Hals, letztere im linken Knopfloche, beide jedoch ohne Stern. Die fünfte Classe, für Unterofficiere und Gemeine bestimmt, trägt im linken Knopfloche eine goldene Medaille am Ordensbande. Kaiser Alexander stiftete sie. Zum Besen der Inhaber wird die Dienstzeit zur Erhaltung des Georgenordens selbst, als auch der Pension, gewöhnlich um drei Jahre vermindert. Die Ritter der drei ersten Classen, sowie die ersten Hundert der vierten Classe beziehen lebenslängliche Pensionen. Die Witwe eines zur Hebung derselben genommenen Ritters erhält noch ein Mal die Pensionssumme ihres Mannes ganz. Die beiden ersten Classen haben Zutritt bei Hofe mit dem Range eines Generalmajors, die der dritten und vierten mit dem eines Obersten. Um die erste Classe zu erhalten, muß man als Oberbefehlshaber eine Schlacht gegen die Hauptarmee des Feindes, diesen völlig geschlagen, oder 25 wirkliche Dienstjahre in Kriegs- oder Friedenszeiten zugebracht, oder 18 Campaignen mitgemacht haben. Wer Ansprüche auf den Orden machen zu können glaubt, bringt solche mit den Beweisen dafür bei dem Kriegscollegium der Land- oder bei dem der Seearmee an, das darüber entscheidet. Der Kaiser kann aus eigener Bewegung an Niemanden den Orden geben, ist auch nicht von ihm, wie von den andern russischen Orden, Großmeister, welche Stelle dieser Orden gar nicht hat. Das Ordensfest ist den 7. Sept. Der Kaiser preßt das öffentlich mit den in Petersburg anwesenden Rittern. Generale dürfen dabei in gestrichter Uniform nicht erscheinen.

Im J. 1782 änderte die Kaiserin Katharina Verschiedenes in den Statuten ab. Vom Kaiser Paul wurde er gar nicht vergeben. Kaiser Alexander stellte, laut Manifests vom 12. Oct. 1801, den Orden ganz wieder so her, wie er ursprünglich gestiftet war. Aus Dankbarkeit dafür hat das Capitel ihn, die Decoration des Ordens anzunehmen, aber erst 1805 nahm er auf wiederholtes Ansuchen das Kreuz der vierten Classe an. Dasselbe legte auch Kaiser Nicolaus an, als ihn 1838 das Ordenscapitel darum ersuchte, wo er 25 Jahre in Militärdienst gestanden hatte. — Stiftung und Statuten dieses Georgenordens findet man im: Neueränderten Aufband von Weber. 2. Bd. S. 209; f. ferner: Nützliche Beiträge zu den neuen streitigen Anzeigen von 1771. St. 44. Bunte Abbildungen in v. Gelbke's großem Ordenswerke, in v. Hübners's Geschichte der Ritterorden. 2. Bd. und in H. Gottschald's Ordensalmanach auf 1818.

2) Der königlich bairische St. Georgenorden von drei Classen. In den Zeiten der Kruzüge des 12. Jahrh. soll er entstanden sein, wie bairische Schriftsteller behaupten. Sie sagen: Die Herzoge Otto III. und Othard von Baiern hätten solche abem-

4) Datt, De Pace publica. Lib. II. p. 214—222; Walzer, Reichthum unter Maximilian I. S. 336—353; Du Mont, Corps diplomatique p. 45—49.

teuerliche Jüge selbst mitgemacht, den heiligen Georg zu ihrem Schutzpatron erwählt, zur Bezeichnung ihrer Verbindung zur Befestigung des christlichen Glaubens, sowie der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria ein rothes Kreuz auf der Brust und auf dem Schilde geführt. Sie nennen dies die erste Stiftung des heiligen Georgenordens, ohne es jedoch urkundlich belegen zu können. Klarer liegt dagegen vor uns die vom Kaiser Maximilian I. aus dem österreichischen Hause (gest. 1519) gestiftete Stiftung eines Georgenordens, dessen Mitglieder Kronen auf den Schultern trugen, daher auch mit *lites coronati* hießen. Mit Gütern war sie reichlich dotirt, welche ihr aber bei den damaligen unruhigen Zeiten wieder genommen wurden, worauf sie bald erlosch und Nichts mehr davon übrig blieb als Insignien und Urkunden, welche in bairischen Archiven noch verwahrt sein sollen. Ob Max durch seine Stiftung jene frühere ordensähnliche Verbindung der Herzöge Otto und Eckard erneuern wollte, oder ob es nur Zufall war, daß er zum Schutzpatron derselben den heiligen Georg auserwählte, ist nicht bekannt. Bairische Geschichtsschreiber sagen: Dies sei die erste Erneuerung des uralten Georgenordens, die Stiftung des noch blühenden bairischen Georgenordens die zweite. Zu dieser sagte Kurfürst Max Emanuel von Bayern die erste Idee, sein Tod verhinderte aber die Ausführung. Sein Nachfolger Karl Albert, später deutscher Kaiser Karl VII., führte sie aus. Er stiftete am 24. April 1729 den Orden des heiligen Märtyrers Georg, Beschützer der unbefleckten Empfängniß der heiligen Maria, gab ihm Statuten, Priore, Commanden. Papst Benedict XIV. bestätigte ihn durch eine Bulle und verfab ihm mit den Vorzügen, Ehren, Indulgenzen und Privilegien, wie dergleichen von den Päpsten immer hohen teutschen Orden verliehen waren. Nach dem Erlöschen der bairischen Hauptlinie wurde dieser Orden vom Kurfürsten Karl Theodor 1778 als ein pfälz-bairischer Orden bestätigt und ist jetzt im Range der bairischen Orden der zweite. Der König ist Großmeister. Ihm folgen vier Großpriore, welche Prinzen aus dem königlichen Hause sein müssen, dann die Großkreuzer, Commandeure und Ritter. Die Zahl der ersten ist auf sechs, die der zweiten auf zwölf bestimmt, die der Ritter unbeschränkt. Wer außerdem des Ordens erste oder zweite Classe erhält, heißt: Ehren-Großcommandeur, Ehren-Commandeur. Auch gibt es eine geistliche ritterbürtige Classe, bestehend aus einem Bischofe, einem Propste, vier Dekanen und Kaplanen. Die Aufnahme in den Orden bedingt guten, alten, reinen Adel, der zuvor streng nachgewiesen werden muß. Der Aufgenommene muß schwören, zu den Waffsen zu greifen, wenn es der Großmeister verlangt und die oben angegebenen Zwecke des Ordens es erheischen. Drei Mal des Jahres ist Ordensfest, am Tage des heiligen Georg, den 24. April, und am Tage der Empfängniß der Maria, den 8. Dec., an welchen Tagen Aufnahme neuer Mitglieder stattfindet. Die Ritter erscheinen an diesen Tagen in altteutlicher, altburgundischer Ceremonienkleidung: in einem Streit-

kleide von Silberglacé, mit feuerfarbigem Sammet gefüttert; in solch sammetnen Brinkleibern und Degengehenke; in himmelblauem Sammetmantel, nach den Graden mit Silberfloß oder weisser Seide gefüttert, und Putz Heinrich IV. mit weissen und rothen Federn. Dabei wird das Ordenskreuz an einer goldenen Kette um den Hals getragen, die aus drei verschiedenen, immer abwechselnden Gliedern besteht. Das erste ist ein längliches Viereck, an den langen Seiten mit goldenen Flammen, an den kurzen mit rothen Fürstnhüten geziert. Auf den Vierecken stehen durch die ganze Kette vertheilt die Worte: *In fide, iustitia et fortitudine*. Das zweite Glied bilden zwei an einander stoßende blaue und weisse Kanten (verschobene Vierecke), das dritte, zwei gegen einander stehende Löwen, zwischen ihnen eine Säule dem Reichsapfel tragend. Mit der einen Kante halten sie die Säule, mit der andern ein bloßes Schwert. Die moderne Uniform der Ritter ist roth mit weissen Aufschlägen und weissen Unterleibern.

Das goldene Ordenskreuz ist achtförmig, mit Kanten in den Winkeln. Auf ihren und den Spitzen des Kreuzes sind runde Knöpfchen. In der himmelblauen Mitte steht Maria mit aufgehobenen Händen auf einer Wolke in Wolken. Ihr Haupt umgeben fünf Sterne. Unter dem Kreuze liegt eine Schlange, auf deren Kopf sie mit dem rechten Fuße tritt. Auf den vier Kanten stehen die vier Buchstaben: V. I. B. I. (*Virgini immaculatae Bavaria immaculata*, der unbefleckten Jungfrau das unbefleckte Baiern). Auf der Rückseite ist das Bild des heiligen Georg, wie er den Drachen erlegt. Hier stehen auf den vier Kanten die Buchstaben: J. U. P. F. (*Justus ut palma florebit*, der Gerechte wird gleich der Palme blühen). Ueber diesem Ordenskreuze ist ein Löwenkopf. Das Ordensband ist himmelblau, am Rande weiß und mehr einwärts dunkelblau eingefast. Kreuz und Band sind für alle Classen gleich, doch wird jenes mit jeder Classe kleiner, dieses schmaler. Der Großmeister, Großprior und die Großkreuzer tragen es von der rechten Schulter nach der linken Seite und auf der linken Brust einen himmelblauen, achtförmigen Stern mit silberner Umfassung. In der Mitte ist ein rothes Kreuz. Die Commandeure tragen es um den Hals und denselben Stern. Die Ritter ohne diesen im linken Knopfloche. Abbildungen des Ordens s. Glücke, Großes Ordenswerk, v. Viedensfeld, Geschichte der Ritterorden. 2. Bd. und Gottschald, Almanach der Ritterorden auf 1818.

3) Der königlich hanoverische Georgenorden. Diesen Haus- und Ordensorden stiftete König Ernst August von Hannover am 1. Jan. 1840 für Hannoveraner, wie für Fremde. Weder seine Statuten, noch seine Stiftungsurkunde sind in das Publicum gekommen. Nur daß er eine Classe hat, weiß man. Das Ordenskreuz — in Viedensfeld's Geschichte und Verfassung der Ritterorden. 2. Bd. 1841. Taf. 12 abgebildet — ist ein vierflügeliges, blau emailleirtes Kreuz mit kleinen goldenen Löwen in den Winkeln und von einer goldenen Krone bedeckt. Im Mittelfelde ist vorn der St. Georg zu Pferde, wie er den Drachen erlegt, hinten

der Namenszug des Stiflers. Mit einem achtspeizigen silbernen Sterne wird es auf der linken Brust getragen.

4) Der herzoglich lucas'sche Orden von St. Georg für Militairverdienst, Ordine di San Giorgio per il merito militare. Der Herzog Karl Ludwig von Bourbon, Infant von Spanien, jetzt Herzog von Parma, stiftete ihn, noch als Herzog von Lucra, am 1. Juni 1833. Er besteht aus zwei Classen und ist nur für das Militair bestimmt. Das Ordenszeichen ist ein viertheiliges Kreuz von Silber. In der Mitte ist, auf der Vorderseite, das Bild des heiligen Georg, wie er den Drachen tödtet, auf der Umseite die Namensschiffer des Stiflers. Die erste Classe trägt es auf der linken Brust an einem weißen, roth geränderten Bande, das darüber eine Schleife bildet. Die zweite Classe dasselbe Kreuz und Band, doch ohne Schleife. Abgebildet findet man es in Biedenfeld's Geschichte der Ritterorden. 2. Bd. 1841. Taf. 17, wo auch S. 259 die Statuten dieses Ordens mitgetheilt sind.

5) Der großbritannische Orden des heiligen Michael und des heiligen Georg. The most distinguished order of Saint Michael and Saint George. Durch den in Paris am 5. Nov. 1815 zwischen England, Rußland, Oesterreich und Preußen geschlossenen Vertrag wurde die frühere Republik der sieben vereinigten ionischen Inseln zu einem besondern freien Staate unter dem unmittelbaren und ausschließlichen Schutze der britischen Krone und unter dem Titel: „Vereinigter Staat der ionischen Inseln“ constituirt. Für diesen neuen Staat stiftete König Georg III. von Großbritannien am 27. April 1818 den Orden des heiligen Michael und des heiligen Georg, dessen Statuten am 12. Aug. 1818 bekannt gemacht, von Georg IV. am 5. April 1826 und von König Wilhelm IV. am 17. Oct. 1832 umgeändert wurden. Nach diesen ist der großbritannische Regent Souverain, ein Prinz von Gebirg Großmeister dieses für jeden Stand bestimmten Ordens, deren Stellen der jedesmalige britische Lord-Deputirer der Republik repräsentirt. Drei Classen hat der Orden: Großkreuze 15, Commandeure 20, Ritter 25; doch wird häufig über diese Zahlen hinausgegangen. Sie rangiren nach den gleichen Classen des großbritannischen Bathordens. Das Ordenszeichen bilden sieben silberne Strahlen, zwischen denen immer ein schmaler goldener Strahl hervorgeht und über welche das Georgenkreuz in Roth hindurchläuft. Im Mittel dieses Sterns, innerhalb eines blauen Kreises mit den Worten: auspiciis melioris aevi (Vorzeichen einer besseren Zeit), ist der Erzengel Michael, in der Rechten ein flammendes Schwert haltend, den Satan bekämpfend. Von der rechten Schulter zur linken Hüfte tragen es die Großkreuze an einem breiten Bande und auf der linken Brust einen silbernen Stern. Bürgerliche erhalten mit dem Orden den persönlichen Adel und den Titel „Sir,“ ihre Frauen den „Lady.“ Die zweite Classe trägt es auch nebst einem Bruststern am Halse, die dritte im Knopfloch. Bei Festlichkeiten trägt die erste Classe einen blauen Mantel von Atlas mit scharlachrothem seidnem

Futter; zur linken Seite darauf den gestifteten Ordensstern; dabei einen runden blauen Hut von Atlas, roth gefüttert, vorn aufgeschlagen mit darauf gesticktem Ordenskreuze und drei weißen und einer schwarzen Straußfeder. Auf der Brust hängt an einer goldenen Ordenskette das Ordenskreuz. Wer in diesen Orden aufgenommen wird, muß eidlich versprechen: Gott zu ehren, im Christlichen Glauben Standhaft zu sein, den König von Großbritannien als souverainen Protector des Staates der sieben ionischen Inseln zu lieben, dessen Rechte nach Kräften zu vertheidigen. Das Ordensfest wird jährlich am 23. April, dem Festtage des heiligen Georg, gefeiert. Das Ordensband ist drei Mal blau und zwei Mal roth gestreift. Ordensbeamte sind: ein Prälat, ein Kanzler, ein Secretair, ein Wappenstein und ein Registrator, die alle vom Könige ernannt werden und die Rechte der esquires genießen. — Colorirte Abbildungen der Ordenszeichen, des Bandes und der goldenen Ordenskette findet man in dem v. Seibels'schen großen Ordenswerke, sowie in v. Biedenfeld's Geschichte und Beschreibung aller Ritterorden. 2. Bd. Taf. 12.

6) Der sicilische und parmas'sche Constantin'sche St. Georgenorden, f. Constantinorden im 19. Bde. dieser Encyclopädie S. 133.

7) Der königlich sicilische Militairorden von St. Georg der Wiedervereinigung. Ordine militare di St. Giorgio della riunione. Diesen Georgenorden für Militairverdienst stiftete am 1. Jan. 1819 der 1825 gestorbene König Ferdinand I., welcher bis 1815, wo er das von den Franzosen inne gehabte Königreich Neapel wieder erhielt, der IV. sich nannte. Veranlassung dazu war diese Wiedervereinigung seiner beiden Königreiche Neapel und Sicilien. Er besteht aus vier Classen: Großkreuzen, Commandeuren und zwei Untergattungen, di dritto und di gracia. Als Anzeichen dazu gibt es zwei Ordensmedaillen, eine goldene und eine silberne. Der König ist Großmeister, der Kronprinz, Herzog von Calabrien, Großcomthaur. Ein aus Ordensgliedern zusammengesetztes Collegium wird zur Zeit eines Krieges gebildet, die Anträge auf den Orden zu prüfen. Das Ordenszeichen findet man abgebildet in von Seibels's großem Ordenswerke Taf. 15.

B. Untergegangene Georgenorden.

Ueber die verschiedenen Georgbündnisse, welche in der Vorzeit entstanden, von kurzer und längerer Dauer waren, herrscht noch immer Dunkel und Verwirrung. Bald werden mehre derselben für einen und denselben gehalten, bald kommt ein und derselbe unter verschiedenen Namen vor. Da die Zeit der Stiftung, der Benennung, der Ordenszeichen, der Wahlprüche und der Zwecke bei fast allen so ziemlich übereinstimmt, so hat die Kritik eine sehr schwierige Aufgabe. Es wäre der Mühe wol werth, wenigstens die ältern teuffischen Georgenorden zu untersuchen und die über sie sich vorfindenden widersprechenden Angaben in Einklang zu bringen. Es ist das eine wenig Lohn verheißende Arbeit,

der sich Niemand mit Aussicht auf Erfolg unterziehen kann, der nicht große Liebe zum Gegenstande hat und damit das Glück verbindet, eine große Bibliothek, wie die von Wien oder Göttingen, dabei benutzen zu können.

Von einigen der untergegangenen Georgenorden
mögen hier Bruchstücke folgen:

1) Der spanische Orden zu Alfama. In Spanien entstand zu Alfama im J. 1201 ein Orden von St. Georg von Alfama, welcher hundert Jahre später vom apostolischen Stuhle bestätigt ward, aber so wenig Ansehen und Gedeihen hatte, daß er 1399 von dem in Spanien anerkannten Esgapapale, Benedict XIII., aufgehoben und dem Orden von Montesa einverleibt ward, welche Maßregel von der coftiniger Kirchenerkennung bestätigt ward.

2) und 3) Zwei päpstliche Georgenorden. Papst Alexander VI. soll bei seiner Befreiung von Petri Stuhl, 1492, einen Georgenorden zur Vertheidigung der Kirche gegen ihre Feinde gestiftet haben, den Papst Paul III. mit neuen Statuten verfasste und dotirte, Gregor XIII. aber im J. 1578 aufhob. Die Decoration war eine goldene Kette, an welcher eine runde goldene Medaille hing, die auf der einen Seite den heiligen Georg als Drachentöchter, auf der andern eine Krone darstellte. Eine Abbildung der Kleidung der Ritter dieses Ordens findet sich in: J. R. Wieg, Abbildungen sämtlicher geistl. und weltl. Ritter- und Damenorden. 3. Bd. (Prog. 1821). Taf. 51. Fig. 1. — Den zweiten päpstlichen Georgenorden stiftete 1535 Papst Paul III., gab ihm als Aequivalenz ein rothes Kreuz unter einer Krone und wies den Rittersn die Stadt Ravenna zum Wohnsitz an. Diese Stadt zu vertheidigen und Seeräuber, wie Gefangen, welche die Küste des adriatischen Meeres beunruhigten, zu verfolgen, machte er ihnen zur Pflicht. Sein Nachfolger, Papst Gregor XIII., hob ihn 1578 auf, weil er seinen Pflichten nicht nachkam und ein würdigen Leben führte. Ein Abbild der Ritter findet man in: Wieg, Abbildungen geistl. und weltl. Orden. 3. Bd. 1821. Taf. 70.

Bei den spärlichen Nachrichten, welche über diese beiden päpstlichen Orden aufzufinden sind, und den sich widersprechenden Meldungen älterer Schriftsteller über beide scheint es, daß beide nur einer und derselbe gewesen sein. Auch möchte wol Papst Paul neben seinem gestifteten schwerlich einen zweiten gleiches Namens gestiftet haben, formte ihn vielleicht um und richtete ihn zweckmäßiger ein.

4) Georgenorden in Kärnten. Kaiser Friedrich III. stiftete ihn im J. 1468 und gab ihm zu seinen Subsidien das reichs-Benedictinerkloster Mühlschlatt im Salzbürgischen zum Hauptfige. Das Gelübde der Keuschheit und des Gehorsams mußten die Ritter ablegen, nicht das der Armut. Was sie aber besaßen, durften sie nicht veräußern, denn nach ihrem Tode fiel es dem Orden zu. Die Einfälle der Türken und die Kriege Kaiser Friedrich's mit König Matthias V. von Ungarn hatten das Land so verwüßt, die Georgenritter so geschwächt, daß, um ihnen wieder Conflanz zu verschaffen, ihr

Brüderkrieger, Johann Siedenhirter, eine Brüderkriegerstadt des heiligen Georg für beide Geschlechter errichtete. Die Mitglieder waren zu keiner regulären Obervogtung gezwungen, mußten aber, Brüder wie Schwestern, dem Kaiser Gehorsam und Treue schwören. Sie suchten auf eigene Hand oder im Solde des Kaisers gegen die Türken, suchten dadurch dessen und ihre Macht zu stärken. Ihre Angelegenheiten leiteten ihr Brüderkaiser und der Bischof von Ourl als päpstliche Generalsecreäre. Im Kriege hatten sie einen kaiserlichen Hauptmann als Führer. Vom Kaiser erhielten sie den Titel „größte Ritter“ und, auch für ihre Nachkommen, eine Krone in das Wappen. Durch ihre Kleidung unterschied sich die Brüderkriegerstadt von den eigentlichen Ritters. Letztere trugen einen vom Halse bis zum Knie zugewinkelten, bis auf die Spitze herabreichenden Rock mit breiter Lebkbinne. Nicht von blauer, rother oder grüner, sonst von jeder beliebigen Farbe durfte dieser sein. Ueber diesen hatten sie einen gleich langen weißen Rock mit einem rothen Kreuze auf der Brust. Erstere gingen in gewöhnlicher Tracht, hatten aber als Uebeln auf dem linken Arme ein rothes Kreuz, später aber an einer goldenen Kette um den Hals ein eirundes goldenes Schild mit dem rothen Kreuze und einer Krone darüber. Im Religionskriege nahmen ihm die Herzoge von Oesterreich und andere Fürsten ihre Güter. Im J. 1598 gab Erzbischof Ferdinand — später Kaiser Ferdinand II. — mit päpstlicher Einwilligung ihren Hauptfuss Nibbsbald den Jesuiten zur Errichtung eines Collegiums in Grätz. Da erlosch der Orden allmählig nach einer 130 Jahre langen Dauer.

5) **Teutischer Burgorden** oder die **Georgengesellschaft**. Von diesem Orden wissen wir nur, daß im Anfange des 16. Jahrh. verschiedene teutische Fürsten und Herren, von Jütich, von Anhalt, von Solern, von Bardenberg und andere Grafen und Herren eine Ritterschaft zum heiligen Georg in Teutschland stifteten. Kaiser Maximilian I. billigte ihn und stellte sich an dessen Spitze. Die Verpflichtung dieses Ordens oder dieser Gesellschaft war: gegen die Ungläubigen zu streiten und sich gegenseitig beizustehen. Seine Statuten ober: „Ordnung und Capitel der theuerlichen und löblichen St. Georgen-Gesellschaft,“ theilt Joh. Joach. Müller in seinem 1702 in Jena herausgekommenen, „Des heil. röm. Reichs teutlicher Nation Reichstags-Staat von 1500—1508.“ Cap. 15. Buch 2. S. 336 mit. Kaiser Maximilian forderte durch feierliche Mandate alle Reichskände zum Beitritte oder zur Hilfsleistung auf, suchte sein Anliegen durch Ehrenbarungen der heiligen Anna eindringlicher zu machen, und schritt in der Folgezeit diese Ritterschaft von St. Georg zur Verherrlichung seiner Römischerzählung gebrauchte zu haben. In ihrem Panier führte sie den St. Georg mit dem Einbäume. — Eine ähnliche Gesellschaft hatte sich schon früher gebildet. Frankischer Adel nämlich hatte sich schon 1375 unter des St. Georg's Sinnbild zu einer Verbrüderung und zum gegenseitigen Schutz, sowie zur Befämpfung der Ungläubigen verbündet, fast gleichzeitig schaffte sich Ritter den Bund des Löwen und beizirge den des heil.

gen Wilhelm zu ähnlichen Zwecken, und auch wol mit der Nebenabsicht zum Schutze ihrer ritterlichen Rechte gegen Kaiser, Fürsten und Städte gebildet. Diese drei Ritterbündnisse vereinigten sich 1382, mit Beibehaltung ihrer ursprünglichen Bestimmung, zu einem mächtigen Ganzen. Zehn Jahre später, 1392, errichteten 457 Grafen, Freiherren und Ritter in Schwaben einen ähnlichen Bund, den zum Georgenschild. Dieser verband sich im J. 1422 mit den drei vereinten Orden oder Gesellschaften in eine Conföderation, der auch rheinische Ritter beitraten, und nannten sich zusammen „Orden der vereinigten Georgenschilder“, oder „Vereinigung des Georgenschildes.“ Im J. 1428 traten auch die schwäbischen Reichsstädte hinzu, dadurch änderte sich die ursprüngliche Tendenz des Ordens; das eigentlich Charakteristische des Ordens verschwand aus ihm, er erhielt eine höhere politische Bedeutung und nahm den Namen des schwäbischen Bundes (s. d. Art.) an, welcher die Grundlage des ewigen Landfriedens von 1495 bildete. Er machte alle derartigen Ordensverbindungen und Verbrüderungen überflüssig und fast rechtswidrig. Dennoch riefen die Kaiser selbst, kamen sie ins Gedränge, die Georgsbrüderungen wieder ins Leben, und zwar nur zur Beförderung ihrer Macht.

6) Orden des heiligen Georg in den Niederlanden. Er ist außer Holland nur wenig bekannt; es gehörten zu ihm verschiedene Statthalter, der König Friedrich I. von Schweden, der Prinz Ludwig Ernst von Braunschweig, der Herzog von Richmond u. s. w., hatte aber auch bürgerliche Mitglieder. Es soll dieser Orden oder Confraternität, wie er auch genannt wurde, an 300 Jahre bestanden haben. Er hatte seine Häupter, Älteste und Räte. Ihr Versammlungsort war noch 1756 das Haus in Haag, die alte Dole genannt. Die Veranlassung seines Entstehens, wie sein Zweck sind unbekannt, denn seine Statuten blieben fortwährend ein Geheimniß; auch ob und was für ein altes Zeichen er trug, weiß man nicht. Es gibt ein altes Gemälde von Wilhelm I., worauf dieser Prinz den St. Georg in einem Medaillon an einem schwarzen Bande um den Hals auf der Brust trägt. Hat dieser Georgorden wirklich das oben angegebene Alter, so könnte man diese Medaille für das Ordenszeichen dieser Confraternität ansehen, da man weiß, daß Wilhelm, der von 1533 bis 1584 lebte, außer dem Orden vom goldenen Vliese keinen andern Orden besaß. Inessen gibt die Beschreibung der Leichenbegängnisse der Prinzen von Dranien hierüber keine Auskunft; denn es wird da nie erwähnt, daß die Insignien der von ihnen getragenen Orden auf den Sarg gelegt, oder diesem nachgetragen worden wären; s. *Steyffart's Staat von Holland* S. 431.

7) Orden des St. Georg in der Grafschaft Burgund, auch Orden von Rougemont genannt. Philibert von Mailand, ein Ritter, kam 1390 aus dem Morgenlande zurück und brachte Reliquien des heiligen Georg mit. Diese übergab er einer eigens dafür bei Rougemont erbauten Kapelle, zu deren Einweihung er alle Edle der Grafschaft versammelte. Diese verpflichte-

ten sich dabei, den von Mailand für diese Kapelle angeordneten gottesdienstlichen Handlungen beizuwohnen, zu welchem Zwecke sie sich zu einer Bruderschaft gestalteten und den Mailand als ihre Oberhaupt unter dem Titel eines Statuier — der Statuführende — erwählten. Nach Verlauf eines Jahrhunderts gab sie sich eine veränderte Gestalt, nach welcher der heilige Georgstag jährlich der Versammlungstag zu Rougemont sein und mit Gottesdienst gefeiert werden sollte. Der Statuführende oder Statuier mußte Wein und Brod, eine gekochte Speise, Abends etwas Obetraten mit zweierlei reinem Wein, doch ohne Ueberraus, vorlegen. Jeder mußte einen Geldbeitrag zahlen. Wer sich bei Streizigkeiten dem Urtheile der Brüder nicht fügte, wurde ausgeschlossen; so auch der, welcher zwei Jahre hinter einander beim Feste in Rougemont nicht erschien etc. Der Verband war auf gegenseitige Hüfe bei Unfällen des Lebens berechnet. Einer für Alle, Alle für Einen war sein Grundsat. Witwen eines Bruders durften auf adeliche Unterstützung zu standesmäßigem Leben rechnen. Die Anfangs festgesetzte Zahl der Brüder von 50 war schon 1504 auf 170 und darüber gestiegen, ungeachtet der Beweis von 16 reinen Ähnen zur Ausnahme unanlässig war. Auch ein Verein von Damen von Rougemont, eine ritterliche Schweferschaft mit ziemlich gleichen Satzungen, stand dieser Bruderschaft zur Seite. Sie nahm später den Titel „Ritterschaft von St. Georg“ an; Ordenszeichen war das goldene Bild des Georg zu Pferde mit dem Drachen unter sich, es wurde dasselbe an einem blauen Bande um den Hals getragen. Unter Ludwig's XIV. Regierung scheint dieser Orden noch geblüht zu haben, wurde hier sogar als Hofherrenorden vergeben, scheint aber auch zu dieser Zeit im Stillen zu lösen zu sein. *Collet. Mémoires de Bourgogne et l'état de la confrérie de St. George dite de Rougemont*. 1663. (F. Golttschalek.)

Georgenschild, s. Georgenorden B. 5.

Georgensee im Staate New-York, s. Georg.

GEORGENTHAL, 1) ein Kirchdorf oder vielmehr Marktflecken von 100 Häusern und 600 Einwohnern in einem reizenden, fast ringsum von hohen, mit Rotholz bewaldeten Bergen umschlossenen Thale der Apschitz im Herzogthume Sachsen-Georg-Beyth, mehr als 1000 Fuß über dem Meerespiegel, 1½ Stunde westlich von Dyrbus. Es gibt daselbst ein herzogliches Schloß, ein Forstamt, einen Eisenhammer und mehre Fabriken. Südöstlich hinter dem Schlosse die Ruinen eines ehemaligen Eisenhammerwerks; die Kirche (früher Schloß des Klosters?), der Kornboden, ein massives, großes Gebäude, der Herrenturm, von den dort verurtheilten Hren so benannt, östlich davon noch ein viertes Gebäude, die Burg genannt und der größte Theil der Ringmauer. Ursprünglich stand das Kloster westlich von Georgenthal auf dem erhöhten Platze, der noch jetzt das Apsichroth heißt. Begründet wurde es von Eize, Grafen von Kfernburg, vermuthlich in der ersten Hälfte des 12. Jahrh., da die Bestätigungsurkunden von Kaiser Conrad III. und dem Erzbischofe Heinrich von Mainz

im J. 1142 und 1144 ausgefertigt sind. Der erste Abt war Eberhard Graf von Altena und der Mark, ein Vetter des Gründers. Die ersten Mönche hatte Eberhard aus Morimond in Frankreich berufen. Die Grafen von Kefernburg waren bis zum Aussterben des Geschlechtes die Schirmherrscher des Klosters; dann ging die Schirmvogtei an die Landgrafen über. Der Berg, auf welchem das Kloster stand und welcher wie das Kloster selbst St. Georgenberg hieß und in Kaiser Conrad's Urkunde als *locus horrens et vastae solitudinis* bezeichnet wird, stand aus Fänge der Zeit den Mönchen nicht an. Sie bauten das Kloster in dem nahen lichten Thale auf und nannten es nun Georgenthal. Von dieser Zeit ab wurde es bald eins der reichsten Klöster Thüringens. Im Bauernkriege wurde dasselbe zerstört und die Mönche wurden vertrieben. Man brachte sie im Augustinerkloster in Gotha unter und Kurfürst Johann zog 1525 die Klöstergüter ein. Erst unter Herzog Ernst dem Frommen, der sich oft hier aufhielt, wurde Georgenthal ein bedeutender Ort.

2) Georgenthal, im seitmeriger Kreise Röhments an der Graze der Rauph, nordwärts von Haide, welches unter 52° 13' 17" d. B. und 50° 45' 37" nördl. Br. liegt. 1700 Einwohner, Baumwollweberei.

(H. K. Häusler.)

GEORGENZELL, Dörfchen im meiningischen Amte Sand, nach Kofa eingepfarrt, 116 Einwohner. Zwischen demselben und Dornsbaußen die Bälle Flattich oder Fladenheim, in welcher auf der sogenannten Haber Eder im Jahre 1080 der Kaiser Heinrich IV. die blutige Schlacht mit den Sachsen geschlagen hat. (H. E. Häusler.)
Georgier Regiment, f. Militairgrenze (österreichisch.)

GEORGE CADOUAL, gewöhnlich nur Georges ohne Zusatz seines Geschlechtsnamens benannt, einer der ausgezeichnetsten Häupter der Ghouans zur Zeit der französischen Revolution und deren gefährlichster Widersacher. Geboren zu Brech, einem Dorfe bei Auray im bretonner Gecire Morbihan, wo sein Vater Müller war, nach Einigen 1769, nach Andern um etliche Jahre später, genoss er seinen Jugendunterricht in der Schule zu Vannes und widmete sich, nach Barre, dem geistlichen Stande, wurde aber von seinen Standesgenossen gering geschätzt¹⁾. Allerdings war er ein Mann ohne Bildung und Kenntnisse, doch mit Anlagen, seinen Geist noch zu entwickeln, was er auch in der Folge bewiesen hat; er blieb indessen roh von Sitten, daß er daneben große moralische Kraft, außerordentlichen Muth bis zur tollsten Verwegenheit, einen riesenhafte Körper und eine unerklärliche Charakterkraft. Die politische Richtung, die er mit seiner ganzen Familie, Vater und jüngstem Bruder Joseph, beim Ausbruche der Revolution 1789 und

bei deren reißenden Fortschritten in Frankreich nahm und, da er denn zu einem andern Berufe greifen mußte, auch unabänderlich fest hielt, war und blieb bis an sein Ende zu Gunsten des alten und noch gänzlich gestürzten Systems, mithin für die Bourbons ebenso begeistert wie für Priesterthum und Adel. Beim Ausbruche des Aufstandes in Morbihan und in den benachbarten Landschaften zu Gunsten dieses Systems 1793 nahm Georges, wie so viele Christliche in seiner Heimath, sofort persönliche Theil an demselben, sammelte einen Haufen Landleute aus der Niederbreitagne um sich, schloß sich mit demselben bei Annäherung der vendier Armeen an dieselbe an und wurde bald darauf bei der Belagerung von Granville zum Officier ernannt. Nach den Unfällen, welche dieses Heer wiederholt erlitten hatte, ging Georges in seine Heimath (unter allen aufdringlichen Provinzen die wichtigste für diesen Krieg) zurück und verband sich hier mit einem jungen, ziemlich gebildeten und fähigen Manne aus einer Stadt in Anjou, Namens Lemercier, den er in Feugères getroffen und kennen gelernt hatte, zu neuen Rüstungen gegen die Republikaner. Beide warben müßige Matrosen und arbeitslose Landleute und stärkten damit die Insurgentenhefen des Morbihan, welche hier und in der nächsten Nachbarschaft (Chouans genannt wurden²⁾). Inmitten der Verräthelungen, welche diese stets erlitten, entzogen auch Georges und sein Freund Lemercier den Nachforschungen der republikanischen Truppen nicht, sondern wurden ertappt und in die Gefängnisse zu Vrest abgeführt. Hier fanden sie als Unglücksgefährten einen gleichgesinnten Waffengenossen in der Person eines reichen, aus der Provence stammenden Plantagebesizers aus St. Domingo, Namens d'Allegre de S. Aront. Dieser, ein Mann von Energie, Talent, Festigkeit und Erfahrung, besonders in Gefahren und Gefechten, entdeckte in ihnen glückliche Anlagen, schloß sich an sie an, theilte ihnen alle seine Kenntnisse und Erfahrungen für den damaligen Stand der Dinge mit und soßte mit ihnen auch den Entschluß, die Fesseln zu brechen und zu entspringen. Dies gelang ihnen in Matrosenkleidern nach Verlauf von einigen Monaten ihrer Haft und sie gelangten auf Schiffe, wegen glücklich nach Morbihan, wo man anfang die Insurrection unter der Leitung des Grafen Joseph von Puisaye zu organisiren. Georges griff mit seinen beiden Freunden augenblicklich wieder zu den Waffen und jeder von ihnen fand noch vor Ende des Feldzuges 1794 an

2) Das Wort Ghouan bestand in der Bretagne schon vor der Revolution und war den dortigen Schleichhändlern beigelegt worden, welche unter sich die Güte eingestrichelt hatten, um Sicherheit ihrer Personen und ihres Gewerbes des Nachts sich einander durch Nachahmung des Geschreis der Rächtrauen (sobt-huant, in verdorbener Aussprache der Bauern chouan) zu erkennen zu geben. Ihre Brüder, Namens Cottureau aus S. Duen-des-Zoils bei Laval, hatten diesen Gebrauch eingeführt, und einer von ihnen, Sohonn, wurde in der Folge aus Ghouan gefahren. Alle diese Schleichhändler wurden seit 1793 Kollisten und bestige Gegner der Republik. Sie führten den Krieg Anfangs aus Vertheidigung, bevor ihre Bewegungen organisiert wurden. Der Name Ghouan wurde von den Republikanern nach und nach auf alle Kollisten in der Bretagne, in Anjou und Maine ausgedehnt.

1) Barre schildert ihn in seinen Denkwürdigkeiten als un homme dur, intrepide, fier et capable de tout oser et de tout faire. Il dévint le héros de l'assassinat. An einer andern Stelle nennt er ihn einen hypocrite dangereux, was er offenbar nicht war, incapable d'obéissance aux lois, il ne détestait pas moins les nobles que les républicains.

der Spitze einer gewordenen Compagnie, die er nun als Cantonschef mit Majorbrange besetzte, nicht ohne Kämpfe mit Schwierigkeiten, fast immer in Verborgenheit und im Dunkel des Geheimnisses, unter falschen Namen und in Bauernkleidern, um nicht verrathen und ertappt zu werden. Ebendeshalb schliefen sie in der Regel des Nachts, wenn sie nicht auf ihren Posten standen, nicht in Häusern, sondern in Hängematten, die an entfernt stehenden Bäumen befestigt waren¹⁾. D'Allegre wurde bald Generalmajor oder Divisionschef in Norbiban, konnte aber aus Mangel an tüchtigen Officieren, an einer compacten Conföderation der Massen und an Uebereinkunft im Commando der herrschenden Verwirrung nicht abhelfen und war nebst den andern Generalen genöthigt, Eingangs 1795 einen Waffenstillstand zu schließen, womit Georges übel zufrieden war und sich laut gegen jeden Friedensversuch aussprach. Beim Wiederausbruch des Krieges im folgenden Sommer waren er, Lemerrier und Verbelet die ersten, welche den Aufruf in Norbiban erneuerten, sich dadurch ein Uebergewicht daselbst verschafften, die Bauern zu den Waffen zwangen, sich der Erstfälle bemächtigten und die Landung der Emigranten bei Duiboron erschütterten. Auch die Niederlage derselben bei genannter Stadt durch den General Hoche und andere Unfälle der Ghouans schwächten Georges' und Lemerrier's Muth nicht, sondern sie setzten in Norbiban den Widerstand unermüdet fort, organisirten den Aufruf aufs Neue und machten sich gefährlicher als die andern Hefs. Georges übernahm jetzt mit Zustimmung des Rathes von Norbiban, dessen Mitglied er wurde, die Oberleitung in der ganzen Niederbretagne mit einem Generalstabe aus adeligen und bürgerlichen Officieren, an der Spitze von etwa 2,000 bewaffneten Knechten. Seine Officiere niedern Ranges waren meistens Bauern und erlangten unter ihm ein solches Uebergewicht über die Adligen, daß der Cantonschef Quillemot einst den Grafen von Boulainvilliers, des Diebstahls und der Erpressungen wegen, vor sich fordern und, nach vorangegangener Verurtheilung, in seiner Gegenwart erschießen ließ. Ebenso war Georges selbst entschlossen, den Grafen von Poulpae, als derselbe nach seiner Rückkehr aus England mit dem Prädicate eines königlichen Generalleutnants in Norbiban erschien, verhaften und erschießen zu lassen, weil er ihm die Niederlage der Royalisten bei Duiboron und deren schlimme Folgen schuld gab. Lemerrier hatte Befehl, ihn zu verhaften, der Graf aber wußte diesen zu brechen, daß er zunächst dem Generale Georges zugeführt wurde, vor welchem er sich wegen der Unfälle, die ihm zur Last gelegt wurden, verantworten wollte. Georges, Anfangs kalt und unblicklich gegen denselben, wurde zuletzt durch dessen hinreißende und erschütternde Bredamkeit dergestalt erweicht, daß er unter Thränen an seine Brust fiel und ihm verzag, ohne doch seinen eigenen überwiegenden Einfluß in Norbiban, den er für sich behauptete,

aufzugeben und später auch nicht geschehen ließ, daß der Graf hier, wie dieser wünschte, einen andern Oberbefehlshaber einsetzte, welcher den Adel mehr begünstigte als er.

Der Feldzug des Jahres 1795 endete für Georges nicht glücklich, besonders im Angriffe auf Elvin, der ihm viel Leute kostete. Das Jahr 1796 begann ebenfalls mit Unglücksfällen. Der General Hoche trieb die Ghouans allenthalben so in die Enge, daß Georges den Abt Guillo im Namen des Rathes von Norbiban an den Grafen von Poulpae, der im Departement Isle-Vilaine besetzte und sich ihm wieder genähert hatte, mit der Nachricht schickte, daß ihm und seiner Armee kein anderes Rettungsmittel übrig bleibe, als eine verstellte Unterwerfung zu suchen. Poulpae aber darauf bedacht, mit größter Anstrengung die Kräfte des Widerstandes zu vermehren, rieth ihm, Zeit zu gewinnen und sich in seine Feste locken zu lassen, und warnte vor jedem Friedensantrage. Allerdings hielt sich Georges in Norbiban, während rings um denselben aller Widerstand unmöglich war, mit Waffen und Munition von den Engländern unterliefert, noch eine Zeit lang und nährte den hellen Aufruf gegen Hoche so heftig, daß dieser die Unterwerfung der Insurgenten durch Ueberredung zu bewirken genöthigt war. Der General Quentin wandte sich im Namen Hoche's deshalb an Georges, dieser forderte aber zunächst Waffenstillstand, und weil derselbe nicht angenommen wurde, unterwarf er sich endlich dem Schrine nach, entließ seine Banden, gab ihnen aber heimlich den Befehl, nicht alle Waffen und Munition abzuliefern, sondern einen guten Theil davon zu verhehlen, während er mit seinen vornehmsten Officieren der Bedingung auswich, sich der Aufsicht der republikanischen Behörden zu unterwerfen. Dies geschah im Juni 1796.

Im Stillen brütete Georges nun über neuen Plänen des Aufbruchs gegen die Republik, forderte dazu durch Poulpae, der in London war, von der englischen Regierung Unterstützung an Geld, wurde aber, solange diese selbst mit einer Landung der französischen Republikaner bedroht war, hilflos gelassen; erst nach verschwundener Gefahr erfolgten Geld, Waffen und Munition, doch ohne erheblichen Erfolg. Daher die meisten Hefs der Insurgenten nach England übergingen und Georges allein mit seinen Subalternen, die sich in der Oberbretagne und in der Landschaft Maine verstreut hielten, in der Heimath zurückblieb, freilich ohne Mittel, den Krieg in Massen zu beginnen. Es äußerten sich seine Feindseligkeiten nur in Repressalien gegen mancherlei Verordnungen der Republik, in Begehrerei, Raub, Verwüstung, Mord und andern Gemüththaten an den Republikanern. Wurden diese Uebelthaten auch gedämpft, so blieb die Gährung immerwährend zu verborgener Thätigkeit bereit. Endlich im Januar 1799 kündigte Georges, auf den Tod Hoche's und auf Bonaparte's Aufbruch in Aegypten rechnend, seinen in Verborgenheit lebenden Officieren den Wiederausbruch des Krieges an; allein trotz aller Anstrengungen konnte er keinen allgemeiner organisirten, mit Hefigkeit und Uebereinstimmung handelnden Aufruf zu Wege bringen. Er nahm daher

1) Selbst sehr Ket von militärischer Thätigkeit nannten die Officiere der Ghouans Arbeiten.

seine Zuflucht abermals zum englischen Cabinet und zu dem in England lebenden Grafen von Artois (nachmals König Karl X. von Frankreich), indem er von ihnen nicht nur Unterstützung, sondern auch Vollmacht zum Handeln verlangte. Dort aber, mit andern Plänen beschäftigt, wollte man ihm nicht so willig die Insurrection in die Hände geben und als er dies ersah, sandte er Lemercier mit Gegenvorschlägen nach London, die wenigstens soviel durchsetzten, daß Georges das Commando in Morbihan und in der Niederbretagne erhielt und die Insurrection in ganz Bretagne, Maine, Anjou, Poitou, Perche, Châlres und Normandie, wo sie bereits sehr um sich gegriffen hatte, in vollem Gange bleiben konnte. Nach der zu Ende des September 1799 erfolgten Landung der Abgesandten des Grafen von Artois in der Bretagne lud sie Georges zu einer allgemeinen Berathung mit den übrigen Häuptern der Chouans und den Royalisten der benachbarten Provinzen auf das Schloß Conchère ein. Hier erhielt jeder Hauptanführer seinen Wirkungskreis durch Vollmachten des königlichen Prinzen vorgezeichnet. Ertheilte Vorschriften zur Organisation und Mannszucht ordneten den Dienst und zielten auf Einheit in den Operationen der verschiedenen Chouanischen Horden. Hiermit waren zwar Alle untereinander einverstanden, aber bei der Frage über den allgemeinen Angriff waren nur Georges und Frotté (dieser als General oder Oberdivisionär der Normandie und Laproche's) die einzigen, welche als die tüchtigsten Häupter, weil zumal ihre Partei schon zu weit gegangen war, denselben mit Feuererifer das Wort redeten, jedes kleinmüthige System verwarfen und mit ihren Stimmen für den Krieg durchdrangen. Derselbe sollte am 20.—24. Oct. eröffnet werden.

So gingen sie mit der allgemeinen Beschlußnahme auseinander, den Aufstand von der Ründung der Seine bis zu den beiden Seeres allgemein zu machen, Waffen zu bilden, Magazine und Arsenale zu erobern und einen Prinzen der alten französischen Dynastie herbeizurufen. Indessen gelang es, als die Generale auf ihre Posten wieder zurückgekommen waren, nur theilweise die beschlossenen Maßregeln in ihrer Ausführung, wie z. B. in der Niederbretagne unter Georges' und in Maine unter Bourmont's Befehl und Leitung, welche allenthalben hin Schrecken und Entsetzen verbreiteten, während die plötzliche Rückkehr Bonaparte's aus Aegypten und dessen Sieg am 18. Brumaire (9. Nov.) über die Partierungen zu Paris große Entmutigung unter den Insurgenten verbreiteten und sie zu Unterhandlungen für Waffenruhe mit dem Generale Debouville geneigt machten. Nur Frotté und Georges verloren ihre Besonnenheit nicht und wagten das Aeußerste. Letzterer von Neuem aus England unterstützt und vom Grafen von Artois mit ausgedehnten Vollmachten versehen, zog sich aus seinem Lager bei Grandchamp nach Pouancé und stößte von hier aus den verzagten Chöns neuen Muth ein. Gegen 50,000 Chouans sollen auch bald wieder gerüstet dazugelangen haben, und auf diese Macht gestützt drohten die Agenten der verbannten königlichen Prinzen dem ersten

Consul zu Paris, wenn er die Bourbons, wie es in seiner Macht stünde, nicht widerherstelle, mit offener Gewalt. Allein Bonaparte antwortete mit der Absendung des Generals Brune, der mit 30,000 Mann und der Hilfe Debouville's diese Insurgenten, wenn sie seinen Aufruf zur Unterwerfung und zur Annahme der Amnestie verschmähen würden, züchtigen und vernichten sollte. Aber schon vor dessen Ankunft hatte Debouville jene Aufforderung Bonaparte's vom 28. Dec. mit Nachdruck zu benutzen gesucht und die abermals eingeschicktesten Insurgentenhäuptlinge zur Annahme des Friedens geneigt gemacht. Unter ihnen trug der Abt Bernier, vormals Pfarrer zu S. Lo, der, ohne selbst Begierde nach zu besitzen, seit Beginn der Insurrectionen den größten Einfluß auf sie ausgeübt hatte, am meisten dazu bei, daß sich Gharillon, Suzannet, Antichamp und andere Chöfs auf dem linken Ufer der Loire am 14. Jan. 1800 mit ihm dem Generale unterwarfen, während er diesem auch Hoffnung machte, die Anführer auf dem rechten Ufer dieses Stromes würden ihrem Beispiele folgen. Vier beschligten außer Georges noch Bourmont, La Prévalade und Frotté und bei der Erscheinung Brune's streckten auch Bourmont und La Prévalade sogleich die Waffen; Frotté und Georges dagegen, welche die Verbindung zwischen Brune und Paris bereits geknüpft hatten, blieben unter den Waffen. Doch wurde der Erkerer von den Seinen bald verlassen, durch Verrath gefangen und erschossen. Georges hielt sich noch allein, bis die Ueberrumpfung Brune's ihn aus seiner feinen Stellung bei Grandchamp am 23. Jan. 1800 verdrängte und den folgenden Tag ihm noch eine Schlapppe beibrachte. Jetzt mußte er, von gänzlicher Einschließung bedroht, capituliren. Er lieferte seine Kanonen und Waffen ab, entließ seine Banden und versprach, Ruhe zu halten. Hierauf reiste er mit den übrigen Generalen der Chouanerie nach Paris, um hier seine Unterwerfung, wenigstens scheinbar, zu bekräftigen. Bonaparte wollte diese fürchtbaren Häupter seiner Gegenpartei kennen lernen und auch in seine Dienste herüberziehen. Er gab ihnen Audienzen und sie versprachen dies auch, nur Georges Cadoual nicht, der sich mit ihm nicht ausöhnen wollte. Er blieb unerfütterlich und äußerte im Voraus: Keine Officiere würden mich verlassen, mich für einen Jacobiner halten, einen Andern an meinen Platz setzen, mir die Früchte meiner Anstrengungen zerbrechen und mich tödten lassen. Er hatte deshalb bei Bonaparte auch einen schlechten Empfang, als seine übrigen Befehlsgenossen, hörte nicht auf dessen persönliche, zum Theil mit Schmicheleien vermischte Auforderungen, seine Gefinnungen zum Wohle seiner Heimath zu ändern, sondern schlug die Augen vor ihm nieder, flammte einige Worte und verlangte einen Paß. Diesen erhielt er auch, obgleich einen übeln Eindruck auf Bonaparte hinterlassend, der ihn eine böse ferocce nannte, doch mit der Befehung, sofort Paris zu verlassen.

In England, wohin er eilte, fand er freilich eine bessere Aufnahme, als bei dem ersten Consul von Frankreich. Der Graf von Artois gab ihm das Ludwigskreuz

und machte ihn zum Generalleutnant seines Bruders Ludwig's XVIII. Die englische Regierung gab ihm unter großen Schwierigkeiten Unterstützung und sandte ihn unvermerkt im October desselben Jahres wieder in seinen Heimathsbezirk Norbihan zurück, wo er mit Vollmachten der königlichen Prinzen versehen, einen neuen Aufstand zu organisiren versuchte, allein die kräftigen Maßregeln des ersten Consuls vereitelten diesen Plan in so fern, als auf dem Wege der offenen Gewalt Nichts ausgerichtet, sondern nur die Keime der Empörung unterhalten werden konnten. Angesehen verunglückten durch Verrath seine Anschläge auf Belle-Isle und Breff. Unter solchen Umständen fiel auch der Verdacht leicht auf ihn, Theilnehmer und Anstifter des Complots zu sein, mittels einer Höllemaschine, deren Erfindung man auch ihm zuschrieb, den ersten Consul (am 24. Dec. 1800) in Paris aus der Welt zu schaffen⁴⁾, und man säumte nicht, dieser Beschuldigung bald eine laute Stimme zu geben, da sich jungal unter den ergriffenen und hingeworfenen Witschuldigen wenigstens ein ehemaliger Officier Georges, Saint-Rejant, befand. Er selbst widerlegte dies sogleich und nachher bei jeder Gelegenheit, die den Verdacht gegen ihn zur Sprache brachte. Wel aber bewies er in Norbihan, daß er trotz aller mißlungenen Versuche nicht gesonnen war, die Consularregierung in Ruhe zu lassen, bis er nach dem Frieden von Amiens nach England zurückging und hier Bonaparte's Gefandtschaft dadurch ärgerte, daß er sein rothes Ordensband öffentlich trug. Seine Entfernung aus England, sowie die der dort anwesenden königlich französischen Prinzen wurde von Bonaparte nicht nur gewünscht, sondern auch bei der englischen Regierung beantragt, jedoch unter leeren Versprechungen verzögert, und als 1803 der Krieg zwischen England und Frankreich wieder ausbrach, eröffneten sich für den General Georges neue umfangreiche Aussichten zur Erneuerung seiner alten Wirksamkeit in seiner Heimath, unter dem verheißenen Beistande einer weitverwurzelter Verschwörung, allein unerwartet ging er jetzt, obgleich auch das westliche Frankreich in Aufruhr gesetzt worden und der Herzog von Berry hier an die Spitze der Bewegung treten sollte, auf den Plan eines unmittelbaren Angriffes gegen die Person des ersten Consul's ein, der eben im Begriffe war, mit seiner Familie eine neue Dynastie in Frankreich zu gründen. Wog der Gedanke dazu von ihm selbst ausgegangen sein oder nicht, gewiß ist, er und der ehemalige Republikanergeneral Pichegru, welcher letzterer seit 1802 sich auch in London aufhielt, waren bei ihrem bekannten Haffe gegen den ersten Consul die tüchtigsten und schärfsten zur Ausführung der That, der letztere ging auch in Thätigkeit dabei Allen voraus und eine Menge anderer Emigranten, die namentlich um die Person des Grafen von Artois waren, waren bereit, die Hände zur Mitwirkung zu bieten. Die englische Regierung, wird behauptet, gab Geld und andere

Mittel dazu; wie weit sie sich sonst aber darauf eingelassen, liegt im Dunkel. Lord Hutchinson, der damals in der Grafschaft Kent beschäftigt und an welchen Georges mit seinem Gefolge bei seiner Ankunft zu Hastings empfohlen worden war, wollte mit ihm persönlich Nichts zu thun haben und erklärte seinem Ministerium, daß das Unternehmen dieser Leute einen Zweck habe, welchen weder das Kriegs- noch das Völkerecht billigen könne. Indessen sorgte er wenigstens für ihre Ueberführung nach Frankreich. Georges landete mit seinem Gefolge, darunter sein Adjutant Loyaute, schon am 21. Aug. 1803 bei Bécule zwischen Dicppe und Tréport in der Normandie und schlich sich auf verborgenen Pfaden nach Paris, wo er, trotz der neuen verschärften Polizeigesetze, fast ein halbes Jahr unvermerkt verweilt blieb. Unter dessen folgten ihm im December elf andere Verschwörer, darunter Armand Polignac, dahin nach und am 16. Jan. 1804 kamen noch Pichegru, Rapiolais, Julius Polignac, Rivière und Andere dazu, so daß an 40—47 Conspiranten dort beisammen waren.

Georges hatte unterdessen durch einen Agenten mit den Chouans in seiner Heimath unterhandeln lassen, dort aber weder Eifer noch Vertrauen für seinen Plan gefunden, dagegen in Paris, wie andere Nachrichten versichern, ein Paar hundert abenteuerliche Leute mit sich vereinigt, ihnen Waffen, Schießbedarf und Uniformen (der Jagdgarde des ersten Consul's) verschafft und ohne Aufsehen zu erregen, Alles zur Ausführung eines offenen Angriffes gerüthet. Pichegru billigte jedoch bei seiner Ankunft diese Anstalten durchaus nicht, weil sie ihm zu tollkühn und zu rasch erschienen; vielmehr glaubte er den anwesenden General Moreau, der aber nachmals ihre Gesinnungen nicht theilte, und einen Theil der republikanischen Armee, die er 1794—1795 mit Glück commandirt hatte, gewinnen zu müssen. Dieser Umstand brachte eine schädliche Verzögerung in die Ausführung des Planes. Mit Moreau war bis dahin noch Nichts verhandelt worden, außer daß dessen Secretair Frednieres, ein Landsmann Georges', mit diesem gesprochen, ohne doch jenem die Anzeige zu machen, daß Pichegru in Paris anwesend sei. Später erst gelang es diesem, mit Moreau zu reden, ohne ihn gewinnen zu können. Von Georges scheint er ohnehin Nichts haben wissen zu wollen, wenigstens leugnete er nachmals jegliche persönliche Verührung mit ihm. Mittlerweile war Pichegru's Vertrauter, Duverrie, der mit Georges zugleich nach Paris gekommen war, von der Polizei verhaftet und, um sein Leben zu retten, zu dem Gekändnisse der Verschwörung und ihrer Witschuldigen, außer Pichegru, gebracht worden. Hierauf wurden (noch vor Ende Januar) Sal de Grisselles, Georges' Bedienter Pivet und mehrere andere Verschwörer durch Verrath eingezogen. Pivet gestand, daß Georges und Pichegru in Paris wären und gab die erste genaue Auskunft von der Landung der Verschwörer. Seine Aussagen beschäftigten alsbald die Gekändnisse eines andern Verhafteten, Bouvier, der auch von einer Zusammenkunft Moreau's mit Georges und Pichegru wissen wollte, woraus Murat, der damals Commandant von Paris

4) So schrieb der *Moniteur* am 8. Aug. 1802 in gereizter Stimmung: „Georges porte ouvertement à Londres son cocon rouge, en récompense de la machine infernale.“

war, schloß, daß dieser die beiden Häupter der Verschwörung herbeigerufen habe. Der Großfürst Regnier, unter dessen Leitung die Polizei stand, berichtete umständlicher über den Erfolg seiner Nachforschungen und so wurden Moreau, gleichzeitig auch der General Lajolais, in Haft genommen. Weit wichtiger war jedoch die Verhaftung Pichgru's am 28. Febr., die durch Bestechung und Verrat bewirkt wurde, ungeachtet er in seinen Verhören alle Bekanntschaft mit Georges ableugnete, auch von dessen Anwesenheit in Paris Nichts wissen wollte und dadurch seine Verwunderung ausdrückte, wie man seinen Namen mit dem dieses Menschen in Verbindung bringen könne.

Ungeachtet seines massenhaften Körpers, der ihn leicht verrathen konnte, war Georges immer noch im Verborgenen geblieben und um seiner habhaft zu werden, wurde endlich mittels Verordnung am 29. Febr. öffentlich gebot, daß Alle, die ihn und seine Mitschuldigen versteckt hielten, dieselbe Strafe, wie diese selbst, zu erwarten hätten. Gleichzeitig wurde Paris mit Militärs umringt, der Verkehr nach Außen gehemmt und so die ganze Stadt in Belagerungsstand versetzt. Auch wurde an allen Straßenecken Georges' Signalement angeschlagen, damit, sobald er sich blicken ließe, seine Person nicht verkannt werden könne⁵⁾. Zunächst brachten jedoch diese Maßregeln nur die beiden Polignac, Rivière und noch etliche andere Mitschuldige zur Haft, vor dem 9. März aber kam man Georges nicht auf die Spur. Dieser wußte sich leicht verrathen und verkaufte, und glaubte daher ein anderes Quartier, das er bei dem Parfumeur Caron für 8000 Franken gemiethet hatte, beziehen zu müssen. Als er nun am 9. März Abends 7 Uhr in einem Cabriolet von der Straße C. Genévieve aus seinem Versteck in größter Hast dorthin fahren wollte, wurde er in der Nähe des Dboons erkannt und ihm nachgezielt. Sofort streckte der Polizeibeamte, der ihn im Wagen packen wollte, mit einem Pistolenkugelschuß zu Boden und verwundete einen zweiten tödtlich, der seinem Versteck in die Fügel gefallen war, sprang dann aus dem Wagen, konnte aber nur einige Schritte weiter vordringen, weil die herbeigeeilte Menschenmenge ihn umringte und überwältigte. Er wurde ins Gefängniß gebracht, wo nun mehr denn 40 seiner Mitschuldigen schmachteten. Am 19. März erklärte er, des Todes ohnehin gewiß, weil er einen Polizeibeamten erschossen habe, im Verhöre ohne Zehl, er sei nach Paris gekommen, um einen offenen Angriff mit dem Säbel in der Faust auf Bonaparte und seinen Anhang zu wagen. Dieser Angriff sollte, nach der Aussage anderer Gefangenen, in Gemeinschaft mit andern Verschworenen in Gardejägaruniformen auf Bonaparte und

dessen Gefolge auf dem Wege nach Boulogne oder bei Ueberreichung einer Bittschrift am Schauspielhaus geschehen. Gleichwohl verrieth er keinen Mitschuldigen und antwortete auf desfallsige Fragen: d'ailleurs vous me tenez; il y en a déjà assez de victimes, et jo ne veux point être cause, qu'il y en ait davantage. Gemeinschaft mit Moreau und Pichgru leugnete er gehabt zu haben. So blieb er sich auch gleich im Trost und in Zurechtweisung, sowie in Offenherzigkeit zu eigener Anklage, als, nachdem inzwischen das Kaiserthum war errichtet worden, der Proceß an das Criminaltribunal der Seine gekommen war. Hier protestirte er bloß gegen die Beschuldigung der Theilnahme am Complotte der Höllenmaschine (1800) sehr eifrig und äußerte eines Tages beim Herausgehen aus dem Verhöre gegen Moreau, dessen Gesinnungen er wohl kannte: Wäre ich an eurer Stelle, so würde ich diesen Abend in den Tuileries schlafen. Standhaft harte er, als des Mordanschlags auf das Leben des ersten Consul überwiesen, am 10. Juni 1804 sein Todesurtheil an, verschmähte den ihm ertheilten Rath, Gnade zu suchen, und erlitt mit elf andern Mitschuldigen am 25. Juni den Tod auf dem Grèveplage durch öffentliche Hingrichtung in der ruhigen Stimmung. Pichgru war schon am 6. April im Gefängnisse gestorben, Moreau wurde nach Amerika verbannt und die Andern, welche in den Verhören meistens schwachköpfig gewesen waren und um Gnade nachgesucht hatten, zur Gefängnißstrafe verdammt.

Das Andenken an Georges Cadoual und dessen standhafte Aufopferung für die Sache der Bourbonen in einer Reihe von zehn Jahren erlosch in dieser Familie so wenig, als in seinen ihn überlebenden Gesinnungsgenossen des westlichen Frankreichs. Letztere, so 600 Vendeür, veranstalteten nach der Restauration zu seinem Andenken eine feierliche Messe, und Ludwig XVIII. ehrte dasselbe dadurch, daß er Georges' Vater und dessen Nachkommen am 12. Oct. 1814 in den Adelsstand erhob. „En revanche voulant“, heißt es in der deshalb crassenen königlichen Ordonnanz, „récompenser la fidélité et le dévouement à notre personne du feu Georges Cadoual, et donner à sa famille un témoignage durable de nos sentiments, nous avons anobli et décoré Joseph Cadoual son père des titres et qualité de noble pour jouir à perpétuité par lui et ses descendants en ligne directe des droits, honneurs et prérogatives attachés à ces titres.“ Georges' Bildniß wurde im Marischallsaale der Tuileries an dem Plaque, wo Brune's Bild gehangen hatte, aufgestellt. Sein jüngerer Bruder Joseph, der in seiner früheren Jugend nebst dem Vater an den Kämpfen der Ghovan's Theil genommen hatte, organisirte während der hundert Tage 1815 in der Gegend von Vannes einen Aufstand gegen den zurückgekehrten Kaiser und wurde nach der zweiten Rückkehr des Königs aus Dankbarkeit von diesem Monarchen am 30. Oct. 1815 zum Obersten der Legion in Morbihan ernannt⁶⁾. (B. Röse.)

5) Der Monitor von 1804 liefert S. 698 dieses polizeiliche Attestat, worin Georges' fast monströse Gestalt so beschrieben ist: „Cinq pieds quatre pouces, extrêmement puissant et ventru, épaules larges, d'une corpulence énorme, tête remarquable par sa prodigieuse grosseur. Coa très court, poignet fort, doigts courts et gros, jambes et cuisses peu longues. Le nez déformé et comme coupé dans le haut, large du bas; yeux gris dont un sensiblement plus petit, que l'autre“ u. s. w.

6) Benutzt wurden Biographie nouvelle des Contemporains

GEORGET (Etienne Jean), ein Bauerssohn aus Vernon in der Nähe von Tours, wurde am 9. April 1795 geboren. Ohne sonderliche Vorbildung kam er 1812 zum Studium der Medicin nach Paris; aber schon im folgenden Jahre wurde er genöthigt, nach Hause zurückzukehren, und im J. 1814 verstarb er im Hospitale von Tours die Stelle eines Eleven. Nach Paris zurückkehrend, wurde er unter die Internes aufgenommen, zuerst im Hospital Saint-Louis, im J. 1816 aber in der Salpêtrière in der Abtheilung der Geisteskranken. Diese letztere Stelle entschied über seine ganze wissenschaftliche Stellung in der Medicin; denn seine ganze schriftstellerische Thätigkeit drehte sich weiterhin um die Geisteskrankheiten und verwandte Gegenstände. Noch als Interner gewann er die von Esquirol aufgestellte Preisfrage über die pathologischen Befunde bei den Sectionen Geisteskranker. In seiner 1819 erschienenen Dissertation handelte er über die Ursachen der Geisteskrankheit, und in den zwei nächsten Jahren erschienen seine Schriften über den Wahnsinn und über die Physiologie des Nervensystems. Für das Dictionnaire de Médecine bearbeitete er viele Artikel aus dem Gebiete der Geistes- und Nervenkrankeheiten. Er war ferner an der Gründung und Redaction der Archives générales de Médecine betheiligt. Seine letzten Arbeiten hatten Criminalfälle zum Gegenstande, bei denen es fraglich war, ob die Angeklagten Verbrechen oder Geistesranke waren. Georget hatte schon seit 1824 an Blausippen gelitten, und im Mai 1828 erlag er der Lungen- und Hirnschwindsucht. Seine Schriften sind: Des causes de la folie. Thèse. (Paris 1819.) De la folie. Considérations sur cette maladie, son siège et ses symptômes, la nature et le mode d'action de ses causes, sa marche et ses terminaisons; les differences qui la distinguent du délire aigu, les moyens de traitement qui lui conviennent, suivies de recherches cadavériques. (Paris 1820.) Ueber die Verrücktheit u. s. w., übers. von Hinroth. [Leipzig 1821.] De la physiologie du système nerveux et spécialement du cerveau; recherches sur les maladies nerveuses en général et en particulier sur le siège, la nature et le traitement de l'hystérie, de l'hypochondrie, de l'épilepsie et de l'asthme convulsif. 2 Voll. (Paris 1821.) Ueber die Physiologie des Nervensystems und insbesondere des Gehirns u. s. w., übers. von G. Kummer. [Leipzig 1823.] Examen médical des procès criminels des nommés Leger, Feldtmann, Lecouffe, Jean-Pierre et Papavoine, suivi de quelques considérations médico-légales sur la liberté morale. (Paris 1825.) (Vergleiche Untersuchung der Criminalproceßes von Leger u. s. w., übers. von F. Amelung. [Darmstadt 1827.]) Discussion médico-légale sur

la folie ou aliénation mentale, suivie de l'examen du procès d'Henriette Cornier et de plusieurs autres procès dans lesquels cette maladie a été alléguée comme moyen de défense. (Paris 1826.) Nouvelle discussion médico-légale sur la folie, suivie de l'examen de plusieurs procès criminels. (Paris 1827.) (Neue gerichtsarztliche Untersuchungen über den Wahnsinn, übersetzt von J. A. Wagner. [Büdingen 1830.]) (Fr. Wäh. Theile.)

GEORGETOWN, 1) eine gut gebaute Stadt auf der zu der hinterpinnigen Kette der Merquinseln gehörenden Insel Pulo Pinang (Pring-Waleinsinsel) mit 20,000 Einwohnern, unter denen viele Chinesen. Sie ist befestigt, hat eine Citadelle, einen Hafen, ein Arsenal, bedeutenden Handel und ist der Sitz eines Obergerichts und eines Bischofs der anglikanischen Kirche. Von ihr ist auch die kleine Provinz Wellesley auf dem gegenüberliegenden Festlande abhängig.

2) Stadt auf der Insel Randimentland, am Lamarin, im J. 1847 gegründet, ist so schnell emporgeblüht, daß sie 1835 bereits über 3000 Einwohner zählte, auch eine Zeitung herausgab. Eine gute, 25 Meilen lange Straße führt nach der Hauptstadt Hobart-town. Der Lamarin bildet hier den trefflichen Hafen Dalrymple.

3) Stadt auf der Küste Sabon in Nigritien, mit dem einheimischen Namen Noanga, im Staate Empunga, am Sabon, zur Zeit, als Borchg. sie besuchte, der größte Stadenmarkt.

4) Stadt im Districte Columbia in den vereinigten Staaten Nordamerica's, nahe bei der Bundesstadt Washington und durch den Recby-Creek von ihr getrennt, am Flusse Potomac, mit 8000 Einwohnern. Bemerkenswerth sind die Kirche der Episkopalen, das katholische Collegium, eine schöne steinerne Brücke über den Potomac. Der Hafen (die Rhode) trägt Schiffe von 3—400 Tonnen. Bedeutender Küstenhandel, Landhandel und überseeischer Handel. Hier beginnt der Chesapeake-Ohioanal.

5) Stadt in dem nordamerikanischen Staate Südcarolina am großen Fieder, mit 2500 Einwohnern.

6) Stadt im Staate Kentucky mit 1400 (?) Einwohnern.

7) Die wichtigste Handelsstadt im britischen Surinam, mit einem wichtigen Hafen und 10,000 Einwohnern, in dem Gouvernement Essequibo und Demerara, am Flusse Demerara. Sitz des Gouverneurs. Ihr früherer Name ist Stabroek.

8) Stadt auf der Ostküste der Pring Edwardsinsel (ehemals St. John genannt) im St. Lorenzbusen; Hafen, thätige Werften.

9) Hauptstadt der zu den kleinen Antillen gehörenden westindischen Insel Grenada, an der Westküste auf sehr unebenem Boden, mit 10,000 Einwohnern, einem sehr guten Hafen, bedeutendem Handel. Früher hieß sie Fort royal.

10) Ein großer, weitläufiger Ort der Congregationalisten-Gemeinde und zugleich die älteste Ortschaft der Grafschaft Lincoln, im nordamerikanischen Freistaate Maine auf

IV, 13 seq.; Die Ghouans, Schilderung ihrer Kriege und vorzüglichsten Tugenden (Leipzig 1807.); Mémoires de B. Barère, publiés par Corneille et Baud. 4. Bd.; G. Lefebvre's Geschichte des 18. Jahrh. II. B. Bd.; Geschichte von Frankreich im Revolutionszeitalter von W. Bachsmuth 3—4. Bd. und Thibaudens, Le Consulat et l'Empire Tom. I. II. u. X.

beiden Seiten der Mündung des Kenebetsflusses, zwischen der Rem-Weadow- und der Serembquambai, gleichsam eine Gruppe kleiner, bewohnter Inseln; Gerfembau, Weibeland, gute Häfen etc.

11) Hauptstadt des Districts George im Capland in Afrika. Sie ist eine freundliche, erst im J. 1811 zwei Meilen von der Küste am schwarzen Flusse angelegte Stadt, deren mit Bäumen besetzte Straßen 200 Fuß breit sind; 700 Einwohner. (H. E. Häuler.)

GEORGI (Georgi Scythae, Γεωργί Σκυθας, Arctores), Name einer Abtheilung der alten Scythen, welche sich mit Ackerbau beschäftigte (γεωργία), im Gegensatz zu den nomadischen und übrigen scythischen Stämmen. Pomponius Mela II, 1, 100: „Colunt Georgi exercitumque agros;“ und II, 2, 47: „Panticapaeus Nomadas Georgosque determinans.“ Ebenso Plinius, H. N. IV, 26: „ultra Panticapae annis, qui Nomadas et Georgos determinat.“ Von den am Hypanis wohnenden Griechen wurden dieselben Persischenen, von sich selber Ethiopeiten genannt. Ihr Gebiet erstreckte sich von Hylas ab gegen Osten bis zum Flusse Panticapae, eine Strecke von drei Tagereisen, oder zu Wasser auf dem Persischen eifz Tage Fahrt gegen Norden, nach Herodot. IV, 18. Vergl. Cellarius I, 501. 504. Mannert IV. S. 123. 2. Ausg. — In ähnlicher Weise bezeichnet Diodores (III, 49) auch einen Theil der Küster als γεωργοί, obwohl dies hier nicht wie bei den Scythen zu einem Stammnamen geworden ist. (Krause.)

GEORGI, 1) Christian Andreas, königlich sächsischer Regimentschirurgus, geb. am 16. Nov. 1708 zu Gelsdorf in Thüringen, starb am 27. Nov. 1834 in Dresden. Er bildete sich in Jena und an der militairärztlichen Akademie in Dresden aus, wurde 1787 Compagniechirurgus und machte sich in Naumburg um die Verbreitung der Vaccination verdient. Im J. 1804 kam er nach Dresden und als Stabschirurgus wohnte er der Schlacht bei Jena bei. In der Schlacht von Wagram nahm er auf dem Schlachtfelde über 100 Amputationen vor. Im russischen Feldzuge wurde er gefangen genommen und nach Kiew gebracht, wo er sich als Arzt und Wundarzt auszeichnete; daher wurde er bei seiner Rückkehr nach Sachsen vom russischen Gouvernement sogleich am Feldhospitale zu Hubertsburg angestellt. Nach Beendigung des Krieges lebte er dann in Dresden. Er schrieb: Ueber weit um sich greifende und tief eindringende Verbrennungen. (Dresd. u. Leipz. 1828.) (Fr. Wilh. Theile.)

2) Christian Siegmund Georgi, geb. 1702 zu Luckau in der Mark, studirte Theologie zu Wittenberg. Im J. 1723 ward er dort Magister der Philosophie und bekehrte sich bald nachher zum Privatdozenten durch seine unter Kirchmeyers Vorsth. vertheilte Dissertation: De Chaldaeo-syrisms, Rabbini-smis et Persinis, dictioni Novi Foederis immerito affictis. (Viteb. 1726. 4.) Er ergänzte dies Thema noch durch vier Abhandlungen, die er unter dem Titel: De Ebraisms, dictioni N. T. immerito affictis, zu Wittenberg in den Jahren 1726—1727 drucken ließ.

H. Geyser. I. W. u. R. Geig. Eccles. LX.

Um diese Zeit (1727) ward er Adjunct der philosophischen Facultät und 1736 ordentlicher Professor der Philosophie, wie auch später (1743) der Theologie. Im J. 1748 erhielt er die theologische Doctorwürde. Er starb zu Wittenberg den 6. Sept. 1771. In seinen Schriften beschäfligte sich Georgi fast ausschließlich mit der Exegese und Kritik der heiligen Schrift, und namentlich des neuen Testaments, so unter andern in der Abhandlung: De puritate Graecorum Novi Testamenti fontium Attica, a Dorismis, Boeotismis atque Poëtismis aliena (Viteb. 1731. 4.), in der Apologia Dissertationis de Latinitate Graecae Novi Foederis dictioni immerito affixis etc. (Viteb. 1732. 4.), in den Vindiciis Novi Testamenti ab Ebraisms etc. (Francof. 1732. 4.) Am ausführlichsten behandelte diesen Gegenstand das in zwei Quartbänden zu Wittenberg 1733 von ihm herausgegebene Werk: Hiero criticus Novi Testamenti, sive de stylo Novi Testamenti Libri tres. Aufser einer mit Berichtigung des griechischen Textes von ihm besorgten Ausgabe des neuen Testaments (Wittenberg 1736.), außer der neuteamentlichen Exegese und Kritik boten ihm auch Gegenstände der Dogmatik den Stoff zu zahlreichen Dissertationen und Programmen: De corruptione Canonis sacri impossibili. (Viteb. 1742. 4.) De praeparatione Christi ad ingressum Hierosolymitanum, ad locum Matthaei 21, 1—9. (Ibid. 1742. 4.) De duplici adventu visibili ad Luc. 21, 26—36. (Ibid. 1742. 4.) De testimonio Joannis Baptistae, Jesum esse Christum, publico. (Ibid. 1742. 4.) De Christo *παρρησια*, ad locos Luc. 2, 1—20. Matth. 21, 34—36 et Joh. 1—11. (Ibid. 1743. 4.) De fuga, reditu et baptismo Christi, ad Matth. 2, 13—23 et 3, 13—17. (Ibid. 1743. 4.) De Magis ad Jesum ejusdem stella deductis. (Ibid. 1744. 4.) De divinitate Christi, omnipotentiae et omniscientiae attributis probata, ad Matth. 8, 1—13. 23—27; 13, 24—30. (Ibid. 1745. 4.) u. a. m. Mehrere Disputationen über die sonntäglichen Evangelien sammelte Georgi unter dem Titel: Apparatus philologico-theologicus ad Evangelia, domini festaque diebus dedicata. (Lips. 1745—1757. 4.) 4 Voll.) Durch die aus seinem Nachlasse erschienenen Annales Academiæ Vitebergensis *) machte sich Georgi um die Literaturgeschichte verdient *).

1) Der vollständige Titel dieses Werkes lautet: Annales Academiæ Vitebergensis, in quibus nomina Rectorum, inscriptionum numerus, dissertationes inaugurales, promotiones academicae, Professorum receptiones atque obitus, solennitates publicae, inscriptiones, aliaque notata digna, quae ab anno MDCCCLV usque ad annum MDCCCLV in hac alma munitura sede per singula acciderunt aemestratim, breviter enarrantur, post placidum b. auctoris discessum, usque ad annum MDCCCLXXXII continuati ab E. G. Chr. Schroeder Philos. Prof. publ. etc. Cum XI figuris aeneis. (Viteb. 1775. 4.) 2) Hgl. Meier's Beitrag zu einem Lexico der jetzt lebenden Theologen S. 221 fg. Rathlef's Geschichte der jetztlebenden Gelehrten. 5. Th. S. 64 fg. (Strodtmann's) Beiträge zur Historie der Gelehrtheit. 4. Th. S. 265 fg. Dessen Neue gelehrte Europa. I. Th. S. 273 fg. Saxii Onomast. P. VI. p. 483 seq.

3) Friedrich Traugott Georgi, geb. am 13. Juli 1780 zu Plauen im Voigtlande, wurde von seinem Vater, einem Jüngerer, zu demselben Gewerbe bestimmt; doch ertheilte derselbe, da er im Zeichnen gewandt war, seinem Sohne ebenfalls darin Unterricht. Georgi machte rasche Fortschritte und setzte diese Übung, in sofern es Zeit und Umstände erlaubten, in Schwarzenberg fleißig fort, wohin sein Vater aus Plauen sich begeben hatte. In seinem zwölften Jahre verfertigte Georgi ein sprechend ähnliches Delgemälde des Pastors in Schwarzenberg, das in der dortigen Kirche einen Platz erhielt und bei dem nachherigen Brande der Stadt glücklicherweise von den Flammen unberührt blieb. Dem Streben Georgi's nach künstlerischer Ausbildung stellte die Armuth seines Vaters unüberwindliche Hindernisse entgegen. Georgi war genöthigt in seines Vaters Werkstatt zu arbeiten. Sein Talent ließ sich jedoch dadurch nicht unterdrücken. Jede Muschelunde benutzte er zum Zeichnen und Malen. Seine Bilder erregten die Aufmerksamkeit des Publicums. Eine günstige Wendung schien sein Schicksal nehmen zu wollen, als sich seinem Vater eine Gelegenheit darbot, ihn dem Professor Vogel in Wildeckens vorzustellen, der das Talent des jungen Mannes erkannte und ihn bei sich erhielt. Das väterliche Gewerbe gänzlich aufgebend, machte Georgi rasche Fortschritte auf der Künstlerlaufbahn, die er sich vorgezeichnet hatte. Fleißig malte er unter Vogel's Leitung. Ausgezeichnet waren besonders seine Kinderköpfe. Mit Empfehlungen seines Lehrers versehen, begab er sich nach Dresden zu dem Professor Schönew, der ihn freundlich bei sich aufnahm und ihm später bei sich eine Wohnung gab. Diesem Meister verdankte Georgi seine weitere künstlerische Ausbildung und besonders das schöne Colorit seiner Bilder.

Den fast ungetheilten Beifall der Kenner erwarb sich auf der dreidernen Kunstausstellung eins seiner Delgemälde. Es war sein eigenes Portrait. Dadurch lenkte er die Aufmerksamkeit des damaligen Kurfürsten, nachherigen Königs Friedrich August, entschieden auf sich. Der Monarch ließ ihn zu sich kommen und belohnte ihn durch eine namhafte Gratification. Das Glück begünstigte jetzt den Künstler in vielfacher Weise. Er sah sein Talent immer mehr anerkannt und belohnt. Von Dresden begab sich Georgi in seine Vaterstadt Plauen, wo er fleißig malte. Ein süßes Gefühl war es für ihn, seine Aelteren unterthun zu können. Er blieb indessen nicht lange in seiner Heimath. Auf seinen Wanderungen durch Sachsen beschäftigte er sich vorzüglich mit dem Portraitmalen. In Annaberg verheiratete er sich mit einem Mädchen, das selbst einen regen Sinn für die Kunst zeigte und Unterricht im Zeichnen gab. Georgi stand damals im 28. Jahre. Mit seiner jungen Frau begab er sich nach Leipzig, wo er eine Reihe von Jahren, rastlos thätig, in einer sehr glücklichen Ehe lebte. Nach siebenwöchentlichem Krankenlager starb er

zu Leipzig am 3. März 1838 im 58. Jahre. Seine Gattin und ein Kind waren ihm schon vorangegangen.

Georgi war ein Mann von mittlerer Größe. Sein in sich gefehrtes, verschlossenes Wesen, das schon sein Bild verrieth, machte ihn nicht sehr zugänglich. Dieser Anflug von Melancholie hatte sich seiner jedoch erst nach dem Tode seiner Gattin bemächtigt. Er war eigentlich völlig das Gegentheil von dem, was er zu sein schien. Eine heitere, halb satyrische Laune war ihm eigen. Ueber seinen Künstlerwerth war nach seinem Tode nur Eine Stimme. Seine Zeitgenossen selbst machten ihm denselben nicht streitig. Allgemein gerühmt war besonders sein Colorit, das mitunter an das Zauberkhafte grenzte. Vortrefflich und ausgezeichnet in seiner Art war Alles, was er geliefert. Kenner rühmten Wahrheit und Leben an seinen Portraits, an seinen Gemälden, an seinen und Laune. Voll Anmuth und Wahrheit waren auch besonders seine Winterlandschaften. Ohne eigentlich Perspective studirt zu haben, malte Georgi 1824, ohne Anderer Beihilfe, ein großes Panorama von Leipzig, das sich den fast ungetheilten Beifall von Sachverständigen erwarb. Die Kirche von Nachern bewahrt von ihm ein Altarbild und das leipziger Stadttheater einige schöne Decorationen. Er arbeitete übrigens sehr schnell und, wie man erzählt, fast Alles mit der linken Hand.³⁾

4) Jacob Friedrich Georgi, geb. am 4. Jan. 1697 zu Sommerheim im Ansbachischen, studirte zu Altdorf und Jena. Im J. 1720 ward er Feldprediger bei dem Leibbataillon des Markgrafen Wilhelm Friedrich von Brandenburg-Ansbach. Drei Jahre nachher (1723) erhielt er eine Pfarrstelle zu Schallhausen bei Ansbach. Als Feldprediger und Informator des ansbachischen Erbprinzen Wilhelm ging er 1727 nach Frankreich. Nach seiner Heimkehr ward er 1729 Stadtpfarrer und Dechant zu Uffenheim im Fürstenthume Ansbach. Er starb den 3. Oct. 1762, seiner theologischen Kenntnisse und seines redlichen Charakters wegen allgemein geschätzt. In Muschelstunden beschäftigte er sich viel mit historischen Forschungen. Er trat auch als Schriftsteller auf. Sein Hauptwerk, zu Jena 1719 in Quart gedruckt, erschien unter dem Titel: *Imperatorum Imperique principum ac procerum gravamina adversus sedem Romanam ac totum ecclesiasticum ordinem*. Zu Ulm gedruckt und zu Augsburg verlegt erschien 1725 gleichfalls in Quart eine zweite vermehrte Ausgabe dieses Werkes, auf dessen Titel Frankfurt und Leipzig als Drucker genannt worden war. Ein Buchhändler brachte mehr Exemplare an sich und ließ denselben den veränderten Titel vordrucken: *Bellum sacerdotii Romani et Imperii Germanici perpetuum, multa per Saecula gestum nondumque debellatum, ex ipsis imperii actis Conciliisque, ut et optima notae scriptis et documentis tam publicis quam privatis recensitum, observationibus identidem multis necessariis utilissimisque illustratum a J. F. G. (Francof. et Lips.*

³⁾ Uebung's Nachträge und Ergänzungen zu Zöcher's Gelehrtenlexikon. Meusel's Lexikon der vom Jahr 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 94 fg.

³⁾ Ueigl. Nagler's Künstlerlexikon und den neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrg. XVI. 1. Th. S. 281 fg.

1733.) Ein Jahr zuvor veröffentlichte Georgi eine Nachricht von der Stadt und dem Markgrathume Ansbach, nebst einigen dazu gehörigen Urkunden. (Erfurt und Leipzig 1732. 4.) Manche historische Forschungen legte Georgi in seinen „*Uffenheimischen Nebenstunden*“ nieder. Von dieser Zeitschrift erschienen zu Schwabach in den Jahren 1740—1754 13 Stücke oder zwei Bände. Aus der burggräflich-nürnbergischen und brandenburgischen Geschichte lieferte Georgi einen kurzen, für den Schulunterricht berechneten Auszug. (Uffenheim 1749. 4.) Er lieferte außerdem einzelne Beiträge zu Zeitschriften, unter andern eine „Nachricht von verschiedenen wichtigen Veränderungen, so auf ausdrücklichen Befehl des französischen Ministers in des *Hrn. Frau du Tremblay* Critique de l'histoire du Concile de Trente bei deren Abdruck müssen geschehen, und als Zeugnisse der Wahrheit können angesehen werden“ in Colletti Nützlichen Anmerkungen. 1. St. S. 1 sq.).

5) Johann Gottlieb Georgi, geb. 1738 zu Colberg in Pommern, beschäftigte sich mit Chemie und Pharmacie und erlernte die Apothekerkunst. Der hanz. fremde Länder zu sehen, bewog ihn, eine zu Etenbal eingerichtete Apotheke, die ihm einen reichlichen Erwerb sicherte, wieder zu verlassen. Er durchreiste Rußland nach allen Richtungen zu verschiedenen Zeiten. Seine mannichfachen Kenntnisse empfahlen ihn überall, besonders aber in Petersburg, wo er sich längere Zeit aufhielt. Im J. 1775 ward er Adjunkt der dortigen kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, 1783 erhielt er eine ordentliche Professur der Chemie und 1799 den Charakter eines Collegienraths, bald nachher auch das Ritterkreuz des St. Annenordens. Er starb zu Petersburg den 13. Nov. 1802 mit dem Rühme eines ausgezeichneten Chemikers und Naturforschers. Reichhaltig und aus dem besten Quellen geschöpft sind mehr von ihm verfaßte Schriften über Rußland. Dabin gehören seine Bemerkungen auf einer Reise im russischen Reiche im J. 1772. (Petersburg 1775. 4. 2 Bde.) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, ihrer Lebensart, Religion, Gebräuche u. s. w. (Ebensof. 1776. 4. Mit Kupfern.) Die vierte Ausgabe dieses Werkes erschien 1781 (eigentlich 1780). Versuch einer Beschreibung der Russisch-Kaiserlichen Residenzstadt St. Petersburg und der Merkwürdigkeiten der Gegend. (Petersburg 1790. 2 Bde. Mit einem Plane und einer Karte.).) Eins seiner gründlichsten und umfassendsten Werke war seine „Geographisch-physikalische und naturhistorische Beschreibung des russischen Reichs, zur Uebersicht bisher-

ger Kenntnisse von demselben“. Aus dem Schwedischen übersezte Georgi A. F. v. Cronsteds Mineralgeschichte des westmanländischen und dalscarischen Erzgebirges (Nürnberg 1781.) und S. Rimmann's Versuch einer Geschichte des Eisens. Gemeinlichlich mit dem Collegienrath Dräus und dem Archivar Schröter gab Georgi eine Auswahl von Abhandlungen der petersburger ökonomischen Gesellschaft heraus. (St. Petersburg 1790—1793. 4 Bde.) Von ihm befinden sich in dieser Sammlung die Aufsätze: Von Zulänglichkeit russischer Produkte für die jetzige Lebensart des Mittellandes. (1. Bd. S. 3 sq.) Versuche wegen der Beschaffenheit und Nachahmung des schwedischen Stempelpapiers. (1. Bd. S. 48 sq.) Abhandlung von den Küchensalzen russischer Landseen und der besten Art ihrer Reinigung. (2. Bd. S. 129 sq.) Ueber die vortheilhaftesten Nebenarbeiten der Landleute des russischen Reichs. (2. Bd. S. 153 sq.) Die beiden zuletztgenannten Abhandlungen waren Preischriften. Zu mehreren Zeitschriften lieferte Georgi Beiträge, unter andern eine Abhandlung von den Unreinlichkeiten des Rochsals, besonders im russischen Reiche, und den Mitteln, es zu reinigen (im Naturforscher 15. St. S. 184 sq.). Nachricht von den Versuchen, welche bei der russisch kaiserl. Admiralität und Akademie der Wissenschaften wegen der Selbstzündlichkeit der Deton mit Kienruß, Hanf und Glas gemacht worden (in den von Pallas herausgegebenen Neuen nordischen Beiträgen (3. Bd. S. 37 sq. 4. Bd. S. 308 sq.) u. a. m. Mit einer Vorrede begleitete Georgi J. P. Fall's Beiträge zur topographischen Kenntniss des russischen Reichs. (Petersburg 1785—1786. 4. 3 Bde.) An der Fortsetzung von J. H. B. Martini's Allgemeiner Geschichte der Natur hatte Georgi als Mitarbeiter Antheil. Mehrere Abhandlungen von ihm stehen in den Actis Acad. Scient. Imper. Petrop. Sein Bildniß ist von Pennning in Kupfer gestochen worden. (Heinrich Döring.)

GEORGIA, ist der Name einer Moosgattung, welche von Ehrhart zu Ehren Georg's III. von England, dem Ersteren seine Anstellung als Botaniker am Garten zu Stettinhausen bei Hannover verdankte, gegründet wurde. Später ist für dieselbe Gattung von Hornwig der Name Tetraxis in Vorschlag gebracht und

4) Vergl. Moser's Beitrag zu einem Lexico der jetzlebenden Arologien S. 222 sq. Kahlbe's Geschichte jetzlebender Vögelarten. 3. Th. S. 113 sq. (Michel's) Beiträge zur ökonomischen Geschichte. 3. Th. S. 81 sq. Adlung's Nachträge und Ergänzungen zu Zöcher's Sächsischenlexicon. 1. Th. S. 11 sq. Meusel's Lexicon des vom Jahre 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 100 sq. 5) Besonders abgedruckt ward aus diesem Werke: Uebrig der natürlichen und ökonomischen Beschaffenheit des petersburgischen Gouvernements. (Petersburg 1790.)

6) Erster Theil. Allgemeine Landesbeschreibung. Mit zwei Landkarten. (Königsberg 1797.) Zweiter Theil. Beschreibung der einzelnen Gouvernements. 1. Abth. Gouvernements des nördlichen Rußlands. (Ebensof. 1798.) 2. Abth. Die übrigen europäischen Gouvernements. (Ebensof. 1798.) 3. Abth. Asiatischer Theil des russischen Reichs. Dritter Theil. Dieser ist keine gewöhnliche Naturprodukte. Dritten Theiles 2. und 3. Bd. Inländische Mineralien. (Ebensof. 1798.) 4. und 5. Bd. Inländische Pflanzen der ersten die dreizehnten Classe des Systems des Linné Karl v. Linné. (Ebensof. 1800.) Nachträge zu diesem Werke erschienen zu Königsberg 1802. 7) Ueber chemisch-mineralogisch-metallurgische Abhandlung vom Eisen, dessen natürlichem Zustande, Beschaffenheit und verschiedenen Abhandlungen, mit praktischer Anweisung für Gewerbe und Handarbeit. (Erfurt 1781.) 3 Bde. Mit Kupfern. 8) Vergl. Deneubourg's Reisen. 4. Th. S. 34 sq. 9) Vergl. Ost. Ausland. 2. Bd. S. 527 sq. 10. Bd. S. 414. 11. Bd. S. 265. 12. Bd. S. 231. 13. Bd. S. 455. 14. Bd. S. 479 sq. histor. biograph. literarisches Handwörterbuch. 6. Bd. S. 479 sq.

von den Botanikern auch längere Zeit angenommen worden; da aber nach den Regeln der Nomenclatur stets der ältere Name vor dem jüngeren den Vorzug verdient, so muß diese Gattung Georgia genannt werden, wie dies auch in neuester Zeit geschehen ist.

Der Charakter dieser kleinen, nur drei Arten umfassenden Gattung ist folgender: Die Pflanze ist globoseförmig, dicht angepflückt, dünnhäutig, gefaltelt; der einfache Mundbrakel besteht aus vier pyramidalen zelligen Zähnen. Der Tetraphiden, betrachtet wurden. In Wahrheit gehört aber diese Gattung zu der Gruppe der Sternmoosartigen Laubmoose, der Rhioiden, wie dies namentlich aus der Parallelgattung Hymenodon anschaulich gemacht werden kann. Die Georgia-Arten sind nämlich für Europa und die nördliche Erdhälfte ganz das, was die Hymenodonarten für die südliche Halbkugel sind, und so ist es erklärlich, daß sich bisher keine einzige Georgia auf der südlichen Erdhälfte fand. Zwei andere nahe Verwandte von dieser Gattung sind Aulacomnion und Rhizogonium, von denen das erstere der nördlichen, das letztere der südlichen Halbkugel angehört.

Die Gattung Georgia spaltet sich sehr natürlich in zwei kleine Abtheilungen, in deren ersterer die kräftigere Georgia pellucida, in der letzten die winzigen zweifelhafte Arten stehen.

Erste Abtheilung. Tetraemmis Bridel. Die hierher gehörigen Pflänzchen wachsen in breiten Rasen, aber sehr locker beisammen, ihre Stengel sind zart, unten fast nackt oder mit winzigen Blättchen bedeckt; die Blätter sind nach oben dichter gestellt.

1) Georgia pellucida Spruce. Stengel sehr zart, mit fast dreizehneligen Blättern besetzt und schon gelbgrün, derb, unten tief roth; untere Blätter sehr winzig, breit lanzettlich, aufrecht, obere größer, eilanzettförmig, absteehend, gewunden, ganzrandig, zusammengefaltelt-fiedlig, zugespitzt, mit derbem Blattneze und verschwindender Rippe; Kelchblätter viel länger, schmaler, lang verbündet zulaufend, am Grunde fast scheidenartig und daseibst locker geneigt; Frucht auf ziemlich langem, rothem Stielchen aufrecht, dünnwalgig, sehr schmal, etwas gekrümmt; Deckel kegelförmig, mit schiefer Spitzchen; Zähne fast durchsichtig.

Obgleich belegte diese Art mit dem Namen Georgia Mnemosynum; da aber Linné dieses Moos schon Mnium pellucidum genannt hatte, so versah Spruce ganz richtig, wenn er den älteren Speciesnamen wieder herbeiführte und die Art demnach als Georgia pellucida bezeichnete. Hedwig nannte sie Tetraphis pellucida.

Sie wächst in der Ebene auf feuchtem, sandigem Seidelboden hin und wieder, fructificirt aber selten; im Gebirge findet sie sich auf feuchten Sandsteinsfelsen oder auf stehenden Baumstämmen bis über 4000 Fuß hoch in der ganzen nördlichen Halbkugel.

Der unfruchtbare Stengel treibt oft an seiner Spitze einen kleinen, ziemlich nackten Schuß in die Höhe, welcher sich an seinem äußersten Ende scheibenförmig erweitert, so, daß diese Scheibe der mannlichen schreibensförmigen Blüthe von Polytichum piliferum ähnelt, nur daß sie viel kleiner und zarter ist. Diese Scheibe ist von einigen breiten, dichtgestellten Blättern eingeschlossen, welche in ihrer Mitte ein Häufchen großer, bläulicher Körper, die als verkümmerte Blätter angesehen werden müssen, umgeben.

Zweite Abtheilung. Tetrodonium Schneegrichen. Die hierher gehörigen, herbenweise beisammen lebenden, ziemlich einfachen, vielstengelligen und vielstängigen Pflänzchen sind außerordentlich klein. Ihr Stengel ist durch die vielblätterige, weibliche Blüthe abgegrenzt und bringt eine Menge ausläuferartiger Seitenstängel mit gehäuft lanzettlichen Blättern oder sehr langen, linienförmig-fiedelartigen, ganzrandigen oder eingeschnittenen Blättern hervor.

a) Stengel Ausläufer treibend.

2) Georgia repanda C. Müller. Die unfruchtbaren, ausläuferartigen Ästchen dichtblätterig, mit sehr winzigen, lanzettlichen, ganzrandigen, rippenlosen, bisweilen auch keilförmigen Blättchen; Kelchblätter eilanzettförmig, hohl, rippenlos oder mit verkümmerten Rippe; Frucht auf ziemlich langem Stielchen, eiförmig, mit ausgeschweiftem Munde in den Zwischenräumen der Zähne; Deckel kegelförmig, aufrecht, spitz. Tetrodonium repandum Schneegrichen.

Diese Art ist bisher nur an vier Orten aufgefunden; sie wurde von Zunk, der sie Tetraphis pellucida nannte, auf Quersfelsen des Fichtelgebirges bei Ebersdorf in Felsenfalten entdeckt, darauf ist sie auf dem Oberharze im Isertale und am reibberger Graben beobachtet, sodann auf dem Gaisfelsen im Pinzgau (Salzburg) auf sehr schattigen Schieferfelsen und endlich im Riesengebirge in dem Hirschfuergeirge in der Grasschaft Glaz auf Sandstein bemerkt.

b) Stengel ohne Ausläufer.

3) Georgia Browniana C. Müller. Diese Art treibt statt der unfruchtbaren Ästchen eine Menge fiedelförmiger, sehr langer, am Grunde fiedelrunder, 2-3-fach eingeschnittener Blättchen; die Frucht ist eiförmig, am Grunde kaum ausgeschweif; der kegelförmige Deckel ist schief; sonst stimmt sie in der Tracht mit der vorigen überein. Tetrodonium Brownianum Schneegrichen. Tetraphis Browniana Bridel.

Diese Art findet sich auf schattigen, feuchten Grauit- und Sandsteinsfelsen am Fuße des Ochsenkopfs im Fichtelgebirge, bei Zweibrücken in der Rheinpfalz und im Umgebirge der sächsischen Schweiz auf Sandsteinsfelsen; außer Deutschland ist sie in England, Irland, Schottland und Schweden beobachtet. (Garcke.)

Georgia Augusta, f. Göttingen.

I. Georgien (nordamerikanische Freistaaten).

GEORGIEN (englisch: Georgia), einer der vereinigten Staaten Nordamerika's. Dieser Staat liegt zwischen 31° (genauer 30° 21' 39") und 35° nördl. Br. und zwischen 83° 40' — 87° 50' (nach Andern 86° 6') westl. L., grenzt im Norden an Tennessee und Nordcarolina, im Osten an Südcarolina und den atlantischen Ocean, im Süden an Florida, im Westen an Florida und Alabama, hat von Norden nach Süden von den blauen Bergen bis zu dem Eisensteinmorast (Swamp) 372 und von Osten nach Westen, vom Savannah bis zum Chatahoocsee, 256 englische Meilen Ausdehnung und etwa 2700 geographische Meilen Flächeninhalt. Die Zahl der Bewohner, welche 1840 etwa 774,323, einschließlich 280,944 Sklaven, betrug, war bis 1850 auf 888,726 gestiegen. Seine ersten Anbauer erhielt der Staat 1733, zum Staate erhoben wurde derselbe 1763. Der Norden und Nordwesten des Staates ist durch das Schneiden der blauen Berge noch gebirgig, weiter abwärts ist der Boden überall eben, nach der Küste hin sandig und morastig, im Innern sehr fruchtbar. Vor seiner Küste liegen, wie vor der Küste Carolina's, Strandinseln, die Sea-Islands, in deren lockerem Sandboden die Baumwolle vortreflich gedeiht. Das Binnenwasser trägt längs der ganzen Küste Schiffe von 100 Tonnen. Der Küstenrand des Festlandes selbst besteht aus solchem Marschland; an diesen schließt sich ein noch den Ueberschwemmungen ausgesetzter Streifen, der sich wie der Küstenstrich zum Reiskbau eignet, auch den Anbau des Zuckerrohrs begünstigt. Ungefähr 60—70 engl. Meilen landeinwärts beginnen die Pine-Barrens¹⁾, welche Holz, Pech, Thier und Terpentbin in Menge liefern. Noch etwa 60 Meilen weiter landeinwärts erhebt sich der Boden zu dem von außerordentlich fruchtbaren Däsen besetzten Sandhügelland, welches sich bis dahin erstreckt, wo die Ströme aus dem Gebirge heraustreten. Es ist ergiebig an Tabak, Getreide und Baumwolle, namentlich seit sich Ackerbaupflanze gebildet haben, welche durch Düngung und Wechsellirtheitschaft die Nachtheile der früheren schlechten Bewirthschaftung allmählig wieder beseitigen. Das eigentliche Oberland, das Land der Cherokseen (Chiricthee), denen man ihr Eigenthum mit dem Schein Rechtsens gestohlen hat, steht in Bezug auf Klima und Fruchtbarkeit hinter keinem Lande der Erde zurück. Man begabt den Acker Land schon mit 10—30 Dollars. In seinen Thälern gedeiht das Getreide üppig; die Baumwolle aber gewahrt, wegen des nicht heißen Klima's, nicht immer Aussicht auf eine sichere Ernte.

Der Westen des Landes ist reich an Eisen, Blei und Gold. Nach dem letzten, von dem jährlich ungefähr für 300,000 Dollars gewonnen werden, sucht man besonders seit 1803, wo ein Neger in Nordcarolina einen 27 Pfund schweren Goldklumpen fand, der etwa

8000 Dollars werth war. Im J. 1830 war die Goldwirthschaft höchst gesteigert; später fand man aber Ackerbau und Industrie lohnender. Der Strich, in dem man Gold findet, ist in der Gegend des Zoosa, Coosa, Tallapoosa und Chatahoocsee. Für das gewonnene Gold hat die Union eine Münzkarte zu Dahlonega geprägt.

Das Klima ist im Allgemeinen so heiß, daß schon das Zuckerrohr gedeiht. Winterfröste sind selten, die Luft, mit Ausnahme der niedrigen, sumpfigen Küstenstreifen, gesund, namentlich in dem Oberlande, welches sich durch seinen klaren blauen Himmel auszeichnet.

Wasser Verbindung hat das Land sowohl mit dem atlantischen Meere als mit dem Meerbusen von Mexico. Unter den mehr als 50 Flüssen des Staates hebt wir nur die bedeutendsten heraus:

1) Der Savannah bildet sich aus dem Zugalos und dem Kicoei, welche beide von dem Abhangsgebirge herabkommen, trennt Georgien von Südcarolina, ist bis Savannah für große Schiffe und 250 Meilen bis Augusta für Dampfschiffe zu befahren und fällt 17 Meilen unterhalb der Stadt Savannah in den atlantischen Ocean. 2) Der Altamaha oder St. Georg durchströmt den Staat in der Mitte, wird gebildet aus dem Zusammenflusse des Dalmulgee, der über Hartford, und des Doonee, der über Willdegville geht, fließt dann über Fort James und Darien und fällt in den Altamahasund. Er ist bis Darien, 12 Meilen, für größere Schiffe, bis Dublin auf dem Doonee, 300 Meilen, für kleinere Schiffe fahrbar. 3) Der St. Mary oder St. Marys mit kurzem Laufe, aber tiefem Bette, kommt aus dem Eisenstein-Swamp, fließt über St. Marys und trennt Georgien auf eine kurze Strecke von Florida. Er ist auf 70 Meilen für Fahrzeuge von 14 Fuß Tiefgang fahrbar. 4) Der Chatahoocsee, der größte Strom Georgiens, kommt aus den Apalachen herab, trennt in seinem obern Laufe das Gebiet der Cherokseen von dem zum Staate Georgien gehörigen, in seinem mittleren Laufe Georgien von Alabama, nimmt an der Südgrenze den kleinen über das Fort Early und Fort Scott gehenden Flint von der linken Seite her auf und fließt dann unter dem Namen Apalachicola durch Florida und fällt in mehreren Mündungen in der Apalachicola in den Meerbusen von Mexico. 5) Der Alabama, der aus dem auf dem westlichen Gebirge entspringenden Coosa und Tallapoosa gebildet wird, fällt in den Meerbusen von Mexico und 6) der Santilla in den St. Andrewsund.

Den Verkehr zu Lande hat man durch Anlegung bedeutender Eisenbahnen beliebt, von denen folgende schon im J. 1850 der öffentlichen Benutzung übergeben waren:

- | | |
|--|------------|
| 1) Die Centralbahn (von Savannah nach | 192 Meilen |
| 2) Macon- und Westernbahn (von Macon nach Atlanta) | 101 " |
| 3) Georgiabahn (von Augusta nach Atlanta) | 171 " |
| 4) Atlants Zwischbahn | 40 " |

1) Barren heißt ein unfruchtbarer oder wenigstens unangenehmer Landstrich. Es kann damit also eben so viel ein von Wald entblößter, als ein von einem Urwalde befreibener Strich Landes bezeichnet werden. Pine-Barrens = Fichten-Landstrich.

- 5) Zweigbahn (von Camak nach Warrenton) 4 Meilen
 6) Western- und Atlantischebahn (von Atlanta nach Chattanooga) 140
 7) Memphiszweigbahn (von Western- und Atlantischebahn nach Rome) 18

Am bedeutendsten unter diesen Bahnen ist die Westbahn, weil sie den Ocean mit dem Tennessee verbindet. Zu diesen Verbindungsmitteln tritt noch der 12 Meilen lange Brunsuicanal von Brunswick zum Altamaha. Der Reichthum an Kohlen begünstigt in außerordentlicher Weise die Erweiterung der Dampfschiffahrt und der Eisenbahnsfahrten. Das große alchianische Kohlenlager erstreckt sich von Süden herauf durch Alabama, Georgien, Tennessee, Kentucky, Virginien, Maryland, Ohio und Pennsylvania über etwa 30,000 englische Meilen, von 150 Meilen auf georgischem Boden. Für den Schiffbau liefert Georgien ungeheure Massen Eichenholz, namentlich nach Maine, welches im J. 1848 allein 428 Schiffe von zusammen 90,000 Tonnen Gehalt exportirte.

Angebau werden in Georgien besonders Mais, Reis, Tabak, süße Bataten und Baumwolle. Der Maisbau ist in den ganzen vereinigten Staaten Hauptgegenstand des Ackerbaues, theils wegen der Leichtigkeit des Anbaues auf frischem Boden, theils wegen des reichlichen, sichern Ertrages. Er ist grün und getrocknet ein treffliches Viehfutter und gibt in seinen Körnern ein eben so gesundes als kräftiges Nahrungsmittel für den Menschen. Von den 588,150,000 Bushel Mais, welche die vereinigten Staaten im J. 1848 producirten, kommen auf Georgien allein 27,000,000.

Der Reis wurde von Carolina aus nach Georgien verpflanzt. Nach Carolina, wo er zuerst gebaut wurde und wo noch jetzt der beste producirt wird, kam er durch Zufall. Herr Smith, Statthalter der Provinz, hatte bei einem längern Aufenthalt auf Madagaskar den Reisbau kennen gelernt. Nun ließ 1664 ein von Ostindien kommendes Schiff in Charleston ein. Der Koch desselben hatte etwas rohen Reis aufbewahrt. Diesen saute Herr Smith aus und legte dadurch den Grund zu dem Anbau des Reises in den vereinigten Staaten. Schon im J. 1755 führten Carolina und Georgien 103,000 Büffel Reis aus.

Der Thee wächst in der Umgegend von Savannah ohne Pflanz; der Indigo gibt in einigen dazu geeigneten Gegenden drei Ernten.

Von der Baumwolle baut man in Georgien vier Arten: *Gossypium hirsutum*, *G. herbaceum*, *G. arborescens* und vor allen die wegen ihrer langen und feinen Wolle sehr geschätzte Sea-Islands-Baumwolle mit schwarzem Samen. Diese stammt aus Persien und kam von den Babamaiseln nach Georgien, wo man sie 1788 anpflanzte. Sie gedeiht am besten auf den niedrigen, sandigen Inseln an den Küsten. Ein Acker Landes auf diesen Inseln liefert bis 600 Pfund lange Baumwolle und derselbe Boden kann vier Ernten ohne Düngung geben. Einen besondern Aufschwung bekam der Anbau

der Baumwolle 1792, als Eli Whitney in Georgien die Cotton Gin erfand, eine Maschine, welche mit Leichtigkeit die Wolle von den Samenformen löst. Im J. 1847 erzeugte Georgien 210,000,000 Pfund Baumwolle. In demselben Boden, in welchem die Baumwolle gedriht, kann mit gleichem Erfolge Zucker gewonnen werden und in der That haben Georgien und Alabama sich in den letzten Jahren auch auf diesen Erwerbszweig geworfen.

Von ziemlicher Bedeutung für Georgien ist auch der Seidenbau. Schon im J. 1732 ließ die englische Regierung Landstreken zum Anbau des weißen Maulbeerbaums vermessen. Das Siegel der Colonie zeigte Seidenraupen mit der Umschrift: *Non sibi sed aliis*. Und schon im J. 1734, nach Anfristen 1736, gingen 8 Pfund Seide aus Georgien nach England, wurden in Derby gewirgt und die Königin trug ein aus derselben gefertigtes Kleid. Man hatte Seidenzüchter aus Piemont kommen lassen, setzte zur Aufmunterung Prämien aus und schenkte jedem Bewohner der Colonie einen Maulbeerbaum. Die aus Salzburg eingewanderten deutschen Anbauer zu Ebenezer betrieben die Seidenzucht am eifrigsten; sie lieferten bald über 1000 Pfund Cocons jährlich und eine so vortheilhafte Seide, daß sie in London theurer bezahlt wurde, als die italienische. Im J. 1751 lieferte Ebenezer allein 2000 Pfund Cocons, die übrigen Gegenden Georgiens zusammen 4000 Pfund. Während der Revolution versiel dieser Erwerbszweig wieder so, daß 1790 nur 200 Pfund georgische Seide auf den Markt zu Savannah kam. Inzwischen hat er sich in neuerer Zeit wieder gehoben und im J. 1844 producirte Georgien schon wieder 7600 Pfund Cocons.

Bei der großen Fruchtbarkeit des Staates, durch welche derselbe den übrigen süblichen Staaten bedeutend vorausgekommen ist, steht für denselben eine glänzende Zukunft zu erwarten. Nächst Massachusetts und New-York hat Georgien aus eigenen Mitteln die größten Eisenbahnstrecken erbaut, hat auf diese Bahnen und auf seine Manufacturen 55,000,000 Dollars verwendet, durch seinen Aufschwung auch Auswanderer angelockt und dadurch seine Bevölkerung rasch zum Steigen gebracht. Der Ausfuhrhandel mit Landserproducten betrug im J. 1849 6,857,806 Dollars, die Einfuhr dagegen nur 371,024 Dollars. Die Häfen des Staates sind Savannah, St. Marys, Brunswick und Hardwick, die beiden ersten mit eigener Rheederi. Der Schiffsbau ist unbedeutend. Der Staat Georgien bildet, wie jeder andere Staat der Union, eine eigene Republik, die in allen ihren innern Verhältnissen von den übrigen Staaten unabhängig ist. Er hat keine eigene gesetzgebende, richterliche und vollziehende Gewalt, ordnet seine innere Regierung und Polizei nach örtlichen Verhältnissen und besteuert sich selbst. Die allgemeine Besteuerung dagegen für die Bedürfnisse der Union in ihrer Gesamtheit geht vom Congresse aus. Die gesetzgebende Gewalt hat ein Senat von 47 und ein Repräsentantenhaus von 130 Mitgliedern. Beide Häuser versammeln sich alle zwei Jahre. Jeder freie weiße Bürger, der 21 Jahre alt ist, sechs Monate vor der Wahl im Bezirke gewohnt hat

und seit einem Jahre Steuern bezahlt, hat Stimmrecht. Die vollziehende Gewalt hat der Gouverneur, der vom Volke auf zwei Jahre gewählt wird und einen Gehalt von 3500 Dollars bezieht. Er ernannt die Staatsbeamten, ist Befehlshaber der Miliz und hat zu seiner Unterstützung einen aus mehreren Mitgliedern bestehenden Rath. Die Richter des Obergerichtes werden auf drei Jahre von der Legislatur, die übrigen Richter jährlich vom Volke gewählt. Die Verfassung ist vom Jahre 1777, und wurde 1785, 1798 und 1839 verbessert.

Die Staatseinnahmen betragen durchschnittlich 300,000, die Ausgaben 200,000 Dollars; die Staatsschuld, welche für den Bau der Western- und Atlanticisenbahn contrahirt wurde, 1,828,472 Dollars.

Die wichtigsten Städte sind: 1) Savannah, die beträchtlichste Stadt Georgiens, angelegt vom Ritter Oglethorpe im J. 1733 am rechten, südlichen Ufer des gleichnamigen Flusses, 40 Fuß über dem Spiegel des Flusses, 17 Meilen oberhalb der Mündung desselben, 90 Meilen von Charleston, 120 Meilen von Augusta, 158 Meilen von Millersville, 662 Meilen von Washington. Die Börde liegt unter 32° 4' 56" nördl. Br. und 81° 8' 18" westl. Länge. Breite gerade Straßen durchschneiden sich überall unter rechten Winkeln und sind auf beiden Seiten mit sehr schönen Bäumen besetzt. Die Lage ist trotz der Höhe ungesund, das gelbe Fieber richtet jeden Herbst beträchtliche Verwüstungen an. Bei ihrer Entstehung bestand die Zahl der Bewohner aus 30 Familien; im J. 1766 hatte die Stadt schon 400 Häuser, 1810 5195; 1848 13,573 und 1850 27,841 Einwohner. Im J. 1763 erhielt die Stadt die erste Buchdruckerpresse, am 5. Juni 1775 errichtete sie einen Freiheitsbaum, im April 1819 lief von New-York das erste Dampfboot ein, das jemals die See befahren hat. Die Stadt treibt beträchtlichen Handel mit Reis, Baumwolle und Holz. Denkmäler zu Ehren Greene's und Putlacks von weißem Marmor, 53 Fuß hoch. Die Festungswerke mit etwa 200 Kanonen sind beinahe vollendet. 2) Milledgeville, Staatshauptstadt, auf einer Anhöhe am Oeuvre, der hier für Dampfschiffe fahrbar wird, noch nicht 50 Jahr alt, sehr regelmäßig gebaut mit geraden, sich rechtwinklig schneidenden Straßen und 3000 Einwohnern. Die Stadt enthält meist hölzerne, aber gut, theilweise sogar elegant gebaute Häuser, gute Kaufhäuser, Buchhandlung, mehrere Pressen. Edom im J. 1826 erschienen daselbst vier Zeitungen. Sie ist der Sitz der Legislatur. Das aus einer isolirten Anhöhe aus Backsteinen erbaute weißliche Staatshaus enthält im Erdgeschoß die Bureaux, im obern Stocke zwei Säle, einen für die Senatoren, den andern für die Repräsentanten. In jedem befindet sich ein Sitz mit Thronhimmel für den Vorkisenden und eine Tribune für das Publicum, für jeden Senator ein Puls, für je zwei Repräsentanten auch nur ein. Die Sitze sind, um Collusionen zu vermeiden, numerirt. Das Staatsgefängniß für weiße Verbrecher (die Schwarzen werden mit Peitschenhieben bestraft) zeigte in den Wohnräumen Mangel an Reinlichkeit und Ordnung. 3) Augusta auf dem

rechten Ufer des Savannah, weitläufig, aber regelmäßig gebaut, die Hauptstraßen gegen 100 Fuß breit, ungepflastert, aber mit guten Trottoirs von Backsteinen, viele Häuser aus Backsteinen aufgeführt; 8400 Einwohner, ein Zeughaus, drei Akademien, eine medicinische Facultät. Nahe bei der Stadt führt eine hölzerne, auf Böden ruhende, 350 Pards lange und 30 Fuß breite Brücke auf das linke Ufer des Savannah. Eine treffliche Einrichtung ist ein längs dem Ufer in drei Terrassen aufgebauter Quai, um die großen Wasser — der Fluß steigt oft über 20 Fuß — die Schiffe beladen zu können. Die untere Terrasse, an der bei niedrigem Wasserstande die Schiffe beladen werden, hat einen Rand von Balken; von der zweiten mit backsteinernem Revêtement geben hölzerne Landungsbrücken bis an den Rand der untern Terrasse, um bei höherem Wasserstande zu den Schiffen gelangen zu können. Die obere Terrasse ist mit großen Steinen gepflastert. Quai und Brücke gehören der Staatenbank von Georgien. Die Brücke allein soll jährlich 15 Procent abwerfen. 4) Athens am Donner mit 3000 Einwohnern. Universität des Staates. 5) Macon an dem hier für Dampfschiffe schiffbaren Dalmajne, mit fast 6000 Einwohnern und bedeutendem Baumwollhandeln. Der Platz, auf dem die Stadt liegt, ist erst 1822 den Creekindianern abgetauft. Die ersten Bewohner waren theils junge Georgier, theils Einwanderer aus beiden Carolinas und den nördlichen Staaten. 6) Columbus, wichtige Manufakturstadt an dem hier für Dampfer schiffbaren Chattahoochee, 284 Meilen von Savannah. 6000 Einwohner.

Die Gründung der Colonie Georgien, des jüngsten der ersten 13 vereinigten Staaten, war nicht ein Werk der Gewinnsucht und des Eigennutzes, sondern der Menschlichkeit. König Georg II. verließ einem Vereine, an dessen Spitze der würdige Ritter Oglethorpe stand, ein Patent auf Anlegung einer Colonie zwischen dem Altamaha und Savannah, welche verarmten Schulden und sonstigen Bedrängnissen als eine Zufluchtsstätte dienen und gleichzeitig für die nördlich liegenden Colonien eine Art Bollwerk gegen die Spanier bilden sollte, die sich im Besitze von Florida befanden. Die Kosten der Anlage sollten durch freiwillige Beiträge aufgebracht werden. Zu diesem Behufe wurden Sammlungen durch ganz England veranstaltet, die londoner Bank gab einen ansehnlichen Beitrag und das Parlament bewilligte 10,000 Pf. St. Dadurch wurde es möglich, viele arme Leute zur Uebersiedlung anzunehmen und die Transport- und Unterhaltungskosten für sie zu bestreiten, bis sie sich würden selbst ernähren können.

Am 6. Nov. 1732 wurden gegen 100 Personen mit allen zur Anlegung einer Colonie nöthigen Dingen, wie auch mit Waffen und Munition eingeschifft. Ritter Oglethorpe begleitete sie und fuhr nach seiner Ankunft zu Port-Royal in Carolina in dem Flusse Savannah aufwärts, um einen zum Anbau passenden Ort auszusuchen. Er wählte das halbmondförmig gekrümmte, fast 40 Fuß hohe Südufer des Flusses, welches 5 Meilen landeinwärts flach und mit hohem Walde bedeckt war. Hier

legte er mit dem am 1. Febr. 1733 ankommenden Colonisten die erste Stadt an, der er den Namen des Flusses, Savannah, gab. Von Charleston aus wurde ihm für seine Colonie der erkörte Reichthum gesichert.

Damals wohnten in dem Lande mehrere namhafte indianische Nationen. Die *Tchirekis* (*Cherokees*), ein Gebirgsvolk, im obern Thale des Tennessee und im Hochlande des heutigen Carolina, Georgia und Alabama, also im schönsten und gesündesten Theile der vereinigten Staaten. Südöstlich von ihnen hausten die *Tschis* (*Uches*) in Georgia, im Gebiete um Augusta und am Chattahoochee, welche sich rühmten, die ältesten Bewohner des Landes zu sein und eine harte, raube, mit Schallanten überladene Sprache redeten. Dieser kleine Stamm schloß sich dem Bunde der *Kribs* (*Creeks*) an, in welchen auch die *Natchez* traten, ein Volk, das mit den gleichfalls wenig zahlreichen *Taras* im Gemeinwesen bildete und dessen Sprache gleichfalls durchaus eigenthümlich für sich dastand, ohne Zusammenhang mit den Idiomen der umwohnenden Indianer. Das ganze Land im Südosten, Süden und Westen der *Tchirekis* bis zum atlantischen Meere und dem Meerbusen von Mexico bis zum *Mississippi* nordwärts zur Mündung des Tennessee und Ohio war, von den eingesprengten *Uches* und *Natchez* abgesehen, im Besitze einer großen Völkersfamilie, der sogenannten *Mobilianer* oder *Nachogee*-Stocci. Sie zerfiel in drei verschiedene Gruppen oder Stammverbände, die noch heute, wenn auch auf anderem Grund und Boden und in andern Verhältnissen, vorhanden sind. In dem Striche, welchen im Norden der Ohio, im Westen der *Mississippi* und im Osten eine Linie begrenzt, die von der Biegung des Cumberland nach zu dem *Mobile*-Schloß am Tennessee reicht und nach Süden hin bis in das Gebiet des heutigen Staates *Mississippi*, wohnten vorzugsweise gern in den höher liegenden Gegenden, von welchen der *Yazoo* und der *Tombigbee* herabströmen, die streitbaren *Tschis* (*Chikasaws*). Zwischen dem *Mississippi* und dem *Tombigbee* lagen die zahlreichen Dörfer der mit ihnen nahe verwandten *Tschas* (*Choc-taws*), die bis 4000 Krieger aufzählen konnten. Der Höhenzug, welcher dem *Tombigbee* vom Alabama scheidet, bildete die Grenze zwischen den *Tschas* und den *Kribs* (*Creeks*) oder *Muskogeb*, deren Gebiet ganz Florida innerhalb der alten *Gemilinen* umschloß. Es reichte im Norden bis zu den *Tchirekis*, im Nordosten und Osten bis zum Savannah und bis zum atlantischen Oceane, nördlich bis zum *Santee*. Die *Kribs*, die man in obere, mittlere und untere *Kribs* einteilt, waren ein in sechs Wohnstätten hausendes, Ackerbau treibendes Volk und wegen ihrer Lage inmitten der Engländer in Carolina, der Franzosen in Louisiana und der Spanier in Florida von großer politischer Bedeutung. Auch die *Seminolen* (d. h. Entlaufene oder Flüchtlinge) auf der Halbinsel Florida sind ursprünglich *Kribs*, ihre Dörfer lagen ehemals am *Chattahoochee* in Georgia.

Diese Indianer thaten Einspruch gegen die Anlage der neuen Colonie und namentlich waren es die Häuptlinge der unteren *Kribs*, welche das Land vom Flusse

Savannah bis nach St. Augustin und an dem *Stint-River* hinaus als ihr Eigenthum beanspruchten. *Dylethorpe* verständigte sich mit ihnen und schloß mit ihnen, wie mit den *Tchirekis* und den *Tschis* in Betreff ihres Antheils an der Provinz ein Bündniß und einen Handelstractat ab, in Folge dessen die Engländer lange Jahre vor den Indianern Ruhe hatten. Auf der andern Seite galt es nun die Verhältnisse der jungen Colonie zu den Spaniern zu reguliren und es wurde deshalb vorläufig unter Vorbehalt der Genehmigung beider Höfe ein Grenztractat mit dem spanischen General von Florida und Statthalter von St. Augustin abgeschlossen, in welchem der Fluß St. Mattheus 32° 10' nördl. Br. (von den Spaniern St. Johann genannt) als Grenze zwischen Engländern und Spaniern festgesetzt wurde. Hierauf begab sich *Dylethorpe*, von einigen indianischen Häuptlingen begleitet (unter ihnen *Tomomichi*) nach England zurück. Sie fanden hier sofort bei den Auserkoreten der Colonie als bei dem Könige eine so schmeichelhafte Aufnahme, daß sie völlig aufriedenstellend und von Achtung für die englische Nation erfüllt wurde.

Mittlerweile waren seit Ausfertigung des königl. Patents an milden Witterungen gegen 15,000 Pf. St. eingezogen. Dafür wurden 491 Arme nach Georgien geschickt, denen sich auf eigene Kosten 21 Herren nebst 106 Bedienten anschloßen. Die 618 Personen bestanden aus 320 Männern, 113 Weibern, 102 Knaben und 83 Mädchen.

Im J. 1734 kehrten *Tomomichi* und die übrigen indianischen Häuptlinge in ihre Heimath zurück und mit ihnen schifften einige Salzburger und andere deutsche Protestanten nach Georgien, um sich dort anzubauen. Es wurden nun Pflanzungen an der Küste zu Thundersbort und Sitdawap angelegt; die Stadt Savannah wurde vergrößert und 150 neu angekommene Schottländer siedelten sich zu Darien am Altamaha an, wo sie ein Fort anlegten. Im J. 1736 brachte *Dylethorpe* in zwei Schiffen 300 Colonisten, die die Provinz nahm zusehends zu. Die Zerstörten verließen *Ed-Edneyer* und legten mit Genehmigung des Gouverneurs *Dylethorpe* *Neu-Edneyer* an. Auf der Insel St. Simon in der Mündung des Altamaha baute man die Stadt und das Fort *Friederica*. *Dylethorpe* entdeckte die Insel *Amelia* und legte eine Stadt *Augusta* darauf an, zu Wasser 23½ Meilen vom Ausflusse des Savannah.

Ueber diese Anlagen beschwerten sich die Spanier und stellten an den englischen Hof die Forderung, daß die neuen Colonisten in Georgien, alles Land bis 33° 30' nördl. Br. räumen sollten, oder daß wenigstens keine Truppen in diese Gegenden gelegt würden, namentlich aber verboten sie sich die Rückkunft des inzwischen nach England gezogenen *Dylethorpe*, dessen Geschicklichkeit sie fürchteten. Gleichzeitig erhielt aber der englische Hof Nachricht aus Jamaica und Carolina, daß die Spanier Carolina mit 3000 Mann überfallen wollten. *Dylethorpe* kam noch zu rechter Zeit mit Truppen an, um die Pläne der Spanier zu vereiteln. Auf die Nachricht, daß der König von England beschloß, Repressa-

digen, da sie von ihrer 1100 Mann starken Besatzung die nöthige Mannschaft nach Anafosia schicken konnten, während die Engländer nicht Boote genug hatten, um mehr als 500 Mann auf ein Mal ans Land zu bringen. Gleichwohl wagte Oglethorpe die Landung, lodte durch einen Schinangriff die Spanier aus ihrer vortheilhaften Stellung hinter Sandhügeln hervor, bemächtigte sich nach einem lebhaften Gefechte der Batterie und versagte die Spanier von der Insel.

Die Breite des Flusses zwischen der Insel und der Stadt erlaubte nicht, die Stadt zu beschießen; dagegen war die Stadt, weil man bloß einen Landangriff vermuthet hatte, nach der Wasserseite hin nicht besetzt. Es galt also, ans Land zu gehen und in der Nähe der Stadt zu landen, und weil einerseits die spanischen Galeeren ihr zum Schutze dienten, andererseits die dem Oglethorpe geneigten Officiere in St. Augustin verdächtig oder verrathen waren, aus Carolina statt der 400 Schanzgräber und 36 Kanonen überhaupt nur 12 Kanonen anlangen und endlich die unter dem Obersten Palmer aufgestellten Truppen überfallen und versagt waren, die Stadt auszuburgern.

Der am 23. Juni beschlossene Angriff der Stadt von der Wasser- und Landseite zugleich mußte unterbleiben, weil einerseits der Commodore Pierce die Unmöglichkeit des Angriffs aussprach, andererseits unter Oglethorpe's Heere so viele Krankheiten eingerissen waren, daß er die Belagerung aufheben mußte; doch zerstörte der General alle Forts, welche die Spanier gegen die Einfälle der Kriechs angelegt hatten, so daß kein Spanier außerhalb der Kanonen von St. Augustin sicher war. Einen Einsall, den die Spanier im J. 1742 in Georgien machten, schlug Oglethorpe glänzend zurück. Mittlerweile gedieh einerseits die Colonie und erkaltele andererseits der Eifer der londoner Compagnie so sehr, daß im J. 1752 der Krone ihr Freibrief zurückgegeben wurde, welche der Colonie sogleich Volksovertretung und Verfassung bewilligte. Da im J. 1763 Florida von Spanien an England abgetreten wurde, so hörte die Nothwendigkeit einer Schwärze gegen dieses Land Seimens der Provinz Georgien auf.

Bei dem am 5. Sept. 1774 in Philadelphia eröffneten Provinzialcongreß, der sofort zum Mittelpunkt der Bewegung gegen das Rutterland England wurde, und jeden commercieellen Verkehr mit England, sowie den Skottenhandel abgeschaffen wissen wollte, war Georgien noch nicht betheiligt; erst am 5. Juni 1775, also nach der Schlacht bei Lexington, wurde ein Freibriefsbaum in Savannah aufgestellt. Seine Verfassung gab es sich 1777, verbesserte sie 1785, 1798 und 1839; die Unionsverfassung nahm es am 2. Jan. 1798 einstimmig an.

Georgien ist ein Sklavenstaat. Mehr als ein Drittel der Bevölkerung besteht aus Negerflaven, und das Land kämpft, gleich den übrigen Sklavenstaaten, gegenwärtig mit ebenso großer Energie gegen die Aufhebung der Sklaverei, als es bald nach der Entdeckung der Colonie gegen die Einfuhr der Neger prostrirte. Das Rutterland England, dem sein Handelsvortheil über Alles

geht, hatte nämlich, was man wol in Anschlag bringen muß, im Frieden zu Utrecht (den 13. April 1713) durch einen Affirmativvertrag (Negerhandelsvertrag) mit Spanien das ausschließliche ausschließliche Vorrecht erworben, 30 Jahre lang jährlich 4800 Negerflaven gegen eine mäßige Abgabe in dem spanischen America einzuführen, und fand seine Rechnung dabei so sehr, daß es auch die englischen Colonien mit Tausenden von Negern überschwemmte. Die nordamerikanischen Provinzen stemmten sich aus allen Kräften gegen die Einfuhr, ihre Provinzialvertretungen verboten sie durch ausdrückliche Beschlüsse. Aber die Krone von England erklärte diese Beschlüsse für null und nichtig, weil sie ein Recht hatte, den Handel der Provinzen zu regeln und die Neger für Handelsartikel erklärte. Alle Gegenvorstellungen der Colonisten waren fruchtlos; die Stimme der Quäler und Puritaner, welche diesen Menschenhandel als eine Sünde darstellten, verhallte ungehört. Die Pflanzer des Südens baten an den Stufen des Thrones, sie nicht mit Negern zu überfluthen, vergebens. Oglethorpe's Anstrengungen, die Neger von Georgien fern zu halten, blieben ohne Erfolg; die Provinzen mußten sich fügen.

Dem Georgier wurde der Neger bald unentbehrlich, weil ein Weiber im Sommer in den Reispflanzungen auch nicht eine Nacht zubringen kann, ohne sich den Tod zu holen, während Neger daselbst nie krank werden. Selbst die in Georgien lebenden Indianer hielten sich Negerflaven. Nachdem aber in den südlichen Staaten die Zahl der Sklaven in einem Verhältnisse zur weißen Bevölkerung steht, wie es in den nördlichen Staaten nie stattfand, so stellen sich der plötzlichen Freilassung der Neger fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Ein Racenkrieg bis zur Beseitigung der einen oder andern Race wäre vorausichtlich die unausbleibliche Folge der plötzlichen Emancipation. Uebrigens werden die Neger in Georgien im Allgemeinen gut behandelt, verhältnismäßig besser, als die freien Neger in den freien Staaten¹⁾, und wenn in neuerer Zeit einige nach unserm Gefühl drückende Gesetze erlassen worden sind, so werden dieselben nothwendig durch die häufig ganz verdrängten Urtriebe der Abolitionisten.

Schmadyoll ist dagegen die Behandlung der Indianer, wie in den vereinigten Staaten überhaupt, so in Georgien insbesondere. Wenn man sie schon früher, wo die europäischen Völke das Uebergewicht hatte, in ein abgemessenes Gebiet, in sogenannte Reserviren, eintrug, so hat man in neuerer Zeit keinen Anstand genommen, sie auch aus diesen Reserviren mit Gewalt zu vertreiben, oder sie zum Verkauf ihrer Ländereien zu zwingen oder zu werden. In Georgien, welches sich früher vom atlantischen Ocean bis an den Mississippi erstreckte, befaßen die Kriechs und Tschirots nicht weniger als zehn Millionen Acker Landes, die letztern namentlich den Strich, in welchem Gold gefunden wurde. Georgien trat an die Bundesregierung die Ländersrecken, aus

1) Die Staaten, welche keine Sklaven halten, nennen sich freie Staaten.

denen die Staaten Alabama, Tennessee und Mississippi hauptsächlich gebildet sind, unter der Bedingung ab, daß die Bundesregierung den Georgiern das Eigenthumsrecht auf alles innerhalb ihrer Staatsgrenze liegende unbewohnte Gebiet garantire, und sich verpflichte, alle Ansprüche der Indianer zu befriedigen, sobald dieses friedlich und unter angemessenen Bedingungen geschehen könne. Die Bundesregierung hatte aber auch die Verpflichtung übernommen, die aus Reserven beschränkten Kriech- und Schiefersteine gegen jeden Angriff in Schutz zu nehmen und in der Behauptung ihrer Reserven zu unterstützen. Der Staat Georgia verlorste nun jährlich einen Theil der Ländereien, auf die er Anspruch zu haben glaubte, an seine jungen volljährig gewordenen Bürger und beanspruchte, in Folge des obigen Vertrages, zuletzt sogar die den Indianern garantierten Vorbehalte, für welche die Indianer ihrerseits sich auf feierliche Verträge beriefen.

Um diese und ähnliche noch zu befürchtende, durch eigene Verschuldung herbeigeführte Konflikte zu befriedigen, beschloß die Bundesregierung, die in Frage kommenden Indianer (etwa 97,000 Köpfe auf 77,000,000 Acker Landes) aus ihren bisherigen Wohnsitzen nach dem Westen und Norden überzusiedeln. Das Land, welches man ihnen anweisen wollte, lag jenseit des Mississippi, westlich von den Staaten Missouri und Arkansas, und reichte im Norden bis an den Missouri, im Süden bis an den Red-River, ein Land mit fruchtbarem Ackerlande, weiten Wiesenflächen, hier und da ausgedehnten Wäldern und gesundem Klima. Man wollte die Indianer auf Kosten der Bundesregierung übersiedeln, ihnen alle Mittel zu einer tüchtigen Ausbildung an die Hand geben, ihnen insbesondere Schullehrer und Handwerker zur Verfügung stellen und sie zum Betriebe des Ackerbaues aufmuntern. Die einzelnen Stämme sollten, je nach ihrem Verleben und Bedürfnis, in voller Souveränität sich ihre Verfassung geben und sich regieren, wie es ihnen gut dünkte; nur einen Krieg wollte die Bundesregierung unter ihnen nicht gestatten und in diesem Bedusse ihrem Agenten im Indianergebiet eine angemessene bewaffnete Streitmacht zur Verfügung stellen. Das neue Land sollte ausdrücklich und feierlich durch eine Congressacte den Indianern für alle Zeiten gewährt werden.

In Folge dieser von Monroe in seinen Vorschlägen an den Congress (vom 7. Dec. 1824 und 25. Jan. 1825) entwickelten und vom Congress bestätigten Vorschläge wurden nun die Indianer überredet oder mit Gewalt gezwungen, das Land ihrer Väter zu räumen. Die Seminolen in Florida wehrten sich zehn Jahre lang, unterlagen aber endlich nach heldenmüthigem Kampfe und wurden in das Land westlich vom Mississippi geschickt. Am traurigsten war aber das Schicksal der Schirolis, deren Vertreibung aus Georgien wir jetzt zu schildern haben.

Das schon oben näher bezeichnete Gebiet der Schirolis umfaßte zu Anfang des 19. Jahrh. etwa 11,000 engl. Meilen, von denen 3000 an den Staat Georgien abgetreten wurden. In dem ihnen verbliebenen,

auch Hügeln und weiten, fruchtbaren Ebenen bestehenden, trefflich bewässerten Lande widmeten sich diese bildungsfähigen unter den Indianern mit allem Eifer der Viehzucht und waren im Besitze zahlreicher Herden. Sie bauten Mais, Weizen, Indigo, Tabak, vornehmlich aber Baumwolle, die sie seit 1825 auf eigenen Schiffen nach Rep.-Delaware hinausführten. Sie hatten Landstraßen gebaut, blühende Dörfer angelegt und sich mit Eifer den Handwerken zugewandt. Ihre Anzahl hatte sich von 1819 bis 1825 von 10,000 auf 13,563 Seelen erhöht und war zehn Jahre später auf 18,000 gestiegen. Sie kauften von den Weissen Kegerflawen, hielten sich aber von jeder Vermischung mit ihnen frei. Als souveränes Volk gaben sie sich ihre besondern Gesetze. Die Weissen, von denen einige Hundert im Lande verheirathet waren, nahmen an allen ihren Rechten Theil, nur das Stimmrecht erhielten sie nicht und durften keine Aemter bekleiden. Schon im J. 1820 theilten die Schirolis ihr Land in acht Bezirke, deren jeder vier Mitglieder in die gesetzgebende Versammlung schickte. Jeder Abgeordnete erhielt täglich einen Dollar, der Sprecher 1½ Dollar und die obersten Häuptlinge bekamen jährlich 150 Dollars. Ihre gesetzgebende Versammlung verbot die Einfuhr geistiger Getränke, untersagte die Viehwieherei und verfügte, daß jeder Mann, der eine Schirolisin heirathete, die Landesgesetze beobachten müsse. Jeder Bezirk hatte seinen Richter, Marshall, Sheriff und zwei Constablen. Das Verurtheilte, Dessen oder Unterschlagen von Briefen wurde mit 100 Dollars und 100 Peitschenhieben auf den nackten Rücken bestraft. Am Sonntage durften keine Geschäfte gemacht werden. Alle Feste mußten eingezogen werden. Uebel Erbrecht und leghwillige Verfügungen hatten sie ebenfalls zweckmäßige Verordnungen. Aber ohne Einwilligung der Mehrheit des Volks Land an einen Weissen verkaufen, sollte mit dem Tode bestraft werden.

Nach dem Besitze des Landes dieser achtungswerthen Nation streckte die Hauptstadt der Georgier ihre Hand um so gieriger aus, weil es reich an Gold war. Alle Mittel, erlaubte und unerlaubte, wurden angewendet, um die Indianer aus ihrem Besitztume zu verdrängen. Da die Bundesregierung noch so viel Rechtschleiss- oder Schamgeßiß hatte, zu Gewaltmitteln die Hand nicht bieten zu wollen, so ging die Gesetzgebung von Georgia auf eigene Faust mit allen den nichtswürdigen, schurkischen Mitteln vor, die der sogenannte griechische Europäer den sogenannten Wilden gegenüber für erlaubt hält. „Ohne alle Rechtsbefugnis verfügte die Legislatur von Georgia, daß nach dem 1. Juni 1830 alle Schirolis unbedingt denjenigen Verfügungen nachzuleben hätten, welche der Staat Georgia für angemessen erachtete; daß alle Gesetze, welche die Schirolis sich selbst gegeben, null und nichtig seien; daß jeder Indianer oder Weisse, gleichviel ob Kriech- oder Schirolis oder Abkömmling derselben, unfähig sei, ein gerichtliches Zeugnis gegen einen Weissen abzugeben.“ Durch diese alle Gesetze der vereinigten Staaten, wie alle feierlichen Verträge frech verlegenden Verfügungen einer rücksichts-

losen Willkür wollte man den Tschirokis das Verbleiben innerhalb ihres eigenen Landes unmöglich machen. Alle Vorstellungen der schwer Bedrängten in Georgia selbst waren erfolglos. Die berühmtesten Rechtsgelehrten Amerika's, an welche sie sich hierauf wandten, gaben Gutachten zu ihren Gunsten ab, und das Obergericht der vereinigten Staaten erklärte auf Grund dieser Gutachten das Verfahren des Staates Georgia für Unrecht. Aber auch dieser Anspruch des höchsten Gerichts half den Tschirokis Nichts, da der Congress der auf ihre Freiheit und Rechtlichkeit so dünselhaft stehenden vereinigten Staaten weder den Willen, noch die Kraft hatte, einem so gerechten Urtheile Nachdruck zu geben. Der Staat Georgia spottete dieses Urtheils.

Zum Unglück waren auch die Tschirokis in zwei Partien getheilt. Sie theilten sich in Männer des Fortschritts, die auf der einmal eingeschlagenen Bahn europäischer Civilisation weiter gehen wollten, und in die Partei der Widergünstigen. Die letzteren waren größtentheils dem Branntweinfrinken ergeben, während die ersteren sich entschieden gegen jeden Genuß desselben erklärten. An der Spitze beider Parteien standen halbblutige Männer, Resten, an der Spitze der Fortschrittspartei John Ross, ein feingebildeter Mann von scharfem Geiste und praktischem Verstande, an der Spitze der Widergünstigen ein Herr Ridge.

Trotz des Ausspruchs des obersten Gerichtshofs der vereinigten Staaten machte Georgia Anstalt, seinen Willen durchzusetzen. Da die Tschirokis nicht weichen, versuchte man durch List und Bestechung zum Ziele zu gelangen, erkaufte die Stimmen einiger Häuptlinge und schloß mit diesen einen Vertrag, nach welchem die Nation auszuwandern verpflichtet war. Mit diesem schurkischen Documente des gemeinsten Betrugs drang die Regierung von Georgia bei der Bundesregierung auf Fortschaffung der Tschirokis. Der Präsident der vereinigten Staaten schickte den Geistlichen Schermerhorn als Unterhändler zu den Tschirokis, dem jedoch die Volksversammlung erklärte, sie wolle ihr Land nicht verkaufen. Dieser würdige (!) Geistliche, der doch sicher wissen mußte, was gemeiner Betrug war, verschmähte es nicht, durch Geldgeschenke an Einzelne die Uebrigen zu binden, und schloß mit einigen Tschirokis (70 Männern im Ganzen), die er für einen Nationalrath ausgab, einen Vertrag, dem zufolge das ganze Land, zwei Jahre nach erfolgter Ratifikation durch den Senat, an die Weißen übergeben werden sollte. Gegen diesen spitzbübischen Vertrag protestirten in Washington 15,000 Tschirokese, aber vergebens; der mit seiner Gerechtigkeitsehrlichkeit prunkende Congress erklärte den Vertrag am 14. März 1836 für bindend und gültig.

Den auf eine so niederträchtige Weise hingepferchten Tschirokis blieb nun Nichts weiter übrig, als vor der Räumung ihres Heimathlandes noch möglichst günstige Bedingungen zu erlangen zu suchen. Aber die Bundesregierung verhandelte sich nur zu einer Entschädigung von 5 Millionen Dollars, da sie dem sogenannten Vertrag von New-Orleans, welchen Schermerhorn angeblich

mit 600 Tschirokis, in der That aber nur mit 70 Männern, abgeschlossen hatte, als gültig betrachtete. Der Senat hatte ihn genehmigt und im Repräsentantenhaufe ging er mit 102 gegen 97 Stimmen durch, „nicht weil er ehrlich und gerecht, sondern zu einer Nothwendigkeit geworden sei und den Indianern zum Nutzen gereiche.“ Um ihn zur Ausführung zu bringen, mußte der General Scott im J. 1838 mit 2000 Mann in das Land der Tschirokis einrücken. Er fand keinen Widerstand. Im J. 1839 wurde General Carroll beauftragt, die Räumung des Landes und die Uebersiedelung der Indianer zu bewerkstelligen. Demnach mußten die Tschirokis die von ihnen gegründeten blühenden Städte, z. B. New-Orleans, und ihre Dörfer räumen; sogar der Gebrauch der freien Presse gegen ihre Peiniger wurde ihnen untersagt, als sie in dem „Cherokee Phoenix“ nachgemessen hatten, daß das Land, um welches sie von den Weißen betrogen worden, einen Werth von mehr als 100 Millionen Dollars habe, indem es die Hauptgoldregion in den nordamerikanischen Freistaaten bilde.

Die Tschirokis konnten in ihrer neuen Heimath die alte nicht vergessen und verfolgten mit ihrem Hass diejenigen, welche den Vertrag von New-Orleans abgeschlossen hatten, obwohl diese Partei späterhin selbst zur Einsicht gekommen war und sich bemüht hatte, das Geschehene rückgängig zu machen. Auf Grund des oben angeführten Gesetzes, welches den mit Todesstrafe bedroht, der ohne Einwilligung der Mehrheit des Volkes Land an Weiße verkauft, trafen am 22. Juni 1839 40 tchirokeseische Männer zusammen, um dieses Gesetz auf eigene Faust zu vollstrecken. Sie drangen in Ridge's Haus und ermordeten ihn sammt seinem Sohne und einigen andern Unterzeichnern des Vertrages. Einem Häuptlinge der Kritik, Mac Intosh, war einige Jahre früher ein ähnliches Schicksal zu Theil geworden. Er hatte gleichfalls mit dem Staate Georgia einen Vertrag wegen Abtretung des Landes der Kritik unterzeichnet. Dafür zogen die Krieger gegen ihn, umzingelten sein Haus und schossen 300 Kugeln in dasselbe als Belohnung für den Vertrag.

Zu erwähnen ist noch, daß sich die Regierung der vereinigten Staaten beim Transporte der Indianer in ihre neue Heimath öfter der strafbarsten Nachlässigkeit schuldig gemacht hat. Sie hat es veräumt, die Geschäftsmänner zu überwachen, welche es übernommen hatten, die Ausgelassenen oder Verbannten aus dem einen Lande in das andere zu führen. Am 31. Oct. 1837 waren auf dem Mississippi im Dampfer Womouth eine Waffe von 600 indianischen Auswanderern zusammengeführt. Dieses Schiff stieß mit einem andern zusammen und nicht weniger als 311 von jenen 600 fanden ihren Tod in den Wellen. „Der Dampfer war längst für untauglich erklärt worden, aber für die Nothhülfe mochte er noch gut genug sein.“

Zum Troste gereicht es, daß die Tschirokis sich in ihrer neuen Heimath in günstigen Verhältnissen befinden. Sie haben acht Freischulen und zwei höhere Erziehungsanstalten für Knaben und Mädchen. Sie woh-

nen in bequemen Häusern, treiben mit Erfolg Ackerbau, haben zahlreiche Herden, bedeutende Pferdezahl und die Frauen spinnen und weben. Fast jeder Schirol kann lesen und schreiben; die meisten zeigen Anfertigkeit für die Gewerbe. Das Land ist überdies reich an Salz, Kohlen und Wisp. — Die westlichen Schirols waren schon 1812 über den Mississippi gegangen. (H. E. Hüssler.)

II. Georgien.

GEORGIEN auf dem kaukasischen Isthmus. Mit diesem im Mittelalter aufgetommenen Namen bezeichnete man ein Land auf der Südseite des Kaukasus, welches zur Zeit seiner größten Ausdehnung im Norden den Kaukasus, im Osten das kaspiische Meer, im Süden die turkistanischen Gebirge, im Westen das schwarze Meer zu Grenzen hatte. Gegenwärtig wird nur ein Theil dieses großen Gebietes mit dem Namen Georgien bezeichnet, und zwar der Theil, welchen die Russen, in deren Besitz er ist, Grussen oder Grusinien nennen. In seiner heutigen Begrenzung liegt es zwischen 40° 12' und 42° 18' nördl. Br. und 60° — 64° 30' östl. Läng. Seine größte Länge von dem abfchärschen Gebirge bis wenig östlich über den Einfluß der Tora in den Alan beträgt 60—65, seine größte Breite vom südoßfischen Gebirge im Norden bis an die südlichen Abhänge des Allagaeß und die Berge Kondur und Mueß im Süden 30—35 Meilen. Den Flächeninhalt, welchen die Geographen auf 832, 872 oder gar auf 1600 □ Meilen annehmen, wegen die neuern Reisenden, da sie sich nicht auf eine Messung stützen können, nicht abzuschätzen; die Zahl der aus Georgien, Armenien, Tarsien, Juden, Teutschen und Russen bestehenden Einwohner taxiren sie auf 1,000,000 Seelen.

Die Georgier nennen ihr Land nach Karthlos, dem Sohne ihres Stammvaters Abargameß, Karthuloissa, oder, wie sich selbst, Karthli. Bei den Griechen und Römern hieß es Iberia, das Volk die Iberer oder Iberi. Die Georgier kennen und gebrauchen diesen Namen, schreiben ihn Iweria und theilen das Land in das obere und das untere. Zu dem ersteren gehörte Karthli, Machtethi und ein Theil von Sfa-Atabago, welches die türkische Provinz Achalschi am obern Kaukasus ist; zu dem andern rechnete man Imirethi, Mingerlien, Ghuria und den andern Theil von Sfa-Atabago.

Ob die Iberer im Kaukasus eine Colonie der Iberer in Hispania seien, oder umgekehrt die hispanischen Iberer von den kaukasischen abstammen, muß hier ununtersucht gelassen werden. Das kaukasische Iberia der Alten grenzte im Norden an den Kaukasus, im Westen an Kolchis, im Süden an Armenien, im Osten an Albanien.

Der Name Georgien ist, nach Klaproth (Reise in den Kaukasus und nach Georgien x. 2. Th. S. 1), den Georgiern selbst unbekannt. Er muß aber doch den georgischen Geographen und Chronikenschreibern bekannt gewesen sein, da diese, nach Koch's *) Versicherung (Reise

2. Bd. S. 254), ihn entweder vom heiligen Georg, Georgiens Schutzheiligen, oder von den ackerbauenden Bewohnern (also von γεωργός oder γεωργός) ableiten. Ob eine der beiden Ableitungen etwas für sich hat, ob beide verworfen werden müssen, darüber läßt sich etwas ganz Bestimmtes nicht sagen. Klaproth und Koch verwerfen sie beide, Koch ohne Angabe von Gründen, Klaproth mit Gründen, die nicht stichhaltig scheinen. Gegen die Herleitung des Namens Georgien von γεωργός (Ackerbauer) macht er geltend, daß man in Georgien im Ackerbau noch sehr weit zurück sei, und weiß als Stütze dafür nur auf den schwerfälligen Pflug hin, zu dessen Fortziehen gewöhnlich acht Paar Büffel gebraucht werden. Er hat aber nicht bedacht, daß es gar nicht darauf ankommt, in welchem Umfange und in welcher Weise der Ackerbau betrieben wird, sondern nur darauf ob der Ackerbau ein den Georgier von andern Stämmen unterscheidendes Merkmal abgibt, und das ist allerdings schon in sehr frühen Zeiten der Fall gewesen, wie wir bei Strabon (Lib. XL p. 480 der neuesten Ausgabe vom J. 1549) lesen, wo es heißt: „το μὲν οὖν μέλιον τῶν Ἰβήρων οἱ γεωργῶνται καὶ πρὸς εὐχέρην ἐν ἰσχυρῇ οὐκ εὖν ἀρνιόται καὶ μὲν οὖν ἀκονισμῶν τῆς δ' ἐμύρης οἱ μέλιον καὶ μὲν οὖν καὶ τῶν Ἰβήρων διὰ τὴν γῆν καὶ τὰς ἀρτοποιίας, ὅτι καὶ ἡμῶν οἱ ἀρτοποιοῦντες ἐκ τῆς γῆς καὶ γεωργίας.“ d. i.: „Die Ebene der Iberer bewohnen Leute, die starken Ackerbau treiben und sich zu einem friedlichen Leben hinnenigen und auf armenische und medische Weise eingerichtet sind. Geißer und Streitbar ist die Zahl derer, welche das Gebirge bewohnen und nach Art der Scythen und Sarmaten leben, deren Nachbarn und Verwandte sie sind; doch beschäftigen auch sie sich noch mit Ackerbau.“ Strabon hebt dies besonders hervor, um die Iberer, d. i. die Georgier, von den Stämmen zu unterscheiden, welche bloß oder doch hauptsächlich von der Viehzucht oder vom Raube lebten. So unterschied auch schon Herodot von den nomadisch wandernden Scythen a. 1. 17) die Scythen (Σκυθῶν ἀπορίστας, lib. IV. c. 17) oder landbauende Scythen (Σκυθῶν γεωργούς, ib. c. 18), und Plinius nennt in der Aufzählung der Scythen nach einander Scythas Cimmericos, Cissianthos, Georgos und das Volk der Amazonen.

Die von Meinegg's vermutete Ableitung des Namens Georgien vom heiligen Georg sucht Klaproth (a. a. D.) dadurch zu widerlegen, daß die Georgier selbst sich erstlich Karthli nennen, daß sie zweitens den Namen nicht von ihren persischen und tatarischen Nachbarn erhalten haben könnten, weil bei diesen der Heilige nicht Giorgi, sondern Schirwisch heißen würde, woraus wol Niemand den Namen Georgien bilden würde. Er hat aber dabei ganz vergessen, daß der Name Giorgi als Name für den Schutzheiligen sowohl, wie für georgische Fürsten den Georgiern bekannt und geläufig war.

den J. 1836—1838 von Karl Koch, Prof. in Jena. 2 Bde. (Stuttgart und Tübingen.)

1) Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus in

Bei den Persern, Türken, Tataren und Arabern heist (nach Klaproth) das Land Gurdtschikan und die Bewohner desselben Gurdshi, von dem Flusse Gur oder Kur, dem Hauptstrome des Landes. Daraus haben die Russen Grusien oder Grusienkin gemacht, und aus dem Namen Grusien, meint Koch, sei schließlich der Name Georgien entstanden. Der um die Geographie und Ethnographie des kaukasischen Isthmus hochverdiente Koch hat aber dabei außer Acht gelassen, daß der Name Georgien der ältere Name ist und nicht erst aus dem viel später gebildeten russischen Namen, der allerdings für die Zukunft den alten ganz verdrängen wird, entstanden sein kann. Die Armenier nennen Georgien Urakan oder Brakkan.

Das außerordentlich gebirgige Land hat im Norden und Nordosten bis zur Südoßgrenze hin den Schneerücken des Kaukasus, welchen Koch, soweit er die Grenze zwischen Südoßien und Georgien bildet, das südoßliche Gebirge nennt. Die Ausläufer des Kaukasus, welche, wie das Hauptgebirge selbst, einer Menge Zuflüssen zum Kur den Ursprung geben, laufen im Allgemeinen südlich, fallen gegen den Kur hin ab und bilden so eine nicht geringe Zahl nach Süden streichender Flußthäler.

Im Süden wird das Land von den Gebirgen durchzogen, welche man die arassischen Vordörge zu nennen pflegt, die die Wasserscheide des Kur und Araxes bilden und von Koch mit dem Namen des untern Kaukasus bezeichnet werden, weil man sie nicht als bloße Vordörge bezeichnen könne und weil auch die Armenier sie Sadorin-Gosskas, d. i. unterer Kaukasus oder auch Methin, d. i. das Finstere, nennen, da es wegen seiner Seen und Sümpfe häufig mit Nebel bedeckt ist. Wir wollen den Namen unterer Kaukasus im Verlaufe des Artikels beibehalten. Das Gebirge nimmt, nach Koch, seinen Ursprung von der großen vorderarmenischen Hochebene der tausend Quellen (Bing-Gühl), auf deren Mitte Erzerum liegt und ist als der nordöstliche Ausläufer desselben zu betrachten. Sein östliches Ende besteht es in dem Winkel, welcher durch die Vereinigung der Kura (d. i. des mit der Aragua vereinigten Kur) mit dem Araxes gebildet wird. Seine Zweige sendet der untere Kaukasus nach Norden dem Kaukasus entgegen. Im Westen erstreckt sich, nördlich bei dem zu Osten gehörigen Liohe beginnend, das meschische Gebirge zunächst südlich bis an den Kur, von da ab westlich, um dann wieder südlich der Hochebene der tausend Quellen zuzulaufen.

Der ganze kaukasische Isthmus ist als ein großer Herd vulkanischer Thätigkeit zu betrachten. Nach Koch ist der untere Kaukasus später entstanden als der obere oder eigentliche Kaukasus; nach Wagner²⁾ war die Entstehung der Centralkette des Kaukasus und der Alpen Armeniens gleichzeitig, aber in einigen Gegenden Armeniens dauerte nach dem Emporsteigen der höchsten Porphyreten noch eine sehr lange, sich periodisch erneuernde, vulkanische Thätigkeit fort. Es bildeten sich Krater, aus

denen doleritische und basaltische Massen flossen, welche den Trachytkörper der Regel theilweise überdeckten, während im Kaukasus mit Erhebung der Centralkette die vulkanische Thätigkeit geschlossen scheint. Humboldt betrachtet die Gebirge von Armenien, Aserbeidschan und Kurbdistan als eine Fortsetzung der großen Erdpalte, aus welcher im Osten der Himalaya und Hindukusch emporsteigen und den Kaukasus als Fortsetzung der gangartigen Spalte des Himmelsgebirges, welchem der Kaukasus mit seinen Porphyren und Trachyten in Breite und Richtung fast gleich ist. Der Kaukasus fällt gegen das Steppenland des Nordens, gegen die georgischen Gebirge und gegen die türkischen Thallandschaften, wie gegen das schwarze und kaspiische Meer in gleicher Schrägheit ab; seine trachytische Porphyrcruption, in eugere Grenzen eingeschlossen und auf größeren Widerstand der dort mächtiger gelagerten primitiven Steinmassen stößend, bildete nur eine einzige schmale, aber desto zerfressenere, schroffere und höhere, bald einsache, bald mehrfach gereichte Centralkette; während die trachytischen Porphyrmassen in Armenien, die sich den Weg durch ältere plutonische und neptunische Gebilde zur Oberfläche bahnten, weniger Widerstand und mehr Raum zur Ausdehnung fanden und deshalb, mit wenigen Ausnahmen, nicht so hohe und schroffe Regel, keinen so steilen und gewaltigen Hauptkamm bildeten, sondern sich zu mehrern, durch breite Thäler und ausgedehnte Plateaux getrennten Paralleletten emporbürteten, die Kalfberge und die ältern triassischen Formationen theils auf die Seite drängend, theils mit sich emporsteigend, mit Pässen von 6000–7000 Fuß mittlerer Höhe.

Der Hauptfluß des Landes ist der Kur, der Kyros oder Koroß der Griechen, Koro der Zembdächer, Kur der Armenier, Kur oder Khor der Araber und Perser, Rikwari der Georgier. Er entspringt dicht an der Feste Kumurulu auf dem Berge Barchan im Paschalik Kars in der Nähe der Quellen des Tschorothi, der sich bei Bathum ins schwarze Meer ergießt und ehemals die Grenze von Georgien bildete, hat also seinen ganzen Lauf nach der sonstigen völligen Ausdehnung des Landes. Von seinem Ursprunge an fließt er nördlich bis Achalziche und Borsami, tritt aus Samtsche in Karthli durch eine Schlucht ein, die auf der nördlichen Seite durch einen Ausläufer des meschischen Duergebirges, auf der südlichen durch die Kobanerberge entsteht und bildet ein breites Thal, das vorzugsweise den Namen Thakessel (Choba) erhalten hat, wird nach einem Laufe von etwa vier Meilen wieder durch den Mchawilo, einen südöstlichen Ausläufer des meschischen Gebirges und durch die Dergenberge nochmals eingengt, um nun fast rein östlich bis an die Aragua (Tragwi) zu laufen, die in ihn mündet. Von seiner Vereinigung mit der Aragua ab erhält er den Namen Kura (d. h. Kur und Ka oder Tragua), fließt DSD. und theilweise SD. bis zur Einmündung des Aras oder Arax (des Araxes der Alten), wo die Georgien von Schirwan trennenden Gebirge ihn zu einem südlichen Laufe zwingen, in welcher Richtung er außer und unter Georgien mit mehrern

²⁾ Meist nach dem Ararat und dem Hochlande Armenien von Dr. Moriz Wagner. (Zugart und Zübingen 1848.)

Mündungsarmen bei Saffian in das kaspische Meer fällt'). Von Tiflis bis zu seiner Mündung, auf einer Strecke von etwa 450 Werst, hat er einen Fall von 1070 Fuß par. Maß. Seine zahlreichen Nebenflüsse wie die Seen und Einzelgebirge des Landes werden, um Wiederholungen zu vermeiden, bei den einzelnen Provinzen ihren Platz finden.

Das Klima ist, abgesehen von den sehr hochgelegenen Gegenden, im Ganzen mild. Aber die Temperatur ist trotz der Lage Georgiens auf einem Isthmus und trotz der Nähe des kaspischen wie des schwarzen Meeres nicht so gleichmäßig, als man erwarten sollte. Bei einer mittlern Tageswärme von 12½° R. steigt im Sommer das Thermometer oft auf 28–30° und erreicht in einzelnen Tagesstunden sogar die Höhe von 33°, während es im Winter nur selten unter Null, dann aber auch zuweilen bis 12° unter den Gefrierpunkt fällt. Darin liegt der Grund, daß in Georgien nirgends, am allerwenigsten in den tiefergelegenen Gegenden Südfrüchte oder tropische Gewächse gedeihen. Nur Sommergewächse, deren Lebensdauer einige Monate beträgt, wie Baumwolle, Reis, Sesam u. dergl. erfreuen sich einiger Erfolge, aber Pflanzen, welche den Winter aushalten sollen, gehen zeitig zu Grunde. Nur sehr selten kommt ein Jahr vor, in welchem kein Schnee fällt. Da aber der Winter in der Regel trockener ist, als bei uns und der Schnee nur selten mehrere Tage liegen bleibt, das Thermometer nie lange unter Null steht, aber wiederholt und plötzlich unter Null sinkt, so wird diese Jahreszeit der Pflanzenernte sehr gefährlich. Mit dem Beginne des Herbstes tritt meist das freundliche Wetter ein, dann kommt gegen Ende November, oder auch früher, ein oft mehrere Wochen anhaltender Regen. Dann erscheint wieder heiterer Himmel, der nicht selten den ganzen Januar anhält, manchmal auch noch bis in den Februar hinein fort dauert. In diesem Falle tritt in der Regel Ende Januar die größte Kälte ein, zuweilen bleibt es jedoch auch so gelind, daß man es wagen kann, die Nacht im Freien zuzubringen, wie Dr. Koch am 20. Jan. 1837. Zu Ende Februar oder Anfang März stellt sich ein längerer oder kürzerer Regen ein, der auf den graugelben Bergen das erste Grün hervorlockt, aber plötzliches Sinken der Temperatur mit Schneefall verbunden hält oft Gras und Kraut in der weiten Entwicklung auf. Im günstigen Falle ensinken allerdah Zwiebel- und Knollengewächse rasch ihre in schönen Farben prangenden Blüten. Die schöne, Anfangs blasse, dann weiße Weinrebe bedeckt oft schon im Januar und Februar selbst bei unfreundlichem Wetter alle Berge ringsum. Dazu gesellen sich bald der gelbblau Groum, mehr Gagen, namentlich *Gagea reticulata* Schult. und *Gagea chlorantha* Schult., prächtige, weiß zwiebeltragende Schwertlilien (*Iris reticulata* M. B., *Iris caucasica* M. B. und die wunderschönen Arten *Iris sibirica* Stev., *Iris ae-*

quiloba C. A. Mey und *Iris paradoxa* Stev. und eine vierte von Koch entdeckte und zu einem besondern Genus erhabene Art). Daneben bedecken den Boden ringsum *Scilla sibirica* und *Puschkinia scilloides* Adams, nebst den sparrigen Strauchern des Christdorns, der Haselstraube, der morgenländischen Weibwurz und etwas später erscheint mehr an den Höhen die tulpenblühige *Fritillaria*, an den Rändern die gewöhnliche Traubenhyacinthe, auf den Ufern und Triften die übrigen zahlreichen Arten dieser Gattung. In den Vorhöfen treten die wunderschönen *Guzmania*, tiefer im Gebirge, doch nicht so häufig, die große Farfalle *Biebersteinia*, an Felsenspalten die schmalblättrige *Hohlwurz* auf. Die Umgegend von Tiflis ist reich an verschiedenen wohlriechenden Beischn. An den Bergen wachsen in großer Menge *Nepeta Massini* M. B., *Stachys lavandulifolia* Vahl, *Veronica caucasica* M. B. und *V. austriaca* L. in mehreren Varietäten, *Potentilla verna* L., *Isatis latissilqua* Stev. und *iberica* Stev., *Astragalus eriocarpos* und *brachycarpus* M. B., auf Ufern und unbebautem Boden *Euphorbia Gerardiana* Jacq., *Androsace maxima* L., *Nonnea laeta* D. C., *Oxosma stellatum* W. et K. und *O. echinoides* L., *Pterotheca bifida* F. et M., *Pt. nemausensis* Cass., *Tragopogon orientalis* L., *Ajuga orientalis* L., *Ranunculus oxyspermus* W., *Adonis flammula* Jacq., *Delphinium Ajacis* L., *Papaver arenarium* M. B., *Pulsatilla vulgaris* Mill., *Sterigma torulosum* D. C., *Menisicus lunifolius* Desv., *Clypeola Jontlasii* M. B., mehrere Arten *Alyssum*, *Draba lutea* Gilib., *Calepina Corvini* Desv., *Linum squamulosum* Rad., *Erodium ciconium* L., *Geranium radicum* M. B. Gräser sind seltener als bei uns, den meisten Rasen bildet *Colpodium bulbosum* Tris. In Wäldern und Heden zeigen sich neben Reichen *Primula amoena* M. B., *officinalis* Jacq., *P. elatior* Jacq., die *Anemone* der Apenninen und die echte italische Nießwurz.

Die Höhen um Tiflis sind nur zum Theil mit Gesträuch bewachsen und zwar kommen am häufigsten vor der Christdorn, die getriebte Spiräe, die rosenroth blühende *Amygdalus incana* Pall., und hier und da der nach Pallas benannte Kreuzdorn; in den Schluchten vereinigt viele wilde Prunus- und Prunusarten, Weidenarten, *Corylus Avellana*, *Ligustrum vulgare*, *Evoynum europaeum* und *latissolus* L., der Sauredorn, *Caragana grandiflora* D. C., *Cytisus elongatus* W. et K., *Juniperus Oxycedrus* L. und *excelsa* M. B., die morgenländische und gemeine Weibwurz und einige Eichen, auch einzelne Thornrüsken und weiße Weiden. Eigentliche Wälder treten erst in größerer Entfernung von Tiflis auf.

Mit dem ersten Drittel des März, selten früher, beginnt die Blüthe der Mandel-, Pfirsich- und Apfelsendäume, die des Kern- und sonstigen Obstes erst gegen Ende März.

Um diese Zeit, oft auch später, tritt wieder, mit einzelnen schönen Tagen vermischt, bis Anfang Mai Regenwetter ein, zuweilen auch noch Schnee auf einige

3) Die Mündungen des Rur f. auf der Karte des kaspischen Meeres in: „Verpisul des kaspischen Meeres“ von Dr. Eduard Eichwald. (Stuttgart und Tübingen 1834.)

Stunden. Mit zunehmender Wärme des Regens beginnt die größere Thätigkeit des Bodens, die Berge kleiden sich in freudiges Grün und auch die dürrsten Stellen bedecken sich auf einige Zeit mit Gräsern und Kräutern. Sowie aber die Wolken verschwinden und ein dunkelazurblauer Himmel Tag und Nacht sich über Tiflis ausbreitet, tritt eine nur selten durch Regen abgekühlte Hitze ein, und das herrliche Grün verschwindet mit Ende Juni völlig. Die Hitze ist, wenigstens um Tiflis, bis Ende Juli in stetem Steigen, kleibt im August stationair und nimmt von da an allmähig ab. Die von der Hitze so schwer heimgeschuchten Thäler erklärt Parrot für ungesund. Daß auf den Höhen ein kälteres, ja ein sehr rauhes Klima herrschen kann, versteht sich von selbst und demnach können an einzelnen Punkten der Winter und Sommer zusammen. Es kühlt, wie Bodenstedt schon sagt, zuweilen noch der Schnee an den Steifen, womit wir die Blumen zertreten, die zu unsern Füßen blühen.

Die Hüthäler und Höhen sind mit herrlichen Bädern geschmückt, namentlich zeichnet sich der Westen durch Reichthum an Bädern aus, die theils aus Nabelholz, theils aus Kaulholz mit mancherlei Gersträuchen als Unterholz bestehen. Ziehten und Tannen von solcher Größe und Schönheit, daß sie die herrlichsten Laubbäume geben würden (namentlich *Pinus picea*, *sylvestris*, *orientalis*), flattige Buchen (*Fagus sylvatica*) und dazwischen Eichen (*Quercus robur*), Linden (*Tilia europaea*), Hainbuchen (*Carpinus betulus*), Ahorne (*Acer pseudoplatanus* und *campestre*), Ballnussbäume (*Juglans regia*) sind die vornehmsten Waldbäume. Wo es die klimatischen Verhältnisse gestatten, wie in dem milden, walcreichen Imerien und Mingrelien, gedeiht der Weinstock ohne alle Pflege wunderbarlich. Er umschlingt dasebst alle hohen Bäume, so daß das Land einem großen Weingarten gleicht. Die 3–6" starken Reben treten aus dem Boden hervor, neigen sich zum nächsten hochstämmigen Baume, meistens einer Buche, ranken sich von Ast zu Ast in zahlreichen Verzweigungen und wundersamen Verschlungenen bis zum höchsten Gipfel hinauf, lassen die Fülle ihrer hervorwachsenden Kestle oft wieder zum Boden hinabfallen oder leiten sie noch in zwei oder drei Stämme und bilden so die prächtigsten Guirlanden zwischen den Bäumen. Der Ueberfluß an Trauben ist so groß, daß sie der vielbedürftigste Landmann nicht alle sammeln kann, sondern, namentlich die hochhängenden, den Vögeln und dem Winter überlassen muß, so daß oft zu Ostern noch Trauben des vergangenen Jahres abgesehen werden. In andern Gegenden bedarf dagegen der Weinstock der Pflege wie bei uns.

Das Thierreich bietet an Raubwild Bären, Wölfe, Schakale und die kleine Spitzmaus, an Sperrwild Schweine, Hirsche, Antilopen (Gemsin), den kaukasischen Steinbock und Hasen, unter den Vögeln namentlich Rebhühner, wilde Tauben, Krammelsvögel, Drosseln und Wacheln. Seen und Flüsse sind reich an Fischen, der Kur und seine Nebenflüsse namentlich an fossilen Fossilien und Lachsen, welche zur Winterzeit aus dem kaspischen Meere in den Kur hinaufgehen. Unter den schäd-

lichen wirbellosen Thieren bemerken wir namentlich die Zarateln, deren Biß nicht eben gefürchtet wird, die viel gefährlichere Skorpionspinne (*Phalangium araneoides*), die in den kaukasischen Vorbergen und georgischen Ebenen sich häufig findet, bis 3" lang wird und wie die Zaratel in Erdschären wohnt. Ihr Biß ist, wenn nicht schmerzliche Hilfe angewendet wird, unbedingt tödtlich. Von Zeit zu Zeit wird Georgien durch Duschreden geplagt, die mit Südwinden von Afrikanischen und Erivan bis in das Kurthal kommen, wo sie Weinberge und Weisfelder in Wüsten verwandeln und dann weiter ziehen. Seit 1823 nistet sich als Hausfreundstörcher ein Vogel ein, in Georgien Larby genannt (ob *Turdus roseus*?).

An edlen Metallen scheint Georgien nicht eben reich zu sein. Steinsalz, welches in ganz Georgien gebraucht wird, bezieht man aus Erivan. Eine Salzsäure, westlich von Ananur wird, da sie nur 3/4 Procent krytallinisches Salz gibt, nicht benutzt. Mineralquellen sind theils längt in Gebrauch, theils werden sie noch jetzt für den Gebrauch eingetrichtet.

Der Boden ist mit Ausnahme der Steppen, an denen es dem Lande nicht fehlt, im Allgemeinen sehr ergiebig, wird jedoch nicht so benutzt, wie er könnte und sollte. Im Westen des Ichnus (namentlich in Mingrelien, Imerien und Guria) wird von den Eingeborenen fast nur Hirse und etwas Weiz gebaut; die Hirse wird aber dort nicht lediglich von *Panicum miliaceum* L., sondern auch von *Panicum italicum* L. und *Sorghum vulgare* Pers., selten von *Sorghum nigrum* R. et S. und *Sorghum bicolor* Willd. genommen. Im eigentlichen Georgien (Karthli und Kakethi) baut man Weizen für die Menschen und Gerste für die Pferde, Hafer niemals, wol aber an einzelnen Stellen im Thale des Alafan und des Kur Roggen, entweder allein, oder mit Weizen als Gemengfrucht. Das Obst steht, obgleich Georgien das Vaterland unseres Obstes ist (mit Ausnahme der Pfäumen), dem unsrigen nach, namentlich Äpfel und Birnen. Die Pfirsichen sind nicht besser als unsere am Späther gezeugenen. Am besten gedeihen noch Kirschen und Pfäumen; Ballnussbäume findet man häufig unangepflanzt, Haselnüsse und Kastanien in Menge. Die Maulbeerbäume zieht man der Früchte wegen, in neuerer Zeit werden sie auch des Seidenbaues wegen von der russischen Regierung der Aufmerksamkeit werth gehalten. Die Gärten sind größtentheils nur Obstgärten. Der Blumenzucht wird nur ausnahmsweise einige Sorgfalt gewidmet, unter den Blumen pflegt man namentlich Lilien, Rosen, Nelken und Springe (Gladien). Der Gemüsebau steht auf ganz niedriger Stufe. Außer Bohnen wird von den Eingeborenen fast Nichts angebaut. Eine Menge gewürzhafter Kräuter werden wohl gezeigelt, aber mit Essig eingemacht für die zahlreichen Fasttage aufgehoben. Von bedeutendem Werthe ist dagegen der Weinbau, theils wegen der ungeheuren Consumtion im Lande selbst, theils und besonders weil Russland auf der Südküste der Krim keine Weingegend besitzt und der Bedarf doch sehr groß ist.

Die Viehzucht ist ebenfalls nicht im Schwunge, ob-

wol Muhammedaner wie Christen Schafe und Rindvieh zur Nahrung brauchen. Es gibt dort unser gewöhnliches Rindvieh und Büffel. Der Georgier sorgt aber nicht für Heu auf den Winter. Das Vieh wird auf die magrigen Steppen getrieben, wo es seinem Hunger an ungenießbaren Stengeldreien stillen muß. Dadurch magert es ab, bekommt im Winter fast durchgehends die Räude und gibt nur so lange Milch, als die Kälber gesaugt werden. Kühe und Ochsen dienen meist nur als Zugvieh. Vorzugsweise gepflegt und namentlich von den Bergstämmen in großen Heerden im Frühling auf die mattenreichen Abhänge des höheren Gebirges getrieben werden die Schafe. Sie sind fast sämtlich fettschwänzig, ihr Fleisch ist köstlich, die Wolle schlecht, oft haarähnlich, nur zu groben Seuchen tauglich. In den Gebirgsgegenden pflegt man vorzugsweise die Ziegen, treibt für 40—50 Meilen weit auf die Weide bis zum Herbst. Aus den Haaren derselben macht man wasserdicke Mäntel. Schweine werden nur von den Christen geachtet, namentlich in Gurien und Mingrelien, wo sie in den Urwäldern herumlaufen und zum Schlachten eingefangen werden. In den flachen, sumpfigen Gegenden am Kur, wo fast nur Muhammedaner wohnen, haben sie sich so vermehrt, daß die Muhammedaner zu ihrer Vertilgung Jagd auf sie machen müssen. Die mit Vorliebe gepflegten Pferde sind ausdauernd, aber klein. Esel benutzt man hauptsächlich um Zistis, um die Stadt mit Kohlen zu versorgen.

Nach der neueren russischen Einteilung bildet Georgien unter dem Namen Gurien oder Gurinien die westliche der beiden Statthaltertschaften Transkaukasiens mit eigener Oberbehörde unter dem Befehle des Generalstatthalters. Die zu dieser Statthaltertschaft gehörigen Provinzen sind, von Westen nach Osten gerechnet: Guria, Imerien, Achalschi, Russisch-Armenien und das ganze Karthli, d. i. das eigentliche Karthli, Georgisch-Armenien und Sachien, in zehn Kreisen, bei deren Aufstellung man im Allgemeinen die alten Provinzen beibehalten und deren Hauptstädte zu Kreisstädten erhoben hat. Die zehn Kreise nebst ihrer Bevölkerung sind:

	Einwohner.	
	Männliche.	Weibliche.
1) Kreis Zistis	68,000	54,000
2) Zessif (Sachien)	52,000	43,500
3) Telisawetpol (tat. Provinz)	42,500	36,000
4) Rachisdewan } Armenien	17,600	16,000
5) Erivan }	60,500	53,500
6) Alexandropol (Somschthi)	18,700	17,700
7) Achalschi (Samsche)	23,500	22,000
8) Gori (Karthli)	39,000	39,000
9) Kutais (Imerien)	88,000	81,000
10) Dsargethi (Guria)	20,000	13,000
	429,800	375,700

oder zusammen 805,500 Einwohner. Ferner rechnet man hierher die unter militärischer Aufsicht stehenden Bergvölker (Zibeider, Ossien, Pischaren, Schessjuten, Zhu-

schien und Dscharo-Belafanen) und die beiden selbständigen Herrschaften Mingrelien und Abchasien, sodas die Gesamtzahl der Bewohner der Statthaltertschaft gegen eine Million betragen mag.

Von den Einwohnern der Kreise sind mit Ausschluß des Militärs 2500 geborene Edelleute, 1900 Dienstleute, 3400 Geistliche, 324 Mönche, 11,700 Handels- und Gewerksleute, 2500 tausend Colonisten, gegen 2000 Duhoborzen und Molokanen, 470,000 Kronbauern, 110,000 Kirchenbauern, 230,000 Weissbauern und fast 12,000 Leibeigene im Privatdienste ihrer Herren.

An Steuern haben die Bewohner der Kreise an die Regierung zu entrichten: 1) directe Steuern 325,000 Silberrubel, und zwar 190,000 Rubel in Geld, 135,000 Rubel in Naturalien; dazu kommt die Unterhaltung der Posten, die für die einzelne Familie rirt nicht unbedeutende Abgabe ist; 2) indirekte Steuern: a) Zoll 150,000 Rubel, b) Branntwein 135,000 Rubel, sodas Ausland, mit Einschluß von 132,000 Rubeln aus den Kronzögern und 50,000 Rubel aus dem Salzverkauf, aus der georgischen Statthaltertschaft jährlich etwas über 785,000 Rubel Silber bezieht, wodurch noch nicht einmal die Verwaltungskosten, abgesehen von dem Herr, gedeckt werden. Das Herr, welches die Regierung auf den Weinen erbalten muß, besteht aus 41,000 Mann, und zwar 2000 Mann Cavalerie, 3000 Mann Artillerie, 22,000 Mann Infanterie, 5400 Mann Kosaken und 9100 Mann in Garnison.

Wir folgen, des bessern Verständnisses der Geschichte wegen, nicht der neuen russischen Einteilung des Landes, sondern schildern das Land nach seiner alten Einteilung in Provinzen mit jedesmaliger Bezugnahme auf die gegenwärtige Einteilung.

1. Guria oder Guria, grenzt im Westen an das schwarze Meer, wird im Norden durch den untern Kion von Mingrelien geschieden, die Abgrenze bildet mit der Richtung Nordwest nach Südost Imerien, in Südost die gburischen Berge, eine Fortsetzung des meschischen Gebirges, bis das Land von Samche trennen, im Süden trennt das nach Westen und Nordwesten streichende und nach dem schwarzen Meere verlaufende abchasische Gebirge, welches eine weitere Fortsetzung des meschischen Gebirges ist, und der Fluß Tscholochi oder Tschorochi das Land von Batum. Die größte Ausdehnung von Osten nach Westen beträgt 10—12 Meilen. Es wird in zwei Kreise oder Gaur getheilt, von denen der westliche, an dem Meer gelegene, der Kreis von Dsurgethi, der östliche, von Seitenarmen des abchasischen Gebirges durchzogene, der Kreis von Ragomari genannt wird. In beiden zählt man 127 Dörfer mit 6100 Häusern und 18,000 Einwohnern.

Schurien wurde nach und nach von verschiedenen, wahrscheinlich sämtlich dem lazischen Volke angehörenden Stämmen bewohnt, da die Orientalen noch jetzt den ganzen Küstenstrich von der Mündung des Kion bis nach Trapezunt Lazrak nennen. Es gehörte zu Georgien, später insbesondere zu Imerien, war aber vielleicht, der Entfernung wegen, mehr unabhängig. Gegen Ende

des 15. Jahrh. erscheinen unter dem Namen Ghuriel oder Ghuriel eigene Statthalter des Landes. Nach den georgischen Chroniken starb der Ghuriel Kaschaber im J. 1483. Auf ihn folgte sein Sohn Georg und alle Statthalter führen fortan den Titel Ghuriel. Das Land reichte südlich bis Bathum. Später kam es mit Imerien unter türkische Oberherrschaft und machte sich im vorletzten Jahrhundert von Imerien ganz unabhängig. Der letzte Ghuriel Mamia unterwarf sich 1810 dem russischen Czerter, aber seine Witwe Sopphe nahm im letzten türkischen Kriege Partei gegen Rußland und floh mit ihrem Sohne auf türkisches Gebiet, wo sie auch starb. Der Sohn begab sich später auf Verlangen der russischen Regierung nach Tiflis und wurde dann nach Petersburg gesendet und dort erzogen.

Das Land ist im Allgemeinen flach, fruchtbar, vortheilhaft für Feldbau und Viehzucht, die Luft gesund. Durch die häufigen Uebersälle der Türken, bei welchen die Wohnsitze verheert, Menschen und Vieh weggeschleppt wurden, ist es sehr in Verfall gerathen. Von der früheren Cultur zeugen noch die vielen Ruinen von Dörfern und Schlössern.

Die Bewohner gehören der Mehrzahl nach der georgischen Nation und der georgisch-griechischen Kirche an; doch haben auch viele den Islam angenommen, weil sie sich dadurch vor dem Besiggleppen in die Sklaverei zu schützen vermochten. Außerdem wohnen in Guria noch viele Armenier, Tataren, Juden.

Als russische Provinz steht das Land unter dem Gouverneur von Imerien, der in Kutais residirt.

Der Hauptort Dzurgethi liegt am Ende der Ebene, wo sich die Höhen der südlich gelegenen abchasischen Berge verlieren, und ist Sitz der Regierung, deren Präsident unter dem Gouverneur von Kutais steht. Der Ort Ragomari, die zweite Residenz der ehemaligen Herrscher, unbedeutend.

Im Imerien oder mit georgischer Endung Imirethi mit der Provinz Radscha wird im Osten durch den Keldai, den Sürchlerwerthe, durch das meckische Gebirge, welches auf dieser Strecke Lachasa heißt, und durch die Berge von Golbeur von Ossen und von Kartli geschieden, im Süden bildet das meckische Gebirge unter den Namen Gado und Perlatz die Grenze gegen Samche. Der Pferdefluß und der Gebirgsarm Onetischkoff scheiden es westlich von Mingrelien und der Mufchar nebst den Kiongletschern im Norden von Swanien (Swanien), dem tartarischen Acherkessen und von dem oßischen Gaur Digor.

Imirethi ist, abgesehen von dem westlichen Theile, sehr gebirgig und hat zahlreiche enge, aber fruchtbare Thäler, in denen die vielen Nebenflüsse des Kion sich draußend und tosend von Stein zu Stein stürzen, um sich, großentheils schon vorher vereinigt, in den Hauptstrom zu ergießen.

Die beiden Imerien durchziehenden Gebirge sind das meckische Gebirge und der Katerala. Das meckische Gebirge, dessen nördlicher Anfang, der Liobo, Ossen angehört, hat zuerst eine südliche Richtung bis an den

Kur, wendet sich von da ab westlich und dann wieder südlich, um der Hochebene der tausend Quellen jugulaufen. Von den unbedeutenden Ausläufern, die sich im Imerien ausbreiten, sind westlich die Berge von Golbeuri (Golbeur) zu nennen. Der Katerala, eine vom Morescha ausgehende, rein westlich laufende Gebirgskette, deren oberer Theil Sürchlerwerthe heißt, trennt das Flußgebiet der Quirila von dem das eigentlichen Kion und das eigentliche Imerien von seiner nördlich liegenden Provinz Radscha. Er hat sein westliches Ende in dem Winkel, welchen der Kion bildet, indem er seinen westlichen Lauf in einen südlichen ändert. Sein Südbahng ist äußerst fruchtbar und die Vegetation daselbst sehr üppig, wogegen das ganze Terrain von den Nordabhängen bis an die Ufer des Kion sehr stark das Gepräge der vielsachen, im Innern der Erde erfolgten Revolutionen trägt und eine Menge Höhlen und Kluft bietet. Eine Menge Arme von unbedeutender Höhe laufen von Norden nach Süden und bilden die Wasserscheiden zahlreicher Bäche und Flüsse. Die auf ihm entspringenden Quellen gehen theils zur Quirila, theils zum Kion, die an der westlichen Grenze zusammenfließen.

Der Hauptfluß, der Kion oder Kione, entspringt (nach Klaproth) auf der Ostseite des Elbrus (bei den Swanen Passa genannt), läuft Anfangs drei Meilen östlich zwischen dem Schner- und Schiefergebirge, nimmt in Radscha bei dem Dorfe Gberi eine südöstliche Richtung bis zum Dorfe Giola, wo er die aus RD. kommenden vereinigten Bäche Welsoa und Tschirali aufnimmt. Von da geht sein Lauf SWW. durch das Schiefergebirge bis zu seiner Vereinigung mit dem Dhedhede, der von RD. aus dem oßischen Districte Dwaletts oder Dwaletthi kommt und sich bei Dni in die Linke des Kion ergießt. Darauf wendet sich der Kion ganz nach SW., trennt eine Zeit lang das Schiefer- und Kalkgebirge und tritt dann in das letztere ein. Nun erhält er von beiden Seiten eine Menge Zuflüsse, bis dahin, wo er den Fluß Ladshanuri in seine Rechte aufnimmt, worauf er sich nach Süden wendet. Auf diesem seinen südlichen Laufe ist sein beträchtlichster Zufluß die Agualkietela (so genannt von den orangefarbenen Filzen, die daran wachsen), welche in der imirethischen Provinz Otriba im Kalkgebirge entspringt und ziemlich bedeutend ist. Von Khutaisli (Kutais) geht der Kion in südlicher Richtung zwischen dem Kalk- und Korgebirge und nimmt endlich bei Waridje den bedeutenden Strom Quirila (Kwirila oder Kwirili) in seine Rechte (?) auf. Die Quirila entspringt in Ossen bei dem Dorfe Zona (Zona) am Fuße des Schiefer- und Kalkgebirges, welches nach Süden stricht und die Grenze zwischen Imirethi und Kartli macht (also am meckischen Gebirge, nach Koch), in dem Winkel, der am Morescha durch den Liobo und Sürchlerwerthe gebildet wird, läuft zuerst in einen hohen Bergkessel und wird auf ihrer Rechten durch den Kach-

4) Hier ist Klaproth im Irrthume. Er hat offenbar die Seite, die er Stromaufwärts zu Rechten hatte und die eigentlich die Linke ist, die Rechte genannt.

schiffsnal (Koch nennt den Fluß Dschrubtsch), Tschalapura (Tschalapuri bei Koch), Dsewula und Tschischura, auf der Linken durch die Dsirula und Ghoni verstärkt. Nach Koch fließt sie, nach Ausnahme des Dschrubtsch, sich durch ein enges Felsenthal mit großem Geräusche, das ihr den Namen Duirila (Körn) gegeben hat, südlich und wendet sich bei Scharopani westlich, um bei der Hohenfeste (Wajische) sich in den Rion zu ergießen. In ihrem Verlaufe von Osten nach Westen erhält sie eine Menge Zuflüsse, und zwar zuerst aus Osten die Dsirula, welche in dem Binkel, wo die Gebirge von Gbolbeuri vom meschischen Gebirge abgehen, entspringt, und später die an Größe ihr gleiche Tschirimela; dann die Tschalapuri, die nach der Vereinigung der Dschuba und Sufa diesen Namen erhält, ferner die Dsewula und endlich den Tsal-Bitela (rothen Fluß). Von Süden nimmt die Duirila unbedeutende Flüsse auf, und von ihnen sind der Fluß von Ghani und Satschino (ob Dsirula Klaproth?) zu bemerken. Nach Aufnahme der Duirila fließt der Rion mit wenig Abweichung westlich dem Meere zu. Auf diesem Laufe erhält er von der Rechten Zuwachs durch den Dguskura, Guba, Tschenischnali¹⁾ und Soghuri, auf der Linken durch unbedeutende Bäche.

Der Rion ist nicht groß, bei Kutais im Sommer nur 200 Schritte breit, verschieden tief, das Wasser immer trübe und deßhalb nach seinem Eintritte ins Meer weithin unterscheidbar; sehr fischreich, namentlich an Lachs und Störren (Caviarbereitung); schiffbar kaum 15 Stunden weit, denn von der Mündung des Pferdeflusses an transportiren Soldaten die Waaren nach Kutais.

Imerien bestand ursprünglich aus sieben Kreisen. Der nordwestlichste, Zetschum, wurde in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch den Dadian von Mingrelien erobert; den südöstlichen, Mitis-Itibi, hatten noch früher die Könige von Kartli in Besitz genommen. Es bleiben also, abgesehen von Radscha als funf-tem Kreis, noch vier übrig:

1) Der Kreis Wale (d. i. die Ebene), ein Dreieck, welches durch die Vereinigung des Pferdeflusses mit dem Rion gebildet wird und im Nordosten ein unbedeutendes Kalkgebirge zur Grenze hat. Der Name kommt von dem flachen Boden. Früher gehörte das rechte Ufer des Rion bis über die onagurschen Berge zu ihm.

2) Der Kreis Driba, nördlich und östlich von Wale, begreift das Rionthal südlich vom Einflusse des Ratschona bis nach Kutais und die Gebiete des rothen Flusses und der Dsewula, mit Ausnahme des untersten Theils. Westlich davon und durch die Berge von Berdwan getrennt liegt

3) der Kreis Arguerch oder Marguerch (Argwe-

thi); er besteht aus dem Gebiete der Tschalapuri, der oberen Duirila, der rechten Seite der Dsirula dießseit der Berge von Gbolbeuri, der rechten Seite der unteren Tschirimela und der rechten Seite der oberen Duirila bis zur Mündung. Das rechte Thal der unteren Duirila von ihrem Austritte aus Ossen bis zu ihrer Wendung nach Süden wird Semo-Kroalana, d. i. die obere Wohnsitzge, genannt.

4) Der Kreis Persath (bei Güldenstädt und Klaproth auch Mitas-Sadli, d. i. Berghäuser, bei Wachufsch Sa-Tschidso, d. i. Land der Familie Tschidso), südlich von den drei vorigen, von denen er der Reiche nach durch den Rion, die Duirila, die Dsirula und Tschirimela getrennt wird, soweit diese Flüsse ihren südlichen Lauf in einen östlichen verwandelt haben. Der früher dazu gehörige Sou Sa-Dschamacho im äußersten Westen gehört jetzt zu Ghuria.

5) Die nördliche Provinz Radscha besteht aus dem oberen Rionthale bis westlich an den Gebirgsarm Gwelistaff, südlich bis an das Ratschalagebirge.

Als russische Provinz wird Imerien in vier Kreise getheilt, deren jedem ein Kreishauptmann (Ratschalnik) vorsteht. 1) Der Kreis von Ghoni umfasst den westlichen Theil zwischen dem Pferdeflusse und dem Rion und setzt sich südlich über den Rion bis an das Gebirge von Persath fort. 2) Der Kreis von Kutais erstreckt sich östlich bis an die Wasserscheide der Tschalapuri und der oberen Duirila und setzt sich südlich über die Duirila bis an das Gebirge Persath fort, umfaßt also die Thäler des rothen Flusses, der Dsewula und der Tschalapuri. 3) Der Kreis von Scharopani besteht aus dem noch übrigen Theile des eigentlichen Imerien, also aus den Flußgebieten der oberen Duirila, der Dsirula und Tschirimela. 4) Der Kreis Radscha, dessen Abgrenzung schon oben bestimmt ist.

Die Größe Imerien beträgt ungefähr 160—200 □ Meilen mit etwa 120,000 Einwohnern, von denen 36,000 auf den Kreis Ghoni, 34,000 auf Kutais, 20,000 auf Scharopani und 30,000 auf Radscha kommen mögen.

Das Klima ist mit Ausnahme der Höhen sehr mild, der höchst fruchtbare Boden liefert dem trägen Bewohner Früchte aller Art und Wein in Ueberfluß. Die Flüsse sind sehr fischreich, Radscha ist auch reich an Erzen, die aber nicht ausgebeutet werden.

Die Hauptstadt des Landes, Kutais, am Rion, hat mit Einfluß der Kron- und Saksargebäude etwa 500 Häuser und mit Ausschluß der Militärs etwa 2500 Einwohner. Sitz des Gouverneurs von Imerien, Gurien, Mingrelien und Abchasien, neuerdings Hauptquartier des westlichen Transkaukasiens. Der größte Theil der Bewohner, namentlich der Handelsleute, katholische Armenier von trefflichen Sitten, viele Juden und eigentliche Imierier. Die Burg von Kutais durch General Zottleben im J. 1770 zerstört. — Ghoni, dicht am Pferdeflusse, ein freundlicher Marktflecken mit ungefähr 250 Häusern und 1400 Einwohnern, von schönen mit Weinreben und Obstbäumen bepflanzten Gärten umge-

5) Tsenis-Astai (Pferdefluß) bei Koch, bei den Griechen Hippas (Hemos) genannt. Wahrscheinlich erhielt er diesen Namen von dem raschen Laufe. Nach den geographischen Chroniken rühmt der Name davon her, daß von dem großen Heere des persischen Königs Xerxes Barzan-Aru 40,000 Menschen in ihm mit ihren Pferden ertrunken sind.

ben. Sitz des Kreishauptmanns. Alle Freitage auf dem großen, mit herrlichen Kussbäumen, Platanen und Eichen bespöngten Marktplatz in sehr belebter Markt. Scharapani, kaum 10 Minuten südlich von dem alten Sarapana, welches zu Procep's Zeit als Grenzfestung des kolchisch-lazischen Reichs eine wichtige Stelle spielte und 1770 vom Grafen Totleben rasirt wurde, liegt auf einer reizenden Höhe über der Quirila und besteht nur aus wenigen Häusern, welche der Kreishauptmann und seine Untergebenen bewohnen. — Dni, der Hauptort des Kreises oder Districts Radscha, besteht aus einer langen Reihe armerlicher, von Juden und Armeniern bewohnter Häuser.

Immerien gehörte in den ältesten Zeiten ohne Zweifel zu dem blühenden kolchischen Staate. Nach den georgischen Chroniken war es das Erbtheil des Gargis, eines der acht tapferen Söhne des Thargomus und kam später unter die Herrschaft der Griechen. Mit Pharnavos, welcher den macedonischen Statthalter Konon tötete, wurde Immerien und das ganze Land jenseit des meschischen Gebirges wieder integrierender Theil Georgiens, scheint aber bald darauf den Königen von Pontus anheimgefallen zu sein. Als Mithridates der Große unterlag und das Königreich Pontus Roms Oberherrschaft anerkannte, befaßen die auf das beschränkte Reich beschränkten Nachkommen des Mithridates noch eine Zeit lang Statthalter in Kolchis, wozu Immerien gehörte. Es entstanden mit der Zeit eine Menge kleiner Fürsten, von denen der eine, der sein Besitztum Lazien nannte, allmählig die Oberherrschaft über die andern erhielt. Perser und Griechen kämpften später um das ganze Kolchis, dahlten um die Gunst der Könige Lazien, die sich bald den einen, bald den andern unterwarfen. Im Norden von Kolchis, in Abchasien, erhielten sich die einheimischen Fürsten und traten im letzten Drittel des ersten Jahrtausends nach Christo an die Stelle der kolchischen Könige. Nach georgischen Nachrichten wird Leon als erster König von Abchasien genannt, und der Anfang des unabhängigen Reiches vom Jahre 785 datirt. Die abchasischen Könige herrschten eine Zeit lang über Kolchis und selbst über Samosche. In der Mitte des 10. Jahrh. vermächtigten sich Bagratiden auch des abchasischen Thrones und vereinigten ihn darauf mit dem georgischen, jedoch unter einer Art Oberherrschaft der Griechen bis auf Bagrat IV. (1024 — 1072). Die Mithridaten des georgischen Reiches, und mithin auch Immerien, beginnt 1089 mit David II. dem Wiederhersteller bis zum Erscheinen der Mongolen (1198). Von da an sank die Macht der georgischen Könige von Jahrhundert zu Jahrhundert immer mehr, und Michael, der erste Statthalter Immerien, aus königlichem Geschlechte, machte sich 1327 unabhängig. Zwar gelang es den georgischen Königen noch einige Male, die treulosen Statthalter zu bezwingen, aber mit dem Jahre 1462 beginnt ein unabhängiges Königreich Immerien (Imirethi), welches sogar das eigentliche Mutterland noch um einige Jahre überdauerte. Es bestand damals aus denselben Theilen, aus denen früher Kolchis, Lazien und Abchasien zusammengefaßt war, und das

meschische Gebirge bildete die Grenze. Die Statthalter von Mingrelien und Guria erkannten die Oberherrschaft der imirethischen Könige an, strebten aber immer nach größerer oder geringerer Unabhängigkeit, bis es ihnen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gelang, selbständig zu werden. Die Geschichte des Landes bildet ein trauriges Bild der Verwüstung. Einerseits genannten die Türken seinen Einfluß, das sie die imirethischen Könige willkürlich ein- und absetzten, andererseits spielten die Großen des Landes die Herren und schrieben häufig den Königen Gesetze vor. Salomo I. war der erste und einzige kräftige König. Er jagte mit Hilfe der Russen die Türken aus dem Lande und demüthigte seinen mächtigsten Vasallen, den Statthalter von Radscha, der den Versuch, sich 1768 ebenso, wie früher die Fürsten von Mingrelien, der Herrschaft Immeriens zu entziehen, mit dem Verluste seiner Augen und seines Landes büßen mußte. Bei Salomo's I. Tode (1782) begann die Anarchie aus Neuem. Salomo II., aus Auferstehung getrieben, erkannte endlich 1804 Rußlands Oberherrschaft an. Als er sich später wieder davon zu befreien suchte, wurde er 1810 verjagt und Immerien ward nebst Radscha russische Provinz.

III. Kartlhi (russ. Kartalinien) oder Georgien im engeren und strengsten Sinne, wird im Westen durch das meschische Dueregirge und die Berge von Gelbeuri von Immerien geschieden, im Süden bildet die Wasserscheide des Kur und der Ksa (Kur-Ksa-Wasserscheide) unter den Namen der Gebirge von Thor, von Erdshewan, von Didgori, Skalibdi und Schindibi die Grenze gegen Georgisch-Armenien (Semschithi oder armenisch Kular), im Osten grenzt es an die Aragwa, die es von Kachethi trennt, im Norden an den süßlichen, von Koch südöstliches Gebirge genannten Schneerücken des Kaukasus. Kartlhi deckt wenig ebenes Land. Ausläufer des südöstlichen Gebirges scheiden es in eine Menge von Norden nach Süden streichende Thäler; andere von der Kur-Ksa-Wasserscheide aufsteigende Gebirgswenige bilden Thäler, welche von Süden nach Norden verlaufen, und durch den Kur von den aus Norden kommenden Thälern getrennt werden.

Der Lauf des Hauptstromes Kur ist schon oben beschrieben. Es ist hier also nur der wichtigsten Nebenflüsse zu gedenken, die er in Kartlhi aufnimmt. In seine Rechte ergießen sich, von Westen nach Osten gerechnet:

1) In dem sogenannten Thalstet der Schaff und der Thor, deren Gebiet den Gau Thor bildet, welcher in die Gawe von Sabseri und Gudscharethi zerfällt.

2) Der Dsama unmittelbar unter der Stadt Karel. Sein Gebiet wird im Süden durch die Dschamschamaberge von dem Gau Thor, im Osten durch die Berge von Sakchani von dem Gau Sataracho geschieden, und heißt Sa-Dzizano, als Eigenthum der russischen Familie Sigi-Dschwili oder Sijano. Noch weiter östlich münden in den Kur rechts:

3) die Tana und 4) die Chowski, deren Thäler den Gau Sa-Tarchno bilden, welcher durch die Kach-

mitshberge im Süden und Osten begrenzt wird. Noch weiter östlich nimmt der Kur

5) den Tzegan und 6) die Kasstha auf, deren Gebiet den eigentlichen Gau Kartklos bildet. Die Samobolberge scheiden dies Gebiet von der Ebene Digom und dem Gebiete von Tziskis.

In die linke Seite des Kur ergießen sich von Norden her:

1) Im äußersten Westen die Schola. Au ihr aufwärts führt die Straße über das merksichse Gebirge nach Amerien durch den sogenannten iberischen Engpaß, die heutige Tschischforte (Tschis-Kari).

2) Ostlich von der Schola eine Menge kleiner Flüsse, welche der Waduschit sämtlich Phrone heißen. Ihr Gebiet gehört der Familie Pasawando (nicht Zereto, wie Klaproth meint).

3) Die Liachwa oder Liachwi, welche aus der Vereinigung der großen und kleinen Liachwa entsteht. Nach Klaproth (Reise 2. Th. S. 278) entspringen die beiden Liachwi aus dem mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel Gschet, wie er und Dubois alle westlich vom Subberge liegenden Eisberge nennt). — Die große Liachwa (östlich Didi-Liachwa) entspringt, nach Koch (Reise II. S. 91), westlich auf der Hochebene Keli, geht Anfangs westlich und empfängt, bevor sie sich südlich wendet, vom Jozet, Sedch und Baglanbag bedeutende Bäche. Zuerst durchfließt sie den Gau von Waganan-Danalen, dann den Gau der großen Liachwa und endlich den Gau von Dschawi, wo sie die aus dem Gause der Westketten kommende Waga aufnimmt. Unterhalb Bschinnal bei dem Dorfe Tschwinidisi vereinigt sie sich mit der kleinen Liachwa. Die kleine Liachwa (Patar-Liachwa, bei den Ossen Tzisk-Lachwi oder Tzisk-Lemachi) entspringt rein südlich von der Hochebene Keli. Der vereinigte Fluß ergießt sich in der Nähe von Gori in den Kur.

4) Der Kan entspringt ebenfalls von der Hochebene Keli und fällt noch oberhalb Rachtba in den Kur.

5) Die aus der weißen und der schwarzen oder echten Aragwa sich bildende Aragwa (Kragwi). Die weiße Aragwa entspringt von dem Gudban, einem hohen Berggipfel des Kaukasus, und fließt rein südlich. Ihr Gebiet wird im Westen durch einen Ausläufer des Kaukasus, den Salago, von dem Gebiete der schwarzen Aragwa oder dem Gause der Gudamakaren getrennt. Im Osten befindet sich ein gleicher Ausläufer, Schuschar, der es von dem Thale der Sora trennt. Unweit Ananur bei dem Dorfe Schinnau ergießt sich die weiße Aragwa in die echte oder schwarze. Die echte Aragwa (bei den Ossen Kadbe genannt) entspringt in dem östlichen Gause Gudo im äußersten Westen von der Hochebene Keli, namentlich von dem Kaladfa, und wölzt sich, gleich dem Teerl, wild brausend und schäumend über Felsen und Steine bis zur Heerstraße zwischen unterhalb

mit Laubholz bewachsenen, auf den Spitzen mit ewigem Schnee bedeckten Höhen eines engen Thales. Ihr Thal wird von den Gudamakaren (d. i. jenseit der Subberge Wohnende), einem im Verlaufe der Jahrhunderte zu einem Räubervolke verwilderten, georgischen Volksstamme bewohnt. Das obere Gebiet der weißen Aragwa wird von dem Stamme der Tschifuren bewohnt, zu deren Reichthum noch die Quellen des in die Surdcha fließenden Argun gehören. Südlich von ihnen beginnen mit dem Thale eines Baches, der den Namen der pschawens Aragwa führt, die Wohnsitze der Pschawen. Noch weiter unten gehört das Thal der weißen Aragwa nebst der linken Seite der echten Aragwa zu dem Gause Tbianeschi.

Kartkili wird von den Georgiern seit den ältesten Zeiten in Semo-, Schina- und Kweremkartkili, d. i. Ober-, Mittel- und Unterkartkili getheilt. Unter Semo-kartkili versteht man streng genommen nur den höchsten Theil Kartkili's von den Kedanbergen bis zu denen von Rachtwa und Derzeni, also die Gause Sabdcher und den Thalkessel, im weitern Sinne zählte man auch das oberste Kurggebiet oder Samsohe dazu. Schinakartkili liegt östlich von Samsohe und Anirethi, westlich von Kachien auf beiden Seiten des Kur, Kweremkartkili südlich von Schinakartkili bis zur armenischen Grenze. Die Russen theilen Kartkili in zwei Kreise: 1) den Kreis von Gori und 2) den Kreis von Duscheth (Zuscheth bei Klaproth). Der erstere größere umfaßt den Westen bis an den Kan und den ganzen Theil südlich vom Kur; der Kreis von Duscheth geht vom Kan bis an die Aragwa. Die nächsten Umgebungen von Tzisk mit einem Theile Georgisch-Armeniens und Kachiens bilden den tskisser Kreis. Die Zahl der Bewohner beträgt etwa 90,000, von denen noch nicht ein Drittel auf den Kreis von Duscheth kommen. Die Hauptstadt des Kreises Gori und des ganzen Kartkili ist Gori in einer großen Ebene am Fuß eines niedrigen Sandsteingebirges, mit etwa 500 Häusern und, das dort garnisonirte Regiment eingerechnet, etwa 4000—4500 Einwohnern, größtentheils Armeniern. Die Stadt ist verhältnismäßig wohlhabend, da die Berggipfel des Südens und Nordens kirchens kommen, um ihre Produkte gegen andere Bedürfnisse umzutauschen. Der Bazar hat eine Menge Kaufleute. Etwa 1½ Meile von der Stadt steigt eine Felsenabst. ein merkwürdiges Baumert aus grauer Porzellan, die Feste Uplös-Bige, wie es keine zweite auf der Welt gibt. Auf der Höhe eines Felsen aus Molasse bestehendem Berge ist sie in östlicher Weise ausgehauen wie man die alten römischen Städte Herculaneum und Pompeii ausgegräbt. Sie ist nicht in den Felsen eingehauen, sondern die Felsen, welche die Spitze des Berges bilden, haben nur dazu gedient, an Ort und Stelle das Material zur Fertigung der Häuser zu liefern. Die Häuser stehen frei auf der Höhe des Berges, von dem sie früher einen integrierenden Theil ausmachten und sind durch Straßen und Gänge von einander geschieden. Ihr Aussehen, das dem unserer Häuser gleicht, ist plump, das Innere, was oft acht bis zehn Gemächer bildet, desto schöner. Die großen Zimmer werden in der Regel in der Mitte durch

6) Die georgischen Grenzen bezeichnen die ganze Gebirgskette vom Kachbi bis zum Subberge mit dem Namen Gsch, was im Ossißen einen Berg, namentlich einen Eisberg, bedeutet.

Säulen getragen. Diese sind, wie die oft gewölbte Dede, nicht selten mit den herrlichsten Zierathen geschmückt. Deckungen dienen als Fenster und zum Durchzuge der Luft. Viele Zimmer sind mit Balconen versehen. In den Straßen sieht man noch Rinnen und Kanäle, in denen wahrscheinlich, wie in römischen vorbandenen Cisternen, das Regenwasser gesammelt wurde. Nach Dubois, der Abbildungen dieser Felsenstadt geliefert hat (Voyage, T. III. p. 190 und Atlas, Série IV.), gehörte die Bauweise zwei verschiedenen Zeiten an. Sie wurde der Sage nach von Ulpis, einem Enkel des Kartlios, erbaut und zur Zeit des Dschingis-Khan verlassen.

Duscheth (Duschethi), die anschnliche Hauptstadt des Kreises Duscheth mitten im Gaur Dsalaethi (Gersiko bei Klaproth), erscheint halb georgisch, halb russisch. Sie ist der Sitz des Reichshauptmanns des duschethschen Kreises. Mzchetba (Mtscheth), die ehemalige Hauptstadt von Georgien, jetzt ein kleines Dorf in dem Winkel, welchen Aragua und Kur bei ihrer Vereinigung bilden, auf der rechten Seite der Aragua und auf der linken des Kur, 10 Faden über dem Spiegel des Kur, rings von Bergen umgeben. Der Sage nach wurde es erbaut von Mzchetbos, einem Sohne des Kartlios. Der persische Erzählung Urban umgab es mit einer Mauer, erbaute eine Festung an der Kettebrücke, eine andere im Norden und verband sie mit der jenfeit des Flusses liegenden Armusa. Uson zerstörte die Festungswerke, Pharnavaz baute sie wieder auf. Mirian (reg. 265—318 n. Chr.) erbaute eine hölzerne Kirche, in der ein zerrissenes Kleid Christi aufbewahrt wurde. Nördlich davon baute er noch eine zweite Kirche von Quadern mit einer schönen Kuppel. In dieser liegt der König Mir (668 n. Chr.) begraben. Wachtang Guegassian (von 446—499 n. Chr.) erbaute Mzchetba von Stein und setzte einen Katholikos ein, verlegte aber die Residenz 469 nach Tiflis. Die alte Kirche in Mzchetba, eine der schönsten in Georgien, ist von griechischen Baumeistern aufgeführt. — Tschinwall auf dem westlichen Ufer der großen Kachwa, von bewaldeten Bergen umgeben, enthält 2—300 Häuser und 2000 Einwohner (Armenier, Georgier und Juden). Die Festung, dicht am Ufer des Flusses, besteht aus vier 9—12 Fuß hohen Mauern.

IV. Kachien oder Kachethi, östlich von Kartlii, besteht aus den Thälern der Flüsse Jori und Alasan und ihrer Zuflüsse. Die Grenzen sind im Westen die Aragua (Kragwi), im Norden und Osten der Hauptrücken des Kaukasus, in dessen jenseitigen Thälern die Kumiken, Ksagier, Dido und Kisten wohnen, im Südosten trennt ein Gebirgsgarm, der den Karatschai, einen Nebenfluß des Alasan im Nordwesten einschließt, Kachien von der Herrschaft des Sultans von Eissen; im Süden bildet der Kur die Grenze.

Die Jora (Jori oder Jori bei den älteren Reisenden) entspringt vom Borkalo, einem sehr hohen Berge des kaspischen Küdens und von den Schufharbergen, die vom Borkalo auslaufen und im Süden der pschawischen Aragua bis an die weisse Aragua gehen. Die Jora läuft Anfangs rein südlich, dann südöstlich quer

durch Kachien und ihr Gebiet wird im Westen durch die Gebirge von Kuch und Garesch, im Osten durch die von Kach und Her begrenzt. Unweit der südöstlichen Grenze ergießt sie sich über dem Fieden Danghisch in den Alasan, der sich bald darauf mit der Kura vereinigt. Der Alasan (Alasani), östlich von der Jora und mit ihr parallel, entspringt auf der Südostseite des Borkalo, geht zuerst südlich bis zum Einflusse der Ito in seine rechte Seite und wendet sich von da mehr nach Südosten. An der Südgrenze Kachiens ergießt er sich in die Kura. Im Westen begrenzen sein Gebiet die Gebirge von Kach und Her, im Osten und Norden der Kaufasus. Nördlich der Jora ergießen sich in seine Rechte die Ito und Thurdo, in seine linke Seite die Schtora, Lepota, Gremi, Abano, Kabalah, Wlad-Su, Delalan, Tschai, Asch, Subalgai-Tschai, Widschagan. Um seine Quellen wohnen die Tschisti, ein schon lange in die Gebirge entfloherner georgischer Stamm, dessen Verbrüderung Jowa heißt. Der Fluß Kotschin entspringt in dem Kessel Kartkopi, läuft Anfangs südlich, wendet sich beim Samgor angekommen, westlich und ergießt sich in die Kura. Sein unteres Thal heißt Dman und gehört zu Lio. Dem nördlichen Theile Kachiens gehört die schon bei Kartkopi erwähnte weisse Aragua an, mit ihrem links einfließenden Nebenflusse Tscham, dessen Gebiet den Gau Gherl bildet, in welchem sich die ersten Juden niederließen. Das obere Gebiet der weissen Aragua bewohnen die Ghesuren, zu deren Völksthum noch die Quellen des in den Sandstiche fließenden Argun gehören. Südlich von ihnen beginnen mit der pschawischen Aragua die Wohnplätze der Pschawen.

An Verzügen sind zu nennen: 1) Der Salago, ein Ausläufer des Kaufasus, der das Gebiet der weissen Aragua von dem der schwarzen trennt (Gau der Gudomakoren). 2) Der Schufchar, ein zweiter Ausläufer, östlich von der weissen Aragua, der das Gebiet derselben von dem der Jora scheidet. 3) Das Gebirge von Kuch begrenzt das Gebiet des Gaur Gherl östlich und der Zedabens (auf Klaproth's Karte Zedabien), ein Ausläufer des Gebirges von Kuch, südlich. Dieser Ausläufer verliert sich am Kur Mzchetba gegenüber. An der Südostgrenze des Gaur Gherl oder Sa-Guramo sendet das Gebirge Kuch zwei Arme ab, von denen der eine, Zmar, westlich bis an die Kura, der andere, Lio, südlich bis zum Fluße Kotschin (Kobschin) geht. In dem Winkel beider Arme liegt der Gau Lio mit der dicht an der Kura liegenden Ebene Didebek. Das Gebirge setzt sich südlich fort und verläuft in dem Samgor; dadurch entsteht östlich vom Gau Lio der Kessel Kartkopi, in dem der Kotschin entspringt. Der Samgor bildet den Anfang des Gareschgebirges, welches sich zwischen der Jora und Kura südöstlich hinzieht. Zwischen ihm und der Kura liegt im Norden die Steppe Kariaia, in der oben an der Kura die Ruinen der alten Stadt Wokan-Kalala oder Kuffah liegen. Nach Waduscheth gehört die Steppe zu Georgisch-Armenien und ist von Gardabosch erobert. Ein westlich bis zur Kura gehender Arm des Gareschgebirges trennt die Steppe von der Steppe

Tschiran-Tschugur, die bis zu dem Einflusse des Alafan reicht. Die tifsirer Stabellarte zählt Karaia zur Diskranje Kaschien und Tschiran-Tschugur zum früheren Khanat Gandscha. 4) Das Gebirge von Kach, ein Arm des Werbalo. Ein zweiter Arm schließt das Thal des Alafan im Osten ein und scheidet den Fluß von seinem Nebenflusse Schtora.

Das ganze Gebiet des Alafan bis zu den Schuabergen, welche an der Vereinigung von Kach und Her von diesem östlich ausgehen und an dem Alafan sich verlaufen, bildet das alte Land Kach, was dem Kachos zufiel und in drei Gauen zerfällt, von denen der obere Pantis, der östliche Lepota, der westliche Alawerdi heißt. Der Name Kach ging später auch auf die Länder Kuch und Her über. Das Land Her, Erdtheil des Heros, eines Bruders des Karthlos, beginnt südlich von den Schuabergen. Das Thal im Nordosten des Gebirges Her bis an den Alafan, mit Ausnahme des Südosttheils, heißt jetzt Unter-Kachien (Schiginit-Kachethi) und bildet den fruchtbaren Theil Kachiens.

Das obere Gebiet der Tora bis an die Berge von Kilo und Her ist das Land Kuch, das dem Kuchos, einem Sohne des Karthlos zufiel. Nach der Chronik erhielt Kuchos auch Kussak und darnach gehörte wol alles Gebiet zwischen Tora und Kura bis Kussak zum Lande Kuch. Der obere Theil des Torathales mit dem untern Theile der pschawischen Aragwa und der linken Seite der rechten Aragwa bis zu den Solanbergen bildet den Gau Thian ober Thianethi, der sich im Nordwesten bis an die Kura fortsetzt; der untere Theil den Gau von Ergo. Das untere Gebiet der Tora ist nur im Norden gebirgig und heißt bis dahin, wo die Berge von Kuch in die von Garedsch übergehen, das Land von Garedsch. Ein Theil des Nordens wird von Dwalen bewohnt und bildet den Gau Amaltha-Garedsch; der übrige gebirgige Theil heißt Sa-Garedsch; der untere ebene Theil bis dahin, wo sich die Gebirge von Her verlaufen, das garedschische Kachien (Garedsch-Kachethi), der übrige vereinigt sich mit der Ebene des Alafan und führt mit dieser den Namen Upadar. In dem durch die Vereinigung der Tora und des Alafan gebildeten Dreiecke liegt der, mit Ausnahme des Nordens nur aus Steppen bestehende Gau Kifil, dessen oberer Theil aus Kambschi (nach Klaproth das Kambsiene des Strabon) genannt wird. Der untere Theil ist durch unbedeutende Höhen in zwei Steppen getheilt, in die östliche Upadar und in die westliche Bina-Mindori.

Das Land jenseit des Alafan heißt Gaghma-Mari oder Gaghma-Mchar (d. i. jenseit des Flusses gelegen), in dem sich mit Erlaubnis der Könige Lesgier ansiedelten. Der südöstliche Theil machte sich unter dem georgischen Nemegaten Schah Abbas (Ali Sultan) unabhängig und seine Nachkommen herrschen noch dafelbst unter dem Namen Sultane von Glissen (Glissini), seit 1820 unter russischer Oberhoheit. Die unabhängigen Thäler nordwestlich von Glissen bis zum Einflusse der Kadaloh sind 1831 unterworfen und bilden die dscharschen Districte mit der Festung Sakatal. Ferner gehören zu Kachien die 1831, 1832 und 1837 unterworfenen Ver-

brüderungen jenseit der Gebirge, nämlich die Dido und Unsch an den Quellen der bibidschen Talaria und die Anzug an den Quellen der Samura.

Der Boden Kachiens ist fruchtbarer und auch angebauter als der von Karthli, der Himmelstreich besonders günstig; doch sind die unfruchtbareren Gebirgsgegenden mehr bebaut, als der Südrücken, weil dort Abfahrmangel, unentwässigte Sommerhitze, Kriege- und Raubzüge der Perser und der südlichen Khanen, wie der nördlichen Kaufleute das Land entvölkert haben. Nur die Ebenen des Alafan sind wegen ihrer ungemäßigten Ergrübnigkeit bevölkert, die der Tora verlassen. Die Dörfer sind von Obstgärten, Kornfeldern und unabsehbaren Weingärten umgeben. Die Hauptproducte sind Weizen, Gerste, Hirse, Dornia, Baumwolle (Bamba), Seide (Abreschumi), Krapp (Endro) und vor Allem Wein, der das eigentümliche hat, daß er nie Kopfschmerzen erzeugt, dagegen den untern Körper mit fettamer Schwere belastet und von dem der beste bei Achmita gewonnen wird.

Nach der neuen Eintheilung zerfällt Kachien in drei Kreise, den dscharschen District und die Herrschaft von Glissen. Der Kreis von Zheless (Zhelami) umfaßt beinahe den ganzen nordwestlichen Theil, nämlich die Länder Kuch und Kach, einen großen Theil von Garedsch, ein Drittel von Her nebst Gaghma-Mchar. Die Gauen Gerk, Erban, Kilo und Kartsohi bilden den kachischen Theil des tifsirer Kreises. Dem dritten Kreis Kreis von Signach, bildet der übrige Theil von Garedsch und Unterkachien und der Gau Kifil bis an den Einfluß des Alafan in die Kura. Der dscharsche District besteht vornehmlich aus den Thälern des Belafan und der Fina. Die meist aus Georgiern entnommenen Vorkaiser (Priskasse) stehen unter dem Kreishauptmann von Zheless. Die Herrschaft der Sultane von Glissen, östlich vom dscharschen Districte bis an die Provinz Scheklo, besteht vornehmlich aus den Thälern der in dem Alafan sich ergießenden Flüsse Kapi-Tschal und Kurnul-Tschai. Die Bewohner Kachiens sind größtentheils echte Georgier und haben nur wenige Armenier und Juden unter sich. Ihre Zahl beträgt 149,000, von denen auf den Kreis von Zheless 54,000, auf den kachischen Theil des tifsirer Kreises 7000, auf den Kreis von Signach 46,000, auf die Bergkämme 14,000, auf den dscharschen District 20,000 und auf die Herrschaft Glissen 8000 Seelen kommen.

Wichtige Orte in Kachien sind: Torgaragardsch, zerstörte Festung und ehemalige Hauptstadt von Kachethi am Abhange des Gebirges gegen den Alafan. Signach, bedeutende Festung und Kreisstadt am Bache Anagischewi. Gremi, beständigstes Dorf in Gaghma-Mchar an den Bächen Zubani und Belnisi, in dessen Nähe im Thale die ehemalige Stadt Gremi, von der noch fünf Kirchen übrig sind, theils mit georgischen, theils mit armenischen Inschriften. Thianethi im Gause gleichen Namens. Zheless (Zhelami), Kreisstadt, an einem Bache, der zum Alafan fließt. Sie besteht aus drei Ruinen umgebenen Quadraten oder Festungen, die durch tiefe, 200 Schritt breite Klüfte getrennt werden. Gorantba in dem Winkel der Vereinigung der Tora und des Alafan,

wo einst die Hauptstadt Heros stand. — Zu bemerken sind noch Ruinen einer Mauer von der Höhe eines Reiters zu Pferde und 1½ Elle Dicke vom Dorfe Belakan bis zum Bache Kaschatschkal sich erstreckend, die der Sage nach von der Königin Thamar (1171—1198 n. Chr.) als Grenze zwischen Georgiern und Lesgiern angelegt word. Belakan, sonst als Balakan berühmte Stadt in Arzon oder Aran. Auch zwei deutsche Colonien, Mariensfeld und Petersdorf, liegen in Kaspien.

V. Somchithi, Somchien oder georgisch Armenien, weil die Armenier von den Georgiern Somochi genannt werden, bei den Armeniern selbst Kufar genannt, fließt in seinem gegenwärtigen Umfange im Osten an die Kura, an das Verbudsch (Bedrubusch) Gebirge und wo dieses westlich in die Kur-Araxes-Wasserscheide übergeht, an den allein stehenden Maghes gegen Kachien, Kasachien und Armenien. Im Süden wird die allmählig schmaler werdende Provinz durch die Bombasberge und die unbedeutenden Höhen von Boguutu vom russischen Armenien getrennt. Der Arpatschal im Westen trennt sie vom Paschalik Kars und das Bakuliangebirge von Samtsche.

Das sehr gebirgige Land hat nur im Süden und Nordwesten Ebenen, sonst allenthalben enge, von zerrissenen Höhen eingeschlossene Thäler. Der untere Kaukasus oder die Kur-Araxes-Wasserscheide durchzieht die Provinz unter dem Namen der Winbberge (Elladara) und bombasschen Berge im Süden und Westen und setzt sich im Osten als das Gebirge des blauen Sees, im Westen unter dem Namen Tschüldir-Dagh fort. Nur die Gause Bafsch-Schuragel und Kaifal liegen südlich vom untern Kaukasus. Der nördliche Theil besteht aus den Flußgebieten der Kfa und des Algeth. Ihr Gebiet wird von dem Kur getrennt durch die Kur-Kfa-Wasserscheide, d. i. ein unbedeutendes Gebirge, welches von dem Erdschewangebirge ausgeht und unter den Namen Lafrea, Bender, Marneul, Komta erst südlich, dann östlich bis an die von Mtscheta ab südlich fließende Kura geht. Die Winbberge senden zwei Arme aus: 1) den Besobdal (Kammhöhe 6268 Fuß nach Parrot's Messung), welcher den District Bombal von dem District Lori trennt und 2) das feuchte Gebirge, durch welches das Gebiet der obern Debeda von dem der Kfa getrennt wird. Der westliche Theil des feuchten Gebirges heißt Lofi, der östliche Letnar (Kammhöhe 5439 Fuß par. Maß).

Der Fluß Algeth entspringt im Westen, fließt zehn bis zwölf Meilen nach Osten und ergießt sich nördlich von der Kurafeste in die Kura. Unter den von Norden kommenden Zuflüssen ist der Aureschi der wichtigste. Derselbe von ihm ist der Gau Gardaban, westlich Sa-Barathiano, eine Besingung der Familie Barathiano; beide zusammen bilden den District Algethis-Ghevi (d. i. Thal des Algeth). Die Kfa entspringt westlich aus der Hochebene von Dschawach von den Bakulianbergen, hat östlichen Lauf und ergießt sich bei der Kurafeste in die Kura. Ihre Zuflüsse von Süden her sind die Jurtaketa, der Maschawer, Schularwer und die Debeda. Das Ge-

biet ihres Hochthales bis da, wo östlich der Bach Kartasch einmündet, bildet den Gau Tzaletschi (ob das Lriare des Plinius. Hist. nat. VI, 117), der im Süden durch die Schaff-Nabadi-Berge vom Gause Schwirts getrennt wird. Das enge Thal der Kfa vom Einflusse des Kartasch bis zum Einflusse des Maschawer nebst den nördlichen Höhen bis an die Algeth-Kfa-Scheide nennt man Kfisis-Gheami (Schlund der Kfa) oder Gheami schlechweg. Die Debeda oder der Verbudsch, ziemlich so groß als die Kfa selbst, entspringt westlich aus den Winbergen, von denen sie auch die Nebenflüsse Dschelar im Norden und Bombal im Süden empfängt, läuft östlich, bis sie bei den Verbudschbergen (Bedrubuschbergen oder Babakar) aufkommt, wendet sich hier nördlich und ergießt sich in die Kfa. Das breite Thal der untern nördlich fließenden Debeda hat den Namen Bortschalo nach dem in ihm wohnenden Latarenkammer erhalten. Früher bildete es den Gau Kurd-Bachschis-Ghevi. Der Gau Dhani wird durch das Gebiet des bedeutenden Maschawer gebildet, im Norden durch den Gebirgsrücken Lufun von Schwirts getrennt, im Osten durch einen Ausläufer des Gebirges von Lofi begrenzt, der sich nördöstlich zwischen dem Maschawer und seinem Nebenflusse Polabaur hinzieht und bei den Georgiern meist unter dem Namen der Berge von Bolnis bekannt ist; westlich befinden sich die Winbberge zwischen ihm und dem Gause Kaifal, südlich das feuchte Gebirge, hier Gebirge von Lofi genannt, zwischen ihm und dem Gause Tschir. Westlich von den Bolnisbergen und dem Gause Dhani in den Thälern des Polabaur und Schularwer auf der linken Seite der Debeda und nördlich vom Gebirge von Lofi liegt der Gau Somcherhi. Der Gau Tschir, der aus den Thälern des Dschelar, der obern Debeda und des Bombal gebildet wird, zerfällt in zwei Districte: a) Agud oder Lori aus den Thälern des Dschelar und der obern Debeda, b) Bombak, aus dem Thale des Bombal bestehend. Der Gau Kaifal (Kaifeti oder Abot) südlich von dem meschischen Gause Dschawach, von dem er durch den Rücken des untern Kaukasus getrennt wird, westlich von den Winbergen an den Duellen und dem obern Gebiete des Arpatschal, der die Grenze zwischen dem Paschalik Kars und georgisch Armenien bildet, im Süden scheidet ihn das Irtagebirge vom Gause Bafsch-Schuragel. Bafsch-Schuragel, d. i. Haupt von Schuragel (wegen der hohen Lage), auf einer sich westlich bis Kars hinziehenden, aber nur bis zum Arpatschal hierher gehörigen Hochebene, wird im Süden durch die Höhen von Boguutu, im Osten durch den Alaghes von Russisch-Armenien getrennt. Nördlich befindet sich der untere Kaukasus und zwar das Irtage- und Bombakgebirge. Dieser trotz seiner hohen Lage noch fruchtbare und zum Getreidebau geeignete Gau ist seit 1829 zur Provinz gekommen.

Die namentlich in ihrem obern oder westlichen Theile sehr verwüstete Provinz hat guten Boden und reiche Waldungen und obwohl sich die Bewohner hauptsächlich auf Viehzucht legen, doch noch Obstgärten, kleine Korn- und besonders Reisfelder. Die Mehrzahl der Bewohner

besteht aus Truchmenen, Tataren und Armeniern und nur wenig eigentlichen Georgiern.

Nach den Chroniken war Somcheli ein Erbtheil zweier Söhne des Kartlos, 1) des Gadschies, der den westlichen Theil unter dem Namen Gadschiani und 2) des Gardabos, der den östlichen und südlichen Theil unter dem Namen Gardabana erhielt.

Neuerdings wird die Provinz in drei Kreise, jeder mit einem Kreishauptmanne eingetheilt:

a) Der Kreis von Tiflis besteht aus dem Gause Sa-Baratiano, der nächsten Umgebung von Tiflis, einem Theile Kakheti's und Kartli's und zählt ohne die Bewohner von Tiflis 12,000 Einwohner, wovon auf den georgisch-armenischen Antheil kaum 3500 kommen.

b) Der Kreis von Bortschalo umfaßt die Gause nördlich von den Lefbergen (mit 23,000 Einwohnern), das ganze Fußgebiet der Asia und der Ugheth und die schöne große Ebene zwischen der Debeda und den Verbudschbergen.

c) Der Kreis von Bambaki-Schuragel begreift die Gause südlich von den Lefbergen, 13,000 Einwohner. Nach Koch's Wanderungen (Th. III. S. 13) wird der dritte Kreis jetzt Kreis von Alexandrapol genannt und umfaßt den Gau Batsch-Schuragel nebst dem Thalreissen von Bambak und Lori mit 36,000 Einwohnern, die meist armenischen Glaubens sind. Seit wenigen Jahren haben sich auch russische Sektirer, Dschaborzen und Malafanen angesiedelt, von denen sich etwa 270 in der Hauptstadt befinden.

Tiflis, Hauptstadt von ganz Georgien und der transkaukasisch-russischen Provinzen unter 41° 41' nördl. Br., 62° 34' östl. L., 1200' über dem Meeresspiegel nach Parrot (nach Capitain Monteith's Messung 41° 43' nördl. Br., nach früherer russischer Berechnung 42° 45' nördl. Br. 62° 40' 30" östl. L., nach Chardin 43° nördl. Br., 64° östl. L.). Der Name kommt von dem georgischen Worte *Tbili* warm, entweder wegen der warmen Mineralquellen oder wegen des warmen Klimas. Die Berge um Tiflis sind ohne alle Vegetation und demgemäß ohne Quellen und Bäche. Außer dem Flüsschen Dabachana, welches aus einem westlichen Thale mitten zwischen heißen Mineralquellen dem Kur zufließt, rieselt nur noch vom Norikaleh oder Steinberg im Süden der Stadt ein Bächelchen, dessen spärliches Wasser nach polizeilicher Anordnung den Rätzischen Weinärten flundenweise zugewendet wird. Die Stadt zeigt ein seltsames Gemisch asiatischer Architektur mit der europäischen-russischen, hat einen Umfang von vier bis fünf Stunden, zerfällt in die vier Theile Kala, Tschilisi, Isni und Gatsch-Uban, besteht nicht unter 5000 Häuser und etwa 61,000 Einwohner, von denen etwa $\frac{1}{2}$ Armenier, die auch 23 Kirchen besitzen, während Georgier und Russen nur 18 haben; außerdem eine katholische Kirche und eine schiitische Moschee. Die Altstadt Tiflis Kala (abgekürzt aus Kalaka, Stadt) wird von den vornehmen Eingeborenen bewohnt und enthält die wichtigsten Kirchen, namentlich die der heiligen Jungfrau geweihte Kirche von Sien, deren Gründung an das Ende des 6. Jahrh. fällt.

U. Buchl. u. M. u. A. Erste Edition. LX.

In dem neueren Theile Gatsch-Uban findet man fast alle russischen Establishments, große Plätze (den von Lauris und Erivan), den prächtigen Palast des Oberbefehlshabers, das Haus des Generalkommandanten, das Gymnasium u. s. w. Tschilisi oder die Badestadt im Süden zwischen dem rechten Ufer der Kura und dem Tschaker mit den schönen Gebäuden des Archierei, der Kunst-, der Lianarantaine und den verschiedenen Schrecksbädern. Isni besteht aus dem Bergquartiere (Amlabar), der Citadelle und dem Sande u. s. w. An der Kura aufwärts die teuffischen Colonien: Neutiflis, aus 50 Häusern in einer einzigen Straße bestehend, mit einer schönen steinernen Kirche. Eig des Oberparreos sämtlicher transkaukasischen Colonien. Ungefähr 1½ Stunde weiter stromaufwärts die Colonie Alexandersdorf, wegen Wassermangels in trauriger Lage. Außerdem in Georgisch-Armenien die Colonien Katharinensfeld und Elisabeththal. Im Kreise Bortschalo Agdscha-Kala (von den Russen Seroi-Samof, d. i. graues Schloß, genannt), Eig des Kreishauptmannes. — Dschelaroğlu, im Gause Dschir oder Tschir, Eig des zweiten Präfekts von ganz Armenien. In dem Orte eine Batterie von acht Kanonen und ein Artilleriepark. — Lori, Festung in einem Winkel, der durch die Mündung des Dschelar in die Debeda gebildet wird, besitzt eine feste, fast unannehmbare Lage. Sie wird von den steilen Ufern der Debeda und des Dschelar eingeschlossen und eine hohe Mauer umgibt sie von der Landseite. Die Stadt Lori existirt nicht mehr. — Gumri (nicht Humri) am Arpaichai, nach ihrer Restauration Alexandrapol (zu Ehren der Kaiserin, daher nicht Alexandropol), Hauptstadt des russischen Antheils an Schuragel, vollkommen regelmäßig gebaut, mit geraden Straßen, casernenähnlichen Häusern, großen Plätzen, gegen 6000 Einwohnern, größtentheils Armeniern, die aus der Türkei eingewandert sind. Die Kreispoll von Gumri ist die bedeutendste, großartigste und wichtigste aller russischen Festungen, für eine Armee von 60,000 Mann eingerichtet.

VI. Ughalische oder Samtsche (d. i. Sa-Mesch, Land der Mescher) oder Sa-Atabago (Land der Atabags), erstreckt sich in der weitesten Bedeutung von den Kobanbergen westlich bis an das schwarze Meer und das Gebirge von Trebizonde. Im Norden wird es durch das meschische Gebirge von Aserien gescheidet. Dieses Gebirge beginnt im Norden mit dem zu Ossen gehörigen Liebe, hat zuerst eine rein sübliche Richtung, wendet sich dann, am Kur angekommen, unter den Namen Gado und Pheratsch westlich, um dann südlich der Hochebene der tausend Quellen (Wingdörag) zuzulaufen. In seinem nördlichen Theile heißt es Lachse und sendet unbedeutende Ausläufer nach Aserien aus, von denen die Berge von Gelbur (Gelbeuri) im Westen zu nennen sind. An der östlichen Grenze Guriens angekommen, geht es unter dem Namen der gurischen Berge wieder süblich, um Samtsche von Gurien zu trennen, theilt sich in mehrere Arme, von denen zwei bis an Meer laufen, und verbindet sich endlich mit der Hochebene der tausend Quellen. Im Süden trennt es die Wasser-

scheide des Kur und Araxes, die hier den Namen der Berge von Aschidri (Arabklus-Mta bei Wachtang) führt. Die nördlichen Quellen des Araxes selbst fließen in Samtsche gehört zu haben, da nach georgischen Karten südlich von denselben Armenien beginnt und das Grenzgebirge Semchithis-Mta, d. i. armenisches Gebirge, heißt.

Der Name Samtsche bedeutet Land der Meschier, der ursprünglichen und späteren Bewohner, die, wenn sie nicht eigentlichen Georgier, doch sehr nahe mit ihnen verwandt sind. Der Name Sa-Atabago stammt aus der Zeit, wo Atabags über das Land herrschten. Nachdem türkische Paschas an die Stelle der Atabags traten, bekam die Provinz den Namen Paschalik von Atchalsche und ist jetzt in die Provinz und das Paschalik Atchalsche getheilt. Die Georgier nennen Samtsche bisweilen auch Kartli und bei den Armenien gehört der Theil westlich vom Kur zur Provinz Daihi, der östliche zu Kaur. Die Grenze des russischen Antheils ist viel nördlicher und wird durch eine Linie von dem Winkel der gurischen Berge bis an den Gerssenfluß gebildet.

Das alte Samtsche umfaßte die Gauen Grusch, Artisan, Kola, Pharkal oder Laes, Klarisch oder Klarischeti, Dorischcha, Ligan, Schapich, Atschara, Dschawach, Pese und Dschire. Das russische Samtsche besteht aus den drei letzten, während die neun ersten türkisch sind. Der Gau Dschire, der vorzugsweise den Namen Samtsche führt, begrreift das Thal des Kur bis zu dem Gebirge von Gruscheti und das des Dschi, der auf dem Pherath und den gurischen Bergen entpringt und sich in den Kur ergießt; da wo dieser von Süden kommend nach Osten umbiegt. Den Namen Dschire leitet man von Dschiroh, einem Sohne des Meschethos, ab. In diesem Gau liegt die feste Festung Atchalsch (d. i. Neuschloß oder Neufeste) und die alten Burgen Dschire und Kertwis und das berühmte Kloster Achur oder Atsqueri. Südöstlich vom Gau Dschire liegt der Gau Dschawach. Er besteht aus dem Gebiete des gleichnamigen Flusses, der sich bei Kertwis in den Kur ergießt. In diesem Gau liegen die großen Seen Pharanan, Sogam und Goli und die Grenzfestung Atchalskai (Neuschloß). Von dem Gau Pese oder Schawur wird er durch die Berge von Kialis-Kuri, von Georgisch-Armenien durch die Kobianberge geschieden. Der Gau Pese besteht nur aus dem Thale des in einen See verlaufenden Flusses Pese. Im Süden hat er das Gebirge von Kars, im Westen den Fluß Kur.

Jetzt wird Samtsche in die fünf Sandchaks Achur, Atchalsch, Aspinde, Kertwis und Atchalskai eingetheilt, zu denen jedoch die Stadt und Festung Atchalsch nicht gehört. An der Spitze der Regierung steht ein dem Gouverneur von Armenien untergeordneter Präsident (Prebidatel), der zugleich Chef der beiden dort stationierten Bataillone ist.

Die Bewohner Samtsche's bestehen aus eigentlichen Georgiern, Armenien, die, soweit sie zum Islam übertreten sind, Lataren genannt werden, aus Juden, Kurden und Zigeunern. Die Anzahl derselben beträgt nach der zister Stabskarte 34,000, nach Dubois 45,400, von denen allein 10,800 auf Atchalsch kommen.

Der Ackerbau steht auf sehr niedriger Stufe, woran einerseits der Boden, andererseits die Trägheit der Bewohner die Schuld trägt. Am ungünstigsten ist das Land in den Sandchaks Achur und Aspinde, doch könnte der Ertrag bei gehöriger Cultur auf das Zehnfache gebracht werden. In den Sandchaks Kertwis und Atchalskai ist der Boden im Allgemeinen sehr fruchtbar und wasserreich, aber der Dünger fehlt, da wegen Holz-mangels aller Mist getrocknet und zu Brennmaterial verbraucht wird.

Der Gartenbau ist nur in Kertwis, Achur und Aspinde bedeutend. Man zieht Äpfel, Birnen, verschiedene Arten Kirichen, Pflaumen und Rüben, auch den Raubbeerbaum der Früchte wegen. In den Wäldern und Gärten kommt in Ueberschuß vor die Heidelbeere, Haselnüsse, Stacheln, Him-, Erd-, Preiselbeeren und Hagebutten. Der Weinbau ist vernachlässigt, der Wein wegen schlechter Zubereitung fast ungenießbar. Die Viehzucht ist seit dem Kriege gesunken. Die Büffel und Schafe sind zahlreich, die Ziege ungeröhnlich groß. Die Schafe mit langer, dichter Wolle werden zwei Mal geschoren. Die Pferde sind kräftig, behend, ausdauernd, aber klein.

Samtsche scheint sich schon unter Mescheth's Nachkommen von Kartli unabhängig gemacht zu haben; unter Pharnawos, der den Kon, Statthalter Alexander's von Makedonien, hier besiegte, wurde es in seiner größten Ausdehnung wieder mit Georgien vereinigt und bekam drei Statthalter. Später scheinen sich die Meschier wieder unabhängig gemacht zu haben; im Kriege der Griechen mit den Persern werden sie oft genannt. Bald waren sie mit den Lazern, bald mit den Iberiern vereinigt. Im westlichen Theile des Landes vermischten sich die dort wohnenden Juden immer mehr mit den Meschieren. Die mächtigste jüdische Familie, die der Bagratiden, hatte ihren Hauptsitz in Aspira (Aber oder Eber). Ihrer Schlaubeit gelang es, ihre Macht zu verbreiten und sich des georgischen, armenischen und abchasischen Thrones zu bemächtigen.

In Georgiens Blüthezeit wurde Samtsche wieder integrierender Theil und von erblichen Statthaltern beherrscht, die von ihrem früheren Amte als Gouverneure von Prinzen und Provinzen den Titel Atabags besaßen. Kuarkuar, Sohn des ersten Atabag Sargis, machte sich wahrscheinlich nach dem Tode Georg's des Erlauchten im J. 1346 unabhängig. Seine Nachkommen, die zum Theil die Oberherrschaft Georgiens anerkannten, regierten mit starker Hand das Land, das von nun an den Namen Sa-Atabago (Land der Atabags) erhielt und trothte sogar eine Zeit lang mit Glück der persischen und türkischen Uebermacht. Drei Helden jener Zeit, Kuarkuar und Manuschar, werden jetzt noch hoch ge-

7) Bei Wachtang heißt dieser Fluß in seinem obern Theile Atchalskai, in seinem untern Theile Atchalsch-Mta, bei Dubois Pese.

chet, und erst als Georgiens Könige Tiflis und Gori den Türken übergaben, erkannten sie die Oberherrschaft der letztern an (1579). Anurath IV. schickte den tapfern Saphar Pascha gegen Manuktsch, mit dem der Heldenstamm erlosch. Von 1624—1716 folgten die Nachkommen Saphar Pascha's, nur wenig abhängig. Seitdem erhielt das Land den Namen Paschalik von Achalich. Nichterblische Pascha's regierten bis 1829, wo die drei Gauen Dschamach, Psoo und Dschigre russisch wurden.

Achalich, Hauptstadt des gleichnamigen Sandschaks oder Paschaliks (im Jahre 1829 von Paskevitch erobert), liegt an einem Winkel, der vom Psoosflusse, vom Kaja-Dagh und den Ausläufern der Gebirgszüge von Persien gebildet wird, und hat einen Umfang von etwa drei Werst.

Kaspinka, 30 Werst von Achalich, Hauptstadt des gleichnamigen Sandschaks. Das Sandschak ist das kleinste, mit etwa 500 Einwohnern in 12 Dörfern, meist Musammedanern. Der Ort Kaspinka war früher Residenz des Musapha-Ahmet-Bey-Dglu. Ein altes, vier-eckiges, türkisches Schloß, 140 Fuß lang und 56 Fuß breit, auf beiden Seiten von bewohnbaren Thürmen überragt. — Kertwis oder Gherkwis, unter den Türken Residenz eines Pascha, hat jetzt nur noch etwa 800 theils türkische, theils armenische Einwohner. Die etwa 4000 Fuß über dem Meere gelegene Festung stammt nach dem allgemeinen Glauben aus der Blüthezeit des georgischen Reichs, aus der Zeit der Königin Tamar. Nach einer von Dubois de Montpreux aufgefundenen, von Bresset theilweise entzerrten Inschrift ist sie um die Mitte des 14. Jahrh. unter der Regierung des Atabeg Kanakare, Sohns des Sargis, eines Kasallen König David's VIII., erbaut. Das Sandschak Gherkwis hat etwa 4800 Einwohner männlichen Geschlechts, darunter 2940 Armenier der alten Kirche, 416 zur unirten Kirche gehörende, 510 griechisch-katholische Georgier, 340 Musammedaner und 58 Juden. — Achalskaki, Hauptstadt des Sandschaks gleiches Namens, mit 3200 Einwohnern, von denen 720 zum Islam, 200 zur griechisch-georgischen Kirche, die übrigen theils zur unirten, theils zur altarmenischen Kirche gehören. Umfangreicher Markt und Bazar. Die Stadt wird von einer auf dem linken Ufer des Toparawan-Tschai gelegenen, den Rücken eines steilen Felsen krönenden Festung beherrscht, deren Entfernung von Tiflis 110, von Achalich 68 Werst beträgt. Der größte Theil der Einwohner sind handeltreibende Armenier, welche von der Herrschaft der Türken her die türkische Tracht beibehalten haben. Die Wohnungen sind auffallend reinlich und sauber.

VII. Die tatarische Provinz, die Provinz Ubi der Armenier, nebst einem Theile von Artschak, umfaßt die Gauen Kasachien und das frühere Khanat Gandschah. Sie liegt östlich von Georgisch-Armien, von dem sie durch das Verdubsch-Gebirge getrennt wird, südlich von Kaschien und durch die Kura von demselben geschieden. Die tatarische Stabsfeste liegt die Grenzen nördlich bis an die Goredschberge und östlich bis an die Zora,

sodas die Steppen Karaia und Tschiran-Tschugur noch dazu gehören. Im Süden wird die tatarische Provinz durch den untern Kaufasus (oder die Kur-Araxes-Wasserscheide, deren höchste Erigen Schabdag, Kara-Agatsch, Kondur und Kureff heißen) getrennt. Jenseit derselben liegt der blaue See und das russische Armenien. Östlich scheidet ein nordwärts gehender Arm des Kureff und dann der Kural-Tschai von der Provinz Karabagh.

Kasachien, ein Theil des Sacasene Strobon's, dessen Bewohner seit unendlichen Zeiten bei Georgiern und Armenien Kasachen (die Saken des Herodot?) heißen, hieß früher Gardabani, bis gegen Ende des 8. Jahrh. der Name Kasachien aufkam. Gegen 1000 n. Chr. von Georgien losgerissen, dann abwechselnd den Herrschern von Siumich und Ubi unterworfen, bildet es jetzt eine sogenannte Diskanzie, aus den Thälern der Indscha und Achkasa bestehend, die beide in die rechte Seite des Kur münden. Die Achkasa entspringt in dem östlichen Winkel, den die Verdubschberge mit der Kur-Araxes-Wasserscheide bilden.

Das frühere Khanat Gandschah, östlich von Kasachien und von ihm durch den von der Kur-Araxes-Wasserscheide ausgehenden Gebirgsarm Murkus geschieden. Die wichtigsten, es bewässernden, von jener Wasserscheide entspringenden, sämtlich dem Kur zulaufenden kleinen Flüsse sind von Westen nach Osten: der Laue, Dschegam, Dschagir, Schamscher, Kuscher, Gandschah-Tschai und Kural-Tschai. Der Dschagir trennt das Khanat in die Gauen Schamschabil und Gandschah, jener westlich, dieser östlich vom Flusse. Als der letzte georgische König, Georg, sein Land dem russischen Reiche vermachte, wurde das dazu gehörige Gandschah mit in Besitz genommen. Die Stadt Gandschah wurde am 3. Dec. 1804 (alten Stils), die Festung Gandschah einen Monat später genommen und das Khanat dem damaligen Kreise von Lori zugerechnet. Die Stadt erhielt den Namen Elisabethopol, weil sie am Namenstage der Kaiserin erobert wurde. Sie ist der Sitz eines Kreishauptmanns, bedeutende Handelsstadt und zählt jetzt über 16,000 Einwohner. Der Kreis besteht aus dem früheren Gauen Gandschah; der Gau Schamschabil bildet, wie Kasachien, eine selbständige Diskanzie.

Die Provinz ist im Süden sehr gebirgig und sehr reich an Erzen, deren Ausbeutung von der russischen Regierung noch sehr vernachlässigt wird. Der Norden ist eben und sehr fruchtbar, sodas die beiden schwäbischen Kolonistendörfer im Kreise Elisabethopol (Helendörf mit 149, Annendseid mit 74 Häusern) sich nach der Zerstörung durch die Perser trotz der innern Zwistigkeiten schnell erholen konnten. Die Bewohner sind größtentheils Tataren turkomanischen Stammes und sehr betriebsam; außerdem viele Armenier. Die Gesamtzahl beträgt 73,000, wovon auf Kasachien 25,000, auf Schamschabil 16,000, auf den Kreis und die Stadt Elisabethopol 32,000.

VIII. Russisch-Armien, seit dem letzten persisch-russischen Kriege im J. 1828 im Frieden von Turkman-Tschai von Persien an Rußland abgetreten, erstreckt sich

in Gestalt eines Kegels von Nordwesten nach Südosten. Im Norden wird es durch den Hauptkamm des untern Kaukasus, durch den Alaghes und durch die unbedeutenden Höhen von Bogutu begrenzt und von Georgien geschieden. Westlich liegt der Alaghes und der Gerlenfluß und über diesem Schwaral. Südlich bildet die Araxes-Cupprat-Wasserscheide, über welcher sich das Paschaili Vojasid befindet, und dann der Araxes, der die Provinz von dem persischen Uferbedienan trennt, die Grenze. Im Osten zieht sich ein bedeutender Arm von dem untern Kaukasus herab und scheidet Russisch-Armenien von Karabagh.

Der erst in der Neuzeit bekannt gewordene, bei Christen und Muhammedanern für heilig geachtete Alaghes oder Allah-Säe, d. i. Gottesauge (bei den Armeniern Arabagh, d. h. Wohnung des Ara, eines alten armenischen Königs), steht im Westen von Abanopol oder Pasch-Abaran als ein steiler, hoher, zackiger Felskamm oder als selbständige, vulkanische Berggruppe, die im Nordwesten schwach mit der Gebirgskette verbunden ist, welche von Adhaliz bald in südwestlicher, bald in südlicher Richtung stricht und, wie der Alaghes, sich dem Gebirge anschließt, welches den Gottschaissee ringförmig umgibt. Zwischen den westlichen Ausläufern der Gottschaisberge und dem Alaghes bildet nur die Abaranischlucht die schmale Grenzscheide. Er besteht aus vier Hauptkegeln oder Spitzen, die sich zu zwei gegenüberstehen und die Form eines Kreuzes bilden. Er unterscheidet sich vom Ararat durch viele Thaleinschnitte und Terrassen, auf denen man wie auf Stufen aufsteigt, bis man zur größten Terrasse, einem prächtigen Plateau von 6100 Fuß über dem Meere, kommt, die noch über die Hochebene von Erzurum hervorragt. Der als steile Felspyramide über die Terrasse emporragende südwestliche Kegel ist 12,706 Fuß, der nördliche Kegel, der höchste, 12,871 Fuß hoch. Auf der abgestumpften Spitze des letzteren ein wohl erhaltener Krater von 18—20 Sarschinen Durchmesser. Die unermessliche basaltische Lavamasse, welche nach Südwesten hin bis an das Ufer des Araxes eine ganze Reihe von Bergen bildet, scheint aus diesem Krater geflossen zu sein. Das Gestein auf den Abhängen des südöstlichen Kegels unmittelbar über dem Plateau ist dunkler Porphyrt mit augitischer Grundmasse und Krystallen von Labrador und Augit. Die Gipfel bestehen aus hellerem, älterem Trachtoporphyr, mitten im Tracht finden sich ungeheure grobförmige Granitmassen. In der vom Abaran durchströmten Schlucht bildet der schichtweise übereinander gelagerte, schwarze Porphyrt ungeheure, fast senkrecht in die Tiefe abkürzende Felswände. Die Terrasse ist von schwarzem, reichwässertem Humusboden bedeckt, und darum unter allen armenischen Alpengebirgen die schönste, sowohl durch den Reichtum und die Mannichfaltigkeit der alpinen Flora, die mit Ende Mai sich entfaltet und bis in den September dauert, als durch die Lieblichkeit der Sommerluft. Das Klima ist außerordentlich gesund, der Winter streng. Noch gegen Ende August sind die südlichen Gipfel in der Regel schneefrei, in den Klü-

ten und Schluchten aber verschwindet der Schnee fast niemals. Auf der Nordseite trägt der Alaghes auf namhaften Flächen beständige Schnee.

Im Süden erhebt sich als Grenzkeim dreier ausgedehnter Reiche — Russlands, Persiens und der Türkei, welche gleichen Anspruch auf seinen theilweisen Besitz machen — der große Ararat, nach Parrot's Messung 16,254 Fuß über dem Spiegel des schwarzen Meeres, 13,530 Fuß über der Ebene des Araxes. Er ist demnach ein größerer Monolith als die Riesen des Himalaya und der Andesketten; denn selbst der Chimborazo übertragt die Hochebene von Quito nur um 10,878 Fuß. Sein Gipfel liegt unter 39° 42' nördl. Br. und 61° 55' östl. L. von Ferro. Gilt West Südost vom großen entfernt liegt unter 39° 39' Br. und 62° 2' östl. L. der 12,284 par. Fuß über dem Spiegel des schwarzen Meeres sich erhebende kegelförmige, kleine Ararat. Der Name Ararat (als Name des Gebirges 1 Mos. 8, 4; als Name für das Land Jes. 37, 38. 2 Kön. 19, 37. Jerem. 51, 27) bedeutet nach Moses von Chorene, Arat's Verderben" (Arai-Arat), nach Krai, einem alten armenischen Könige des Landes, der etwa 1750 vor Chr. in den Ebenen Armeniens in einer Schlacht gegen die Babylonier gefallen sein soll. Vorher hätte die Gegend Amassia geheißen, nach dem Herrscher Amassis, dem sechsten Abkömmling Saphet's, und darnach sei der Berg Rassis genannt worden, wie er von jedem Armenier, der keine Bibel liest, noch jetzt genannt wird. Bei den Persern soll der Name Ruzi-Ruz, d. i. Roßberg, in Gebrauch sein. Die Türken und mit ihnen Kurden, Perser und selbst Armenier nennen ihn Agribagh, d. i. steiler Berg. Der große, vom Gipfel ab fast eine West in senkrechter Richtung mit ungerednlichem Schnee und Eis bedeckte Ararat ist nicht so steil, als der kleine, der keinen beständigen Schnee trägt. Der große Ararat ist gegen Norden, Süden und Osten völlig isolirt und erhebt sich, wie der Aetna und Vesuv, unmittelbar aus der ihn umgebenden Hochebene, im Westen ist er theilweise in Verbindung mit der sogenannten Agribaghtette, welche aus dem Centrum des türkischen Armeniens sich östlich bis zu dem großen Araxesplateau herüberzieht und deren großen Grenzkeim der Ararat bildet. Die Kette wird nach Osten hin immer niedriger und bildet noch in der Nähe des Ararat leicht überfliegliche Pässe, scheint sich ziemlich sanft in die Hochebene versenken zu wollen, bis sie an ihrem letzten Ringe plötzlich wieder in ungeheuren Felsmassen mit Gletschern, Firnen und Häuptern von ewigem Eise in die Wolkenregion emporsteht. Erstiegen wurde der Ararat zum ersten Male von Parrot im J. 1829, in neuester Zeit nochmals von dem deutschen Geographen Ledebour. Die wichtigsten Gewässer sind der Aratschaisfluß und der große Gottschaissee, der in einem besondern Artikel behandelt wird.

Nach der armenischen Einteilung besteht die Provinz aus der Provinz Siunich und dem östlichen Theile der Provinz Ararat. Die erstere besteht aus den nordöstlichen Theilen und zieht sich auf beiden Seiten des

blauen Sees bis nach Karabagh und bis zur Araxesebene. Sie hatte bis ins 12. Jahrh. ihre eigenen Herrscher aus der Familie des armenischen Stammvaters Haghat, war aber stets mehr oder weniger von Armenien abhängig und kam später unter die Herrschaft der Ossetianer. Nach ihrer natürlichen Lage gehören auch die Herrschaften Nachtschewan und Ordubak zu Siunich. Die Provinz Ararat beginnt im Westen der Hochebene der tausend Quellen und erstreckt sich längs des Araxes zwischen den Wassercheiden des Kur und des Euphrat bis an den Einfluß der Kura. Sie wird durch den Allaghes in einen westlichen und östlichen Theil getheilt. In dem ersten gelangten die Bagratiden, in dem andern die Arsaciden zur Macht.

Die Russen theilen die Provinz in vier Kreise und zwei Herrschaften mit einer Bewohnerzahl von 161,000. 1) Der Kreis von Sardarabad, westlich und südlich von Bask-Scharagel, mit 30,000 Einwohnern (120 Dörfer mit 4000 Einwohnern). 2) Der Kreis von Erivan oder Schulaneri, östlich vom vorigen, mit 37,000 Einwohnern. 3) Der Kreis von Scharuhr, noch weiter östlich bis an die Grenzen von Karabagh und von Nachtschewan, mit 31,000 Einwohnern. 4) Der Kreis von Surmalu, jenseit des Araxes, mit 14,000 Einwohnern. Die Herrschaft Nachtschewan mit 30,000 Einwohnern und Ordubak mit 11,000 Einwohnern befinden sich in der äußersten südöstlichen Spitze. Zu diesen 153,000 Einwohnern treten noch 8000 nomadisirende Kurden und Tataren.

Die Hauptstadt Erivan an der Nordostseite der großen Araxesebene, zwischen Ararat und Allaghes ziemlich in der Mitte, 50—60 Werst von jedem entfernt, der Ararat südwestlich, der Allaghes nordwestlich, 3311 Fuß über dem Wasserspiegel des schwarzen Meeres, zum Theil, wie die Festung, auf Basalt, mit öder, trauriger Umgebung. Gutes Trinkwasser aus der nahe bei der Stadt stießenden Sanaqa. Schöne Häuser, großer, aber armerlicher Bazar. Wichtige Operationsbasen gegen Persien und die Türkei; 11—12,000 Einwohner, größtentheils Armenier, wenig Muhammedaner und einige russische Beamte. Kreisschule sehr vernachlässigt. Die schwache Festung eine Werst außerhalb der Stadt, $\frac{1}{4}$ Stunde im Umfange, mit einer sehr werthen ehemaligen Welsche. Nach der Tradition ist Erivan gegen Ende des 1. Jahrhunderts von Artaxsch III. an der Stelle erbaut, wo der Usurpator Erwanan II. seine Niederlage erlitt, und deshalb Erwanantown, verkürzt Erivan, genannt. Nach einer andern Sage heißt Erivan: er hat sie zuerst gesehen, und dieser Name soll der Stadt gegeben sein, weil der Boden, auf dem sie steht, nach dem Abfließen der Sundfluth zuerst trocken gelegen. Die Festung wurde 1582 von den Türken erbaut und 1615 von den Persern ringenommen. Zu Anfang des 18. Jahrh. eroberten die Türken Erivan und die meisten Araxesländer, verloren sie aber in den folgenden Kriegen wieder.

Erstschmiedsin (d. h. Niederlassung des Eingebornen, bei den Tataren Utsch-Kilissä, d. h. drei Kirchen),

das berühmteste armenische Kloster, Sitz des Patriarchen, der heiligen Synode und der ganzen hohen Geistlichkeit armenischer Confession, 19 Werst von Erivan, 2867 Fuß par. Maß über dem Spiegel des schwarzen Meeres, in einer über alle Beschreibung höchsten, kahlen, öden, fast baumlosen Ebene, neben dem oft auch Erstschmiedsin genannten Dorfe Baskarshabad oder Bagarschabad, von hohen Mauern wie eine Festung umschant. Der Haupttheil des Gebäudes, ein tiefer, plumper Dom, dessen Kuppel kegelförmig und oben zugespitzt ist. — Das Dorf Arguri, welches in einer Schlucht des Ararat lag und 1600 armenische Bewohner hatte, ist 1840 am 20. Juni (2. Juli) durch eine vulkanische Eruption des Ararat nebst dem darüber liegenden Kloster St. Jacob zerstört; 1500 armenische Bewohner und über 400 turdische Tagelöhner, acht Mönche und Klosterdiener kamen dabei ums Leben. Arguri war der Ort, wo Noah, der Sage nach, „dem Herrn einen Altar baute“ (1 Mos. 8, 20), und die Weinberge von Arguri waren es, von denen es 1 Mos. 9, 20 heißt: „Noah aber fing an und ward ein Ackermann und pflanzte Weinberge.“ — Wir erwähnen nur noch Amarat, den Sitz des Kreisheptmanns des surmalischen Kreises, etwa 200 Schritte von Araxes, und das ungefähr sechs Meilen entfernte Dorf Kulp mit berühmtem Steinsalzbergwerk. Nachtschewan 2600 Einwohner, Ordubak 3444 Einwohner.

(H. E. Hauer.)

GEORGIEN (Geschichte). Die Geschichte der georgischen Staaten kann man in sechs Abschnitte zerlegen: 1) von den ältesten Zeiten bis auf den ersten König Pharnabas (247 vor Chr. Geb.) 2) Georgien unter Königen aus georgischem und armenischem Stamme (Pharnabasianer und Arsakunianer) von 247 vor Chr. bis 265 nach Chr. 3) Georgien unter Königen aus persischem Geschlechte, 265—574 nach Chr. 4) Georgien unter den Sasaniden von 574—787 nach Chr. 5) Georgien unter den Bagratiden bis zur Theilung in drei Reiche von 787—1424 nach Chr. 6) Seit der Theilung bis zur Unterwerfung unter Russland (1424—1810) ¹⁾.

I. Von den ältesten Briten bis auf den ersten König Pharnabas.

Nach den ältesten Traditionen in König Mochaug's V. Geschichte von Georgien stammen die Arme-

1) Quellen und Hilfsmittel der georgischen Geschichte: 1) Vollständige Geschichte Georgiens, welche König Mochaug V., Sohn des Kerman, aus drei verschiedenen Annalen der Landesgeschichte und aus den Traditionen der Ältesten Welsche am Kur und Gelschi in Samirethi zusammenstellen ließ. Die von Mochaug besorgte und in den 2 B. (einer Reise in den Kaukasus aufgenommene Uebersetzung dieses Werkes reicht nur bis ins 4. Jahrh. nach Chr.). 2) Des Prinzen David Abich der alten Geschichte von Georgien (Arist 1805. [in georgischer Sprache]). 3) Derselben Geschichte von Georgien (Petersburg 1805. [russisch]). 4) Georgien, oder historisches Gemälde von Grusinen in polnischer, kirchlicher und gelehrter Hinsicht, vom Patriarchen Eugenius. (Wulfsch. Petersburg 1802. Deutsch von Fr. Schmidt. Riga 1804.) 5) O.

nier, die Georgier, die Bewohner von Rani, Nowakani, Perthi, die Lesgier, Mingierler und Kartlasser von Thargamosh, einem Urenkel Japhet's, des Sohnes Noah's, ab.

Als bei der Sprachenverrückung zu Babylon unter Nebrod (d. i. Nimrod, 2642 v. Chr.) die Menschen sich nach allen Seiten zerstreuten, wanderte auch Thargamosh aus und siedelte sich mit seiner Familie zwischen den Gebirgen Ararat und Massissi an. Er lebte dort 600 Jahre. Seine zahlreiche Nachkommenschaft dehnte sich im Osten bis an das Gurganische (oder Ghilianische), d. i. kaspiische Meer, im Westen bis an das pontische (d. i. schwarze) Meer, im Süden bis an das Gebirge von Derethi, die im Lande der Khurden nach Midia (Medien) zu liegen, im Norden bis an das Gebirge Kawkas (persisch Talbus) aus.

Noch bei seinen Lebzeiten theilte Thargamosh das Land unter acht durch Macht und Tapferkeit ausgezeichnete Söhne. Hhaof, der tapferste, von welchem (nach Davith) die Sjomachtha (Armenier) oder Hhaofiani abstammen, bekam die beste Hälfte des Landes, dessen Grenzen im Süden die Gebirge von Derethi, im Osten das kaspiische, im Westen das schwarze Meer waren. Kartlos erhielt das Land, welches im Osten an Herethi und den Fluß Verdubschi oder Verdubschi (d. i. Debet oder Vortschala), im Westen an das pontische Meer, im Süden an die sich nach Westen erstreckenden Gebirge, aus denen die Gewässer nach Norden zum Nistwari (Kur) fließen, im Norden an das bei Gado (Eiche) anfangende Gebirge Gbado, einen Zweig des Kaukasus grenzt. Das Gebiet des Kartlos umfaßte also den nördlichen Theil von Somchithi, von Awemo, Schina- und Semefartshi, das südliche Zmerethi, Gburia, die georgischen Districte am Tscherekthi und seinen Nebenflüssen nebst Kachethi. Von Kartlos stammen (nach Davith) die Georgier, die nach ihm Kartbali oder Kartli heißen.

Der Antheil des dritten Sohnes Bardlosz erstreckte sich im Osten bis an den Kur, im Süden bis an den Kras (Araxes), im Norden und Westen bis zu dem Fluße Verdubschi, umfaßte also den südöstlichen Theil von Somchithi, Kaschi, Schamschabuli, die Gegend von Gandshab, Karabagh und die Districte von Grianan und Nachtschirwan. Bardlosz erbaute in Karabagh die in der asiatischen Geschichte bedeutend gewordene Stadt Borda. Nowakani bekam die Nordseite des Nistwari von der Mündung des kleinen Alasani (Tori) bis zum kaspiischen Meere, also Scheki und Schirwan. Er bewohnte das von ihm erbaute Nowakantethi, welches jetzt Nuchi heißt.

Herof erhielt die nördlich vom Kur liegenden Länder von der Mündung des kleinen Alasani bis zu dem Orte Tagchambdi (Gulguti) über Tschelami in Kachethi, also das jetzige Kachethi. Die von ihm zwischen den Mündungen der beiden Alasani erbaute Stadt Hretbi stand (nach Davith) da, wo das heutige Stamuchi steht.

Groß Antheil grenzte im Osten an das kleine Gebirge Lichi, im Westen an das schwarze Meer und den Fluß von Klein-Kasarethi, bei dem das Gebirge Kawkas endet, umfaßte demnach das nördliche Zmerethi, Mingierlen, Dschifi und Gbassafethi. Der Fluß von Klein-Kasarethi heißt in einigen georgischen Werken Warbani und scheint der Kuban zu sein. Groß erbaute Ggriffi, die zu Wachang's Zeit Bedia hieß. Sie liegt in Dschifi an der linken Seite des Flusses Ggriffi.

Leos erhielt die Gegend zwischen dem Meere von Darubendi (Derebend) und dem Fluße Lemoqi (Terek) und nach Norden bis zum großen Fluße im Lande der Chafaren, also ebenfalls bis zum Terek.

Kartas bekam das Land vom Lemoqi bis zum Westende des kartlasischen Gebirges.

Hhaof hatte die Herrschaft über seine sieben Brüder, stand aber mit ihnen unter der Herrschaft des Nebrod. Sie lebten einig, hatten auch alle nur eine Sprache, das Sjomchuri (Armenische). Des fremden Joches müde, verweigerten sie nach einigen Jahren dem Nebrod den Tribut. Nebrod überfiel sie mit Heereshmacht, wurde aber wiederholt geschlagen und endlich von Hhaof selbst durch einen Pfeilschuß getödtet. Nebrod's Scharen flohen und Hhaof machte sich zum König über seine sieben Brüder und die an sein Land angrenzenden Völker.

Kartlos erbaute da, wo sich der Aragwi mit dem Nistwari vereinigt, auf dem nach ihm benannten Berge Kartli ein Schloß. Der Name des Berges ging nachher auf ganz Georgien, von Ghunani bis an das schwarze Meer, über. Außerdem erbaute Kartlos noch die Festung Drbissi (Samschwidze) und Nistwarth'schide (Ghunani). Nach einem langen Leben, während dessen sein Volk sich stark vermehrte, starb er und wurde auf dem Berge Kartli begraben. Seine Gemahlin erbaute nach seinem Tode die Festung Deda'schide (Mutter'schloß) und die Stadt Postan-khalafbi (Bartenstadt), die zu Wachang's V. Zeit den Namen Nistwari hatte und theilte das Land unter die fünf tapfern Söhne des Kartlos, Nigretschos, Gardabos, Kudos, Kachos und Gatschios.

Gardabos bekam Ghunani im Osten bis an den Fluß Verdubschi, im Westen bis an die Stadt Gatschiani, im Süden bis an das Gebirge, im Norden bis an den Nistwari, d. i. den südlichen Theil des Districtes Sfa-barato und die beiden tatarischen Districte Tarmischschantsche; Gatschios, der Erbauer der Stadt Gatschiani, die damals Sjanadirokhalafbi (d. i. Jagdthron) hieß, die Festung Drbissi und das Land vom Fluße in Etkwretbi bis zum Anfange von Abzai, also Tschirvi und das östliche Tschiralethi. Kachos erhielt Postan-khalafbi (Kuslawi) und die Gegend vom Aragwi bis nach Herethi (Herethi), bis zum Fluße Kischwi, zwischen dem hohen Gebirge von Kachethi bis zum Nistwari. Kachos besaß das Land zwischen dem Kawkas und dem kachethischen Gebirge vom Aragwi bis nach Tschethi an der Grenze von Herethi. Mit Hilfe seines Bruders Kudos erbaute er Tschelthi und gab denselben für seine Dienstleistungen Wer an der Grenze von Kachethi. Kachos beherrschte also das nördliche Kachethi südlich bis Gulguti über Tsch-

A. B. Breitenbach, Geschichte des Staates der Georgien. Remningen 1788. G) Chronique georgienne von Brosset dem Jüngeren. (Paris 1831.) 7) Jul. v. Klaproth, Tableau historique etc. du Caucase et des provinces limitées entre la Russie et la Perse. (Paris 1828.) 8) Die schon genannten Werke des Dr. A. Koch.

sami. Mithrothos blieb in dem Wohnsitz seines Vaters Kartlos und beherrschte das Land von Tifliss (Tiflis) und dem Aragwi westlich bis zum Pontus Eurinus. Er hatte demnach die Gegenden zu beiden Seiten des Kur bis zu seinem Ursprunge, das Land um den Tschorokki und um seine Nebenflüsse nebst Gburia. Ueber seine Brüder hatte er die oberherrliche Gewalt. An der Vereinigung der Aragwi mit dem Mtkwari erbaute er die nach seinem Namen benannte Stadt Mithetba.

Mithrothos starb nach einer langen Regierung und hinterließ das Land drei tapfern Söhnen: Upphos, Ddchoß und Dschwachos. Ddchoß erhielt die felsigen Gegenden von Thafsi-kari, einer Festung, welche (nach mündlichen Mittheilungen gelehrter Georgier an Klaproth) in einer Gebirgskluft an der Grenze von Georgien und Imerethi nicht weit vom Kur lag, bis zum griechischen Meere (Pontus). Sein Gebiet umfaßte also die Provinz Kachaliche links vom Kur und Gburia. Er erbaute die Städte Dschor (auf einem Berge etwa zehn Meilen nordwestlich von Kachaliche) und Tschachisi. Dschwachos bekam das Land von Pharamani bis zum obersten Mtkwari und erbaute die Städte Tunda und Artiani (damals Khabtschi-khalaf, d. i. Blindenstadt, später Furi genannt) oben am linken Ufer des Kur. Sein Land heißt noch Dschwachotchi und besteht aus dem Theile der Provinz Kachaliche, welcher links und rechts vom obern Kur liegt, bis zum Gebirgsdistricte und See Zapharawani auf der westlichen Grenze von Samothri. Upphos blieb auf der Stelle seines Vaters, der das Land von der Aragwi und Tphiliss (Tiflis) bis nach Thafsi-kari und Pharamani beherrschte, also das Land von Tiflis und Mithetba an dem Kur bis zur Grenze von Imerethi und Kachaliche. Er nannte das Land Semo-Karthli, d. i. Dberg Georgien oder die Gegenden, welche höher als Thafsi-kari liegen, während die niedriger liegenden Schida-Karthli bildeten. Upphos erbaute Upphli-giche (d. i. Herrenschloß, über welches bei der Topographie ein Mehreres), Ubrissi und Khaspi.

Nach Mithrothos's Tode brach unter den übrigen Söhnen des Kartlos Uneinigkeit und Streit aus, der nur dann und wann durch einen kurzen Frieden unterbrochen wurde. Ebenso wollten sie den Upphos, obgleich er auf des Kartlos Stube saß und die Herrschaft von seinem Vater übernommen hatte, nicht als Herrn anerkennen. Er hatte weder den Titel Mesche (König), noch Erishani (Volkshaupt), sondern nur den eines Mamahadi (Hausvater). Er war Friedensstifter und Schiedsrichter der übrigen Kartloßianer und die Stadt Mithetba war die größte von allen und hieß Deba-khalaf (Mutterstadt).

Zu dieser Zeit vergaßen sie Gott, ihren Schöpfer und verehrten die Sonne, den Mond und die fünf Planeten und ihr heiligster und größter Schwur war der beim Grabe des Kartlos. Sie entsetzten sich (nach Davids) so sehr von den alten löblichen Gebräuchen, daß sie Vielweiberei einführten, auch die nächsten Verwandten heiratheten und die Leichname der Vorigen verzehrten.

Die indessen mächtig gewordenen Chasaren überzo-

gen die Nachkommen des Lefos und des Kartas mit Krieg. Auf Durbulus, des Herrschers der Kautsianer, Bitte um Beistand gingen die übrigen sechs Geschlechter der Thargamossianer über den Kaukasus, plünderten die angrenzenden Gegenden von Chasarethi und kehrten, nachdem sie an der Grenze eine Stadt erbaute hatten, nach Hause zurück. Nun wählten die Chasaren einmüthig einen König, dem sie huldigten und brachen unter seiner Führung durch Sabwiz-Pari (d. i. Meeresspforte, welche später Darubandi genannt wurde) in solcher Ueberzahl in Georgien ein, daß die Georgier Nichts gegen sie vermochten. Sie plünderten das Land und zerstörten mit Ausnahme der Festungen Thucharisi, Samaschwile, Mtkwaris-giche (d. i. Chumani), Schida-Karthli und Gressili alle Städte im Norden Georgiens, wie im Aragrat und Waffissi und machten, da sie durch die Pforten Darubandi und Dariela immer Zugang erhielten, die Thargamossianer tributair.

Die Gefangenen aus Kharbeli-Gemodithi und das Land vom Fluße Komeqi (d. i. Lerz) westlich bis zum Ende des Gebirges gab der Chasarenkönig seinem Sohne Iloßos (den abweichend von Wachtang's Chronik eine georgische Geographie Urbanos nennt), dessen Nachkommen die Drossi (Derschi oder Dschirli, d. i. die Dissen) sind. Der tributair gewordene Durbul mußte sich in die nach seinem Namen Durchschlitz genannten Felsenthäler zurückziehen. Seine Nachkommen sind die Midschigri. Der Neffe des Chasarenkönigs erhielt den östlichen Theil vom Lande des Refan vom Meere bis zum Fluße von Darubandi. Darum mußte sich auch Chosanos, der tapferste Sohn des Lefos, in die Felsenthäler zurückziehen, wo er die Stadt Gholanidethi erbaute. Von Refan stammen die Ksagier.

Die Zeit dieses Einfalles der Chasaren setzt Davids in das Jahr der Welt 2302, wobei es aber unbestimmt bleibt, ob er der hebräischen oder der samaritanischen Zeitrechnung gefolgt ist. Im ersten Falle würde das Jahr 1702 vor Christo, im andern das Jahr 1398 gemeint sein. Klaproth hält die Epoche in jedem Falle für unbegründet. Ihm scheint der Einfall der Chasaren derselbe zu sein, den die Scythen unter Madjes im J. 633 v. Chr. thaten, und durch den sie 28 Jahre lang Meister von Mesopotamien wurden. Er hält nämlich die Dissen oder Dschir für die medischen Sarmaten der Alten und für die Alanen und Kpen des Mittelalters, und stützt diese Ansicht auf folgende Gründe. Nach Diodor von Sicilien führten die Scythen eine medische Colonie nach Sarmatien im Norden des Kaukasus; die Dissen kamen aus dem zu Medien gehörigen Georgisch-Armenien, und die Georgier bezeichnen die Scythen mit dem später auf gekommenen Namen der Chasaren; auch beweist die Vergleichung der offischen Sprache mit der medischen und persischen, daß die jetzigen Dissen medischen Ursprungs sind. Die Dissen nennen sich selbst Ir oder Iron und ihr Land Ironistan; nach Herodot (VII, 62) nannten sich die Meder ehemals *Apou* (nicht Arianoi, wie Klaproth schreibt), und noch jetzt heißt der medische Landestheil im Neu persischen Iran; die Wörter der

ossischen Sprache sind noch jetzt beinahe zur Hälfte macedonisch. Freilich spricht scheinbar gegen diese Ansicht, daß die Osseten nach ihren eigenen Sagen nicht beständig im Kaukasus gewohnt haben, sondern vom Flusse Don dahin gekommen sein wollen, und daß ihre Sprache eine Menge nicht medische Wörter enthält, welche mit keiner bekannten Sprache Ähnlichkeit haben. Zur Lösung dieser Schwierigkeit verweist Kaproth auf die Ueberführung der medischen Colonie nach Sarmatien als etwas Feststehendes, dann auf Plinius' Angabe, nach welcher Nachkommen der Meder und Sarmaten am Tanais wohnen, sowie auf das Volk der Ossiler, welche Ptolemäus an der Mündung des Flusses Tanais wohnen läßt, und erklärt die fremden Wörter in der ossischen Sprache für formativische.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zur Geschichte der Georgier zurück. Der persische Held Artaban (Artabanus oder Artabanus bei den Persern), Herr von ganz Persien, der die eroberten Länder durch Eristhavi (Sarmaten) regieren ließ, schickte den Artaban aus dem Geschlechte Khebro's mit Kriegsvölkern gegen Georgien. Artaban zerstörte die Städte und Festungen, tötete alle Chasaren, deren er habhaft werden konnte, erbaute die Stadt Darubandi (d. i. geschlossenes Thor) an der Meeresspforte (Szigbisch-Karl), umgab Mzetha und die Festung Armozi mit einer steinernen Mauer und regierte eine Reihe von Jahren als Eristhavi (Volkshaupt). Bei der Theilung des Reiches unter Artaban's drei Söhne bekam Jareb neben Persien auch Georgien, wurde aber von seinen beiden Brüdern erschlagen, und die Kartlossianer kamen unter die Herrschaft der Griechen, und zwar, nach Dabich, Grifissi (d. i. Mingrelien und Dabich) und Kolchis im Jahre der Welt 2442. Die Bewohner Grifissi's verbanden sich mit den Ossilern, erschlugen die Perser und den Eristhavi und besetzten dadurch Georgien bis auf Rani und Erchbi, welches unter der Herrschaft der Perser blieb. Nach einer Reihe von Jahren wurden sie dem Perserkönige Khekapos (Kalkas) zinsbar. — In dem bald darauf ausgebrochenen Kriege des Kalkas mit den Turanern (Türken) machten sich die Georgier in Verbindung mit den Armeniern wieder frei. Kalkas schickte seinen Sohn Parsdoroth gegen die Armenier und Georgier, diese aber rüdten in Ebarbagani (Aberebidan) ein, besiegten und vertrieben den Parsdoroth und erschlugen seine Krone. Erst dem Enkel des Khekapos, Khechokero, gelang es, die Armenier und Georgier wieder zu unterwerfen. Er plünderte das Land, zerstörte Städte und Festungen und setzte Eristhavi ein. Armenier und Georgier benutzten den wenige Jahre nachher ausgebrochenen Krieg Khechokero's mit den Türken (Turanern), die Eristhavi zu erschlagen und sich frei zu machen.

Flüchtige Türken sandten bei den Georgiern freundschaftliche Aufnahme und bauten westlich von Mzetha das feste Schloß Sarkhine (d. i. eisernes Schloß oder Eisenbehälter). Ebenso waren den Georgiern alle Flüchtlinge von den Griechen (Khebrodnechi), Afriern (Aphurethi) und Chasaren als Verstärkung gegen die Perser willkommen.

Die Plünderung Jerusalems durch Nabuchodonosor im J. 3341 nach Adam führte viele flüchtige Juden (Urtiani) nach Georgien, denen auf ihr Gesuch eine Gegend am Aragwi, am Bache Enawi, angewiesen wurde, die von den zu entrichtenden Abgaben (Charthisa) den Namen Erchbi bekam.

Bei dem bald darauf erfolgenden Einfall Spanbiat's, des ehernen Riesen, eines Sohnes des Perserkönigs Paschafchabi, beschloßen sich die Armenier und Georgier, ihre Schwäche süßend, in ihren Schloßern und Städten und erwarteten so seine Ankunft. Dieser aber mußte von seinem Unternehmen absteigen und sich gegen die Türken wenden, die mittlerweile in Persien eingefallen waren und seinen Großvater erschlagen hatten. Dem Sohne Spanbiat des Ehernen, Baaman, mit dem Beinamen Arkadschir, dem größten persischen Könige, der über Assyrien und Babylon herrschte und Griechen und Römern (Rimi) Tribut auflegte, wurden auch die Georgier zinsbar. In ihrem Lande wohnten verschiedene Völker, die sehr verschiedene Sprachen redeten: Armenisch, Georgisch, Chasarith, Afriisch, Jüdisch und Griechisch. — Von der macedonischen Herrschaft unter Alexander dem Großen blieben nach den griechischen Geschichtsschreibern die Georgier frei. Nach den georgischen Chroniken kam Alexander vom Norden her über den Kaukasus, eroberte ganz Georgien, ließ alle Fremdlinge umbringen, machte deren Frauen und Knaben unter 15 Jahren zu Sklaven, gab den allein übrig bleibenden Kartlossianern seinen Vetter Afon (oder Amason) zum Statthalter und besah ihm, Sonne, Mond und die fünf Sterne zu verehren, doch nur dem unsichtbaren Gotte, dem Schöpfer aller Dinge, zu dienen.

Amason erstreckte die Mauern von Mzetha durch neue und legte an der Mündung des Aragwi vier neue Festungen an: die Festung Armozi, eine andere an der armoischen Krümmung des Kur, eine oberhalb Mzetha und die vierte westlich von Mzetha am Wiskwari, die er sammtlich mit Truppen besetzte. Darauf ließ er die Mauern der übrigen georgischen Städte niederreißen und beherrschte das Land vom beäussenden Flusse bis zum griechischen Meer (Pontus), verband Grifissi mit Georgien und machte die Ossilern, Keshi und Chasaren tributär.

Alexander theilte vor seinem Tode das Reich unter seine Vertrauten Antiochos, Komos, Bisinthios und Plathon. Antiochos erhielt Asurasan (Assyrien), Armenien und die östlichen Gegenden und erbaute die Stadt Antiochia. Komos erhielt die drei Wälder und die westlichen Gegenden, wo er die Stadt Rom erbaute. Dem Bisinthios gab er Griechenland (Sakabrdnechi), Georgien und die nördlichen Länder und den Afon den Besatz, sich dem Bisinthios zu unterwerfen. Bisinthios erbaute Bisynthi (Konstantinopel). Plathon blieb in Alexandrien.

Nach Alexander's Tode ergab sich Afon dem Gögendienste und machte selbst zwei Göggen von Silber, den Gazi und Hazi (oder Hazi). Durch seine Leihgarde, die Rimi, ließ er die waffenfähigen Georgier tödten und tötete wiederum viele von den Rimi.

II. Georgien unter Königen aus georgischem und armenischem Stamme (247 vor Chr. bis 265 nach Chr.).

Zu dieser Zeit lebte in Miththa Pharnawas, ein Georgier, von väterlicher Seite aus dem Geschlechte der Upbios, von mütterlicher Seite aus dem persischen Stamme Spaspeti, ein Vetter des Samar, der bei Alexander's Ankunft Pama-kadli zu Miththa war. Samar und sein Bruder, der Vater des Pharnawas, waren von Alexander getödtet. Pharnawas selbst als dreijähriger Knabe von seiner Mutter nach dem Kaufus getrieben und dort zum tapfern Krieger und trefflichen Jäger gebildet worden. Auf den Rath seiner Mutter verließ er nach seiner Rückkehr nach Miththa seine guten Eigenschaften dem mit ihm auf der Jagd bekannt gewordenen Ason, schloß in der Stille Freundschaft mit dem Kudschli (d. i. Er Herr von Egrisi), zu dem er mit seiner Mutter und seinen Schwägern heimlich und mit Reichthümern versehen floh, gewann die Dji und Lekhi, sowie viele der tapfersten Reiter unter den Künig gegen Ason, brachte die vier von Ason angelegten Festungen in seine Gewalt und herrschte so über Georgien, mit Ausnahme Kladschethi's, wo sich Ason besetzt hatte; erhielt unter dem Versprechen, unterthänig sein zu wollen, von dem Könige Antiochos von Syrien durch den Eristawi Armenios, belagerte damit den Ason, der sich mittlerweile durch Truppen aus Griechenland verstärkt hatte, lieferte ihm bei der Stadt Arthani, die damals Huri, d. i. Blindenstadt, hieß, eine Schlacht, in der die Griechen in die Flucht geschlagen und Ason getödtet wurde.

Pharnawas kehrte als Sieger nach Miththa zurück, verheirathete seine eine Schwester an den König der Dji, die andere an den Kudschli, den er als Eristawi in das Land zwischen dem Egrisi und Rioni vom Meere bis an das Gebirge, also nach Egrisi und Swazethi, setzte. Nach persischer Sitte ließ er das Land durch acht Eristawi regieren und ernannte als Aufseher über sie den Kudschli zum Oberfeldherrn (Spaspeti) und erhob von ihnen und ihren Unterthanen Abgaben. Er verheirathete sich mit einer Kaufsfrau aus dem Stamme Durdusuf, beschloß alle Städte und Festungen wieder, deren Bauern Alexander niedergeworfen hatte, ohne daß die Griechen, welche damals mit den Römern im Kriege lagen, es zu hindern vermochten. Auf dem Berge Kartli errichtete er das Götzenbild Armasi (im Persischen soll Pharnawas Armasi heißen) und davon bekam der Berg den Namen Armasi. Seine Residenz nahm er im Frühling und Herbst in Miththa, in den Wintermonaten ging er nach Galkhani, im Sommer hielt er sich in Egrisi und Kladschethi auf und beschäftigte sich in dieser Zeit mit den Angelegenheiten der Negardier und der Bewohner von Egrisi und mit der Schlichtung ihrer Streitigkeiten. Er baute Georgien an und bevölkerte es, führte eine Geseßordnung ein, trennte den geistlichen und weltlichen Stand und gab beiden Unterscheidungszeichen, theilte das Volk in die sechs Classen der Eri-

stawi, der Fürsten, der Edelleute (Aksduri²⁾), der Kaufleute, der Diener des Königs, der Fürsten und Edelleute, und der Bauern, verbreitete seine Mutter Sprache im ganzen Lande und führte die gewöhnliche Schrift Mchedruli-geli (d. i. Kriegshand) ein, die von der Kirchenchrift Gbudsuri verschiednen ist. Das Essen von Menschenfleisch hatte schon seit Alexander's Einfall aufgehört, mit Ausnahme dessen, was den Götzen geopfert wurde.

Pharnawas war der erste georgische Fürst, der den Titel Könia (Mephe) annahm. Er regierte, dem Könige von Assyrien unterworfen, in Frieden 27 Jahre bis in sein 65. Jahr und wurde zur Seite des Bildes Armasi begraben (247 bis 215 vor Chr.).

Ihm folgte sein Sohn Scharmag (bei Davith Schar-bat³, bei de Guignes Saurmag). Um sich unabhängig zu machen, verbanden sich die Eristawi gegen ihn und beschloßen seinen Tod. Scharmag floh mit seiner Mutter zu deren Bruder nach Durdusufethi, wohin ihm seine römischen Edelleute folgten. Mit ihrer Hilfe und mit den Bewohnern von Durdusufethi unterwarf er sich das Land wieder, tödtete viele der Abgesandten, demüthigte die Kartlossianer und erhob dagegen seine Edelleute, und gab den Kaufsfrauen, die in Durdusufethi zu eng wohnten, Wohnplätze in Georgien, blieb aber, wie sein Vater, von Assyrien abhängig. Er residierte in Miththa, sorgte für Erweiterung der Festungen und errichtete auf dem Wege von Miththa nach zwei Götzenbilder, Minini und Danini. Da er von seiner Gemahlin, einer Perserin, der Tochter des Eristawi von Wardari (Gharabag), keinen Sohn hatte, adoptirte er seinen Vetter, den Perser Mirwan, und vermählte ihn mit seiner einen Tochter; die andere verheirathete er an den Eristawi von Galkhani und Samshwilde, den Sohn des Kudschli, seinen Vetter. Nach einer 75jährigen Regierung folgte ihm im J. 140 vor Chr. sein Adoptivsohn Mirwan (bei Davith Sets Mirman), ein stattlicher Mann und tapferer Held. Unter seiner Regierung hielten die Durdusufethi und Ischarthalethi in Georgien ein und plünderten Kudschethi und Bafalethi. Gegen sie rüdte er mit Heeresmacht, er selbst an der Spitze seines Fußvolkes, dem die Reiter folgten, „schnell wie eine wilde Ziege, tapfer wie der Leopard und mit dem Geschrei des Löwen“ vor, stand im Kampfe wie ein fester Thurm, schlug die Feinde, verfolgte sie, verödete ihr Land und erbaute aus Steinen und Kalk die den Durchgang durchs Gebirge verschließende Pforte Darubal (Darica). Seitdem regierte er, dem Könige von Assyrien unterworfen, von den Georgiern wegen seiner Milde und Freigebigkeit geliebt, ohne weitere Anfechtung. Seine Tochter gab er dem Urtschal, dem Sohne des mit ihm in Freundschaft lebenden Herrschers von Armenien, Urtschal, zur Frau. Er starb 90 vor Chr.

²⁾ Aksduri wurden zunächst die von Ason zum Pharnawas übergegangenen Reiter genannt, denen er für ihre Hülfe und bewiesene Tapferkeit ihrem Stande nach Kenteur und Belohnungen gab. Der Name soll eigentlich Ason-uren, d. i. zum Ason gehörig, bedeuten.

Sein Sohn und Nachfolger Pharnadß ließ die vorhandenen Festungen ausbessern, erbaute die neue Festung Sadmi und begann auch den Bau der Stadt Melchiri (später Melitopol genannt) in Kacheti, ließ aber zugleich aus Persien Feuerpriester und Magier kommen, um den Feuerdienst einzuführen. Die an ihren Gößen hängenden Eristawi empörten sich gegen ihn, unterstülzt von dem Könige Armeniens, dessen Sohn sie zum König verlangten. Pharnadß, der sie mit den zu Hilfe gerufenen Persern und den ihm treu gebliebenen Georgiern bei Tschikiri angriff, wurde geschlagen und getödtet (im J. 71 vor Chr.), sein einjähriger Sohn Mirwan jedoch von einem Wärter gerettet und nach Persien geflüchtet.

Sein Nachfolger wurde sein Schwiegersohn, der Sohn des armenischen Königs Arschat, dem im J. 59 sein Sohn Artag folgte. Im zweiten Jahre seiner Regierung fielen die Perser ein, um die Niederlage unter Pharnadß zu rächen. Vor ihrer Uebermacht zog sich Artag in die Festungen und festen Städte zurück, die Perser verheerten das flache Land und zogen ab. Mit Artag's Tode im J. 44 kam sein Sohn Barmot an die Regierung. Gegen ihn zog von Persien aus mit einem bedeutenden Heere der als einjähriger Kind gerettete Prinz Mirwan, der Sohn des Pharnadß, zu Felde. Da seine Bemühungen, die Eristawi, welche sich gegen seinen Vater empört hatten, durch beruhigende Versicherungen zu gewinnen, vergeblich waren, entbrannte der Kampf, die vereinigten Georgier und Armenier wurden geschlagen, Barmot getödtet und der Sieger bestieg als Mirwan II. den Thron im J. 11 vor Chr.

Mit Barmot zugleich war sein Schwiegersohn Khartham, ein Pharnabasianer, den Barmot mit Bewilligung der Georgier adoptirt hatte, gefallen. Seine Frau, Barmot's Tochter, stiftete sich schwanger nach Armenien und gebar dort einen Sohn Aderkbi, der auch dort erzogen wurde. Mirwan, dem die Eristawi gehuldigt hatten, holte Barmot's Witwe mit Gewalt aus Samshwidze und heirathete sie. Die Regierung ging bei seinem Tode im J. 1 vor Chr. auf seinen Sohn Arschat (II.) über, der an Größe und Kraft dem Vorfath gleich. Er verschönerte Melchiri (Melitopol) in Kacheti und vergrößerte Uplischi-jide. Der in dessen herangewachsene Aderkbi, der sich zum tüchtigen Krieger in dem Kriege der Armenier gegen die Assyrer gebildet hatte, zog mit einem armenischen Heere gegen Arschat, seinen Vheim von mütterlicher Seite, tödtete ihn selbst im Zweikampfe und wurde von den Georgiern mit Freuden als König begrüßt. Im ersten Jahre seiner Regierung wurde Jesus Christus in Bethlehem geboren. Ebenso soll die Kreuzigung Christi und die Ankunft der Apostel Andreas und Simon in Georgien, um das Evangelium zu predigen, noch unter Aderkbi's Regierung stattgefunden haben. Aderkbi starb aber bereits im J. 31 nach Christo.

Aderkbi theilte das Reich unter seine zwei Söhne Barmot und Khartham. Barmot erhielt Schida-Karthli und das ganze Georgien nördlich vom Kur; Khartham die armanische Seite der Stadt Mchetha und das Land

südlich vom Kur. Unter ihrer Regierung wurde Jerusalem von den Römern zerstört. Viele Juden, und unter ihnen die Kinder des an Christi Statt freigegebenen Barababas, flüchteten zu ihren Glaubensgenossen in Georgien.

Auf beide Herrscher folgten im J. 72 deren Söhne, Pharschaman in Armasi, Kasch in Schida. Zarwand der Größe von Armenien übertrug den König von Armasi mit Krieg und nimmt die Städte Zunda und Artchani und das Land bis zum Mtkwari ein. Nach Tunda zieht er Leute vom Gefolge der Waldteufel (Jschini?) und nennt die Stadt Khabdhotani (Waldteufelwohnung). Beide Könige sterben vor Betrübniß, ihre Grenze nicht wiederherstellen zu können, und hinterlassen die Regierung ihren Söhnen Kasch in Armasi und Armasil in Schida (87 nach Chr.). Diese beiden vereinigen sich zur Vertheidigung der Grenze Georgiens mit den Dhi und Leschi gegen Armenien, unterlagen nach Fierdnadigen Kämpfen und schwuren dem Könige von Armenien, Artaschban, Bruder des Zarwand, den Eid der Treue, und stellten wieder her, was in Georgien durch die Armenier zerstört war, nahmen aber die Gelegenheit wahr, als die Armenier mit den Persern und Griechen in Krieg verwickelt wurden, mehrere Einfälle in Armenien zu machen, reizten dadurch den armenischen König, seinem Sohne Saren den Oberbefehl über die ihm noch übrigen Truppen zu geben, um die Georgier zu unterwerfen. Saren wird aber von den mit den Ossen vereinigten Georgiern besiegt, mit seinem Heere nach Armenien zurückgetrieben, beim See Zeli gefangen genommen, aber nicht, wie die Ossen wollen, getödtet, sondern in der Festung Dargalinisi gefangen gehalten.

Drei Jahre später fand eine gütliche Ausgleichung statt: die Georgier gaben den gefangenen Prinzen frei, und machten sich anheischig, den Armeniern Hülfsstruppen zu stellen und die in Armenien gemachte Heute zurückzugeben; dagegen erhielten die Georgier ihre alten Grenzen wieder und verbanden sich nebst den Ossen mit den Armeniern zur Befämpfung der gemeinschaftlichen Feinde.

Den Königen Kasch und Armasil folgten ihre Söhne Armasil in Armasi und Deross in Schida-Karthli (im J. 103), von denen die Chronik Wachtang's Nichts berichtet. Nach ihnen regierten ihre Kinder Pharschaman der Tapfere in Armasi und Mirdat in Schida-Karthli vom Jahre 113—122 nach Chr. Geb. Auf Anstiften des persischen Königs suchte der jähzornige, blutgierige Mirdat den in jeder Beziehung trefflichen Pharschaman hinterlistig umzugeben. Pharschaman gewarnt, entzog der ihm gelegten Schlinge, Mirdat's Unterthanen gingen freiwillig zu ihm über, und so wurde er ihm leicht, den Mirdat zu vertreiben. An seiner Stelle setzte er seinen Erzieher, den tapfern Pharnawos, in Schida-Karthli ein. Mirdat entfloß nach Persien, sammelte ein starkes Heer, mit dem er gegen Pharschaman ins Feld rückte, wurde aber in zwei Feldzügen nach Persien geschlagen. Pharschaman und Pharnawos fielen nun ihrerseits an der Spitze der Georgier und Armenier in Persien ein.

Die Perser ließen, um sich von ihnen zu befreien, den Pharsman durch einen despotischen persischen Koch vergiften, setzten den Mordat wieder in sein Land ein, Pharsman's Antheil aber ließen sie durch Erissawi regieren.

Die Frau und die Kinder Pharsman's waren von Pharnawas zu dem Könige von Armenien, dem Schwiegervater des Erstern, gerettet worden. Mit den Griechen und Megeslern verbündet, zog der armenische König gegen Mordat und die persischen Statthalter, besiegte und erschlugen sie bei Kechi am Lachmi und setzten Pharsman's Sohn Adam auf den Thron (im J. 122), der jedoch schon nach drei Jahren starb. Sein einjähriger Sohn Pharsman regierte (Anfangs unter der Regenschaft seiner Tante Ghadani, der Schwester seines Vaters) die 182 nach Chr. Sein Sohn und Nachfolger Anafsch, tapfer wie Pharsman der Tapfere, schlug die ins Land eingedrungenen Ossen, fiel in Verbindung mit den Armeniern selbst in Ossen ein, verheerete und plünderte das Land und kehrte als Sieger zurück. Bald wurde er aber ausschweifend und blutgierig, verfolgte die Georgier mit Haß, ließ mehrere seiner besten Unterthanen umbringen, machte sich die Armenier zu Feinden und verband sich mit den Persern. Fünf von den westlichen Erissawi fielen von ihm ab und verbanden sich mit dem Könige von Armenien, dessen Sohn sie sich zum Könige erbaten. Der König von Armenien drang um Decretionat in Georgien ein, vereinigte sich mit den Griechen und Ossen, die seiner Einladung zum Beitrete freudig folgten, besetzte den Anafsch, ließ ihn hinrichten und setzte seinen Sohn Rew auf den georgischen Thron (im J. 186). Seine Gemahlin Eschphida, eine Griechin, brachte das Bild Aphroditos mit, welches auf der Höhe von Nizetha aufgestellt wurde. Er verbot, den Wehen Kinder zu opfern, führte dafür Opfer von Schafen und Kühen ein, gewährte den Christen, von deren Religion er einige Kenntniß gewonnen hatte, Schutz, und erwarb sich den Beifall des Gerechten (Nartchili). Nach seinem Tode folgten ihm im J. 213 sein Sohn Watsche, diesem im J. 231 sein Sohn Bakur und im J. 246 Kam Bakur's Sohn Mordat zur Regierung und im J. 262 Mordat's Sohn Apshagur. In Persien herrschte Achasre oder Schirwan Eschiani, nachdem er den Ardeshir erschlagen hatte, in Armenien Khosroß. Khosroß führte, unterstützt von Apshagur, der seinerseits die Ossi, Lekhi und Chasaren zu Hülfe gerufen hatte, sehr erfolgreichen Krieg gegen Persien. Der überall geschlagene König der Perser versprach dem seiner Satrapen, der dem über sie heringebrochenen Unglücke zu steuern wisse, reichen Lohn und hohe Ehre. Anafsch, ein Verwandter des armenischen Königs Khosroß, erbot sich, seinen Vetter zu ermanen, ging zu diesem Ende mit seinem Bruder und seiner Familie als Flüchtling an den Hof des armenischen Königs, der ihn mit Ehrenbegleitungen und Vertrauten aufnahm und mit den höchsten Würden beehrte, und führte sein schürkisches Verbalen auf der Jagd aus. Zwar wurde er und sein Bruder von den sie verfolgenden armenischen Großen er-

schlagen; aber der König von Persien überfiel bei der Nachricht vom Tode des Khosroß das Land mit großer Macht, nahm die königliche Familie, mit Ausnahme des Prinzen Erdat, der zu den Griechen entfloß, gefangen, und fiel dann auch in Georgien ein. Apshagur suchte Hülfe bei den Ossen, starb aber bei seiner Rückkehr aus Ossen plötzlich und hinterließ nur eine Tochter.

Bei der mistlichen Lage des Landes schickte die georgischen Erissawi auf den Rath des Verberstchobers Watschan Gesandte an den König von Persien, ihm ihre Unterwerfung anzuzeigen, unter der Bedingung, daß er ihnen einen seiner Söhne zum Könige gebe, daß dieser die Tochter des Apshagur heirathe, sie in ihrem Glauben schütze und keine Perser unter ihnen wohnen lasse. Der König ging die Bedingungen ein, kam selbst nach Nizetha, beschwor sie daseibst und gab ihnen seinen siebenjährigen, von einer Skavin gebohrenen Mithran (georgisch Mirian), den er mit Apshagur's Tochter Adschura verheiratete, zum König (im J. 265).

III. Georgien unter Königen aus persischem Geschlechte (265 — 574 nach Chr.).

Apshagur war der letzte König aus dem Stamme der Pharnawosianer und der armenischen Könige, die zusammen 315 Jahre regiert hatten, und Mirian der erste aus dem persischen Geschlechte der Eschianer.

Dem siebenjährigen Könige gab sein Vater Chasre Georgien, Armenien, Kani, Womafani und Erethi und in der Person des Feldherrn Mirwanos einen tüchtigen Erzieher und Hofmeister, unter dessen Führung er 40,000 Mann persischer Truppen in Erethi, Womafani und Armenien aufstellte. Davon mußte Mirwanos 7000 der besten zum Schutze des jungen Königs in Nizetha halten. Auch die Durchgänge durchs Gebirge, die Festungen und Städte wurden von persischen Truppen besetzt. Sonst aber sollten keine Perser in Georgien wohnen. Hierauf begwang Chasre die Kaufleute und setzte überall seine Verberstchobaren ein, die jedoch seinem Sohne Mirian und dessen Erzieher untergeordnet wurden, und kehrte nach Persien zurück. Mirwanos vergrößerte die Festungen und besetzte vorzüglich Nizetha. Indessen wuchs Mirian im Dienste der Eternu und des Feuers, aber zugleich in der Liebe zu den Georgiern auf, die er mit Wohlthaten aller Art überhäufte. Er pflanzte die georgischen Götzenbilder und ihre Tempel, erweiterte den Götzendienst, wor dem Priester der Götzen gnädig, vergrößerte den Ruhm des Landes, verbesserte dessen Zustand, verschönerte das Grab des Pharnawas, vergaß die persische und lernte die georgische Sprache. Dadurch gewann er die Liebe der Georgier in hohem Grade. In seinem 15. Jahre starb seine Gemahlin Adschura, mit der das Geschlecht der Pharnawosianer erlosch. Seine zweite Gemahlin war Kani, eine Griechin aus dem Pontus, die Tochter des Mstotor. In den langwierigen wiederholten Kämpfen gegen die Chasaren, Lekhi und Dido, deren Schauplatz die Gegend von Derbend war, blieb Mirian siegt.

Im 40. Jahre seines Alters verlor er seinen Vater und sein jüngerer Bruder bestieg den persischen Thron. Mirian zog mit Heeresmacht nach Bagdad, um sein Recht auf den Thron geltend zu machen, und am Flusse Raxibisi kam es zum Kampfe. Die persischen Aeltesten, die gern Blutvergießen vermeiden wollten, brachten beide Könige dahin, sich einem schiedsrichterlichen Ausspruche zu unterwerfen. Durch diesen wurde Persien dem Barmat zugesprochen, der auch von mütterlicher Seite aus königlichem Blute stammte; Mirian erhielt als Entschädigung einen Landstrich von der Gegend des Barmat bis nach Abrahaddagani (Aberdidschan).

Nach seiner Rückkehr aus Persien hatte er zunächst die Osen zu demüthigen, welche während seiner Abwesenheit Georgien geplündert hatten, dann wieder die Einfälle der Chasaren zurückzuschlagen und endlich einen hartnäckigen Kampf gegen Erbat zu bestehen, der mit griechischen Truppen in Armenien eingefallen war und Mirian's Cristiani verjagt hatte. Mirian konnte auch mit Hilfe der Perser Nichts gegen Erbat ausrichten, mußte den griechischen Kaiser Konstantin um Frieden bitten, seinen Sohn Bahar als Gesel geben, auf Konstantin's Vermittelung seinen Sohn Rew mit Erbat's Tochter Solome vermählen und sich folgende Grenzregulirung gefallen lassen. Mirian bekam das Land an den von Norden kommenden Zuflüssen des Kur (Kartli, Rani, Grettbi, Mowasani und Grittisi), sein Sohn Rew Kachethi und Kuchethi mit der Kirsiberg in Idgharma, Erbat erhielt die Gegenden an den von Süden zum Kachsi (Ararats) stiegenden Flüssen und Mirian's Eidam, der persische Prinz Peroos, das Land von Ghunani bis nach Bardawa zu beiden Seiten des Kur.

Mit dem Jahre 314 nach Chr. beginnt die Bekehrung Georgiens zum Christenthume durch die heilige Nino, die sich zum Jahre 318 vollendet war. Mirian erbat sich nach seiner Bekehrung vom Kaiser Konstantin einen Bischof, und dieser sandte ihm den Eustathius von Antiochien nebst Priestern, einen Nagel aus dem Kreuze Grittisi und ein wunderthätiges Marienbild mit vielen Reliquien; auch sandte er Mirian's Sohn Bahar, der als Gesel in Konstantinopel lebte, nach Georgien zurück, der bei seines Vaters Tode im J. 342 den Thron von Georgien bestieg. Diesem folgte 364 sein Sohn Mirbat, bis 379; von 379—385 regierte Mirbat's Sohn, Barababhar, unter welchem die Provinzen Kartli, Rani und Mowasani von den Persern verwüestet und unterworfen wurden. Da seine drei Söhne Pharkman, Mirbat und Erbat uneinig waren, wollte das Volk seinen zum Könige, sondern wählte bei Barababhar's Tode im J. 395 Erbat, Rew's Leichterföhn, zum Könige, der das Land wieder vom persischen Joch befreite und dem Christenthume immer weitere Ausbreitung verschaffte. Nach seinem Tode im J. 405 kam Pharkman IV., Barababhar's Sohn, auf den Thron, der die Befreiung vom persischen Joch vollendete. Sein Sohn Mirbat II. (408 nach Chr.) gerieth in persische Gefangenchaft und starb in derselben. Seinem Enkel Artshil, der 413 auf den Thron kam, gelang es, die Perser wieder zu ver-

jagen und den Feuertempel vollends auszurufen. Von Artshil's Sohn und Nachfolger, Mirbat (III.), der von 434—446 regierte, berichtet die georgische Chronik Nichts. Desto wichtiger ist Mirbat's III. mit allen königlichen Tugenden geschmückter Sohn Wachtang Gurg-aslan (d. i. Wolf-Lewe), einer der größten georgischen Könige. Er unterwarf die Osen, die während seiner Minderjährigkeit verschiedene Einfälle in Georgien gemacht hatten, und den ganzen Kaukasus, tötete im Einzelkampfe die beiden berühmtesten osischen Helden, eroberte das früher durch die Griechen abgetrissene Mingrelien und Abchasien wieder, unterwarf die Provinz Paschangi (Abasa), zog dann mit einem Heere gegen die griechische Stadt Karni (das spätere Arserum) und unterwarf die ganze Gegend. Dann schloß er mit dem griechischen Kaiser Markellos Frieden, heirathete dessen Tochter und bekam dadurch Kachetheti und einen Theil von Dsawachethi als Mitgift und unternahm sodann mit dem persischen Schah Chosro einen Zug nach Sindia (Nordindien).

Er erbaute im J. 455 Tiflisi, auch die Festung Gsuram und die Kirche Mtschethi, stiftete die Würde eines Katholikos von Georgien und starb im J. 489 an einer Wunde, die er in einem Gefechte gegen die Perser erhalten hatte.

Sein Sohn Datschi (489—528) verlegte die Residenz von Mtschetha nach Tiflisi. Ihm folgte 528 sein Sohn Bakur und diesem nach in denselben Jahre Pharkman III., unter dessen Regierung die Perser Kartlii verwüesteten. Unter Pharkman IV. (einem Vetter des Vorigen), 532—557, kamen die zwölf heiligen Väter aus Assyrien, um dem mehrfach in Verfall gerathenen Christenthume wieder aufzuhelfen. Sein Sohn Bakur II. kam 557 noch minderjährig zur Regierung. Dies benutzte der persische Schah Ruchschirwan, um Karabagh und Schirwan mit Persien zu vereinigen und seinen Sohn Khosro als Statthalter nach Rani zu setzen, der dann die Unruhen in Georgien noch mehr anfaschte und für Persien Tribut erhob.

IV. Georgien unter den Guramiden (574—787 nach Chr.).

Mit seinem Nachfolger Stephanos (reg. v. 568—574) erlischt die Dynastie der Abkhonitaner auf dem georgischen Throne und es folgt die Dynastie der Guramiden. Es kam nämlich der Jude Guram, der durch die Barthaba vom Könige David abzustammen vorgab, mit fünf Brüdern nach Georgien, das sich unter Bakur II. unter den Schutz des römischen Kaisers Justinianus gestellt hatte, und wurde von Stephanos sehr gnädig aufgenommen. Sie ließen sich taufen und Guram schwang sich bald zum Oberfeldherrn der Georgier auf, ging dann als Gesandter an den Hof des Justinian, der ihn mit Gnadenbegrißungen überhäufte, zum Kuratpalat machte, und nach dem Tode des Stephanos zum Könige von Georgien ernannte. Während seiner Wäjah-

rigen Regierung (574—600) machte er sich durch häufige Siege über die Perser berühmt.

Sein Sohn Stephanos II., welcher aus Furcht vor den Persern sich nicht Mesch (König), sondern nur Mthawari (Herrscher) nannte, wurde vom griechischen Kaiser Heraklius mit Krieg überzogen und fiel in der Schlacht (619). Heraklius setzte Adarnasse, einen Abkömmling Bakur's auf den Thron, der aber ebenfalls wie sein Sohn und Nachfolger Stephanos III. (639) aus Furcht vor den Persern den Titel Mthawari annahm.

Unter seinem Sohne Mirwan, der wieder den Titel Mesch führte, brach Mirwan Ku, d. i. Mirwan der Laube, ein Anhänger Muhammed's, in Georgien ein, verführte Kartli und Imerethi und ließ die Fürsten von Argwehi, David und Konstantin, da er sie nicht zum Abfalle vom Christenthume bewegen konnte, auf grausame Weise hinhängen. Auch unter Mirwan's Bruder und Nachfolger Artschil II., der 668 zur Regierung kam, machten die Muhammedaner wieder Einfälle, nahmen den König Artschil durch List gefangen und wollten ihn zwingen, dem Christenthume zu entsagen; aber Artschil blieb standhaft, erlitt deshalb im J. 718 den Märtyrertod und wird noch heute in der georgischen Kirche als Märtyrer verehrt. Nach seinem Tode verwalteten seine Söhne Dschuanscher und Joane das Reich unter dem Titel Mthawari.

V. Georgien unter den Bagrationen bis zur Theilung in drei Reiche (von 787—1424 nach Chr.).

Mit Dschuanscher und Joane erfolgte im J. 787 das Haus der Guramiden und machte den Bagrationen Platz, die allerdings mit Guram verwandt waren. Aschot, der den Titel Kurat-Palati führte, ein Sohn des Adarnasse-Bagration, den schon Artschil II. zum Vorgesetzten in Kachethi gemacht hatte, war der erste König Georgiens aus dem Hause Bagration. Seinen Bruder Gurgen setzte er als Statthalter in Kartli ein. Unter seiner Regierung fiel der Araber Chasli in Georgien ein, Aschot mußte sich in der Provinz Achalside verbergen, wurde aber entdeckt und von den feindlichen Soldaten ermordet. In Tiflis wurde ein arabischer Statthalter eingesetzt; aber das Volk empörte sich und Chasli fand den Tod auf dem Schlachtfelde. Indessen gelang es Chasli's Söhne, Muhammed, sich Georgien wieder zu unterwerfen. Zu diesem kam Bagrat Kurat Palati, der Sohn des Aschot, der sich bisher im Auslande versteckt gehalten hatte, entdeckte sich ihm und wurde von Muhammed als oberster Herrscher von Georgien eingesetzt, nahm als solcher den Titel König an, mußte sich aber bald dem Fürsten Bugho, der Gomethi verführte und vor Tiflis rückte, wieder unterwerfen. Nach Bagrat's Tode (855) regierte sein Sohn Dawith, nach diesem von 881—925 dessen Sohn Adarnasse II. Unter seiner Regierung fiel Amir Arab, Führer des Schah Abul-Kassim in das Land ein, verführte Kartli, plün-

derete Sa-Mtabago, belagerte die Festung Aweli, nahm 130 Fürsten und Edelleute gefangen und schickte sie nach Persien, wo sie, weil sie nicht zum Abfalle vom Christenthume zu bewegen waren, sämtlich hingerichtet wurden. Adarnasse's Sohn, Sumbat, reg. von 925—958, dessen Sohn Bagrat II. mit dem Beinamen Regwenti (d. i. der Dumme) bis 991, dessen Sohn Gurgen II., welchen der Kaiser Basilus zum Bagristroß von Konstantinopel ernannte, bis 1008; nach diesem sein Sohn Bagrat III. bis 1014, und von 1014—1027 Bagrat's Sohn Giorgi. Unter ihm fiel der byzantinische Kaiser Basilus II. in Georgien ein, um dasselbe als ein Vermächtniß Bagrat's II. in Besitz zu nehmen. Giorgi's zuvorkommender Widerstand war endlich vergebens. Er unterlag der Ueberrmacht, mußte mit dem Kaiser Frieden schließen und sogar seinen Sohn Bagrat als Geisel geben, den indessen der Kaiser nach drei Jahren wieder zurückschickte.

Dieser bestieg nach seines Vaters Tode (1027) als Bagrat IV. den Thron, benutzte des Kaisers Basilus Tod, um sich wieder unabhängig zu machen, wurde aber vom Kaiser Romanus wieder gezwungen, sich öffentlich als Vasallen des Kaisers zu erklären. Um seiner ganz sicher zu sein, gab ihm der Kaiser seine Tochter Helena zur Gemahlin unter dem Titel Kuropalates. Unter seiner Regierung kam der vom König Giorgi nach Griechenland gesandte Philosoph Joane Petritsi zurück und überreichte die philosophischen Schriften des Platon und Aristoteles ins Georgische. Giorgi Aphoni, ebenfalls in die Heimath zurückgekehrt, übertrug den Palast und geistliche und weltliche Lieder aus dem Griechischen ins Georgische. Obwohl beide sich um die georgische Sprache große Verdienste erwarben, so abertraf doch Petritsi alle seine Vorgänger, welche das alte und neue Testament gut zu übersetzen gesucht hatten, an Erdiegenheit und Reinheit der Sprache.

In den letzten Regierungsjahren Bagrat's unterwarf Alp Arslan Georgien und die georgischen Großen mußten zum Zeichen ihrer Unterwürfigkeit ein Huiscien in den Dyrn tragen, wodurch viele bewogen wurden, zum Islam überzutreten. Die Unterwerfung Georgiens vollendete unter Giorgi II. (1072—1089) Melik Schah, der Sohn Alp Arslan's, der den Giorgi als König von Georgien bestätigte. Unter Giorgi brachen aus Persien mehrere tatarische Horden in Georgien ein, ließen sich theils zwischen der Mündung des Alazan, in den Kura und der Stadt Gori, theils zwischen dem Jori (Jura) und Chaschmi nieder, plünderten und verwüsteten das Land und schlepften die Einwohner als Gefangene fort.

Aus dieser unglücklichen Lage rettete sie Giorgi's Sohn, Dawith II., der 1089 den Thron bestieg. Er verjagte die Einrücklinge, erbaute die zerstörten Städte und Dörfer wieder, weshalb er den Beinamen Nyma Schenbeli (d. i. Wiedererbauer) erhielt, ließ durch seinen Sohn Dimitri Schirwan wieder erobern, zog selbst nach der persischen Stadt Kabalab, wohnte sich dann nach Anatolien und unterwarf sich die ganze Gegend am pontischen Meere bis nach Trapezunt. Auf dem Rückwege nach Georgien jüchtigte er die Armenier wegen

ihrer kühnen Ueberfälle durch Wegnahme der damals zu Persien gehörenden, dem arabischen Schah Durbeck unterworfenen Stadt Ani³⁾, schlug den Schah Durbeck, der in Georgien einfiel, mit wenigen Truppen, eroberte die Städte Karabagh und Derbend und starb allgemein betrauert im J. 1130. Er wird fast wie ein Heiliger verehrt und sein Gedächtniß noch immer alljährlich in der georgianischen Kirche gefeiert.

Nicht weniger glücklich regierte sein Sohn Dimitri, schlug den in Georgien einfallenden Perser Schah Schab vollständig, ward aber 1150 Wundt und übergab die Regierung seinem Sohne Giorgi III., der ebenfalls ruhmvoll regierte, als seine beiden Vorgänger. Er zog gegen die räuberischen Bewohner des Ararat zu Felde, und züchtete sie; dem persischen Schah Schahar-El Sultan, der mit den Türken von Schani vereint gegen ihn anzog, rückte er nach Armenien entgegen und schlug ihn wiederholt, traf die nöthigen Vorkehrungen gegen künftige Ueberfälle und kehrte nach Georgien zurück. Unter dessen hatte sich sein Vetter Dimitri gegen ihn empört, und mit seinem bedeutenden Anhang in die Festung Bori geworfen. Giorgi eroberte die Festung und ließ dem Dimitri die Augen ausstechen.

Aus Mangel an männlichen Nachkommen ging bei seinem Tode 1171 die Regierung auf seine Tochter Thamar über, die wegen ihrer männlichen Tugend und Tapferkeit stets *Wespe* (König) genannt wird, obwohl es der Sprache an einem Worte für Königin nicht fehlt. In ihren ersten Regierungsjahren unternahm sie Schariss, Maranba bis nach Miani Dschinina (Kasbin), Eskiha bis zu dem gurganischen Wasser, einen Theil Anatoliens, Erzerum, ganz Adschien und die kaukasischen Gebirge und besiegte den Sultan Rusardin wie den persischen Schah Atabeg. Auf Bitten ihres Volkes vermählte sie sich, und zwar zuerst mit einem grade in Asien anwesenden russischen Fürsten Andrei, der sich Anfangs zur

allgemeinen Zufriedenheit betrug, bald aber durch seinen Jähzorn und sein zügelloses Leben die Königin so erbitterte, daß sie sich von ihm scheiden ließ und mit reichen Geschenken aus Georgien entließ. Danach vermählte sie sich mit Dawith, aus dem Hause Bagration, der seine Besitzungen in Ofsien hatte, aber damals grade in Georgien anwesend war. Andrei aber rückte mit griechischen Truppen von Kautais in Smirethi ein und brachte alle dortigen georgischen Fürsten auf seine Seite. Thamar rückte ihm entgegen, schlug ihn, nahm ihn gefangen, setzte ihn aber aus angorner Wildde wieder in Freiheit. Seitdem hörte man Nichts mehr von ihm. Aus ihrer zweiten Ehe hatte sie einen Sohn Laska Giorgi und eine Tochter Russuban.

Laska (d. i. der Strahlende) Giorgi folgte seiner Mutter 1198 als Giorgi IV., brachte die abgefallenen Bewohner Sandshah's wieder zum Gehorsam, unterlag aber dem Dschingiskhan, welcher Georgien unternahm und Semachet verwißte und starb aus Gram darüber. Ihm folgte im J. 1211 sein natürlicher Sohn Dawith unter der Vormundschaft seiner Tante Russuban, die als wirkliche Königin betrachtet wird. Da sie dem Perserförmigen Dschalaladin (Dschalaladin Charsim-Schah) ihre Hand vermaählte, überließ dieser Georgien, verwißte und plünderte es und kehrte dann zu andern Unternehmungen zurück. Darauf heirathete Russuban den von ihr geliebten Fürsten von Artabani, Thargirisi und erzeugte mit ihm einen Sohn Dawith und eine Tochter Thamar. Dschalaladdin erneuerte seine Anträge und Einfälle in das Land zu wiederholten Malen; das eine Mal schloß Russuban Frieden mit ihm und gab ihm ihren Vetter Dawith, den Sohn des Laska Giorgi, als Geisel; sie selbst flüchtete nach Kautais, um seinen Werbungen zu entgegen. Der darüber ergrimnte Sultan zerstörte Tiflis und gab ganz Georgien der Plünderung seiner Kurden preis. Dem gänzlichen Untergange bei einem dritten Einfälle entging die Königin für den Augenblick nur durch die in Kurdistan ausgebrochenen innern Unruhen, welche die Vertreibung Dschalaladdin's aus Persien und die Besitznahme des persischen Thrones durch Mangukhan, einen Vetter Dschingis Khan's zur Folge hatten. Der von Mangui in Georgien angegriffene Dschalaladin wurde von den Seinen verlassen, mußte flüchten und ward auf der Flucht heimlich von den Hirten ermordet. Sein Tod rettete Georgien nicht; denn Manguk's Feldherren (Woini) eroberten Sandshah, regierten das Land, gewannen die georgischen Fürsten für ihr Regiment und zwangen die Königin, ihren eigenen Sohn Dawith, den sie Naryn (neu angekommen) nannten und an Mangui schickte, als Geisel zu geben. Da Kartthi unter die ihre Nymphen getheilt war, hielt sich die Königin in Smirethi auf. Sie war eine willkürliche und grausame Frau und ließ Viele, die ihre Gnuß genossen hatten, ermorden. Nach ihrem Tode im J. 1237 setzte Manguk Khan ihren Vetter Dawith Sain oder Eskiha Dawith (von den Woini wegen seiner Schönheit so genannt) und ihren Sohn Naryn Dawith als Könige ein. Beide regierten einträchtig bis 1241, wo sie in Swift getödtet

³⁾ Ani (pers. und arab. Knp, für Ana, das *Anio* des Cedrenus), Hauptstadt von ganz Armenien im Lande Schirach, hatte im XI. Säculo 100,000 Einwohner und 1000 Kirchen. Dawid eroberte es im J. 1124, schloß den Fürsten Melikswar als Gefangenen ab, befestigte den Armen die christliche Kirche und gab dadurch viele emigrierte Armenier aus ihrer Capitalstadt zurück. Schon im J. 1126 fiel Ani wieder in die Hände des Sohnes Melikswar's, der in der Capitulation den christlichen Bewohnern Georgi zuflüchtete. Im J. 1161 kam es wieder in die Gewalt der Schah's unter Georg III., der den gewaltigen Prinzen Salan als Statthalter einsetzte, welcher, treulos nach Selbstherrlichkeit strebend, zu den Unthug nach Aderbidshan entflo. Von übergab Georg III. die Statthalterschaft von Ani dem tapfern Sarkis, einem armenischen Prinzen von kurdischer Abstammung, welcher der Uebermacht des Arslan Schah, des Sultans der Seltschiden, 1163 weichen mußte. Im J. 1174 kam Ani wieder in die Gewalt des Königs der Georgier, der sie nun dem Prinzen Don aus dem Hause der Dschirid übergab. Als durch die Kinde Georg's die Prinzen der Dschirid theils ermordet, theils zur Flucht nach Persien gezwungen waren, trat der Kurde Sarkis wieder als Prinz von Ani auf und vererbte die Regierung an seine Nachkommen. Im J. 1239 wurde sie von dem Wenzelgeneral Tschamorgjann nach langer Belagerung erobert und 1319 durch ein Erdbeben vernichtet. Die Stadt ist aus ihren Ruinen nicht wieder erstanden; s. Ritter, Erdkunde. 10. Th. S. 440—443.

und das Reich so theilten, daß Siofian Davith (IV.) Oberg Georgien, d. i. Kartli, Kachethi, Sa-Tabago (= Abchazien) und Schirvan; Naryn Davith dagegen Niedergeorgien, d. i. Imirethi, Mingrelien, Diksch, Svanethi, Dshikethi und Abchasethi bekam. Jeder setzte seinen eigenen Katholikos ein und suchte durch gute Einrichtungen seine Regierung zu befähigen. Von Kartli fielen indessen bald die Thierkessen ab, und von Imirethi trennten sich 1246 Svanethi, Abchasethi und Dshikethi.

Vom Ilu-Khan, dem Sohne und Nachfolger Rangu-Khan's, zu Hilfe gerufen, half Siofian Davith den Usurpator bekämpfen; auf einem zweiten Zuge der Art gegen den Usurpator des persischen Thrones Abagha starb er an einer Krankheit und sein Erbe führte nach Georgien zurück (im J. 1272).

Sein von den Georgiern als König eingesetzter Sohn Dimitri wählte den Tod durch Henkers Hand, um sein Land zu retten. Als nämlich der Perser-Schah Arghun Georgien verwüsten wollte, begab sich Dimitri zu ihm und bat um Schonung. Der grausame Arghun ließ ihm die Wahl zwischen dem eigenen Tode und der Verwüstung seines Landes. Dimitri wählte den Tod und es wurde ihm 1288 der Kopf abgeschlagen. Die Georgier ehrten ihn durch den Beinamen Thambadebuli (Selbstopferer). — Nach seinem Tode machte Arghun im J. 1289 den Sohn Naryn Davith's, Bachtang II. zum König, wodurch ganz Georgien wieder unter einen Herrn kam. Aber Arghun's Nachfolger, Abul-to-Khan, nahm dem Bachtang Kartli und Kachethi wieder ab und gab sie dem Sohne Dimitri's, Davith V. Da dieser aber sich unabhängig machen wollte, nahm der Schah Abasan-Khan ihm die Regierung wieder und gab sie (1296) seinem Bruder Bachtang III. Unter ihm kam der Schah Arab, Abasan's Bruder und Nachfolger, nach Georgien, um die Bewohner zur Annahme des Islam zu zwingen. Bachtang hat den Schah persönlich um Schonung, wurde aber (1304) zu Tode gemartert und von den Georgiern als Märtyrer verehrt.

Auf Georgiens Thron setzte der Schah einen Sohn Davith's V., den minderen Giorgi V., unter der Regenschaft des Giorgi, eines Sohnes des Dimitri, welcher seinem Mündel als Giorgi VI., „der Durchlauchtigste“, folgte. Er eroberte alle nach und nach abgetheilten Länder wieder, verzogte die Perser und hinterließ bei seinem Tode (1346) seinem Sohne, Davith VI., das Land in einem blühenden und glücklichen Zustande. Davith regierte in Ruhe und Frieden. Aber unter seinem Sohne, Bagrat VI., der 1360 zur Regierung kam, kam Tamerlan nach der Eroberung Persiens, Indiens, Kurdislands, Anatoliens und Syriens auch nach Georgien, eroberte Tiflis, nahm den König und die Königin gefangen, schleppte sie mit nach Persien, zwang den König zur Annahme des Islam und ließ ihn dann unter dem Schutze von 12,000 Mann nach Georgien zurückkehren. Bagrat zog, durch heimlich vorausgeschickte Boten, ein Heer unter seinem Sohne Giorgi heran, welches die 12,000 Perser niedermegte und eroberte Tiflis wieder. Die Folge da-

von war, daß Tamerlan das Land verwüstete und die Kirchen zerstörte, mit Ausnahme einer Kirche in Nanglis, auf deren einer Mauer Muhammad auf einem Löwen sitzend abgebildet war. Gleichzeitig zwang Tamerlan die Bewohner Daghestans zur Annahme des Islam.

Bagrat's Sohn, Giorgi VII. (von 1396—1407), kämpfte, so lange Tamerlan lebte, vergeblich um seine Unabhängigkeit; kaum aber war dieser Eroberer gestorben, so vertrieh er alle Muhammedaner, eroberte Tiflis und sämtliche ihm von Tamerlan entzogene Festungen wieder und blieb gegen die Perser, welche wiederholte Einfälle machten, um Georgien wieder zu erobern, Sieger, bis er im J. 1407 im Kampfe gegen sie fiel. Sein Bruder Konstantin (1407—1414) kämpfte mit gleichem Glücke gegen die Perser, fiel aber in einem Treffen gegen Russo-Thurthi, den Herrn von Syrien, welcher Georgien unterwerfen wollte. Ihm folgte (1414) sein Vetter Alexander I. unter der Vormundschaft seiner Mutter bis zu seiner Volljährigkeit. Da er nur Krieg gegen die Bewohner von Aderbeidshan zu führen hatte, gelang es ihm, die Spuren der Verwüstungen seines Landes durch den Wiederaufbau der zerstörten Städte und Kirchen, namentlich auch der Kirche in Mtscheta, in welcher die georgischen Könige gekrönt und begraben wurden, zu verwischen. Zur großen Betrübnis ward er unter dem Namen Mthanaschi im J. 1424 König und theilte das Reich unter seine drei Söhne Bachtang, Dimitri und Georg. Der erste erhielt Imirethi, Dshikethi, Svanethi, Diksch, Abchasethi, Alani und Guria. Der zweite Kartli, Thierkessen und Sa-Tabago; der jüngste Kachethi und ganz Schirvan bis nach Terebend.

VI. Georgien seit der Theilung in drei Reiche bis zur Verwerfung unter Rußland (1424—1810).

Da die von Brosset überlieferten, in den Memoiren der petereburger Akademie Ser. VI. Tom. V. p. 185—315 veröffentlichten georgischen Chroniken von dieser Theilung des Reichs Nichts erwähnen, so betrachtet Dr. K. Koch dieselbe als nicht stattgefunden (Reise 2. Bd. S. 158. Anm.) und verächtlich damit Klaproth, der sie aus georgischen Chroniken mittheilt; die einzig richtige Folgerung wäre gewesen, daß Brosset nicht alle Quellen, aus denen Klaproth schöpfte, bekannt geworden seien, da ihm doch einleuchten mußte, daß Klaproth nicht gefunden haben könne. Es wird demnach kein Mißgriff sein, wenn wir Klaproth's Mittheilungen so lange für wahr halten, bis aus bessern Gründen das Gegentheil erwiesen ist. Wir behandeln nun die Geschichte der drei Reiche absonderrt.

A. Geschichte Imirethi's v. 1424—1810. — Als Bachtang 1431 ohne Thronerben starb, wollten die Nachkommen der Königin Kussuban den Thron wieder in Besitz nehmen, wurden aber von den Fürsten und Edelenten nicht anerkannt. Die Fürsten von Diksch und Guria benutzten die Gelegenheit zum Vballe und machten sich zu

Selbstherrschern. Gleichwol erhielt sich ein Nachkomme der Russiden, Georg I., aus dem Throne, dem 1460 Bagrat I., seit 1510 sein Enkel Bagrat II., Sohn Alexander's, folgte, diesem folgten kurz nach einander 1590 seine Neffen Leo und Koshom, während sein Sohn Georg erst 1605 zur Regierung gelangte. In diesem kamen die vom persischen Schah vertriebenen Könige von Kartlhi und Kachethi und auf seine Verwendung kehrte der erste wieder in sein Reich zurück. Der im J. 1639 zur Regierung gekommene König Alexander unterwarf sich 1650 der russischen Krone. Bei dem Tode Bagrat's III., der 1660 auf Alexander folgte und 1672 ohne Erben starb, fiel Smirethi mit an Bagrat, welcher seinem Sohne Artshil das Reich übergab. Nach ihm kam Smirethi an Irakli (Peradus) aus dem Hause Kachethi, nachdem derselbe dem alten Könige Georg III. in Kartlhi wieder hatte weichen müssen. Ohne Artshil's und Irakli's zu erwahnen, führen andere die Reihe der smirethischen Könige nach Bagrat mit Alexander II. (von 1683—1695), Simon (1695—1707), Alexander III. (1720—1725), dem dessen Bruder Georg III. und dann erst dessen älterer Bruder Theimuras (1729—1745) folgten. Auf Theimuras folgte sein Neffe Salomo I., ein Sohn Alexander's III. Gegen diesen emporien sich 1768 die Großen des Reichs, vertrieben ihn mit türkischer Hilfe und setzten an seine Stelle seinen Vetter Theimuras als König ein. Ehe die von Salomo erbetene russische Hilfe kam, vertrieb er mit Hilfe der Lezigen die Türken wieder aus Smirethi, sodas der im J. 1769 mit einem russischen Heere einrückende Graf Zottleben nur noch aus einigen Festungen die türkische Besatzung zu vertreiben hatte. Zottleben machte 1770 in Kartlhi einen Zug gegen die Türken mit, nahm ihnen einige Festungen und übergab dann das Commando seinem Nachfolger Eudotin, der aber mit seinen Russen Georgien schon 1772 wieder verließ. — Salomo starb 1782 ohne Erben. Als sein Nachfolger wurde von den Großen des Reichs David, ein Sohn des Königs Georg, eingesetzt. Dieser vertrieb den Prinzen David, einen Sohn Artshil's und Neffen des Königs Salomo und von mütterlicher Seite einen Enkel des Königs Irakli II. von Kachethi. Daraus fiel des Prinzen David Großvater mit einem Heer in Smirethi ein, schlug den König David und setzte seinen Enkel unter dem Namen Salomo II. als König ein. Der geschlagene König David erkämpfte mit kühnen Truppen den Thron wieder, wurde aber bald darauf durch Irakli's Sohn Johann wieder vertrieben. Nachdem 1802 Georgien zu einer russischen Provinz erklärt worden war, wurde 1810 auch Salomo II. von den Russen abgesetzt und Smirethi dem russischen Reich einverleibt. Von dem vertriebenen Könige David, der mit einer Fürstin Drebelanow vermählt war, lebte ein Sohn Konstantin später in Petersburg. Auch Fürst Bagration, der 1812 russischer Feldherr war und bei Proskaw sieh, stammte von dem georgischen Königsstamme ab.

B. Kartlhi. In Kartlhi besieg 1424 Dimitri, von dem der Fürst von Achalsche abstie, den Thron, wurde aber 1469 Mönch wie sein Vater. Ihm folgte

sein Sohn Konstantin II. Unter ihm verpflanzte der persische Schah Isakhi die noch jetzt dort befindlichen muhammedanischen Stämme nach Georgien und legte in Bortschalo die Festung Wadschafatalah an. Unter dem folgenden Schah Ismael kam Georgien unter persischen Schah. Nach Konstantin's Tode (1505) wurde sein Sohn David (VII.) I. König, welcher während der Minderjährigkeit des kachethischen Königs Leon auch Kachethi mit verwaltete und mit seinem Reiche vereinigte. Da er sich sehr stark genug glaubte, fiel er von Persien ab. Aber der Schah fiel in Georgien ein, eroberte Tiflis, gab dem Leo Kachethi und ließ David auf dem Throne von Kartlhi. David wurde 1524 Mönch und übergab die Regierung seinem Bruder Georg (VIII.) I., auf welchen erst 1534 David's Sohn, Georg's Neffe, Luarsab I. folgte, der, weil Leo von Kachethi Mönch wurde, auch dieses Reich erhielt. Er war ein weiser, kriegserfahrener Fürst, welcher Georgien durch sein Regiment beglückte und Perser und Türken wiederholt schlug. Ihm folgte 1558 sein Sohn Simon I., der in persische Gefangenschaft gerieth, aber weil die Türken unterdessen unter Rala-Pascha Erivan, Gandschah und Larwis den Persern abgenommen und Tiflis und Gori erobert hatten, wieder freigelassen wurde, um die Türken zu vertreiben. Er verjagte die Türken und unterwarf sich alle verlorenen Städte wieder. Beim Recognosciren der Stellung der Türken, die unter Dschaghar-Pascha auf ihrem Nachzuge gegen Persien bis an den Fluß Alagte vorgezogen waren, gerieth Simon 1599 in türkische Gefangenschaft, in der er in Konstantinopel starb. Seine trefflichen Eigenschaften erwannen ihm bei den Georgiern den Beinamen des Großen (Didi Simon, d. i. Simon der Große).

Unter seinem Sohne Georg (IX.) II., der ihm im J. 1600 auf dem Throne folgte, wurde Achalsche (das Land Sa-Atabage) türkische Provinz (1603). Er stellte sich das Land unter den Schut des russischen Csesars und leistete für sich und seinen Sohn Ischid dem Zar Boris Gudunow den Eid der Treue. Die von Boris Gudunow beabsichtigte Doppelheirath seiner Sohnes-Bruder Borisfomisch mit Georg's Tochter Helena und seiner Tochter Ania Borisfomina mit Georg's Vetter Ghefroe zerfiel sich durch Boris Gudunow's 1605 erfolgten Tod. Georg starb auf Veranstaltung des persischen Schah durch Gift. Ihm folgte mit Bewilligung des Schah sein Sohn Luarsab II. Dieser verdächtige und tapfere Fürst schlug den Khan der krimischen Tataren, welcher auf seinem Rückzuge aus Bardsaa durch Georgien nach der Krim noch Eroberungen und Brute machen wollte, in die Flucht und sandte eine Menge Tatarenköpfe an den Schah, der ihm dafür reiche Geschenke machte. Um sich selbst unabhängig zu machen, verlobte er ihn sein Schwager, der Fürst Georg Larkano Schiwili, beim Schah. Der Schah, der dem Verrücker glaubte, beauftragte den Khan von Kaschi dem Luarsab den Kopf aufzuschlagen, und da dieser den Befehl nicht ausführen konnte, den Luarsab, den Khan von Kaschi, enthaupen zu lassen, und als dies geschehen war, den Georg Larkano Schiwili,

gegen seinen Schwager zu Felde zu ziehen. Quarsab verband sich auf die Nachricht von dieser Gefahr mit Theimuras von Kachethi gegen Persien, da aber ihre Völker nicht gegen Persien kämpfen wollten, so flüchteten beide Könige zum Könige Georg von Imirethi. Die Perser zerstörten die Hauptstadt Gremi von Kachethi, führten die Bewohner des Landes in persische Gefangenschaft und verwütheten Kartlil (1620). Auf die Verwendung des Königs Georg von Imirethi versprach Schah Abbas, beiden geschlücheten Königen ihre Krone zurückzugeben. Quarsab traute dem Versprechen, begleitete den Schah nach Astrabad, wurde aber dafelbst, weil er den Zumuthungen, den Islam anzunehmen, standhaft widerstand, im J. 1622 auf eine grausame Art hingerichtet. Er wird in der georgischen Kirche unter dem Namen Patara Quarsab Rokhame (d. i. der kleine Quarsab, der Märtyrer) als Märtyrer verehrt.

Auf den kinderlosen Quarsab, dessen einzige Schwester mit Theimuras von Kachethi vermählt war, folgte mit Bewilligung des Schah Bagrat I. aus dem Hause der Könige von Kachethi. Nach seinem Tode erwählten die Georgier Quarsab's Vetter Simon (III.) II. zum Könige, der aber schon 1628 von dem Eidam des Königs Theimuras von Kachethi ermordet wurde. Theimuras erbielt nun auch die Krone von Kartlil, mußte aber in Folge eines unglücklichen Kampfes gegen die Perser (in welchem 12,000 Georgier fielen) nochmals nach Imirethi fliehen. An seine Stelle setzte der Schah Sefti 1634 den Rostom, einen Neffen Simon's I., als König von Kartlil ein, und dieser erkannte, da er keine Kinder hatte, einen Fürsten von Mughani aus dem Hause Bagration, Waschtang IV., zu seinem Nachfolger. Waschtang, von den Persern Schah-Rads genannt, bestieg 1638 den Thron und vereinigte alle drei georgischen Reiche unter seiner Herrschaft. Seinen Sohn Artshil setzte er als Statthalter in Kachethi ein. Nach seinem Tode (1676) bestieg sein Sohn Artshil den Thron, begab sich aber bald nach seinem Regierungsantritte zum Zar Freder Alexiowitsch nach Rußland, wo er für immer blieb. Sein Bruder Georg (XII.) III. übernahm die Regierung, wurde aber, da er sich von Persien unabhängig machen wollte, von Schah Hussein abgelehrt. Zum Könige von Georgien ernannte der Schah 1688 den Sohn des Königs Theimuras von Kachethi, Irakli I. Irakli unterwarf sich den Persern, nahm den Islam und mit ihm den Namen Nasar Ali Khan an, und wurde, nachdem der Schah dem Könige Georg III. den Thron von Kartlil wiedergegeben, nach Imirethi als König versetzt. Nach Georg's Tode erkannte der Schah zunächst dessen Vetter Koiachero und nach diesem seinen Oheim Leo III. zum Könige von Kartlil, welche beide wegen der Kürze ihrer Regierung in der georgischen Königsreihe nicht gezählt werden. Im J. 1703 kam Leo's Sohn, Waschtang V., zur Regierung und reiste gleich nach seiner Thronbesteigung nach Persien, um sich als König befähigen zu lassen. Als seinen Stellvertreter ernannte er seinen Bruder Simon. Da Waschtang den Islam nicht annehmen wollte, behielt ihn der Schah

in Persien und ernannte 1711 Waschtang's Bruder Jesse, der mit dem Islam den Namen Ali Kuli Khan annahm, zum Regenten von Kartlil. Jesse leistete im J. 1714, in welchem Georgien durch Heuschreckenfrah in Hungersnoth gerieth, dem Könige von Kachethi Hilfe gegen die Lesgier, die ins Land eingefallen waren. Waschtang nahm nach dreijähriger Gefangenschaft den Islam an, erhielt dann den Thron von Kartlil wieder und wurde vom Schah zum Oberfeldherrn und Gouverneur von Adrebrichsan ernannt. Sein Sohn Paschar wurde unterdessen zu seinem Stellvertreter in Kartlil bestimmt. Im J. 1719 starb endlich Waschtang zur großen Freude seines Volkes in sein Land zurück. Er ließ die Gesetze des griechischen Kaisers Leo und viele Gesetze armenischer Könige ins Georgische übersetzen, sah die Uebersetzung selbst durch und machte Zusätze dazu. Diese später von David Ueberdrückten Gesetze dienten den Georgiern als Gesetzbuch und wurden auch noch von den Russen neben den kaiserlichen Wäsen gebraucht. Im J. 1722 nahm der Schah Rhomas, Hussein's Sohn, den Waschtang die Krone und gab sie dem Könige Konstantin von Kachethi, der mit dem Islam den Namen Muhammed Kuli Khan angenommen hatte. Waschtang widersetzte sich. Aber Tiflis, in dem er sich verschanzte, wurde mit Hilfe lesigischer Soldner erobert und Waschtang gezwungen, über Gori nach Kraschimwall zu flüchten. Aus Verdruss übergab er Kartlil den Türken, die das Land sogleich besetzten, und ging über Kabscha und die Kabardasch 1724 nach Rußland, wo ihn die eben zur Regierung gekommene Kaiserin Katharina I. sehr gnädig aufnahm.

Der türkische Sultan setzte Waschtang's Bruder Jesse, nachdem derselbe zur sunnitischen Sekte übergetreten, auf den Thron von Kartlil unter dem Namen Ali Pascha. Die Türken nahmen den Muhammed Kuli Khan durch List gefangen, enthaupteten ihn, besetzten Unter-Kachethi und machten dessen Bruder Theimuras II. zum Könige von Ober-Kachethi. Nadir Schah versagte die Türken aus mehreren Gründen Georgiens wieder, setzte in Tiflis seine Khane ein, gab aber bald darauf das Königreich dem Ali-Khan, einem Vetter des Theimuras, nahm ihm dafselbe 1744 wieder und gab es dem Theimuras II. von Kachethi, der ihm große Dienste geleistet hatte. In Kachethi setzte er Theimuras' Sohn Irakli ein. Als indessen Schah Nadir Georgien die drückende Abgabe von 200,000 Tomans oder 2,000,000 Rubel Silber auferlegte, fiel Theimuras nebst seinem Sohne von Persien ab, flüchtete mit allen Großen und Begünstigten von Tiflis nach Ananuri in die Gebirge und rüstete sich zum Kriege gegen Persien. Das Volk wanderte in Masse nach fremden Ländern aus. Mitterweile wurde Nadir Schah ermordet, Ali Kuli Khan, Schwiegersohn des Theimuras, machte sich, unter dem Namen Abil Schah, zum Schah, und erließ, um sich beim Volke beliebt zu machen, die von seinem Vorgänger aufgeschriebene Auflage. Abil Schah wurde von seinem Bruder Ibrahim, Statthalter von Isfahan, gefangen genommen und getödtet. Ein Verräther, der

von dem georgischen Statthalter Kitilshi Ali Khan für einen Bruder des Schah Thomas ausgegeben wurde, wurde durch Traffi aus Georgien vertrieben, Abdullah Beg, ein Sohn des Königs Jests, Befehlshaber von Samtschl, geschlagen, ein Einfall der Besieger glänzend zurückgeschlagen und Tiflis erobert. Nachdem der inarische aus Persien zurückgekehrte Zheimuras theils allein, theils mit seinem Sohne Traffi und mit Hilfe des Königs Salomon von Imirethi viele innere Unruhen niederkämpfte hatte, entsagte er sich mit seinem Sohne (1760) und ging nach Russland, wo er am 8. Jan. 1762 starb und in Astrachan begraben wurde. Kartlhi fiel nun ganz an Kachethi.

C. Kachethi. In Kachethi war 1424 unter persischem Schutze Alexander's jüngster Sohn Georg (VIII.) I. König geworden. Auf ihn folgte 1492 sein Sohn Alexander (II.) I., den sein Sohn Georg II. im J. 1511 erben ließ, nachdem er seinen Bruder Demetrius bereits hatte blinden lassen. Wegen dieser Verbrechen wird er von den Georgiern Aw-Georg, d. i. der schändliche Georg, genannt. Da bei dem Tode dieses Ungeheuers dessen Sohn Leo noch minderjährig war, verwaltete David von Kartlhi als Kachethi, benutzte die Verbindung beider Reiche zum Abfalle von Persien, dessen Schah in Georgien einfiel, Tiflis eroberte, beide Reiche wieder trennte und Kachethi dem Leo zurückgab. Nach erlangter Volljährigkeit schlug und vertrieb Leo (deshalb Dibi-Leon, d. i. der große Leo, genannt) zu wiederholten Malen die Perser aus seinem Lande und half dem Sultan Soliman die Araber aus Palästina vertreiben. Nach seiner Rückkehr aus Palästina ward er König und Kachethi kam unter Kuarsab I. an Kartlhi. Während der Regierung Simon's I. in Kartlhi finden wir in Kachethi wieder einen eigenen König Alexander (III.) II. Alexander unterwarf sich durch eine 1588 nach Russland geschickte Gesandtschaft dem Zaren Feodor Iwanowitsch. Noch in demselben Jahre kam eine russische Gesandtschaft nach Kachethi, vor welcher Alexander und seine drei Söhne: Traffi, David und Georg), nebst allen Beamten des Reiches den Eid der Treue leisteten und sich durch Unterzeichnung einer Urkunde verpflichteten, Russland für immer unterthan und gehorsam zu sein. Als Zeichen der Unterwürfigkeit musste Kachethi jährlich 50 Stüd persische Goldstücke und 10 mit Gold und Silber durchwirkte Teppiche, so prächtig, als man sie nur in Zwieren machen konnte, an den russischen Hof schicken. Der im J. 1589 von Russland ausgestellte, mit dem großen Reichsiegel versehene und in einer goldenen Kapsel über sandte Gnadenbrief ging erst 1795 bei der Eroberung von Tiflis durch Aga Muhammed Khan verloren. Dem persischen Schah Abbas dem Großen zeigte Russland selbst an, daß Kachethi unter seinem Schutze stehe. Der mit den Türken in Krieg verwickelte Schah forderte von Russland dagegen nur, daß es die kausatischen Bergvölker im Zaume halte, und weder ihnen, noch den Türken

und Tataren den Durchzug durch seine Länder gestatten wolle, was von Russland versprochen und gehalten wurde. Am Terek wurde eine russische Colonie angelegt. Kaum war aber der Schah mit den Türken fertig, als er Alexander den Kachethi zwang, die russischen Truppen aus Kachethi zu versagen, und dessen Sohn Konstantin, der sich bei ihm befand und den Islam angenommen hatte, berebete, seinen Vater Alexander umzubringen. Der gottlose Sohn umgingte mit 2000 Mann persischer Truppen seines Vaters Wohnsitz, hieb viele vornehme Georgier nieder, nahm seinen Vater und seinen Bruder Georg gefangen und ließ beide enthaupten (1605). Die georgischen Fürsten vereinigten sich gegen ihn und schlugen ihn so vollständig, daß er mit kaum drei Begleitern zu den Besiegern flüchten mußte. Vor dem Schah wagte er nicht zu erscheinen. Durch das Versprechen, ihnen Tiflis drei Tage zur Plünderung zu überlassen, gewann er die Besieger, vernichtete mit ihnen in einem unvermutheten nächtlichen Ueberralle die georgischen Truppen bis auf wenige Mann, wurde aber selbst von den Kachethiern umgebracht. König wurde sein älterer Bruder David I., dessen Gemahlin Katerwan (Katerwan), als des Vordes an Konstantin verächtlich, an den persischen Hof berufen und, weil sie dort den Islam nicht annehmen wollte, grausam zu Tode gemartert wurde. Ihr Todestag wird als der einer Märtyrin in der georgischen Kirche gefeiert. Auf David folgte 1610 sein Sohn (?) Zheimuras I., ein trefflicher, kampfstätiger Fürst. Von seinem Volke verlassen, als er dem Könige von Kartlhi, Kuarsab II., Hilfe gegen Persien leisten wollte, mußte er mit Kuarsab zu dem Könige von Imirethi flüchten und es ruhig mit ansehen, daß der Schah seine Hauptstadt Gremi verwüstete und die Bewohner Kachethi's in persische Gefangenschaft abführte (1620). Dem auf Verwenden des Königs von Imirethi erfolgten Versprechen des Schah Abbas, beide Könige in ihre Würde wieder einzusetzen, traute nur Kuarsab. Zheimuras dagegen wandte sich um Hilfe gegen Persien persönlich erst an den Hof von Gonstantinopel und dann an Russland, an beide Höfe vergebens. Im J. 1628, nach der Ermordung Simon's II. von Kartlhi, finden wir ihn als König von Kartlhi und Kachethi. Um den persischen Commandanten in Tiflis an der Ausführung des Befehles des Schah Eschi, ihn nebst allen georgischen Fürsten gefangen zu nehmen, zu verhindern, überfiel und ermordete er den Commandanten nebst allen in Tiflis befindlichen Persern. In dem darauf folgenden Kampfe gegen die Perser unterlag er trotz seiner persönlichen Tapferkeit und mußte nach Imirethi fliehen. Wie in seine Stelle Moskow als König eingesetzt wurde und auf diesen Nachfah IV. folgte, der alle drei Reiche vereinigte, haben wir in der Geschichte von Kartlhi gesehen. Nachfah's Sohn, Artlshi, wurde Statthalter in Kachethi. Zheimuras' Pläne, sein Geschlecht wieder auf den Thron zu bringen, schlugen fehl; er starb auf der Reise zu Schah Abbas II. unterwegs an Altersschwäche im J. 1659.

Nach Nachfah's Tode bestieg sein Sohn Art-

4) Der vierte Sohn Konstantin war Renegat und in Persien bei dem Schah.

schi III. den Thron, gab ihn aber bald nach seinem Regierungsantritte wieder auf. Sein Bruder Georg (XII.) III. übernahm die Regierung, wurde wegen seines Strebens nach Unabhängigkeit vom Schah Hussein abgesetzt, und Echimuras' I. Sohn, Irakli I., welcher den Islam und mit ihm den Namen Kasar Ali Khan annahm, ward 1688 König von Kartli, Irakli's Sohn, David II., dagegen, den die Perser Iman Kuli Khan nennen, König in Kachethi. Unter David II. machten 1714 die Lesgier einen Einfall in Kachethi, wurden aber mit der Hilfe, welche Jesse von Kartli leistete, wieder aus dem Lande gejagt. Auf ihn folgte im J. 1720 Irakli's Sohn, Konstantin III., der mit dem Islam den Namen Muhammed Kuli Khan annahm. Im J. 1722 machte ihn Schah Abbas auch zum Könige von Kartli, welches er gegen Waschtang V., der sich widersetzte, mit Hilfe lesgerischer Truppen behauptete, bis die Türken, denen es Waschtang abtrat, es ihm abnahmen, ihn selbst zum Gefangenen machten, 1731 ermordeten, unter Kachethi besetzten und seinen Bruder Echimuras II. als König in Ober-Kachethi einsetzten. Echimuras II. vertrieb mit Hilfe der Perser die Türken und erhielt vom Schah Nadir Kartli. In Kachethi folgte ihm sein Sohn Irakli II. im Jahre 1744. Nach vielen Kämpfen gegen die oft einfallenden Lesgier und die von seinem Vater abfallenden Khane verband Irakli 1760 Kartli mit seinem Reiche, machte sich durch wichtige Dienste bei Kerim-Khan beliebt, unterstützte die benachbarten Fürken gegen ihre Feinde, vertrieb die einfallenden Lesgier und krasste die Kurden, welche es wagten, seine Grenzen zu beunruhigen. Im J. 1770 verband sich der russische Graf Tottleben, welcher 1769 dem Könige von Smirretbi gegen die Türken zu Hilfe gekommen war, mit Irakli zu einem Feldzuge gegen das türkische Gebiet von Kachalische, trennte sich jedoch in Folge eines Zwistes bei dem Dorfe Uspinske wieder von ihm; aber Irakli schlug die ihn zuversichtlich angreifenden Türken und Lesgier bei Uspinske vollständig und schloß nach langen Kämpfen mit Genehmigung des Schah Feiden mit dem türkischen Sultan, von dem er einen Peh, ein völlig gerüstetes Pferd und einen Säbel zum Geschenke erhielt. Irakli war glücklich in der Zuruückführung der häufigen Einfälle der Lesgier, unterwarf in Verbindung mit dem Khan von Schidchi das Khanat Ganschab und zwang den Khan von Erivan, ihm einen höhern Tribut als bisher zu zahlen. Da aber Ali Murad Khan, Kerim's Nachfolger, seine Unterwerfung unter persischen Schutz verlangte, wozu er keine Neigung hatte, so begab er sich unter den Schutz der Kaiserin Katharine II. von Rußland. Die Unterwerfungsurkunde wurde am 24. Juli 1783 zu Georgiewsk abgeschlossen und die Ratifikation derselben durch den russischen Generalleutnant Potemkin im J. 1785 nach Georgien gebracht. Durch dieselbe wurde der russischen Krone das Recht eingeräumt, die georgischen Könige zu bestätigen und einen Residenten in Tiflis zu halten, sowie die Pflicht auferlegt, Georgien gegen alle feindlichen Angriffe zu schützen. Gleich nach dem Abschlusse des Traктates, den Rußland zur Anlage einer Chaussee über

den Kaulkasus nach Georgien benutzte, waren zwei russische Jägerbataillone in Georgien eingerückt, und Potemkin führte noch einige Truppen ins Land. Bei seiner Rückkehr nach Rußland übergab Potemkin den Oberbefehl über die Truppen in Georgien dem Generalmajor Samoilow. In Verbindung mit diesem unternahm Irakli einen Feldzug gegen die Lesgier, der nicht glücklich endete. Die auf die Ausdehnung der russischen Macht eifersüchtige Pforte besah dem Pascha von Kachalische, Einfall in Georgien zu machen. Dieser fiel mit 2000 Mann türkischer und lesgerischer Truppen in Kartli verheerend ein, wurde aber durch 200 Mann russischer Jäger und 500 Mann georgischer Reiterei zum Rückzuge genöthigt, wobei die Hälfte seiner Mannschaft im Kur ertrank. Im J. 1787 kehrten die Russen in die Heimath zurück und verhinderten durch ihren Vormarsch den Irakli an der Aufkündigung weiterer Unternehmungen gegen die während der Unruhen aus Georgien geflüchteten Tataren und Armenier. Auch seinen Sohn Iulou mußte Irakli aus Korabagh zurückerufen.

Der neue Schah von Persien, Aga Muhammed Khan, verlangte, daß Irakli sich wieder unter seinen Schutz begeben solle. Irakli, als russischer Vasall, wies die Forderung zurück. Der darüber aufgebracht Schah rückte vor Tiflis und eroberte es mit Hilfe der Smirreter, die zu ihm übergingen, am 11. Sept. 1795. Zwei zur Unterstützung Irakli's abgesandte russische Bataillone trafen erst nach dem Abzuge der Perser ein. Nach Katharina's Tode zog Paul I. alle russischen Truppen aus Persien und Georgien zurück. Aga Muhammed Khan wurde 1797 von seinem eigenen Sklaven ermordet und der König Irakli starb am 11. Jan. 1798. Unter seinem Sohne und Nachfolger Georg (XIII.) IV. hatte das Land viel von den Einfällen der Lesgier und der Türken zu leiden. Wegen die ersten Kämpfe der Prinz Johann, die Türken zwang der Prinz David durch Kriegsglück zum Abschlusse eines Friedens. Die Aufforderung des persischen Schahs Bada Khan, eines Neffen Aga Muhammed Khan's, sich unter persischen Schutz zu stellen und seinen Sohn David als Geisel nach Persien zu schicken, brachte den König Georg dahin, den Kaiser Paul um Hilfe gegen die Perser zu bitten. Russischerseits erschien, bald nach dem Einmarsche zweier russischer Jägerregimenter, der Minister Peter Korowinski, um die gänzliche Unterwerfung Georgiens unter Rußland zu bewirken. Nach Georg's Tode im J. 1800 erklärte eine vom Minister Roskopschin unterzeichnete Acte seinen Sohn David zum Befehlshaber von Georgien, und 1802 wurde zu Tiflis ein Manifest des Kaisers Alexander publicirt, durch welches Georgien zur russischen Provinz erklärt wurde. Prinz David wurde russischer Generalleutnant, Peter Korowinski Civilgouverneur, den Oberbefehl im Kriegswesen erhielt der Generalmajor Lesow, als der älteste im Dienste, Tiflis blieb Sitz der Regierung. Was sich seitdem in den georgischen Ländern ereignet hat, gehört der russischen Geschichte an. (H. K. Hasler.)

GEORGIER (die). Seitdem Georgien unter russischer Herrschaft steht, verschwindet das nationale Gepräge

der eigentlichen Georgier unter dem Einflusse russischer Geseze, Sitten und Gebräuche, namentlich bei den höhern Ständen, immer mehr, und die Zeit dürfte nicht mehr fern sein, in welcher die dem russischen Scepter Unterworfenen in ihrer ganzen Art zu sein und zu leben sich in Russen umgewandelt haben werden. Es scheint deshalb nicht unangemessen, der Schilderung dieses in so vieler Beziehung interessanten Stammes nach seiner Nationalitätseigenthümlichkeit einige Spalten zu widmen, und alles Wissenswürdige, was sich in den Reise werken zerstreut vorfindet, möglichst übersichtlich und gedrängt zusammenzufstellen.

Die eigentlichen Georgier, und somit auch die Bewohner Imeriens, Mingreliens und Gurien's, gehören (nach Koch's Reise. 2. Th. S. 285 fg.) zu dem braunen Stamme der indoeuropäischen Race, der sich durch gebräunten Teint, durch schwarze, nie gekräuselte Haare, durch längliche, mittelmäßige Augen, durch einen mehr in die Länge gezogenen Körper, durch einen länglichen Schädel mit fast gar nicht vorspringendem Hinterkopfe und durch kleinere Füße vor dem blonden Stamme auszeichnet. Die Georgier insbesondere werden charakterisirt durch eine hohe Figur mit strengem Ebenmaße der Glieder, durch ausgezeichnet schöne Hände mit langen Fingern, durch kleine, nette Füße und schlankte Taille. Ihr länglicher Kopf hat eine unbedeutende Stirn, unter welcher zwei kostschwarze, blickende Augen von Mittelgröße und mehr in die Breite gezogen stehen. Eine lange, spitze, bisweilen sogar gebogene Nase macht zwar zuweilen das Gesicht des Mannes imposant, trägt aber zur Verschönerung der Frauen und Mädchen Nichts bei. Die abgerundeten Backenknochen treten selbst bei abgemagerten Personen wenig hervor. Die schon frühzeitig markirten Gesichtszüge sind der Grund des frühen Alters. Auf die berühmte Schönheit der Frauen kommen wir weiter unten zurück. Hier müssen wir zum bessern Verständniß der Notizen über Charakter, Sitten und Gebräuche, Beschäftigungen und gesellschaftliches Leben die Einteilung der Georgier in Stände vorausschicken. Zu Strabon's Zeit waren die Iherer, wenn er das Verhältniß richtig aufgefaßt hat, in vier Classen getheilt. Der ersten Classe wurde immer der älteste von Könige, der zweite zum obersten Richter und Heerführer im Kriege gewählt. Die zweite Classe war die der Priester, die auch die Streitigkeiten mit den angrenzenden Völkern schlichtete; die dritte die der Krieger und die vierte die der Landbebauer. Nach Koch (in der angeführten Reise) scheiden sich die Georgier noch heutzutage in fünf genau gesonderte Classen oder Stände, unter denen die Athawars oder Athawads (von Atham, das Haupt) den ersten Rang einnehmen. Aus ihrer Mitte wurden die höchsten Stellen besetzt und die Eristawi (Vollshäupter) gewählt. Die zweite Classe ist der niedere Adel, die Achnaurs. Die dritte Classe entspricht am meisten unserem Bürgerstande und besteht nur aus den Kaufleuten, zu denen auch die handelnden Handwerker gezählt werden. Die vierte Classe bilden die Landbebauer, Maschuri, die zwar in der Abhängigkeit von den Achnaurs und Athawads

standen, aber doch nicht unsern frühern oder den jetzigen russischen Leibeigenen gleichen. Die fünfte Classe umfaßt die Gledzi, die nicht, wie die Maschuri, eine bestimmte Abgabe entrichteten, sondern ihre Herren bedienten, deren Felder bebauten und dafür einen Theil des Ertrages erhielten. Sie sind die eigentlichen Leibeigenen, wiewohl auch die Maschuri unter dem russischen Scepter echte Leibeigene geworden sind. Nach Bodenstedt (Kausend und Ein Tag im Orient) zerfällt das georgische Volk in Athawads (Fürsten), Achnaurs (Edelleute), Maschurs (Kaufleute), Witschagurs (Dienstgeigen), Gledzi (Gemeine) und Mena (eigentliche Sklaven).

Die nachstehenden, größtentheils Koch's Reise entlehnten Schilderungen des Charakters und der Neigungen der Georgier können sich wol selbstredend nur auf die Georgier der Stände beziehen, welche den eigenen Willen nicht fremdem Willen unterzuordnen gezwungen sind, und dabei noch die Mittel zur Befriedigung ihres Hungers besitzen. Die Kraft des Körperbaues, sagt Koch, erzeugt Selbstgefühl, Stolz und Adel in Gang und Haltung. Tapferkeit, Ausdauer, Großmuth, aber Alles bis zur Leidenschaft gesteigert, sind die hervorstechenden Züge des energischen Charakters der Georgier. Ohne Sinn für nützliche Thätigkeit im Hause und im Felde gleichgültig gegen ein zweckmäßiges Fortschreiten in der Geisteskultur, lieben sie vorzugsweise Jagd und Schweiß, ohne sich viel Ruhe und Zeit zum Essen zu gönnen, Tage lang auf den Bergen und in den Wäldern umher. Kuchlos und der Gefahr trohend, fügen sie sich in die dichtesten Schlachtreihen und erringen dadurch oft den Sieg über den übermächtigen Feind. Es wurden deshalb häufig Georgier von den persischen Schahs zu Verrführern im Kriege gewählt und selbst ihre gefangenen Könige nicht selten als Statthalter in unruhige Provinzen geschickt. Nur Krieg und Jagd halten sie für edle Beschäftigungen und nur ihnen wenden sie ihre Geschicklichkeit zu. Schlaf verstehen sie die günstige Gelegenheit zu benutzen, sind schnell entschlossen und deshalb auch in den meisten Unternehmungen glücklich. Aus dem Pferde führen sie die schwierigsten Dinge mit Leichtigkeit aus und geben in häufigen Wettrennen Proben ihrer außerordentlichen Geschicklichkeit.

Dem Genuße des Weines bis zum Uebermaße ergeben, schwelgen sie bei fröhlichen Gelagen, so lange es geht, betriegen, von Natur gutmüthig, selbst im Rausche nur selten, vergehen eben deshalb großmüthig dem Feinde und helfen demselben, wenn er herabgekommen ist, oft mit Opfern wieder empor. Weniger rachsüchtig als ihre nördlichen Nachbarn, fordern sie nicht immer Blut um Blut; nur gegen die Verrführer ihrer in hohem Grade wüsthigen Frauen sind sie unerschöpflich und ruhen nicht eher, als bis die Schmach mit Blut abgewaschen ist.

In der Kleidung halten sie die Mitte zwischen der persischen und der sibirischen. Sie tragen Hemden (Peranga) aus Seide und Baumwolle, darüber ein dichtwattirtes seidenes oder baumwollenes Unterleid, Tschaluch, welches bis über die Kniee hinabreicht, über diesem

das einfarbige, meist aus Tuch, selten aus Merino oder Seide gefertigte, einem polnischen Oberrock nicht unähnliche Oberkleid, Kaba, mit geschägten, hängenden Aermeln, die vorn mit Spizen besetzt sind. Wegen des fehlenden Kragens erscheint der Hals bloß. Schnüre, welche auf der einen Seite zu Schlingen (Ribotebi), auf der andern Seite zu Knoten (Gilebi) zusammengeknüpft sind, dienen statt der ihnen unbekannten Knöpfe und Knöpfchen zum Zuknöpfen. Die weiten Hinkleider, Schamali, reichen entweder bis an die Kniee oder sind an den Knöcheln zusammengezogen, und werden durch einen um die Hüfte geschlungenen Bund festgehalten. Bei den gemeinen Leuten sind sie aus Kattun, bei den Vornehmern und Reichen aus Seide, doch meistens auch nur der untere sichtbare Theil, während der obere verdeckte Theil aus Kattun besteht. An den Füßen tragen sie Socken, Zindebi, und Oberstrümpfe, Patschebi, die das Schienbein und die Wade eng umschließen, oder statt der letztern ein weiches Leder, Kalamani, welches um den Unterschenkel geschlungen wird. Echte Schuhe, Sagwebi, auf dem Rücken des Fußes zusammengenäht und in einen Schnabel auslaufend, schließen den Fuß ein. Im Hause aber tragen sie geschmaltete Pantoffeln, Koschebi, die nur bis etwas über die Mitte des Fußes reichen und mit hohen Absätzen versehen sind, wodurch sie genöthigt sind, mehr auf den Fersen zu gehen. Das Paar scheinbar feine (nach Parrot, Riese zum Urrat u. 1. Ab. S. 31) vom ganzen Kopfe, bedecken dieselben oder auch in der brennenden Sonnensonne mit einer aus Schafpelz oder aus Tuch beschlenen hohen, zuckerhutförmigen Mütze, Kubi, welche im letztern Falle mit schwarzem Pelze besetzt ist. Koch's Bemerkung, daß die Georgier sich im Allgemeinen von den muhammedanischen Völkern dadurch unterscheiden, daß sie ihr Haupthaar nicht rasiren, vielmehr dasselbe mit der echten Substanz schwarz färben, weist wol darauf hin, daß Parrot nur muhammedanische Georgier im Auge gehabt hat. Der große, meist zweiseitige Dolch (Ghanschal), in dessen Futteral noch ein Messer und eine Pflume befindlich sind, wird an einem Gürtel (Sarkema) befestigt, in welchem und zwar nach Hinten hin, noch die Pistole (Dambarscha) steckt. Auch die Patronische (Sagrabdo) und das Pulverhorn (Sapirizjamsi) sind an ihm befestigt. Der nur wenig gekrümmte Degen (Ghamali) wird mit Riemen und die Kiste (Lopi) in der Regel in einem Futteral über die Schultern gehängt.

Bei den Frauen gleichen Strümpfe, Pantoffeln und Hemd denen der Männer, nur reicht das letztere bis über die Kniee herab. Schuhe tragen die Frauen gar nicht; das Oberkleid, welches den bei uns Mode gewordenen Kascharehen (Kassareisen) gleicht und Kathibi genannt wird, theils gar nicht, theils bloß im Winter. Dafür reicht dann das einzige Gewand Arkasch, das auch Kaba heißt und immer aus Seide oder Kattun besteht, bis an die Füße. Es ist vorn auf der Brust offen und eine Art Vorwandchen, meist von rother Farbe, vermag den Busen nur zum kleinsten Theile zu verber-

gen. Ein um die Hüften geschlungener Bund (Sarkseba) befestigt die Kaba; durch einen andern Bund (Ghonschar) werden die weisse rothen, Ripsheri genannten, Hinkleider befestigt. Die eigenthümliche Kopfbedeckung besteht im gewöhnlichen Leben aus einem breiten, rund um den Kopf gehenden Bande (Damsaftrabi) und einem die Mitte desselben schließenden, meist aus Filz gefertigten Deckel (Kopi). Bei feierlichen Gelegenheiten tritt an die Stelle des Bandes ein Diadem, an dem der hinten herabhängende, nie zum Verhüllen des Gesichts dienende Schleier (Tschikila bei Koch, Tschikali bei Brosset) befestigt ist. Um sich zu verschleiern, hüllen Frauen und Mädchen den ganzen Körper so geschickt in ein großes, weißes, baumwollenes Tuch (Tschadri), daß man nur die feurigen Augen und die meist große Nase sehen kann. Die Haare, in eine Menge kleiner Zöpfe geschlossen, hängen hinten unter dem Schleier herab, mit Ausnahme zweier, die nach Vorn gelegt werden und über die unmäßig geschminkten Wangen herabfallen. Durch das unmäßige Schminken (weiss mit solzsaurem Wismuth, roth, und zwar sehr sehr dünn aufgetragen, mit Färberröthe) verschwenden sie, nach Parrot, frühzeitig ihre mit Recht gepriesene Schönheit, welche nach Klapproth's Meinung die der Aethiopierinnen noch weit mehr übertrifft. Durch die vorher erwähnte Kopfbedeckung soll die unbedeutende Stirn vertreten werden. Man erzählte dem Dr. Koch, daß die Mütter ihren Töchtern gleich nach der Geburt die Stirn würdendrüsten, um dem Diadem später eine gerade Richtung geben zu können, die in einer Fortsetzung der Gesichtslinie bestände. Wo Koch Gelegenheit hatte, den Kopf von Frauen oder Mädchen zu untersuchen, fand er überall die zurückgebrachte Stirn, vermochte aber nicht zu unterscheiden, ob dies künstlich hervorgebracht oder natürlich sei.

Die weltberühmte, vielgepriesene Schönheit der jungen Georgierinnen muß nach dem fabelhaften Einbrude, den sie auf belennene Leute machte, ein wahrhaft außerordentliches sein. Dr. Koch hatte in Tiflis den europäischen Sitten kundigen Fürsten Bagration-Rudranetz aus königlichem Geschlechte kennen gelernt und war von ihm sehr freundlich behandelt worden. Als er nach Sugdidi kam, mochte er dem Fürsten seine Aufmerksamkeit und wurde von denselben seiner wegen ihrer Schönheit in ganz Georgien berühmten Gemahlin Nino, „der Rose Grusien's," vorgestellt. Beide waren in ihrer Rationaltracht. Die Fürstin empfing ihn, umgeben von einer Anzahl ihrer jugendlichen Freundinnen, die, nach dem Wunsche des Fürsten sämtlich entkleidet, unter einander an Schönheit wetteiferten, oder im Vergleiche zu ihrer Herrin nur Sterne waren, die erst sichtbar werden, wenn die Sonne sich entfernt. Koch, der sich neben der Fürstin auf dem Diwan niederlassen durfte, war entzückt. „Ich hatte," sagt er selbst, „im Verlaufe meiner kaukasischen Reise oft Gelegenheit, die kaukasischen Frauen der indogermanischen Völker wegen ihrer Schönheit zu bewundern, als ich aber neben der Fürstin Nino saß, hätte ich mit jenem Kraber, welcher, als er zuerst eine Aethiopierin sah, der Gotttheit ein Loblied

ankamste, ausrufen mögen: Gott, du bist groß und deine Werke wunderbar. Im vollen Sinne des Wortes geblendet, sah ich sprachlos da und wagte kaum zu athmen, denn ich fürchtete, mein Athem möchte der Engelsgehalt nur schaden. Schüchtern schlug ich die Augen auf und senkte sie wieder, denn die strahlende Schönheit, der ich mich so nahe befand, fesselte alle meine Sinne und umgab mich mit einem magischen Zauber, der mich gefangen hielt. Sie war in Erde, Gold und Silber gefeibelt, aber so sehr dies Alles auch strahlen mochte, es blieb nur ein matter Schimmer gegen die Sonne, welche es umgab."

Indessen scheinen sich die Bewunderer georgischer Frauen zu sehr von der ersten Jugendfrische haben bezaubern lassen. Vordenkelt (Tausend und Ein Tag I. Th. S. 209) erkennt in den Georgiern allerdings auch eine der schönsten Völker der Erde, er vernimmt aber an beiden Geschlechtern jene höhere Schönheit, wo Herz, Geist und Gemüth sich im Auge widerspiegeln, an den Frauen namentlich den edlern geistigen Ausdruck im Gesichte, welcher schönen Europäerinnen einen so eigenthümlichen Zauber verleiht. Sobald die Zeit der ersten Jugendfrische vorüber ist, nimmt das Auge, welches trotz seinem schwebenden Feuer Nichts als Ruhe und träge Vollust athmet, einen matten Ausdruck an, die Wangen fallen ein und lassen die ohnehin nicht kleine Nase in so unnatürlicher Größe erscheinen, daß manche Leute glauben, sie nehme wirklich mit den Jahren an Größe zu und der nicht verstickte Busen nimmt zeitig einen klotterigen Charakter an. Eine Frau, die das 30. Jahr überschritten hat, ist alt und meist von abschreckender Hässlichkeit.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die Wohnungen dieser Schönheiten, so müssen wir uns wundern, daß in so jämmerlichen Behausungen soviel Schönheit gedeihen kann. Dörfer und Städte, die überall, wo man von den Ueberfällen räuberischer Nachbarn auf der Hut sein muß, mit Mauern umgeben sind, haben wegen der eigenthümlichen Bauart der Häuser ein von der Phantasie neuer europäischer Dichtschaffern ganz abweichendes Ansehen. Die Häuser sind entweder ganz unterirdisch, wie in Ananuri, wo Dr. Koch die Stadt noch suchte, als er längst auf den aus felsgeschlagener Erde bestehenden Dächern der Häuser herumspazierte, deren Dachein er endlich aus dem vor ihm aufsteigenden Rauche erkannte. Ein Blick durch das Abzugsgloch des Rauches zeigte ihm in dem unterirdischen Zimmer eine nur färglich mit Lumpen bedeckte Familie um ein Feuer herum stehend. Und aus solchen elenden Hütten bestand ganz Ananuri. Oder man baut die Wohnungen zum Theil in, zum Theil über die Erde, wie in Gori, Tiflis und andern Orten. Sie bestehen dann bei den Kermern gewöhnlich aus einem einzigen, kaum 14 Fuß im Quadrat großen Zimmer mit Mauern aus rohen, einfach über einander gelegten Steinen und einem flachen Dache, welches zugleich die Zimmerdecke bildet und aus einer auf Stangen und Lichtwerk geschlagenen Lehmdecke verfertigt ist. In einem solchen Hause bildete die kaum 5 Fuß hohe, schlecht schließende Thür die einzige Oeffnung, der gegenüber

eine Art Kamin angebracht war. Die über der Erde erbaute Häuser sind nach der Dichtigkeit und dem Bedürfnisse verschieden an Form und Größe. In Gori sind sie niedrig mit platten Dächern, statt der Fenster dienen Drahtgitter. In Gherwis sind die ebenso gebauten Häuser ohne Fenster mit einem Lode in dem platten Dache, welches als Lustloch und Rauchfang dient und bei schlechtem Wetter geschlossen wird. In Gori, Tiflis und Archmalen bestehen viele Häuser aus vier, 12—18 Fuß hohen Mauern, über die ein den Mauern proportionirter, konischer, oft gegen 12 Fuß hoher Schornstein emporragt, durch dessen 2—3 Fuß weite Oeffnung der Rauch von dem unter ihm auf dem Fußboden brennenden Feuer abzieht und Licht und Regen einfällt. In Gori hat man aber auch noch Häuser von mehr europäischem Geschmacke, deren Mauern aus Ziegeln und runden Gefächern aus dem Flusse mit Kalk aufgemauert sind. Sie enthalten mehr längliche mit Kalk getünchte Zimmer, die mit Kamin, Flügeltüren und Fenstern versehen sind. Die 6 Fuß hohen Fenster reichen bis auf den Boden, haben papirerne Scherben und werden des Nachts von innen mit Läden geschlossen. Die flachen Dächer sind mit Lehm belegt und deshalb alle grün bewachsen. Bei Koch's Anwesenheit waren die meisten neu erbaut, viele davon zweistöckig und mit einem Balkon versehen. Das Grün der flachen Dächer soll meist aus *Lepidium vesicarium* bestehen. Es vordrort im Sommer und der Georgier legt, nach Parrot's Beschreibung, um die Stoppel wegzuschaffen, Feuer daran, welches schnell um sich greift und bei Nacht das überrothende schöne Schauspiel einer mitten in der Stadt aufstrebenden großen Flamme darbietet. — In Kachien baut man, um vor Ueberfällen sicher zu sein, wieder anders. Vier starke, 12—18 Fuß hohe Mauern bilden das Parterre und schließen einen Raum ein, in dem die Weingeistgeschaffen aufbewahrt werden. Außer der gut vermaurten Thüre ist keine Oeffnung vorhanden. Auf diesen Mauern erhebt sich das einstöckige oder zweistöckige, aus übereinander gelegten Balken gebaute Haus. Rings herum, zum Theil aus den Mauern ruhend, läuft ein Altan mit einer Falltür zu einer nach dem Erdboden führenden Treppe. In diesem Hause schläft des Nachts die Familie und verschließt vorher sorgfältig die Thüre, um jeden nächtlichen plötzlichen Ueberfall zu vereiteln. Wohnhabende Familien besitzen neben diesem Wohnhause noch andere aus einem bloßen Parterre bestehende Gebäude, in welchem sie sich am Tage und den Winter hindurch aufhalten; denn sobald Schnee gefallen ist, vermögen die räuberischen Kaufleute nicht mehr das Gebirge zu übersteigen. Wenn Klaproth bemerkt, daß die Häuser in Kachien wie die tigerförmigen aus leichtem Fachwerke mit Wänden von Sträuchern geflochten aufgeführt und mit einem Gemenge von Kuhmist und Thon beworfen, die Dächer mit Schilf bedeckt sind, so trifft dies vermutlich diejenigen Gegenden, in denen die Bewohner vor Ueberfällen sicher sind.

Vor allen diesen Arten von Wohnungen haben unsere gewöhnlichen Häuser immer noch viele Vorzüge.

Und doch begnügen sich in Georgien selbst Fürsten, denen Mittel und Neigung fehlen, um sich den europäischen Geschmacks anzuschließen, mit so erbärmlichen Bewohnungen. Das Haus des Fürsten Tschotoda-Schwili, bei welchem Klaproth in Duschet zu Gast war, war ganz einfach aus rohen Steinen aufgeführt und mit Stroh gedeckt.

Für den Europäer hat der Aufenthalt in solchen Wohnungen nicht die mindeste Annehmlichkeit; aber selbst für den Georgier sind die Häuser mit den stachen Lehmwänden und schlechten Wänden einen großen Theil des Jahres hindurch ein schauerhafter Aufenthalt. Nach einem anhaltenden Regen sicker das Wasser durch diese jämmerliche Schutzwehr, wie durch eine große Filtrirmaschine; inwendig läuft es an den Wänden herab und da es durch die ausgedehnte Fläche der Decke selbst bringt, so wird das ganze Haus überschwemmt. Hierbei aber bleibt das Uebel noch nicht stehen. Der Fußboden von Erde wird durch die Fluth von oben aufgeweicht und was Anfangs eine vollkommene Wassertränkung war, wird dann wenig besser als ein Morast. Selbst in der sonst gut gebauten Wohnung, in welcher Dr. Koch mit dem Fürsten Konstantin Sumoroff lebte, drang der Regen durch und von allen Zimmern war zuletzt nur eine Stelle vorhanden, wo man trocken liegen konnte. Dortin wurde das Bett des Fürsten geschafft und Koch war gezwungen außerhalb seiner Wohnung ein Unterkommen zu suchen. In seiner eigentlichen Wohnung war man gezwungen, mit Galoschen einherzugehen. Wenn er schreiben wollte, setzte er sich auf den Divan und spannte einen Regenschirm über sich aus, um mitten im Zimmer nicht durchnäßt zu werden. Die armen Bewohner, die keine trockene Stelle zum Gehen und Liegen haben, gerathen in den elendsten Zustand; denn während der Zeit dieser Fluthen entstehen die bedenklichsten Krankheiten, da die Verdunstung und Austrocknung erst in der heißen Jahreszeit erfolgen kann. Selbst während der trocknen Sommerzeit lebt sich's in solchen Spukeln nicht gut, da sich bei dem Zusammenleben einer Familie in dem engen Raume, welcher Wohnsaal, Küche und Schlafgemach zugleich ist, eine jedwells widerwärtige Dunstmaße bilden muß. Darum eilt auch der Georgier alten Schlags, sobald die Sonne sich frakt, und die Tageshitze etwas nachläßt, mit Familie und Freunden auf das flache, zuweilen ein wenig geneigte und manchmal mit einer fuchshohen Barriere umgebene Dach, um sich an der freien Luft, an dem Bilde ins Innere der Stadt, an der Aussicht auf das prächtige Gebirge oder auch wol nur bei einer Thermaschine oder dem Weintruge zu ergehen und oft bei Musik und Tanz die ganze Nacht zu verbringen. Mancher, der Tagelöhle müde und die bei Nacht kaum gedrückte Zimmertemperatur fürchtend, schlägt auf diesem Söller ein Bett auf, um eine erträgliche Nachtruhe zu gewinnen. Auf ihm finden auch die georgischen Schönen, mit ihrem schmerzreichen, dichten Schleier vom Kopfe bis zum Fuße bedeckt, bei freierlichen Umwänden einen bequemen Standpunkt, um zu beobachten, und wieder beobachtet zu werden. — Daß es in solchen

Wohnungen an Schmutz und Ungeziefer (Läusen, namentlich Kleiderläusen) nicht fehlt, würde man voraussetzen, auch wenn es die europäischen Reisenden nicht überall durch ihre vielfachen Klagen bestätigten. Die Perser, Tataren und Georgier leben, wie Bodenstedt sich ausdrückt, in ihren Wohnungen wie das liebe Vieh; selbst die Häuser der Großen und Reichen unter ihnen können sich mit denen unser wohlhabenden Mittelstandes nicht messen. Die einzigen werthvollen Gegenstände, welche man in den Wohnungen der Reichen dieser Länder findet, sind schöne Teppiche, Waffen und Kleidungsstücke. Vorzüglich auf letztere wird große Sorgfalt verwendet. Die Pracht der Kleider steht in gar keinem Verhältnisse mit den engen, schmutzigen, oft elckhaften Wohnungen.

Mittheilungen über das innere Leben der Familie sind schwer zu erhalten, da kein Fremder das Innere eines Hauses betreten darf, ohne sich großen Gefahren auszuliegen. Es kann daher nicht auffallen, wenn bei verschiedenen Reisenden hier und da abweichende Angaben vorkommen. Wie bei den Muhammedanern ist der Zutritt in die Familie nur den nächsten Blutsverwandten gestattet und obwohl seit der Befestigung durch die Russen sich namentlich in den Städten schon soviel europäische Sitte eingeschlichen hat, daß Frauen theilweise nach der pariser Mode gekleidet ohne den verhältnißlichen Schador auf den Straßen einhergehen und einige Familien in Tiflis sogar ein offenes Haus haben, so halten doch die meisten Familienväter ihre Frauen noch fern von der Stadt und selbst der sonst freisinnige Fürst Bagration-Rukran hat in den beiden Wintern von 1836—1838 allein in der Stadt gelebt. Die Frage nach dem Befinden der Familie gilt als Beleidigung und wer gar einen jungen Mann fragen wollte, wie sich seine liebenswürdige junge Frau befindet, würde sich der schlimmsten Behandlung aussetzen. Deshalb ist auch bei Schimpfreden und Schmähungen die Familie und am meisten die Mutter dessen, den man schmähen will, denselben ausgesetzt. „Du bist der Sohn einer hündischen Mutter! Deine Mutter ist eine Hure! Ich werde mich an deiner Mutter vergreifen!“ sind die gewöhnlichen Schmähungen, die man vernimmt. Was also die Reisenden über das innere Familienleben mittheilen, beruht zum kleinsten Theil auf eigener Beobachtung, zum größten Theil auf Berichten der Georgier, welche sich mit den Reisenden befreundet haben. Wir beginnen die Schilderung des innern Familienlebens mit der Geburt des Kindes. Beim Herannahen der Stunde der Entbindung begibt sich die Frau aus dem Familienkreise in das für sie bestimmte Zimmer *). Die Debamme (Debia) erscheint und mit ihr oft noch 20—30 andere Frauen, von denen jede nach ihrer Weise aus ihrer Erfahrung Trost einspricht, selbst wenn der Gebäuerin dadurch nur Angst gemacht wird. Beim Eintritte der Entbindung läßt sich die Kreißende auf die Knie nieder und brugt den Oberkörper etwas

*) Wie es gehalten wird, wo das ganze Haus nur aus einem Zimmer besteht, findet sich nicht mitgetheilt.

nach Vorn. In dieser offenbar schwierigen Stellung wird sie von den andern Frauen unterstützt und die Gebärmutter durch sanftes Reiben und Drücken des Unterleibes mittels eines zusammengebrühten Küssens die Geburt zu befördern. Ist das Kind geboren, so ergreift es die Gebärmutter, haucht es an und sucht es durch ein in mächtig kaltes Wasser getauchtes Tuch von dem Esmegma zu reinigen. Bei dem jedesmaligen Eintauchen des Tuches wird das Kind angehaucht; darauf wird es in Zucker geweidet, in denen sich das noch zurückgebliebene Esmegma vollends abreibt. Während dessen wird die Wöchnerin von den helfenden Nachbarn auf ein Lager gebracht und erhält nun ein Glas Wein. Der bis dahin entfernt gereisene Mann wird nun herbeigerufen und von der Wöchnerin meist mit den Worten empfangen: „Schön! mama! kaffi, d. i. dein Vater ist ein Hund!“ Er besieht das Kind und entsetzt sich wieder, ohne weitere Sorge um Mutter und Kind zu tragen. Nun erscheint der Priester, besprengt das ganze Zimmer mit Weihwasser, segnet Mutter und Kind und gibt dem Kinde einen Namen. Nach acht Tagen wird dasselbe ohne weitere Festlichkeiten getauft und nur der Priester erhält häufig ein Wahl. Ist der Vater wohlhabend, so wird das Kind einer oder mehreren Ammen übergeben und beide Ältern bekümmern sich nicht weiter um dasselbe, das eben nur von Zeit zu Zeit der Mutter gezeigt wird. Kann der Vater keine Amme bezahlen, so nährt die Mutter das Kind selbst, und zwar so lange, bis ein neues Kind dieses verdrängt. Koch hat Mütter gesehen, die gleichzeitig zwei Kinder verschiedenen Alters säugten. Gewöhnlich geschieht es nur bis zum sechsten Monat der folgenden Schwangerschaft. Bleibt diese lange aus, so tritt oft der Fall ein, daß die Kinder noch gesaugt werden, wenn sie schon laufen und sprechen können. In der Regel sind die Geburten so leicht, daß die Wöchnerinnen oft schon denselben Tag ihre häuslichen Arbeiten wieder beginnen; doch kommen auch öfter sehr schwere Geburten mit unglücklichen Folgen vor. Namentlich rächt sich der Mangel an Schonung an ihnen auf eine empfindliche Weise durch den Verfall der Schönheit und der Kräfte. Frauen von 30—40 Jahren sind häufig so verkümmert und mit Runzeln bedeckt, daß sie den häßlichsten alten Zigeunerinnen gleichen und auf den, welcher sie 10 Jahre früher als strahlende Schönheiten gekannt, einen unangenehmen Eindruck machen. Nur Wäronen der höhern Stände, namentlich fürstlicher Familien, welche sich wenig um ihre Kinder und um ihre häuslichen Angelegenheiten bekümmern, sind auch in reifern Jahren noch immer eine angenehme Erscheinung. Ueber Erziehung und Unterricht sind die Nachrichten bei den Reisenden noch immer sehr dürftig. Von der ersten Erziehung, namentlich der Wädhchen, unter den Händen der Mütter erfährt man so gut wie Nichts. Der Knabe lernt vom Vater, was dieser selbst kann. Kaum vermag er das Roß zu besteigen, so lenkt er es auch schon mit kräftiger Hand und keine Geißel kennend achtet er weder Gräben noch Bäume. Das Reitzeug, und dennoch auch die Art zu reiten, weicht von der unsrigen

bedeutend ab. Der kleine Sattel schließt den Körper so ein, daß seine Lage nur mit dem Willen des Reiters verändert werden kann. Die Bügel dienen durch ihre Breite dem ganzen Fuß zu einem Ruhe- und Stützpunkte, und sind zugleich so hoch geknallt, daß der Reiter mehr auf dem Pferde sitzt, während man bei uns mehr steht und gewöhnlich ist, eine gewisse Kraft anzuwenden, um den Fuß in dem schmalen Bügel zu erhalten. Der Georgier reitet nur Schritt oder Galop, Trab ist ihm unbekannt oder beschwerlich. Ebenso geht der georgische Knabe, dem Beispiele des Vaters folgend, dem Waldwerke nach und streift Tage lang in den Wäldern und auf den Bergen umher, ohne viel auf das Bedürfnis nach Speise und Trank zu achten. Zeitig lernt er mit großer Sicherheit vom Pferde nach dem vorgestreckten Ziele springen, wie es in den Zeiten geschah, wo man beständig auf der Hut sein mußte. Seine Spiele sind gymnastische Übungen, die dem Körper Kraft und Gewandtheit geben, namentlich das Ringen und das Ballwerfen. Beim Ringen legen sich die Gegner, Angesicht gegen Angesicht, die Hände gegenseitig auf die Schultern und schieben sich, bis einer der Kraft des andern unterliegt, oder sie suchen sich an der Taille zu fassen und so heben, bis einer fällt. Beim Ballspiel stellt sich einer in die Mitte und wirft den Ball, unter mannichfachen Täuschungen der Umstehenden, in irgend einer Richtung von sich. Wer den Ball aufhebt, schießt, bis er nicht mehr kann und wirft den Ball wieder von sich. Die ganze Jugend kürzt ihm nach und so geht es fort, bis Alles ermüdet ist.

Die Neigung für eine geistige Cultur ist im Allgemeinen selten; doch findet sich bei einigen Familien fürstlichen Standes große Sehnsucht nach einer höhern Bildung für ihre Kinder und ihre Untergebenen, insbesondere, weil sie kennen, den alten Glanz ihres Landes in kurzer Zeit wiederhergestellt zu sehen. In der Regel begnügt man sich aber mit der äußern Form der europäischen Cultur, und diese wirkt, weil der Kern fehlt, nachtheilig in Beziehung auf die Sittlichkeit, deren Verfall, namentlich in Tiflis und im Westen des Landes, so groß ist, daß Väter und Mütter selbst ihre kaum mannbaren Töchter auf eine bestimmte Zeit an Fremde, besonders Russen, verbanden. In Tiflis besteht ein Gymnasium, wirkt aber, nach dem Berichte des Dr. Koch, nicht wie es soll, eintheilend, weil die notwendige Aufsicht fehlt, die um so unerlässlicher wäre, als die Lehrer nicht immer die Würde ihres Berufes achten, wie denn zum Beispiel in dem Zimmer eines der obern Lehrer an der Wand eine Reihe schöner, die Eintheilung der Schüler reizender Bilder unverhüllt hing, andererseits, weil Lehrplan und Methode unvernünftig sind. Der Unterricht ist keine, die Selbstständigkeit im Denken fördernde Gymnastik des Geistes, sondern besteht fast lediglich in der Erlernung einer Menge neuerer Sprachen, in denen sich viele Schüler mit Geläufigkeit bewegen, aber gleichwohl nicht im Stande sind, einen zusammenfassenden Satz zu bilden, oder über etwas außerhalb der Form Etwas ein Urtheil abzugeben. Bei

der Empfänglichkeit des Georgiers für etwas Höheres und bei seinen in der Regel guten Anlagen trägt wol lebhaftig die Schule die Schuld einer nicht gründlichen Ausbildung. Auch thun, vielleicht deshalb, nicht alle vornehme Georgier ihre Söhne auf das Gymnasium in Tiflis, sondern halten in der Regel einen Priester, der den Knaben nothdürftig lesen und schreiben lehrt. Um Russisch zu lernen, werden die Knaben eine Zeit lang zu einer russischen Familie gethan, wo ihnen Alles ex usu beigebracht wird. Die Ärmern lassen ihre Kinder in der Unwissenheit aufwachsen, in der sie selbst leben.

Bei der früh eintretenden Mannbarkeit gehören Väter von 14 und Mütter von 12—13 Jahren gar nicht unter die Seltenheiten. Kaß nie werden die Ehen durch gegenseitige Neigung geschlossen, sondern in der Regel wählen die Aeltern nach äußerlichkeiten den Bräutigam oder die Braut, wobei das Streben, eine sogenannte gute Partie zu machen, in den Vordergrund tritt; oder die Ehe wird gestiftet, um Streitigkeiten zwischen zwei Familien beizulegen. Die am meisten dabei beteiligten Personen, die Braut und der Bräutigam, werden dabei gar nicht berührt, haben sich auch meistens früher gar nicht einmal gesehen. Oft werden beide schon vor Eintritt der Mannbarkeit durch die Ehe mit einander verbunden. In Mingrelien war die Schwester der Fürstin Bagration-Muchranosch mit ihrem zehnten Jahre an einen zwölfjährigen abgassischen Fürsten aus der herrschenden Familie verheiratet, und diese frühe Verbindung hatte auf beide Theile so nachtheilig gewirkt, daß der Arzt eine zeitweilige Trennung beider Gatten für nothwendig erklärte. Wenn ein junger Mann selbst wählen darf, so erucht er einen Höhern, den Brautwerber zu machen. Erst wenn man sich über die Ehepacten geringt hat, erhält der Bräutigam die Erlaubniß, die Braut zu sehen. Er hält nun selbst formell um die Hand derselben an und findet sie zur Rechten der Mutter sitzen. Geschenke auf beiden Seiten beschließen die Brautwerbung. Die Hochzeit wird meist eine Zeit lang, sehr unmittelbar, nach der Verlobung sehr solenn und durch ein großes Gelas in dem Hause der Braut gefeiert, wobei von allen Gästen Geschenke überreicht werden. — Neuerdings muß nach russischer Sitte ein Vater seiner Tochter eine Summe zur Unterhaltung des Haushaltes des Mannes mitgeben. Der Vater, dem es weniger um das Glück seines Kindes, als um seinen Geldbeutel zu thun ist, wählt nun denjenigen zu seinem Eidam, der sich mit der geringeren Mitgift begnügt. Der Schwiegersohn läßt sich das Geld noch vor der Trauung auszahlen, da es nicht an Beispielen gefehlt hat, daß der Vater der Braut nach der Trauung auf keine Weise zur Erfüllung seiner Verbindlichkeit gebracht werden konnte. Ebenbedeßhalb kommen auch Beispiele vor, daß der Bräutigam noch in dem Augenblicke zurücktritt, wo der Priester die Ehe eingetruen will, wenn der Schwiegervater die bedungene Summe bis dahin nicht herbeigeführt hat.

Da die von Natur üppigen georgischen Frauen selten durch Liebe an den Mann gefesselt sind, so ergreifen sie

selbst begierig jede sich darbietende Gelegenheit, die eheliche Kreuze zu verlassen. Dem Manne erwächst aber daraus nicht das Recht, sich von der treuesten Gattin zu scheiden, es wird ihm dadurch nur größere Wachsamkeit zur Pflicht gemacht. Nun wendet er seine ganze Rache gegen den Verführer, dessen Loos nicht selten der Tod durch die Hand des erbitterten Ehemannes ist. Um sich dem Arme der Gerechtigkeit zu entziehen, flieht der Mörder auf ein halbes oder ganzes Jahr in die Wälder, und wenn er nach Verlauf dieser Zeit zurückkehrt, thut man, als ob Nichts vorgefallen wäre. Die Verführung junger Mädchen ist schwieriger; werden sie aber doch einmal verführt und sind sie gemeinen Standes, so verkauft sie ihr Herr noch vor ihrer Niederkunft oder überläßt sie ganz ihrem Schicksale.

Der Mann hat im Hause großes Ansehen, ist aber deshalb nicht unumschränkter Herr und durfte auch in den früheren Zeiten seine Kinder nicht verkaufen. In dessen erscheint er nur selten im Kreise seiner Familie, sondern gerät seinen Beschäftigungen oder seinen Reigungen außerhalb des Hauses nach. Dagegen sind die wirklichen Familienglieder recht eigentlich auf das Leben im Hause angewiesen. Sie haben sämtliche häusliche Geschäfte, das Kochen, Waschen, Baden u. dgl., zu besorgen.

Die Hauptbeschäftigungen auf dem Lande sind der Ackerbau und der Weinbau. Die Wecker werden nur alle 4—6 Jahre gebüßt. In Imertien düngt man am liebsten gar nicht, sondern sucht gern neue Felder und brennt zu diesem Behufe Wälder nieder, gräbt die Äsche in den urbar gemachten Boden und hat so auf lange Zeit fruchtbares Feld. Zur Bearbeitung des Feldes bedient man sich eines leichten und eines schweren Pfluges. Der leichtere, ein sogenannter Stührer, besteht aus einer horizontalen Pflugchar mit eiserner Spitze, einer einfachen Handhabe, einem bogensförmigen Stüd Holz, woran das Eil der Zugthiere gebunden ist, und aus dem in diesem Stüde eingesetzten Messer, ganz ähnlich dem Pfluge im südlichen Frankreich. Der größere Pflug hat außer der Pflugchar, der Handhabe und dem Messer in anderer Verbindung noch Wurfbret und Räder. Das einfache Wurfbret, ein bloßes Bret ohne Krümmung, ist fast 2 Fuß breit, mit einem schmalen Ausschnitte zur besondern Handhabe, die der Pflüger mit der Rechten faßt, während er mit der Linken die des Pfluges selbst hält. Die Achse der Räder ist wol 6 Fuß lang und trägt auf der einen Seite ein großes Rad, welches in der zuletzt gezogenen Furche läuft, auf der andern Seite ein viel kleineres Rad von oft kaum 10 Zoll Durchmesser aus einem Stüd Holz gehauen, welches auf dem ungeaderten Lande läuft. Das eiserne Ende der Pflugchar ist sehr breit und auf der linken Seite gerade, auf der rechten gekrümmt. Der Gang dieses sehr schwerfälligen Pfluges ist unregelmäßig, weil das kleine Rad durch die Unebenheiten des Bodens viele Ablenkungen des ganzen Pfluges veranlaßt, und deshalb auch schwer zu regieren ist. In etwas schwerem Boden braucht er 8—9 Paar Ochsen oder Büffel mit mehreren Kribbern.

Die originale Egge der Georgier ist ein breiter, flacher Besen, aus starkem Knisp gebunden, mit gestuften Ästen. Das dicke Ende der Reiser ist vorn an ein auf der langen Kante stehendes Bret von etwa 8 Fuß Länge befestigt, von welchem auch eine Art von Gabel ausgeht, an die ein langes, hartes Seil gebunden ist mit Querslangen oder Jochen zum Anspannen der Ochsen oder Büffel, deren öfter bis fünf Paare gebraucht werden. Das Seil ist gewöhnlich aus Weidenruthen gewunden. Auf dem vordern Theile jenes flachen Besens ist noch ein Bret in die Quere befestigt; auf dieses stellt sich der Arbeiter, während eine Anzahl Treiber neben den Zugthieren geht. Die trockenen Schollen werden auf diese Weise recht gut zerdrückt, aber es geht mit der Arbeit langsam vorwärts.

Die Georgier bauen hauptsächlich Weizen, der trotz der mangelhaften Bodencultur doch in der Regel das Lebenshelfer der Ausfaat bringt, Gerste und Hirse, aber nirgend Hafer für die Pferde, die selbst von den deutschen Colonisten mit Gerste gefüttert werden. Der Weizen wird mit einer Egge nicht tief unter den Ähren abgeschnitten; das stehende lange Stroh wird zur Verbesserung des Bodens verbrannt. Futterernte werden so wenig gebaut, daß es in diesem ergiebigen Lande den Pferden im Winter oft an Heu fehlt.

Der abgeschnittene Weizen wird auf ein geebnetes Stück lehmigen Bodens von 20—30 Schritte Durchmesser geschüttet und dort auf folgende Weise gedroschen. Ein Bret aus einem Stücke hartem Holze, 6 Fuß lang, 2½ Fuß breit, etwa 2 Zoll dick, wird an dem einen Ende in Form eines gothischen Spitzbogens ausgepicht und mit der ausgepichteten Hälfte aufwärts gebogen. Der größte Theil der untern Fläche ist mit regelmäßig vertheilten, rautenförmigen Löchern versehen, in deren jedes ein scharfedigtes Stückchen sehr harten, schwarzen Kalksteins oder auch halberglasten Ziegelssteins hineingeschlagen ist, wodurch diese Fläche einer sehr groben Feile gleicht. Die obere Fläche hat von der Spitze aus eine Rippe (oder Keile), mit dem ganzen Brette aus einem Stücke, und diese ist mit einer Öffnung versehen zum Durchziehen eines starken, lebernen Stüdes oder einer gedrehten Weide, woran zwei Ochsen oder Büffel gespannt werden. Ein solcher Apparat heißt *Kh'äwri*. Der Arbeiter stellt sich darauf und treibt nun die Thiere sammt dem Brette und sich selbst auf dem Korne in trummen Linien umher; meist sind mehrere, zuweilen fünf, solche Fahrzeuge zugleich in Bewegung, und weichen sich recht geschickt aus, obgleich die Thiere ohne Leine, bloß mit dem langen Stode und durch Zurufen regiert werden. Oft hat der Bauer sein Stöckchen zur Unterhaltung auf dieser Fahrt bei sich und die Bäuerin beschäftigt sich daneben nicht selten mit Stricken. Auf diese Weise werden die Körner aus den Ähren befreit und das kurze Stroh wird zugleich in kleine Stücke zerrissen und ganz weich gerieben, wobei das Fahrzeug trotz der langsamen Bewegung auf der Unterseite von der Erde braun und schwarz wird. Demnach schaufelt man Alles auf einen Haufen nach der Seite hin, von welcher der

Wind kommt, setzt die Lenne und schleudert mit großen Wurfhausen das Gemenge hoch empor, wobei die leichte Spreu vom Winde hinweggeführt wird, während die Körner als reicher Regen von oben herabströmen. Ist das Korn noch nicht völlig rein, so wird es nochmals gemorfeld oder mit Handfieben vollends gereinigt. Das reinste und beste Korn hebt man in großen weissen Säden im Wohnhause auf, das übrige kommt in die Magazine, welche zuckerbuschförmig in die Erde gegraben, öfters ausgemauert und mit Kalk beworfen sind. Der Boden der etwa 8 Fuß tiefen, unten gegen 6 Fuß im Durchmesser haltenden Grube wird mit einer Schicht grober Spreu bedeckt, die Wand mit grobem, frischem Farnkraut belegt, und nun das Korn unmittelbar vom Frachtwagen hineingeschüttet, wobei drei auf den Rand der 2—3 Fuß weiten Öffnung gelegte Stäbchen die Stelle eines Trichters versehen. Wenn die Grube beinahe voll ist, bedeckt man sie mit Farnkraut und über diesem mit einigen dünnen Brettern, worauf das Ganze durch Erde dem übrigen Boden gleich und für den Fremden unkenntlich gemacht wird. Vor den Eingebornen braucht man es nicht zu verhehlen, daß der Georgier wie der Armenier allem Diebstahle so fern ist, daß, nach Parrot's Erfahrungen, man selbst in den Gerichtshöfen fast Nichts von Klagen und Untersuchungen über durch Georgier und Armenier verübte Diebstahle weiß, obwohl beide Nationen es nicht für Sünde halten, im Handel und Wandel durch grobden oder feinem Betrug den Leuten das Ihrige abzunehmen.

Eins der wichtigsten Producte, von dem nicht nur die Georgier selbst ungeheure Massen konsumiren, sondern große Quantitäten ausführen, ist der Wein, der besonders gut in Kachien gebaut wird, obwohl auch ihm noch der eigentliche kaspische Weinbau fast ganz abgeht, und er sich auch in der Regel nur ein Paar Jahre zu halten vermag. In der Provinz Kachien werden allein jährlich 60—70,000 Eimer Wein gewonnen. Der enorme Verbrauch erklärt sich dadurch, daß Jung und Alt sich des Weines freut und die neugeborenen Kinder neben der Muttermilch schon Wein bekommen, und daß nicht leicht ein anderer Wein so gut bekommt, als der georgische, namentlich der Kachetiner. Man trinkt mit wenigen Gästen leicht 1½ Eimer, und der kürstliche Aschotschewadze überschreitet sein tägliches Maß von 1—2 Tungen (5—10 Beutellen) noch oft. Der georgische Wein hat in der Regel eine rothe Farbe; weisser ist seltener und vorzüglicher, aber auch theurer. Der Wein wird nicht in offenen Bergen, sondern in der Regel in eingezäunten Gärten, die zugleich meist Obstkärgen sind, gebaut. Die Umfriedigungen bestehen meist aus geflochtenen Strauchzäunen oder über einander gelegten Dornen. In Kachethi pflanzt man die Weinstöcke mehr als in Kartli an der Südseite der Hüben, und umgibt, weil man sie nicht wässern kann, jede Rebe im Frühling mit etwas Asche. Man bekommt dann im Herbst zwar weniger Most, dafür aber desto feurigeren Wein. Im Herbst bringt man die Reben nicht unter die Erde, beschneidet sie aber nach der Weinlese, so daß sie nur

4—6 Augen behalten, und da der neue Trieb nicht stark ist, bindet man die Reben an Stöcke. Die reifen (nur rothen) Trauben werden in ein über der Erde von Ziegeln und Feldsteinen mit Kalk aufgemauertes Behältniß beliebiger Größe geworfen und durch Menschen zertreten oder geseitert. In einer Stelle des Behälters ist ein Koch und vor demselben ein aus Ruthen geflochtenes Gitter. Durch dasselbe fließt der Most in eine Rinne, durch welche er in die gleich nachher zu beschreibenden, ganz in die Erde gegrabenen Löpfe geleitet wird. Den Keller- und Aufbewahrungsbplatz umgeben die Kuchthier mit einer Mauer und versehen dieselbe mit einem leichten Dache. In diesem Weinbese vergarben sie auch ihr Getreide und ihre Gartenzeugnisse. Aus den Fesen destilliren sie Branntwein und reinigen dann die leeren Löpfe sorgfältig. Die Kräbern werden gar nicht benutzt.

Zur Aufbewahrung des Weines hat der Georgier keine Fässer, sondern Schläuche und Krüge, in Imitation aus ausgehöhlte Bäume, besonders Kastanienstämme, in denen er der Gährung überlassen wird. Die Schläuche bestehen aus dem umgekehrten Felle von Ziegen, Ochsen und Büffeln, die mit der Schere abgeschoren, gewaschen, mit heißem Vergifter, der sogenannten Naphtha, eingeshmirt und an den offenen Stellen mit einem hölzernen Knopfe, an den Füßen aber bloß mit einer Schnur zugebunden werden. Abgelassen wird der Wein aus einem der Füße durch einfaches Aufschlingen der Schnur. Höchst befremdend und lächerlich ist es dem Ankommen, in den Weinbuden und auf den Gassen von Lissidie mit Wein gefüllten umgekehrten Ochsen und Büffeln mit ausgestreckten Füßen liegen zu sehen, aber auch höchst bequäm für die Handhabung, sowie besonders für den Transport, sind diese Schläuche, die großen sowol als die ganz kleinen, aus dem Felle ungeborener Ziegen, die nur einige Flaschen fassen. Doch kommen die letzteren selten in Anwendung, weil der Georgier, der sich mit seiner Familie und ein Paar Fremden aus einer kleinen Landpartie vergnügen will, sich mit so geringem Vorrathe nicht begnügt; auch ist das gewöhnliche Weinmaß im Detailhandel die sogenannte Lunge, d. i. ein Krug, der grade fünf unserer Flaschen faßt, und allenfalls noch die halbe Lunge, und es gilt nicht als Feiden großer Unmäßigkeit, wenn ein Georgier täglich ein Paar Lungen Wein trinkt. Der widerliche Geschmack des Weines aus den mit Naphtha eingeshmirtten Schläuchen verliert sich nach öfterem Gebrauche des Schlauches (weshalb auch ein alter Schlauch theurer bezahlt wird als ein neuer), der Wein selbst aber gewinnt durch die Naphtha an Unschädlichkeit und Zuträglichkeit.

In Krügen bewahrt man besonders die besseren Weinsorten, und namentlich auf dem Bunde, auf. Man denkt sich einen fast eiförmigen Kopf, unten spitzig, oben mit einer Oeffnung von 1—1½ Fuß Durchmesser, mit dünnen Wänden aus feinem Lehm sauber, einfach und regelmäßig gearbeitet, und man hat einen Begriff von dem, was der Georgier im großen Rastkabe Kräwel, im kleinen Kh'ila nennt. Ein solcher Kopf wird bis an

seinen obern Rand in die Erde gegraben und darin festgestellt. Ist der Wein gleich aus der Kelter hineingefüllt, so schließt man die Oeffnung mit einer runden Schieferplatte und bedeckt sie mit Erde, wodurch der doppelte Zweck erreicht wird, daß der Wein nicht verdirbt und ein Unbekannter auch die Stelle nicht so leicht findet, wo er ist. Nach Guldenstädt bedeckt man den Kopf mit einem Brodfaden und einer Abonlage darüber, um die Gährung abzuwarten; nach Koch liegt der Deckel in der ersten Woche nur locker auf, sodas die Kohlenfaure entweichen kann. Später erst macht man sie, nach seiner Beobachtung, fest zu und öffnet sie nach vier Wochen wieder, um den Wein ausgähren zu lassen. Dester hebt die angesammelte Kohlenfaure die aufgelegte Schieferplatte selbst empor. So oft geschöpft wird, macht man sich die Mühe des Abnehmens und Wiederauslegens des Deckels. Ist der Krug zur Hälfte leer, so wird der Wein in kleinere gefüllt. Diese Krüge sind sehr dauerhaft. Obgleich ohne Glasur, lassen sie doch keinen Wein durch, weichen auch nicht auf, sondern halten, wenn sie nicht durch Unvorsichtigkeit zerbrochen werden, 20—30 Jahre. Man fertigt sie bis zu 6—7 Fuß Höhe bei 4 Fuß Weite, wobei die Wand selbst nicht über ½ Zoll dick ist; der Krug, welchen Parrot in Jemissli bei dem kürsten gesehen, maß sogar 6½ Fuß in der Weite und 8½ in der Höhe und faßte 5 Krobis, jede zu 88 Lschapp, das Lschapp zu ¼ Lunge, also zusammen 1870 Lunge (9350 Bouteillen = 7012½ berliner Quart oder nahe bei 233 Anker). Ein Krug von solcher Größe wird mit 10—15 Rubel Silber, in guten Weinjahre noch theurer bezahlt. Die Verfertigung dieser Löpfe, die für die meisten unserer Lösser eine schwierige Aufgabe sein würde, geschieht aus freier Hand. Der Thon wird sorgfältig geschlemmt, auf einer Fläche ausgebreitet, mit einer Art hölzernem Schwerte regelmäßig durchzuhen und dadurch zu einer außerordentlichen Reinheit und Gleichmäßigkeit gebracht. Der Lösser formt zuerst auf einem festen, niedrigen Schmel aus freier Hand, ohne allen Drehapparat, die untere Spitze und fährt damit fort, so lange als die Weichheit des Thones dem Geschirre gestattet, sich zu halten. Dann belegt er den Rand mit frischen, feuchten Blättern, überläßt das angefangene Stück einer geringen Verdunstung der überflüssigen Feuchtigkeit und arbeitet unterdessen an 6, 8—10 andern Lössen weiter, bis der erste einige Haltbarkeit gewonnen hat. Er nimmt hierauf die Blätter wieder ab, versteht den Rand durch das Andrücken seiner Finger mit Vertiefungen und formt nun aus einem länglichen Weist frischen Thones, der ihm auf dem Arme liegt, einen neuen Rand, etwa vier Finger hoch, wobei er aber in entgegengekehrter Richtung herumgeht, als beim Einrücken der Blätter, weil der frische Thon sich so besser in die Vertiefungen drücken läßt. So geht er 2—3 Mal herum, bis der neue Rand etwa eine Spanne hoch ist und seiner Weichheit wegen sich nicht weiter halten würde. Außer den Händen dient nur ein Bretchen zum Verstärken und Blättern der äußeren und inneren Fläche. Das Einkreisen findet nur nach dem zerbr-

möglichen Pausen in der Arbeit statt, nicht aber, wenn in einem Zuge mehrere Reizen frischen Erntes über einander gefeiert werden. Mit zunehmender Höhe des Kruges bedient sich der Arbeiter einer Bank und flüßt das späte Untertheil desselben, sobald er trocken genug ist, mit Steinen oder Holzstücken. Außer der Schürre, welche die Werkstätte bildet, kommen durchaus keine Apparate in Anwendung. Das Brennen der getrockneten Krüge geschieht paarweise in einem großen, in die Erde gemauerten Ofen auf gewöhnliche Weise mit vieler Geschicklichkeit. Die deutschen Colonisten verfertigen Hässer aller Größen nach deutscher Art. Zum Trinken bedient sich der reiche Kachethier in seinem Hause wol der Becher und Gläser, die aus großen Krügen der gewöhnlichen Art gefüllt werden; aber der alten Landesfeste gemäß und auf Reisen gebraucht er mancherlei andere, zum Theil ganz eigenthümliche Trinktgeschirre aus Thon, Holz oder Silber, von denen der Khula der auffallendste ist, aus welchem der Wein nicht anders als sprudelnd in den Mund fließen kann, worin die rechten Trinker einen ganz besondern Genuß finden. Ein Gitta (d. i. nach Güldenbrot 10—15 Maß) kachethischer Wein gilt aus erster Hand 12—15 Kopeken.

Aus Mangel an guten Mähen ist das Mehl und deshalb auch das Gebäck schlecht. Trotz des Reichthums an dem herrlichen Weizen kann man kein feines, weißes Weizenbrot bereiten. Das gewöhnliche Brod gleicht an Farbe und Ansehen unserm gewöhnlichen Roggenbrot und ist bei dem Landmanne oft so unrein und schwarz, wie das größte Brod aus ungeputetem Roggenmehl. Daher kommt die bedeutende Einfuhr guten Roggenmehls aus Rußland für die Truppen und seinen Weizenmehl für die in Tiflis wohnenden vornehmen Russen und Ausländer, um bereitwillen sich auch ein Paar französische Bäder und mehrer teutsche Colonisten mit dem Backen von feinem Brode beschäftigen. Sogar Pfefferkuchen, Biscuit und fertige Zwiebäde kommen aus Sarepta über das Gebirge nach Tiflis. Das gewöhnliche georgische Brod (Puri) wird von den Frauen auf eine für den Europäer sehr unappetitliche Weise bereitet. Wenn nämlich der Teig gehörig geknetet ist, macht man in 4 Fuß hohen und halb so weiten irdenen Töpfen, die in die Erde gegraben sind, durch anzündetes, trockenes Reisholz ein schnelles und lebhaftes Feuer. Sobald dies recht in Gluth ist, schütteln die Weiber ihre rothseidenen Hemden und Josen darüber aus, um das darin befindliche Ungeziefer den Flammen zu übergeben. Erst dann wird der Teig in zwei Häufte großen Stücken an die innern Wände des Topfes geworfen, der sogleich mit einem Deckel verschlossen und mit Lappen bedeckt wird, damit Nichts von der Hitze verloren gehe und das Brod gahr gebacken werde. Diese Puri sind indessen nie recht ausgebacken und sehr schwer zu verdauen. — Auf einer ebenso niedrigen Stufe steht die Kochkunst, die nur durch gewürzhafte Beisäße den Gaumen zu fesseln im Stande ist. Als Gewürze benutzt man vorzugsweise Zwiebeln (Chagwi), Knoblauch (Nori), spanischen Pfeffer, schwarzen Pfeffer von den Früchten des

Vitex agnus castus L. (Knechtlaumstrauch), Koriander (Khini oder Ghebi), Basilienkraut u. s. w. Suppen, wie bei uns, gibt es nicht. Die schönste Fleischbrühe wird oft weggelassen. Die georgische Suppe (Bosbaschi) ist eine dicke Sauce, die mit eingetauchtem Brode gegessen wird. Sie wird aus vorzüglichem, klein geschnittenem Hammelfleisch mit allerhand gewürzhaften Kräutern gekocht. Eine andere Suppe, Traguli, besteht aus gekochten, unentkürzten Erbsen mit fein zerhackten Zwiebeln und Del. Nach der Suppe folgt gewöhnlich Chaschama, d. i. in Stücke zerhackt, mit Zwiebeln, Bärlauch (Allium ursinum Linn. und Allium neapolitanum Cyr.), Pfeffer und Koriander gekochtes Rindfleisch; Dschigirma, ein zerhacktes mit Essig, Eiern, Zwiebeln und Butter angemachtes Huhn; Korkoti, eine Art Brei aus grobkörnigem Weizen, der in Wasser unter beständigem Umrühren gekocht, mit brauner Butter bestrichen und mit fetten Stücken Hammelfleisch belegt wird (besonders bei Todtenmahlen); Zwabi, Spießbraten von Hammelfleisch, sehr beliebt. Das Fleisch wird in kleine, zolllange, 6—9 Linien dicke Stücken zerhackt, mit Salz bestreut und an einen Stock gesteckt über gelindem Kohlenfeuer gebraten; Mochesuri, ein Butter gebratenes Rindfleisch oder Huhn, das man zuvor in lange und breite Stücke zerhackt hat; Mchafuri, eine Fleischspeise, zu der man Rind- oder Hammelfleisch, häufig auch Huhn in lange Stücke zerhackt und diese mit Salz, Pfeffer und Zwiebeln gemengt in das Rauchnetz eines fetten Hammels widelt, um das Ganze in einer Pfanne oder an Spießen über gelindem Feuer zu braten; Gepozetzi, in Butter geschlagene und gebratene Eier; Papa, eine Mehlspeise. Es wird gewöhnliche Feldminze so lange in Wasser über Feuer erhitzt, bis das Wasser darnach riecht. Dem abgeseihten Wasser setzt man bei gelindem Feuer unter beständigem Umrühren allmählig Weizenmehl zu, bis es Brei wird. Kanbili, entkürzter, aufgekochter Weizen mit Honig, Rosinen und Mandeln. Anzani, ein Kürbis, der erst gekocht, dann gesägt und zerdrückt und mit Del, Zwiebeln und Saucerböhrernen gebraten wird. Chawiz, ein Gericht für Wöchnerinnen. Kleine Zwiebeln werden so lange in Butter gebraten, bis sie einem süßlichen Geschmack erhalten, dann wird, wie beim Papa, Mehl zugesetzt, bis es Brei wird. Der georgische Pilau oder Plaff wird am häufigsten so bereitet, daß man abgewaschenen Reis schwach aufkochen läßt, ihn ausdrückt und ihn in einer mit Butter und Eiern bestrichenen Pfanne mit Butter belegt, um ihn schmoren zu lassen. In der Regel wird er mit Esraan und Rosinen verfeht und mit Hammelfleisch oder Huhn aufgetragen. Der vorzüglichste, bei allen Todtenmahlen nie fehlende Plaff heißt Dschilaplasti. Der abgebrühete Reis wird langsam mit Rindfleisch und dem Fettpfeffer von der Schwanzbasis des Hammels geschmort. Kis-Schetschabi ist ein mit Milch verfehter Plaff. Zu einer georgischen Tafel gehören aber noch eine Menge frischer aromatischer Kräuter, die theils in Gärten gezogen, theils auf dem Felde gesucht werden. Sie liegen in Menge

auf dem Tische. Jeder Gast erhält, selbst in den euraspiatischen Familien, ein Bündel vor seinen Teller gelegt und reißt damit vor Beginn des Mahles und zwischen jedem Gerichte seinen Appetit. Diese Kräuter bestehen hauptsächlich aus Estragon, Bohnenkraut, allen möglichen Arten Minze und Lauch, aus Koriander, Fenchel, Sellerie, Petersilie. Und alles dies wird roh verzehrt.

Am Schlusse des Mahles kommen Nischerien und Süßigkeiten zum Vorschein, namentlich eingemachte Quitten, eingemachte Rosenblätter, geröstete Nüchereiben und Melonenkerne. Heitere, lärmende Fröhlichkeit, durch den guten Wein verstärkt, herrscht bei den Gelagen. Mit den tatarischen Worten Allah werdý, „Gott hat's gegeben,“ erhebt der Georgier das Trinkhorn und Jachschí Jol, „einen guten Weg gehe es,“ antwortet der Nachbar. Im gewöhnlichen Leben bilden diese Worte den stehenden Anruf; will man aber bei festlichen Gelegenheiten noch besonders etwas sagen, so muß Allah werdý wenigstens als Einleitung dienen, z. B. (nach Bodenstedt):

Allah werdý! Gott gab den Wein
Zur Labung unsrer Seele,
Zur Stärkung unsrer Kräfte!
Im Jachschí Jol Gut hier's er ein
In deine Brust als Kette,
Weß' er die wohl begehrt!

Unentbehrlich bei den Gastmählern ist dem Georgier Musik, und namentlich Gesang. Es lassen sich die Stimmen der besonders dazu eingeladenen Bänkelsänger vernehmen und gleichzeitig fallen die lärmenden, tosenden Instrumente ein. Der Lärm der Gäste verstummt, denn jeder lauscht den mit vieler Kunst aus tiefer Brust hervorgezogenen schrillenden und zitternden Tönen. Die Sänger hassen nach dem Beisalle der Hörer und überbieten sich in Anstrengung der Stimme. Zur Verstärkung des Schalles bedienen sie sich sehr geschickt eines Tellers oder besonderen Schallbeckens. Um den Zuhörern eine hohe Meinung von seiner Kunst beizubringen, zieht der Sänger allerhand Grimassen und wackelt bei den hohen Tönen mit dem Körper hin und her, um gleichsam die zu seinem Gesange nöthigen, großen Anstrengungen an den Tag zu legen. Je mehr Eindruck dies Manoeuvr macht, um desto höher wird sein Gesang geschätzt. Orell und föhrend wie der Gesang ist die Instrumentalmusik. Trommeln und Pfeifen spielen die Hauptrolle. Die Doppeltrommel, Naghara, besteht aus zwei irdnen, vafenähnlichen, einen Fuß langen Gefäßen mit verschiedn weiter Oeffnung, die mit einer Haut überspannt und durch Riemen gekoppelt sind. Die einfache Trommel, Daphi oder Doll, ist oben und unten mit einem Felle bepannt. Der Trommelschläger hängt sie um und schlägt auf die obere Seite mit dem Wadenbeine eines Thieres, auf die untere mit einem hölzernen Klopel. Außerdem besitzen sie das Hadebret (Santuri), zwei Klarinetten, die Dudukli, gleichmäßig weit, und die Surneh, nach unten weiter; vier Arten Saiteninstrumente: die Tschianuri mit vier, die Thari mit sechs Saiten, gegenähnlich; die vierstimmige Zithern,

Dschonguri, und die nur in fürstlichen Familien vorkommende Parze, Dschangi. Am beliebtesten ist das Tambourin, Daira, von der Form, wie es die Zigeuner führen.

Auch im Freien auf der Reise werden ganz stattliche Mahlzeiten eingenommen, entweder von mitgebrachten Speisen, wie Bodenstedt (Kausen und Ein Tag u. 1. Th. S. 202) eins schildert, bei welchem der schwelende Kafenteeppich die Stelle des Tisches vertrat, Pilsau und Schachschil (tatarisch für das georgische Tzambi) und verschiedne Süßigkeiten die Hauptrolle spielten und der Wein aus großen silberbeschlagenen Büffelsbörrern getrunken wurde. Oder die Speisen werden an Ort und Stelle bereitet wie bei einem Mahle des Fürsten Orbelianow, dem Klaproth (Reise u. 2. Th. S. 305) bewohnte. Außerhalb des Lagers wurden zwei treffliche Hirsche abgehäutet, ausgeweidet und in Stücke geschnitten, die dann innerhalb des Kreises theils an hölzernen Spießen gebraten, theils, wie Pfefferkaffee, mit Pfeffer und Salz bestreut geröstet wurden. Gegen Abend um 7 Uhr wurde durch Abfeuern sämtlicher Gewehre das Zeichen zur Tafel gegeben und Klaproth setzte sich mit dem Fürsten an einen an den Boden ausgebreiteten persischen Teppich. Die Tafel eröffnete ein Gericht von Büffelskalbfleisch, welches wenig gebraten eine ganze Woche in einer Sauce von Essig, Knoblauch und Zwiebeln gelegen hatte und kalt gegessen wurde. Es war in einem verschlossenen Gefäße aus Zistis mitgenommen und schmeckte sehr art. Darnach kam das Hirschfleisch, mit rohen, grünen Kräutern belegt. Das Getränk war Rothwein. Die musikalischen Glieder des Gefolges stimmten georgische und tatarische Lieder an. — Ein anderes fürstliches Mahl beim Fürsten Tscholoda-schwili in Duscheth schildert Klaproth in s. Reise 2. Bd. S. 251 fg. Der Fürst kam ihm bis an das Stadthor entgegen, bewillkommnete ihn und führte ihn in sein Haus, welches ganz aus rohen Steinen erbaut und mit Stroh gedeckt war. Auf dem Boden des Zimmers waren Teppiche ausgebreitet, auf die man sich mit untergeschlagenen Beinen setzte. Klaproth saß dem Fürsten zur Rechten. Sein Gefolge und die Leute des Fürsten setzten sich auf beiden Seiten im Kreise. Hierauf ward ein Becken und eine Gießkanne mit Wasser zum Waschen der Hände gebracht, weil man eben zum Essen gehen wollte. Die Tafel war der flache Boden. Auf ihm breitete man vor den Gästen ein langes, etwa 1½ Elle breites, buntes, schon sehr schmutziges Tuch aus. Auf dieses wurde für jeden ein ovales Weizenbrot gelegt, das gegen drei Spannen lang, zwei Spannen breit und fingerdick war. Darauf setzte man jedem eine kleine messingene Schale mit Schachschil und mit Reis gekochter Brühre vor, dergleichen gebratene Hühner und in Schiben geschnittenen Kase. Dem Fürsten selbst und den Georgiern wurde, weil eben Fasttag war, gesalzener Lachs mit rohen, grünen Kräutern vorgesetzt. Von Löffeln, Messern und Gabeln weiß man in Georgien Nichts. Die Suppe trinkt man aus Schalen, das Fleisch nimmt man mit den Fingern und zerreißt es in mundechte Stücke. Wenn man recht gewogen ist, dem

wirft man einen dergleichen guten Bissen zu. Die Knochen werden auf das Tischbrett gelegt. Nachdem dies Gericht verzehrt war, wurden Weintrauben und getrocknete Früchte aufgetragen. Unter dem Essen wurde fleißig guter, rother georgischer Wein (tatarisch Schagier, georgisch Schwine) herum gereicht, der aus einer ganz flachen, einer Unterlage nicht unähnlichen silbernen Schale getrunken wurde. Die rothen, grünen Kräuter schlenkten auch hier nicht. Nach dem Essen wurden die Schalen weggenommen, die übrigen Broden mit dem Tischbrett zusammengegröstet, womit sich dann die Bedienten draußen lustig machten. Dr. Koch war zu einem allerdings verarmten Mitgliede der fürstlichen Familie Palawandis eingeladen, um dort das Mittagessen einzunehmen. Die Wohnung des Fürsten war nichts weniger als fürstlich und besaß gar keine Möbel. Eine Oefnung in der Decke diente als Rauchfang und als Fenster. Ueber dem ewigen Feuer in der Mitte hing der Kessel, in dem Alles gekocht und bereitet wurde. Die erlauchte Fürstin saß barfuß und mit über einander geschlagenen Beinen auf einem schlechten Teppich und spann Wolle. Trotz der Einfachheit ihres Instrumentes, das nur aus einer Spindel bestand, welche sie in einer hölzernen Schüssel herumdrehen ließ, ging die Arbeit rasch vorwärts, und der Faden wurde so gleichmäßig, als er bei unsern Spinnrädern nur werden kann.

Wie wir schon oben S. 185 anführten, ist der Mann am Tage nicht gern im Hause, sondern geht überall des Hauses seinen Beschäftigungen und Vergnügen nach. Er, wie der erwachsene Sohn des Hauses, erscheint auf dem Bazar, dem beständigen Jahrmärkte der Orientalen, dem Sammelplatze betriebener Menschen und aller Nichtsthuer, und sucht sich dort die Zeit zu vertreiben, was ihm namentlich in Tiflis bei dem regen Leben und Treiben gar nicht schwer wird. Mit einem Abbas, der 6 Sgr. werth ist, lebt der Georgier eine ganze Woche vergnügt und glaubt Nichts anderes zu haben, denn für wenige Paris oder Kopken kann er sich an Brod, Glas, und Früchten hinlänglich sättigen. In Buden im großen Karawanenseral breiten die reicheren Kaufleute ihre mannichfaltigen Waaren, Stahlwaaren aus England, Seidenzeuge und Bijouterien aus Frankreich, Kinnengeweide und Tuche aus Teuland, prächtige Teppiche aus Schirwan, kostliche Shawls aus Kaschmir, das schwere Seidenzeug Thermalamaus aus Wilan neben den gewöhnlichen einheimischen Stoffen aus. Ruhig sitzt der Kaufmann mit über einander geschlagenen Beinen und raucht aus seiner langen Pfeife, als wäre ihm Alles gleichgültig, was um ihn her vergeht; doch kaum naht sich ein Käufer, so ergreift er schnell die Gelegenheit, sich Absatz zu verschaffen. Durch das Getöse der Karawanenseral drängt man sich auf den eigentlichen Bazar, um noch mehr Menschen zu sehen. Auf beiden Seiten der engen Straßen befinden sich die Buden der höhern Handwerker, besonders der Waffenschmiede, und später treten die Werkstätten der Schneider, Schuhler, Pelzhändler, Bäcker, Fleischer auf. Alles wird vor den Augen der neugier-

gen Menge verfertigt und die Arbeiter kümmern sich wenig um das Lärmen und Tosen, was sie zunächst umgibt. In besonders Winkeln der Straßen stehen große Kessel, in denen Alles, gleichviel von welchem Viehe es kommt, gekocht wird, und aus ihnen sucht der Arbeiter, wie der Müßiggänger den Hunger, der ihn eben überfällt, zu stillen. Da steht ein Trupp Tischereffen oder Lesgier, vom Kopfe bis zum Fuße bewaffnet, um die Wade eines Waffenschmieds, und jeder schreit, als wäre er allein da oder als hielte er den andern für taub; dort streitet sich eine Anzahl Georgier mit einer Menge Armenier so heftig um ein Nichts, daß der Fremde glauben muß, es werde zum Kußersten kommen. Undenkbar, wie man einander, wandeln neben und durch einander unterseht Tataren mit weißfarbigem Gesichte und kleinen Augen, Perser in schlaftrübsähnlichen Kasanen, rechtgläubige Türken mit ihren kurzen, rothen Jaden, weiten Beinfleiden und schweren Turbanen. Ruhig sieht man einen räuberischen Tschetschen mit einem russischen Soldaten um ein Paar Stiefeln handeln und ruhig klirren die gebogenen Säbel der donischen Kosaken auf dem Steinboden. Russen in europäischer Tracht handeln freundlich mit einem trostigen Osseten, als ob dieser zur herrschenden Nation gehöre. Engländer und Franzosen suchen mit ihren Blicken nach orientalischen Neuigkeiten und stehen damit gegen den trutzigen Colonisten ab, der langsam seine Straße geht, ohne sich um seine Umgebung zu kümmern. Dagegen bemerkt man von Zeit zu Zeit eine weibliche Figur, in ihren Tschadri gehüllt, und kaum sieht man mehr von ihr als die kleinen Füßchen und das stets große Näschen, über dem zwei blühende Augen wie brennende Kohlen stehen. Sie bildet einen merkwürdigen Contrast mit einer nach der neuesten pariser Mode gekleideten Dame, die sich nicht scheut, ihr vielleicht reizendes Gesicht den Blicken roher Barbaren preiszugeben. Oft erscheinen plötzlich Bänkelsänger mit Dudelsäcken und der dreisaitigen Balalaika und singen mit großen Tönen ein Lied der Liebe oder den Ruhm eines Helden; werden sie aber einen Vornehmen gewahr, so wenden sie sich ihm zu und lassen sein Lob so lange erklingen, bis seine Hand eine Gabe spendet. Auch Spassmacher, ähnlich unsern Hanswurstern, ohne besonders ausgezeichnete Kleidung und nur mit einer Pfeife versehen, springen plötzlich hervor, schlagen den einen laut klatschend auf den Rücken, nehmen einem andern die hohe Pelzmütze ab, um sie in die Höhe zu werfen und dem Eigentümer ernstliche Gesichter zu schneiden. Alles lacht, jubelt und drängt sich nach dem Hanswurst, ohne ihm jedoch allzu nahe zu kommen. Redend und scherzend hält er seine Hüfte oder Hand hin, wo er etwas zu erwarten hat, und nicht leicht zieht er sie leer zurück, denn selbst der Uermste opfert seinen letzten Kopken.

Wenn die Sonne mit ihren brennenden Strahlen sich unter den Horizont hinabgesenkt hat, dann beginnt in Tiflis in den Familien ein regeres Leben, von dem der Fremde ausgeschlossen ist und das er nur unbemerkt schauen darf. Auch sieht man es in seiner Eigenthüm-

lichkeit nur in den abgelegenen Straßen der Vorstädte Anlazar und Kufi. Auf den flachen, terrassenartigen Dächern erscheinen lustige, weibliche Gestalten, die, von Menschenlein umflossen, in malerischen Gewändern einen fernhaften Anblick darbieten. Mit über einander geschlagenen Händen sehen sie sich in einen Kreis, um nach den Tönen der Balalsika ein Lied der Liebe zu singen und nachher scherzend und lachend sich zu nicken. Bald springt eine von besonderer Lust bewegt auf, stellt sich mitten in den Kreis und beginnt den beliebtesten Nationaltanz, die Kzegliska. Alle ihre Gespielinnen erheben sich ebenso schnell und schlagen mit den Händen den Tact zu den Tönen ihres Lieblingsinstruments. Mit fernähnlicher Leichtigkeit schweben die Mädchen in einem Kreise und beilen sich mit raschen Wendungen nach einer Stelle außerhalb desselben zu kommen, um einer andern Gespielin den Platz zu überlassen. Diese schließt sich in ihren Bewegungen genau denen der Vorgängerin an und fährt fort, bis auch sie ermüdet einer dritten weicht. Sobald sie aber einen Leukker gewahrt worden, zerstückt im Nu die ganze Gesellschaft.

So leichtsinnig die Georgier sich der Freude hingeben, so heftig erfaßt sie der Schmerz bei Trauerfällen. Wenn der Ehemann oder Hakim (der Arzt) oder die seine Stelle vertretende Matrone die Hoffnung bei einem Kranken ausgegeben hat, verläßt die ganze Familie und die Schar der theilnehmenden Nachbarn das Krankenzimmer unter lautem Weinen und Wehklagen. Man zerstückt sich das Gesicht, rauft sich die Haare aus und gibt auf jede Weise seinen innern Schmerz zu erkennen. Alle Nachbarn laufen zusammen und sehen das Heulen in möglichst verstärkter Weise fort. Ist der Kranke endlich wirklich gestorben, so beginnt eine Schar Begehler das Heulen und Schreien ohne Unterbrechung. Der Leiche wird in seine Lumpen oder, wenn er reich und tapfer war, in seine Prachtgewänder gehüllt und bei Aemtern einen oder wenige, bei Reichern fünf bis sechs Tage aufgestellt. Am Beerdigungstage trägt man ihn bei großer Ruhe zuvor in das Gebirge oder in einen Wald, wo der Geistliche den Segen über ihn ausspricht und dann erst bringt man ihn in das Grab. Beim Einsetzen beginnen aufs Neue die Klagen und das Zerstückeln des Gesichts. Die Zahl der Leidtragenden ist in der Regel sehr groß, da die ganze Verwandtschaft von nah und fern dazu eingeladen wird. Nach der Beerdigung kehrt die ganze Gesellschaft in die Wohnung des Verstorbenen zurück, wo je nach dem Vermögen der Familie ein Gastmahl angedrängt ist. Die Jammertöne werden von Zeit zu Zeit fortgesetzt, doch läßt sich dazwischen Jedermann das Vorgesetzte wohl schneiden. Nach acht Tagen bindet man das Stroh, auf dem der Verstorbene gelegen hat, zu einer Puppe zusammen und zieht dieser die Kleider des Verstorbenen an. So wird sie in derselben Lage und in demselben Zimmer, in dem der Verstorbene seinen Geist aufhauchte, hingestreckt und das Heulen beginnt von Neuem. Nach 40 Tagen geschieht dasselbe auf dem Kirchhofe. Dem Priester hat der Verstorbene ein gewisses Quantum an Geld oder

Nach ausgekehrt, denn nach dem Grade des Ausgeschehen und dem Vermögen des Verstorbenen richtet sich der Segen. Darum sind auch die Vermittler schon zeitig darauf bedacht, für den Priester etwas zurück zu legen. Fünf Rubel Silber, eine Kuh, zwei Kälber oder fünf Ziegen oder Schweine gibt der Geringste, um möglichst viel für seine Erbschaft zu thun.

Die Religion der Georgier, soweit dieselben nicht zum Muhammedanismus übergetreten sind, ist die christliche, georgisch-katholische mit ihrem reichen Ritual, ihrem Wunderglauben und Aberglauben. Nach der Sage hat schon der Apostel Andreas das Evangelium in Mingrelien verkundet und die Kirche des Klosters Martelli erbaut. Nach Wachtang's V. Chronik kamen die Apostel Andria und Guimon der Kanoniker nach Abchasi und Gegrissi, wo der letztere in der Stadt Nicoli (Anakopi) starb. Andria aber bekehrte die Mingrelier. Der georgische König Mtschhi zwang sie jedoch, den neuen Glauben zu verleugnen und die Kreuze und Heiligenbilder zu verbergen. Im J. 314 erweckte die heilige Einsiedlerin Nino in Mtscheta den Sohn der Königin von den Toten und bekehrte durch dieses Wunder Mutter und Sohn und die Hälfte des Herres, 60,000 Mann, zum Christenthume. Der König Mirian führte einen blutigen Krieg gegen den Sohn, bis auch er durch verschiedene Wunder überzeugt, sich mit allen seinen Unterthanen taufen ließ (im J. 318). Auf seine Wirt schenkte der Kaiser Constantin der Große ihm den Eustathius von Antiochien als Bischof mit Priestern, einen Nagel aus dem Kreuze Christi und andere Reliquien. Als kostbarstes Heiligtum der georgischen Nation wird ein wunderthätiges Kreuz betrachtet, welches die heilige Nino aus Weinreben gemacht und mit ihren eigenen Haaren zusammengebunden hatte. Schutzpatron der georgischen Kirche ist der heilige Georg, ein Märtyrer des 3. Jahrh. und wie die Georgier behaupten, ein Verwandter der heiligen Nino. Wie die Heiligen bei ihrem Leben Wunder gethan, so haben auch noch Heiligenbilder und Reliquien Wunderkräfte. Seit uralten Zeiten berühmt durch wunderthätige Kräfte ist die Davidkirche auf dem heiligen Davidsberge in Izkli. Weder Frau oder Jungfrau es gelingt, bei dreimaligem Umlaufen der Kirche jedes Mal einen Stein an die äußern Mauern zu legen, so daß der Stein hängen bleibt, ohne durch Mörkel oder Kitt besetzt zu werden, der wird jeglicher Wunsch gewährt, den sie auf dem Herzen trägt, wenn ihre Gebanken nicht besetzt sind durch sündliches Begehren und wenn der heilige David nicht besondere Ursache hat, ihre Gebete den Deyen des Allmächtigen vorzuenthalten. Besonders am Donnerstage, dem Geburts- oder Sterbetage des Heiligen, äußert sich sein wunderbares Walten am wunderbarsten. An diesem Tage finden sich im Umkreise der Kirche eine Menge Steine, die alle stehen bleiben an den äußern Mauern, ohne durch Mörkel oder Kitt besetzt zu werden. Damit aber diese Steine nicht in ungerechtere Hände kommen, werden sie von den Dienern der Kirche aufgesammelt und den Gläubigern gegen ein Entgelt verabreicht, welches klein erscheint im

Verhältnisse des großen Segens des heiligen David. Darum wallfahrten allmonatlich die Frauen und Jungfrauen in Tiflis in festlichem Gewande barfuß hinauf zum heiligen Dorebberge.

Die staatlichen Einrichtungen gleichen, als Georgien noch seine eigenen Herrscher hatte, der Feudaleinrichtung Teufelslands unter dem Kaiser und den Herzogen. Der König war die erste Person des Staates. Ihm zunächst standen die Herzoge, Erbkassas, deren Würde, so lange sie die Ererblichkeit gegen den König nicht veräußerten, auf die Eödyne forterbte. Endlich wurde der Titel der erblichen Würde sogar Familiennamen. Auch die Hofämter, welche unter die Großen des Hofes vertheilt waren, wurden mit der Zeit erblich. Die Fürsten Amilachor, welche das Erbkamat von der Aragwa verwalteten, waren z. B. die Derkassmeister. Der Chef des obersten Gerichts wurde Dobian genannt (von dem armenischen Worte Dat, d. i. Richter) und verwaltete zur Zeit der Königin Thamar die entferntesten armenischen Provinzen. Der Oberaufsicht über die Erbkassas und die wichtigste Person nach dem Könige war der Spasalar. Der Erzieher der königlichen Prinzen hatte den Titel Attabaz, der ebenfalls in einen Familiennamen überging. Man findet die Attabazs als Erbkassas von Samosche, in welcher Eigenschaft sie sich nicht nur erhielten, sondern sogar unabhängig machten.

Gegenwärtig ist Alles auf russischen Fuß organisiert und mo die russischen Gesetze nicht ausreichen, nimmt man noch seine Zuflucht zu dem Geden des Königs Bachtang V. Den Kreisen sind Kreishauptleute vorgesetzt, die kleineren Provinzen, Schurien und Samosche, haben einen Präsidenten. Der westliche Theil des Landes bis an die meschischen Gebirge steht unter einem Gouverneur, der in Kutais residirt; der Gouverneur des östlichen Theiles residirt in Tiflis. Beide stehen unter dem Generalgouverneur der transkaukasischen Provinzen.

Die Georgier haben eine eigene zum iberischen Sprachstamme gehörige Sprache, die auch von den Mingreliern, Lazen und Suanen gesprochen wird. Das Alphabet, welches Klaproth im 1. Bde. seiner Reise mittheilt, besteht aus 35 Buchstaben. In kirchlichen Schriften bedient man sich eines von der Curschrift oft ganz abweichenden Alphabets. Eigentümlichkeiten der georgischen Sprache sind, daß sie keinen Artikel hat, daß das Substantiv kein Genus, aber acht Kasus besitzt, daß das mit dem Substantiv verbundene Adjectivum indeclinabel ist, allein stehend aber wie das Substantiv declinirt wird. Der Comparativ bildet die Sprache durch Vorsehung der Partikel u und Anhängung der Partikel si, die Ordinalzahlen aus den Cardinalzahlen durch das Präfixum me. Es gibt acht Conjugationen mit vielen Unterabtheilungen. Die Personen werden durch Endungen und Personalpräfira gebildet. Für das Präsens hat man nur eine, für Präteritum und Futurum viele verschiedene Formen. Die Modi sind der Indicativ, Imperativ und das Participium; statt des fehlenden Infinitivs dient ein Nomen verbale. Außer den Präpositionen gibt es auch Postpositionen, welche verschie-

dene Kasus regieren. Die Bildungsfähigkeit der Sprache zeigt sich namentlich auch an den Derivaten. Sie bildet eine Menge Verbalia durch die Endungen elaba und ola, Abstracta aus Adjectivis durch die Endungen oba, eba; Nomina der handelnden Person durch verschiedene Endungen und Präfira, Adjectivie in activem und passivem Bedeutung und Diminutive aller Art. Die Construction gestaltet vielfache Freizeiten.

Die georgische Literatur, reich an theologischen, historischen und geographischen Werken und besonders an Uebersetzungen, unterscheidet sich wesentlich von der armenischen durch ihre vielen poetischen Denkmäler. Sie erreichte ihren höchsten Glanzpunkt, wie auch Große im Lande, unter der Regierung der berühmten Königin Thamar. Die Zeit ihrer Blüthe beginnt im 11. und endet mit dem 13. Jahrh. Wir besitzen aus jener Zeit eine Menge von den wenigen Kennern der georgischen Literatur vielgerühmter Dichtungen, z. B. den 5000 Verse langen Roman Tariel von dem Dichter Ruchmel; den Roman von Dmain, dem Großknecht Tariel's; den Roman Dorebshani und Miramiani von Sargis; ein lauges, sehr kunstvoll von 16 Mal wiederkehrenden Reimen durchschlungenes Lobgedicht auf die Königin Thamar u. s. w. Bodnstedt, aus dessen 1801 Tag diese Notiz entlehnt ist, hat das Meiste nur in Brosch's französischer Uebersetzung, den Roman Tariel und das Lobgedicht auf die Thamar in russischer Uebersetzung theilweise mit Vergleichen des Textes gelesen, mag aber kein eben günstiges Urtheil darüber fällen. Besser haben ihm die georgischen Volkseidelen gefallen, unter denen sich manche Perle findet. Sein Urtheil soll aber nicht maßgebend sein; denn bei dem Mangel an Gedanken und Gestalten in diesen Werken müssen wol die Hauptschönheiten in der Schönheit der Sprache und der Form bestehen, weil sich sonst die Georgier nicht so dafür würden begeistern können, wie es vielfach der Fall ist. Die neuere Literatur besteht größtentheils aus wundersamen Legenden, Heiligen geschichten u. dgl. m. (H. K. Hülsen).

GEORGIEWITZ (Bartholomäus), ein durch seine abenteuerlichen Schicksale und durch seine Reisen berühmter Ungar von nicht näher bekannter Herkunft, geriet bei dem Einfälle der Türken in sein Vaterland im J. 1528, noch jung, wie es scheint, in die Gefangenschaft derselben und wurde, nachdem man ihn seiner ganzen Habe beraubt hatte, mit Ketten beladen durch die Gebirge Rumeliens nach Kleinasien geführt, daselbst sieben Mal von Ort zu Ort als Sklave verkauft und zur härtesten Feldarbeit und zum Säuen des Weizens gebraucht und dabei auf die roheste Weise mißhandelt. Nachdem er einige Zeit saß nackt und stets von Hunger und Durst, zuweilen auch von der Kälte geplagt, diese Schicksale vertragen hatte, zwang man ihn, in den Kriegsdienst zu treten. Da ihm aber das Soldatenleben noch weniger behagte, so griff er die Flucht, zog ohne jeden andern Führer als den Polarstern durch die einsamen Gegenden, in denen er von Eideln, wilden Kräutern und bittern, mit ein wenig Salz gewürzten Wurzeln sein Leben fristete und gelangte endlich, nachdem er der steten Ge-

fahr, von den wilden Thieren aufgefressen zu werden, entgangen war, an die Straße der Darbaullen. Gereis hatte er glücklich ein Floss aus Balken mit Stricken zusammengebunden und war gerade im Begriffe, über die Meerenge zu gehen, als seine Verfolger ihn entdedten und zu seinem Befehlshaber zurückbrachten, welcher ihn an Händen und Füßen binden, auf den Boden legen und mit Knütteln unarmbrüßig schlagen ließ und sodann an einen Sklavenhändler verkaufte. Auf diese Weise wurde er 13 Jahre in verschiedenen Provinzen Kleinasiens umhergeworfen und erludete grenzenloses Elend. Da der Versuch, auf dem nächsten Wege durch Rumelien zu entkommen, für ihn so schlimme Folgen gehabt hatte, so schlug er, als es ihm bei einer günstigen Gelegenheit zu entweichen gelang, den Weg nach Süden hin ein, durchwanderte die Genden von Caramanien und Syrien und erreichte unentdeckt das Franziskanerkloster auf dem Berge Zion bei Jerusalem *). Nachdem er sich hier ein Jahr aufgehalten hatte, wurde er nach dem Meere gebracht und ging auf einem Kausfahrer nach den Niederlanden, wo wir ihn im J. 1544 zu Löwen antreffen. Nachdem er hier freigelegte Unterstützung gefunden und eine Erzählung seiner Schicksale in demselben Jahre zu Antwerpen veröffentlicht hatte, kehrte er in sein Vaterland zurück. Drei Jahre später befand er sich zu Greshamden, wo er, da keiner der in dieser Stadt befindlichen christlichen Abteien es wagte, sich mit dem Derrisch Giesebeli in einen Religionsstreit einzulassen, es selbst unternahm, demselben am Pfingstsonntage 1547 in der Franziskanerkirche das Dogma von der Dreifal-

tigkeit aus dem Koran selbst zu beweisen. Er will aus dem Streite siegreich hervorgegangen sein, gesteht aber selbst, daß er sich in großer Verlegenheit befunden habe, als der Derrisch sich über die Hunde, welche in der Kirche herumliefen und Wände und Altäre beschuften, sehr mißfällig äußerte; derselbe ließ sich aber am Ende doch das Vaterunser in türkischer Sprache lehren. Da Georgiewitz in seiner von den Türken verurtheilten Primath weder eine ihn nübrende Beschäftigung noch irgend eine Unterstützung finden konnte, so ging er nach Rom, wo er von den milden Gaben der Christlichkeit lebte und wo er auch gestorben zu sein scheint. Er verfaßte über seine Erlebnisse und seine Beobachtungen im türkischen Reiche mehrere kleine Schriften, welche er, da sie großen Brisall fanden, im J. 1552 zu Rom in einer Sammlung unter dem Titel: de Turcarum moribus Epitome vereinigte *). Ausgaben dieser Sammlung sind: Romae 1552. 8. Ibid. 1598. 8. Ibid. 1629. 8. Ibid. 1652. 8. Parisiis 1553. 16. Ibid. 1568. 8. Lugduni 1555. 12. Ibid. 1558. 16. Wittenberg. 1562. 8. (mit einer Vorrede Ph. Melandthons), Genevae 1568. 12. Ibid. 1598. 16. Ibid. 1629. 12. und Helmstadt. 1671. 4. Auch findet man diese Schriften größtentheils in der zweiten Ausgabe von Theod. Bibliander's Machometis Saracenorum Principis ejusque successorum vitae, doctrinae ac ipse Alcoran (Tiguri 1550. Fol.) und in Ph. Kenicrus's Chronica Turcica (Francof. 1578.) und in den folgenden Ausgaben. Eine deutsche Uebersetzung hat den fouderebaren Titel: Türkenbüchlein, darinnen der Türkischen Keyser Namen, Empter, Leben, Sitten vnd Tyranny in ihrem Reich erzehlet werden, darauf zu sehen, wie einträchtig sie versamen halten, alle diejenigen auszurotten und zu bemffen, die sich für gliedmaß des Herrn Christi bekennen. Jetzt vertheilt aus dem Latein durch J. Eisenbergk. (Wittenb. 1560. Jerbst 1583.) Auch kennt man eine französische Uebersetzung unter dem ebenfalls irrthümligen Titel: Voyage de Jerusalem, avec la description des cités, villes etc. et de l'estat de l'empereur des Turcs, mis en lumiere par Lamb. Darmont. (Liege 1600. 4.) Die einsindigen in dieser Sammlung an einander gereihten Schriften sind: 1) De Turcarum ritu et caeremoniis, eine Verhandlung über die Sitten und Gebräuche der Türken, welcher der Verfasser die türkischen Begrüßungsformen in türkischer und lateinischer Sprache angehängt hat. Besonders ist diese zu ihrer Zeit nicht schlechte und viel geleseue Abhandlung herausgegeben Antwerp. 1544. Paris. 1545. Wormat. 1545. Zweitlich unter dem Titel: Von der Türken Gebräuchen, Gewohnheiten und Ceremonien, mit einer Vorrede von Kas p. Brufch. (Nürnberg 1545.) 2) De afflictione tam

1) Noch seiner eigenen Erzählung, welche im Originale lautet, wie folgt: „Omnia bona spoliatus, cunctis victus, per aspera atque lubrica Thracia Asiaeque minoris loca, ut momentum aliquod, oppidulum, viciniam et plateatum venum ductus, ad gravissimas variae rusticae negotia septies vendundus, ibique sub Turcica ac rustica ferula et aspera disciplina, in fame et siti, in frigore et auditu sub dio cubans, gregem ovium armentalia pascere, agriculturam exercere, equos curare, militariaque artem discere compulsum sum. Unde capta fuga glandibus, herbis agrestibus cerumque radicibus smaritis, modico alie conditia victitans, in solitudine arctico polo duca errans, inter voracissimos feras veratus sum. Hellepontiicum mare, tribus fene colligitus, trajicere constans sum, tandem captus, ad herum reductus, manibus ac pedibus ligatus, in terram prostratus, fustibus duriciae caesus, postea ad mangones atque lanitas ventum rejectus, ita ut trodient anorum spatio, adversa fortunae fluctibus agitatus, sub imperio Turcarum multas miseriae, calamitates, afflictiones et persecutiones experiri patrique coactus sum. Qui quum illa magna compendiosa via, hoc est per Thraciam, tantam tyrannidem, gravissimum servitutem et crudellissimum infandum afflictionem effugere nequissimam, alia via, videlicet autareticis polum verans, per Caramaniam so Syria deserta et periculossima loca fugiens in terram sanctam ad fratres Divi Francisci Hierosolymae in monte Syon habitantes, perveni.“ De Turcarum moribus Epitome. (Lugd. 1558. 16.) p. 3 seq. Auffomst über das Leben und die Schriften des Reikenen Georgiewitz geborn Alex. Hordani Memoria Hungarorum scriptis editis notorum. (Viennae 1778.) P. II. p. 25—27. Rf. Denis Wien's Buchdruckereischichte. S. 429—431. 434—436. J. G. Meusel, Bibliotheca historica. Vol. II. P. I. p. 309—311. Vol. X. P. II. p. 186 und Gries in der Biographie universelle. T. XVII. p. 164. 165.

K. Gressl. h. W. u. z. G. H. C. L. X.

2) „Quam singula breviter ac fideliter in diversa locis et diversis temporibus conscripta, particulatim divulgavimus et postea a me divulgata per doctos probosque viros in varia idiomata traducta et publica compendium, eaqua necessaria et quodammodo utilis et grata lectoribus perspeximus, omnia in unum fasciculum collegi.“ De Turcarum moribus Epitome p. 7.

captivorum quam sub tributo viventium Christianorum, über den Handel mit Sklaven und die Behandlung derselben; den Schluß machen einige Gespräche in slavonischer Sprache zum Vortheil der Christen, welche durch die slavischen Länder zu entwischen suchen. 3) De Christianorum eladibus et calamitatibus, deinde de suae sectae interitu et de Tarcarum ad fidem Christi conversione; eine Prophecieung in türkischer und lateinischer Sprache mit der Auslegung des Herausgebers Georgiem; besonders herausgegeben unter dem Titel: Prognoma sive praesagium Mehemetanorum, primum de Christianorum calamitatibus, deinde de suae gentis interitu, ex persica lingua in latinum sermonem conversum. Viciae 1547. Coloniae 1550. Basil. 1551. Italienisch unter dem Titel: Profetia dei Turchi. Rom. 1553. 4) Disputationis cum Tarca habitae narratio, die Mittheilung des schon oben erwähnten Zwiesgesprächs mit dem Deroisch Gelehrten zu Großmorden, mit dem Vaterunser in türkischer Sprache, mit dem dritten und letzten Stück der Sammlung; besonders herausgegeben Vienne 1548. 5) Deploratio eladis Christianorum, eine Schilderung der traurigen Lage aller unter türkischer Herrschaft stehenden Christen. 6) Exhortatio contra Turcas, eine Aufforderung an die christlichen Fürsten zur Bekämpfung der Türken und zur Befreiung der unter ihrem Joch schmachenden Christen. (Ph. H. Kuhn.)

GEORGEWSK, russische Stadt und Festung, in dem Winkel, welcher durch den südlichen Einfluß des Poddumel oder Poddumsa (der bei den Ischeressen Gumech heißt und sonst auch unter dem Namen der kleinen Kuma bekannt war) in die Kuma dicht an dem steilen linken Ufer des ersten gebildet wird und besteht aus der vieredigen weitaufhängigen Festung und 500 städtischen Gebäuden. Obwohl die Wälle nur von Erde aufgeworfen sind, ist die Festung doch die feste auf der ganzen kaukasisch-tubanschen Linie, namentlich da die Ost- und Südseite an einem so steilen Abhange liegt, daß man nur an wenigen Stellen und nur sehr un bequem hinabsteigen kann. Die Stadt wurde 1777 angelegt und diente so lange, als Giskautschen ein zu Astrachan gehöriges Gouvernament war, also bis 1822, als sich des Gouverneurs und der Regierung. Von 1822—1830 blieb es nur noch Hauptstadt eines den Namen der Stadt führenden Kreises. Später wurde der georgiewskische mit dem alexandrowskischen zu dem platigorskischen Kreis mit der Hauptstadt Platigorsk vereinigt, wodurch Georgiewsk zur gewöhnlichen Provinzialstadt herabsank und trotz der Errichtung zweier Jahrmärkte, die 2—300,000 Rubel Umsatzen in Umlauf bringen, ihren früheren Wohlstand nicht wieder zu erlangen vermag. Die gewöhnlich nur aus leichten Fachwerke erbauten Häuser sind selten fest genug, um die Bewohner im Winter vor dem durchdringenden Steppenwinde zu sichern. Die Zahl der Bewohner beträgt etwa 1000 Seelen. Die Lage der Stadt ist namentlich dadurch reizend, daß sie die Aussicht über die ganze Kette des Kaukasus bis zu den legigischen Gebirgen hin darbietet. Das Klima

erzeugt, trotz des Mangels an Moräften und trotz der trockenen und heißen Luft zu Ende des Sommers und im Herbst, bei Einheimischen und Fremden häufige Fieber.

(H. K. Hässler.)

GEORGH (Friedrich Heinrich), geb. 1692 zu Urach, studierte zu Tübingen und Halle die Rechte. Zu Jena, Wittenberg, Frankfurt a. D. und Leipzig setzte er seine Studien fort. Er ging hierauf nach Wien, wo er sich ein halbes Jahr aufhielt. In seinem Vaterland ward er Regierungsrat, 1718 Stadt- und Amtsrat in Tübingen und 1722 herzoglich württembergischer Rath und Hofgerichtsassessor. Im J. 1737 erhielt er die Stelle eines Landschaftsconsulenten. In dieser Eigenschaft ward er 1741 nach Frankfurt a. M. geschickt, um die württembergischen Patte und Privilegien durch kaiserliche Autorität bestätigen zu lassen. Er fand dadurch Veranlassung zu der im J. 1740 anonym und ohne Angabe des Druckortes erbitten Schrift: „In facto et jure begründete Anmerkungen über die im J. 1738 zu Würzburg im Drucke ausgegebene und die unten mit angefügten sogenannten Württembergische Grund-Beste, betreffend das hochfürstl. Testament, Landes-Administration und Vermundtschaft, sammt einem Anhang eines wider die hochfürstl. Würtmb. Reversales und Religions-Affecuraten public geordneten Schreibens zu des Publici gründlicher Belehrung von denen Württembergischen alten und neuen hieher gehörigen Grundgesetzen und löblichen Verkommen zu beschiedener Ablehnung der in dem letztern angelegten unzulässigen Beschuldigung an sich gestellt. Mit Beilage Nr. 1—23.“ Gleichfalls ohne Angabe des Druckortes ließ Georgii anonym 1740 in Folio erscheinen: „Württembergische Religions-Urkunden, in historischem Zusammenhang, d. i. summarische Geschichte-Erzählung, was es mit der Evangelischen Religion Augspurgischer Confession in dem Herzogthum Württemberg von Anfang der gesagten Reformation bis auf gegenwärtige Zeit vor eine Beschaffenheit und was die Württembergische Landschaft damals vor Privilegien, Recht und Gerechtigkeiten, von Römischen Kaisern, Königen, Chur- und Fürsten des Heiligen Römischen Reichs, aus ihren Durchlauchtigsten Landesfürsten, neuer erworben habe.“ — Georgii starb den 28. Aug. 1755 *).

(Heinrich Döring.)

GEORGINE, ist der Name einer ebenfalls bekannten als beliebten Pflanzengattung, welche im Herbst mit ihren schönen Blüten die Gärten schmückt. Sie wurde von Gesl., Racine und Gerwantes ums Jahr 1790 aus Mexico in Europa eingeführt, fand aber damals noch keine allgemeine Verbreitung. Erst als sie Humboldt von seiner Reise aus America im J. 1804 nach Europa brachte, wurde sie in ausgedehnter Weise cultivirt. Von Deutschland, wo sie zuerst im botanischen Garten zu Berlin gezogen wurde, wanderte sie nach England und kam etwa um das Jahr 1820 von hier aus nach

*) Vergl. v. Polzshuber's und Siebenbeck's Deductionsbildsch. 4. Bd. S. 2187. Meusel's Lexicon der vom Jahr 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 102 h.

land geführt zurück, fand nun die allgemeinste Aufnahme und wurde in zahllosen Varietäten cultivirt.

In Betreff ihrer systematischen Stellung haben sich bei den Botanikern verschiedene Ansichten geltend zu verschaffen gesucht. Zuerst wurden die hierher gehörigen Pflanzen von Cavanilles im J. 1791 unter dem Gattungsnamen *Dahlia* beschrieben und dieser Name ist als der älteste von De Candolle und Endlicher auch beibehalten. Da Willdenow den von Zunker im J. 1792 für eine Hamamelidenart eingeleiteten Namen *Dahlia* annahm, so änderte er den Namen der hier in Rede stehenden Pflanze zu Ehren eines petersburger Professors Georgi in *Georgia* um, wofür Sprengel in seinem *Systema vegetabilium* *Georgia* schrieb; sonach wurde diese Pflanze von drei verschiedenen Schriftstellern mit drei verschiedenen Gattungsnamen belegt. Ein vierter botanischer Schriftsteller, Cassini, ein genauer Bearbeiter der Familie der Compositen, zu denen die *Georgine* gehört, verworft die Gattung *Dahlia* oder *Georgia* ganz und vereinigte die hierher gehörigen Arten mit *Coreopsis*, womit der neueste Monograph dieser Familie, G. S. Schulz Bipontinus, übereinstimmt, nur will Letzterer die Art *Coreopsis Dahlia* benannt wissen, während sie Cassini als *Coreopsis Georgia* bezeichnete.

Wie die Botaniker in der Ansicht über die Gattungsnamen der hierher gehörigen Pflanzen verschiedener Meinung sind, so weichen sie auch in der Annahme der Anzahl der Arten von einander ab. Cavanilles beschrieb drei Arten, *Dahlia coccinea*, *Dahl. pinnata* und *Dahl. rosea*, von denen die beiden letzten von Desfontaines als *Dahlia variabilis* vereinigt wurden; Willdenow führt in seinem Werke, *Species plantarum*, zwar die drei von Cavanilles beschriebenen Arten auf, bezeichnet aber die *Dahlia pinnata* als *Georgia purpurea*, während in seinem *Hortus berolinensis* nach Desfontaines *Dahlia pinnata* und *D. rosea* unter *Georgia variabilis* aufgeführt sind. Sprengel hält die drei von Cavanilles aufgestellten, von Willdenow angenommenen Arten nur für eine Species und bezeichnet sie als *Georgia variabilis*, bringt aber zu dieser Gattung eine andere Art, *Georgia bipinnata*, welche von Cavanilles und De Candolle zu *Cosmos* gerechnet wird. De Candolle nimmt in seinem *Prodromus systematis naturalis regni vegetabilis* drei verschiedene Arten an, welche wir mit ihren Diagnosen nach Anführung des Gattungscharakters von *Dahlia* hier folgen lassen.

Dahlia Cavanilles. Das vielblüthige Köpfchen enthält verschieden geformte Blüten, indem die des Strahls einreihig, zungenförmig, weiblich oder geschlechtslos sind, während die Schüben blühige und zweigeschlechtliche Blüten haben. Die Hülle ist doppelt, die Schuppen der äußeren sind blattartig, einreihig, meist zu fünf stehend, abstechend oder zurückgetrennt, die der inneren Hülle stehen zu 12 oder 20 in fast zwei Reihen und sind lang, an der Spitze häutig, am Grunde ziemlich dick und unter einander verwachsen. Die Spreublätter sind häufig, länglich, ungetheilt. Die Staubbeutel sind mit Anhängeln versehen, aber ungeschwängelt.

Die Achänen sind gleichgestaltet, länglich-verkehrt-eiförmig, zusammengebrückt, an der Spitze undeutlich zweihörnig. Der Federkiel fehlt.

Die zu dieser Gattung gehörigen, in Mexico einheimischen Arten haben gegenüberstehende, fiederteilige oder seltener doppelt-fiederteilige Blätter mit eiförmigen, spitzigen, gesägten Zipfeln, lange, an der Spitze nackte, einströmpfige Kelte und große, verschieden gefärbte Blütenköpfe.

Die drei von De Candolle zu dieser Gattung gestellten Arten sind:

1) *Dahlia variabilis Desfontaines*. Der Stengel ist unbereift; die Zungenblüthen tragen die weiblichen Geschlechtsorgane und sind fruchtbar oder unfruchtbar. Hierher gehört *Dahlia pinnata* und *D. rosea Cavanilles*. *Dahlia sambucifolia Salisbury*. *Dahl. purpurea Poir.* *Georgia variabilis Willdenow*. *Georgia superflua De Candolle* und *Dahlia superflua Aiton*. *Coreopsis Georgia nuda Cassini*.

Diese Art wächst in Mexico, wie die folgenden.

2) *Dahlia Cervantesii Lagasca*. Der unbereifte Stengel ist fest; den Zungenblüthen fehlen die Griffel oder sie sind ganz geschlechtslos. Hierher gehört *Georgia Cervantesii Sweet*. Diese Art steht in der Mitte zwischen der vorigen und folgenden. Der Stengel ist 6 Fuß hoch; die Blattspindel ist füsselförmig, die inneren Schuppen der Hülle sind länglich, schmal, zurückgebogen; die Zungenblüthen haben eine purpur-violette oder scharlachrothe Farbe; die Achäne ist fast spateiförmig.

3) *Dahlia coccinea Cavanilles*. Der bereifte Stengel ist hoch; die Zungenblüthen sind ganz geschlechtslos. Hierher gehört *Coreopsis Georgia pruinosa Cassini*. *Georgia crocata Sweet*. *Dahlia crocata Lagasca*. *Dahlia bidentifolia Salisbury*. *Georgia coccinea Willdenow*. *Georgia fruticulosa De Candolle*. Diese Art ist etwas kleiner und schwächlicher als die vorhergehenden, die Blattfarbe ist meergrün; die Blütenköpfe sind etwas kleiner. Die Zungenblüthen sind scharlachroth, fustangelb oder hellgelb, aber niemals purpurnoth oder weiß. (Garcke.)

GEORGINENÖL oder Dahlienöl (*Payen*, Journ. de Pharm. X, 239), ein ätherisches Öl, welches durch Destillation der Georginenknollen (*Dahlia pinnata*) mit Wasser erhalten wird. Es ist ein ambraartiges, mit der Zeit braunroth und harzig werdendes Öl, von starkem Geruche und süßlichem, hintennach etwas scharfem Geschmacke. Mit Wasser mischt es sich leicht zu einer milchigen Flüssigkeit. Sein spec. Gewicht ist zwischen dem des Wassers und des Alkohol; in letzterem ist es leicht löslich und scheidet sich daraus beim Verdunsten in ambraartigen Tropfen ab. Mit Wasser aufbewahrt sinkt es allmählig zu Boden, indem es dickflüssig und krystallinisch wird. Bis 20° erwärmt und dann allmählig stark abgekühlt, setzt es Krystalle ab, welche Benzoesäure sein sollen. Das davon abgesehene Del krystallisirt nicht mehr. (J. Loh.)

GEORGIOS (Γεώργιος). Dieser Name ist als Eigenname dem classischen Alterthume fremd, desto häufiger aber in der christlichen Welt Griechenlands, und von da auch zu der abendländischen, christlichen Welt übergegangen. Was man in einigen Stellen der Alten in dieser Beziehung gefunden zu haben glaubt, beruht auf falscher Lesart, kann daher nicht in Betracht kommen¹⁾. Das frühe Vorkommen dieses Namens und seine Ausbreitung in der christlichen Welt von Byzanz, zumal unter geistlichen Würdenträgern oder Märtyrern u. dgl., zeigt aber hinreichend, daß damals wenigstens etwas Auszeichnendes und Ehrendes mit dem Namen verknüpft wurde, mag man nur hier auf den berühmtesten und geachtetsten der Märtyrer dieses Namens, auf den heiligen Georgios, den Drachentöchter, zurückgehen, der zu Anfange des vierten christlichen Jahrhunderts als ein der ersten Opfer der Diocletianischen Verfolgung unterlag, und einer Reihe von andern Märtyrern, welche besonders die griechische Kirche verehrt, oder von Einsiedlern und Mönchen und Bischöfen diesen Namen gab, oder auf frühere Zeiten zurückgehen, obwohl hier bestimmte Anhaltspunkte fehlen. Denn es wird kaum auffallen, daß dieser Ausdruck, der nach seinem Wortlaute einen, der die Erde bebaut und pflegt, also einen Ackerbauer, bedeutet, hier in einem höhern, geistigen Sinne genommen ward, von dem, der in dem Felde oder in dem Weinberge²⁾ Christi arbeitet und hier sich thätig erweist; war doch schon in mehreren Stellen des neuen Testaments dazu eine nähere Veranlassung gegeben, wie z. B. I. Korinth. 3, 9: „ὁμοί γεωργίον ἔσθε“, oder selbst Evang. Joh. 15, 1: „καὶ ὁ πατήρ μου ὁ γεωργὸς ἔστι“. So konnte dieser Ausdruck eine passende Bezeichnung für denjenigen erscheinen, der sich als einen Arbeiter im Weinberge des Herrn erweist und, wie jener erste Märtyrer, dafür auch sein Leben aufzuopfern bereit ist. Darum preist Andreas von Kreta³⁾ in seiner Lobrede auf diesen Märtyrer denselben auch in Bezug auf seinen Namen, dem die volle That entspricht: „Γεωργὸς τὸ γὰρ καὶ παῖδά καὶ παῖδά καὶ ὅμοια· Γεωργὸς ὁ τὸν ὄρνιθιν τὴν ἰσοὶν παῖδιν καὶ τὴν ποῖνιν τὴν γεωργόν-μιν ἐν ἰσότητι διατρέφει — ὁ τὸν αὐτὸν τῆς θείας γεωργίας ἰσοτιμῶς ἐκτρέφουσας, ὁ τὴν ἐκκλῆσον ἰσότητας ἀγαπῶν καὶ κατὰ τὸ γεωργικὸν ἀναστρέφει γεωργία ἐν ὁμοιότητι ἐκτρέφει α. v. 1.“⁴⁾ Darum sucht auch Th. Raynaud in seiner diesem Märtyrer gewidmeten Schrift⁵⁾, zum Beweise der ehrenden und auszeichnenden

den Bedeutung dieses Namens, eine Zusammenstellung zu geben von denjenigen, welche den Namen Georgios führen, und sich entweder als Märtyrer, Bischöfe u. s. w. in der Kirche oder durch Geift und gelehrte Bildung auszeichnen haben. Ein vollständiger Nachweis aller der diesen Namen führenden Männer im Gebiete der Kirche, des Staats und der Literatur lag nicht in der Absicht dieses Gelehrten und konnte daher auch nicht von ihm erwartet werden, ebenso wenig wie ein näherer Nachweis dessen, was jeder Einzelne von diesen geleistet. Eine nähere und gelehrte Erörterung gab Leo Allatius in seiner Abhandlung: De Georgiis et eorum scriptis diatriba, welche zu Paris 1651. 4. erschien und dann in der venetianer Ausgabe der Byzantiner hinter den Annalen des Georgios Acropolita wieder abgedruckt ward; daraus ging sie über in den zehnten Band der Bibliotheca Graeca des Fabricius, ward aber dann in der neuen Ausgabe dieses Werkes von Harles zu Anfange des zwölften Bandes in einer theils abgekurzten, theils aber auch berichtigten und mit einzelnen Zusätzen und Verweilungen versehenen Gestalt geliefert; hier finden wir alle die Männer dieses Namens aufgeführt, welche in der Geschichte der Literatur, hier zunächst der spätern griechischen oder byzantinischen, sich einen Namen gemacht haben. Die von Fabricius (XII. p. 3. not. 1.) angeführte Schrift des Theodori Rangellus: De Georgiis fama et eruditione claris (Ginsbrogiae 1712. 4.), ist uns nicht bekannt.

1. Georgios Acropolita (Γεώργιος Ἀκροπολίτης), in dessen Namen wir jedoch Acropolita keineswegs als Bezeichnung der Primath und des Patriarchen, wie so oft in ähnlichen Fällen, zu nehmen haben, sondern als Familiennamen, zu welchem Georgios gewissermaßen den Vornamen bildet, wie denn auch der nicht minder in Ehren und Würden hochgestellte Sohn (Konstantinos Acropolita) diesen Familiennamen führt. Ueber die Lebensverhältnisse des Georgios Acropolita finden wir in der von ihm hinterlassenen Chronik einige, zunächst seine Erziehung und Bildung betreffende, Angaben. Aus einer von ihm selbst bei Veranlassung des Todes der Kaiserin Irene, der Tochter des Theodoros Laskaris und Gattin des Johannes Ducas, gegebenen Erzählung (Cap. 39) erfahren wir, daß er bei dem Eintritte dieses Todesfalls in einem Alter von einundzwanzig Jahren stand, was uns demnach berechtigt, seine Geburt in das Jahr 1220 — die Kaiserin Irene starb 1241 — zu verlegen. Ueber seine Ältern erfahren wir Nichts; daß aber dieselben mit dem kaiserlichen Hofe in näherer Verbindung und Berührung gestanden, und daß an diesem auch der junge Georgios die Jahre der Kindheit und des beginnenden Jünglingsalters zugebracht, bis der Trieb höhern Wissens und einer weiteren wissenschaftlichen Bildung in ihm rege geworden war und im 17. Lebensjahre den Austritt aus dem kaiserlichen Hofe veranlaßte, entnehmen wir dem von ihm selbst darüber gegebenen Berichte⁶⁾, nach welchem Erapertegus Theodoros sein Ge-

1) Es hat Nöhere in dem Abdruck der Schrift des Leo Allatius De Georgiis in der Biblioth. Graec. des Fabricius Vol. XII der Ausgabe von Harles p. 1 u. 2. 2) Vergl. Matth. 21, 33. Marc. 12, 1 fg. 3) In Leo Allatius hat die längere Stelle, in welcher Andreas diesen Gedanken noch weiter ausgeführt hat, in der Einleitung zu seiner Abhandlung De Georgiis mitgetheilt. 4) Sanctus Georgius Cappadox, Megalomartyr, personalis et symbolicus, inter Lugdunensium indigestes primarius, in Th. Raynaldi Haglogium Lugdunense Tom. VIII. (Lugdunum 1665. fol.); f. hier besonders p. 347 seq. oder f. XX — XXIV. und vergl. Act. Sanct. 23. April (T. III.) p. 100 seq. 217 seq. p. IX. Einiges Andre ist bei Fabricius und Harles angeführt Bibl. Graec. X. p. 229 seq. XII. p. 2. not. h.

5) f. Cap. 29 und 32. An einer andern späteren Stelle

zieher und Lehrer war. Der Kaiser, nach dessen Willen ihm mit einigen andern Jünglingen diese Gelegenheit weiterer wissenschaftlicher Ausbildung geboten ward, ließ ihn vor seinem Austritte aus dem Hofe noch ein Mal zu sich kommen, und indem er ihm die Hand reichte, richtete er zugleich an ihn eine väterliche Ansprache, sich seines fürstlichen Hauses, aus dem er jetzt austritt, würdig zu erweisen durch ein eifriges, wissenschaftliches Streben, das ihm den Weg zu Ehren und Würden bahne; denn, so schließt die kaiserliche Ansprache, unter allen Menschen sind die berühmtesten ein Herrscher und ein Philosoph¹⁾. Dieser Epitaphios war zwar, wie hinzugefügt wird, kein Mann von einer großen, gelehrten Bildung, aber er war ein guter Redner und besaß eine gute rhetorische Bildung, die ihn zum Unterrichte in dieser Wissenschaft wohl befähigte. Nachdem Georgios unter seiner Leitung die Studien der Rhetorik und Poesie getrieben hatte; trat er in das Studium der Philosophie. bei Theophrast von Nicopolis ein, den er selbst als den ersten Philosophen jener Zeit bezeichnet²⁾, und ward durch ihn in das Studium der Logik eingeführt. Nach beendigten Studien lehrte er wieder an den kaiserlichen Hof zurück³⁾ und stieg hier zu höheren Würden, insbesondere zu der eines Großlogotheten empor, unterrichtete auch, wie er selbst versichert⁴⁾, den Sohn des Johannes Ducas, den nachherigen Kaiser Theodoros, der dem Vater im Jahre 1255 auf dem Throne folgte, in der Logik. Er versah das Geschäft eines kaiserlichen Secretärs⁵⁾, ward zu wichtigen Geschäften, insbesondere auch zu Gesandtschaften verwendet, wie dies die Sendung an den Despoten zu Larissa, Michael, zum Abschluß eines Vertrags beweisen kann, von der er selbst⁶⁾ uns Nachricht geben hat. Eine gleiche Stellung scheint er bei dem Nachfolger und Sohne, dem Kaiser Theodoros, eingenommen zu haben; eine Beleidigung jedoch, die er sich durch einige fühne, an den Kaiser gerichtete Antworten gegen diesen erlaubt hatte, zog ihm selbst körperliche Zuchtmass und Bestrafung zu, wie er uns selbst ausführlich

berichtet⁷⁾; allein er scheint dadurch doch nicht die Gunst des Kaisers eingebüßt zu haben, da wir ihn alsbald als Botschaftsaber in dem noch erhaltenden Theile von Macedonia wieder finden. Gegen den vom Kaiser, dessen Oberherrlichkeit er anerkannt hatte, wieder abgesetzten Despoten von Larissa, Michael Angelos, vertheidigte er mit Muth und Ausdauer die Stadt Prillepon, geriet aber, als diese Stadt durch Verrath in die Hände des Gegners gefallen war, in Gefangenschaft, und ward, des von Michael gegebenen Versprechens ungewacht, in Gefangenschaft gehalten⁸⁾ und an verschiedenen Orten herumgeschleppt, erhielt auch erst seine Freiheit wieder bei der durch Michael Paläologus, der inzwischen (1260) den kaiserlichen Thron bestiegen hatte, erwirkten Eroberung von Arta, wo er sich eingeschlossen besand⁹⁾. Georgios eilte, sowie er die Befreiung erlangt hatte, zum Kaiser, der ihm alsbald eine Gesandtschaft an Constantin, den Fürsten der Bulgaren, übertrug, und ihn auch, nach der Wiedereroberung von Constantinopel (1261), mit Aufassung der scheidenden Dankschuld beauftragte, welche bei dem Einzuge des Kaisers in die Stadt gehalten werden sollten¹⁰⁾. Von einer auf die Wiedereroberung der Stadt abgesehen Rede spricht er selbst am Schlusse seiner Chronik. Später, um 1274, ward er von dem Kaiser zu dem Concil zu Lyon¹¹⁾ gesendet, wo er sich für die Wiedervereinigung der beiden getrennten Kirchen, zu Gunsten der Latiner, aber zum großen Mißfallen der Griechen, insbesondere seines eigenen Sohnes, Constantinus Acropolita, der ein heftiger Gegner der lateinischen Kirche war, aussprach. Noch hören wir von einer Sendung, die ihm im J. 1282 an Johannes, den König der Bulgaren, aufgetragen ward, um diesem die Hand der Eudocia, der dritten Tochter des Kaisers, anzubieten; noch in demselben Jahre erlitt ihn der Tod, wenige Monate vor dem Kaiser selbst¹²⁾.

Georgios ist jedenfalls als einer der angesehensten und bedeutendsten Männer der byzantinischen Zeit zu betrachten, selbst von Seiten seiner wissenschaftlichen Bildung, die wir nach den Zeugnissen der Zeitgenossen, insbesondere des Georgios von Cyprien, des Patriarchen von Constantinopel, nicht gering anschlagen haben. Denn dieser stellt ihn ungemein hoch¹³⁾, ebenso sehr von Seiten seiner Gelehrsamkeit, seiner philosophischen Bildung, worin er einem Aristoteles gleich sei, wie seiner theologischen Kenntniß und Brechsamkeit, worin er mit

(Cap. 79) sagt er von sich: „ἐπὶ αὐτῶν τὸν συγγράμματα, τὸν μὲν ὡς συντακτικῶν τῶν βασιλέων καὶ πολιτικῶν συντακτικῶν στρατιωτικῶν ἐκτελέσας, ἐπὶ δὲ ὡς εἰς κῆδος τῶν βασιλέων συνδίδως κ. τ. λ.“

6) Die Worte lauten: „πάντοι γὰρ ἀνέκτων ἀνθρώπων ἀνταρταστάτοις βασιλέσιν καὶ φιλοσόφῳ,“ offenbar eine Anspielung auf den bekannten Spruch Platon's. 7) „ὅτι τότε πάντες αὐτῶν ἐπιστάται τὸν δόξαν ἐν τοῖς κατὰ φιλοσοφίας ἐπιστάταις,“ heißt es von diesem, in gleicher Weise auch an einer andern Stelle Cap. 52 und 67. 8) Vgl. Nicopolis Diamantis, von dem noch unlangst Wex (Nov. Collect. II. p. 609 seq. 655 seq.) zwei Reden herausgegeben hat; auch besitzen wir von ihm eine kurze Epistel und eine kurze Physik, ein Werk aus Aristoteles, herausgegeben von R. Wegelin zu Augsburg 1605 ff., sowie viele kleine geographische Schriften; Anderes liegt noch handschriftlich in Bibliotheken vor; s. ein Verzeichniss bei Fabricius, Bibl. Graec. VII. p. 669 seq. ed. Harl. 8) Cap. 29. 9) Cap. 63 (vergl. auch Georg. Pachymer. in Mich. Palaeolog. IV, 14).

10) Cap. 44: „ἐπὶ δὲ αὐτῶν ἐν τοῖς ἐκτελέσασιν τὸν λόγον ἀποκρίσας, καὶ τὸν αὐτοῦ ἀποκρίσας ἀντιπρὸς τὴν καὶ παλαιὰ καὶ νεωτέραν ἑξαρχίαν βασιλέων κ. τ. λ.“ 11) Cap. 49.

12) f. Cap. 63. 13) Vergl. über diese Ereignisse Cap. 68. 70—72. Acta. XI. p. 557. ed. Labb. 17) f. Petr. Paresinensis Lib. II. not. ad Pachymerem in Andron. Palaeolog. I. 1. p. 12 u. 735. (Vol. II. ed. Bekk.) 18) Er sagt unter Anderem: „λόγῳ δὲ εὐσεβείας καὶ σωφροσύνης, ὃν αὐτῶν, μακάριον ἦν ὁμῶς ἐκείνων σέβας, ὅτι μὴ παρὰ τὸ Ἀσπιδίον, ὃ μὴν δὲ αὐτῶν καὶ κατ' ἡμᾶς Ἀσπιδίον: ἐπὶ καὶ Πάτριον ἢ ὅπως μοι τούτων παραστάσεις τὸν ἀνδρὸς πολὺν τὸ καλεῖν, ἢ ἴσα δόξαν εὐσεβείας, ὃν Ἀσπιδίον ποιεῖται, ὅτι οὐδὲν ἐκείνων ἀποκρίσας, ὅταν τι εἰς τὴν λογίαν ἐκείνων ἢ τὴν τῶν γενεῶν ἀποκρίσας, Πάτριον δὲ θεολογῶν καὶ κατὰ Μοῦσαν φησὶν ὅτι ὁ ἀνδρὶς.“ Vergl. dazu G. J. Voss, De hist. Graec. II, 28.

Platon zu vergleichen sei: Eigenschaften, die wir freilich nach den Begriffen jener Zeit zu beurtheilen und zu würdigen haben, in sofern es allerdings jetzt Niemandem einfallen kann, den Georgios Acropolita, als Verfasser des von ihm und hinterlassenen geschichtlichen Werkes, neben einen Aristoteles oder Platon zu stellen, wenn es auch gleich durch einen verhältnißmäßig einsachern Styl und Ausdrucksweise, sowie durch eine klare Auffassung und Darstellung der Ereignisse vor manchen ähnlichen Producten des 13. Jahrh. sich noch vorteilhaft empfiehlt und in sofern allerdings in dem Verfasser einen Mann erkennen läßt, der sich nach den besseren Mustern der früheren classischen Zeit gebildet und seinen Ausdruck vor manchen, in jener späteren Zeit vielfach aufgetretenen Solécismen zu bewahren gesucht hat.

Dieses geschichtliche Werk besteht in einer Darstellung der Ereignisse, welche von der Eroberung Constantinopels an durch die Latiner in J. 1204 bis zur Wiedereroberung dieser Stadt durch Michael Palaeologus im J. 1260 sich zugetragen haben, und führt in der von Georg Douka aus Constantinopel in die Niederlande mitgebrachten, von der Hand des Theodosius Zogomala aus Rauplia gefertigten Handschrift, welche dann nach Doukas Tode durch dessen Bruder Theodor Douka mit einer lateinischen Uebersetzung und mit Anmerkungen zu Leiden 1614. 8. herausgegeben ward, die Aufschrift: *Ἱστορία χρονολογικὴ συντάξις* ¹⁹⁾; ein zweiter Abdruck erfolgte zu Genf 1615. Fol. zugleich mit den Schriften des Nicephorus Gregoras und des Rhaenicus Chalcondylas. In einer vollständigeren Gestalt und unter dem Titel: *Ἀπομνηστικὸν συγγραμμάτων* ²⁰⁾, erschien aber bald das Ganze in einer nach einer vatikanischen Handschrift besorgten Ausgabe des Leo Allatius in der pariser Ausgabe der Byzantiner unter folgendem Titel: *Georgii Acropolitae historia graece et latine. Joelis Chronographia compendiosa et Io. Canari narratio de bello Constant. gr. et lat. ex interpretatione Leonis Allatii cum ejusdem et Theodori Dousae observationibus. Acced. Allatii de Georgiorum scriptis diatriba.* 1651. fol., wiederholt in der venetianer Ausgabe der Byzantiner 1729. fol.; den neuesten Abdruck mit einigen Verbesserungen des Textes und mit Angabe der Abweichungen beider Texte; des von Douka und des von Allatius veröffentlichten, gab Immanuel Bekker in der bonner Sammlung (*Corpus Scriptorum historiae Byzantinae*) 1836 in 8. Es liefert dieser geschichtliche Abriß eine theilweise ziemlich genaue und ausführliche Darstellung der Begebennisse innerhalb des oben bemerkten Zeitraumes, und sind in dieselbe auch die Angaben des Verfassers über sein eigenes Leben eingeschaltet; da der Verfasser meist das uns beschreibend und vorführt, was er selbst erlebt und mitge-

macht hat, so gewinnt dadurch seine Darstellung allerdings an Werth und Bedeutung, die ihm auch schon von den späteren Geschichtschreibern, die ihm folgen, wie z. B. Nicephorus Gregoras, zuerkannt worden ist; er sucht, wie dies insbesondere die Einleitung zeigt, die er der Erzählung vorangeschickt hat, die Geschichte von einem höheren Standpunkte aufzufassen, und mit Uebergehung der früheren, von Andern, die ihre Geschichte bald mit Entstehung der Welt, bald mit Gründung der persischen oder römischen Monarchie, bald mit den Griechen beginnen, behandelten Thatfachen die Ereignisse, die den Gegenstand seines Werkes bilden, darzustellen, wobei er vor Allem der Wahrheit nachgeht und hier weder vor Reid und Haß, noch von Günst und Vortheile sich leiten läßt; diesen letzten Zweck der Geschichte hat er auf das Bestimmteste ausgesprochen ²¹⁾ und hiernach seine Darstellung eingerichtet, die uns die Ereignisse des byzantinischen Reiches innerhalb der bemerkten Zeitsperiode in einem ziemlich lebendigen Bilde vorführt. Denn der Verfasser ist bedacht, jede Monotonie der Erzählung zu vermeiden, er führt uns die handelnden Personen in ihren Reden u. dgl. vor, und unterläßt nicht, bei schicklicher Gelegenheit seiner eigenen Theilnahme zu gedenken und die Ereignisse seines eigenen Lebens einzuschalten. Die Schreibart ist im Ganzen und im Verhältniß zu der Zeit, in welche dieser Schriftsteller fällt, noch ziemlich rein und einfach zu nennen, und wenn sich dieselbe auch nicht der Darstellung eines Platon an die Seite stellen kann, wie wir oben bemerkt haben, so zeigt sich doch ein gewisser, lebendiger Fluß der Rede und ein gewisses Streben, die geschichtliche Darstellung auch durch eine anziehende und ansprechende Form zu heben. Endlich fehlt es auch nicht an einzelnen Reminiscenzen aus der Lecture der klassischen Schriftsteller früherer Zeit, des Homer wie der Tragiker, des Platon wie der Geschichtschreiber, was der Rede ein gewisses Colorit gibt. Wen andern Schriften des Georgios Acropolita ist wenigstens bis jetzt Nichts durch den Druck bekannt geworden, obwohl Mehreres noch handschriftlich vorhanden zu sein scheint, während Anderes gänzlich verschwunden ist. In diese letztere Classe rechnen wir die schon oben erwähnten Gebete, die er für den Kaiser Manuel, den Paläologen, bei dem Einzuge in Constantinopel abgefaßt hatte, sowie die auf die Wiedereroberung dieser Stadt bezügliche Rede; von den handschriftlich noch vorhandenen Schriften, zunächst Reden, nennen wir eine Rede auf die Restauration der Kirche zur Auferstehung des Herrn und eine Leichenrede auf den Kaiser Johannes Ducas; eine *Ἐκμνησία τῶν Ποντοκρατῶν ὁρίων*, zunächst auf Gregor von Nazianz und einzelne Sprüche desselben bezüglich, dann eine Anzahl jambischer Verse, welche einer Sammlung von Briefen des Isidorus voranziehen, u. A.; f. d. d. 8

19) So auch in einer venetianer Handschrift f. die Rede ad von Paris bei Fabricius, Bibl. Gr. VII. p. 709. 20) Die vollständige Aufschrift lautet: *ἡ παρθένος χρονολογικὴ συγγραμμὴ τοῦ μεγάλου λογιόφρονος τοῦ Ἀρκαπολίτου ἱεροῦ, δεῦτερος αὐτοῦ τοῦ πομπηφόρου τῆς ἀγίας τοῦ Ἱεροῦ ἀναστασίας πικρίας διὰ τὰ μετὰ τὴν ἄλωση τῆς Κωνσταντινουπόλεως ὅπου τὴν βασίλειον τοῦ βασιλέως Μιχαὴλ τοῦ Παλαιολόγου.*

21) Es heißt hier unter Anderem: „ὅτι γὰρ πρὸς ζῆλον, ὅτι πρὸς πόθον, ἀλλ' ὅδὲ πρὸς πίσος ἦ καὶ πρὸς ῥένον συγγραμμάτων ἥτοι τὴν συγγραφὴν, ἀλλ' ἱστορίας μόνον ζῆλον καὶ τὸν εἰς τὴν πίσος, ἥ δ' εἰς πόθον οὐδὲ γέννην, παροδοῦνται καὶ ἐπὶ τῶν γεγραμμένων, εἰς ἀγαθὰ εἰς κατὰ τὴν ἀνάγκην.“

Nähere bei Leo Allatius (De Georgiis) und Harles zu Fabricius, Bibl. Graec. VII. p. 770, vergl. XII. p. 52. Außerdem kann noch verglichen werden über Georgius Aegropolita: *Hanckius*, De script. rerr. Byz. P. I. Cap. 33. p. 542 seq. *Cave*, Hist. lit. SS. eccl. Vol. I. p. 312.

II. Georgios, Presbyter zu Alexandria, daher als Alexandrinus häufig, um Unterschiede von Andern dieses Namens, bezeichnet, nachher Bischof zu Laodicea, seit dem Jahre 332 p. Ch., war ein eifriger Anhänger des Arius und nahm auch an dem zu Ägypten 335, wie an dem 340 oder 341 zu Antiochia gehaltenen Concile thätigen Antheil, wie er denn durch Wort und Schrift die Lehre der Ariener zu verteidigen bemüht war. Später (um 361 — 362) in Palästina seines bischöflichen Amtes entsetzt, ward er von Cyrillus zwar wieder in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen, ward aber dann die Ursache, daß Cyrillus selbst zur Niederlegung seines Amtes durch Neocius und Eudorius genöthigt wurde²²⁾. Von der gelehrten Thätigkeit des Mannes gibt uns Augustin dasjenige, was er gegen die Blasphemien des Eusebius Aetius und des Eudorius von Antiochia schrieb, in einem noch bei Sozomenus²³⁾ erhaltenen, an die zu Ancyra versammelten Bischöfe gerichteten Briefe. Weiter wird von ihm erzählt eine Lebensgeschichte, oder wie es Sozrates²⁴⁾ nennt, ein Encomium, des Eusebius von Emesa, des eifrigen Vertheidigers der Ariianischen Lehre, mit welchem Georgius in einem nahen und sehr freundschaftlichen Verhältnisse gestanden. Ebenso wird von ihm eine Schrift gegen die Manichäer und ihre Lehre angeführt, deren Inhalt wir jedoch nicht näher kennen; s. das Nähere bei Photius, Bibl. Cod. LXXXV. Epiphanius. T. I. p. 638. Theodoret. De haeretic. fabb. I. 28; derselbe Theodoretus (Hist. eccl. II, 31) führt auch eine von ihm zu Antiochia 361 gehaltene Homilie an; auch von andern Reden und Briefen finden sich Spuren vor; s. im Allgemeinen über diesen Georgius: *Cave*, Hist. lit. SS. eccl. I. p. 208. *Jac. Gohlfred*. ad Philostorg. VIII, 17. p. 353. *Leo Allatius*. *Fabricius* und *Harles*, Bibl. Graec. IX. p. 293. XII. p. 3 seq. *Schröckh*, Kirchengesch. VI. S. 116.

III. Georgios Alexandrinus, war Bischof von Alexandria, wie Photius angibt, der übrigens über seine Person nichts Näheres anzugeben weiß²⁵⁾. Bei dieser Ungewissheit haben sich auch verschiedene Ansichten über die Lebenszeit dieses Bischofs, oder, wie ihn auch Einige bezeichnen, Erzbischofs von Alexandria geltend zu machen gesucht; die meisten Gelehrten folgen inzwischen der von A. Schottus²⁶⁾ aufgestellten Behauptung, wonach dieser

Georgius nach dem Tode des Johannes Eusebiosnarius, um das Jahr 620 p. Ch. den bischöflichen Stuhl zu Alexandria eingenommen hat; sein Lebende wurde dann um 650 oder auch einige Jahre später zu setzen sein. Dieser Georgius gilt als Verfasser einer Lebensgeschichte des Johannes Eusebiosstomus, von welcher bereits Photius einen Auszug mitgetheilt hat, während später auch das Ganze dieser Biographie aus Handschriften, die sich von denselben erhalten haben; bekannt geworden ist. Diefelbe berührt besonders die Ereignisse im Leben dieses Kirchenvaters von der Uebernahme des Patriarchats (398) zu Constantinepel bis zur Flucht aus dieser Stadt (403), und verknüpft damit noch das, was den Tod des Eusebiosstomus und dessen Reliquien, welche unter Theodosius dem Jüngern (438) nach Constantinepel zurückgeführt werden, sowie die dabei bewirkten Wunder betrifft; es ist aber das Ganze keineswegs eine selbständige Arbeit zu nennen, sondern es erscheint nur als eine, aus verschiedenen ältern christlichen Schriftstellern, namentlich aus Palladius, Sozrates u. A. gemachte Compilation, die auch dadurch nicht an Werth gewinnt, daß uns darin Irrthümer mancher Art entgegenreten, während gar manches Andere darin übergegangen scheint, wie dies schon Photius wahrgenommen hat, der am Schlusse seines Excerptes dieser Biographie die Bemerkung hinzufügt: ὁ δὲ συγγραφεὺς ὅλην γαλτικὴν παρρησιαν²⁷⁾ ἀλλ' οὐδὲν καλῶς τοὺς ἀνεγερσαστοὺς ἐκλογιστοὺς τὰ χρῆματα τὰ λοιπὰ παρορῶν. Auch mißfällt ihm nicht ganz der Styl und die Ausdrucksweise, in der er eine gewisse Einfachheit anerkennt; ἴσκι μόνον, so schreibt er am Anfange seines Excerptes, τὴν φράσιν ἀνέλκους καὶ ἐς πολλὴν γρηναίτητα κατηντημένους, μηδὲ τούτο δὲ τὸ παρὰ τοῖς γραμματικοῖς κατὰ χεῖρας, τὴν τῶν δοματίων καὶ οὐραίων σύνταξιν ἡρησιμένους. Wollte man übrigens auch von den Mängeln der Form bei einem Producte des 7. Jahrh. unserer Zeitrechnung absehen, so würden doch diese Mängel keineswegs durch den Inhalt selbst aufgewogen, der im Ganzen, wie wir schon bemerkt haben, nur Wiederholung dessen bringt, was wir bei den schon oben genannten, sowie einigen andern kirchlichen Schriftstellern finden, und damit selbst Irrthümer verbindet, die schon früher mehreren Gelehrten, unter denen wir nur Hienbell²⁸⁾ anführen wollen, gelegentlich zu Tadel und Berichtigung gegeben haben, ohne daß es dem Leo Allatius²⁹⁾ hätte gelingen können, den Georgius gegen derartige Angriffe und Urtheile, wie sie

T. VIII. p. 941. Vergl. auch Fabric. Bibl. Graec. XII. p. 16. ed. Harl.

27) Dies kann, auch von des Folgenden willen, ἀλλ' οὐδὲν καλῶς u. z. I. nur in dem von A. Schottus angegebenen Sinne genommen werden: praeter historiam idem tradere, in seften Photius sagen wollte, daß auch manche falsche und irrige Angaben seiner Erzählung sich brügemäßig finden, die übrigens Nichts schaden, wenn man das Nützliche bei der Lecture ausbeutet und vom Uebrigen absetzt. Hienbell richtig, gibt Lombertus (Comment. VIII. p. 272 seq. non p. 278. ed. Kollar, in dessen Rete p. 58) die Stelle wieder; non pauca videtur tradere obiter et praeter institutum suum.

28) In der Schrift De la primauté en église p. 1220 seq. 29) l. c. p. 318.

22) f. Sozomenus, Hist. eccl. IV. 24 und daraus Nicephorus IX, 46. 23) Hist. eccl. IV. 12 und daraus Nicephorus IX, 46. 24) f. Hist. eccl. I. 24; II. 9. Sozomenus IX, 6. Nicephorus IX, 5. 25) Bibl. Cod. 96: „Boris δὲ ἑσθὲν οὐκ ἔτα σαρπὶς ἐκ παρορῶσαι.“ 26) In den Ketten zu Photius f. weiter *Outlines*, Comm. de SS. eccl. T. I. p. 1596 seq. *Cave*, Hist. lit. SS. eccl. I. p. 577. G. J. Voss. De his. Graecae IV. 18. *Hanke*, De Byzantin. rerr. script. P. I. p. 194 seq. *Caville* in seiner Ausgabe der Opp. Chrysostomi

insbesondere die mannichfachen Wundererzählungen desselben betroffen haben, sicher zu stellen. Daher haben auch die Benedictiner (Montfaucon) diese Lebensgeschichte des Johannes Christophorus nicht in ihre Ausgabe der Werke dieses Kirchenvaters, in welche die Schrift des Palladius allerdings aufgenommen worden ist³⁰⁾, aufgenommen; wir finden den griechischen Text zuerst, nach zwei Handschriften, einer paläischen und einer dairischen, in der Ausgabe der Werke des Christophorus von Savile (Eten 1612: Fol. T. VII. p. 157 seq.; die lateinische Uebersetzung, welche Gottfried Zilman zu Paris 1557. Fol. erschienen ließ, ist daraus aus den lateinischen Ausgaben der Werke des Christophorus zu Paris 1581 und 1588, zu Antwerpen 1614. Fol. beigelegt worden. Handschriften dieser Biographien sollen sich zu Wien³¹⁾, hier in einer am Schlusse vom gedruckten Texte abweichenden Gestalt, und zu Venedig finden³²⁾).

Andere Schriften dieses Georgius, Bischofs von Alexandria, sind uns nicht bekannt, oder lassen sich doch wenigstens nicht mit einiger Sicherheit auf denselben zurückführen. Es gilt dies insbesondere von dem sogenannten Chronicon Paschale oder Alexandrinum, welches Kasimir Dubin³³⁾ diesem Georgius gleichfalls beilegen wollte, jedoch ohne irgend einen genügenden Grund. Denn diese Chronik, die ihren Namen (Paschale) davon erhalten hat, daß sie nach dem in verschiedenen Orten und Ländern gültigen Kanon des Osterfestes verfaßt ist, besteht aus mehreren Theilen, die auf verschiedene Verfasser zurückzuführen sind, ohne daß jedoch der erste, der bis 354 p. Ch., wie der zweite Theil, der bis 630 reicht, auch nur mit irgend einem bestimmten oder sicheren Grunde auf diesen Bischof Georg von Alexandria zurückgeführt werden könnte; der dritte Zusatz, der bis 1042 reicht, kann noch viel weniger hier in Betracht kommen; f. das Nähere bei Fabricius und Harles, Bibl. Graec. VII. p. 449 seq. und das dort Angeführte. Eine neue Ausgabe dieses zuerst von Math. Raber zu München 1615. 4., dann von G. Ducange zu Paris (1688. Fol. und Venedig 1729. Fol.) in der Sammlung der Byzantiner herausgegebenen Werkes lieferte, nach einer vatikanischen Handschrift, L. Dindorf zu Bonn 1832. 2 Voll.*).

IV. Georgios Amirata (ὁ Ἀμιράτης), ein gelehrter und gebildeter Grieche, der in der Begleitung des Kaisers Johannes Palaeologus sich befand, als dieser nach Italien zu dem Concil von Florenz, wegen Vereinigung der beiden Kirchen, sich begab; nach dem Falle Constantinopels aber nahm er die muslimanische Religion an. Ein von ihm an Vessario gerichteter Brief, in welchem er den Vessario *altheiōtate* kai

αἰσθασιότητι ἐν Χριστῷ πάντι καὶ δόξασι anredet, ist unlängst aus einer pariser Handschrift durch Boissade (Anecd. Graec. *V. p. 389 seq.) bekannt geworden; Georgius gibt darin eine Schilderung der Eroberung seiner Vaterstadt Trapezunt durch die Türken im Jahre 1461. Handschriftlich findet sich zu Paris vor: *γνήσιον τοῦ κληρικοῦ Γεωργίου τοῦ Ἀμιράτη, ἡν ὄψαμεν ἐν τῇ Πλωμαρτίᾳ ἐνόντων τοῦ βασιλέως καὶ τοῦ πατριάρχου*, worin die Lehre vom Ausgange des heiligen Geistes von Vater und Sohn festgehalten wird. Auch Allatius führt verschiedentlich Stellen einer auf diese Gegenstände, insbesondere die Verhandlungen zu Florenz, bezüglichen Schrift an. Auch ein auf Aristotelische Philosophie bezüglicher Aufsatz wird angeführt; f. die Nachweisungen bei Leo Allatius, Fabricius und Harles, Bibl. Graec. XII. p. 14.

Georgios, f. Gregorius Aneponymus, f. unten bei Georgios Pachymeres Nr. XXXVII.

V.*) Georgios Cedrenus, ein byzantinischer Geschichtsschreiber, dessen Lebenszeit sich nur nach dem Umfange des von ihm hinterlassenen Werkes bemessen läßt, dessen Persönlichkeit uns aber völlig unbekannt ist, da auch in dem von ihm hinterlassenen Werke nichts darauf Bezügliches vorkommt, andere Schriftsteller aber dieses Georgios Cedrenus nicht erwähnen. Daß er ein Geistlicher, oder wol auch ein Mönch gewesen, hat schon Zylander³⁴⁾ nicht ohne Grund vermutet; Ausdrucksweise wie Behandlungswiese, Sprache und Darstellung des von ihm hinterlassenen Werkes führt allerdings darauf; die mehrfach in die Erzählung eingesprochenen, auf religiöse Gegenstände, Ceremonien oder auf das Mönchswesen bezüglichen und selbst ziemlich ausführlich gehaltenen Erörterungen sprechen allerdings für diese Annahme, die auch von den Meisten in neuerer Zeit angenommen und, soweit wir wissen, von Niemandem widersprochen worden ist. Georgios, oder wie man ihn gewöhnlich nennt, Cedrenus, ist Verfasser einer Weltgeschichte (*σύντομος ιστορία*), welche mit Erschaffung der Welt beginnt und bis zu dem Jahre nach Chr. 1057 reicht, sodas der Verfasser, der doch jedenfalls nach diesem Jahre geschrieben hat, in die zweite Hälfte des 11. Jahrh. immerhin zu verlegen ist. Das Ganze ist aber kaum mehr als eine aus andern byzantinischen Geschichtsschreibern, welche denselben Stoff bereits behandelt hatten, gemachte Zusammenstellung, in der die Angaben dieser ältern Schriftsteller oftmals sogar wörtlich aufgenommen erscheinen. So ist der erste Theil aus Georgios Synecelus und Georgios Samaritulus, der darauf folgende Theil aus Theophanes, dem Fortsetzer des Georgios Synecelus, entnommen, ebenso das Folgende aus andern Quellen; Cedrenus selbst ist diesen auch wol geständig und

30) f. Tom. XIII dieser Ausgabe (Paris 1738. Fol.) zu Anhang. 31) f. Zamborius a. a. D. 32) Ein Codex Nolanus, den Paris zu Fabricius Bibl. Graec. VIII. p. 457. not. n. anführt; vgl. Vol. X. p. 210. not. a. und XII. p. 163. 33) Comment. de script. eccl. p. 1596 seq.

) Ueber Georgios, Byzantiner zu Alexandrien, f. unten d. Art. eines andern Mitarbeiters Georgios von Cappedocien S. 227. (React.)

*) „Georgios von Cappedocien f. d. Art. eines andern Mitarbeiters unten S. 227.“ (React.)

34) In der Praefatio seiner Ausgabe (p. XII. ed. Bonn.). Bergl. G. J. Voss. De hist. Graec. II. p. 351. ed. Westerm. Cave, Hist. lit. SS. eccl. II. p. 142. Oudin. Comm. de SS. eccl. II. p. 1130. Leo Allatius, Fabricius, Bibl. Graec. VII. p. 464 seq. XII. p. 23 seq. ed. Harles.

gegebenen Orthographie *Θεογεωμικὸς διδασκαλὸς* genannt wird, und somit Lehrer an einer Anstalt war, die unter dem genannten Kaiser ein Ende erreicht hat. Hiernach wird er auch wol zu Constantinopel gelebt und dort die Grammatik gelehrt haben; *Βεζάντιος γραμματικὸς* heißt er gleichfalls in der eben erwähnten Aufschrift; außerdem wird ihm auch in Handschriften das Prädikat eines Diakonen und eines Chortophylar beigelegt, sobald dieser Georgius immerhin auch einer angesehenen ansehnlichen Stellung sich erfreut zu haben scheint. Wir kennen ihn jetzt bios aus den verschiedenen, in der neuesten Zeit erst in größerm Umfange bekannt gewordenen Schriften, welche sich nach dem Vorgange älterer, berühmter Grammatiker über einzelne Theile dieses weiten Gebietes verbreiten und die Lehren der bemerkten Vorgänger weiter auszuführen versuchen. Von diesen sind uns zunächst einige kleinere Abhandlungen über einzelne grammatische Lehren erhalten: *Σχηματισμοὶ τῶν ἑμὶ καὶ ἐμὶ ῥημάτων* (über die Bildung und Flexion der beiden, nur durch den Accent verschiedenen Verben *εἶμι*, *ἐγὼ* bin, und *ἐμὶ*, *ἐγὼ* gehe); *πρὸς τοὺς ἐν πάσι τοῖς ῥήμασι κανόνες ὑποτίττας καὶ ὁμοιότητας*, d. i. gegen die, welche in allen Verben Regel und Analogie suchen; *περὶ τοῦ ἐγκλιναμένου γ*; *περὶ ἐγκλινομένων*; *περὶ τῶν αἰς τὸ ὀφθαλμικὸν ὀνομάτων*; diese fünf Aufsätze, die vielleicht ursprünglich einem größeren Werke grammatischen Inhalts angehörten, sind in das größere kritographische Werk: *Thesaurus Cornucopiae et Horti Adonidis Graece* (Venetis in domo Adh. Romani etc. 1496. fol. [nicht 1504, wie theilweise sich angegeben findet]), aufgenommen und hier zum ersten Male abgedruckt worden; der erste Anlauf über die beiden Verben *εἶμι* erscheint jetzt auch in Bekker's Anecd. (1821.) Vol. III. p. 1209 seq. Ebendasselbst II. p. 703. Einiges aus einer Schrift *περὶ προσημίων*. Von einem andern Aufsatze über die Aspiration (*περὶ πνευμάτων*) hat Baldener zum Ammonius (1739. 4. und 1822. 8.) Einiges abdrucken lassen p. 207 seq., ein Excerpt, wie es scheint, zu dem noch aus Handschriften Manches hinzugefügt werden könnte⁴³⁾).

Von den in Handschriften⁴⁴⁾ noch vorfindlichen Erklärungen des Chorbobosus zu der *τεχνή γραμματικῇ* des Dionysius Thrax hat J. Bekker (Anecd. III. p. 1180 seq.) Einiges herausgegeben, Andres hat Gramer bekannt gemacht: aus einer erforderl. Handschrift eine *Ὁρθογραφία Χοροβοσκῶν*, die als ein Auszug eines größeren Werkes sich darstellt, und eine Schrift *περὶ ποσότητος*, die in der Handschrift zwar nicht den Namen des Chorbobosus trägt, aber nach Gramer's Vermuthung ihm doch beigelegen ist; desgl. auch aus bodleianischen Handschriften andere Excerpte grammatischen Inhalts, insbesondere Scholien zu Theopodosis (f. Anecd. Graec. [Oxon. 1835 seq.] II. p. 167 seq. 283 seq. III. p. 385 seq. IV. p. 308, vergl. 273 seq. 411 seq.);

die letzteren hat nachher Gaisford, zugleich mit den Epimerismen zu den Psalmen, vollständig herausgegeben: *Chorbosoci Georgii dictata in Theodosii canones, nec non Epimerismi in Psalmos, e cod. manuss. ed. Thomas Gaisford.* (Oxon. 1842.) III Voll.

Außer diesen und jetzt bekannten Schriften wird Georgius Chorbobosus in einer Stelle des Stephanus von Byzanz (s. v. *Ταυλοδία*) und des Etymologic. magnum (s. v. *Ὀνομαστὶς*) angeführt *ἐν τῷ Ὀνομαστῶ* und damit vom Verfasser eines, an Umfang wol auch bedeutenden, kritischen Werkes gemacht, welches in ähnlicher Weise wie die unter demselben Titel bekannten Werke — man denke an des Julius Pollux *Onomasticon* — früherer Grammatiker angelegt war; wir glauben daher nicht, daß dieses *Ὀνομαστικὸν* oder *Λεξικὸν* ein *Ὀνοματικὸν*, d. h. ein Werk grammatischen Inhalts, in welchem die Lehre von den Nomina (*ὀνόματα*) verhandelt worden⁴⁵⁾, gewesen, und liegt nach unserm Ermessen wenigstens kein Grund vor, in dem vorliegenden Falle aus dem *Ὀνομαστικῶ* dieses Georgius ein *Ὀνοματικὸν*, wie Fabricius⁴⁶⁾ geneigt war, zu machen. Vielleicht erfahren wir darüber mit der Zeit noch Mehres, da immerhin in Handschriften noch Manches von den Schriften dieses Grammatikers, es sei vollständig oder im Excerpt, vorliegt. Dasselbe gilt auch von andern Schriften theologischen Inhalts, welche handschriftlich noch, wenn anders die mitgetheilten Angaben richtig sind, vorhanden sind; ferner eine Rede zum Lobe des heiligen Märtyrers Georgius⁴⁷⁾. Endlich besitzen wir unter dem Namen des Georgius Chorbobosus noch eine kleine Schrift *περὶ τῶνων*, welche über die Anwendung der Tropen, d. h. der bildlichen Ausdrücke in der Poesie, Verbsamkeit und Theologie, handelt, und durch J. Morell, welcher dem griechischen Texte auch eine lateinische Uebersetzung beigelegt hat, zu Paris 1615. 12. herausgegeben worden ist. Da jedoch an einer Stelle dieser Schrift (p. 30) Simeon Metaphrastes, wie man glaubt, angeführt wird, so könnte der Verfasser derselben nicht vor dem 10. Jahrh. nach Chr. gelebt haben, und würde dann von dem älteren Chorbobosus, dem die vorher aufgeführten Abhandlungen und Schriften zufallen, wol zu unterscheiden sein⁴⁸⁾. Indessen wird dabei nicht zu übersehen sein, daß die fragliche Stelle, welche in der genannten pariser Ausgabe lautet: „ὡς ὁ Μεταφραστὴς ἑαυτὸν διεικνύει ἐν τοῖς τῶν Ματθίου καὶ Ἀγλων αὐτοῦ Μεταφρασμοῖς“, in dem neuesten Abdrucke dieser Schrift, welche Walz im achten Bande der Rhetor. Graeci (p. 799 seq.) nach einer vatikanischen Handschrift gegeben hat, kürzer also gefaßt ist: „ὡς ὁ Μεταφραστὴς ἑαυτὸν διεικνύει ἐν ταῖς μεταφράσεσσι“ (p. 813), und so selbst der Verdacht eines nach und nach erweiterten Einschlebens vorliegt, welches der Annahme eines zweiten, jüngeren

44) Bekker über dreizehnte Rede Terz. (S. *Ἐραφισμὸς* der III. c. 66 f.).

45) Bibl. Graec. XII. p. 18. not. a. Auch Götting I. c. p. XIII a. XIV.

46) f. bei Fabricius I. c. p. 19. Vergl. auch Catalogue des Man. de l'Escurial p. 333. §. 375.

47) Bekk. bei Fabricius I. c. XII. p. 18. not. q. und p. 20. not. w. z.

43) f. bei Fabricius, Bibl. Graec. VI. p. 390. ed. Harles. 43) Bekk. bei Fabricius und Harles, Bibl. Graec. VI. p. 308. Preller I. c. p. 6 seq.

Phoroboscus keinen weiteren Raum gibt, sondern uns erlaubt, auch diese in mehreren Handschriften auf uns gekommene Abhandlung als das Werk desselben in seiner Zeit so gefürchteten Grammatikers zu betrachten, denn auch die andern bisher genannten Schriften und Aufsätze zu fallen, und den auch Walz in das 4. oder 5. Jahrh. verlegen zu können glaubt.

VII. und VIII. Georgios Choniata, ein gelehrter byzantinischer Arzt, dessen Zeitalter wir jedoch näher zu bestimmen außer Stande sind; er soll mehrere Medicinische aus dem Persischen ins Griechische übersetzt haben; denn es werden handschriftlich von ihm vorhanden in einer Handschrift des Klosters Escorial⁴⁵⁾ angeführt: *Αντίδοτοι ἐν Παλαιᾷ κοσμητικῇ αἰσῇ καὶ ἱατρικῇ διδασκαλίᾳ παρὰ τοῦ Χωνιάτη τοῦ Γεωργίου*; auch wird ihm weiter beigelegt eine andere, in derselben Handschrift, und eine andere, aber ohne Angabe des Verfassers befindliche Abhandlung über den Urin: *Ἐνύπνιος ἀπορριπτικῇ περὶ οὐρῶν ἱατρικῇ διδασκαλίᾳ ἐν τῇ Ιατρικῇ τέχνῃ τῶν Πατρῶν*, welche auch bei Ideler (*Physici et Medici Graecorum*. Vol. II. [Berolin. 1842.]) sich abgedruckt findet. Die Angabe⁴⁶⁾, welche ihn auch zum Verfasser von Schollen zu Johannes Damascenus macht, beruht in dessen wol auf einem Irrthume, indem die hier in Frage stehende Schrift, welche handschriftlich noch existirt: *Σχηματὰ καὶ οὐρίαι ἐν τῇ βίβλῳ Ἰωάννου τοῦ Λαμοσκηντοῦ*, einen auch nicht weiter bekannten Georgios Choniades zum Verfasser hat.

IX. Georgios Chrysococca (*Χρυσόκοκκος*), ein gelehrter Grieche, dessen Lebenszeit in die letzte Periode der Paläologen gegen die Mitte des 14. Jahrh. n. Chr. fällt. Von seinen Schriften ist bis jetzt durch den Druck noch Nichts bekannt geworden, aber Mehreres, was ihn als einen gelehrten Mathematiker darstellt, welcher Schriften mathematischen und astronomischen Inhalts aus dem Persischen ins Griechische übertrug und mit weiteren Erörterungen begleitet hat, wird als handschriftlich noch vorhanden angeführt⁴⁷⁾; auch wird ihm in diesen Handschriften das Prädikat *μαρτύρ*, ein Mal auch mit dem Zusätze *σοφωτάτος* beigelegt, wovon er also auch in der Medicin bewandert gewesen sein muß. Vor Allem wird angeführt eine *Ἑξηγησις ἐν τῇ ἀντίκρῃ τῶν Περσῶν ἐν κεφαλαῖς μὲν αὐτῶν Ἀστρονομικῶς διαγινώσκουσιν καὶ γεωγραφικῶς πλῆναι*, gerichtet, wie wir aus einer Wiener Handschrift erkennen, an seinen Bruder Johannes, und mit Zeichnungen und Karten begleitet; daraus scheint das entnommen, was Jom. Boulliaubus (Boulliaubus) in seiner *Astronomia philolaica* etc. (Paris. 1645. fol.) und daraus Fußben im dritten Bande der *Geographi Graeci* minn. durch den Druck

veröffentlicht haben; ob die aus einer andern Handschrift angeführten *Ἀστρονομικὰ* davon verschieden sind, oder dasselbe Werk bezeichnen, vermögen wir um so weniger anzugeben, als außer dem genannten Werke noch andere Schriften angeführt werden: *περὶ τῆς εὐφροσύνης τῆς ἡμετέρας τῆς ἀληθῆς ἀνέγχεαι ἔλκον καὶ ἀλγῆρας*, *σημῆν ἰσοδύναμις ἐν τῷ ἰσοδυναμῶν ἱερατικῶν*, sowie eine andere über den Bau des Astrolabium; die ihm beigelegte Uebersetzung eines astronomischen Systems aus dem Persischen ins Griechische, sowie anderes darauf Bezügliches⁴⁸⁾ wird sich wol auf die oben genannte *Ἑξηγησις* oder Erklärung des persischen Systems der Astronomie zurückführen lassen. Endlich findet sich, nach der Angabe des Leo Allatius⁴⁹⁾, in der vatikanischen Bibliothek, und zwar aus der alten päpstlichen Sammlung, ein von der Hand dieses Georgios Chrysococca, wie die Unterschrift bezeugt, im J. 1336 geschriebener Codex der *Dyophysis*. Was aber weiter Leo Allatius aus einer Handschrift unter dem Namen dieses Georgios mitgetheilt hat, die Erzählung der Ermordung des türkischen Sultans Amurat, kann, da das Ereigniß selbst um 1389 sich zutrug, schwerlich auf diesen gelehrten Astronomiker und Mathematiker zurückgeführt werden, zumal auch keine weitere Spur vorhanden ist, daß derselbe auch mit Abfassung von geschichtlichen Werken sich befaßt habe.

X. Georgios Chumnuus, ein byzantinischer Gelehrter, aus der Stadt Ghanbae auf der Insel Creta, wird als Verfasser einer verficirten Geschichte des alten Testaments, von der Schöpfung an bis auf David's und Salomo's Regierung, genannt, welche in Handschriften noch vorhanden ist, ohne daß jedoch etwas Näheres daraus bis jetzt bekannt geworden wäre; s. *Lambecii Comment.* V. p. 259 oder p. 543 seq. ed. *Kollar*. Leo Allatius, Fabricius und Harles in der *Bibl. Graec.* VII. p. 472 und XII. p. 43 seq.

XI. Georgios Codinus, ein Gelehrter aus der letzten Periode des byzantinischen Reichs, dessen Gall er noch überlebt haben muß, da er am Schluß der chronologischen Uebersicht, die er von dem byzantinischen Kaiser, von Constantin dem Großen an, und hinterlassen hat, der Eroberung von Constantinopel im Jahre 1453 gedenkt. Nähere Nachrichten über die Person des Mannes fehlen uns; der Beiname *Enropalates* scheint ihm nicht wol wegen einer von ihm etwa bekleideten Würde, sondern wegen der von ihm hinterlassenen Schrift über die Hof- und Kirchenämter des byzantinischen Reichs ertheilt worden zu sein. Diese Schrift, welche den Titel führt: *περὶ τῶν ὁργανισμῶν τοῦ παλαιῶν Κωνσταντινουπόλεως βουλίων καὶ τῶν ὁργανισμῶν τῆς μεγάλῃς ἐκκλησίας*, gibt eine Uebersicht der am Hofe zu Constantinopel bis zu dem Untergange des Reichs bestanden Ämter und Würden, sowie der höheren kirchlichen Ämter und Würden, sammt den das ganze Ceremoniell betreffenden Angaben, und gewinnt dadurch

45) f. Catalogue des Mss. de l'Escorial p. 129. 46) f. bei *Harles* zu *Fabricius* I. c. XII. p. 49. not. 3y. und vergl. auch p. 41 und IX. p. 743, sowie XII. p. 34. not. a. 50) f. bei *Waller* bei *Attianus* (p. 359). *Fabricius* und *Harles*. *Bibl. Graec.* XII. p. 54 seq. vergl. IV. p. 153. *Lambertii Comment.* de *bibl. Caesar.* p. 514 seq. 516 seq. 521 seq. 553 seq. 557.

51) f. Catalogue des Mss. de l'Escorial p. 58, vergl. 345. 348. 592. *Harles* in *Fabric.* *Bibl. Graec.* XII. p. 55. 59) I. c. und bei *Fabricius* XII. p. 55 seq.

für unsere Kenntnisse der Zustände des byzantinischen Reichs, durch die Uebersicht, welche sie von dem ganzen Hof- und Staatswesen bietet, einen gewissen Werth, so wenig anziehend sonst auch Styl und Darstellungsweise des Werkes zu nennen sind. Nachdem Hr. Junius unter einem angenommenen Namen ex bibliotheca Julii Pacii zu Lyon 1588. 8. zuerst in einer noch ziemlich mangelhaften Gestalt diese Schrift bekannt gemacht und darauf 1596. 8. (ex officina Commeliana) zu Heidelberg unter seinem Namen einen zweiten Abdruck derselben, dem ebenfalls die lateinische Uebersetzung und Anmerkungen beigegeben, in dem aber auch einige Zuden der ersten Ausgabe ergänzt waren, veranstaltet hatte, lieferte Jac. Gresser eine neue, mit einer lateinischen Uebersetzung und mit einem umfassenden sachlichen Commentare ausgestattete, bessere Ausgabe zu Paris 1625. Fol. (s. auch Gresseri Opera T. XV.), die dann auch in die für die Sammlung der Byzantiner von Jac. Gossar (Paris 1648. Fol. und Benedic 1729. Fol.) veranstaltete Ausgabe, die manche neue Verbesserungen und Zusätze enthält, überging; das Ganze ist daraus wieder aufgenommen in die bonner Ausgabe der Byzantiner (1839. 8. ex recognitione *Immanuelis Bekkers*), die auch einige Textesberichtigungen enthält.

Eine zweite Schrift des Codinus sind die *Harpeksolai* *ix* της βιβλίου του χρονικού περί των πατριαρχών της Κωνσταντινουπόλεως. Diese Schrift kann kaum für eine selbständige Arbeit gelten, sondern ist eine Art von Auszug aus dem Werke des Pseudo-Stephanus, meist mit denselben Worten und mit einigen andern Zusätzen aus den Annalen des Olypias, dem Chronicon Alexandrinum u. a. begleitet; sie verbreitet sich über die Gründung der Stadt Constantinopel und ward zuerst durch Georg Doula mit einer lateinischen Uebersetzung bekannt gemacht zu Heidelberg 1596. 8. (apud Hieron. Commelium), dann mit den Notizen des J. Reurfus zu Genf 1607. 8. Eine mit mehreren andern dazu gehörigen oder sich daran reichenden Aufsatzen vermehrte und im Texte mehrfach berichtigte, mit lateinischer Uebersetzung und Anmerkungen begleitete Ausgabe lieferte aber dann Peter Lambecius zu Paris 1655. Fol., die zu Benedic 1729. Fol. wieder abgedruckt ward und jetzt wieder einen erneuerten Abdruck nebst einigen Textesverbesserungen in der bonner Sammlung (1842. 8. ex recognitione *Immanuelis Bekkers*) erhalten hat. Hier folgt auf die erwähnten Excerpts, welche von der Gründungsgeschichte Constantinopels handeln, ein kurzer Abschnitt: περί της σχηματισμογραφίας της Κωνσταντινουπόλεως, d. i. über die Lage und den Umfang der Stadt Constantinopel; dann ein weit umfassenderer περί αγάλματων, στήλων και σταυρών της Κωνσταντινουπόλεως, worin von den in dieser Stadt befindlichen Kunstwerken, insbesondere Statuen u. dgl., sowie von andern derartigen Werthwärtigkeiten dieser Stadt berichtet wird. Auch diese Schrift, von der Einiges bereits früher, Einiges von Doula wie auch durch Gresser in seinem Commentare zu Codinus (Lib. III. Cap. 19) bekannt geworden war, erscheint rein als ein aus andern Schriftstellern gemachtes Excerpt,

indem, wie schon Lambecius bemerkte, der Theil, der von den Statuen heidnischer Zeit und Kunst handelt, aus den Schriften des Pheurnus und Johannes Lydos, das Uebrige aber, insbesondere das, was von andern schätzenswerthen Werthwärtigkeiten der Stadt angegeben wird, fast wörtlich aus den Collectanen eines andern nicht bekannten Schriftstellers, welche den Titel führen: παραστάσεις στήνων χαλκων, und von Lambecius⁵³⁾, sowie später in berichtigter Gestalt auch von Hr. Comberius⁵⁴⁾ veröffentlicht worden sind, entnommen sind. Daran reiht sich ein Aufsatz, der von Tempeln, Klöstern und andern Gebäuden der Stadt handelt, unter der Aufschrift: περί κτισμάτων της Κωνσταντινουπόλεως, sowie ein anderer, schon bei Doula abgedruckter, über den Bau der Sophienkirche: περί της οικοδομής του ναού της αγίας Σοφίας⁵⁵⁾. Den Schluss macht die chronologische Uebersicht der byzantinischen Kaiser bis zum Untergange des Reichs, unter der Aufschrift: περί των από κτίσεως κόσμου των μέχρι της βασιλείας του μεγάλου Κωνσταντίνου και περί των βασιλευσάντων εν αυτή τη βασιλεία των πόλεων μέχρι και αυτής της παρά των Άγαθών ταύτης αλώσεως. Endlich wird noch eine griechische Uebersetzung der Briefe Gregor's I. diesem Codinus beigelegt, welche mit dem lateinischen Texte G. Morellus zu Paris 1595. 8. herausgab und welche ebenfalls latinisch und griechisch in des From. Ducius Auctar. bibl. patr. (Paris. 1624. T. XII.) fig. abgedruckt findet. Aus dieser Uebersicht der Schriften des Codinus ergibt sich, daß, wenn dieselben auch keinen Anspruch auf selbständige Arbeiten machen können, sie doch durch so manche darin uns aufbehaltenen Nachrichten, geschichtlicher wie geographischer, insbesondere auch künstlerischer Art, werthvoll sind, so wenig sie auch sonst durch Form und Darstellung sich empfehlen. Im Uebrigen s. *Mart. Hanke*, De Byzant. rrr. scriptis. II, 10. *G. J. Voss*, De hist. Graec. III. p. 442 seq. ed. *Westerm.* *Fabricii* Bibl. Graec. VII. p. 795 seq. XII. p. 57 seq. ed. *Harles*.

XII. Georgios Cartesius⁵⁶⁾ (*Κορτίαν*), auch mit dem Beinamen Scholaris, wird als Verfasser von grammatischen Abhandlungen, die noch handschriftlich in verschiedenen Bibliotheken vorliegen, aber noch nicht gedruckt sind, genannt: περί στοιχείων της γραμματικής, προσιωτών και των διωτών του λόγου μυστών, ήτοι εις Γραμματικήν πρώτην ελεγασμένη. Ebenso werden auch Briefe desselben genannt, welche die Vermuthung hervorruft, daß dieser Georgios von dem unter dem später angenommenen Namen Gennadius so berühmten gewordenen Georgios Scholaris nicht verschieden sei; s. oben unter Gennadius, und vergl. *Leo Allatius*

53) In den Anmerkungen seiner Ausgabe pag. 85—105.
54) Hinter Allatius de Simeonibus. (Paris. 1664. 4.)
55) In einer Handschrift (s. bei Fabricius, Bibl. Graec. XII. p. 58) lautet der Titel: περί κτισμάτων και της αγίας Σοφίας. Dber ist hier an eine andere Schrift zu denken! Wir zweifeln.

56) „Georgios I. u. II., Patriarchen von Constantinopel, und Georgios, vort. Metropolit von Cyprus, s. unten d. Art. eines andern Mitarbeiters G. 230 fg.“

p. 396. 400; *Fabrieius und Harles*, *Bibl. Graec.* VI. p. 342 seq.

XIII. Georgios Cyprius. Unter diesem Namen erscheint einer der Bischöfe, welche auf der unter Constantinus Copronymus im J. 754 zu Constantinopel versammelten Synode, als Gegner der Bilderkürmer und Vertheidiger der Anbetung der Bilder, welche diese Synode untersagte, verdammt und ins Exil geschickt wurden; dasselbe Loos traf den Patriarchen Germanus und den Johannes Damascenus. Wahrscheinlich war Georgios Bischof auf der Insel Cypern⁵³⁾; von andern Handlungen oder Schriften desselben ist nichts Näheres bekannt; s. das Nähere bei *Leo Allatus* und *Fabrieius*, *Bibl. Graec.* XII. p. 14—16. ed. *Harl.*

XIV. Ungleich bedeutender und berühmter ist ein anderer, in weit spätere Zeiten fallender Georgios (Gregorius) Cyprius, ebenso wol als Gelehrter und Christkämpfer, wie durch seine Theilnahme an den politischen kirchlichen Streitigkeiten des 13. Jahrh. Ueber sein Leben hat er selbst eine Schilderung hinterlassen (*λόγος τὰ κατὰ τὰς τὸν γεγραμμένων*), welche in einer Handschrift, die verschiedene Schriften, Reden u. dgl., insbesondere Briefe desselben enthält, diesen voransetzt; aus dieser von Lepden nach Venedig, Verkauft der Herausgabe der byzantinischen Schriftsteller, gefandenen Handschrift ist sie durch den gelehrten Dr. Rubis⁵⁴⁾ herausgegeben worden. Hiernach war Georgios von vermöglichen Aeltern auf der damals den Lateinern unterworfenen Insel Cypern geboren und erzogen, auch nach andern Orten, seiner Bildung halber, namentlich in der lateinischen Sprache, entsendet, ohne daß er jedoch darin besondere Fortschritte gemacht hätte. So, als ein junger Mensch von 15 Jahren, andern Bestrebungen, namentlich auch der Jagd, zugewendet, ward er doch alsbald von der Liebe zur Wissenschaft in einer solchen Weise ergriffen, daß er ohne Wissen seiner Angehörigen ein Schiff bestieg und nach Ephesus übersetzte, wo er den Nicophorus Nemiades zu finden hoffte. Geführt in seinen Erwartungen, ritt er nach Nicia, ohne auch hier seine Befriedigung zu finden, indem weder philosophische noch andere Studien, außer Grammatik und Poesie, hier getrieben wurden. Dieser Umstand führte ihn nach Constantinopel, welches inzwischen durch Michael Palaeologus (1262) wiedergewonnen worden war; hier ward er der eifrige Schüler des Georgius Acropolita sieben Jahre hindurch, wohnte dessen Vorlesungen über Aristoteles, Euklid u. A. bei und beschäftigte sich ebenso eifrig

mit rhetorischen wie mit philosophischen Studien. In beiden Gebieten scheint er sich ausgezeichnet und ebenso sehr durch seine Kenntniß der altgriechischen Philosophie, in der er mit Aristoteles und Platon zusammengestellt ward, wie durch seine gewandte Darstellung und Schreibweise die Blicke auf sich gezogen zu haben. Unter dem Kaiser Manuel Palaeologus stand er auf Seiten derer, welche die Vereinigung der griechischen mit der abendländischen Kirche, die der Kaiser so angetrieben betrieb, wünschten und dieselbe zu befördern suchten, wie sich dies wol auch aus seinen Jugend- und Heirathsverhältnissen hinreichend erklären läßt; er stand auf Seiten des Patriarchen Johannes Beccus zu Constantinopel, der diese Angelegenheit insbesondere eifrig betrieb. Aber mit dem Tode des Kaisers (1282) änderten sich diese Verhältnisse, indem der Nachfolger Andronicus sich alsbald gegen die Vereinigung mit der lateinischen Kirche erklärte und den seiner Stelle entsetzten Patriarchen Beccus nach Bithynien ins Exil schickte. Jetzt änderte auch Georgios seine Ansichten; er schloß sich, wie es scheint, an den neuen Patriarchen Iosephus, der ihn auch zum Lector geweiht haben soll, an, und trat in einer an seinen Freund Demetrius gerichteten Schrift gegen Beccus auf⁵⁵⁾, der es an einer Erwiderung nicht fehlen ließ⁵⁶⁾, worin er sich vertheidigte und die Berufungen des Georgios auf die Auctorität der Kirchenväter, des Cyrillus, Basilus u. A. zu widerlegen suchte. Ob wirklich veränderte Ueberzeugung oder persönliche Rücksichten und das Streben, dem neuen Kaiser sich zu empfehlen, dabei im Spiele war, vermögen wir nicht zu bestimmen. Auffallend bleibt es immer, daß, als Iosephus, der Patriarch, nach kurzer Amtsdauer von zwei Monaten im J. 1283 gestorben war, der Kaiser an dessen Stelle den Georgios Cyprius auf den Patriarchensstuhl erhob. Um dies möglich zu machen, trat Georgios in den Mönchsstand und nahm hier, der Sitte gemäß, den Namen Gregorius an⁵⁷⁾. Ohne Zweifel hatte auf diese Erhebung zur höchsten Stelle in der byzantinischen Kirche die Einseitigkeit des Georgios, in Bezug auf die Union, nicht minder, wie seine gelehrte, umfassende Bildung und die Gabe der Darstellung, einen entschiedenen Einfluß ausgeübt. Von nun an war das Wirken des Georgios insbesondere der griechischen Kirche zugewendet, und von ihm, im Sinne seines Kaisers, Alles ausgeht, die eingeladene Union wieder rückgängig zu machen und zu lösen. An der zu Constantinopel versammelten Synode, auf welcher besonders die bei diesen Unionversuchen so vielfach besprochene Frage über den Ausgang des heiligen Geistes von dem Sohne verhandelt ward, nahm er mit vielen Bischöfen thätigen Antheil, ward aber in heftige Streitigkeiten mit dem zu

53) Bei Cedraeus, *Histor. Comp.* p. 464 (Tom. II. p. 11. Bekk.) heißt es: „— ἀναβησάμενος τὸν ἀντικατὸν Ἰωάννην καὶ Γεωργίου τὸν Κόνεον καὶ Ἰωάννην τὸν ἀπακτοῦρον, ἑκάστου ἀπὸ τῶν καὶ ἀλλοτρίων διδασκάλων.“ 57)

Georgii seu Gregorii Cyprii patriarchae Constantinopolitani Vita, quae ex cod. Lugduno-Bataviano nunc primum Graece in lucem prodit, cum Latina interpretatione et nota. Accedunt disputationes duae historicae et dogmaticae, cum bibliopoliis ejusdem Cyprii ad amicum et Moschamperio Ekecherphylacem ad ipsum, nunc primum editis, quibus Byzantini Georgii Pachymeria historia illustratur, auctore Fr. Jo. Fr. Bernardo M. de Rubis, ord. praedicatorum. (Venetii 1753. 4.)

58) Diese Schrift: *λόγος ἀντιρρήτωνος τῶν τοῦ Βένου πατριάρχου δογματῶν*, ist in mehreren Handschriften vorhanden, aber durch den Druck noch nicht bekannt geworden; s. die Nachweisungen bei *Fabrieius und Harles*, *Bibl. Graec.* XII. p. 61. 59) Abgedruckt bei *Leo Allatus*, *Græc. orthodox.* Tom. II. p. 352. 60) Dies hat Dr. Rubis in den Notizen zu des Georgios Selbstbiographie nachgewiesen.

diesem Concile aus dem Exile berufenen Johannes Becus verwickelt. Gegen diesen schrieb er, aus Auftrag des Kaisers, eine Erklärung des Glaubensbekenntnisses über diesen Punkt, welche in der Kirche verteilt und vom Kaiser wie von den Anwesenden gebilligt ward. Aber Becus ließ sich dadurch nicht einschüchtern, sondern trat gegen diese Schrift des Georgius aus Neure auf, wobei er auso Hestigkeit den Georgius angriff und dessen Auffassungsweise für eine neue Häresie erklärte⁶¹⁾, auch mehrfach Zustimmung und Beifall einleitete. Diese Bewürfnisse und Streitigkeiten verleiteten dem Georgius sein Amt; er entschloß sich, dasselbe niederzulegen, wenn er anders vom Kaiser und Klerus das Zeugniß der Theodorie erhalten könne; aus einem noch vorhandenen und in der Schrift des De Rubcis zurst (p. 120 seq.) gedruckten, an einen Freund gerichteten Briefe erleben wir deutlich diesen durch Kummer und Verdrießlichkeiten jeder Art in ihm sehr gewordenen Entschluß. Nach langen Verhandlungen mit den Bischöfen fanden diese sich auch zur Ausstellung eines solchen Zeugnißes bereit, unter der Bedingung des von Georgius zu stellenden Verpfändens der Niederlegung seiner Würde⁶²⁾. Georgius Moschamper⁶³⁾ ward beauftragt, dies dem Georgius in einem Schreiben zu eröffnen, welches gleichfalls noch vorhanden und bei De Rubcis (p. 123) abgedruckt ist. Alsobald legte Georgius sein Amt nieder und gab darüber eine Erklärung (*Ἱσαγρηγία*) ab, die handschriftlich ebenfalls noch in der oben erwähnten leydener Handschrift, sowie bei Pachomeres (in *Andronic. Hist.* II, 9), der uns ausführlicher über diese Verhältnisse überhaupt (I. c. Cap. 6—10) berichtet hat, vorhanden ist; es fällt dies in das Jahr 1289. Athanasius ward zum Patriarchen erhoben, Georgius zog sich in ein Kloster zurück und überlebte, von Kummer und Gram gedrückt, wie von körperlichen Leiden, kaum ein Jahr den Rücktritt von seiner hohen Stellung.

Die Schriften des Mannes schlagen in verschiedene Gebiete ein und sind uns bis jetzt nur einem geringen Theile nach durch den Druck bekannt geworden, indem das Meiste noch handschriftlich vorliegt; seinem Inhalte nach dürfte die Mehrzahl dieser Schriften in das Gebiet der kirchlichen Literatur fallen und zu einem großen Theile auf die damaligen Verhältnisse der Kirche, die ewaltenden Streitigkeiten u. dgl. sich beziehen, für deren genauere Kenntniß sie allerdings von Wichtigkeit sind. Im Druck erschienen ist die auf Veranlassung des Kaisers abgefaßte Schrift gegen Becus zur Erläuterung der Glaubenslehre über den Ausgang des heiligen Geistes: *Ἐκφρασις τοῦ τόμου τῆς πίστεως κατὰ τοῦ Ρωμανῶ; bei Banduri Antiquit. Constantinopol. T. II. p. 942 seq.*, in einer leydener Handschrift aus überliefert: *τόμος περὶ ἀσέβειας*, in einer andern wiener: *δ τόμος τῆς ἀγίας Συνόδου ἔχει ἀπὸ τῆς ἀποδοξίας*; daran schließt

sich p. 949 seq.: *Ὁμολογία γεγονυῖα, ὅπως ἡ πίστις αὐτῶν γέγονε κατ' αὐτὸν παρὰ τῶν ἐκκλησιῶν καὶ τῶν ἀρχιεπίων διὰ τὸ γράμμα τοῦ ἔξ' Ἐβραίων, μᾶλλον δ' Ἰουδα Μόρχου*, und p. 952 seq.: *Ἀπολογία πρὸς τὴν κατὰ τοῦ τόμου μὲνιν λογιζομένη*; p. 961: *Πατριῶν*, ein Brief an den Kaiser Andronicus, in Betreff der von Marcus und von Johannes Philas, dem Metropolit von Ephesus, gegen ihn gemachten Anschuldigungen. Als ein rhetorisches Lobgedicht erscheint die Rede auf das Meer: *Ἐγκύκλιος εἰς τὴν θάλασσαν ἔχουσαν εἰς τὴν τοῦ καθέλου τοῦ ἰσθμοῦ πρὸς*, worin im Allgemeinen von der Natur des Meeres und den Eigenschaften desselben gehandelt, oder vielmehr eine in rhetorischer Weise gehaltene Darstellung derselben gegeben wird; es findet sich diese Rede abgedruckt hinter Aristoteles' *De mundo* in der zu Leyden 1591 erschienenen Ausgabe des Bonaventura Vulcanius; andere Ausgaben lieferten J. Morel zu Paris 1597 und J. Schotanus zu Frankfurt 1697. Ein Stück einer andern Rede, eines Encomium auf seinen Lehrer Georgius Aepopolita, hat Theod. Doufa in seiner Ausgabe der Chronik des letzteren (Leiden 1613.) mitgetheilt; zwei andere Reden auf die Kaiser Michael und Andronicus: *Ἐγκύκλιος εἰς Μιχαὴλ τὸν Παλαιολόγου καὶ τὸν Κωνσταντῖνον* und *Ἐγκύκλιος εἰς τὸν αυτοκράτορα Ἀνδρόνικον τὸν Παλαιολόγου*, hat unlängst Boissonade bekannt gemacht Anecd. Graec. I. p. 313 seq. (Paris. 1829.). In beiden Reden hat der Verfasser Alles aufgetragen, um durch glanzvolle Schilderungen und Beschreibungen ein wahres Meisterstück dieser panegyrischen Art der Werthamkeit, welche zu Constantinopel in diesen späteren Jahrhunderten so sehr gepflegt wurde, zu liefern. Uebrigens scheint Georgius auf diesem Gebiete sich besonders hervorgethan und nach dem Urtheile der Zeitgenossen ausgezeichnet geleistet zu haben, wiewol nur Weniges davon uns bis jetzt durch den Druck bekannt geworden ist. Die Rede auf den heiligen Märtyrer Georgius, welche in den Act. Sanct. (23. April) T. III. im Append. p. XXV seq. abgedruckt ist, kommt zwar den beiden zuletzt genannten Reden nicht gleich, verdient aber darum nicht minder Beachtung; andere Reden auf andere Heilige und Märtyrer, wie Euthymius, Dionysius Aepopolita u. s. w., sind zwar in Handschriften vorhanden, aber noch nicht durch den Druck bekannt geworden⁶⁴⁾. Die von Boissonade (I. c. II. p. 269 seq.) veröffentlichte *ἔκφρασις Ἱσχυροφύλου τοῦ Κωνσταντίνου* verbreitet sich in einer rhetorischen Ausführung über den Satz des Sokrates, der dem *λόγος* die Herrschaft und die Leitung der *ψυχῇ* zuweist; der Aufsatz findet sich in einer pariser Handschrift mitten unter andern Schriften dieses Georgius, zwar ohne ausdrückliche Angabe des Verfassers, der dagegen in einer leydener Handschrift davor steht, sodas in der Autorschaft des Georgius nicht gewweifelt werden kann. Von sonstigen, in das Gebiet der Philosophie einschlägigen

61) f. bei Leo Allatius, *Græc. orthodox.* Tom. II. p. 215 seq.

62) f. bei Lambecius, *Comment.* VII. p. 1089 seq. *Oudin.* *Comment.* III. p. 361.

63) Ueber diesen f. Leo Allatius, *Gabricius* und *Parles* in der *Bibl. Græc.* XII. p. 46 seq.

64) Vergl. bei *Fabricius* VIII. p. 60. 62. bei *Oudinus* III. p. 359. 362. Die englische Rede auf Konstantinopel erscheint nur als ein Excerpt aus den oben angegebenen Fronten auf die beiden Kaiser.

oder doch ihr sich annähernden Schriften ist ebenfalls noch Nichts bekannt geworden, und doch scheint auch von dieser Seite aus Georgius, als ein mit den Schriften des Platon und Aristoteles vertrauter und in Sinn und Geist der alten Philosophie eingerundeter Gelehrter, gleiches Ansehen bei den Zeitgenossen gehabt zu haben. Epiphaem schreibt in diesem Sinne von ihm: „σοφός τις ἀνὴρ Γεργίου Κωνσταντίνου, λόγων σοφῶν μάλα, Μουσῶν ἰσχυρὸν.“ Nicht anders drückt sich Nicophorus Chummas über ihn in einer noch ungedruckten Rede aus, in welcher, nach einer Mittheilung von Boissonade (l. c. I. p. 313. not.), die folgenden Worte vorkommen: „καθηγούμενος ἐμοὶ καὶ παιδιῶν καὶ μυστηρίων ἐπὶ ἡρώδῃ καὶ διδάσκαλος μέχρι πατρὸς τοῦ κατ' αὐτὸν πλὴν (εἶδε δ' ἦν καί μοι καὶ διὰ πλὴν πατρὸς καὶ ἡρώδου ἂν αὐτῶν αἰεὶ παῖς ἐμὸν καὶ μαθητὴς) ὁ πολὺς ἐκείνος τὴν σοφίαν, πάλαι καὶ τοὺς λόγους, τὸ μέγα θαῦμα τοῦ κατ' ἡμῶς πλὴν ὁ πᾶν Γεργίου, ὃν πατὴρ μὲν ἤμενος κίνητος, αὐτ' ἦν τῆς οὐκαμίνης ἀνάσης χειροτονηθεὶς ἀρχιερεὺς καὶ διδάσκαλος.“

Wieder bedeutend erscheint das, was von einer Sammlung von Sprüchwörtern uns zugekommen und in der Ausgabe der Sprüchwörter des Michael Apostoliu zu Leoben 1619. 4. von Peter Pontianus p. 273 seq. zuerst abgedruckt worden ist; daraus auch in dem Corpus Pseudoepigraph. von Keutisch und Schneidewin (Götting. 1839.) T. I. p. 349 seq., vergl. p. XXXVI. Es sind etwas mehr als 300 Sprüchwörter, die uns übrigens fast sämmtlich auch anderswo bekannt sind und in den kurzen beigefügten Erklärungen wenig Neues bringen. Dasselbe mag von den einzelnen, zu Köln 1536 bekannt gewordenen Sprüchen des Georgius Cyprianus gelten.

Ungleich größere Bedeutung, ebenso wol in Bezug auf ihren Inhalt, wie in Beziehung auf die Form, können die zahlreichen, leider noch nicht veröffentlichten, aber in verschiedenen Handschriften in bald größerer, bald geringerer Zahl befindlichen Briefe ansprechen. Sie werfen auf die Person des Mannes, wie auf die ganze Zeitgeschichte, in welche Georgius vielfach verflochten war, namentlich auf die kirchlichen Verhandlungen und Streitigkeiten, ein besonderes Licht, und werden dabei auch von Seiten der kunstvollen, freilich auch oft gefuchten, Darstellungsweise gerühmt, wie sie von einem mit den Schriften der classischen Schriftsteller des alten Hellas so vertrauten und durch diese gebildeten Mann auch allerdings erwartet werden kann; so mögen diese Briefe unter den Prosaen ähnlichen Inhalts aus dem weiten Gebiete der byzantinischen Literatur jedenfalls eine namhafte Stelle einnehmen und verdienen durch den Druck bekannt zu werden, da sie, wie wir aus den von De Rubéis **) und Lambecius **) mitgetheilten Verzeichnissen der Personen, an welche sie gerichtet sind, ersehen, an die namhaftesten Männer jener Zeit gerichtet sind. Ihre Zahl wird von De Rubéis auf 215 angegeben, welche

in jener lezten Handschrift, auf der Rubris das Leben des Georgius entnahm, sich finden. In einer andern Handschrift befinden sich 191, von welchen die Mehrzahl noch in die Zeit vor seine Erhebung auf den Patriarchenstuhl fällt. Aber die Angabe von 597 Briefen, die in einer Handschrift des Escorial sich finden sollen, scheint auf einem Irrthume zu beruhen *). Auch eine Sammlung von Fabeln wird aus mehreren Handschriften erwähnt **), Näheres darüber ist aber bis jetzt noch nicht bekannt geworden. Im Allgemeinen können über die Schriften des Georgius von Cyprien verglichen werden die Nachweisungen bei Oudinus, Comment. de script. eccles. T. III. p. 556 seq., bei Leo Allatius l. c., sowie auch in dem Briefe De Simeonum scriptis p. 264 seq. und bei Fabricius, Bibl. Graec. VIII. p. 57 seq. XII. p. 127 seq. ed. Harles mit den Zusätzen des Letztern.

XV. Ueber einen andern Georgios aus Cyprien, der von dem hier genannten wohl zu unterscheiden ist, s. unter Georgios Lapiha Nr. XXVII.

XVI. Georgios Chodorosus aus dem Titel Diaconus. Daß Georgius Chodorosus auch den Titel Diaconus führt und damit bezeichnet wird, ist schon oben bemerkt worden; es kommt aber außerdem noch ein anderer Georgios Diaconus Metochita vor, ein Zeitgenosse des eben geschilderten Georgius Cyprianus, der aber auf entgegengesetzter Seite stand; er war nämlich einer von denjenigen Gelehrten, welche Alles aufstoben, um eine Vereinigung der griechischen und der abendländischen Kirche zu Stande zu bringen und namentlich die erstere zur Nachgiebigkeit in der Lehre vom Ausgange des heiligen Geistes zu bewegen; er ward daher auch zugleich mit dem Patriarchen Johannes Beccus, dessen Bestrebungen er unterstützte, ins Exil gesandt **). Seine Schriften, welche auf diese kirchlichen Verhältnisse sich beziehen, sind nur aus dem bekannt, was Leo Allatius, der dieselben in Handschriften vorfand, darüber mitgetheilt hat; s. daraus bei Fabricius und Harles mit dessen Zusätzen Bibl. Graec. XII. p. 42 seq. Die erste dieser Schriften, in fünf Bücher (λόγος) abgetheilt, bezieht sich auf die erwähnte Lehre vom Ausgange des heiligen Geistes und führt die Aufschrift: Συγγραμμα διαλάμβανον, ἃ μὲν πρὸς τὴν ἐκκλησιαστικὴν ἀντικείμενοι φωνὴν ἐλέγχον καὶ τῇ τοῦ ὁπίου πνεύματος ἐκπορεύσει καὶ λοιπὰς πατριαρχικὰς φωνὰς, αἵτινες ἡ Παρθὸς καὶ Ἰησοῦ τοῦτο φωνοῦσιν· ἃ δὲ πατέρες οἱ Θεοφύλατοι διευλοιοῦντες διδάσκουσιν. Es werden also in dieser Schrift die Ansichten der Gegner über die Lehre vom Ausgange des heiligen Geistes, also die, welche diese Lehre im Sinne der griechischen Kirche nehmen, dargelegt und durch die Aussprüche der älteren Kirchenlehrer zu widerlegen gesucht; ein näheres Urtheil über Inhalt und Gang des Ganzen ist nicht möglich,

67) f. bei Fabricius, Bibl. Graec. VIII. p. 61, vergl. XII. p. 130. In dem Catalogue des Mss. de l'Escurial von Müller p. 536 seq. ist diese Handschrift angeführt, aber die Zahl der Briefe nicht angegeben. Einige Nachweisungen gibt auch Oudinus l. c. p. 556. 68) f. bei Fabricius VIII. p. 62. 69) f. Puchmeyer, De Andronico Palaeolog. I. (VII.), 35 An.

65) f. p. XXVII seq. am oben angef. Orte. 66) Comment. VIII. p. 511 seq. (p. 1006. Kollar.)

da, von dieser Schrift nur ein Excerpt, dem fünften Buche entnommen, durch Athanasius (*De consensu atriusque ecclesiae* Lib. II. Cap. 15 seq. p. 668 seq.) und ein anderes, des vierten Buches, durch Gombesius (*Aeet. Nov. T. II. p. 1018 seq.*) bekannt geworden ist. Zwei Reden polemischen Inhalts, die eine gegen die drei von Maximus Monachus veröffentlichten Säge (*Ἀντιθέσεις τῶν τριῶν κεφαλῶν, ἐν ἱερέσι Μάξιμου μοναχοῦ ὁ Μονοθῆτης*), die andere wider Manuel gerichtet (*Ἀντιθέσεις τῶν, ἐν συνήγαμασι Μανουὲλ ὁ τοῦ Κρητός ἀντιθέσεων*), sind ebenfalls durch Leo Allatus in Graecia orthodox. T. II. p. 922 seq. und 958 seq. bekannt geworden; nicht durch den Druck bekannt ist eine dritte Rede ähnlichen Inhalts, gegen Georgius Opprius (s. oben) gerichtet: *Λόγος ἀντιθέσεως ἐπὶ τῇ τοῦ Κωνσταντίνου Τύμῃ;* dergleichen: *Λόγος διαλαβήσεων τὰ κατὰ τὴν προφθέρησιν τῶν λόγων τῆς ἐπὶ αὐτῇ ἐποθέσεως ἡλγίστης καὶ καρχηστίας*, und eine andere: *λόγος διαλαβήσεων τῇ τῆς προβασιλείας εὐρήνης μίσθον καὶ τὴν τῶν ἁγίων τῆς ἐκκλησίας τῆς ἐκκλησίας Ρώμης καὶ τῆς εὐλας καὶ ἡμετέρας καὶ τὰ παροικονόμησι καὶ κλητήρας* ²⁰⁾. Einiges Andere wird von Nicolaus Commenus Papadopoli in dem zu Padua 1696. Fol. erschienenen Werke *Prænotiones mystagogicae ex iure canonico* s. *responsa sex* etc. erwähnt: eine Rede über die heiligen Mysterien (p. 165. 396), eine Erklärung der Canones oder Regeln des Patriarchen Nicephorus (p. 20. 396), eine *ἱερατικῶν ιστοριῶν* nebst Reden wider Georgius Opprius (p. 410. 361), eine zweite Rede wider Iohannes Beccus (p. 356) und Anderes (p. 137. 147).

Wenn diese verschiedenen Schriften, wie sich dies nicht in Uebereinstimmung läßt, für die nähere Kenntniß der kirchlichen Streitigkeiten des 13. Jahrh., insbesondere der damals verflochtenen Union der beiden Kirchen, der griechischen und der lateinischen, von Wichtigkeit sind, und schon von diesem Standpunkte aus eine weitere Veröffentlichung und Bekanntmachung durch den Druck verdienen, so läßt sich auf der andern Seite nicht verkennen, daß der Verfasser in Bezug auf die Form, die Darstellung und den Ausdruck Manches zu wünschen übrig läßt; dies erkennt selbst Leo Allatius, der von seinem römischen Standpunkte aus diesen Georgius Vretschotta sehr hervorhebt, an, mit folgendem über diesen Gelehrten ausgeprochenem Urtheile: „Dietio in omnibus dura, compositio aspera, nullo faeco, nullo leuocinio demollita: ubique tamen pietatem reddenot. Sententiae graves, argumenta ad probandum id quod voluit, firma, sed elocutione et compositione nominum horrida et confragosa. Indignus tamen auctor, qui tamdiu cum tinea lucretur, sibi que solus sapiat.“

XVII. Georgios Diaereta (*Διαφύτης*), ein griechischer Rhetoriker einer jedenfalls schon ziemlich späteren Zeit, wird in einer pariser Handschrift (Nr. 2919) als

Verfasser von Scholien zu der *dialectic* des Hermogenes — daher auch sein Beiname *Alexandros* — bezeichnet und hier als Mönch und Sophist von Alexandria aufgeführt (*Ἐξήλκην οὖν θεῶς εἰς τὴν διαλεκτικὴν ἀπὸ γυμνασίου τοῦ αὐτοῦ Γυμνασίου τοῦ μόνου* [Abkürzungen für *μακροῦ*] σοφιστοῦ Μαιανδρίου). Ein anderer Kommentar zu den Büchern des Hermogenes: *nepi εἰρημῶς*, findet sich in mehreren Handschriften, aus welchen jetzt Holz (Rhett. Graec. VI. p. 505 seq.) einen Theil herausgegeben hat unter der Aufschrift: *Περὶ εἰρημῶς εἰς δὲ nepi εἰρημῶς Ἐρμυγῶνος τοῦ Αλεξανδρῶνος Γυμνασίου*, eine große Bedeutung wird dieses Stück der späteren Rhetorik von Boezius nicht anzusprechen haben, wol aber zur Verdeutlichung der auf diesem Gebiete und erhaltenen Literatur dienen können. Im Uebrigen vergl. *Lambecii Commentt. VII. p. 550 seq. ed. Koller. Fabricii Bibl. Graec. XII. p. 21. ed. Harl.*

Georgios Galesiota *) f. unter Nr. XXXV und XXXVI.

XVIII und XIX. Georgios Grammaticus ist geachtet byzantinler, über dessen Leben und Person jedoch nicht näher Nachrichten gänzlich fehlen; was wir von ihm wissen, bezieht in der Angabe mehrer handschriftlich noch vorhandenen Schriften, welche Leo Allatius in Bibliotheken vorfand. Dabin gehören zuvörderst zwei Rezen von die heilige Jungfrau und Märtyrin Barbara, dann aber auch eine Anzahl von Anakreon'sischen Gedichten, in welcher Art und Weise der Poesie sich die spätere byzantinische christliche Zeit gefallen zu haben scheint, da uns eine namhafte Zahl von Gelehrten genannt wird, welche in der Weise des alten thracischen Sängers ähnliche Gegenstände poetisch zu behandeln versuchten¹⁾, daß diesen Anakreon'sischen Sängern auch dieser Georgius beizuzählen ist, zeigt der Inhalt seiner Gedichte, soweit sie uns aus der Uebersetzung des Leo Allatius bekannt sind²⁾; schief dieser Gedichte behandeln Stoffe der heidnischen Mythologie: οἱ εἰκοὶ ἢ Ἀρσολὴν τῆς Ἀδριανῆς γεννησάσης ἡλικυ καὶ ἀνελθούσης πόδων, und οἱ εἰκοὶ ἢ Ἀρσολὴν τῆς Ἀδριανῆς διὰ πόδων περὶ ἑλίου πορθεῖν³⁾ οὐκ οὐκ ἔρωσι⁴⁾ ἔρωσι; dann: οἱ εἰκοὶ δ' Ἀρσῆς τῆς Ἀρσολὴς τῆς προηγουμένης καὶ ἀκάνθης πόδων; οἱ εἰκοὶ δ' Ἀπολλωνίου καταιγιστρὸς τῆς Ἀδριανῆς καὶ ἡμινοήτου εἰς ἀκάνθην πόδων; οἱ εἰκοὶ ἢ Οὐδίου ὁρώσα τὴν Ἰνδιάνην λατρεῖν μινόν πόδων; ein anderes aus demselben (Hippolytus), außerdem werden noch zwei Mal Ξενοδωκυμῆ genannt. Immerhin dürfte eine Bekanntmachung dieser Poesien, zur Beurtheilung des Geistes und Charakters dieser Nachbildungen, wünschenswerth erscheinen. Ein anderer Georgius Grammaticus aus dem 15. Jahrh. erscheint als Schreiber einer griechischen, jetzt zu Paris befindlichen Handschrift; er muß von dem vorher genannten Redner und Dichter dieses Namens schon der

*) „Georgios Eleuasios [..] unten d. Art. eines andern Mitarbeiters S. 931.“ (Rebact.)

71) f. *Stark*, *Quaest. Anacreont.* libri duo (Lips. 1846.)
p. 40 seq. 72) f. *Wiles* bei *Fabricius* und *Harles*, *Bibl.*
Graec. XII. p. 22 seq.

Zeit nach wol unterschieden werden; vergl. *Montfaucon*, *Palaeograph. Graec.* p. 99.

XX. Georgios Hagiopolita, ist nur durch die Mittheilung des Leo Allatius bekannt, welcher eine auf die Engel bezügliche Lobrede desselben λόγος ἁγιοπολιτικὸς εἰς τοὺς ἀσώμωτους anführt, die er auch ins Lateinische übersezt zu haben versichert. Ueber die Person des Verfassers, seine Lebenszeit u. dgl. ist Nichts weiter bekannt; jene Rede enthält aber, nach Versicherung des Leo Allatius, manches Auffallende und Sonderbare, was mit der Lehre der Kirche ganz im Widerspruch steht; s. bei *Fabricius* und *Harles*, *Bibl. Graec.* XII. p. 17.

XXI. Georgios Hamartolos (d. i. Sündiger), ein griechischer gelehrter Mönch, den wir mit Bezug auf die von ihm angefaßte Chronik füglich in das 9. Jahrh. verlegen können. Es ist dieser Georgios der Verfasser einer Geschichte, welche mit Erschaffung der Welt, wie dies bei den meisten Werken der Art aus jener Zeit der Fall ist, beginnt und bis auf den Kaiser Michael, den Sohn des Theophilus, dessen Regierung zwischen 841 und 867 fällt, herabreicht. Um diese Zeit und unter der Regierung dieses Kaisers fällt auch das Leben dieses Georgios, dessen Chronik Leo Allatius in einer Handschrift vorsehnd und daraus ins Lateinische übertrug, ohne daß sie jetzt davon etwas durch den Druck bekannt geworden wäre, obwohl seitdem auch in andern Bibliotheken⁷³⁾, zu Wien, Paris, im Geurial u. s. w., diese Chronik zum Vorschein gekommen ist, deren Anfang in der von Leo Allatius benutzten Handschrift, nach dessen Mittheilung, also lautet: „Χρονικὸν σύντομον ἐκ διαφόρων χρονογράφων τε καὶ ἱστοριῶν συλλεγὲν καὶ συντεθέν ἐπὶ τοῦ γεωργίου ἁμαρτολῶ μοναχοῦ· βίβλος γενέσεως ἀνθρώπων κ. τ. λ.“ Nur das Proömium des Werkes hat Leo Allatius mitgetheilt, nebst den von einem Späteren am Anfange des Ganzen beigelegten, auf den Inhalt und die Bedeutung des Werkes aufmerksam machenden jambiſchen Versen. Denn daß, was bei Cedrenus, Theophanes, Sidas und andern späteren Chronisten der byzantinischen Zeit vorkommt, erscheint nicht blos dem Inhalte nach, sondern auch fast mit denselben Worten zu einem großen Theile aus diesem Georgios Hamartolos entnommen, dessen Werk auch bei der großen, durch den Kaiser Constantinus Porphyrogenetus angelegten Sammlung benutzt war, wie die daraus bekannt gewordenen Excerpte (Excerpta de virtut. et vitiiis u. Excerpta Peiresciana, ed. H. Valesius [Paris 1634. 4.] p. 5; f. auch Excerpt. de legationibus ed. Dav. Hoeschelius [Augsburg 1603. 4.] zu Anfang) zeigen können, indem hier unter den excerptierten Quellen ausdrücklich dieser Georgios genannt wird, aus dessen Chronik jedoch bisher Nichts weiter bekannt ist, als die Erzählung von der Auffindung des Kreuzes, wie sie durch Greſſer aus einer bairischen Handschrift (De cruce T. II. p. 1140) veröffentlicht worden ist. Ein anderes daraus entnommenes Stück führt Leo Allatius, der es

aus einer ziemlich alten Handschrift abgeschrieben hat, unter folgendem Titel an: „Ἐκ τοῦ χρονικοῦ τοῦ γεωργίου μοναχοῦ διήγησις ἀποδεικνύουσα πόλιν καὶ ἐκ πολὺ βασιλέως ἔλαβε τὴν ἀρχὴν ἢ τῶν ἐκονομῶν ἀρχαίος καὶ πότι ἐπαύσατο“ καὶ παρὶ ἐπιτομολογίας συντάξις τῇ πρώτῃ κυριακῇ τῶν ἁγίων νηστεῶν; es ist, wie Leo Allatius versichert, ein kurzer Auszug aus der Chronik, in welcher diese den Ursprung und das Ende der Bilderstürmerei betreffende Erzählung sich besser und vollständiger erzählt findet. Wenn nun aber mehrere Gelehrte, selbst G. J. Vossius (De hist. Graec. II. 24. p. 339 seq. ed. Westerm.), die noch unedirte Chronik dieses Georgios Hamartolos mit der Chronik des Georgios Syncellus verwechselt und beide Chroniken für eine und dieselbe Person angesehen haben, so beruht diese Angabe, wie schon Greſſer und nach ihm Andere mit Grund erinnert haben, auf einem gänzligen Irrthum; s. im Allgemeinen *Fabricius* und *Harles*, *Bibl. Graec.* XII. p. 30 seq. VII. p. 463 seq.

XXII. Georgios aus Gerakia, ein gelehrter Grieche, der in die zweite Hälfte des 11. Jahrh. fällt, ist Verfasser einer Lobrede auf den Kaiser Michael, welche in der medicinischen Bibliothek zu Florenz handschriftlich vorhanden, aber noch nicht durch den Druck bekannt geworden ist: ἑκαμῶνον πρὸς τὸν βασιλέα Μιχαὴλ τὸν Δούκα; Leo Allatius theilt diese Nachricht mit; s. bei *Fabricius*, *Bibl. Graec.* XII. p. 38. ed. Harl.

XXIII. Georgios Hieromonemus, ein gelehrter Grieche, der einen Commentar zu Dionysius Areopagita geschrieben haben soll, der gleichfalls zu Florenz in der medicinischen Bibliothek sich noch handschriftlich vorfindet; s. bei *Fabricius*, *Bibl. Graec.* VII. p. 10. ed. Harl.

XXIV. Georgios Hieromonachus, ein gelehrter Grieche, der in ganz späte Zeit, in die erste Hälfte des 17. Jahrh. fällt, ist Verfasser eines Briefes und eines Aufſatzes über das Martyrium der Fürstin Cataba, welche die Perser, weil sie Christum nicht verleugnen wollte, zu Tode marterten; beides findet sich, dem griechischen Texte und der lateinischen Uebersetzung nach, abgedruckt in den Opera Andreae Riveti (Rotterdam. 1660. fol.) T. III. p. 1251 seq. Die in einer pariser Handschrift sich vorfindende Schrift eines (XXV.) Georgios Hieromonachus Protosyncellus, gegen einen Brief des Marcus von Ephesus, wird aber jedenfalls einem andern, älteren Verfasser dieses Namens beizulegen sein; s. *Fabric.* *Bibl. Graec.* XII. p. 132. 134. An letzter Stelle wird auch noch aufgeführt

XXVI. Georgios Ithanes, ein nicht weiter bekannter gelehrter Grieche, an welchen Briefe des Theodoros Studita gerichtet sind.

XXVII. Georgios Lapitha Cyprus, ein gelehrter Byzantiner, der Zeitgenosse und Freund des Barlaam, lebte jedenfalls um 1337 p. Ch. Aus einer von Leo Allatius mitgetheilten Nachricht des Agathangelus erfahren wir, daß er von einer angesehnen, auf der Insel Cypern angeſessenen Familie abstammte und den Beinamen Lapitha nach einem Helden dieses Namens in seiner Heimath erhielt, daß er ferner in der Redekunst

73) s. die Nachweisungen bei *Harles* in *Fabricii* *Bibl. Graec.* VII. p. 464.

und Philosophie wohl bewandert war, auch mit Astro-
nomie oder vielmehr Astrologie sich beschäftigt hatte,
insbesondere aber die theologische Literatur mit allem
Fleiß betrieb und in der christlichen Lehre Unterricht er-
theilte, was vernunfthält, daß er dem Klerus ange-
hört habe. Für die Zwecke des Unterrichts war wohl die
Sammlung von 319 Versen bestimmt, welche noch hand-
schriftlich unter dem Titel: *σίζου πολιτικοὺς αὐτοσχέδιους*
*εἰς κοινὴν ἀκοήν, τοῦ σοφιστῆτος κυρίου Γεωργίου Λα-
νιδίου τοῦ Κενόρου*, vorhanden ist und einen moralischen
und paratentischen Inhalt hat, wie schon der erste Dar-
aus entnommene Vers: *πρωτὶ αὐτῶν ὁ βλάστης,*
ὡς τε καὶ ποῦ τυγχάνεις, zur Genüge zeigen kann. Aber
er scheint auch Anderes geschrieben zu haben, da unter
den Schriften von Barlaam sich eine Schrift genannt
findet, welche die von diesem Georgios ihm vorgelegten
Fragen beantwortet soll: *Ἀπολαύει μὲν καὶ λόγος εἰς*
τὰς ἐκκλησιαστικὰς ἀνθ' ἀπορίας παρὰ τοῦ σοφιστῆτος
Γεωργίου τοῦ Λανιδίου. Auch Briefe werden ihm bei-
gelegt; f. Fabric. Bibl. Graec. VII. p. 655 und XII.
p. 42. ed. Harl.

XXVIII. Georgios Lecapenus (*Λεκαπηνός*), ein
byzantinischer Gelehrter aus dem Anfange des 14. Jahrh.,
war hauptsächlich mit grammatischen Studien beschäftigt.
Unter seinem Namen besitzen wir noch eine Schrift über
die Construction der Verba (*περὶ συντάξεως τῶν ὀνύμα-
των*), die an einen gewissen, nicht näher bekannten Ka-
jarius gerichtet ist, aber in der Mehrzahl der bis jetzt
bekannten Handschriften einem auch nicht weiter bekann-
ten Presbyter Michael zu Jerusalem beigelegt wird; sie
erschien im Drucke hinter der Grammatik des Theodor
Gaza zu Florenz 1515 u. 1520 und hinter der Metrik
des Hephaëstus ebendabst 1526, in der altdiner Sam-
mlung der griechischen Grammatiker (Venedig 1525.) T.
IV. p. 171 seq. und zwar unter dem Namen des Geor-
gius Lecapenus, der in dem Eingange auf den Apolloni-
us Dpscolus, Hierodorianus, Apollonius, den jüngern
von den ältern, sich hauptsächlich bezieht. Außerdem wird
als handschriftlich vorhanden noch angeführt ein anderes
grammatisches Werk: *τεχνολογία περὶ γραμματικῆς*, das-
selbe, das auch in anderen Handschriften unter dem Titel
περὶ ὀνύματων ὀνύματων καὶ ὀνύματων vorkommt; einige
Excerpte aus dieser Grammatik, namentlich Anfang und
Ende, hat Wilsohn nach einer venetianischen Handschrift
veröffentlicht, Anecd. Graecae. II. p. 79 seq., Ande-
res aus einer moskauer Handschrift Matthäi Leet.
Mosquensis. T. I. p. 55 seq. und zwar in größerem
Umfange; eine Bekanntmachung des Ganzen steht noch
zu erwarten. Ebenfalls handschriftlich vorhanden wird
noch genannt eine *ἐκλογὴ λέξεων*, wenn sie anders nicht
als ein Theil oder als ein Excerpt der eben erwähnten
Grammatik anzusehen ist; ferner eine Abhandlung über
die Figuren bei Homer, ohne daß jedoch näher angege-
ben wird, was der Inhalt dieser Schrift gewesen; ebenso
liegt handschriftlich noch eine Correspondenz dieses Geor-
gius Lecapenus und des Andronikus Jarida vor; die
Zahl der Briefe (*ἐπιστολαὶ τεχνολογούμενων*) beträgt in
der von Leo Allatius eingesehenen Handschrift zwei-

unddreißig, in andern steigt sie bis auf neunund-
sechzig. Für diesen Andronikus Jarida hatte auch Geor-
gius ein jambisches Gedicht verfertigt (*ὠνύματα ἐν ἴα-
μοῖς*), von dem er in seinen Briefen spricht. Eine Aus-
wahl aus den Briefen des Libanius, welche 264 Briefe
besaßte, hatte Georgios Lecapenus gleichfalls gemacht,
wie Leo Allatius berichtet, der als eilffähriger Knabe
von dieser Sammlung sich eine Abschrift genommen hatte.
Endlich führt derselbe Gelehrte noch eine Geschichte des
Georgius Lecapenus an, jedoch mit dem Zufuge: „nisi
nos ludit catalogus a Grammatico Verderius exhi-
bitus,“ es scheint dies eine Selbstbiographie gewesen
zu sein, nach dem, was Leo Allatius daraus mittheilt.
Hiernach hätte Georgios als Mönch längere Zeit in
Thessalien zugebracht, und ungerathet des rauhen Kli-
mas, über das er sich selbst beschwert, doch nicht bewo-
gen werden können, dasselbe zu verlassen; f. das Nähere
bei Leo Allatius, Fabricius und Harles, Bibl. Graec.
XII. p. 59 seq. VI. p. 191. 343.

XXIX. Georgios Mocinus oder Mocenus (*Μώ-
κος* s. *Μουκρός*), ein nicht weiter bekannter byzantini-
scher Gelehrter, welcher unter den Erklärern der Werke
des Orger von Naxos genannt wird, insbesondere
Schohen zu Homilien dieses Kirchenvaters schrieb, welche
handschriftlich noch vorhanden sind; f. die Nachweisung
bei Fabricii Bibl. Graec. VIII. p. 434. ed. Harl.

XXX. Georgios Monachus, ist Verfasser einer
Chronik oder vielmehr einer Kaisergeschichte, welche unter
dem Titel *βίος τῶν τῶν βασιλέων* von Leo dem Armen-
ier (813) bis auf Constantinus Porphyrogenetus oder
945 p. Ch. reicht; sie ist aus älteren Quellen, nament-
lich aus Georgius Syncellus, hauptsächlich zusamen-
gestellt, unter Hinzufügung mancher Stellen der Bibel
wie der Kirchenväter; weitere Nachrichten über die Per-
son dieses Chronisten, der unter dem von Fr. Combef-
sius (zu Paris 1685. Fol. oder Venedig 1729.) heraus-
gegebenen byzantinischen Geschichtsschreibern noch Theopha-
nes die letzte Stelle einnimmt, fehlen; einen erneuerten
und im Texte revidirten Abdruck gab J. Bekker, hinter
dem Theophanes Continuator, zu Bonn 1838. 8. Bzgl.
im Uebrigen Fabricius und Harles, Bibl. Graec. VII.
p. 685 seq.

XXXI. Georgios Moschamps (s. oben unter
Nr. XIV).

XXXII. Georgios Moschus, der Sohn des Jo-
hannes Moschus aus Sacradamon, der auch nach dem
Tode von Constantinopel in dieser Stadt blieb und sei-
nen Unterricht fortsetzte, lebte zu Corcyra als Arzt und
scheint auch durch Schriften, die jedoch nicht bekannt
geworden, sich bekannt gemacht zu haben, während sein
jüngerer Bruder Demetrius Moschus sich nach Italien
wandte und in verschiedenen Orten, zu Ferrara, Mantua,
Mirandola, für das Studium der griechischen Sprache und
Literatur zu wirken bemüht war. Bzgl. Leo Allatius
und Fabricius, Bibl. Graec. XII. p. 115.

XXXIII. Georgios Mytilenaeus, Verfasser einer
Homilie auf das Leiden Christi, welche im griechischen
Texte, wie mit der lateinischen Uebersetzung sich abge-

druckt findet bei *Jac. Gretser, De cruce* T. II. p. 659. Weiter ist dieser Georgios, der mutmaßlich ein Bischof zu Mytilene war, nicht bekannt; s. *Leo Allatius* nebst *Fabricius* und *Harler* l. c. XII. p. 22.

XXXIV. Georgios Nicomedensis, wird in einer Handschrift als Chortophylar, der später Metropolit von Nicomedia geworden, bezeichnet, und von Cave (*Hist. lit. eccles.* II. p. 63) wie Dubius (*Comment. de SS. eccles.* II. p. 332 seq.) wegen der von dem Patriarchen Photius an diesen Erzbischof und Metropolit von Nicomedia gerichteten Briefe um das Jahr 880 p. Ch. angelegt. Er scheint besonders in der kirchlichen Verbindlichkeit ausgerechnet und darum wol auch vorzugewisse den Beinamen *ὁ ῥήτωρ*, der in Handschriften vorkommt, erhalten zu haben; und zwar, wie es scheint, war es insbesondere das Gebiet der panegyrischen Reden, in der er sich bewährt hat. Nach einer Angabe des Pseudo-Isidor, die freilich der Bestätigung bedarf, wären nicht weniger als hundert (siebenzig solcher panegyrischen Reden von ihm zu Constantinopel vorhanden gewesen. Es finden sich auch mehrere noch derartige Reden in den Handschriften vor; Einiges davon, namentlich einige Reden oder Entnommen auf die Jungfrau Maria, in verschiedenen Bezichungen und zu verschiedenen Zeiten derselben, auf die heilige Anna, auf die Heiligen Cosmas und Damianus, auch eine Rede auf die Kreuzigung Christi sind von Hr. Combesius in ihrem griechischen Texte mit lateinischer Uebersetzung bekannt gemacht worden, und vermögen so uns allerdings noch einen Begriff von der geistlichen Verbindlichkeit dieses Mannes zu geben; s. *Auctuar. nov. bibl. patr.* (Paris. 1648. fol.) I. p. 1069 seq. 1691. 1176. 1192. 1015. 1043. 1137; drei Idiomela auf alle die bei den kumenischen Synoden zusammengekommenen Väter der Kirche, auf Johannes Chrysostomus und auf den Eintritt der Jungfrau Maria in den Tempel stehen ebendasselbst p. 1221 seq. und 1136. Nach des Combesius Ansicht wäre dieser Georgios der Erste gewesen, der die Empfangnis Mariä als ein feierliches Fest durch eine solche Predigt, wie die vorhandene (p. 1043 bei Combesius) verkündigt. Eine Rede über die Kreuzigung, die zu Wien handschriftlich vorhanden ist, wird von Wankem dem Pselus beigelegt; ganz ungewiss ist aber eine in einer Handschrift des Escorial angeblich befindliche Chronik des Georgios Chortophylar und scheint hier wol eher an einen andern Georgios gedacht werden zu müssen; s. *Fabricius* und *Harler*, *Bibl. Graec.* XII. p. 1—14.

XXXV und XXXVI. Georgios Oenaeota (von Oivaota, einer Stadt in Paphlagonien), ein byzantinischer Rhetor, der gemeinsam mit einem andern Redner Georgios Galefiota die Rede des Hieronymus Symmachus über das Königthum in eine Paraphrase umsetzte und dadurch für die Lectüre leichter und verständlicher zu machen suchte; s. *Lambecii* *Comment.* VII. p. 225 oder 480. ed. *Kollar*. Dieser Georgios Galefiota, der diesen Beinamen von einem Kloster des Berges Galefus führte, also ein Mönch war, ist nach Angabe des Leo Allatius auch Verfasser einer Leichenrede auf den Theo-

derus Anthopoulus, und lebte unter dem Kaiser Andronicus, dem Paläologen (1282 fa.), wohl befreundet mit dem oben erwähnten Patriarchen von Constantinopel Gregorius (früher Georgios) von Eppern; s. *Fabricius* *Bibl. Graec.* XII. p. 85. ed. *Harl.*

XXXVII. Georgios Pachymeres *) stammte nach seiner eigenen Versicherung, mit der er (sine byzantinische Geschichte beginnt, aus Constantinopel, von wo seine Väter vertrieben worden waren¹⁾, und war zu Nicäa, wohin diese sich begeben hatten, geboren und erzogen worden. Seine Geburt fällt in das Jahr 1242, da, wie er weiter angibt, nach der Wiedereroberung Constantinopels (im J. 1261) er alsbald dahin wieder sich begab in einem Alter von 19 Jahren, wo er in den Alerus trat und zu weiteren kirchlichen wie Hofämtern gelangte, namentlich zu der Würde eines Protosabitus, und am kaiserlichen Hofe zu der eines Diskalophylar; in einer Wiener Handschrift²⁾ wird er *ἱεροψαλτάρχης* und *ἡγουμένιος* genannt, was jedenfalls auf eine bedeutende Stellung in der kirchlichen Jurisdiction, sowie in der Kanzlei des Patriarchen schließen läßt. Auch sehen wir aus Einzelnen, was er gelegentlich in seiner Geschichte berichtet, seine Vererbung bei wichtigen Angelegenheiten des Hofes wie der Kirche; dahin gehört seine Theilnahme bei der Sendung an den Empatriarchen Arsenius (IV, 16. p. 193 seq. oder p. 286. *Bekk.*, vgl. auch V, 14. p. 380. *Bekk.*, sowie eine spätere Sendung an den Patriarchen Gregorius Cypricus (VIII, 7. p. 126. T. II. *Bekk.*); er war es, der die Abdikationsurkunde des Patriarchen Theodosius aufsetzte (VI, 13. p. 455. T. I. *Bekk.*) u. f. w.; wie er denn keineswegs auf Seiten derer stand, welche die Vereinigung der griechischen mit der lateinischen Kirche anstrebten, sondern vielmehr der Gegenpartei sich angeschlossen hatte. Aber er war nicht bloß ein praktischer Geschäftsmann und Hof- oder Kirchenbeamter, sondern einer der gebildetsten Männer seiner Zeit, insbesondere auf dem Gebiete der Philosophie, als einer der eifrigsten Anhänger und Vertreter der Aristotelischen Philosophie, wie dies, auch abgesehen von seiner eigenen Erklärung (X, 14. p. 305. T. II. *Bekk.*), die verschiedenen der Förderung dieser Philosophie gewidmeten Schriften beweisen können. Ebenso tüchtig war er als Redner, eine namhafte Zahl von Declamationen und rhetorischen Ausführungen zeigen wenigstens, daß er auch auf diesem Gebiete äußerst thätig gewesen und zu den bedeutendsten Männern dieses Fachs gezählt ward. Selbst in der Mathematik soll er sich versucht haben; abgesehen von dem, was er als Geschichtsschreiber, sowie auch als gelehrter Theolog geleistet hat. Da seine Geschichte mit dem Jahre 1308 schließt, so wird er immerhin über diese Zeit hinaus noch gelebt haben müssen, obwohl näher die Zeit seines Todes, aus Mangel an allen Angaben, sich

*) „Man vergl. hiermit den trefflichen Aufsatz des verstorbenen Witten über Pachymeres in dieser Encyclopädie 3. Sect. 9. 24. c. 36 ff.“ (Schubert.)

74) J. Hist. II, 28. p. 95 oder p. 148. T. I. ed. *Bekker*. 75) J. *Lambecii* *Comment.* VIII. p. 385 oder p. 819. *Kollar*.

bonner Sammlung 1835. 8. II Voll. übergegangen"). Weitere Nachweisungen über die noch vorhandenen Handschriften dieses Werkes geben *Fabricius* und *Harles*, *Bibl. Graec.* VII. p. 776 seq.

Anderer geschichtlicher Wert des Georgius Pachymeres sind und nicht bekannt. Eine von ihm selbst in Versen verfertigte Lebensgeschichte, aus der er in dem eben erwähnten Geschichtswerke zweimal (X, 14 und 15) einige Verse citirt, bestand nach einer in den venetianischen Handschrift befindlichen Notiz des Macarius Christophorus, welche einige Verse daraus mittheilt (s. bei *Vellous*, *Anecd.* Graecae. T. II. p. 76), aus neun Büchern (*τμήματα*), scheint also ein ziemlich umfangreiches Werk gewesen zu sein, das in Hexametern abgefaßt, die Sprache und Ausdrucksweise der älteren Epiker, namentlich des Homer, nachzubilden bemüht war; die Auffchrift desselben scheint nach der Angabe des erwähnten Macarius und dem von dem Verfasser selbst gegebenen Citat *) *τὰ καὶ ἱμνῶν* gewesen zu sein; vgl. *Fabricius* und *Harles*, *Bibl. Graec.* VII. p. 786 seq. Eine dem Georgius Pachymeres beigelegte Beschreibung des Augusteums in der Sophienkirche zu Konstantinopel (*Ἐκφρασις τοῦ Ἀγιοσταύου*) ist von Weinicius in den Notizen zur Geschichte des Nicephorus Gregoras (Paris 1702. Fol.) T. II. p. 764 mitgetheilt worden; ein anderer Aufsatz, der auf die Lehre von dem Ausgange des heiligen Geistes, ein bekanntlich damals vielfach als Gegenstand des Streites beider Kirchen, der griechischen und lateinischen, besprochen und verhandeltes Dogma, sich bezieht und die Auffchrift führt: *πρὸς τοὺς λέγοντας διὰ τοῦτο λέγεται πνεῦμα ἐκὸν διὰ τὸ ὁμοούσιον ἢ διὰ τὸ ὁμογεδοῦν ἐν αὐτοῖς τοῖς ἀγίοις*, ist von Leo Allatius in dem griechischen Texte nebst einer lateinischen Uebersetzung in dessen *Græcia orthodoxa*, T. I. p. 390 seq., sowie in *De consensu utriusque ecclesiae*, Lib. II. p. 2, §. 13. p. 517 seq. veröffentlicht worden.

Von den Studien der peripatetischen Philosophen, von denen Georgius selbst in dem Beworte seines Ausganges in einer begeisterten Weise spricht, zeugen die noch vorhandenen Bearbeitungen oder vielmehr Auszüge Aristotelischer Schriften. Mehrfach in Handschriften an verschiedenen Orten **) findet sich ein Auszug oder eine Uebersicht der gesammelten Aristotelischen Philosophie, welche ein gelehrter Arzt und Professor zu Basel, Philipp Beckius, in einer lateinischen, nach zwei Handschriften gemachten Uebersetzung zu Basel 1560 bekannt gemacht hat (Georgii Pachymerae in universam fere Aristotelis philosophiam Epitome a graeco in latinum sermonem con-

versa a Phil. Bechio etc.); die Bekanntmachung des griechischen Textes erfolgte erst später, und erscheint hier der Verfasser selbst unter einem falschen Namen, was mehrere Gelehrte ***) in soweit getäuscht hat, als sie den griechischen Text dieses Ausganges für ungedruckt hielten; dieser erscheint aber nach einer ausgeburger Handschrift, und mit einer lateinischen Uebersetzung, sowie mit Notizen versehen, von Johann Wegelin zu Augsburg 1600 unter folgendem Titel: *Γεωργίου τοῦ ἀνεκρινόμενου Σουφινίου τῆς φιλοσοφίας σύνταγμα*; es ist aber dieser angebliche *Georgius ἀνεκρινόμενος* ****) kein anderer als Georgius Pachymeres, und kann daher von einem besondern Erklärer Aristotelischer Schriften unter diesem Namen nicht die Rede sein. Als ein besonderer Theil dieses Werkes erscheint ein Auszug der Logik, der auch zuerst in einer lateinischen Uebersetzung zu Paris 1545 unter folgendem Titel erschien: *Georgii Pachymerii in universam Aristotelis disserendi artem Epitome*, latine, Joanne Bapt. Rosario interprete; einige Jahre später erschien ebenselbst, 1548, der griechische Text: *Γεωργίου διακρίνου προτεκτικῶν καὶ διαισθητικῶν τοῦ Παννυμίου ἱστορῆ τῆς Ἀριστοτέλους λογικῆς*, wiederholt abgedruckt zu Oxford (excudebat H. Hall, academ. typogr.), 1666, unter Fürsorge des Ed. Bernhard. In diesem Auszuge der Logik findet sich auch am Eingange das, was schon zu Venedig 1532 nebst den Schriften des Pselus und Nicephorus Blemmides zur Logik des Aristoteles erschienen war: *Georgii Pachymerii de sex philosophiae definitionibus, quinque vocibus et decem categoriis*, sowie 1564 zu Leipzig von J. Camerarius huter den Prædicamenten des *Archeus* ***). Ein anderer Theil dieses Werkes ist die Schrift: *περὶ ἀνέμων γραμμῶν*, die früher unter den Schriften des Aristoteles als dessen Werk erscheint, bis später der Irrthum hervortrat, und die Schrift, die auch in einer besondern lateinischen Uebersetzung des Jac. Schegkianus unter des Georgius Pachymeres Namen 1629, 12. vorliegt, von nun an, d. h. seit der venetianer Ausgabe des Camerianus (1551 fg.), auch unter ihrem wahren Namen erscheint **).

An diese Bearbeitungen Aristotelischer Schriften läßt sich anreihen eine ähnliche Bearbeitung oder Paraphrase der Werke des Dionysius Areopagita, welche an den Patriarchen Athanasius zu Alexandria (1251—1262) gerichtet ist und zuerst durch Wils. Morell zu Paris 1561, 8. unter folgendem Titel abgedruckt ward: *τοῦ λογικωτάτου καὶ σοφιστάτου ἱερομνημονος τῆς ἀγιωτάτης τοῦ Θεοῦ μεγάλης ἐκκλησίας Γεωργίου τοῦ Παννυμίου παραφρασις εἰς τὸν ὕμνον ἱερομάρτυρα Ἀθανασίου τὸν Ἀρεοπαγίτην, ἢ προρητῆς τοῦ αὐτάτου Πάππα καὶ Πατριάρχου Ἀλεξανδρείας κίριον Ἀθανασίου, ἐπιδημιούντος τῇ Κωνσταντινῇ, πρὸς ἐν καὶ τὸ προοίμιον*.

54) Bergl. s. B. Buhle in s. *Ausz. des Aristoteles* (Bispon. 1791.) T. I. p. 166. 301. Bergl. *Fabric.* VII. p. 783. 85) So führt ihn nach Buhle (a. a. D. S. 300) an; ebenso *Fabricius* III. p. 494. vergl. p. 220. 86) Bergl. Buhle a. a. D. S. 301. *Fabricius* VII. p. 783. 87) f. das Rühre bei *Fabricius* III. p. 261. ed. Hart.

81) Nur das von Possinus in lateinischer Uebersetzung beigefügte Specimen de sapientia isidorum (das in alle Sprachen des Occidents und des Abendlandes vertheilt wurde) Fabryus Kaila und Olmae; f. bei *Fabricius* und *Harles*, *Bibl. Graec.* VII. p. 777 seq. 82) *Wils.* der griechischen Literatur von Vindob. 3. Bd. S. 432 fg.) ist weggefallen, da es mit Georgius Pachymeres allerdings gar Nichts zu thun hat. 83) Es heißt X, 14: *ἐν τοῖς κατ' ἱμνῶν*, aber X, 15 *ἐν τοῖς ἡμετέροις*; bei Macarius *τὰ κατ' ἱμνῶν*. 84) f. die Nachweisungen bei *Fabricius* und *Harles*, *Bibl. Graec.* VII. p. 783 seq. und XII. p. 62.

Außerdem findet dieselbe sich auch abgedruckt in der Ausgabe der Werke des Dionysius von Peter Konstanzius zu Paris 1615. Fol., sowie in der des Balthasar Cordierus zu Antwerpen 1634. Fol., Paris 1644. Fol. und Wendig 1755. Fol.⁸⁸⁾

Von den rhetorischen Schriften des Georgius Pachymeres ist erst ein Theil und bekannt geworden. Leo Allatius⁸⁹⁾ theilte aus einer pariser Handschrift, welche *Γεωργίου δικαιοσύλακος καὶ προσηγορίων τοῦ Παχυμέρου μέλητα ἐκ τῶν προσηγορίων καὶ ἐκ τῶν στίχων* enthält, die Aufschriften der neunundzwanzig einzelnen Abschnitte, welche aus dem bemerkten Titel folgen, mit; seitdem hat Chr. Walz in den Rhet. Graec. T. I. p. 549 seq. die 16 ersten Abschnitte, unter welchen sich auch die schon oben erwähnte, von Boivin⁹⁰⁾ schon edirte *ἑκράσις τοῦ Λιγούσιου* (Rr. XIII.) befindet, aus dieser Handschrift unter der oben angeführten Aufschrift durch den Druck bekannt gemacht; am Ende des letzten Abschnittes steht τέλος τῶν προσηγορίων. Der nun in der Handschrift folgender Aufsatz, eine Declamatio über einen gegebenen Fall: *Μίλητον σκεπτοῦ κατειγμένον ἑσθρῆται χίλις ναυαγίῳ ἐν τῇ τοῦ Ἡρακλῆος οἰκίᾳ καὶ ἀρίστῳ τραπεζίτῃ ἰατροῦ, ἵστ* aus derselben Handschrift von Boissiadre (Anecd. Graec. V. p. 350 seq.) herausgegeben worden; es liefert diese Rede kein unangenehm Zeugniß für das Talent und die rednerische Bildung des Mannes; ob dem hier behandelten Gegenstande ein wirkliches Factum zu Grunde liegt, läßt sich wenigstens nicht erweisen. Später hat Boissiadre noch andere Reden der Art, die zu Paris handschriftlich vorlagen, veröffentlicht: *Georgii Pachymeris Declamatio*. XIII, quarum XII ineditae, Hieroclis et Philagrii etc. (Paris 1848.), während zugleich von einem größeren Werke anderer Art Einiges bekannt geworden ist. Es ist dies eine Art von Encyclopädie, die über das Quadrivium sich verbreitet: *περὶ τῶν τεσσάρων (μαθημάτων) μαθηματικῶν*; das erste Buch handelt von der Arithmetik, das zweite von der Musik, das dritte von der Geometrie, das vierte von der Astronomie; von diesem in pariser Handschriften vorliegenden Werke ist der Eingang, sowie das zweite Buch, das für unsere Kenntniß der alten Musik von der größten Wichtigkeit ist, durch Vincent in den Notices et Extraits Vol. XVI. P. 2. p. 362 seq. herausgegeben worden; von dem vierten Buche (*ὑποσώματα ἢτοι περὶ ὁμοιομετρίας*) hat Martin einige Excerpte, die den compilatorischen Charakter dieses Werkes zeigen, das übrigens für uns manche, aus älteren Quellen, die wir nicht mehr besitzen, entnommene Angaben enthält, aus pariser Handschriften veröffentlicht; f. Theonis Smyrnaei Platonici liber de Astronomia etc. Accedunt nunc primum edita *Georgii Pachymeris* e libro astronomico delecta fragmenta (Parisii 1849.) p. 391 seq. Vergl. auch die Nachweisungen bei Fabricius und Hartes, Bibl. Graec. VII. p. 786, nebst dem, was Leo

Allatius von abgedruckten Schriften des Georgius Pachymeres aufführt, ibid. XII. p. 66 seq.

XXXVIII. Georgios Phrantzes (*Γεωργιος Φραντζῆς*), s. den ausführlichen Artikel Phrantzis 3. Sect. 25. Ab. S. 153—187.

XXXIX. Georgios Pisides (*Ἡσίδης*), ein griechischer Dichter und, in gewisser Hinsicht, auch Geschichtsschreiber aus Pisidien in Kleinasien, kam von da jedenfalls nach Constantinopel, wo er, zufolge der Aufschrift seines Werkes, bei der dortigen Kirche als Diakon und *Στοιχολόγ* fungirte; in einigen Handschriften wird ihm neben dem Titel eines Diaconen noch der eines Chartephylar oder der eines Referendarius beigelegt⁹¹⁾. Sonst wissen wir um seine Lebensverhältnisse nur Weniges; daß er bei dem Kaiser Heraklius (gest. 641 p. Ch.) in besonderer Gunst und hierin selbst aus dem ersten Zuge gegen die Perser (622) begleitete⁹²⁾, ergibt sich aus dem vorhandenen Gedichten, welche zunächst die Thaten dieses Kaisers zu verherrlichen bestimmt sind. Ebenso scheint er auch bei dem Patriarchen Sergius zu Constantinopel beliebt gewesen zu sein, da er diesen gleichfalls in seinen Gedichten preist und verherrlicht. Aus diesen Gründen wird das Lebensalter dieses Georgius Pisides gewöhnlich um 630 p. Ch. angesetzt. Weitere Nachrichten über die Zeit seines Todes sind ebenso wenig vorhanden, wie über die Art und Weise seiner Ausbildung, über welche nur seine eigenen Gedichte und noch Auskunft geben können. Daß er mit seinem diakonischen Streben auch rednerische Bildung verbunden, läßt sich wol im Allgemeinen nach dem Stande der Bildung und den Verhältnissen der Literatur seiner Zeit annehmen; ein bestimmtes Zeugniß dafür bietet jetzt nur die Lobrede auf den Martyr Anastasius, die einige in Prosa verfaßte Schrift, soweit wir wenigstens wissen, dieses Georgius von Pisidien. Es ist daher ein schwerer Irrthum⁹³⁾, wenn einige Gelehrte diesen Georgius von Pisidien mit dem Georgius von Nicomedia (s. oben Rr. XXXIV.) verwechseln und damit auch zu einem gesicherten kirchlichen Redner gestempelt haben, wovon uns wenigstens keine Spur, geschweige nähere und bestimmte Zeugnisse vorliegen.

Ueber die Schriften dieses Mannes besitzen wir ein Verzeichniß des Subdas⁹⁴⁾, das aber keineswegs für vollständig angesehen werden kann, indem einiges Andere bekannt und veröffentlicht worden ist, was sich in dieser Notiz des Lexikographen keineswegs verzeichnen findet. Wir verzeichnen die einzelnen Schriften, wie sie durch

90) f. das Nähere darüber bei Quercel, Praefat. p. VII seq. Fabricius und Hartes, Bibl. Graec. VIII. p. 612. n. b. 91) Dies weist Querci (l. c. p. V seq.) auf mehrere Stellen des diesen Zug besingenden Gedichtes nach: Acroas. II, 122. III, 131. 342. 353. 92) Querci hat ihn ausführlich mitgeteilt, Praefat. p. VII seq.; f. auch Fabricius und Hartes I. c. p. 613. not. 1. 93) Es lautet: „Γεωργίου διακόνου καὶ στοιχολόγου καὶ χαρτοφύλακος τοῦ ἱερατικοῦ Ἡσίδου ἡγεμόνος ἐκ τῆς ἐκκλησίας, ἐκ τῆς ἡγούμενης τῶν βασιλείων καὶ ἐκ τῶν κατὰ Περσῶν πόλεων, ἐκ τῆς ἁφροσύνης κατωλύθη ὑπὸ βασιλέως ἐκ τῶν πάτερων ἀναστάσιον;“ f. dazu Querci in der Praefatio p. IX seq.

88) f. das Nähere bei Fabricius und Hartes, Bibl. Graec. VII. p. 782. XII. p. 63. 64. 89) f. bei Fabricius XII. p. 63 seq.

den gelehrten Florentiner Joseph Maria Duerri zuerst gesammelt und zu einem Ganzen vereinigt herausgegeben worden sind, und beziehen uns im Einzelnen auf die von diesem Gelehrten sowohl in der Vorrede seiner Ausgabe⁹¹⁾, wie in den Anmerkungen und Einleitungen zu den einzelnen Gedichten gegebenen Erörterungen über Entstehung, Fassung und Inhalt derselben.

An erster Stelle erscheint das Gedicht *εἰς τὴν πᾶσι ἡμεῶν ἰστορίαν Ἡρακλείου τοῦ βασιλέως Ἀρσάκου ἔπος*, das erste, wie es scheint, von ihm verfaßte Werk, welches in fast eishundert jambischen Senaren den vom Kaiser Heraklius wider den Perserkönig Chosroes im J. 622 unternommenen Kriegszug darstellt und in drei Abtheilungen oder Bücher, *Ἀρσάκου* genannt — mit Rücksicht auf die byzantinische Sitte des Vortrags solcher Werke — abgetheilt ist. Denn es erscheint das Ganze gewissermaßen als eine Art von Glückwünschung, wie sie, in Verse gleichmäßig wie in Prosa, den römischen wie den byzantinischen Kaisern bei der Rückkehr von besondern durch sie geleiteten Unternehmungen von Dichtern wie Rednern erteilt ward, und wird sonach dasselbe unter den panegyrischen Gedichten der Art, wie sie auch die spätere römische Literatur kennt, seine Stelle einzunehmen haben. Sonach ist auch der Werth dieses Gedichtes, wenn wir von der panegyrischen Art und dem Ganzen und den Lobeshochrufen auf den Kaiser, an den es gerichtet ist⁹²⁾, absehen, hauptsächlich in der historischen Bedeutung zu suchen, welche dasselbe durch die Angaben, die es von einem Augenzeugen über diesen Kriegszug mit aller Genauigkeit und Sorgfalt uns bringt, allerdings anzupreisen hat. Welch schick es nicht an einzelnen starken Uebertreibungen und Vergleichen, wie z. B. wenn der Fürst, der den Gegenstand dieses Gedichtes ausmachte, über alle Homerischen Helden und selbst über Alexander den Großen gestellt wird, und andererseits wieder zum Richter über diese Schilderung angewiesen wird, die, von aller Schmeichelei fern sich haltend, nur der Wahrheit folge und die großen und mannichfachen Thaten des Fürsten und Feldherrn darzustellen nicht fähig sei⁹³⁾. In dieser Art der panegyrischen Darstellung, in den gewaltigen Uebertreibungen läßt sich der Geist des Zeitalters, in welches dieses Gedicht fällt, ebenso wenig verkennen, wie in der oft sehr gekünstelten und schwülstigen Sprache, wie sie derartigen Productionen dieser spätern Zeit nur zu sehr eigen ist, ihnen aber freilich nicht zur Empfehlung gereicht und ihre Lectüre keineswegs für uns anziehend macht.

Daran reiht sich ein zweites, in demselben Vermischtes Gedichtes Werk von 541 Versen: *εἰς τὴν γενεάν τιν' ἱπποδρόμων τῶν παλαιῶν καὶ εἰς τὴν αὐτῶν ἀποτίμησιν*, *ἥτοι ἱπποδρόμος τοῦ γενεαίου πολλῶν εἰς τὸ τέλος τῆς Κωνσταντινουπόλεως μεταξὺ Ἀδριανῶν καὶ τῶν πολιτῶν*, d. i. auf den Angriff der Barbaren und dessen Verhütung, oder die Darstellung des Kampfes, der

unter den Mauern von Constantinepel zwischen den Aaren und den Bewohnern stattgefunden. Georgios gibt darin eine Beschreibung des Kampfes, der, während der Abwesenheit des Heraclius aus dem zweiten Kriegszuge wider Chosroes und die Perser (626), zwischen den von dem bedrängten Chosroes zu einem unmittelbaren Angriff auf die Hauptstadt des Reichs angetriebenen Aaren, unter den Mauern dieser Stadt stattgefunden und mit der Niederlage dieser wilden Krieger endigte. Der Dichter beginnt mit einer Schilderung der Aaren, ihres Ursprungs, ihrer Sitten, ihrer Wildheit u. dgl., welche über hundert Verse einnimmt, und geht dann erst auf den Gegenstand seiner Erzählung über, indem er den Patriarchen Sergius (B. 139, vgl. 12) anredet, an den, wie es scheint, das ganze Gedicht gerichtet ist. Denn nächst der Mutter Gottes, durch deren Beistand der Sieg über die Aaren errungen, ist es zunächst Sergius, der zu diesem Siege das Meiste beigetragen und darum auch ganz besonders in diesem Gedichte gepriesen wird; auch war ihm allerdings von Heraclius die Sorge der Stadt während der Abwesenheit des Kaisers übertragen worden. So hat auch dieses Gedicht einen gewissen panegyrischen Charakter, der bei der historischen Benützung desselben nicht außer Augen zu lassen ist; von Uebertreibungen in der Darstellung und andern poetischen Auswüchsen ist es so wenig wie das vorhergenannte frei geblieben und in Bezug auf Sprache und Ausdruck auf gleiche Linie zu stellen. Auf den in diesem Gedichte vertheilten Sieg bezieht sich auch der *ῥυθὸς ἀνάστατος*, der nach Duerri's Ansicht ebenfalls als ein Werk dieses selben Dichters anzusehen ist. Diesem jedenfalls bezuzulegen ist das kleine, auf die Auferstehung Christi in 129 jambischen Senaren abgefaßte Gedicht: *εἰς τὴν ἀνάστασιν τοῦ Χριστοῦ τοῦ ἡμεῶν ἀναστασίου*, der Dichter nimmt von dem Feste der Auferstehung Veranlassung, an den Flavianus Constantinus, den Sohn des Heraclius, sich zu wenden und unter Erhellung von christlichen Lehren ihn zur Nachahmung der Thaten seines Vaters auszumuntern. So hat auch dieses Gedicht, dessen Abfassung um das Jahr 627 fällt, in welchem Heraclius abermals wider Chosroes und die Perser zu Felde gezogen war, dieselbe Tendenz. Der glückliche Ausgang dieses Feldzugs und die gänzliche Vernichtung des Chosroes gab dem Dichter Veranlassung zu einem weiteren panegyrischen Gedichte, dessen Abfassung unmittelbar nach dem Eintreffen der Nachrichten von diesem Ereignissen, etwa zu Ende des Jahres 628, sich mit allein Grunde verlegen läßt; es führt dasselbe die Aufschrift: *Ἡρακλίου ἥτοι εἰς τὴν τελειὰν πᾶσιν τοῦ λαοῦ βασιλέως*, und stellt sich somit als ein Epös dar, das zwar zunächst mit diesem letzten Feldzuge und der gänzlichen Besiegung des Chosroes sich beschäftigen sollte, aber mehr im Allgemeinen die Thaten des Heraclius durchgeht, und so einen allgemeineren panegyrischen Charakter mehr annimmt, als einen historischen, indem der letztere Theil hier offenbar in den Hintergrund tritt. So ist dasselbe in seinen beiden Abtheilungen oder *Ἀρσάκου*, die zusammen 471 jambische Senare enthalten, noch

94) Von p. XI—XXII. 95) Der Dichter sagt Aarona. II, 379: „οὐ τὸνδε αὐτὸν ἐπὶ τῶν ἐξ ἀνθρώπων λαμπρῶν ἀγῶν τῆς ἀνθρώπων.“ 96) S. besonders die Stelle Aarona. I, Vers 35—50.

weniger frei von den Uebertreibungen, die wir an den ähnlichen Gedichten eben bemerkt haben, indem der ganze Inhalt sich nur um die Persönlichkeit des Kaisers, dessen Kunst der Dichter zu gewinnen sucht, dreht und diese im glänzendsten Lichte erscheinen läßt.

Um das Jahr 629 läßt sich wohl mit Querci die Abfassung eines größeren Gedichtes verfolgen, das, wenn auch einem andern Kreise angehörig und einen ganz andern Stoff behandelnd, doch ebenfalls einen panegyrischen Charakter besitzt: *Ἐσαύτιστος ἡ κομνηνολία*; eine poetische Darstellung der Schöpfungsgeschichte, wie sie ja von so manchen christlichen Dichtern der griechischen wie der lateinischen Kirche unternommen worden ist. Auch dieses Gedicht scheint auf Veranlassung des Patriarchen Sergius unternommen und ausgeführt worden zu sein; ihm empfiehlt der Dichter sein Werk, das von dem Lobe dieses Kirchenfürsten nicht frei ist, im Uebrigen aber durch Betrachtung der göttlichen Herrlichkeit zur Frömmigkeit und Erhebung des Gemüths zu führen sucht. Es ist dasselbe in Jamben gleichfalls abgefaßt und unter allen Werken des Georgius Psida zuerst durch den Druck in der zu Paris 1584. 4. erschienenen Ausgabe des Friedrich Morell bekannt geworden, während wenige Jahre nachher Hieronymus Brunellus, der, wie es scheint, von dieser Bekanntmachung keine Kenntniß erhalten hatte, dasselbe Gedicht zu Rom 1590. 8. zugleich mit einigen Gedichten des Gregor von Nazianz und den Hymnen des Eusebius unter folgendem Titel herausgab: *τοῦ τοῦ ἁγίου πατρὸς ἡμῶν Κωνσταντίνου μεγάλου Ἀλεξανδρείας ἐπὶ ὧν ἰδρυέται καὶ γεννᾷται, διὰ στίχων λαυσιῶν*. Allerdings findet sich das Gedicht unter dieser Aufschrift in Handschriften vor, wiewol darüber, daß es kein Werk des Epiphanius, sondern des Georgius Psida ist, kein Zweifel obwalten kann, indem dafür ebenso wol die Autorität der andern besseren Handschriften, wie der Styl und Charakter dieses Gedichtes, die Behandlungsweise und der Ausdruck, der den übrigen Gedichten des Georgius Psida ganz ähnlich ist und nur bisweilen einen höhern Anflug nimmt, auf unzweideutige Weise spricht. Der Umfang dieses Gedichtes, das auch Euidas in der oben mitgetheilten Notiz unter den Poesien des Georgius Psida anführt, würde sich nach dieser Angabe auf 3000 Verse belaufen; dieselbe Zahl findet sich auch in einer andern von Labbé (Bibl. nov. mss. p. 385) mitgetheilten Notiz, kann aber kaum richtig sein, da in dem Gedichte, wie es jetzt von Querci in möglichster Vollständigkeit, in 1910⁷⁹) jambischen Versen vorliegt, keine Spur einer solchen Verstückelung, die ein ganzes Tausend von Versen vermischen ließe, vorliegt, weshalb Querci⁸⁰) vermuthet, es dürfte vielleicht bei Euidas statt *τρὶς χίλια* zu lesen sein *διὰ χίλια*, da immerhin einzelne Verse des Gedichtes ausgefallen sein können, schwerlich aber eine so bedeutende Zahl.

Zugleich mit dem Heraemeton hatte Morell noch ein

anderes, aus 262 Jamben bestehendes Gedicht herausgegeben: *εἰς τὸν μύταρον βίον*, und dasselbe, weil am Schlusse seiner Handschrift die Worte: *λείπει τάλλα* sich befanden, als ein unvollständig auf uns gekommenes bezeichnet. Es fehlt aber dieser Zusatz in der von Querci benutzten vaticaner Handschrift, und so sehr auch der Gegenstand des Gedichtes — die Eitelkeit und Nichtigkeit dieses irdischen Lebens — eine weitere Ausführung verkattet, so liegt doch, namentlich am Schlusse des Gedichtes, kein bestimmter Grund vor, nach dem Sinne und Inhalte des Ganzen, dasselbe für unvollständig oder mangelhaft zu erklären.

Verschieden von dem Inhalte und dem meist panegyrischen Charakter dieser Dichtungen ist ein anderes aus 731 Jamben bestehendes Gedicht, das die Aufschrift führt: *κατὰ δεσποτικῶς Σωφρονίου Ἀντιοχείας*, und in Handschriften demselben Verfasser, wie die eben besprochenen Gedichte, beigesetzt wird, was auch durch die ganze Darstellungs- und Behandlungsweise, wie insbesondere durch die Beilegung, die der Dichter selbst darin auf seine früheren Gedichte, in denen er die Thaten und Kämpfe des Heraklits besungen (s. besonders B. 24 fg. 693 fg.), nimmt, bestätigt wird. Es fällt die Abfassung desselben um das Jahr 630, wo der Kaiser Heraklius nach glücklicher Vertheidigung des Perserkrieges seine Thätigkeit der Beilegung der in der Kirche von den Monophysiten erregten Händel zuwendete (vergl. B. 72 fg.), gegen welche auch dieses Gedicht gerichtet ist, das die Widerlegung der monophysitischen Irrlehre zu seinem Gegenstande hat. Daß bei der Person, gegen welche der Dichter sich wendet, nicht an Iohannes Philoponus, wie von einigen Gelehrten angenommen ward, zu denken ist, hat Querci⁸¹) gezeigt; der nicht weiter bekannte Severus erscheint vielmehr als irgend ein Bischof, welcher die Lehre der Monophysiten insbesondere geküßt und vertheidigt hatte. Uebrigens empfiehlt sich dieses Gedicht von Seiten der Darstellung noch viel weniger wie die bisher genannten; es ist, wahrscheinlich auch in Folge des darin behandelten Stoffes, schwerfälliger und schwülziger ausgefallen und bietet dem Verständniß nicht geringe Schwierigkeiten.

Den panegyrischen Versuchen in Versen läßt sich noch der einzig bis jetzt bekannte, ähnliche Versuch in Prosa anreihen, die Lobrede auf den Martyr Anastasius: *ἐκλογαὶ εἰς τὸν μάρτυρα Ἀναστασίου*, auch von Euidas, wie wir oben gesehen, erwähnt, und durch Querci zuerst aus einer florentiner Handschrift bekannt gemacht; es zeigt auch in Bezug auf die Behandlung und Darstellung keine Verschiedenheit von den bisher aufgeführten poetischen Versuchen dieses Georgius Psida.

Einige andere Reste von Poesien, ebenfalls meist panegyrischen oder doch beschreibenden Inhalts, hat Querci unter der Aufschrift *Ἐπιγράμματα καὶ ἀποσπασμένα* zusammengefaßt; es kommen darunter die auch

79) In Morell's Ausgabe zählt das Gedicht 1890 Verse, bei Brunell 1890. 80) J. Praefat. p. X.

80) J. Praefat. p. XX. Eusebius irrig ist daher die Annahme von einem wider Philoponus eigens abgefaßten Gedichte des Georgius Psida; vergl. Fabricius und Harkes, Bibl. Graec. VIII. p. 617.

thon früher mehrmals¹⁾ publicirten Jamben auf den Tempel der Mutter Gottes zu Constantinopel in Blachernis, andere Gedichte auf die Mutter Gottes, auf den Heiligen Thomas und andere Heilige oder Märtyrer vor; auch läßt es sich wohl annehmen, daß der Dichter noch andere, uns nicht mehr bekannte Gedichte, insbesondere auch ein größeres Gedicht über die von Heraklius im Oriente vollführten Thaten²⁾, gedichtet, jedoch Sicheres darüber ist uns nicht bekannt; ein geschichtliches Werk hat er aber sicher nicht abgefaßt und wird derselbe ebenso wenig für den Verfasser des Chronicon Alexandrinum oder Psephale gelten können³⁾. Ebenso wenig kann er zum Verfasser des von F. Morell unter dem Namen des Empedokles im J. 1564 herausgegebenen Gedichtes astronomischen Inhalts über die Sphäre angesehen werden, wie D. Septimius Florentius Christianus vermuthete⁴⁾.

Was nun den Charakter dieser Poesien im Allgemeinen betrifft, so läßt sich auf dieselben im Ganzen fast gleichmäßig das anwenden, was schon oben bei dem ersten der Gedichte speciell bemerkt worden ist: Georgius Pisidas gehört zu den Dichtern der späteren Zeit, die durch eine zierliche und gesuchte Form, durch eine gewählte, oft freilich auch gekünstelte und überladene Sprache zu glänzen und ihren Beruf als Dichter zu erweisen suchten; daher auch auf die metrische Gestaltung viele Sorgfalt verwendet wird und die jambischen Senare, in welchen Georgius dichtete, noch ziemlich rein und ohne wesentliche Abweichungen von dem Gebrauche früherer Dichter gehalten sind, wiewol es immerhin auffallend erscheinen und als ein Zeichen des Verfalls und Sinkens betrachtet werden kann, daß der Dichter, der im Sinne und Geiste und nach dem Vorbilde eines Pometus und der älteren Epiker seinen Anlauf nimmt, nicht auch das gleiche Metrum, den heroischen Hexameter, dazu genommen hat. Und doch scheint Georgius Pisida, eben durch die strengere Beobachtung in der äußeren Form, selbst Vorbild für die späteren Dichter geworden zu sein, so daß er selbst neben einen Euripides gestellt⁵⁾ und von Plessius⁶⁾ eben in Bezug auf die metrische Form, wie in Bezug auf die Sprache und den würdevollen und erhabenen Ausdruck der Gedanken ungemein hoch gestellt wird. Wenn dieses übertriebene Lob schwerlich bestehen wird, so wird man desto eher dem Urtheile des gelehrten Querci beipflichten können, welcher in folgender

Weise sich darüber ausgesprochen hat⁷⁾: „Etsi plurimis in locis Pisidiae earum ita elucet, ut veterum poetarum gratiam et venustatem non desideres, saepe etiam ita frigescit, ut in scribendo dormitas et auctorem non modo sentias sed etiam indignis quam nunquam; ceterum quantum ille sublimitate carminis assurgere et se elatere potuerit, praecipue ostendit in Hexaemero, in quo omnia sententiarum floribus et urbanitatis quodam solo conspersa sunt: in omnibus autem ejus operibus contemplari licebit admirantem pil scriptoris imaginem, suavissimos mores, eximiam probitatem, qua se, dum numerose eandem versus leniter affluit, legentium auribus inculcat atque commendat.“

Die Gedichte des Georgius Pisida, wie wir sie im Einzelnen durchgegangen haben, finden sich nur in einer einzigen Ausgabe zusammengestellt, welche als Nova Appendix historiae Byzantinae, und zwar der venediger Sammlung, zu Rom 1777. Fol. unter folgendem Titel erschien: *Georgii Pisidae de expeditione Heraclii contra Persas aeraoas tres: Ejusdem bellum Abarieum; Ejusdem hymnus acanthistis; Ejusdem in sanetam J. C. domini nostri resurrectionem; Ejusdem Heraclidii aeraoas duae; Ejusdem Hexameron s. de opere sex dierum; Ejusdem de vanitate vitae; Idem contra Severum; Ejusdem encomium in Anastasium martyrem; Ejusdem Scaeniorum fragmenta. Quae omnia versibus descripta, ex MSS. collecti, emendavit et Intine veritit, notisque illustravit Jos. Mar. Querci, Florentinus. Nur die drei Gedichte, welche einen historischen Werth haben, sind unter folgendem Titel: *Georgii Pisidae Expeditio Persica, Bellum Abarieum, Heraclias. Recognovit Imn. Bekkerus* (Bonnae 1836.), in die konner Sammlung der Byzantiner (hinter Paulus Sitenarius und vor Nicephorus, welche mit Georgius einen Band bilden) übergegangen, und werden hier in einem hier und dort mit Hülfe einer pariser Handschrift berichtigten Texte, dem die lateinische Uebersetzung, sowie die Noten und die Vorrede des italienischen Herausgebers beigefügt ist, mitgetheilt. Von den übrigen Gedichten erschien das Hexameron nebst dem Gedichte: „Ueber die Eitelkeit des Lebens,“ früher, wie wir bereits bemerkt haben, im Druck zu Paris 1585. 4. durch Friedr. Morell mit einer in Jamben ebenfalls abgefaßten lateinischen Uebersetzung, die nachher Duval durch eine bessere und verständlichere ersetzt hat; diese Ausgabe von Fr. Morell ward wiederholt 1596. 8. zu Heidelberg (e typographico H. Commelini), dann in Jac. Lectius. Corpus Poet. Graece. (Stuf 1614. Fol.) T. II. p. 241 seq., in Hinc Christ. Poemata. gaza instructiss. bei dessen Bibl. Patr. (Paris. 1624. fol.) p. 387 seq. und in der Ausgabe 1644 T. XIV.; außerdem soll dieses Gedicht auch in der zu Constantinopel 1802. 4. erschienenen Sammlung verschiedener Gedichte: *Ἱστορικῶν ἀπομνημονίων* befindlich; in lateinischer Uebersetzung findet sich das*

1) In des Gangius Rezen zu Zenaraz p. 65 seq., bei Anacletus Banduri Imper. Orient. Lib. VII. p. 177. bei Fabricius, Bibl. Graec. VII. p. 693 der älteren, VII. p. 615 der neueren Ausgabe von Harles. 2) So vermuthet Querci Praefat. p. XXI und XXII. 3) f. ebenso Plessius p. XXXI seq. Bergl. Fabricius l. c. VII. p. 419 seq. 472 seq. ed. Harl. 4) f. bei Querci Praefat. p. XXIV. Fabricius und Harles, Bibl. Graec. I. p. 814 seq. 5) In einer bei Querci Praefat. p. XXXV mitgetheilten Notiz einer vatikanischen Handschrift heißt es: „ἐν τῷ οὗτὸν τὰ λαμπρὰ λογιώτατα καὶ τὰς ἐπὶ τῷ ἑκτονισμῷ, ἡλικίᾳ σου καὶ τῷ ἑκτονισμῷ ἐν αὐτοῖς: ἔστι δὲ ἑκτονισμὸς τὸ πᾶν τὸ καλὸν καὶ τὸ καλὸν.“ 6) In den Brief des Plessius auf die Frage des Antoninus Dufa: *vis origines scriptorū, & ἑκτονισμῶν ἃ ἡλικίᾳ, bei Leo Allatius, de Georgis* (p. 310) oder in Fabricius, Bibl. Graec. XII. p. 7 seq. ed. Harl.

II. Suppl. I. B. u. S. Erste Section. LX.

7) Praefat. p. XXXVI seq.

Heracron nebst dem Gedichte De vanitate vitae in der Biblioth. Patr. Lugdun. Max. (1677. fol.) T. XII. p. 322 seq.

Ueber Georgius Pisdos s. Case, Script. Eccless. hist. p. 330 seq.; *Udinus*, Comment. de script. eccless. T. I. p. 1613 seq., welche jedoch, ebenso wie Leo Alatiatus (De Georgius), einzelne unrichtige Angaben enthalten, die zum Theil von Harleß in *Fabricii* Bibl. Graec. VIII. p. 612 seq., vergl. XII. p. 5 seq., berichtigt worden sind. Die besten Angaben finden sich in der Praefatio des Jes. Mar. Quercii, die mit allem Rechte auch in Bekker's Ausgabe wieder abgedruckt worden ist. Dort ist auch (p. XXV seq.) am genauesten von den verschiedenen Handschriften der Gedichte des Georgius Pisdos gehandelt.

XL. Georgios Presbyter, auch Eleusinus *), wie sein früherer Name war, den er mit dem Namen des heiligen Marktes Georgios verkaufte, fällt unter die Zeit der Regierung des Heraklius und seiner Söhne gegen die Mitte des 7. Jahrh. nach Chr.; aufgenommen von Theodor von Syra, schrieb er nach dessen Tode das Leben desselben, welches in einer lateinischen Uebersetzung bei Surius zum 22. April sich abgedruckt findet; s. *Udinus*, Comment. de SS. eccless. I. p. 1612 seq. *Fabricius*, Bibl. Graec. XII. p. 14. ed. Harl.

XLI. Georgios Ramnata, ein griechischer Dichter, der nach Versicherung des Leo Alatiatus Gedichte auf verschiedene Heilige in griechischer Sprache gedichtet hat, die sich noch handschriftlich befinden, ohne bis jetzt gedruckt worden zu sein; s. *Fabricii* Bibl. Graec. XII. p. 37, vergl. XI. p. 78. ed. Harl.

XLII. Georgios Sanguinatus, Consul in Rom und Comes Palatinus Lateranensis unter Papst Nicolaus V. (also um 1450), wird als der Verfasser eines an diesen Papst gerichteten, in politischen Versen abgefaßten Gedichtes, welches von den Theilen des menschlichen Körpers handelt, genannt; dieses bis jetzt noch nicht durch den Druck bekannt gewordene Gedicht führt in einer pariser Handschrift die Aufschrift: *Ὁμοιοποιία τῶν μελῶν τοῦ ἀνθρώπου*, und scheint kaum von dem in einer Wiener Handschrift befindlichen Gedichte verschieden, welches die Aufschrift trägt: *Ἐκφυσις τοῦ Ὑπὸ τῶν ἀντὶ τῶν τοῦ σώματος μελῶν*; außerdem soll in einer pariser Handschrift sich noch ein anderes Werk dieses Verfassers über den Puls befinden; s. das Nähere bei *Fabricius*, Bibl. Graec. XII. p. 135. ed. Harl.

XLIII. Georgios Scholaris, f. Gennadius.

XLIV. Georgios Scordylus, ein griechischer Priester, Verfasser eines Schottium zu dem St. Epigramme des Johannes Geometra, welches Friedr. Morell in seiner Ausgabe des Paradiß dieses Johannes, zu Paris 1595. 4., beigefügt hat. Weiter ist derselbe nicht bekannt.

XLV. Georgios Seyliza, wird als Verfasser eines größeren, aber noch nicht gedruckten Liedes auf den heiligen Martyr Georgius von Leo Alatiatus angeführt.

Aber die angebliche Chronik desselben dürfte wol auf einer Verwechslung mit der Chronik des Johannes Seyliga beruhen; vergl. *Fabricius*, Bibl. Graec. XII. p. 37. ed. Harl.

XLVI. Georgios Siculus, ein griechischer Dichter, von welchem ein Gedicht auf den heiligen Demetrios Myroblytes in den griechischen Menäen auf den 28. Oct. sich findet, wie Leo Alatiatus angibt, der jedoch das Zeitalter dieses Dichters nicht zu bestimmen vermag. Nach Mongitor *) und Andern wäre dieser Georgius ein in der griechischen Literatur und Sprache, in der er zu Constantinopel sorgfältig unterrichtet worden, wohlgelehrter Bischof von Syrakus in der zweiten Hälfte des 7. Jahrh. gewesen, der bei dem Ueberfalle der Stadt durch die Sarazenen von diesen erschlagen worden sei; ihm werden auch andere ähnliche Lieder auf die Feiern der Geburt Christi beigelegt. Von dem oben erwähnten Georgios von Nicomedia, der ebenfalls solche Lieder dichtete, muß dieser Georgius immerhin unterschieden werden; bei dem öfteren Vorkommen des Namens Georgius in der byzantinischen Literatur dürfte es aber schwer sein, zu bestimmen, welcher Georgios denn eigentlich der im Allgemeinen und vorzugweise als Hymnograph bezeichnete Georgius gewesen, unter dessen Namen Leo Alatiatus eine Reihe von solchen kleineren und größeren, zum kirchlichen Gebrauche bestimmten Liedern, welche auf einzelne Heilige und Märtyrer gedichtet sind, aufzählt, nach den Aufschriften, wie nach den Anfangsworten derselben. Eine Bekanntmachung dieser Lieder durch den Druck ist, soweit wir wissen, bis jetzt noch nicht erfolgt; s. das Nähere bei Leo Alatiatus in *Fabricii* Bibl. Graec. XII. p. 34 seq., mit den Worten von Harleß.

XLVII. Georgios, mit dem Beinamen Synceulus, nach der Würde, die er bei dem Patriarchen Tarasius von Constantinopel als dessen *Συνάλλος* bekleidete, ein gelehrter Mönch, von Theophrastus, der das Werk des Georgius fortsetzte, als Abt und ausgezeichneten Mann bezeichnet **), ist uns nach seinen Lebensverhältnissen nicht weiter bekannt und nur durch die von ihm hinterlassene Geschichte zu unserer Kunde gelangt. Da Tarasius im J. 806 gestorben ist und Georgius selbst am Eingange seines Werkes erklärt **), daß er die Geschichte von Beginn der Welt bis zu dem Jahre 800 p. Ch. in seinem Werke zu behandeln gedente, so läßt sich derselbe wolfügig in den Anfang des 9. Jahrh. p. Ch. verlegen. Wie lange er gelebt und wann er gestorben, läßt sich nicht angeben; jedenfalls ist er gestorben, noch ehe er seinem Werke, das nur bis auf Diodetianus reicht, die von ihm beabsichtigte Vollenbung geben konnte. So verfehlt uns auch ausdrücklich derselbe Theophrastus, der sein Werk fortgesetzt hat. Dieses Werk ist unter folgender Aufschrift auf uns gekommen:

*) Bibl. Sicula. T. I. p. 255. *Oetas. Cajetanus*, Animadvers. ad Sancti Siculi. T. I. p. 154. T. II. p. 273. 9) Am Anfang seiner Chronik: „ὁ μὲν μακαριώτατος Ἀββὴς Γεωργιος ὁ Σύναλλος γρονθὸς Ταρσίου τοῦ ἀμεινίστου Πατριάρχου Κωνσταντινουπόλεως, ἡλιγμὸς αὐτοῦ καὶ πολυμαθία τοῦ κ.τ.λ.“ 10) f. p. 6 (bei Dindorf p. 10).

*) „Vergl. über ihn den ausführlichen Artikel eines andern Mitarbeiters S. 231 sp.“ (Rebacc.)

Ἐκλογὴ Χρονολογικὴ συντάχσας ἐνὶ Γεωργίῳ με-
ταξὺ Σεβαστῶν γενομένης Ταραχῆς Πατριάρχου Κων-
σταντινουπόλεως ἀπὸ Ἀδὰμ μέχρι Δουλιμανῶν, welcher
Titel inzwischen kaum von dem Verfasser selbst in dieser
Weise gesetzt erscheint, da derselbe sein Werk selbst, da,
wo er am Eingange desselben Plan und Umfang desselben
angibt, einfach *Χρονικὸν* nennt¹¹⁾. Sein Werk nimmt
unter den verschiedenen Schriften der Art, wie sie die
byzantinische Literatur aufzuweisen hat, die erste Stelle
ein und erscheint als der erste Versuch, die Weltgeschichte,
mit besonderer Beziehung auf Christus und dessen Er-
scheinung, als Mittelpunkt des Ganzen, nach ihren
Hauptpunkten in einer streng chronologischen Folge und
mit besonderer Beachtung der Zeitfolge und genauer An-
gabe des Eintrittes jedes der in diese Darstellung auf-
genommenen oder darin erwähnten Ereignisse darzustellen.
Es beginnt dasselbe, wie es nun auch fortan bei
allen ähnlichen chronistischen Werken der Art der Fall ist,
mit der Erschaffung der Welt; nachdem das Schöpfungs-
werk erzählt ist, geht der Verfasser zu der eigentlichen
geschichtlichen Erzählung über, wobei er bemerkt, daß er
die weiteren Ereignisse von Adam an zunächst aus der
heiligen Schrift und den namhaftesten, mit derselben
übereinstimmenden Geschichtschreibern¹²⁾ entnommen, mit
Ausnahme des Wenigen, was in seine eigene Zeit falle
(die jedoch, wie schon bemerkt, der Verfasser nicht mehr,
wahrscheinlich durch den Tod verhindert, behandeln
konnte); aus diesen Quellen vor er bemüht, eine über-
sichtliche Darstellung der Ereignisse (*ἀόριτος*) zu geben,
ebenso sehr auf die Uebereinstimmung und die Wahrheit,
wie auf die Reihenfolge der Ereignisse bedacht; wie denn
das Chronologische bei dieser ganzen Zusammenstellung
denkwürdiger Ereignisse, Begebenheiten, namhafter Per-
sönlichkeiten jeder Art als das wesentliche, den Charakter
des Ganzen bestimmende Merkmal erscheint, durch wel-
ches die Aufnahme dieses oder jenes Ereignisses über-
haupt bestimmt erscheint. Denn in dieser Beziehung
erscheint Georgius als ein reiner Compiler, der seine
Excerpte nicht immer mit der gehörigen Voricht und
Kritik gemacht, der manche unnütze Wiederholung in den
Tag hinein, sowie mancherlei Verwirrung, namentlich in
den Angaben der Jahre, sich hat zu Schulden kommen
lassen und dadurch den beständigen Tadel eines Jes. Scal-
iger hervorgerufen hat¹³⁾; der Hauptzug seines Werkes
und die große Bedeutung, die dasselbe jetzt für uns an-
spricht, liegt eben in den chronologischen Angaben, die
uns hier den Abgang der derartigen ähnlichen Werke
einer früheren Zeit ersetzen und bei diesem Mangel an
andern Quellen für uns eine ungemeine Wichtigkeit be-

sitzen, zumal da Georgius aus guten und verlässigen
Quellen schöpfte, unter denen insbesondere die verlorenen,
jetzt durch die armenische Uebersetzung näher bekannt ge-
wordene Chronik des Eusebius eine Hauptstelle einnimmt,
ja von Georgius fast ganz ausgegeschrieben erscheint¹⁴⁾.
Auf diese Weise ist uns diese Chronik, ungeachtet mancher
ihr anhaftenden Mängel, unter denen Mangel der Kritik
am sichtbarsten hervorritt, doch eine Hauptquelle für
die chronologische Bestimmung so vieler Ereignisse und
Personen des gesammten Alterthums, ja ganzer Ab-
schnitte und Perioden geworden, ihr Werth demnach,
als eines unentbehrlichen Hilfsmittels für die geschicht-
liche Kunde des Alterthums, unbestreitbar. Die erste
Ausgabe dieses wichtigen Werkes lieferte Jac. Geor.
in der pariser Sammlung der Byzantiner 1652. Fol.,
wieder abgedruckt in der venetianer Sammlung 1729.
Fol. und in einem hier und da berichtigten Zerte, in
der bonner Sammlung von Witzl. Dindorf 1829. 8. in
zwei Bänden. Im Uebrigen vgl. außer der Praefat.
von Jac. Geor.: *Rebrexii* Epist. ad F. A. Wolf. in
den Epist. Parisiens. (Lips. 1812.) p. 153 seq., auch
in Dindorf's Ausgabe zu Anfang des zweiten Bandes
aufgenommen. *Fabrieus und Hartes*, Bibl. Graec.
VII. p. 457 seq. XII. p. 24 seq.

XLVIII. Georgios Trapezuntius, einer der ge-
lehrtesten Männer, welche im 15. Jahrh. in Italien für
die Wiedererweckung und Beklebung der classischen Stu-
dien so thätig gewirkt haben, heisst zwar der Trape-
zuntier, und ist unter diesem von ihm selbst beilege-
ten Beinamen zum Unterschie von Andern desselben
Namens bekannt, war aber keineswegs aus dem alten
Trapezunt (Arbisehne), sondern führte diesen Namen
nur, weil das Geschlecht, dem er entstammte, sich aus
dieser Stadt abstammte; er war vielmehr geboren zu Kreta,
nach der gewöhnlichen Annahme am 11. April des Jah-
res 1396, nach Zeni's Berichtigung¹⁵⁾ am 4. April des
Jahres 1395. Ob er sich den Beinamen Trapezun-
tier lieber als den auf seine Heimath bezüglichen: Kret-
enser, darum gegeben, weil die Kretenser schon im
Alterthume übel berichtigt waren und es durch des
Apostels Paulus¹⁶⁾ Worte noch mehr geworden waren,
wie Zeni und Andere annehmen, wollen wir dahin ge-
stellt sein lassen, da sich auch andere Gründe annehmen
lassen, die den Georgius bestimmen konnten, von dem
durch die Commenen so berühmt gewordenen Stitz seiner
Ahnen seinen Beinamen zu wählen. Von der damals
der venetianischen Republik unterworfenen Heimath kam
Georgius nach Venedig, eingeladen durch Francesco
Barbaro¹⁷⁾, der sich auch dort als sein Gönner erwies
und ihm den Aufenthalt in dieser Stadt sicherte. Hier

11) f. p. 6 (p. 10. ed. Dind.). und dazu die Note von Geor.
(T. II. p. 140. ed. Dind.). — Ueber die bei einigen schlechten
gelehrten verkommenen Verwechselung dieser Chronik mit der des
Georgios Samaritios (f. oben Tr. XXI) hat schon Leo Al-
latius das Richtige richtigend bemerkt f. in *Fabriei* Bibl.
Graec. XII. p. 25 seq. ed. Hart. 12) Es heisst: „ἐκ τῶν
δυνάστεων γραφῶν καὶ ἐκ τῶν ἐμπροσθέντων ιστορικῶν τῶν
τοῦτον ἡμετέρον ἔγραψαν“ (p. 6 oder p. 9. ed. Dind.). 13)
Bergl. *Rebrexii*'s Abhandlung (T. II. p. 11 in der Dindorf's-
chen Ausgabe).

14) Jes. Scaliger schreibt am Eingange seiner Anmerkungen
zu dem von ihm (nach Georgius) abgedruckten griechischen Texte der
Chronik des Eusebius von diesem Georgius: „qui universam Eu-
sebio chronologiam sine ulla verborum immutatione in aucto-
rum volumine transulit.“ 15) f. an dem unten angeführten Orte
T. II. p. 3. 16) „Κρήτες ἀπὸ πόλεως, κατὰ ὅπλα, γυ-
ναικες ἔγραψαν“ im Briefe des Paulus an Titus 1, 12; f. dazu
die Ausleger. 17) f. die Distributio praefamiliaris zur Samm-
lung der Epistolae Fr. Barbari p. LXXVI seq.

erlernte Georgios das Lateinische, nicht sowohl bei dem damals zu Venedig lehrenden Guarinus, der ihm dies in einer Schrift vorwarf, sondern bei Victorinus von Setzer, den er selbst als seinen Lehrer in dieser Sprache ansetzt¹⁸⁾. Nachdem er sich einige Zeit in Venedig aufgehalten, auch dort öffentlichen Unterricht im Griechischen, das die gebildeten Bewohner dieser Stadt, schon um der vielen Beziehungen willen zu den der Republik unterworfenen griechischen Landschaften nicht entbehren konnten, erteilt hatte, wendete er sich von da nach Padua und schloß dort mit Franciscus Jellius eine Freundschaft, die sich bis an das Lebensende erhalten hat. Von da begab er sich nach Vienza, in Folge einer von dort an ihn ergangenen Aufforderung zur Uebernahme eines öffentlichen Lehramtes, das er jedoch, wenn wir seinem Zeinde Guarinus glauben, so schlecht verwaltete, daß er von denselben wieder entfernt ward, während es nach seiner Angabe vielmehr Reid und Eifersucht war, der ihm den Aufenthalt in dieser Stadt untraglich machte. Er eilte daher nach Rom, um des Jahr 1430, unter dem Pontificate des Eugenius IV., der ihn als Secretarius Apostolicus in seine Dienste nahm, in welchem Amte ihn auch Nicolaus V. (1447 fa.) beschäftigte, von dem er vielfachen Ueberhebungen griechischer Schriftsteller ins Lateinische veranlaßt ward, eben weil er der griechischen wie der lateinischen Sprache gleich mächtig war, auch darin, wie wir aus Manichum erfahren, zu Rom Unterricht erteilte. Aber eben diese literarischen Versuche, insbesondere die lateinischen Uebersetzungen von Schriften des Aristoteles, und Platon, wie wir sie weiter unten im Einzelnen ansähen werden, zogen ihn mit in die damals obwaltenden Streitigkeiten der Gelehrten, die für die Platonische, wie für die Aristotelische Philosophie Partei genommen und sich gegenseitig, je nachdem sie für die eine oder für die andere Philosophie gestimmt waren, aufs Heftigste befeindeten. Georgios nimmt unter den Vertheidigern und Vorführern der Aristotelischen Philosophie eine Hauptstelle ein; er unterließ keine Gelegenheit, seinem Haß wider Platon, dessen Lehre wie dessen Verherrlicher Laß zu machen und die letzteren, unter denen wir doch einen Cardinal Bessarion und andere der ausgezeichnetsten Männer jener Zeit in Italien finden, aufs Heftigste anzugreifen. Wenn man ihn hörte, so war Platon und dessen Lehre die Ursache aller Ketzerei, alles Unglücks und alles Jammers, welcher Griechenland und den Orient betreffen, und in gleicher Weise auch die übrigen Theile Europa's, namentlich das Abendland, betreffen wird¹⁹⁾, wenn Platon's Lehre weiteren Eingang und Verbreitung findet, während Aristoteles desto mehr gehoben wird. Diese und ähnliche Aussprüche eines Mannes, der von Natur über-

haupt etwas Bänkelsches und Weisiges an sich gehabt zu haben scheint, mußten die Aufmerksamkeit des Papstes Nicolaus V., so sehr dieser auch sonst der Aristotelischen Philosophie und ihrer Verbreitung geneigt war, um so mehr erregen, als damit die ersten und hochgeachteten Würdeträger der Kirche, namentlich der edle, von Nicolaus selbst zur höchsten kirchlichen Würde erhabene Bessarion, in einer Weise angegriffen wurden, die ihre kirchliche Stellung und Würde gefährdete, in sofern die Lehre des Mannes, dessen Studium sie auf alle Weise zu fördern und zu verbreiten bemüht waren, als eine dem Christenthume durchaus entgegengesetzte und ganz verwerfliche dargestellt ward. Georgios ward von Rom entfernt, nicht freiwillig, sondern gezwungen²⁰⁾ mußte er diese Stadt verlassen, falls noch im J. 1452, wie ein von Nizel aus, wohin er sich zunächst begab, an Franz Barbarus gerichtetes Schreiben (nr. CCL. p. 246) zeigt; daß er dort in sehr bedrängten Verhältnissen sich befand, zeigt ein anderes von Nizel aus, unter dem 23. Sept. an denselben Franciscus Barbarus, seinen hohen Gönner zu Venedig, der indessen bald darauf (1454) mit Tode abging, gerichtetes Schreiben²¹⁾. Er bittet seinen hohen Gönner darin um eine Verwendung bei der Republik Venedig, damit seiner Noth abgeholfen werde²²⁾, indem bei einer Familie von zwei Söhnen und fünf Töchtern seine noch paraten Mittel zur Subsistenz nur auf kurze Zeit noch ausreichen und bis jetzt noch keine Aussicht auf eine Unterstützung von Seiten des Königs vorhanden sei²³⁾. Der ganze Brief stellt seine elenemischen Verhältnisse in der traurigen Lage dar und bittet aufs Dringendste um Unterstützung zur Abhilfe derselben. Indessen scheint doch später ihm von Seiten des Königs Alphonso eine Pension oder Unterstützung zu Theil geworden zu sein; wir finden wenigstens mehrfach von den Biographen des Georgios dies als eine Thatsache angeführt, daß derselbe von dem genannten Könige mit einem namhaften Gehalte bedacht worden sei. Mit dem Tode des Königs (1458) wird aber wol diese Unterstützung wieder aufgehört haben, da wir den Georgios im J. 1459 wieder in Venedig finden, wo er seine Uebersetzung der Platonischen Bücher von den Geschenken dem Dogen Pasquale Malipiero überreicht und als Lehrer mit einem jährlichen Gehalte von 150 Dukaten in Geld angestellt wird²⁴⁾. Später muß

20) f. die Belege dazu bei Zent I. c. p. 13. 14. 21) Es ist in der Sammlung der Briefe des Franciscus Barbarus, der in sich sieben an denselben Georgios gerichtete Briefe abgedruckt finden, nr. CCL. p. 302. Die Hauptstellen daraus theilt auch Zent (p. 22. 23) mit.

22) Quare (so heißt es nicht unter Anderem in diesem Briefe) nunc liberalitatem tuam, ut etiam tunc scripserit et per te augumentum Venetiam ero, pauperis meae necessitudinem. 23) nec spes ulla provisionis regiae vel salarii vigeat.

24) f. die Belege bei Zent p. 12. Die Art und Weise, in der Georgios in der Betrede die Einrichtungen und Gehalte des venetianischen Staats mit dem Platonischen Gesellen verglichen hatte, erregten den besondern Beifall des Franciscus Barbarus und übten wohl auch bei den andern hochgestellten Männern dieses Staats den gleichen Einfluß; f. den Brief des Fr. Barbarus nr. CCL. p. 293 seq.

18) Nach einer von Zent (p. 3) aus einer ungedruckten Schrift des Georgios mitgetheilten Notiz. Indessen scheint Zent selbst an einer andern Stelle (I. Bd. S. 228) die Angabe des Guarinus, die auch noch durch ein anderes Zeugniß bestätigt wird, nicht so ganz zu verworfen, da ihm das Aberglauben des Georgios, eines Griechen, natürlich scheint (na ad un Greco non costa molto il mentire). 19) f. das Köpfer bei Zent p. 22.

er jedoch wieder nach Rom sich gewendet haben, da er dort im J. 1468 die Geschichte und das Martyrium des heiligen Andreas von Chios niederschrieb in Folge eines Gelübdes, das er auf einer einjährigen Reise nach Konstantinopel (1465) unternommenen Reise nach Konstantinopel, wo er bei der Rückkehr in Lebensgefahr gekommen, abgelegt hatte²⁹⁾. In Rom scheint er ebenfalls mit Unterricht, wie mit literarischen Arbeiten sich beschäftigt und dadurch seinen Lebensunterhalt gewonnen zu haben, ohne daß jedoch seine Lage eine glänzende gewesen, im Gegentheil, Raphael Holzeranus³⁰⁾, der als Knabe den Unterricht des schon greisen Georgius besuchte, macht von ihm eine traurige Schilderung. Um so weniger glaublich ist die Angabe³¹⁾, daß Georgius dem Papste seine Werke überreichte, in der Hoffnung, von ihm eine glänzende Belohnung zu erhalten; als er aber nur 100 Dukaten erhalten, so habe er, im Unwillen über die geringe Belohnung und den Groll des Papstes, das Geld in die Tiber geworfen, mit den Worten: „Periere labores, pereat et eorum ingrata merces.“ Es ist aber diese Nachricht um so weniger glaublich, als Georgius mit dem Papste Sixtus IV. in freundlichen Verhältnissen stand, indem das von ihm unvollendet hinterlassene, von eben diesem Papste ihm aufgetragene Werk der Uebersetzung des Volemäischen Almagest nach des Vaters Tode von dem Sohne Andreas dem Papste, eben als Zeichen der Verehrung und der Dankbarkeit, bediebt ward. Da nun Papst Sixtus IV. selbst im J. 1484 am 12. Aug. verstorben, so muß auch der Tod des Georgius jedenfalls vorher schon erfolgt gewesen sein, und ergibt sich daraus zur Genüge, daß die gewöhnliche Annahme, welche den Tod des Georgius um 1486 oder (mit Lambecius³²⁾) um 1485 ansetzt, nicht richtig sein kann³³⁾. Mindestens um Anfang des Jahres 1484, wo nicht schon das Jahr zuvor, muß Georgius gestorben sein, nachdem er zuletzt noch, wie bemerkt wird, den Gebrauch des Gedächtnisses verloren hatte; immerhin hat er ein sehr hohes Alter von circa neunzig Jahren erreicht. Bei dem Winternovembert, wo er gewohnt, soll er auch zur Erde bestattet worden sein³⁴⁾. Folgendes Epitaph eines unbekannten Verfassers wird angeführt:

Hac urna Trapezuntii quiescent
Georgii ossa, parum diu amici,
Quod acri et nimium procaele lingua
Platonem, superis parem, petiuit.

Die Schriften des Georgius von Trapezunt sind zahlreich und mannigfaltig, in Bezug auf ihren Inhalt, wie in Bezug auf die Form; theils sind es Uebersetzungen aus dem Griechischen ins Lateinische, von Werken der klassischen älteren Literatur, namentlich des Platon und Aristoteles, wie von Werken der christlichen

Zeit, der sogenannten Kirchenväter; theils sind es eigene Aufsätze oder Abhandlungen theologischen und andern gemischten Inhalts, in griechischer Sprache geschrieben; endlich haben wir auch noch eine Reihe von Schriften, in lateinischer Sprache abgefaßt, theils aus persönlichen und andere Verhältnisse bezüglichen, oder durch seinen Unterricht in der lateinischen Sprache, wie in der Rhetorik u. dgl. herbeigekommen. Das vollständigste Verzeichniß dieser Schriften, der gedruckten wie der ungedruckten, hat Zemi³⁵⁾ gegeben, dem daher auch Nicéron³⁶⁾ folgt; die Angaben des Leo Allatius, nebst den Bemerkungen des Fabricius und Harles³⁷⁾ sind damit zu verbinden.

An erster Stelle unter diesen Uebersetzungen wird gewöhnlich die Uebersetzung des Eusebius genannt: Eusebii de praeparatione evangelica libri XIV; sie ist mit einer Zuhilfenahme an den Papst Nicolaus V. versehen, worin der Uebersetzer versichert, daß er, nach dem Willen des Papstes, Manches zu übersezen abständig gelassen, was als Irrthum, namentlich in der Lehre von der Dreieinigkeit anzusehen sei³⁸⁾. Allein man sieht bald, daß Georgius keineswegs bloß von dieser Rücksicht in der Art und Weise, wie er sein Werk zu Stande gebracht hat, getrieben sein konnte, indem dasselbe nur zu sehr die Spuren der Eile an sich trägt und trotz der unüßbaren Befähigung des Georgius zu einem solchen Unternehmen die Erwartungen der Leser nur zu sehr täuscht; die einzelnen Abschnitte des Originals sind oftmals durcheinander geworfen, ganze Sätze und Abschnitte weggelassen oder einkirrtelt, ja das letzte Buch des Eusebius, der hier in einem ganz andern Lichte erscheint, fehlt ganz³⁹⁾. Dies scheint auch dem Papste selbst so wenig entgangen zu sein, daß er, nach einer bei Zemi⁴⁰⁾ mitgetheilten Nachricht, einem andern gelehrten Geistlichen, Andrea Contrario, den Auftrag ertheilte, diese Uebersetzung zu verbessern, was jedoch nicht zur Ausführung gekommen zu sein scheint, indem dieselbe später dem Drucke übergeben und zu Venedig mehrmals (apud Nicol. Jenson) 1470, 1472, fol. (per Leonhardum Aurel.) 1497, zu Paris 1534, auch früher zu Trevi 1480.⁴¹⁾ Fol. erschienen ist. Später ist sie nicht mehr wieder abgedruckt worden, da bei den allgemein anerkannten Mängeln dieser Ausgabe Franz sich entschloß, seiner Ausgabe des Eusebius (Paris 1628. Fol.) eine neue Uebersetzung beizufügen, die allerdings jene Mängel beseitigt hat.

An zweiter Stelle läßt sich anführen die ähnliche Uebersetzung eines Werkes des Eyrillus: D. Cyrilli

29) Vergl. Nicéron's Nachrichten u. s. w. von S. 3. Baumgarten. (Halle 1754). 11. Bd. S. 21. Brucker, Hist. philol. IV. p. 66 seq. 30) f. Comment. VI. p. 278. 31) f. bei Zemi p. 5. 6. 32) f. bei Zemi p. 23 aus Lambecius, Comm. bibl. Caes. V. p. 376.

33) p. 6 seq. 34) l. c. p. 25 seq. 35) Bibl. Graec. XII. p. 72 seq. 36) „Quare“ f. Georgius hinc, „autibus tuo jussu amputatis, roas solummodo latinis hominibus hac traductione obtulimus.“ 37) „Ita“ f. scribit unter Andreem Wiger von dieser Uebersetzung, „capitulum ordinem numerumque (Trapezuntinus) mutat, ita sententias, periodos, paginas nonnunquam integras modo interpolat, modo, quod longo gravius est, expungit ac rescant: librum certe decimum quantum ne addigit quidem etc.“ 38) l. c. p. 7. 39) f. bei Fabricius und Harles, Bibl. Graec. VII. p. 344. XII. p. 73.

Alexandrini thesaurus de sancta et consubstantiali trinitate. Diese lateinische Uebersetzung des Werkes dieses berühmten Kirchenvaters über die Trinitätslehre, zu welcher der Verfasser durch den Papst Nicolaus V. gleichfalls veranlaßt worden zu sein scheint, leidet an denselben Mängeln, wie die eben genannte des Eusebii; Georgius ist auch hier mit derselben Willkürlichkeit verfahren, er hat sich Auslassungen, Umstellungen und Veränderungen erlaubt, die uns in derselben keineswegs das reine Werk des Cyrillus erkennen lassen, (sodas Bonaventura Buleonius³⁹) sich entschloß, eine neue getreue lateinische Uebersetzung zu liefern (1576), die auch nach seinem Tode der großen, zu Paris von J. Aubert 1638. Fol. gelieferten Ausgabe der Werke des Cyrillus (Tom. V.) einverleibt ward, nachdem früher die Uebersetzung des Georgius besonders zu Paris 1514. Fol. erschienen und daraus in die (lateinischen) besserer Ausgaben der Werke des Cyrillus 1521, 1546 und 1566. Fol. übergegangen war⁴⁰).

Weniglicher Art ist die Uebersetzung eines andern Werkes desselben Kirchenvaters: D. Cyrilli commentarii in Evangelium Johannis; Georgius verfuhr auch hier mit gleicher Willkür und ließ sogar vier Bücher dieses Werkes (V—VIII) ganz aus, wahrscheinlich weil er sie in der von ihm benutzten griechischen Handschrift nicht vorgefunden hatte. In dieser Gestalt gab Chlichtovetus zuerst aus einer römischen Handschrift diese Uebersetzung heraus zu Paris 1508⁴¹), wobei er die fehlenden Bücher ergänzte; ein zweiter Abdruck erfolgte zu Paris 1520. Fol., sowie in den erwähnten besserer Ausgaben. In Auberts Ausgabe ist eine neue Uebersetzung des Herausgebers beigelegt.

In dieselbe Zeit des Aufenthalts zu Rom unter Papst Nicolaus V. fällt wol auch die Uebersetzung einer Schrift des Gregor von Nyssa: Gregorii Nysseni — de vitae perfectione s. vita Moysi liber etc., welche besonders zu Wien 1517. 4. im Druck erschien, und zu Basel (bei W. Ottonander) 1521. und 1562. 4. wieder abgedruckt ward, nachher aber in einer von Fr. Ducius vielfach berichtigten und verbesserten Gestalt in die (lateinische) Ausgabe der Werke dieses Kirchenvaters 1603 und in die spätere Textausgaben (1615. 1638 zu Paris) übergegangen ist⁴²). Leo Allatius⁴³) legt dem Georgius außerdem noch eine lateinische Uebersetzung beider Reden desselben Kirchenvaters de laudibus Basilii Magui fratris und de laudibus S. Athanasii bei, welche auf Veranlassung des Papstes Nicolaus V. ver-

anstaltet, in einer venetianer Handschrift noch vorhanden sein soll; nähere Nachrichten darüber fehlen.

Von den Homilien des Johannes Chrysostomus über das Evangelium Johannis lieferte Georgius auf Veranlassung desselben Papstes Nicolaus V. eine lateinische Uebersetzung, von welcher ein Abdruck unter den ersten Werken der Druckpresse, ohne Jahr und Angabe des Orts, wahrscheinlich Strassburg aus der Officin des Johannes Mentelin, angeführt wird⁴⁴), der dann auch wol in die älteren, mit dem 16. Jahrh. beginnenden, lateinischen Ausgaben der Werke dieses Kirchenvaters überging, während in den Ausgaben des griechischen Textes eine bessere, zuerst von Fr. Ducius (in dessen Ausgabe Paris 1609 fg.) benutzte und ergänzte lateinische Uebersetzung beigelegt ist. Uebrigens gilt aus von dieser Uebersetzung dasselbe, was von den Uebersetzungen des Eusebii, Cyrillus u. s. w. eben bemerkt worden ist, indem Georgius der älteren lateinischen Uebersetzung dieser Homilien von Anianus keineswegs eine bessere Form gegeben, wol aber dieselbe interpolirt und verderben hat⁴⁵).

Von den Schriften des heiligen Basilii Magni hat Georgius die wider Eunomius gerichtete, schon im christlichen Alterthum hochgeschätzte und von dem heiligen Hieronymus (Mastr. Script. 116) belobte Schrift übersezt: Basilii Magni libri contra Eunomium, und finden wir diese Uebersetzung bereits in den (lateinischen) Ausgaben der Werke dieses Kirchenvaters, welche zu Geln 1523 und 1531 (in aedibus Eucharirii Cervicornii) Fol., zu Paris 1523. Fol. und zu Basel 1540. Fol. (apud Hervagium⁴⁶) 1565. Fol. (apud Oporinum), zu Paris (1566. Fol. 1571. Fol.), zu Antwerpen 1568. Fol. (apud Philipp. Natium) 1616. Fol. (cur. Andr. Schotto) erschienen sind; daraus ist sie auch in die beiden pariser Ausgaben des griechischen Textes der Werke des Basilii 1618 und 1638. Fol. übergegangen. Das dritte Buch, worin die Lehre vom heiligen Geiste entwickelt wird, findet sich auch nach dieser Uebersetzung aufgenommen in die Sammlung der Genetien von Peter Erabbe zu Geln 1538. fol. p. 810 (Rom. 1526. fol.). Auch diese Uebersetzung trägt keinen von dem vorher geschilderten, verschiedenen Charakter; Jac. Billius, dann insbesondere Ducius und Gembrius haben auch hier ähnliche Willkürlichkeiten und manche Versehen nachgepflanzet⁴⁷); daher auch Garnier in seiner Ausgabe der Werke dieses Kirchenvaters (Paris 1721. Fol.) eine neue lateinische Uebersetzung beigelegt hat⁴⁸).

Wenn diesen verschiedenen Uebersetzungen aus dem Gebiete der kirchlichen Literatur auch noch eine ähnliche

39) Er sagt: „Ego — hunc Cyrilli thesaurum olim a Georgio Trapezuntio sive nou bona verum, quod multa passim transcurat, innumeris locis epistomen potius quam veram interpretationem dedisset, non paucis etiam de suo adieceret neque pauciora perperam transmississet, de integro latine verti et ordinem, quem Cyrillus tenuit, qui totus a Trapezuntio insaudita audacia permulatus erat, averti, in ut lectores Cyrilli thesaurum, qualis ille ab auctore concinatus est, sicut habuit.“ 39) Bergl. *Fabrieus* und *Harles*, *Bibl. Graec.* IX. p. 461, vergl. 454. 40) Ebendaf. p. 460 seq. und XII. p. 72. not. r. 41) Bergl. ebendaf. IX. p. 103 seq. 42) f. ebendaf. XII. p. 73. not. ee.

43) f. bei *Dibdin*, *Bibl. Spenc.* T. I. p. 196 seq. und *Hoffmann*, *Lexic. bibliogr.* T. II. p. 517. 44) f. bei *Fabrieus* und *Harles*, *Bibl. Graec.* VIII. p. 552. not. c. Mentelium in der Ausgabe der Opp. Chrysostomi Vol. VII. Praefat. §. VI. 45) In der besserer Ausgabe von 1552, welche Janus Cornarius besorgte, hat dieser die lateinische Uebersetzung geliefert. 46) f. die näheren Nachrichten bei *Fabrieus* und *Harles*, *Bibl. Graec.* IX. p. 22 seq. 47) Bergl. Garnier in der Praefat. T. I. p. 5 seq.

Uebersetzung der Legende von dem heiligen Barlaam und Josaphat (Historia de Barlaamo, cremita et Josaphat) beigelegt wird, welche unter dem Namen des Georgius von Trapezunt in der zu Basel 1548. Fol. erschienenen Ausgabe der Werke des Johannes Damascenus erschien, so kann diese Uebersetzung, selbst abgesehen von ihrer veränderten, den übrigen Uebersetzungen des Georgius keineswegs ähnlichen Fassung, schon darum kein Werk desselben sein, da schon Wierz von Brauvais (Spec. Hist. XV. 64), Petrus de Natalibus (X. 114) und Jacobus de Bergame (Hist. Lombard. 175) dieselbe kennen und Handschriften derselben sich vorfinden, die über die Zeit des Georgius von Trapezunt weit hinaustreichen, wie schon Koberger⁴⁸⁾ richtig bemerkt hat. Unter den Uebersetzungen der verschiedenen Werke des Aristoteles kann zwar die Rhetorik genannt werden: Aristotelis Rhetoricorum ad Theodectem libri tres, interprete Georgio Trapezuntio, welche schon 1523. Fol. zu Venedig im Drucke erschienen und darnach mehrfach zu Paris und Basel 1530, 1534, 1540 wieder abgedruckt worden, dann auch in die Ausgaben der Werke des Aristoteles zu Basel (1538), zu Venedig (1560) und zu Lyon (1578) aufgenommen worden sind⁴⁹⁾. Die *Problematum* wurden auf gleiche Weise von Georgius ins Lateinische übersetzt und sind, wie die mitgetheilten Nachweisungen zeigen⁵⁰⁾, noch handschriftlich an mehreren Orten vorhanden, aber durch den Druck nicht bekannt geworden⁵¹⁾. Außerdem werden von Leo Allatius⁵²⁾ noch weiter Uebersetzungen der Bücher *De anima*, *Physica*, *De generatione et corruptione*, *De Animalibus* angeführt und sind dieselben auch handschriftlich vorhanden, aber durch den Druck nicht bekannt geworden, indem die Uebersetzungen des Theodor Gaza den Vorzug erhielten, der gewissermaßen als einer der Rebenbühler des Georgius von Trapezunt auf diesem Gebiete eben dadurch mit denselben in Streit und Feindschaft gerieth. Theodor hatte die *Problematum* des Aristoteles gleichfalls übersetzt und in dem Vorworte sich gegen die Uebersetzung des Georgius in einer bitteren Weise ausgesprochen; die Uebersetzung der Bücher *De Animalibus*, welche auf die von Georgius früher veranfaßte und an Papst Nicolaus V. gerichtete Uebersetzung folgte, scheint den Streit noch mehr entzündet zu haben, in sofern eben Gaza die Fehler und Nachlässigkeiten seines Vorgängers durch eine bessere Uebersetzung zu ersetzen bemüht war und in soweit auch damit durchdrang, als seine Uebersetzung später durch den Druck weiter verbreitet worden, während die des Georgius in Vergessenheit giengen⁵³⁾, ungeachtet ein Angelus Politianus (Miscell. Cap. 90) dieselbe der des Theodor von Gaza vorzog, dessen Leistung, und weil mit Grund, von dem meisten Gelehrten der Arbeit des Georgius vorgezogen wird. Von der Festigkeit des Streites zwischen

diesen beiden gelehrten Griechen zeugt eine bis jetzt nur handschriftlich vorhandene, in lateinischer Sprache abgefaßte Schrift des Georgius, die, da sie an den König Niphon's gerichtet ist, wahrscheinlich in die Zeit des Aufenthaltes zu Neapel fällt und den Theodoros Gaza als einen der schlechtesten wie der unwissenschaftlichen Menschen darzustellen sucht: Georgii Trapezuntii in perversionem Problematum Aristotelis a quodam Theodoro Cogo (statt Gaza) editam et Problematum Aristotelis philosophiam protectio⁵⁴⁾.

Auf Veranlassung des Papstes Nicolaus V. hat Georgius auch Platon's Bücher von den Gesetzen⁵⁵⁾ ins Lateinische übersetzt und diesem auch zuerst überreicht. Späterhin, als Georgius in eine bedrängte äußere Lage gerathen war, wie wir oben gesehen haben, wendete er sich mit dieser Schrift an die Republik Venedig und suchte in der Vorrede auch die Uebereinstimmung der Gesetze dieses Staates mit den Platonischen nachzuweisen, und scheint allerdings dieser Schritt zu der oben erwähnten Uebersetzung eines Gehaltes von Seiten der Republik beigetragen zu haben. Es ist diese Uebersetzung bis jetzt durch den Druck noch nicht bekannt geworden, und dürfte auch kaum einer weiteren Bekanntmachung durch den Druck würdig erscheinen, wenn sie wirklich die Fehler enthält, welche Bessarion im fünften Buche seiner wider Georgius gerichteten Schrift: In Platonis Calumniatorem (s. unten), dem Georgius vorwirft, der überdies sich damit eine große Inconsequenz zu Schulden kommen ließ, indem er in der Vorrede dieser Uebersetzung Platon und dessen Werk in gleicher Weise erhebt und lobt, als er sonst diesen Philosophen im Vergleich zu Aristoteles herabzusetzen gewohnt ist.

Gleich nach dieser Uebersetzung schritt Georgius, durch die dringenden Bitten des Papstes Nicolaus dazu veranlaßt⁵⁶⁾, an die lateinische Uebersetzung des Almagest des Ptolemäus, deren Vollendung gegen Ende des Jahres 1452, also kurz vor seiner Verweisung aus Rom nach Neapel, fällt: *Clauis Ptolemaei Ptolemaei Magnae Constructionis s. Almagesti libri XIII*, Georgio Trapezuntio interprete. Auch diese Uebersetzung erregte bald nach ihrem Erscheinen den heftigen Tadel des gelehrten, mit Bessarion wohl befreundeten Proctus, und zwar aus denselben Gründen, aus denen Bessarion auch die des Platon angegriffen hatte; im Drucke erschien dieselbe zu Venedig 1515. Fol. und insbesondere 1528. Fol. durch Lucas Gauricus aus Neapel, dann auch zu Basel 1541 und 1551. Fol. mit andern Schriften des Ptolemäus. Eine in griechischer Sprache von Georgius abgefaßte Einleitung in diese Schrift des Ptolemäus soll handschriftlich noch vorhanden sein⁵⁷⁾. In diese Uebersetzung reißt sich noch die folgende, die wol in die nächste folgende Zeit seines Aufenthaltes zu

48) De vitis patr. Lib. I. in notis: vergl. auch p. 186. Ein Theodor ist bei Fabricius und Harles, Bibl. Graec. IX. p. 737, vergl. XI. p. 473 und XII. p. 74. 49) Vergl. Fabricius und Harles I. c. XII. p. 74. Zenz p. 10. 50) Bei Zenz I. c. 51) f. Fabricius und Harles I. c. p. 75. Zenz p. 11.

52) f. bei Zenz p. 20. 53) Vergl. Zenz p. 11 seq. Fabricius und Harles I. c. XII. p. 75 und III. p. 102 seq. 54) f. den Brief des Georgius an Borbarus in der Sammlung der Briefe des Letztern nr. 108. p. 291. f. bei Zenz p. 13, vergl. Fabricius und Harles I. c. XII. p. 74. 75 und V. p. 293. 55) f. bei Fabricius I. c. V. p. 284. XII. p. 80.

Neapel (von 1553 an) fallen dürfte, da ihr ein Dedications schreiben an den König Alphonso vorangestellt ist: *Claudii Pignoleuaci Centilogium s. Aphorismi, e graeco in latinum versi et commentariis etiam illustrati a Georgio Trapezantio*, welche zu Venedig 1524, 4. Köln 1544, 8. Basel 1550 abgedruckt erschienen ist⁵⁹⁾. Eine an denselben König gerichtete, also wahrscheinlich auch in die Zeit des Aufstieges zu Neapel fallende Uebersetzung einer Demosthenischen Rede: *Demosthenis oratio contra Ctesiphontem*⁶⁰⁾, wird als handschriftlich noch vorhanden angeführt.

Von den in griechischer Sprache abgefaßten Schriften des Georgius, soweit wir sie noch kennen, nennen wir zuerst das im Originale wie in einer lateinischen Uebersetzung von Jac. Pontanus bekannt gewordene Schreiben an den griechischen Kaiser Johann den Palaeologen; *Epistola quae excellentissimum sacerdotissimumque Joannem Palaeologum Romanorum imperatorem cohortatur*, ut in Italiam ad Synodum naviget, p. 317 hinter der Ausgabe des Theophylactus Simocatta und Georgius Pfranga, Ingolstadt 1601, 4. Es fällt dieses Schreiben unter die Zeit des Papstes Eugen IV. und das wider denselben zu Basel gehaltene Concil. Georgius sucht den Kaiser von einer Reise zu diesem Concile abzuhalten und vielmehr zu veranlassen, daß er zu dem in Italien zu haltenden ökumenischen Concile sich beuge, was bekanntlich auch geschah. Der nach Labbe's Angabe in einer pariser Handschrift befindliche Protrepticus ad Joannem Imperatorem Graecorum scheint kaum von diesem Briefe verschieden, eher wol der aus einer andern Handschrift angeführte Aufsatz „de Mamuele rege“⁶¹⁾. Nicht näher bekannt ist die angeblich zu Jassy in der Walachei 1701, 4. im Druck erschienene, in griechischer Sprache abgefaßte Schrift: *Trapezantiū methodus et ratio*, ad quam reperiri possint anni totius festa, quae celebrantur in ecclesia Graecorum, graece⁶²⁾. Wichtig ist sie die Schrift eines andern Georgius von Trapezunt; s. unten. Die wider die Lehrer der griechischen Kirche von dem Ausgang des heiligen Geistes abgefaßte Schrift (*Ἠπεὶ Ἰωάννης τὸν Κορδανόβιον κατὰ Γουανώ*) ist im griechischen Texte und mit einer lateinischen Uebersetzung von Leo Allatius in dessen *Græcia orthodoxa* T. I. p. 460 seq. herausgegeben worden, ipsestihl p. 537 seq. sich noch weiter das auf denselben Gegenstand bezügliche Schreiben: *Ἐπιστολὴ πρὸς τοὺς ἐν Κρήτῃ ὑπερονοῦντες, καὶ ἰσχυρὸν πρὸς τῆς ἐκκορείσεως τοῦ ἁγίου πνεύματος καὶ πρὸς τῆς μὴς ἁγίας καὶ καθολικῆς ἐκκλησίας*, sich abgedruckt findet; beide Aufsätze kommen auch mehrfach handschriftlich an verschiedenen Orten vor⁶³⁾. Einen dritten Aufsatz, der von Georgius um die Zeit des Falles von Constantineer niedergeschrieben ward: *πρὸς τὴν ἀκρίβειαν τῆς τῶν Χριστιανῶν πίστεως* an Amicus, gedachte Leo Allatius in dem achten Bande der *Σύμμικτα*

zu veröffentlichen, welche jedoch nie erschienen sind. Wichtig ist es, wie Hobius vermutete, dieselbe Schrift, die auch als *Dialogus de fide* oder *De virtute fidei christianæ* angeführt wird, während eine andere *De fide et substantia secundum Aristotelis doctrinam* ebenfalls genannt wird, ohne jedoch näher bekannt zu sein⁶⁴⁾. Eine andere Schrift *περὶ θεωρητικῆς* verfaßt derselbe handschriftlich gesehen zu haben; eine andere *ἀντιρρητικὸς* soll gleichfalls vorhanden sein, ohne daß jedoch Leo Allatius Näheres darüber anzuzeigen wußte; eine dritte an einen Mensch Csaiaa gerichtete über die Frage: *εἰ γνῶσις σωτηρία* ist, ebenfalls handschriftlich zu Mailand vorhanden, gab dem Bessarion, der sie ins Lateinische übersehte, Veranlassung zu Gegenbemerkungen in der oben schon erwähnten Schrift⁶⁵⁾. Anderes, wie z. B. eine griechische Grammatik⁶⁶⁾, wird noch als handschriftlich vorhanden angeführt, ohne jedoch in irgend einer Weise näher bis jetzt bekannt geworden zu sein; Briefe forsohl wie Riden⁶⁷⁾ verschiedenen Inhalts liegen ebenfalls noch in verschiedenen Orten vor und erwarten nähere Bekanntmachung.

Unter den in lateinischer Sprache abgefaßten Schriften nennen wir zuerst die lateinische Grammatik: *De octo partibus orationis compendium*, einen Auszug aus dem Werke des Priscianus, unternehmen, wie wir aus der an Cola Montanus gerichteten, dem Werke vorgesehnen Vorfrist aus Rom am 4. Oct. 1471 ersehen, zunächst zum Zwecke der Belehrung seines Scholers Andreas, dann nach längerer Unterbrechung wieder aufgenommen und beendet und dann dem genannten Geschriebten, der damals zu Mailand die lateinische Sprache und Literatur lehrte, dediciert. Leo Allatius führt eine gedruckte Ausgabe dieser Grammatik an Augustae 1537, 8. Sicherer jedoch ist eine ältere, zu Mailand 1472 gedruckte Ausgabe⁶⁸⁾.

Bedeutender erscheint die von Georg zu Venedig, als er dort unterrichtet, abgefaßte und der Signoria von Venedig dedicierte Rhetorik, welche als eine der besten Werke, die wir aus der Feder dieses thätigen Griechen besitzen, allgemein betrachtet wird: *Rhetoricorum libri V.* Georgius folgt in diesem, sich durch eine klare Darstellung und lichtvolle Fassung empfehlenden Werke zunächst dem Hermogenes, dessen Lehren er aus Aristoteles ergänzt; daher das Werk, von dem schon eine gedruckte Ausgabe des Rhenanus di Spira zu Venedig um das Jahr 1470 angeführt wird, die schon 1478 und zu Mailand 1493, 2. mal wiederholt ward, vielen Beifall und eine allgemeine Verbreitung fand⁶⁹⁾, der es die vielen davon gemachten Abdrücke verdankt, zu Venedig 1518, 1523, Fol. 1560, zu Basel 1520, 1522, 1528, 4., zu Paris 1532, 8., zu Lyon 1547, 8. u. f. m.,

⁵⁹⁾ Bgl. Zentl p. 14.

⁵⁷⁾ Bgl. Zentl p. 15.

⁵⁸⁾ Bgl.

bei Fabricius und Harles l. c. XII. p. 82. Zentl p. 15. ⁵⁹⁾

Es gibt Zentl an p. 15. ⁶⁰⁾ s. die Nachweisungen bei Fabricius und Harles l. c. p. 83.

⁶¹⁾ s. bei Fabricius und Harles p. 81. not. a.

⁶²⁾ s. bei

Fabricius l. c. p. 82.

⁶³⁾ s. die Briefe bei Harles zu Fa-

abricius VI. p. 343.

⁶⁴⁾ s. Fabricius XII. p. 30 und dazu

not. xx.

⁶⁵⁾ s. Zentl l. c. p. 17. Harles zu Fabri-

cus l. c. p. 74. not. c.

⁶⁶⁾ s. das Nähere bei Zentl p. 17.

⁶⁷⁾ wo auch die Uebersetzung angeführt sind; vergl. Fa-

abricius und Harles l. c. p. 76.

während ein gelehrter Spanier, Ferdinand Alphons di Herrera, sogar einen Commentar dazu schrieb, welcher zu Alcalá 1511. Fol. gedruckt erschien. In der eben genannten mailänder Ausgabe findet sich auch beigefügt die Abhandlung: De arteificio Ciceronianae orationis pro Q. Ligario ad Victorinum Feltrensem, die auch später zugleich mit Aeneasius zu Florenz 1519 bei Phil. Giunta wieder abgedruckt ward. Bloß handschriftlich zu Venedig vorhanden wird die Abhandlung bezeichnet: De suavitatis dicendi ad Hieronymum Bragadenum⁶⁷⁾; ebenso bis jetzt bloß handschriftlich bekannt durch die Mittheilungen Zeni's⁶⁸⁾, welcher eine Handschrift vor sich hatte, fand die Streitschriften wider Guarinus. Dieser fand sich nämlich durch eine tadelnde Bruthheilung des Eingangs seiner Rede auf den Grafen Franz von Carmagnola, welche Georgius in der eben erwähnten Rhetorik gegeben hatte, im höchsten Grade beleidigt, und machte seinem Unwillen Luft in folgender, bis jetzt auch nur handschriftlich bekannten, an Paul von Reggio in Gabeltrien gerichteten Schrift: Guarini Veronensis libellus in Georgium Trapezuntum. Andreas Agaso. Georgius verteidigte sich darüber in einer ebenfalls nur handschriftlich vorhandenen Antwort: Responso sive Invectiva in Guarinum, sowie in einer Epistola ad Leonellum Estensem, welche ebenfalls noch ungedruckt ist und sich mit den übrigen Streitschriften in der von Zeni eingesehenen Handschrift befindet.

Nicht ohne besondere Bedeutung für den ganzen Standpunkt des Georgius mitten in dem über Platon und Aristoteles damals so lebhaft geführten Streit erscheint die Schrift, die im Druck zu Venedig 1523. 8. untrr folgendem Titel erschienen ist: Comparationes philosophorum, Aristotelis et Platonis a Georgio Trapezantio, viro clarissimo; sie ist nach dem Urtheile Zeni's⁶⁹⁾ diejenige, die dem Verfasser seine Freunde und Beschüzer in der Gelehrtenwelt, sowie die Gunst des Papstes Nicolaus V. ratgossen und ihn damit auch in eine so bebrängte äußere Lage gestürzt hat. In dieser Schrift, die eine Vergleichung der beiden größten Philosophen des Alterthums erwarten läßt, bietet Georgios alles Mögliche auf, den Platon, gegenüber dem Aristoteles, in einer so übertriebenen und wahrhaft unverständlichen Weise herabzusetzen, und erklärt die Leidenhaftigkeit des Mannes und eine daraus hervorgegangene wahre Blindheit die argen Schwärmungen, die hier auf Platon angeworfen werden, und erklären läßt. Darum glaube auch Bessarion, der indirekt vielfach in diesem Werk mit angegriffen war, mit einer Gegenschrift nicht ausbleiben zu dürfen, welche wir noch, und zwar im Druck (zu Venedig 1516. Fol.), besähen: In calumniam Platonis libri IV, zu welchen nachher noch ein weiteres Buch, das eine Kritik der Uebersetzung, welche Georgios von Platon's Büchern über die Gesezt geliefert hatte, enthält, hinzukam. In dieser Schrift

unternimmt Bessarion nicht bloß eine Vertheidigung und Rechtfertigung des Platon durch Darlegung seiner Person und seiner Lehre, sondern, indem er die vielen Fehler und Mißverständnisse, die der Segner in seiner Uebersetzung Platon's, wie in der bemerften Uebersetzung sich hatte zu Schulden kommen lassen, ausfindet, sucht er zugleich die Unfähigkeit derselben, über Platon und dessen Lehre überhaupt ein Urtheil abzugeben, näher zu begründen. Aus gleichem Grunde ward von Bessarion noch eine andere, schon früher wider Georgios und dessen Behauptungen abgefaßte Abhandlung (als höchstes Buch) De natura et arte beigefügt, worin sich Bessarion in ähnlicher Weise gegen Georgius, den er geradezu als einen schlechten und verwerflichen Menschen bezeichnet, und dessen Behauptungen erklärt.

Größere Verbreitung scheint ein kürzer, nach Aristoteles zunächst abgefaßter Abriß der Logik, für den Unterricht bestimmt, gefunden zu haben, indem von dieser *Dialectica* mehr als im Laufe des 16. Jahrh. erschienene Ausgaben angeführt werden, sowie selbst eine ältere, noch in das vorhergehende Jahrhundert fallende Ausgabe ohne Angabe des Datums, zu Straßburg 1513 und 1519. 4., zu Paris 1528, 1532, 1533 und (mit den Scholien des Johannes Revisionsmagus) Köln 1530, 1544. 8. (mit ebendiesigen Scholien und den Zusätzen des Bartholomäus Latomus), zu Venedig durch Hieronymus Lotomus 1567. 4.⁷⁰⁾

Die Erzählung von dem Martyrthum des am 29. Mai 1465 für seinen Glauben zu Constantinopel gekorbenen Andreas von Chios (B. Andreas Chii Martyrium) rntstand in Folge eines Gelübdes, welches Georgius auf der Rückreise von Constantinopel nach Italien gethan und einige Jahre nachher (1468) auch ausgeführt hat. Georgius war nämlich von Candia aus, seiner Heimath, die er von Venedig aus besucht, im November des Jahres 1465, in welchem Andreas den Martyrthod erlitten, nach Constantinopel gekommen. Ein Abdruck findet sich bei Surius T. III. auf den 29. Mai und in den Act. Sancti. T. VII. Maji p. 183. Die *Commentarii in Philippicas Ciceronis* finden sich in einer alten, um 1472 zu Venedig bei Nic. Janson erschienenen Ausgabe Ciceronischer Reden und Commentare, sollen aber auch außerdem zugleich mit der schon oben erwähnten Schrift ähnlicher Art über die Rede pro Ligario in der Sammlung von Commentaren zu den Reden Cicerio's, welche zu Lyon 1554, Paris 1561 und Basel 1553. Fol. erschien, abgedruckt sein⁷¹⁾. Ungedruckt, aber handschriftlich noch vorhanden ist eine Erbkunde auf einen angehenden, im November des Jahres 1434 gestorbenen Patriarchen zu Venedig: Oratio in funere Fantini Michaelis, Patriicii Veneti, ad Tiberium imperatorem⁷²⁾, welche nicht bloß von Guarinus in der oben erwähnten Schrift angegriffen ward, sondern auch andern Anstoß erregte durch eine in dieser

67) f. bei Zeni p. 19. 68) a. a. D. und I. Bd. S. 227 fg. 69) a. a. D. S. 31 fg. Vergl. auch Fabricius und Harles, Bibl. Graec. XII. p. 79. 80.

70) Enschl. v. G. u. z. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100.

70) f. bei Zeni p. 24. Fabricius und Harles l. c. XII. p. 77. 71) f. bei Fabricius und Harles l. c. XII. p. 76.

72) f. bei Zeni p. 24. 25.

Rede vorkommende Äußerung, welche die Tugenden über die Feldherren aller Zeiten und Völker erhob. Gleichfalls nur handschriftlich vorhanden ist eine um 1481 abgefaßte Trostrede: *Illustri viro Jacobo Antonio Marcello Patricio Veneto, de obitu Valerii filii*, sowie ein anderer Auslass: *Exhortatio de recuperanda terra sancta*. Auf diese und vielleicht auch andere, und jetzt nicht mehr näher bekannte Schriften mag es wohl zu beziehen sein, wenn verschiedentlich Reden (*Orationes*) des Georgius von Trapezunt erwähnt werden. Auch Briefe (*Epistolae*) werden mehrfach angeführt; handschriftlich in verschiedenen Bibliotheken befindlich; sieben solche, an den befreundeten Venetianer Franciscus Barbarus gerichtete Briefe sind in der von Angelus Maria Quirinus veranstalteten Sammlung der Briefe des Letztern (Brixiae 1743. 4.) abgedruckt⁷³); in zweien derselben (nr. 203 und 204) spricht Georgius von einer an den Papst Nicolaus gerichteten Aufschrift oder Rede „de suis fortunis“; zwei andere an denselben Papst gerichtete Schreiben theologischen Inhalts sollen sich in einer pariser Handschrift befinden; Briefe zu dem 44. Psalm sollen ebenfalls zu Venedig noch vorhanden sein. Auch Gedichte scheint Georgius, nach einer Äußerung des Schraderus⁷⁴), abgefaßt zu haben, wenn anders hier nicht an bloße metrische Uebersetzungen griechischer Verse in seinen verschiedenen Uebersetzungen zu denken ist. Eine Erörterung der Stelle in dem Evangelium Johannis XXI, 22. 23, um zu erweisen, daß der Evangelist Johannes noch nicht gestorben sei, gerichtet an den Papst Sixtus IV., erschien im Druck zu Basel 1543. 8. bei Robert Winter, dann auch in der *Orthodoxographia Patrum* (ebendaf. 1555 und 1569). p. 1231, in der Biblioth. Patr. (zu Paris 1576). Tom. VI. Georgius erntete mit seiner Ansicht keinen Beifall ein, weil aber fand er mehrfachen Widerspruch⁷⁵). Zwei Schriften vermerkten Inhalts: *De Antiscia*, in quorum rationem fata sua rejicit und: *Cur astrologorum judicia plerumque falluntur*, sind mit dem schon oben erwähnten Commentare zu Ptolemäus zu Geln 1544, wo auch des Johannes Pontanus Dialogus, quatenus credendum sit astrologis beigefügt ist, im Druck erschienen; auch finden beide sich zugleich mit Omar de Nativitatibus zu Venedig 1525. 8. abgedruckt, die letztere auch in dem Cap. 148 der von Gerassio Marfallero zu Paris 1549. 4. herausgegebenen Schrift: *Artis divinatoriae quam Astrologiam seu iudicarium vocant*. Auch diese in das Gebiet der Sterndeuterei und des Nativitätsglaubens sich verleitenden Schriften scheinen nicht ohne Angriffe geblieben zu sein, wir sehen dies wenigstens aus dem von Leo Allatius mitgetheilten, an Georgius deshalb gerichteten Briefe, worin er aufgefodert wird, das Ganze

besser zu verbrennen, sowie aus der Erwiderung desselben, die, wie jenes Schreiben, in griechischer Sprache abgefaßt ist⁷⁶).

Aus dieser Uebersicht der einzelnen Schriften dieses Georgius, soweit wir bis jetzt von denselben eine Kunde erhalten haben, ergibt sich, daß die Thätigkeit dieses Mannes allerdings eine äußerst umfangreiche und verschiedenartige genannt werden kann, die jedoch, wie wir es wenigstens ansehen, ihren Mittelpunkt in der Verbesserung und Hebung der classischen Studien des Alterthums, der griechischen wie der lateinischen Sprache und Literatur, befaßt und von hier aus zunächst zu würdigen ist. Durch Wort und Schrift, durch mündlichen Unterricht, wie durch Uebersetzungen und Commentare suchte Georgius das Seine rühmlichst beizutragen zur Verbreitung dieser Studien, wie der allgemeinen, wissenschaftlichen Bildung überhaupt; die zahlreichen, zu diesem Zwecke zunächst von ihm veranstalteten Uebersetzungen von Werken der griechischen Literatur, der profanen wie der kirchlichen, die verschiedenen Erklärungen Ciceronischer Reden, sowie die Compendien der Rhetorik und Logik weisen uns darauf unwillkürlich hin und lassen uns diese Thätigkeit im Einzelnen verfolgen und näher kennen lernen. Obwohl Grieche von Geburt, war er doch schon so früh nach Italien gekommen, um hier auch in der unter der gelehrten wie in der politischen Welt vorherrschenden Sprache des Latein diejenige Bildung sich anzueignen, die ihm auch unter den eingeborenen Gelehrten dieses Landes eine ehrenvolle Stelle in dieser Beziehung verschafft hat. Denn wir sehen aus dem, was lateinisch geschrieben von ihm vorliegt, daß er mit aller Gewandtheit und Leichtigkeit und selbst mit einer Eleganz in dieser Sprache sich zu bewegen weiß, welche den gebornen Griechen in ihm kaum abnen läßt, sondern ihn als einen ebenbürtigen Meister der Sprache und des Ausdrucks der Koryphäen seiner Zeit an die Seite stellt. Und wenn an seinen Uebersetzungen ins Lateinische, wie wir oben gesehen, Manches getadelt ward, so trifft dieser Tadel nicht sowohl die Form selbst, in welcher Georgius übertrug, als die Leichtigkeit und selbst Gelehrsamkeit, mit der er seine Aufgabe nahm, die Billigkeit, die er sich bei der Lösung derselben erlaubte u. dgl. m., und mögen auch diese Mängel bei den polemischen Richtungen der Zeit, in die er mitten hinein gerathen war, in Manchem übertrieben werden sein, da wir z. B. finden, daß Franciscus Barbarus, der freilich sein Gönner und Freund war, grade wegen dieser Uebersetzungen den Georgius, der darin Ausgezeichnetes geleistet, mit den höchsten Lobsprüchen belegt; man lese nur den an Georgius gerichteten Brief vom März 1452 nr. 180. p. 292 der oben erwähnten Sammlung. Die ähnlichen gleichzeitigen Bestrebungen anderer Gelehrten auf diesem Gebiete, die, mit mehr Sorgfalt und Treue ausgeführt, auch einer günstigeren Aufnahme sich erfreuten, mögen die Reime der Feindschaft gelegt

73) *Francisci Barbari et aliorum ad ipsum Epistolae*, nr. 198. 201 — 204. 207. 210 (p. 290 seq.). Vergl. dazu die *Diatriba praevincularia* (Strass 1741. 4.) Cap. 3. §. 2. p. LXXXI seq.

74) *Dialog. de poet. l. 1. „Docti plerumque Georgium memisse fatentur versus composuisse.“* und *nun führt er als Beweis die in der Uebersetzung des Euripides vorhandenen Dichterstellen an.* 75) *Bergl. Zest p. 26.*

76) f. das Nähere bei Fabricius und Harles, *Bibl. Graec.* XII. p. 77 seq.

haben"), die den Georgios mit Männern, wie Theodoros Gaza, dem Cardinal Bessarion u. A., fortan in einem Zwiespalt und in einen so heftigen Kampf brachte, daß, zumal bei einem Manne von solcher Radelichkeit, wie Eitelkeit und Kleinlichkeit und selbst Falschheit und Heuchelei") — denn so erscheint allerdings das Benehmen des Georgios in diesem ganzen Streite — das Ganze fast mehr das Ansehen eines persönlichen Streites, wie eines um höhere und edlere Güter der Wissenschaft und Religion geführten Kampfes gewinnt. Am meisten haben unläugbar dem Georgios die allzu großen und höchsten Ansprüche auf Platon, an dem auch Nichts anerkannt wird, dessen Leben ebenso gemein und verwerflich wie seine Lehre dargelegt wird, die alles Christenthum und alle Religion untergräbt, geschadet, da hier die Liebertreibung zu groß vorlag, und selbst diejenigen, welche mehr für Aristoteles und dessen Lehre gekämpft waren, doch an derartigen Angriffen auf Platon keinen Geschmack und keinen Gefallen finden konnten. Seine Zerwürfnisse mit Guarinus und andern Gelehrten zeigen seine Persönlichkeit überhaupt von seiner besseren Seite und lassen ihn auch hiernach als einen *Karaktier*, als einen Neuen Zimon und als eine wahre Erinnyis (wie man ihn damals nannte) erscheinen. Ebenso wenig kann er als ein eigentlich produktiver Schriftsteller auf dem Gebiete der Philosophie gelten, da das, was unter seinen Schriften in diesen Kreis fällt, doch nur formeller Art ist und von eigenen, an die Lehre des Aristoteles geknüpften oder darauf gebauten Forschungen hier nicht die Rede sein kann. Dasselbe gilt auch im Ganzen von dem, was er in dem Gebiete der Theologie geleistet hat; hier schloß er sich, wie die meisten der Griechen, die damals in Italien Aufnahme gefunden hatten, der lateinischen Kirche durchaus an, und suchte für die Vereinigung der griechischen mit der lateinischen, sowie für die Anerkennung des römischen Principats zu wirken; die hohe Stellung zu verschiedenen Päpsten und die daraus hervorgegangenen Erhebungen erklären dies fattsam. Daß er, wie alle diese Gelehrten, auch als Redner sich geltend zu machen suchte, liegt zu sehr in seiner ganzen Bildung und gelehrten Richtung, als daß es auffallend erscheinen könnte.

Im Allgemeinen f. über Georgios die Nachweisungen bei *Saxe*, Onomast. lit. II. p. 411 seq., bei *Fabricius* und *Harles*, Bibl. Graec. XII. p. 70 seq. Insbesondere ist über das Leben und die Schriften des Mannes nachzufragen das, was zu G. J. *Voss*, de histor. Litt. III. 7 (p. 597 seq. ed. Lugd. Bat. 1651. 4.) von Apostolo Zeni in dem Giornale de' letterati d'Italia T. XVI. p. 414 seq. und daraus besser in den Dissertazione Vossiane di Apostolo Zeni etc. (Vene-

zia 1753. 4.) T. II. p. 2 — 27") bemerkt ist. Ein Leben des Georgios soll den oben erwähnten, zu Alcalá 1511. Hk. herausgegebenen Scholien zur Rhetorik des Georgios von Ferd. Alph. Herrera beigelegt sein, ein anderes von Johann Rodomagus seiner Ausgabe der Diaktesis. Ebenso haben über Leben und Schriften des Georgios im Besondern noch gehandelt *Humphr. Hodius*, De Graecis illust. Ling. Graec. instauratoribus Lib. I. Cap. 4. p. 102 — 135. *Börner*, De doctis hominibus Graecis lit. Graec. instauratoribus (Lips. 1750.) p. 105 seq.

XLIX. Verschieden jedenfalls von diesem Georgios, der in Italien lebte, ist ein anderer Georgios von Trapezunt, welcher unter den von Demetrius Procopius um 1720 abgefaßten Biographien gelehrter Griechen §. 18") aufgeführt wird, als ein Lehrer an der Hauptschule zu Bukarest, in Philosophie und Theologie wohl bewandert, der hellenischen Sprache wohl kundig und ein sorgfältiger Ausleger und Erklärer der Aristotelischen Philosophie. Wir haben schon oben angedeutet, daß wir in ihm den Verfasser der zu Jassy 1704 angeblich im Druck erschienenen Schrift über die in der griechischen Kirche gefeierten Feste vermuthen.

L. Endlich kommt der Name Georgios sehr oft in Handschriften vor, welche von Mönchen oder Geistlichen dieses Namens geschrieben worden sind und daher die Unterschrift derselben tragen; f. bei *Fabricius* und *Harles*, Biblioth. Graec. XII. p. 136 und mehr bei *Montfaucon*, Palaeograph. Graec. Lib. I. p. 59 seq. (*Beahr.*)

GEORGIOS VON CAPPADOCIEN, Gegenpatriarch zu Alexandrien, ein Mann von gemeinem Herkommen und, wenn seine Schilderung durch gleichzeitige Schriftsteller nicht übertrieben ist, von eben so gemeinem Charakter. Er stammte, wie schon aus dem Beinamen, unter welchem er bekannt ist, hervorgeht, aus Cappadocien und war der Sohn eines Balkers"). Gregor von Nazianz"), welcher freilich alle mögliche Schmach auf ihn wälzt, stellt sogar seine freie Geburt in Abrede, und will ihm höchstens die Eigenschaft eines mauleselartigen Nichtsings zugeschieben. Anfangs, wie Gregor weiter bemerkt, Diener in einem fremden Hause und ein Mensch, der für einen guten Bissen Alles zu thun und zu sprechen bereit war, mußte er sich allmählig einflußreiche Freunde zu erwerben, durch welche er in den Staatsdienst eingeschoben und in dem Finanzfache verwendet wurde. Einige Zeit hatte er auch zu Constantinopel die Lieferung des einsingeligen Schweinefleisches für die Soldaten gepachtet, mußte aber, da er dieses Geschäft mit dem unverschämtesten Eigennutze getrieben, aus Furcht vor der verdienten Strafe, die Flucht ergreifen, und irte umher von Stadt zu Stadt, bis ihn 30 Arianische Bi-

77) Nach eigener Aussage des Bessarion gab das zu Gunsten des Theodoros Gaza ausgesprochene Urtheil desselben, in Bezug auf die Überlegenheit des Aristoteles, die Veranlassung zu dem ganzen Streite; f. die oben angeführte Schrift De natura et arte Cap. 3. im Anfang.

78) Man lese f. B. nur, was Bessarion a. a. O. Cap. 4. bemerkt, zu Anfang oder die hier an Kreuzungen in der Schrift in calumniatorem f. i.

79) Nach dieser Ausgabe ist im Vorhergehenden stets citirt. Dem Apostolo Zeni folgt auch Niccon in den Nachrichten u. f. v. von G. S. Baumgarten. (Halle 1754.) II. Th. S. 22 fa. 80) f. bei *Fabricius*, Bibl. Graec. XI. p. 549. ed. Hart.

1) Ammian. Marcellin. XXI. II. 2) Orat. XXI.

schöste auf einer im J. 354 zusammenberufenen Kirchenversammlung an die Stelle des wegen seiner Rechtgläubigkeit vertriebenen Athanasius zum Patriarchen von Alexandrien wählten³⁾. War er, wie Gregor von Nazianz behauptet, roh, unwissend, und insbesondere ohne jede theologische Bildung, schloß ihm sogar die Gabe der Beredsamkeit und selbst der Willkür, sich nur durch Verstellung als einen redlichen Mann zu zeigen, und hatte er nur Lust, ohne Scham und Scheu und mit gewissenloser Draßigkeit Böses zu thun, so ist es wirklich unbegreiflich, warum die Wahl der Bischöfe auf ihn fiel. Kann man aber auch den Charakter und die Handlungsweise Georg's nicht in Schutz nehmen, so scheint doch der Vorwurf der Unwissenheit nicht völlig gerechtfertigt werden zu können, denn selbst der Kaiser Constantius hebt in einem Briefe⁴⁾ die Kenntnisse und den bescheidenen Umgang des Patriarchen Georg hervor, und die von diesem hinterlassene Bibliothek, von welcher weiter unten die Rede sein wird, läßt eher auf einen Mann, welcher Sinn für Gelehrsamkeit hatte, als auf einen rohen Menschen von entgegengesetzter Richtung schließen. Georg kam im J. 356 in der Hostenzeit nach Alexandrien, fand aber, wie vorauszufragen war, bei den Rechtgläubigen eine sehr üble Aufnahme, obgleich er, wie es scheint, als ein vom Kaiser gesandter Patriarch eine bessere erwartete und sich zuerst durch friedliche Vermittelung seiner Stelle zu verschaffen suchte. Die Katholiken jedoch, welche nicht mit ihm in Gemeinschaft stehen wollten, besuchten die Kirche nicht, sondern freizien das Innerste auf einer öden Stätte beim Gottesacker. Die Verfolgungen begannen nun unmittelbar darauf; Georg setzte sich mit Hülfe der ihm zur Verfügung gestellten Militärmacht in den Besitz der Kirchen und Kirchengüter. Die Soldaten, von den Arianern gehetzt, fielen über die Christen, welche sich an andern Orten versammelten, her und verübten dabei die größten Grauseltaten nicht nur gegen Männer, sondern auch gegen wechelse Weiber und Kinder. Die Leichname blieben unbedeckt zum Fraße der Hunde liegen und den Verwandten, welche die Überreste fortzubringen und zu beerdigen suchten, drohte die größte Gefahr⁵⁾. Nach der Mitternacht wurden diese Schandtaten wiederholt und noch gesteigert. Georg, erzählt Athanasius⁶⁾, verurtheilte noch Aetius, als das war, was er von den Soldaten gelernt hatte; Jungfrauen wurden mißhandelt und in den Kerker geworfen, Bischöfe von den Soldaten gefesselt hinweggeführt, die Häuser und Lebensmittel der Witwen und Waisen geplündert, die Christen aus den zerbrochenen Wohnungen vertrieben und diese versiegelt und die Geistlichen auf jede Weise verfolgt und beschimpft, selbst die Brüder der Geistlichen gerietten für ihre Brüder in Gefahr. Noch schrecklicher waren die Thaten, welche später gemacht wurden, denn in der Woche nach dem Pfingstfeste ging das Volk, nachdem es gefaßt hatte, auf den Friedhof, um dort

zu beten, weil Alle die Kirchengemeinschaft mit Georg verabscheuten; als aber der höchst verrückte Mensch dieses erfahren hatte, reiste er den Dux Sebastianus, einen Manichäer, auf und dieser zog nun mit einer Menge Bewaffneter, selbst am Tage des Herrn, gegen das Volk. Er traf jedoch an dem bezeichneten Orte nur wenige Andächtige, da die Christen bereits ihr Gebet verrichtet und sich entfernt hatten. Er ließ sogleich einen Schreierhaufen anzuzünden und die Jungfrauen zu dem Feuer führen, um sie zu nöthigen, den Glauben der Arianer anzunehmen. Als sie aber siegreich Widerstand leisteten und sich um das Feuer nicht kümmerten, ließ er sie entbösen und so heftig in das Angeicht schlagen, daß sie eine Zeit lang kaum zu erkennen waren. Vierzig Männer, deren man sich bemächtigt hatte, ließ er mit frischen Palmzweigen, woran sich noch die Dornen befanden, so zerfleischen, daß manche starben und andere ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen mußten. Die Leichname der Ungelommenen aber ließen die Unmenschen nicht einmal den Anverwandten derselben ausliefern, sondern sie warfen sie unbestattet zusammen und verbargen sie, weil sie auf diese Weise ihre so große Grausamkeit zu verheimlichen gedachten. — Man konnte diese Darstellung leicht für übertrieben und parteiisch halten, wenn sie nicht von anderer, gänzlich unerbäuchlicher Seite ihre Bestätigung fände. Der heinische Geschichtschreiber Ammianus Marcellinus⁷⁾ nämlich schildert den Patriarchen Georg mit nicht weniger schwarzen Farben und nennt ihn eine Ditt und das Unglück der obgenannten Stadt zum Aufbruch und zu Unruhen genötigt Stadt Alexandrien. Nachdem er seine Wuth gegen die Katholiken und besonders gegen die Bischöfe und Priester derselben genugsam ausgelassen hatte und den Widerstand des rechtgläubigen Volkes durch die Verbannung seiner eifrigsten Vorkämpfer und Vertheidiger gebochen zu haben glaubte, fing er auch an, die übrigen Bewohner der Stadt, unter welchen sich noch sehr viele Heiden befanden, auf jede mögliche Art zu quälen und zu brücken. Große Summen bedurfte er, um die feilen Kämmerlinge des Kaisers zu bestechen und sich durch sie eine unrechtmäßige Gewalt in weltlichen Angelegenheiten zu verschaffen; um sie aufzubringen, riß er den Alleinpaht des Salpeters, der Salzsümpfe und der Papyruspflanzen an sich und machte sich das ausschließende Recht an, Leidenbahnen, zu deren Gebrauch er nicht nur die seinem Spengel untergeordneten Christen, sondern auch die Fremden zwang, gegen Gebühr zu vernichten⁸⁾. Bei dem Kaiser Constantius, sagt Ammianus Marcellinus⁹⁾, fand er stets offene Thoren und machte bei demselben, seines Amtes, welches nur Gerechtigkeit und Milde vorschreibt, uneingedenk, den Anzeiger auf die niederträchtige Weise. Die Alexandriner schilderte er als ein ungehorsames, die kaiserlichen Befehle verachtendes Volk, und machte den Vorschlag,

3) Sozomen. Hist. eccles. IV. 8.
selbst Apolog. I. c. 31 mittlthil.

4) Welchen Athanasius
3) Athanasius, Apolog. I.
c. 27. 6) Apolog. II. c. 6. 7.

7) Lib. XXII. c. 11.

8) Gregor. Nazianz. Orat. XXI.
Epiphani. Haeres. LXXVI.
9) I. c. 1: „Apud patulas Constantius aures multos incensus, ut ejus vocalitantes imperia professioneque sine obsequio, quo nihil nisi justum aequum et lenis, ad delatorem aana feratim deciescebat.“

samt den Büchern, um seinen Beischläferinnen ein Vergnügen zu machen¹⁶⁾. (Pk. II. Kultb.)

GEORGIOS I., der 43. Patriarch von Konstantinopel, wurde im J. 678 an die Stelle des vertriebenen Theodoros gesetzt und war Anfangs ein eifriger Anhänger und Vertheidiger der Sekte der Monotheliten, schwor aber aus dem schönen allgemeinen Concilium zu Konstantinopel (680), welches schloßte, daß es in Christus zwei Willen gebe, seinen Irrthum ab, von welchem er sich auch, wie er selbst auslagte, durch seine Huldigungen in den Kirchenbüchern überzeugt hatte. Auch daß er den in der Sitzung anwesenden Kaiser, den Namen des Papstes Silvesterius, welcher von den Monotheliten in den Kirchenbüchern (Diptychen) ausgelassen worden war, wieder beizusetzen, was unter allgemeinem Jubel gescheit wurde). Die fröheren Schicksale dieses Patriarchen sind in tiefes Dunkel gehüllt, und wir wissen nur, daß er im J. 683 wieder abgesetzt wurde, nachdem er sechs Jahre und drei Monate seine Würde bekleidet hatte). Da er bei dem Beginne der Kirchenversammlung schon drei Jahre Patriarch gewesen war und nach derselben noch ebenso viele Jahre blieb), so ergaben sich daraus die Jahre seiner Wahl und seiner Absetzung selbst. Vor seiner Erhebung zum Patriarchen war er Kaplan (Synkellos) und Aufseher über die heiligen Geräthe (Sceupophar) an der von dem Patriarch Erbarius administrirten Theodoruskirche, nicht weit von der Sophienkirche). Die Griechen zählen diesen Patriarchen unter die Heiligen und feiern sein Andenken am 18. Aug.; es sind aber keine weiteren Nachrichten über die Thaten, welche ihm diese Ehre verschafften, vorhanden). Mehrere Schriftsteller wollen sogar seinen Charakter etwas zweideutig finden, und Hr. Chr. Schloffer sagt) geradezu: „Der Patriarch von Antiochien, Makarios, und des von Konstantinopel, Georg, waren Monotheliten ... Makarios trat als mutiger Vertheidiger seiner Lehre auf, allein Georg, der ihn Anfangs unterstützte hatte, merkte bald an der Art, wie der Kaiser den Vortrag des römischen Gesandten aufnahm, daß alle Stellen, die Makarios citirte, für untergeschoben oder verstümmelt erklärt wurden, worin die Hoffart wuchs, und schwor, um seine Stelle zu behalten, seine bisherigen Meinungen ab.“ An Beispielen einer ähnlichen Handlungsweise fehlt es freilich in der byzantinischen Kirche nicht; die spätere Ael-

setzung Georg's scheint übrigens einer solchen Charakter-
schwäche zu widersprechen²⁾).

George II., mit dem Beinamen Euphilinus, der 97. Patriarch von Constantinepel und vorher Aufseher über die heiligen Geräthe an der Sophienkirche. Er wurde im August 1191 zum Patriarchen gewählt, verwaltete sein Amt sechs Jahre und zehn Monate und starb im Juni 1198. Während seines Patriarchats entstand der mit Heftigkeit geführte Streit, ob der Körper des Herrn in der Eucharistie unverwundlich sei oder nicht. Georg scheint sich der letzteren Meinung angeschlossen zu haben, und der Verdacht eines Ketzers lastet deshalb um so mehr auf ihm, da der kaiserliche Theologus Balsamon ihm seinen Commentar über den Arokanon des Photius widmete. Georg ward auch von dem Kaiser Alexius Angelus auf einige Zeit aus der Hauptstadt verwiesen und in ein Kloster eingeschlossen; nicht nur diese Behandlung ebenfalls Folge seiner politischen Ansichten. (P. H. K. A.).

GEORGIOS, Metropolit von Corcyra (Corfu), der
Reisere, mit dem Weinamen Kuppabas, ein unter seinen
Zeitgenossen durch Frommigkeit und Gerechtigkeit aus-
gezeichneten Prälat, welcher von dem östlichen Kaiser
Manuel Commenus geweiht wurde, um die große Kir-
chenversammlung zu Rom zu besuchen, welche im J. 1179
stattand und auch den alten Erzbischof der griechi-
schen und lateinischen Kirche schlichtete, und dann
als Gesandter zu dem deutschen Kaiser Friedrich I.
zu gehen, wahrscheinlich um eine die Insel Corfu insbeson-
dere betreffende Angelegenheit zu erledigen. Der Kaiser
hatte nämlich schon früher in einem Schreiben an den
Metropolitens Georgius Luft gezeigt, die erwähnte Insel, deren
Verwaltung Manuel seiner Schwägerin übergeben hatte,
in seinen Besitz zu bringen, Corfu ihm aber in einem
Antwortschreiben *) entschieden davon abgerathen, und ein
Brief Georg's an Manuel *) läßt seinen Zweifel, daß
der Metropolit Friedrich's Ansuchen nach Constantinopel
berichtet hatte und bereits auf der Insel Vertheiligungs-
anstalten gegen irgend einen Angriff getroffen waren.
Die Sache scheint später über wichtigsten Unternehmungen
in Vergeßtheit gerathen zu sein; auch kam Georg
weder nach Rom noch zu den kaiserlichen Hof, denn als
er nach einer stürmischen Fahrt im October des Jahres
1178 vor Brindisi nach Otranto gelangte, hatte seine
Gesundheit bereits so sehr gelitten, daß er, weil der
Winter sich etwas streng ansetzte, die Reise nicht fortsetzen
konnte *). An seiner Stelle ging Nicetarius, der Abt

18) *Suidas* a. v. *Jordan*. *Bergl. L. Allotus*, *De Geor-*
gils §. 4.

1) „Και ἰδού τις τῶν βίβλων τῶν ἁγίων καὶ ἐκείναις πατέραν τὰς ἀποδείξεις ἐν τῇ κατ' αὐτὴν ἰσχυρί πατριεργίᾳ.“ Act. Concil. ed. Harduin. T. III. p. 1157. 2) Act. Concil. I. c. p. 1163. 3) „Πολλοὺς προσβύτητος καὶ ἐνυκτίλλος καὶ κρυοσθιᾶς τῆς Σφαριανῆς, ἐκ τῆς Κωνσταντίνης τῶν Πατριάρχων ἐστὶν ἐν, μέσης γ', καὶ ἐξελθούσῃ.“ Nicéphori Callist. Catalog. Patriarch. in Bandurii Imp. Orient. Tom. III. p. 195. 4) „Πατριάρχοντος ἐν τῇ ἐκείνῃ οὐκοναυτῇ συνέδρῳ“

8) Berol. über Georg. I. Gail, *Cypri Historica chronologica*
Patriarcharum Constantinop. f. 482 — 488. Mich. le Quien,
Oriens Christianus. Tom. I. p. 232. 9) Nicephori Callisti
Hist. I. 111. — 2. 110) Berol. über Georg. I. Gail, *Cypri*

1) Wie aus einem Briefe Georg's an den Kaiser Manuel (bei Barontius, *Annal. eccles.* ad ann. 1176. n. 24) hervorgeht.
2) Bei Barontius ad ann. 1176. n. 21. 3) Ebenda, n. 23.
4) Georg gibt durch einen Brief (bei Barontius ad ann. 1178. n. 13) dem Kaiser Friedrich von seiner Verbindung und den Ursachen derselben Nachricht, und flücht in einem andern Schreiben

eines Klosters in Großgriechenland, ein durch seine Rednergabe und seine hartnäckige Vertheidigung der Ansichten der griechischen Kirche bei der lateinischen Geistlichkeit sehr mitleidiger Mann, nach Rom, und erwarb sich durch sein Benehmen den Beifall seiner Glaubensgenossen in hohem Grade. Georg richtete nach der Beendigung der Kirchenversammlung zwei Briefe¹⁾ an Nectarius, worin er ihm Glück wünscht, daß es ihm gelungen sei, die Sade der griechischen Kirche so trefflich zu vertheidigen, und wie ein Sieger zu Olympia heimzulehren. Als Nectarius bald darauf (1181) starb, bejammerte Georg seinen Tod und den Verlust, welchen seine Partei dadurch erlitt, in einem Briefe an den Richter Nicolaus zu Dranto²⁾, und da Baronius diesen Brief eine Monodie nannte, so hat man in der Literaturgeschichte³⁾ daraus ein besonderes Werk Georg's unter dem Titel „Monodie“ gemacht. Nach einem Aufenthalt von sechs Monaten zu Dranto wurde Georg, wie er selbst in einem Schreiben an Johannes, den Geheimschreiber des deutschen Kaisers in dieser Stadt⁴⁾, selbst, von Manuel zurückschickend, um wieder seine Functionen auf Corfu zu übernehmen und sich dann nach Constantinopel zu einer Kirchenversammlung, welche er, wie wir durch einen Brief Georg's an Basilus Camaterus, den Patriarchen der Hauptstadt⁵⁾, erfahren, einberufen wollte, zu begeben. Der Tod des Kaisers (im September 1180) verzögerte dieses Vorhaben, und die Reise des Metropolitens, welchem dieser Zufall um so unangenehmer war, da er im Sinne hatte, bei dieser Gelegenheit die heiligen Orte zu Jerusalem zu besuchen, nach welchen er schon seit vielen Jahren ein großes Verlangen hegte, wie er selbst in einem Schreiben an Athanasius, den Patriarchen von Jerusalem⁶⁾, bekennet. Georg scheint bald darauf gestorben zu sein, das Jahr seines Todes aber ist unbekannt. Er stand mit vielen einflussreichen Leuten seiner Zeit in Briefwechsel, und obwohl seine Briefe sehr an Breite und Schwulst leiden, so sind sie doch für die Geschichte seiner Zeit nicht ganz unwichtig. Baronius hat die oben näher bezeichneten, ihm von Fr. Metius, Bischof von Termoli, aus einer Handschrift der gesammelten Briefe Georg's mitgetheilten elf Briefe in seine kirchlichen Annalen eingeschlochten⁷⁾; die Aufführung der Handschrift und die Herausgabe derselben in der Originalsprache wäre sehr wünschenswerth⁸⁾.

an Eimeon, den Patriarchen von Antiochien (ebenfalls an. 14), über seine Unwohlsein, welches ihn hindert, die Kirchenversammlung zu Rom zu besuchen.

3) Bei Baronius (ad ann. 1179. n. 10. 12) und in Baronius's Concilienammlung (Tom. VI. P. 2. p. 1687. 1688) mitgetheilt. 6) Bei Baronius ad ann. 1180. n. 30. 7) Bei Zöcher und in andern Wörterbüchern und Handbüchern. 8) Bei Baronius ad ann. 1178. n. 15. 9) Ebenfalls, ad ann. 1180. n. 26. 10) Ebenfalls, ad ann. 1180. n. 30. 11) Georgii litterae, quae reperiuntur una cum aliis ipsius Georgii Epistolae in codice Frederici Metii Episcopi Thermularum ab eodemque Latinitate donatae et ad nos missae. Baronii Annot. ad ann. 1176. n. 21. 6. Cave, welcher Baronius nicht recht traut, sagt: „quam plurimae suppressae, quae procul dubio hujus auctoris historiam illustrarent.“ 12) Brgl. über den Metropolitens Georg L. Aluatas, Da Georgis § 30. und De eccles. occident. et

Georg, Metropolit von Corcyra, der Jüngere, wird gewöhnlich mit dem vorhergehenden verwechselt, obwohl er ein halbes Jahrhundert später wirkend war. Wir wissen übrigens von seinen Lebensverhältnissen weiter nichts, als daß er als einer der eifrigsten Kämpfer in dem Streite zwischen der griechischen und römischen Kirche erscheint, und nicht nur mündlich, sondern auch in mehreren gelehrten Werken seine Ansichten vertheidigte. Da er aber, nach seiner eignen Aussage, einen mündlichen Streit mit den Minoriten, welche von dem Papste Gregorius IX. (1227—1241) zur Bekehrung der Griechen nach dem Morgenlande geschickt wurden¹⁾, über das Kreuzer führte²⁾, so kann der ältere Georg unmöglich gemeint sein, und man muß einen zweiten jüngern annehmen, obgleich wir nichts Näheres über ihn wissen. G. Aluatus fand in einem zerstückten und sehr schlechten, im J. 1236 geschriebenen Codex der barbarischen Bibliothek zwei Werke dieses jüngern Georg gegen die lateinische Kirche, von denen das eine das Zwiesgespräch mit den Minoriten über das Kreuzer (*ἑκαστοῦ ἀπὸ τοῦ τοῦ ἀντιπροσέχοντος*), aus welchem Leo Aluatus (in seinem Werke de libris ecclesiasticis Graecorum Dissert. II, p. 134) ein Bruchstück mittheilt, und das andere die Streitsfrage über die Eucharistie (*ἀνταρὰς περὶ τοῦ τοῦ κοινωτικῆς*) behandelt. Ein Bruchstück aus einer andern Schrift Georg's über den heiligen Geist findet man ebenfalls bei L. Aluatus (de ecclesiae orient. et occident. perpet. consens. I. II. c. 6. §. 6). Alle diese Streitschriften rufen jetzt in verdienter Vergessenheit. (Ph. II. Kuhl.)

GEORGIOS ELEUSIUS³⁾, ein griechischer Mönch und Schriftsteller aus der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts, stammte aus Aetigemorum, einem Städtchen Galatiens in Kleinasien, wo er auf die Fürbitte des heiligen Theodoros von Sicon seinen lange kinderlosen Vatern vom Himmel beschert wurde. Diese brachten ihn deshalb dem heiligen Theodoros dar, welcher ihn in dem Kloster Sicon, dessen Abt er war, erzog und in den Wissenschaften unterrichtete. Er lebte zwölf Jahre in der nächsten Umgebung des Heiligen, sah dessen Frömmigkeit und Wunder, und schrieb nach dem Tode des Theodoros, welcher am 22. April 613 erfolgte, nach

oriental. perpet. consens. I. II. c. 11. §. 6 und G. Cave, Historia literar. script. eccles. p. 863, welche diesen Georg und den jüngeren für einen und denselben hielten. G. Dubin (Commentar. de script. eccles. Tom. II. p. 1536 seq. und Tom. III. p. 110 seq.) hat beide getrennt, aber zu den von Aluatus gelieferten Nachrichten nichts Neues hinzugefügt.

13) „Claruit post ordinem Fratrum minorum institutum ab Honorio III. Romano Pontifice confirmatum. Id quod circa annum 1220 contigit, viz enim ante annum 1230 Fratres minores in occidentali Ecclesia celebres fuisse leguntur. Ex primis autem qui cum Fratribus minoribus disputationes habuit nomine orientalis ecclesiae, ad quam ecclesiae romanae subijcienda a Gregorio IX. ad Orientem missi fuerunt, Georgius Corcyrensis Metropolitae fuit.“ Oud. I. c. p. 110. 14) „Ἐκαστοῦ ἀπὸ τοῦ τοῦ ἀντιπροσέχοντος ἀδελφῶν ἐν τῇ ἐκκλησίᾳ πορὶ τὸν ἁγιωτάτην κατὰ τὸν ἱερωτάτην πατριάρχην ὁμοῦς“, sagt Georg selbst (bei L. Aluatas, Da Georgis § 30).

*) „Bergl. oben S. 218.“

(Siebold.)

seinen eigenen Erfahrungen und nach den Berichten glaubwürdiger Augenzeugen dessen Leben. Auch wurde er der Nachfolger des Theoborus in der Leitung des Klosters. Diese Thatsachen erzählt Georg selbst am Schlusse seiner sehr erbaulichen, aber allzu weitläufigen Biographie des Heiligen, welche in einer lateinischen Uebersetzung von Petr. Franc. Ainus in den *Legationssammlungen* (am besten in den *Act. SS. Aprilis T. III. p. 32—81*, von Godesfr. Herschgenius, welcher sich trotz aller Mühe das griechische Original nicht verschaffen konnte) herausgegeben ist. (Ph. H. Kallb.)

GEORGIUS. Unter diesem Namen, mitunter auch unter dem Namen Christrianus, verborg sich als Schriftsteller einer von Jean Paul Friedrich Richter's vieljährigen und vertrauten Freunden — Georg Christrian Otto. Er war 176* zu Hof geboren und der zweite Sohn des dortigen Vesperpredigers Heinrich Otto, eines wegen seiner strengen Sitten und seines unbeholteten Lebenswandels allgemein geachteten Geistlichen, der sich durch den tiefen Ernst seiner abseitigen Reden den Namen eines „Strafpredigers“ erworben hatte. Bald nach seinem Tode war sein Sohn Christrian, der zu Anfang der achtziger Jahre die Universität Leipzig bezogen hatte, wieder nach Hof zurückgekehrt. Er wohnte dort mit seiner Mutter und seinen Geschwistern¹⁾ in einem eigenen Hause. Gemeinschaftlich mit ihnen verwaltete er ein Fabrik- und Handelsgeschäft, widmete sich jedoch aus Neigung bald ausschließlich den Wissenschaften.

In Leipzig hatte Otto, nach dem Wunsche seiner Verwandten, Anfangs Theologie studirt, sich dann zur Jurisprudenz gewandt, aber auch dies Studium zuletzt nur nach allgemeinen wissenschaftlichen Beziehungen verfolgt, obgleich er seinen älteren Bruder Albrecht in der juristischen Praxis, die derselbe als Hofrath in Hof betrieb, unterstützte. Um ein öffentliches Amt sich zu bewerben, harmonirte nicht mit Otto's Liebe zur Unabhängigkeit. Wenn er auch hier und da den Wunsch darnach äußerte, war es ihm doch nie Ernst damit. Erst in späteren Jahren, auf seiner Freunde Zureden und durch äußere Verhältnisse genöthigt, übernahm er 1802 das Amt eines Quartiermeisters bei dem königl. preussischen Infanterieregimente v. Unruh in Baireuth. Nach der Schlacht bei Jena (am 14. Oct. 1806) ward er Privatsecretair bei dem Prinzen Wilhelm von Preussen. Auch in diesem Verhältnisse fühlte er bald, daß er nur in der Freiheit und Stille eines zurückgezogenen Lebens zufrieden und glücklich sein konnte. Mancher ehrenvoller Anerbietungen ungeachtet, kehrte er in seine Vaterstadt Hof zurück. Abwärtend lebte er in Baireuth, wo er am 7. Febr. 1828 seine irdische Laufbahn beschloß. Aus seiner Heimath hatte er sich selten entfernt, und nur 1820 sich nach München begeben, auf Veranlassung des Ministers v. Lerchenfeld, um bei einer neuen Organisation der bairischen Handelsverhältnisse mitzuwirken.

1) Albrecht, Christoph und Friederike. Dem ersten Brüdern ward der Hofmannsches Hofrath in seiner Vaterstadt Hof, der zweite Secretair in München. Otto's Schwester verheirathete sich mit dem Defen Gernlein in Rensburg.

Schon in den achtziger Jahren hatte Otto seine nachherige Gattin, eine geborene Herold aus Hof, kennen gelernt, und sich mit ihr 1800 vermählt. Seine Ehe war in jeder Beziehung eine glückliche, bis auf den Umstand, daß sie kinderlos blieb. Mit einem freundlichen Gemüthe verband Otto's Gattin eine vielseitige Bildung, die sie auch veranlaßte, unter dem Namen Amine als Schriftstellerin aufzutreten. Mit ihrem Gatten, theilte sie die innige Verehrung Jean Paul's. Otto's erste Bekanntschaft mit diesem Schriftsteller fällt in sein Knabenalter, als beide das Gymnasium in Hof besuchten. Zuerst gemeinschaftliche Freunde, A. v. Dertel und J. B. Hermann, die Beide bereits in den achtziger Jahren starben, hatten das Band zwischen Otto und Jean Paul noch enger geknüpft, und es war in den Jahren, wo Jean Paul als Hauslehrer in Löpen und Schwarzenbach lebte, durch vereinte Thätigkeit fast unaussöpflich geworden. Der Freunde gemeinschaftliche Leben schildert der zwischen Beiden geführte Briefwechsel, der 1829—1832 zu Berlin in vier Bänden gedruckt ward.

Die ersten literarischen Werke Otto's fallen in die neunziger Jahre, wo er sich vorzugsweise mit wissenschaftlichen Forschungen historischen und statistischen Inhalts beschäftigte. Doch ließ er, einzelne Abhandlungen²⁾ und Recensionen in Zeitschriften abgedruckt, Nichts drucken. Erst in späteren Jahren trat er, auf wiederholtes, dringendes Zureden seines Freundes Jean Paul, abwärtsind unter dem Namen Georgius und Christrianus als Autor auf in den Schriften: *Antemorphose des germanischen Volks* (München 1810.), *Wambors und Finanz-Pandora der neuesten Zeit* (Eben das, 1810.), *Geschichte, Finanz- und Handels-Ansichten* (Eben das, 1811. 2 Bdeh.), *Betrachtungen über den Course der österreichischen Einlöfungsscheine* (Eben das, 1813.), *Verlauf einer Darstellung der Keimungs-geschichte*. Eine Blattschrift an die zum *Wobbe Europa's* verbündeten Monarchen um Abstellung der Sclaverei (Dane Angabe des Druckortes), 1814.

Nach dem Tode seines Freundes Jean Paul, den er zum drei Jahre überlebte, beschäftigte sich Otto mit dessen Nachlaß. Seiner Sorgfalt verdanken wir die Anordnung der „*Selino*“, sowie die Herausgabe des biographischen Werkes: „*Wahrheit aus Jean Paul's Leben*“, von dem er das erste bis dritte Heften erscheinen ließ. Ziel betrauerte er den ihm entristenen Freund, der ihm Zeitelbens in vielfacher Beziehung ein Stützpunkt gewesen, und zugleich, wie er sich in einem seiner Briefe äußerte, „der Grund eines ewigen Dankes gegen Gott, der ihm dieselben Menschen gegeben.“ Jean Paul aber erwiderte Otto's Liebe mit einem Entschlusse, wie er nur aus einem so zarten und tiefstühlenden Gemüthe, wie dem seinigen, hervorgehen konnte.

Die Grundzüge in Otto's Charakter waren schon früh hervorgetreten in theilnehmender, zarter Liebe und Aufopferung ohne Weichen, in strenger Redlichkeit und

2) *Ueber den Kavalier* (in *Waltmann's Geschichte und Politik*, 1802. 2. Bd. S. 21 fg.). *Sata di Narzo* (ebend. 1803. 2. Bd. S. 285 fg.). 1804. 1. Bd. S. 59 fg.) u. a. m.

Uneigennützigkeit. Solchen Grundsätzen blieb er zeitlebens treu. Den Gedanken legend einer Abhängigkeit konnte er nicht ertragen. Freiheit ging ihm über Alles. In eigenen Angelegenheiten zog er sich beschließen zurück, trat jedoch desto kräftiger hervor in fremden, bei denen man seine Hilfe in Anspruch nahm. Sein Geist zeigte eine Schärfe der Erkenntniß und des Urtheils, die ihn bei geringerm Mißtrauen in seine Kräfte und bei größerer Ausdauer zu einem tüchtigen und einflussreichen Arbeiter auf dem Felde der Kritik gemacht haben würde. Sein immer reges Gefühl für das Große, Erhabene und Schöne in der Wissenschaft, wie im Leben, steigerte sich bis zu glühender Begeisterung, als ihm nach dem ersten Lesen des „Hebräer“ seines Grundes, Jean Paul's, Talent in seinem ganzen Umfange vor die Seele getreten war. Der Schluss der „unsichtbaren Loge“ des eben genannten Schriftstellers enthält in Bezug auf Otto die tief ergreifenden Worte: „Du, den die zwei schlafenden Gestalten“ geliebt, und in dem sie mit ihnen und meinem Freund zurückgelassen. Du mit ewiger Hochachtung geliebter Christian Otto, bleibe hienieden bei mir!“)

GEORGSBAI, 1) der nordöstliche Theil des Hu-
ronsees, welcher durch eine Reihe Inseln von dem süd-
lichen Theile, dem eigentlichen Huronsee, abgetheilt
wird. 2) Eine Bai auf der Westseite Neufundlands.
3) Eine Bai in dem nordamerikanischen Staate Maine,
an derselben die Stadt Thomaston. 4) Ein trefflicher
Hafenplatz der Engländer in Sengambien, unweit des
Gos Sierra Leone, früher Arennambui genannt.

(H. K. Hünler.)
GEORGSBANK (die), eine für den Stockfishfang äußerst wichtige, höchst sichere, aber für den Schiffer äußerst gefährliche Bank, welche zu dem nordamerikanischen Staate Massachusetts gehört. Sie liegt vor dem Vorgebirge Melabar oder Sandy Point.

(H. F. Hässler.)
GEORGESFLUSS, 1) ein Fluß auf der Ostküste von Neu-Holland, in der Grafschaft Cumberland, welcher sich in die Botanybay ergießt, und für Schiffe von 50 Tonnen Last, welche 9—10 Fuß tief gehen, von der Bai bis acht Meilen aufwärts fahrbar, wo er noch 80 Fuß breit ist. Er tritt in der Regenzeit regelmäßig an, aber seine Ueberschreitungen kommen nur nach und nach, und sind in Vergleich zu denen des Jamesbury wenig beunruhigend. An ihm liegt die Stadt Liverpool mit 4000 Einwohnern. 2) Ein Küstenfluß auf der Goldküste in Eber-Guinea, auch St. Johann genannt. An ihm liegt auf einem Hügel die Feste St. Coma oder Schama.
 (H. F. Hässler.)

GEORGS GEMÜND, Pfarrdorf mit 600 Einwohnern an der Vereinigung der fränkischen und schwäbischen Regat, im Regatskreise, Landgerichtsbezirk Pleinfeld in Bayern. Das Dorf hat einen Eisenhammer und eine Papiermühle. Unter den Einwohnern aus mehrere Juden.

(H. E. Hästler.)

GEORGSGESELLSCHAFT zu Genua im 15. Jahrh. wurde gewöhnlich fälschlich der heilige Georg genannt. Es ist dieser der Schutzpatron von Genua. Die nach ihm sich nennende Gesellschaft befand aus den reichsten Männern von Genua. Diesen hatte die Repubblica von jeder ihrer besten Einkünfte, insbesondere das Zollhaus überlassen, unter der Bedingung, daß jeder der Capitalisten von den Einkünften des Zollhauses nach dem Verhältnisse seines vorgestreckten Capitals die Zinsen geniesse und von dem Hauptcapitale die Zinsen so lange abziehe, bis er als Gläubiger des Staates gänzlich befriedigt wäre. Auch den Saal auf dem Zollhause erhielten dieselben von dem Staate zu ihrem Versammlungsorte und bildeten nun einen Rath von Hundert, welche über Staatsgeschäfte Bescheidschlagungen hielten. Die von diesem großen Rathe gefaßten Beschlüsse vollstreckte ein besonderer Magistrat von acht Bürgern, und konnte als Haupt aller Bürger, welche Gläubiger des Staates waren, betrachtet werden. Ihrer Mächtigkeitscapitale, welche sie in gewisse Theile eintheilten, wurden Luighi genannt, während die ganze Gesellschaft den Namen des heiligen Georg's führte. An diese wohlgerichtete Verbindung wandte sich der Staat um so häufiger, je häufiger seine Bedürfnisse wurden, und mußte ihr immer mehr Plätze zur Sicherheit ihrer Capitalien abtreten, wodurch sie eine außerordentlich große Macht erhielt. Sie bestellte in den an sie abgetretenen Plätzen ihre Statthalter, ohne daß sich der Staat darin mischte. Die Führung der Regierung durch den Staat war als eine mannliche Verfaßung, die Gesellschaft des heiligen Georg's dagegen beliebt, weil sie klug und billig regierte. Sie blieb bei allen Revolutionen neutral und unbefangene, wenn zehn nach einander vom Kaiserthron verdrängt wurden, sich nicht dieses Duzum, weil sie Truppen und Geld hatte. Nur dieses Einziges that sie, wenn ein Anderer Dage ward, daß er, er mochte sein, wer er wollte, die Gesetze der Gesellschaft des heiligen Georg's bestrafen mußte. Da dieselbe so mächtig war, glaubte Augustin Gregorio nichts Besseres thun zu können, als Savona, welches er in Besitz genommen hatte, und die Florentiner zufolge des Friedens vom Jahre 1484, in welchem bestimmt war, daß jeder das Genua zurückzufordern befaßt sein sollte, zurückverlangten, der Gesellschaft des heiligen Georg's zu schenken, weil Augustin Gregorio sich zu schwach fand, den Krieg wider Florenz allein zu führen. Die genannte Gesellschaft, welche reich war, während der Staat arm war, ließ als zweiter Mittelpunkt Genua's sogleich eine Flotte auslaufen und schickte Truppen nach Pietrasanta, um den Lauf ins das Lager der Florentiner zu verhindern. Diese Handen schon nicht weit von Savona und dieses rathschlug in

3) Jean Paul's früher erwähnte Jugendfreunde H. v. Dertel und S. B. Hermann, die ihm der Tod früh entziehen hatte.
4) Bergh, die Botsche zu Jean Paul's Briefwechsel mit seinem Freunde Christian Otto. (Berlin 1829.) 1. Bd. S. III ff. Ritterscher's Wel. Fürstenthum Boiwaru. 6. Bd. Dreyfuss's Wel. Deutschl. 11. Bd. S. 595. 17. Bd. S. 601 ff. Den Keuren Gefährten der Deutschen. Jahrg. VI. 2. Th. S. 921.

J. 1457 an Medici. Die Directoren der Gesellschaft des heiligen Georg's, welche auch die Herrschaft über Corsica an sich gerissen hatten, nahmen den Thomas Grego, welcher Herr von Corsica zu werden suchte, gefangen, schickten ihn nach Lenci und legten ihn daselbst ins Gefängniß *).

(Ferdinand Wächter.)

Georgshafen oder König Georgshafen, f. Georgsund.

GEORGSHÖHE (die). Am Rande der nach Norden schroff in das flache Land abfallenden letzten Vordarßberge, eine Stunde von den Dörfern Thale, Stetteln und Kleinfeld, ist bei einem einzeln im Forste liegenden Hause ein 44 Fuß hoher hölzerner Thurm errichtet, der den Namen Georgshöhe führt, und eine der schönsten Umfichten gewährt. Nach Norden hin schweift der Blick über die weiten, mit vielen Dörfern besetzten Ebenen von Luedtburg und Halberstadt; nach Osten erblidet man Gernrode und im Nordwesten erscheint, an das Gebirge gelehnt, Blankenburg. Im Vordergrund liegt besonders malerisch das Dorf Thale, hinter demselben Barnstedt mit dem Schlachtfelde, auf welchem im J. 1113 der kaiserliche General Graf Hoyer von Mansfeld in der Schlacht gegen Siegfried, Pfalzgrafen am Rhein, seinen Tod fand. Der Zugang aus der Ebene ist von allen Seiten beschwerlich. Ein reizender, zum Theil schauerlich schöner Waldpfad führt von der Lauenburg erst in die Tiefe hinab und dann in eine Spirallinie zur Georgshöhe hinauf; doch thut man wohl, ihn nicht ohne einen ortskundigen Führer einzuschlagen. Beim Durchwachen des Hauses findet man Lebensmittel, zur Erfrischung namentlich treffliches Bierkraut. Ein ebener schöner Waldweg führt den Wanderer in drei Viertelstunden zu dem Herrentempel.

(H. K. Häußer.)

GEORGINSSELN (die), 1) die südöstliche Gruppe des Archipels der Gesellschaftsinseln s. u. d. Art. Gesellschaftsinseln. 2) Zwei Inseln, etwa 20 Meilen nordöstlich von den Paläerinseln, im J. 1765 von Byron entdeckt. Man nennt sie vollständig auch King Georginseln. Die größere östliche, unter 14° 40' 30" südl. Br. und 145° 5' westl. L. von Greenwich, heißt bei den Eingeborenen Tinkia, und hat beinahe zehn Meilen im Umfange. Die rothen Korallenriffe und die verschiedentartig gestalteten Felsen geben ihr ein romantisches Ansehen. Byron und Cook (welcher sie 1774 besuchte) fanden Luedwasser, Kotoenüsse, Löffelkraut, aus dem die Eingeborenen einen Kober zur Betäubung der Fische bereiten, und australische Hunde, die sie gegen Eisen vertauschen wollten. Die auf Cook's Schiffe befindlichen Daghatter konnten sich mit ihnen leicht verständigen. Ihre Waffen bestanden aus Keulen oder Streichhölzern und Lanzen mit Spizen vom Stachel der Stadetrochen. Sie standen unter Häuptlingen oder sogenannten Königen. Byron fand im Inneren Mera's oder den Götzen geweihte Plätze. In neuerer Zeit sind sie durch Leher-

von den Paläerinseln zum Christenthume bekehrt. Die westliche Insel heißt Ura und ist ebenfalls bewohnt. Wahrscheinlich die Georginseln identisch mit Sondergond des Le Maire (vom J. 1616) und mit Spiridoff des Rogebue (1816).

(H. K. Häußer.)

GEORGISKANAL, 1) der Kanal zwischen Island und Wales südlich vom irischen Meer. Theile desselben sind an der Küste von Wales die Briddabai, die Gardiganbai, deren nördlichster Bufen Bai von Garsch heißt, und die Garmarondabai. Der Kanal hat in seiner Mitte eine Rinne, welche mit dem Ritte eines übergetretenen Stromes verglichen werden kann. Mit dem irischen Meere zusammen hat er einen Flächeninhalt von etwa 1220 deutschen Meilen. 2) Die Straße, welche die australischen Inseln Neu-Britannien und Neu-Island trennt.

(H. K. Häußer.)

Georgsport, f. Georgsund.

GEORGESSEE, 1) ein ansehnlicher See in dem nordamerikanischen Staate Florida. Er wird gebildet durch den Fluß St. John (St. Johann), welcher in der großen Cypress-Sumpfen entspringt, in einem sehr gewundenen Laufe von Norden nach Süden strömt, bald nur $\frac{1}{2}$ Meile (engl.) breit ist, bald sich bis zu 6 Meilen Breite erweitert. Eine solche Erweiterung ist der Georgssee, bis zu welchem Schiffe von 8 Fuß Tiefgang hinauffahren können. Er ist gegen 15 engl. Meilen breit, 15–20 Fuß tief, nur am Eingange beträgt die Tiefe bis 8–9 Fuß, weil dort eine Barre (Sandbank) verlagert ist. Der See wird durch drei fruchtbare Inseln verschönert. Die erste liegt in der Bai gleich hinter dem Eintritte in den See neben der westlichen Küste, ungefähr südwest von dem Mount-Royal, von welchem aus gesehen sie einen Theil des Westufers der Bai auszumachen scheint. Die zweite Insel liegt ungefähr eine englische Meile tief innerhalb des Sees, ist etwa zwei Meilen breit und auf der breitesten Stelle decken etwa $\frac{1}{2}$ Meilen des Bodens fast ganz aus beheim, fruchtbarem, mit gutem Holze bestandnem Lande. Die dritte liegt am südlichen Ende des Sees nahe an der Einströmung des Flusses. Sie ist fast kreisförmig, enthält nur wenige Morgen Land, ist aber hoch und fruchtbar und fast ganz von Magnolien und Palmen bedeckt.

Die erste Insel, welche an ihrer südlichen Spitze einen guten Hafen hat, heißt Wartram *) für einen ehemaligen Aufenthalt eines indianischen Oberhauptes, weil er auf derselben augenscheinliche Ueberreste einer großen indianischen Stadt vorfand. Die Stadt lag auf einer Erhöhung am Ufer des Sees, in der Nähe der Stadt eine kegelförmige Erdbpyramide, von welcher ein großer Gang, eine indianische Heerstraße durch einen schönen Wald von Magnolien, immergrünen Eichen, Palmen in gerader Linie bis zu dem Rande einer großen Savanne lief. Spuren, daß die Insel bewohnt ge-

*) Joh. Fr. Le Bret, Geogr. der allgem. Weltg. 46. Th. 1. Bd. S. 387. 388.

*) William Wartram's Reisen durch Nord- und Süd-Carolina, Georgien u. Aus dem Englischen von C. A. B. Zimmermann. (Berlin 1793.)

wesen, zeigten sich in einer Menge Bruchstücke indianischer irdener Gefäße u. dgl.

2) Georgssee, ein drei Meilen langer See in der Großschott Argyle in Neuholland.

3) Georgssee (Lake George), ein See im Staate New-York in Nordamerika, südwestlich vom Champlainsee, 300 Fuß über dem Niveau des letzteren, 36 engl. Meilen lang und nirgend über 5 engl. Meilen breit. Ein aus demselben zum Champlainsee abfließender Bach bildet eine Folge kleiner Cascaden. Die eigenthümlich milde Größe und Schönheit des Sees macht einen mächtigen Eindruck auf den Besucher. Das Wasser ist so wundervoll klar, daß man die Fische und Muscheln tief auf seinem Grunde sieht und die kleinste Wähe und rothe Beere, welche an den Felsen hängt, mit jedem Blattchen sich in ihm abspiegelt. Gleich einem schmalen Streifen Wasser zwischen waldigen Hügeln und Bergen eingezengt, sieht er sich in vielen Windungen und durch zahlreiche Inseln unterbrochen viele Meilen weit fort, jedoch man immer nur einen kleinen Theil desselben übersieht und die Ansichten oft wechseln. Die Gebirge aber erheben sich ringsum hoch und eckig, eine Felswand ist auf die andere, ein Fiß über dem andern gerührt, durchbrechen von flüsternden Schluchten, weithin bedeckt von wallenden Wäldern. Diese zum Theil 1000 Fuß hohen Gebirge mit felsamen Spizen und Faden, die glatten, ungeheuern Felsbänken und zahllosen Waldbüsche der felsigen Eilande spitzeln sich in dem Wasser des Sees. Eine erhabene Trauer liegt über ihn ausgegossen und prachtvoll ist das Farbenprangen der Wälder, wenn die Sonne nahe daran ist, mit ihren Strahlen hinter die Felsklippen hinabzusinken. Dann fallen feste, dichte Schatten über die Berge, dazwischen stimmt es bläulich und dunkelröthlich, soweit die Schatten reichen, unmittelfach aber an diesem glänzt und sunfelt der weite Waldmantel des Gebirges vom tiefsten Dunkelroth bis zum brennenden Gold. Unter den Inseln des Sees zeichnet sich aus Diamonds-Inland (Diamanteninsel), so genannt von dem Berggipfeln, die man dort im Sande findet und die sich oft durch Reinheit und Regelmäßigkeit sehr auszeichnen, indem sie sechsseitige Säulen mit Pyramiden an beiden Enden bilden. Unter den aus dem See sich steil erhebenden Bergen ist der Kobger-Rock bemerkswerth. Auf die Spitze desselben flüchtete im Revolutionskriege der von den Indianern hart verfolgte amerikanische Capitain Kobger und ruckte, von der Gefahr gedrängt, im strengen Winter auf der glatten Fläche glücklich nach dem gefrorenen See hinab. Am südlichen Ufer des Sees liegt das im Anfange unseres Jahrhunderts erbaute Dorf Caldwell und an seinem Abflusse zum Champlainsee das in der amerikanischen Kriegsgeschichte wichtige Leonorezga. In dem in der Nähe liegenden Bode Saratoga gehört es zum guten Theil, Ausflüge nach Caldwell und dem See zu machen. Früher hieß der See Huricansee. (H. E. Hässler.)

Georgsstrasse, s. Georgskanal.

GEORGSUND, vollständig König Georgsund oder Georgshafen, 1) eine sichere und vortrefliche

Reede stelle auf der Südküste von Neuholland oder Australia, wie die Briten diesen Continent lieber nennen, sehr nahe an dem Südwestende des Welttheils neben der zur Colonie Westaustralien gehörenden Stadt Albany. Der Sund, dessen Eingang sich unter 35° 6' 20" südl. Br. und 118° 1' östl. L. von Greenw. befindet, wurde im J. 1792 vom Capitain Vancouver entdeckt, später von Capitain Flinders, der französischen Entdeckungsexpedition unter dem Commodore Baudin und durch den Capitain King besucht. In der neuern Zeit haben sich häufig Robbenfänger eingefunden, da an den Klippen und Eilanden, mit denen die benachbarte Küste besetzt ist, sich viele Robben der schwarzen Art finden. Für Schiffe, welche nach Neu-Süd-Wales und Van-Dimensland bestimmt sind, eignet sich der Sund zum Erfrischung- und Ausbeisungsorte für Schiffe; für die im J. 1829 errichtete Schwanenfluscolonie bietet er eine vortrefliche Hafenbucht. Es find mit ihm zwei Häfen verbunden, die vor allen Winden geschützt und vom Lande rings umgeben sind, der Prinz-Royalhafen gegen Nordosten und der Dyker (d. i. Außer-) Hafen gegen Nordwesten (nach Capitain Stirling); der erstere bietet einen Eingang und einen Binnenankerplatz für die größten Schiffe; der letztere ist durch eine Sandbarre gesperrt, auf welcher die Tiefe bei Hochwasser nur 14 — 15 Fuß beträgt, und innerlich — außer an der Mündung und in der Nähe von Green-Inland, wo kleine Fahrzeuge sicher vor Anker liegen oder am Lande befestigt werden können — so mit Klippen angefüllt, daß kaum Wasseriefe genug für ein Boot vorhanden ist, um an den Strand zu fahren.

Capitain Flinders, der in dem Atlas zu seiner Reise einen genauen Plan des Sundes gegeben, bezeichnet die Lage der beiden Häfen grade entgegengesetzt, indem er den Prinz-Royalhafen auf die Süd- oder Westseite des Sundes versetzt. An der Mündung dieses Hafens fand Flinders die Tiefe 4 Faden, im Hafen selbst an der Nordseite 7, 4, 3 und 2 1/2 Faden. Die Fluth steigt innerhals des Hafens binnen 24 Stunden nur ein Mal zwischen 6 Uhr Abends und Mitternacht von 2' 8" bis 3' 2" senkrechter Höhe. In der Mitte des Dykerhafens liegt ein kleines Eiland, Green-Inland, von Vancouver auch Garden-Inland genannt, welches sich vortreflich zum Anbau eignet und reichen Ertrag gewährt.

Da es in beiden Häfen wie im Sund selbst hoch und gutes Wasser gibt und der Sund an der Gourslinie der nach Neu-Süd-Wales bestimmten Schiffe liegt, so nahm die Regierung von Neu-Süd-Wales im Jahre 1826 Veranlassung, Besch über zu ergreifen und unter Leitung des Generals Darling einen kleinen Militärposten daselbst zu errichten. Im J. 1830 wurde die Colonie als ein Theil der Schwanenfluscolonie unter Capitain Stirling gestellt und dürfte bald die Hauptstation der Niederlassung werden.

In der unmittelbaren Nähe von König-Georgsund ist das Land sandig, aber weiter nach dem Innern finden sich schöne Ebenen, üppige Thäler mit Bergreihen

wechseind, die mit Staubengewächsen bedeckt sind. Die Ebenen eignen sich theils zum Ackerbau, theils zur Weide für Schaf- und Rindvieh. Auf den Ketten der höheren Berge sind bedeutende Wäldungen. Flüsse und Süßwasserseen bieten Wasser in Fülle. Aus einer Gebirgs- röhre, welche nahebei in der Richtung des Meridians stricht, erhebt sich, 45 Meilen nördlich gegen Westen vom Georgsfunde, und 18 Meilen von der nächsten See- küste, 5000—6000 Fuß hoch der Mount- Lindsay, ein Berg, der in eine quadratförmige Kuppe von ungefähr 30 Jards Seite endet, welche vollkommen eben und mit kleinen Quarzstücken wie gepflastert ist, während in jeder Ecke des Quadrats ein ungeheurer Granitfels steht.

Das Klima des Districts von König-Georgsfund ist so mild und so gleichförmig, wie es wol nirgend in der Welt angetroffen wird. Die Winde beginnen mit dem December und dauern gemächlich bis Anfang März. Diese vier Monate sind der Sommer dieser Gegend. Beim Beginne sind die Winde heftig, das Wetter ist regnig; je weiter die Jahreszeit vorrückt, desto mehr stellen sich nördliche Winde oder Windstille mit schönem, warmem Wetter (bis 29,5 Réaumur) ein. Dies dauert gewöhnlich den März und April hindurch; dann werden die Westwinde herrschend, die in den Monaten Juni und Juli sehr konstant sind. Im August und September treten oft Südwestwinde ein. Die Monate October und December sind durchgängig schön, nur zuweilen von Regen unterbrochen. Während der Sommermonate herrschen viele Gewitter.

2) Georgsfund, eine Bai auf der Südküste Neu- hollands im Osten der Ringebai zwischen Cap Wilson (38° 56' süd. Br.) und dem nördlicher gelegenen Cap Liptrap, von Grant so benannt. Die Ufer sind mit Steilen, felsigen Spigen besetzt; kaum bemerkt man einige Sandbänke. Die Südrinde treiben die Wogen mit solcher Gewalt gegen diese Ufer, daß es unmöglich ist, sich denselben zu nähern. Cap Wilson, welches dem östlichen Eingang der Bafftraße im Norden begrenzt, ist ein ungeheurer Granitblock, der eine Halbinsel bildet und mit dem Festlande durch eine Landenge zusammenhängt. Im Norden und Osten gewähren mehrere Buchten den kleinen Schiffen einen sichern Zufluchtsort; auch können dieselben dort Wasser und Holz einnehmen.

3) Georgsfund, an der Nordwestküste von Ame- rika — Kootka- oder Kautskafund, von Cook zu Ehren Georg's III. Georgsfund benannt. (H. K. Hässler.)

GEORGSTOLLEN (der), eine der denkwürdig- sten bergmännischen Bauwerke, welches an Kühnheit und Großartigkeit den römischen Wasserleitungen würdig zur Seite steht. Dieser Stollen, welcher mit einem Portale verjüngtes Mundloch in der Nähe des hanoverischen Bergbädhens Grund — zwischen Grund und Laub- hütte — in einer absoluten Höhe von 100 Fuß sich be- findet, läuft bis zur Grube Caroline bei Clouthal, eine Strecke von drei Stunden oder 36,541 Fuß, weit fort. Durch ihn erhalten sämtliche Gruben des rosenhöfer und burgkätter Zugs bei Clouthal, sowie die des zel- serfelder Hauptzuges ihre Wasserleitung. (H. K. Hässler.)

Als mit der zunehmenden ungesüßern Tiefe der Gru- ben bei Clouthal und Zellerfeld die Grundwasser ebenso zunahm, durch Pumpwerk das Wasser nicht mehr fort- geschafft werden konnte, deshalb auf einigen Gruben die Arbeit schon eingestellt werden mußte, da blieb kein anderes Mittel, von diesen Grundwassern sich zu be- freien, als einen drei Stunden langen Stollen durch das Gebirge hinauf zu den Gruben zu treiben, den Wasser einen natürlichen Abzugskanal zu machen. Der damalige Berghauptmann v. Nibben machte den Antrag hierzu und König Georg III. von Großbritannien, da- mals auch Kurfürst von Hannover, gab seine Einwilli- gung und zugleich den größten Theil der Kosten her, welche auf 400,000 Thaler berechnet waren. Am 26. Juli 1777 wurde bei Grund, wo jenes Portal steht, der erste Hammerhieb zum Beginnen des großen Wer- kes gethan, das nach 22 Jahren, am 5. Sept. 1799, vollendet war. Um schneller zum Ziele zu gelangen, wurden gleich Anfangs mehr Lichtlöcher auf der Linie des Stollens angelegt, aus welchen, nachdem die Tiefe des Stollens erreicht war, das losgearbeitete Gestein herausgeführt wurde. Zugleich arbeitete man von bei- den Endpunkten des projectirten Stollens sich einander entgegen und aus den Gruben nach dem Stollen hin, diese durch kleine Stellen oder Strecken mit ihm in Verbindung zu bringen. Nach 22 Jahren wurde er, wie erwähnt, durchschlägig, d. h. man durchdrach das letzte Gestein, welches die sich entgegengerückten Berg- teile noch trennte. Die Kosten dieses höchst vortheil- haften, kühnen, großartigen, unter der Leitung des Ober- bergamtsraths Stelzner mufterhaft ausgeführten Werkes der Bergbaukunst überfliegen den Anschlag nur um 12,050 Thaler. Sein großer Nutzen zeigte sich sogleich. Wasserkinste, Kunstschächte und Kunstflüsse konnten ein- gestellt, eingegangene Seelen wieder aufgenommen wer- den. Selbst die Grundwasser aus den tiefsten Gefen- ken konnten, durch Wasserkinste auf die Höhe des Stol- lens gehoben, durch ihn abgelenkt werden. Man kann den Stollen, diesen Riesentunnel, von Grund an, unter der Stadt Clouthal weg bis zur Grube Dorothée, drei Stunden, durchwandern. Er ist nicht, wie sonst ge- wöhnlich, ausgehauert, und mit einer Strecke von 520 Fuß, wo seine Sohle zu rissig ist, das Wasser durchschlägig, läuft dieses in eisernen Gefässen. Beides sind Vorrichtungen des Maschinendirectors Friedrich, der sich dadurch ein ebenso großes Verdienst um diesen Stollen erworben, als der Marktschreiber Länge durch seine genauen, dem Baue des Stollens zum Grunde gelegten Marktsch- dergänge.

Durch den tiefen Georgstollen werden aber nicht allein die Wasser der clouthaler und zellerfelder Gruben abgeführt, sondern auch aus andern noch, indem später angelegte Stollen oder Seitenäste von ihm, aus andern Grubenlägen die Wasser ihm auch zuführen. Einer der- selben, die tiefe Wasserflutze, von 16,000 Fuß Länge, 1832 vollendet, ist deshalb besonders bemerkenswerth, weil auf ihm Erze bis zu den nächsten Punkten bei dem

Pochwerken verschifft werden. Diese unterirdische Schifffahrt geschieht auf kleinen Booten mit 100 Centner Ladung. Der Bootsmann zieht sich an einer Kette, die an der Seite ausgepannt ist, an 2000 Lachter lang fort. Die Fahrt hin und zurück dauert acht Stunden. Täglich werden so an 400,000 Centner fortgeschafft. Ein ähnliches, großartiges Werk der Bergbaukunst möchte schwerlich irgendwo noch vorkommen. (F. Gottschalk.)

GEORGSWALDE, ein Flecken im Kreise Zeitzmeritz in Böhmen, zur Herrschaft Schludenau gehörig, mit 4500 Einwohnern, welche starke Werke treiben.

(H. E. Häusler.)

Georissus, f. Georyssus.

GEORYCHUS, Erdgräber, von Illiger aufgestellte Gattung der Blindmole oder Spolacinen unter den Nagetieren. Die Arten leben den Sandgräbern, Bathyergus, zunächst, unterscheiden sich aber von diesen schon durch den Mangel der Rinne auf der Vorderseite der sehr großen und starken oberen Raggähne. Ihre vier Backzähne jeder Reihe sind rundlich oder elliptisch, jederseits mit einer Falte versehen, welche bei weit vorgeübter Abnutzung von der Kauffläche verschwindet. Der Schädel zeichnet sich durch sein bogiges Profil, seine senkrechte Hinterhauptfläche, den langgestreckten Schnauzenzweig und die sehr kleinen, spaltenförmigen Foramina incisiva aus. Der kurze, hintere Gaumenauschnitt liegt weit hinter den Zahnrainen, die Gehörbläschen sind flach und weit von einander getrennt. Am Unterkiefer ist der hintere Winkel sehr groß, gerundet, der Gendylus aufsalzend dick, der Kronfortsatz dagegen unbedeutend. In den weichen Theilen zeichnet sich der Blindbarm durch Länge und gleiche Breite aus. In der äußeren Erscheinung haben die Erdgräber einige Ähnlichkeit mit den Maulwürfen, einen dicken, plumpen, walzenförmigen Körper mit breitem, stumpfem Kopfe, keine Ohrenschnecken, sehr kleine Augen, schwache Schnurruen und sehr kurze, schwache Krallen. An den Vorderpfoten ist die zweite Zehe die längste, die dritte nur wenig kürzer, die übrigen viel kürzer, an den hinteren die dritte Zehe etwas länger als die zweite, die fünfte die kürzeste. Die hinteren Krallen sind etwas stärker als die vordern. Die Erdgräber bewohnen das südliche Afrika und sind nach der umfassendsten Darstellung, die ich in meiner „Zoologie. Säugethiere“ (Leipzig 1835.) S. 524 fg. gegeben habe, folgende sicher begründete Arten: 1) Georychus capensis Wieg. mit abgerundetem Kopfe, breiter, stumpfer, nackter Nase, kurzen weißlichen und längeren bräunlichen Schnurruen, sehr kleinen Augen, nur kleinem behaartem Hautrand statt der Ohrenschnecken, sehr kurzem, stumpfem Schwanz mit langem, weichen Haarpinsel und kurzen, kräftigen Beinen. Das Colorit des Blädmoll ist an der Schnauze weiß, dahinter schwarzbraun, mit einem kleinen, weißen Fleck um jedes Auge und einem größern um das Ohr, auf dem Hals und Rücken bräunlich mit durchscheinendem Grau, an den Seiten bläulich, unten schmutzweiß, ebenso an den Füßen. Der Blädmoll errichtet acht Zoll Länge und brechend das Gaps, wo er durch seine unterirdischen Gänge in Gärten

und Feldern oft großen Schaden anrichtet. — 2) G. hottentottus Less. Der hottentottische Erdgräber wird nicht so groß als der Blädmoll, hat auf der Nase einen Längskamm von Haaren, nackte Sohlen, oben auf den Pfoten steife Haare, überhaupt aber einen sehr feinen und weichen Pelz. Sein Colorit ist oben licht bräunlich-gelb, mit schönem Sammetglanze, an den Seiten heller, unten weißlich-gelb. Die einzelnen Haare sind am Grunde dunkelschwarz, mit gelben oder bräunlichen Spitzen. Der Schwanz ist bräunlich-gelb. Die Hälften der Backzähne verwandeln sich schon zeitig in bloße Kerben, die oberen Zähne nehmen gleichmäßig an Größe ab, die untern sind bis auf den letzten ziemlich gleich groß. Am Cap. — 3) G. damarensis Wagn., ist oben und unten einseitig rötlich-braun, mit großem, unregelmäßig viereckigem Fleck am Hinterhaupte und einem zweiten jederseits unter den Ohren, beide am Vorderhalse zusammenstreichend. Der Schwanz ist ein starker, flacher Stummel mit grobem, rötlichbraunem Haare. Erwohnt Damara. (Giebel.)

GEORYSSUS, unrichtig Georissus, von Latreille aufgestellte Käseggattung in der Familie der Elaevoornier, mit neungliederigen Fühlern und viergliederigen Fühlern und sehr langem dritten Gliedgliede. Erichson (Insekten Deutschlands III. 500) erhob die Gattung zum Typus einer eigenen Familie Georyssii, die er von den Byrrhinen und Parniden durch das häufige Prosternum, die zapfenförmig vorstehenden Vorderhüften und die viergliederigen Hüfte unterscheidet. Die älteste bekannte Art erwähnt Paykull, dann Fabricius als Pimelia pygmaea. Eine Monographie der Gattung lieferte Victor Motschulski im Bulletin des natur. de Moscou. 1843. p. 614, wo er, sechs neue russische Arten beschreibend, die Gesamtzahl derselben auf elf erhöhte. (Giebel.)

GEOTEUTHIS, nannte Graf Münster in seinen Beiträgen zur Petrefactenkunde VI, 69 fg. eine Gattung fossiler, im obern Eias Zeitschanden, Frankreichs und Englands verbreiteter Cepien-Schulpen, über deren Nomenklatur und Stellung die Paläontologen noch nicht einig sind. Graf Münster scheint zuerst die Aufmerksamkeit auf sie gelenkt zu haben, als er sie 1828 in Referlein's geognost. Zeitschanden und 1830 in Bronn's Jahrb. für Mineral. unter dem Namen Onychoteuthis prisca erwähnte. Zieten bildet sie schon 1830 in seinem Prachtwerke über die Versteinerungen Württembergs als Loligo bollensis und L. antensis ab. Agassiz und ihm bestimmend Ausdruck wiesen diese Schulpen, auf Untersuchung englischer Exemplare gestützt, den Belemniten zu und führten die neue Benennung Belemnites 1836 ein, indem sie den Schulpen als Fortsetzung der Belemniten-schelde oder als Fortsetzung der Alveolarplatte betrachteten. Graf Münster wies diese Ansicht zurück und noch entschiedener Quenstedt 1839, der die Reste zwischen Cepien und Loligenen stellt und deshalb auch den Namen Loligo-opsis vorschlägt. Roth nahm hiervon keine Notiz, sondern suchte 1840 von Neuem die Belemniten-natur nachzuweisen und dieselbe durch den neuen Namen

Belopeltis zu befruchten. Endlich aber wurde durch D'Erigny und Owen der wahre Rüdenschulp des Belemniten bekannt und damit jene Deutung als unbegründet bezeichnet. Graf Münster glaubte nun auch jene Namen verworfen zu müssen und den passenderen Geotulhis einführen zu dürfen. Indessen steht der Name in der systematischen Naturgeschichte unabhängig von seiner Bedeutung, die Priorität hat ein größeres Recht, daher der Agassiz'sche Name Belemnosepia der allein zulässige ist. Später hat sogar Theodori noch einen andern Namen Palaeosepia vorgeschlagen. Form und Structur erweisen diese Schulp in die Familie der Teuthidae unter den Cephalopoda acetabulifera decapoda, unter welchen wir die Gattungen charakterisiren. Die neueste und umfassendste Darstellung der Gattung Belemnosepia = Geotulhis und deren Arten habe ich in meiner Fauna der Norwelt 3. Bd.: Cephalopoden (Leipzig 1851.) S. 38—43 gegeben. (Giebel.)

GEOTRICHUM, ist der Name einer von Link aufgestellten Pilzgattung, deren Mitglieder aufrechte, kurz gestielte, fast ähnl. Hocken und längliche, an beiden Enden abgestufte, aus den abgestellten Gliedern der Hocken entstandene Sporen haben.

Zu dieser Gattung gehört nur eine Art, *Geotrichum candidum* Link, welche auf feuchter Walderde und auf Torfboden ein weißes, spinnwebartiges Gewebe bildet. (Gaeke.)

GEOTRYPUS, ist ein Gattung fossiler Maultwürfe, welche Pomer erst neuerdings Biblioth. univers. de Genève 1848. IX, 159 von Talpa abgetrennt hat. Sie hat dieselbe Zahnformel wie Talpa, aber kegelförmige, sehr spitze Rud. und Eckzähne, beide zweiwurzelig. Der Oberarm ist weniger maulwurfsähnlich, vielmehr condylusartig durch den geringen Umfang seiner Schlüsselbein gelenkfläche und durch die Anheftungsstelle des großen Brustmuskels. Die beiden Arten, die nur aus Tertärschichten Frankreichs bekannt sind, sind 1) *G. acutidens*, etwas kleiner als der gemeine Maulwurf, und 2) *G. antiquus* (= *Talpa antiqua*, *T. acutidentata* Blainville, *Osteogr. Insectivores*) hat den Habitus des gemeinen Maulwurfs. (Giebel.)

GEPAARTE VERBINDUNGEN. Die von Liebig beobachtete Erscheinung, daß die Mandelsäure eine Verbindung der Ameisensäure mit Bittermandelöl ist, daß also eine Säure sich mit einem andern Körper vereinigt, ohne ihre sauren Eigenschaften, noch ihre Sättigungscapazität zu verlieren, gab Veranlassung zu einer Menge anderer ähnlicher Beobachtungen, namentlich ist die Entdeckung der gepaarten Unterschwefelsäure, der Naphthalin- und Benzidintherschwefelsäure, sowie die der Isthionsäure für die Erkenntnis des chemischen Charakters dieser Körperklasse von hoher Bedeutung gewesen.

1) Unter gepaarten Säuren versteht man sowohl organische als auch unorganische Säuren, welche die Fähigkeit haben, sich mit organischen Verbindungen in der Art zu vereinigen, daß die Verbindung die sauren Eigenschaften der Säure behält, daß dieselbe aber

nicht mehr durch die gewöhnlichen Reagentien erkannt werden kann. Hierdurch, sowie durch die Eigenthümlichkeit, daß der mit der Säure verbundene organische Stoff, der Paarling, in alle Verbindungen der Säure mit eingeht, ohne abgeschieden zu werden, und daß er auch nach der Abscheidung mit der Säure vereinigt bleibt, unterscheiden sich diese gepaarten Säuren wesentlich von den Salzen. Diese gepaarten Säuren lassen sich ebenso wenig in ihre näheren Bestandtheile zerlegen, als es nur in wenigen Fällen gelingt, sie direct aus denselben zusammenzusetzen. Daher ist es sehr zweifelhaft, ob bei der Paarung überhaupt noch von einem elektrochemischen Gegensatz die Rede sein kann. Merkwürdig ist außerdem noch, daß die Säure, womit der Paarling in Verbindung tritt, durch die Aufnahme dieses indifferenten Körpers sehr häufig eine beträchtlich größere Löslichkeit und ein stärkeres Vereinigungsbestreben erhält, als sie an und für sich besitzt. Dies zeigt sich am auffallendsten bei der Unterschwefelsäure und bei mit ihr gepaarten Verbindungen, indem die meisten der letzteren hinsichtlich der genannten Eigenschaften den stärkeren unorganischen Säuren sich an die Seite stellen, während die Unterschwefelsäure selbst in verhältnißmäßig nur schwacher Verwandtschaft begabt ist und in wässriger Lösung schon bei einer Temperatur von 100° C. der Zersetzung unterliegt.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß in der organischen Natur viele gepaarte Verbindungen dieser Art vorkommen, und daß namentlich Säuren, welche eine große Anzahl Sauerstoffatome enthalten, zu dieser Classe von Verbindungen gehören. Am meisten bekannt sind die Verbindungen, welche durch Einwirkung von Schwefelsäure und Salpetersäure auf organische Verbindungen entstehen. Je nach der Säure, welche mit dem Paarling verbunden ist, zerfallen die gepaarten Säuren in gepaarte Sulphosäuren, gepaarte Nitrosäuren, gepaarte Chlorosäuren, gepaarte Acetosäuren u. s. w. In den meisten Fällen tritt bei der Bildung dieser gepaarten Säuren 1 At. Wasser aus der Verbindung aus. Ist der Paarling eine sauerstofffreie Verbindung, so entsteht das Wasser aus Kohlen von 1 At. Sauerstoff der Säure, welche 1 At. Wasserstoff der organischen Substanz oxydirt. Enthält die organische Substanz Sauerstoff, so kann das Wasser aus den Bestandtheilen der organischen Substanz sich gebildet haben. 1 At. Säure kann sich mit einem und mehreren Atomen von dem Paarling verbinden und ebenso 1 Atom von dem Paarling mit 2 Atomen der Säure.

Als Beispiele für die Zusammensetzung der gepaarten Säuren mögen folgende dienen:

Formeln.	Namen.
$(C^3 H^3) \left\{ \begin{smallmatrix} O^1 \\ S \end{smallmatrix} \right\}, SO^1$	Sulphobenzidischwefelsäure.
$(C^4 H^4) O^1, S^1 O^1$	Aethionsäure.
$(C^4 H^4) S, 2SO^1$	Sulphocapilschwefelsäure.

Formeln.	Namen.
$(C^H H^O) \begin{smallmatrix} O^S \\ S^O \end{smallmatrix}, SO^S$	Sulphonaphthalinschwefelsäure.
$(C^H H^O) \begin{smallmatrix} S \\ O \end{smallmatrix}, SO^S$	Sulphäthylschwefelsäure.
$(C^H H^O) S^S, 2SO^S$	Bisulphäthylschwefelsäure.
$(C^H H^O) O^S, SO^S$	Benzoylschwefelsäure.
$(C^H H^O) O^S, ClO =$	Sp ¹ , ClO Chlorpyrosäure.
$(C^H H^O) O^S, ClO$	Chlorcuminsäure.
$(C^H H^O) O, BrO$	Bromcuminsäure.
$(C^H H^O) O, NO^S$	Nitrotolid.
$(C^H H^O, NO^S) NO^S$	Nitrotolidinsäure.
$(C^H H^O) O^S, NO^S$ oder $(C^H H^O) O^S, NO^S$	Nitrobenzoesäure.
$(C^H H^O) O^S, NO^S$ oder $(C^H H^O) O^S, NO^S$	Nitrozimmettsäure.
$(C^H H^O) O^S, NO^S$ oder $(C^H H^O) O^S, NO^S$	Nitrocoumarlyge Säure.
$(C^H H^O) NO^S$	Nitronaphthalinsäure.
$(C^H H^O) O^S, FoO^S$	Wandelsäure.
$(C^H H^O) \begin{smallmatrix} S \\ O \end{smallmatrix}, AcO^S$	Sulphäthyleffigsäure.

u. a. m.

2) Die gepaarten Basen entstehen theils künstlich, theils sind sie in der Natur schon fertig gebildet vorhanden. Durch Einwirkung von Ammoniak auf einige unorganische Säuren bilden sich unter gewissen Verhältnissen Amid- und Amidverbindungen, indem 1 oder 2 Atome Wasserstoff des Ammoniaks durch ebenso viele Atome Sauerstoff der Säure in Wasser verwandelt werden und die reducirte Säure sich mit dem Amid oder Amid verbindet. So bildet sich unter andern eine Verbindung von oxalpyriger Säure mit Amid, wenn Ammoniak auf wasserfreie Klersäure einwirkt, indem $NH^S + OxO^S = NH^S + OxO^S + HO$ ist; diese Verbindung hat basischen Charakter und führt den Namen Dramid. Wird eine weingrüne Lösung von Nitrobenzid $(C^H H^O, NO^S)$ Schwefelwasserstoff geleitet, so bildet sich, unter Abscheidung von Schwefel, Wasser und Benzidin, eine basische Verbindung, welche im Steinkohlentheer vorkommt und auch durch Einwirkung von Kali auf Indigblau erhalten werden kann; die Bildung dieses Benzidins aus Nitrobenzid geht nach folgender Formel vor sich:



Auf gleiche Weise bildet sich Naphthalidin aus Nitronaphthalid, und zu derselben Classe von Verbindungen gehört auch der Harnstoff und diejenigen organischen Basen, welche aus dem Senföle erhalten werden können. — Die in der Natur vorkommenden gepaarten Basen sind diejenigen, welche im Besondern den Namen organische Basen oder Alkaloide führen. Sie sind sämmtlich als Verbindungen von Amid oder Ammoniak mit organischen Radikalen oder Dryden zu betrachten.

Wenngleich nun in diesen Verbindungen die physikalischen Eigenschaften des Ammoniaks verschwunden sind, so rühren doch die basischen Charaktere dieser Verbindungen von denselben her. Die organischen Basen vereinigen sich ganz nach denselben Verhältnissen mit den Sauerstoffsäuren und den Verbindungen des Wasserstoffs mit Chlor, Brom, Jod, Cyan und Schwefel, wie das Ammoniak. Der mit dem Ammoniak verbundene Stoff geht mit demselben in alle Verbindungen ein und setzt auch bei der Trennung wieder dem Ammoniak; der mit dem Amid, Amid oder Ammoniak verbundene Stoff wird ebenso, wie dies bei den gepaarten Säuren der Fall ist, Paarling genannt.

Die wichtigsten der gepaarten Basen sind folgende:

Formeln.	Namen.	Bemerkungen.
----------	--------	--------------

I. Künstlich dargestellte.

1) Amid-Basen.

$NH, (C^H O)^S$	Drimid	gekommene unaufschiebbare Spannersäure.
$NH, (C^H H^O) O$	Succinimid	indifferent.

2) Amid-Basen.

$NH^S, (C^H O)^S$	Dramid	indifferent.
$2NH^S, (C^H O)^S$	Harnstoff	künstlich u. im Harn, basisch.
$NH^S, (C^H H^O) O^S$	Benzamid	indifferent.
$3NH^S, 2 \begin{smallmatrix} N \\ C^S \end{smallmatrix}$	Relamin oder Cyanamid	basisch.
$NH^S, C^H H^O$	Benzidin (Anilin)	basisch.
$NH^S, C^H H^O$	Naphthalidin	basisch.
$NH^S, C^H H^O$	Chinolin	durch Zersetzung von Chinin.

3) Ammoniak-Basen.

$2NH^S, C^H H^O$	Sinapelin	aus Senföle, basisch.
------------------	-----------	-----------------------

II. Natürlich in Pflanzen vorkommend.

1) Amid-Basen.

$NH^S, C^H H^O$	Nicotin	im Tabak.
$NH^S, C^H H^O$	Genin	in Conium maculatum.

2) Ammoniak-Basen.

$NH^S, C^H H^O$	Cinchonin	} in der Chinarinde.
$NH^S, C^H H^O$	Chinin	
$NH^S, C^H H^O$	Uricin	
$NH^S, C^H H^O$	Cocbin	
$NH^S, C^H H^O$	Morphin	} im Opium.
$NH^S, C^H H^O$	Marcotin	
$NH^S, C^H H^O$	Chobain	
$NH^S, C^H H^O$	Marcin	

Formeln.	Namen.	Bemerkungen.
$2\text{NH}_4^+, \text{C}^{14}\text{H}^{10}\text{O}^+$	Strychnin	} in den Strychnoceten.
$2\text{NH}_4^+, \text{C}^{14}\text{H}^{10}\text{O}^+$	Bruicin	
$2\text{NH}_4^+, \text{C}^{14}\text{H}^{10}\text{O}^+$	Harmalin	im Samen von Pogonon Harmala.
$\text{NH}_4^+, \text{C}^{14}\text{H}^{10}\text{O}^+$	Delphinin	in Delphinium Staphysacrium.
$\text{NH}_4^+, \text{C}^{14}\text{H}^{10}\text{O}^+$	Piperin	im schwarzen Pfeffer.
$\text{NH}_4^+, \text{C}^{14}\text{H}^{10}\text{O}^+$ u. a. m.	Sanguinarin	in Sanguinaria canadensis.

3) Die Verbindungen gepaarter Säuren mit unorganischen oder organischen Basen kommen wahrscheinlich sehr häufig in der Natur vor, jedoch sind alle diejenigen, welche genauer untersucht sind, künstlich dargestellt. Dahin gehören unter andern:

$\text{KO}, (\text{C}^{14}\text{H}^{10})_2\text{S}$	SO^+ sulphobenzidylschwefelsaures Kali.
$2\text{KO}, (\text{C}^{14}\text{H}^{10})_2\text{S}$	2SO^+ bisulphobenzidylschwefelsaures Kali.
$\text{KO}, (\text{C}^{14}\text{H}^{10})_2\text{O}^+$	SO^+ benzoylschwefelsaures Kali.
$\text{KO}, (\text{C}^{14}\text{H}^{10})_2\text{O}^+$	ClO^+ chlorspiroisäures Kali.
$\text{KO}, (\text{C}^{14}\text{H}^{10})_2\text{O}^+$	BrO^+ bromspiroisäures Kali.
$\text{KO}, (\text{C}^{14}\text{H}^{10})_2\text{NO}^+$	NO^+ nitroisäures Kali.
$\text{KO}, (\text{C}^{14}\text{H}^{10})_2\text{O}^+$	NO^+ nitrobenzoesäures Kali.

4) Die Verbindungen gepaarter Basen mit unorganischen oder organischen Säuren kommen in der Natur vor und können auch künstlich erhalten werden. Die in der Natur vorkommenden gepaarten Basen sind immer mit organischen Säuren verbunden. Hierher gehören unter andern:

$\text{NH}_4^+, \text{C}^{14}\text{H}^{10}\text{O}^+$	SO^+ schwefelsaures Chinolin.
$\text{NH}_4^+, \text{C}^{14}\text{H}^{10}\text{O}^+$	SO^+ schwefelsaures Chinin.
$\text{NH}_4^+, \text{C}^{14}\text{H}^{10}\text{O}^+$	SO^+ schwefelsaures Atropin.
$2\text{NH}_4^+, \text{C}^{14}\text{H}^{10}\text{O}^+$	SO^+ schwefelsaures Strychnin.
$2\text{NH}_4^+, \text{C}^{14}\text{H}^{10}\text{O}^+$	SO^+ schwefelsaures Bruicin.
$\text{NH}_4^+, \text{C}^{14}\text{H}^{10}\text{O}^+$	$(\text{C}^{14}\text{H}^{10})_2\text{O}^+$ essigsäures Chinolin.
$\text{NH}_4^+, \text{C}^{14}\text{H}^{10}\text{O}^+$	$(\text{C}^{14}\text{H}^{10})_2\text{O}^+$ essigsäures Chinin.
$\text{NH}_4^+, \text{C}^{14}\text{H}^{10}\text{O}^+$	HCl chlorschwefelsaures Chinin.
$2\text{NH}_4^+, (\text{C}^{14}\text{H}^{10})_2\text{O}^+$	NO^+ salpetersaurer Hornstoff.
$2\text{NH}_4^+, (\text{C}^{14}\text{H}^{10})_2\text{O}^+$	$(\text{C}^{14}\text{H}^{10})_2\text{O}^+$ oxalsaurer Hornstoff.

5) An diese genannten gepaarten Verbindungen schließen sich wahrscheinlich als indifferenten gepaarte Verbindungen die sogenannten indifferenten Pflanzenstoffe, als Gummi, Stärke, Zucker u. s. w., an; doch haben die Untersuchungen über diesen Gegenstand noch kein besonderes Resultat geliefert. Mit der Umwandlung des Dextrins in kohlensaures Ammoniak und mit der Zersetzung desselben in Kohlensäure und Ammoniak kommt die Traubenzuckerbildung aus Stärke und die Zersetzung desselben in Kohlensäure und Weingeist überein, so daß man Stärke, Gummi, Rohrzucker und Milchzucker als $(\text{C}^{14}\text{H}^{10})_2\text{O}^+$, $(\text{C}^{14}\text{H}^{10})_2\text{O}^+$, und den Traubenzucker als $(\text{C}^{14}\text{H}^{10})_2\text{O}^+$, $(\text{C}^{14}\text{H}^{10})_2\text{O}^+$ betrachten könnte. Von großer Wich-

tigkeit ist in dieser Beziehung die Untersuchung Peria's über die Metamorphosen des Salzeins, aus denen hervorgeht, daß dieser Stoff als eine gepaarte Verbindung von Saliginin und Zucker betrachtet werden muß.

Die gepaarten Verbindungen lassen sich, wie schon oben angedeutet wurde, in den meisten Fällen nicht direct aus den Bestandtheilen zusammensetzen, hingegen besteht die Verbindung leicht, wenn beide Bestandtheile mit einander im sogenannten status nascentis zusammenzutreffen. So gehen Ameisensäure und Bittermandelöl direct keine Verbindung ein; wenn man aber ein Gemenge von Bittermandelöl und Spanwasserstoffsäure mit Salzsäure erwärmt, wobei sich letztere in Ameisensäure und Ammoniak zerlegt, so verbindet sich die Ameisensäure im Entstehungsmomente mit dem Bittermandelöl zu Mandelöl. Ebenso wenig lassen sich die gepaarten Unterschwefelsäuren direct darstellen, jedoch bilden sich die meisten, wenn man Schwefelsäure mit Körpern zusammenbringt, deren Wasserstoff sich mit einem Theile des Sauerstoffs von der Schwefelsäure verbindet, während die nun entstandene Unterschwefelsäure mit einem andern Zersetzungsproducte des organischen Stoffes eine gepaarte Verbindung bildet. — Einige der gepaarten Basen, wie der Harnstoff, können direct durch Vereinigung der Bestandtheile gebildet werden, jedoch scheint hierbei eine Umlagerung der Atome vor sich zu gehen, da es nach dem Entstehen der gepaarten Basis nicht mehr gelingt, dieselbe in ihre näheren Bestandtheile zu zerlegen. Ein anderes Verfahren, gepaarte Basen zu erzeugen, ist von Zinnin gefunden worden und hat bereits zur Entdeckung vieler Verbindungen dieser Art geführt. Bringt man nämlich die Nitroverbindungen, welche durch Einwirkung concentrirter siedender Salpetersäure auf verschiedene Kohlenwasserstoffgase entstehen, mit Schwefelsäure oder Schwefelammonium zusammen, so wird das NO^+ unter Ausscheidung von Schwefel in Wasser und Amid (NH_2^+) verwandelt, welches sodann mit dem Paarlinge der Nitroverbindung in der Eigenschaft einer gepaarten Basis vereinigt bleibt.

Eine charakteristische Eigenthümlichkeit der gepaarten Verbindung ist die so häufig stattfindende Substitution, d. h. die Vertretung des in dem Paarlinge befindlichen Wasserstoffs durch eine entsprechende Anzahl von Atomen von Chlor, Schwefel und einigen andern Stoffen, ohne daß dadurch der chemische Charakter der gepaarten Verbindung bis zu einem gewissen Grade wesentlich verändert wird. Daß bei diesen Substitutionen Chlor, Schwefel, Brom u. s. w. nicht die Rolle des negativen Elementes vertreten, geht namentlich aus den Versuchen von Hoffmann und Kolbe hervor, welche fanden, daß das durch Einwirkung von Brom auf Anilin entstandene Dibromanilin rückwärts durch Einwirkung von Wasserstoff im Entstehungsmomente wiederum in Anilin umgewandelt werden kann. Auf der andern Seite geht man ebenfalls so weit, wenn man aus den genannten Beobachtungen den Schluß ziehen will, daß der Charakter der chemischen Verbindungen weniger von der Natur als von der Stellung der Atome abhängig ist. Wäre

dieses der Fall, so würde eine Vertretung von 1, 2, 3 Atomen Wasserstoff durch resp. 1, 2, 3 Atome Chlor auf den Charakter der gepaarten Verbindung keinen oder nur geringen Einfluss ausüben; hingegen ist das Bromanilin eine schwächere Basis als das Anilin, noch schwächer ist das Dibromanilin und gänzlich indifferent ist das Tribromanilin.

Diesjenigen Kabelle, welche durch die Substitution entstanden sind, lassen sich als secundäre unterscheiden, im Gegensatz zu den primären, deren Paarlinge stets aus einem Kohlenwasserstoffe bestehen. (J. Loth.)

GEPAECK. 1) Der Reisenden, s. b. Art. Post. 2) Des Militäirs. Der Sprachgebrauch gibt dem Worte Gepäck eine weitere und eine engere Bedeutung. Letztere erkennen wir da, wenn man damit die Gegenstände, welche der Soldat und das Pferd in Reich und Stief zu tragen haben, also die Tragelast, erstere, wenn man damit auch alle die Gegenstände bezeichnet, die zu Wagen den Truppen nachgeführt werden, weil der Soldat und sein Pferd nicht alle diejenigen Gegenstände selbst tragen kann, welche das Bedürfnis zur Subsistenz und Kriegsführung fordert.

Zum Gepäck im weiteren Sinne gehören:

- die Bekleidung,
- die Bewaffnung,
- die Kriegsausrüstung,
- die Subsistenz und sonstige auf die Erhaltung der Kriegskräfte bezüglichen Objekte.

Diese Gegenstände kommen hier nur in Beziehung auf Raum und Gewicht, d. h. in wiefern sie getragen oder transportirt werden müssen, zur Betrachtung; doch läßt sich die äußere und innere Natur der Dinge nicht ganz von einander scheiden, denn jene Gegenstände gehören zur Erhaltung der Kriegskräfte, welche selbst einen Theil der Heeresorganisation bildet. Man könnte sagen, daß je mehr Gepäck (das in der vernünftigen Grenze des wahren Bedürfnisses gehalten) eine Armee hat, desto mehr die Erhaltung bei angemessener Veranothung und Leitung gesichert sei, dagegen je weniger Gepäck, um so mehr die Erhaltung der Heere möglicherweise gefährdet werde, wenn die Kriegsführung nicht von entscheidenden Siegen begleitet sei. Es bleibt indeß zu bemerken, daß ein zahlreiches Gepäck der Operationsfähigkeit, der Beweglichkeit der Heere und seiner Theile große Hesteln anlegt und in der Kriegsführung eine beschwerliche Last werden kann; dennoch macht die Erhaltung der Kriegskräfte es notwendig, daß dem wahren Bedürfnisse im Gepäck die volle Geltung in der Heeresorganisation zugetheilt werde, denn Armeen wollen nicht allein geschaffen, sondern auch für die Kriegsführung erhalten werden, wenn sie nicht in kurzer Zeit ihrer Schwächung, ihrer Auflösung, ja ihrem Untergange zugeführt werden sollen — die Gepäckverminderung daß daher einen sehr relativen Werth, wenn sie nicht in der angemessenen Grenze der Nothwendigkeit gehalten wird. Die Kriegsführung an sich consummirt durch ihre Schlachten und Gefechte naturgemäß eine Zahl von Menschen und Pferden, sowie sonstiges Kriegsmaterial; die Operationen

beanspruchen eine Anstrengung der Körperkräfte in außer gewöhnlichem Maße; um so mehr wird es auch notwendig, diejenigen Substanzmittel zu beschaffen, welche die gesteigerte Leistungsfähigkeit an Menschen und Pferden notwendig machen, wenn nicht eben diese Kriegsanstrengungen noch zahlreichere Opfer wie die Gefechtsverluste fordern sollen.

Dem Gepäck ist bisher nur eine geringe Aufmerksamkeit zugewandt, es ist mehr als etwas Beiläufiges, als eine fast nicht zum Kriegszweck gehörende Nothwendigkeit betrachtet worden. Die Kriegswissenschaft hat meist nur die Anwendung der Kriegskräfte ins Auge gefaßt und hierfür bestimmte Systeme aufzufinden und auszubilden gesucht; das Princip der Erhaltung der Kriegskräfte ist so sehr in den Hintergrund gedrängt worden, daß selbst die Kriegsgeschichte in ihren Darstellungen der Kriege es meist übersehen hat. Es gibt in der Kriegsgeschichte im Wesentlichen nur zwei Momente, in welchen die Erhaltung der Kriegskräfte in positiver oder negativer Weise zur Geltung gelangt ist; je nach dies die Kriege von Friedrich dem Großen und von Napoleon, wie wir dies später noch anbeuten werden. In den andern Kriegen leuchtet kein ausgebildetes Princip hervor oder es wird des Gepäckes gar nicht gedacht. Oft war das Gepäck dem Zufalle und der Willkür überlassen, oder es wurde allein nach der Natur des Kriegsschauplatzes abgemessen, oder wenn selbst, wie z. B. von Julius Cäsar, von Gustav Adolf und andern Feldherren, feste Anordnungen für das Gepäck gegeben waren, so kamen diese Maßregeln doch nicht zur Ausbildung eines bestimmten Principes, oder waren nur vorübergehend, oder werden in unsern Quellen nicht berichtet. Der natürliche Drang des Menschen zum Luxus und zur Bequemlichkeit hat auch oft die Armeen zur Ueberschreitung des Bedürfnisses geführt, das Gepäck in weiterer Bedeutung, ungeachtet aller Verordnungen, immer wieder vergrößert, so daß der Feldherr nicht allein die richtige Benützung dieses Gepäckes, sondern auch das Wahren zu leiten hat.

Das Gepäck wird wesentlich von dem Systeme der Kriegsführung, von der Natur des Kriegsschauplatzes und von andern Dingen bedingt; es kann daher auf rationellem Wege keine bestimmte Form des Gepäckes für alle Fälle ausgedrückt gegeben werden, und ist um so mehr zu bedauern, daß auch der historische Weg, die Kriegserfahrung, für die Entwicklung des Gepäckes so spärlich in der Kriegsgeschichte vertreten ist; die verschiedenartigen Factoren der Kriegsführung, welche das Gepäck bedingen und in jedem Kriege mobilisieren, mögen die Schuld tragen, daß der Gegenstand überhaupt zur wissenschaftlichen Betrachtung nicht gelangt ist. Wir werden demnach diesen spärlichen historischen Weg betreten müssen, um aus den Hauptmomenten der Kriegsführung die Bebeutbarkeit des Gepäckes aufzufinden und um zur Gegenwart zu gelangen, von welcher die Literatur in dieser Hinsicht auch nur wenig veröffentlicht hat.

Wir gebrauchen aber das Wort Gepäck nur in der engeren Bedeutung als Tragelast von Mann und

Ross in Reih und Glied, dagegen für die Transportmittel der oben bezeichneten Gegenstände, welche der Armee nachgeführt werden, nehmen wir den Ausdruck „**Train**“, welcher von den Römern *Impedimentum*, von den Deutschen zeitweise *Tross*, von den Franzosen *Bagage* benannt ist.

Der **Train** einer Armee theilt sich wiederum in den großen und kleinen **Train**; der kleine umfaßt alle diejenigen Transportmittel, welche den Truppen direct folgen und ihrer Beaufsichtigung angehören; der große **Train** bezeichnet dagegen diejenigen Transportmittel, welche den Truppen in näherer oder weiterer Entfernung nachfolgen, eine eigene Verwaltung und oft eine eigene Truppenbedeckung haben.

Ueber das **Gepäck** der Heere des Alterthums, sowie des Mittelalters ist wenig bekannt. Das Nahgeschick, Mann gegen Mann, welches wesentlich in beiden Zeitaltern vorherrschend war, bewirkte, daß in der Bewaffnung und der Bekleidung der Truppen eine Art von Gleichgewicht zwischen Angriff und eigenem Schutze der Krieger gesucht ward, jedoch erhielt die Schutzbewaffnung und Schutzbekleidung in der Traglaster ein Uebergewicht. Der griechische Hyalantist führte den Spieß und das Schwert zum Angriff, den Helm, Panzer, Beinbeschienen, den großen Schild als Schutz Waffen, so daß die Bewaffnung allein auf 72 Pfund angegeben wird, wovon 57 Pfund auf die Schutz Waffen kamen.

Die leichten Truppen führten das Schwert, zwei Wurfspeie, Schiender oder Bogen und Pfeile, den kleinen Schild; ihre Bewaffnung hatte ein Gewicht bis 35 Pfund. Ueber das Gewicht der Bekleidung und der sonstigen Traglaster, sowie über den **Train** der Griechen ist nichts Grundsätzliches bekannt. Der griechische Krieger hatte eine dreitägige Verpflegung mit sich zu führen und die weitere Verpflegung sich selbst zu beschaffen; es wird das **Gepäck**, welches er auf dem Marsche trug, zu 40 Pfund angegeben, die Mehrzahl ward von den Eseln getragen; im Gefechte ward Alles in die Wagenburg niedergelegt, was nicht garblich zum Kampfe gehörte. Die griechische Reiterei trat aus der größten Einfachheit in Bekleidung und Bewaffnung doch auch bald zum großen Uebergewichte an Schutz Waffen und Schutzbekleidung über, so daß eigene Panzer mit der Halsbranze, der Schutz, Arm- und Beinbeschienen die Schutz Waffen des Reiters, dagegen allein Schwert und Spieß seine Angriffswaffen waren; auch die Pferde erhielten den Kopf-, Brust- und Seitenpanzer, so daß sie eine große, aber nicht bekannte Traglaster hatten.

Bei den Römern bildete der **Schuh** ebenfalls den größten Theil des Gewichtes in Bekleidung und Bewaffnung. Raß in seinen römischen Kriegsalterthümern gibt die Traglaster des römischen Fußsoldaten auf 60 Pfund an; nach andern Scheitstellers soll aber die Bewaffnung, das Schanzzeug und die getragene Verpflegung nicht hierzu gehört haben. Auch hier ward ein Theil des Soldatengepäckes auf dem Marsche durch anderweitige Hüfen getragen und im Gefechte abgelegt. Erst in den Söldnerheeren kam es dahin, daß der Krieger

sein **Gepäck** auf dem Marsche selbst trug, nur das **Gepäck** der Officiere wurde vom Diensthüfen getragen. Den **Train** bildeten meistens Saumthiere; es werden auf eine Legion von 6000 Mann 250 Maulthiere zur Fortschaffung der Bedürfnisse angegeben, wozu auch die Zelte gehören. Die sich oft erneuernde Trainvermehrung, über das Bedürfnis hinaus, hatte Caesar's und andere Feldherren veranlaßt, durch Gesetze und strenge Handhabung der Kriegerordnung auf die Verminderung des **Gepäckes** hinzuwirken; jedoch erneute sich die Vermehrung, so oft es die Umstände gestatteten, und in der Kaiserzeit um so mehr, als das allgemeine Sittenverderbniß auch die Armee ergriff und Luxus, sowie Verweichlichung bei ihr hervorrief.

Die Kriegsführung im Mittelalter begann in jeder Beziehung gleichsam aus den Umständen wiederum hervorzutreten, die Völkerwanderung hatte die bisherigen militärischen Entwicklungen des römischen Kriegswesens zur Kunst zu Grabe getragen. Das fortbestehende Nahgeschick von Mann gegen Mann veranlaßte auch in dieser Zeit, daß man bald aus der höchsten Einfachheit in Bewaffnung und Bekleidung dazu kam, ein bedeutendes Gewicht auf den **Schuh** des Kriegers und des Rosses zu legen, so daß selbst bis zum 13jährigen Kriege die Reiterei, welche die Hauptwaffe der Armee bildete, Mann und Ross in Metallhüllen flectete, welche die Beweglichkeit oft rathselhaft machten. Ueber das **Gepäck** und den **Train** aus dieser Zeit ist Ausreichendes nicht bekannt; jeder Krieger erhielt ein Packpferd für seine Bedürfnisse, so daß auch hier Hüfen eintraten, welche die Traglaster von Mann und Ross nicht erkennen lassen. Der **Train** war zeitweise zu großer Entartung gelangt, so daß z. B. Herzog Alba auf seinem Zuge nach den Niederlanden 1358 sich nicht schonte, seinem großen **Train** ein Gefolge von 400 Freudennädchen zu Pferde und mehr als 800 zu Fuß, förmlich militärisch geordnet, anzuschließen. Auch im 13jährigen Kriege, obgleich damals das Nahgeschick mit dem Ferngeschick, die Pile mit der Feuerwaffe ins Gleichgewicht trat, hatte die Schutzbewaffnung und Schutzbekleidung noch immer ein bedeutendes Uebergewicht; der **Train** war besonders in der Ballensteinschen Armee weit über das Bedürfnis hinausgegangen. Der König Gustav Adolf von Schweden führte allerdings eine strenge Kriegerordnung in seiner Heere ein, ordnete das **Gepäck** und den **Train** der damaligen Zeit und den Umständen angemessen und schuf einen neuen Entwicklungsmoment in der Kriegsführung, indem er in die Feuerwaffe die Hauptentscheidung legte, seine Kraft in der Kühnheit und Anordnung des Angriffs suchte, die Schutz Waffen und Schutzbekleidung, Bedarfs der leichten Beweglichkeit, abschaffte. Aber nach seinem Tode erlosch die strenge Kriegerordnung im schwedischen Heere und hiernit auch viele seiner Einrichtungen, so daß auch hier **Gepäck** und **Train** wieder zum Uebermaß kamen. Der 13jährige Krieg war überhaupt zu einer Linderungsverwüstung ausgearbeitet; der Soldat sollte sich keine Verpflegung meistentheils von seinem Solde beschaffen, welchen er jedoch nicht regelmäßig erhielt, so

wurde er auf Selbsthilfe durch Gewaltmaßregeln hingewiesen. Selbst die gleichmäßige Verpflegung durch die Leistungen der Landesbewohner an die Soldaten wurde zu einem schweren Drucke, gleichsam einer Verherrung des Landes, um hierdurch den Söldner an das Herr zu fesseln.

Erst im 18. Jahrh. wurde mit der Bildung der stehenden Heere, mit deren gleichmäßigen Uniformirung und der vollen Anwendung der Feuerwaffen eine bestimmtere Kriegsführung ausführbar. Die ganze Kriegsführung gelangte unter Friedrich dem Großen zu systematischer Ausbildung. Nach seiner strategisch-taktischen Entwicklung bildete er das Princip der Erhaltung der Kriegskräfte im sogenannten Magazinsysteme aus, d. h. es wurde durch Anlegung von Magazinen und Bildung von Transportmitteln zu Nachführen möglich, die Armee auf 18 Tage mit den nothwendigsten Substanzmitteln versehen und die Vorausschubung immer wieder ersetzt werden konnte, sobald der Soldat wol zur Beschränkung, nicht aber zur Noth an Substanzmitteln kam; Zelte, Lazarethwesen und andere Bedürfnisse zur Erhaltung von Mann und Ross wurden ebenfalls nachgeführt. Erforderten die Kriegsführung auch einen großen Train, so daß allein 1000 Proviandwagen zu einem Armeecorps gehörten, abgesehen von den zahlreichen andern Transportmitteln, und wurde hierdurch die Operationsfähigkeit der Armee unvorsichtiger beschränkt, so mußte doch des Königs Genie auch diese Schwierigkeit zu überwinden. Ungewissen durch seine politische Lage auf einen sehr beschränkten Kriegsschauplatz, wußte er seiner Armee doch dasjenige Maß von Operationsfähigkeit zu geben, um den von allen Seiten sein Land bedrohenden Feind, wenn auch nicht vom Eindringen, doch vom Festhalten darin abzuhalten; er wußte mit sehr geringen Mitteln ein Feldzuge gegen vielfach überlegene feindliche Kräfte mit verhältnißmäßig geringem Verluste durch Kriegskorps auszuführen.

Einen Gegensatz zu diesem Principe der Sorge für die Erhaltung der Kriegskräfte bildete die Kriegsführung Napoleon's. Hatte auch er die strategisch-taktischen und organisatorischen Elemente der Kriegsführung zu einem von der Gegenwart noch nicht übertriebenen Höhepunkte in der Entwicklung geführt, so hat sein Kriegssystem doch die große Schwachheit, daß dasselbe einen nie gekannten Consum an Menschen, Pferden und Kriegsmaterial bedurfte. Dieser Consum ward nicht durch die Verluste in Schlachten und Gefechten, sondern die weit größeren Verluste durch Kriegskorpsen veranlaßt, indem die Kriegsoperationen zu schnell und zu ausgedehnt ausgeführt wurden, um das Princip der Erhaltung der Kriegskräfte möglich zu machen. Der Sieg ward das unabdingte Erforderniß, damit die Armee in eroberten Ländern ihre Erhaltung gewinnen konnte; die Natur des Sieges bleibt aber immer so zweifelhaft, daß der Sieg nicht als Grundlage für die Substanz einer Armee Gültigkeit finden kann; denn fehlt der Sieg, so folgt der Ruin der Armee, wenn nicht besonders günstige Umstände das Uebel lindern. Napoleon ordnete in seinen

Kriegen das Etappenwesen im Inlande, das Requisitionswesen im Auslande für die Erhaltung seiner zahlreichen Heere an; er beschränkte den Train auf das Minimum, um der Operationsbefähigung seiner Armee das Maximum zu geben; die Sorge für die Erhaltung seiner Kriegskräfte ordnete er in so ausgedehntem Grade seinen sonstigen Kriegscombinationen unter, daß seine Kriegsführung einen großen Consum dieser Kräfte nothwendig herbeiführen mußte. In dem Kriege von 1812 gegen Rußland hatte die Unterordnung dieses Principes eine erprobte Armee von circa einer halben Million Menschen gekostet, wovon etwa $\frac{1}{3}$ durch Schlachtverluste, $\frac{1}{2}$ aber durch Kriegskorpsen und erst in letzter Zeit durch Hinzutritt des Frostes ihren Untergang fanden. Ähnliche Folgen traten auch in andern Feldzügen und in andern Armeen ein, welche das System der Napoleon'schen Kriegsführung nachahmten. Der Consum an Kriegskräften bildet somit den schwachen Punkt des vorerwähnten Kriegssystems, weil es nicht für jede Lage und alle Fälle geeignet ist. — Der weitere Fortschritt in der Kriegswissenschaft hat die Aufgabe zu lösen, mit der geeigneten Anwendung auch die möglichste Erhaltung der Kriegskräfte zu verbinden. Preußen hat in neuester Zeit sich bemüht, der Lösung dieser Aufgabe sich wenigstens in einer Richtung, dem Erhaltungsprincip, zu nähern, und die besondere Aufmerksamkeit auf alle diejenigen Gegenstände gerichtet, welche zum Zweck in weiterer Bedeutung gehören. Die Fortschritte der Zeit in den Naturwissenschaften und in der Technik haben hier, wie auch in den meisten andern Armeen, ihre Anwendung in Verbesserung der Feuerwaffen erhalten, indem seit 1848 das alte und neue Percussionsgewehr, wirksamer und leichter wie das frühere Steinloßgewehr, eingeführt ist. In der Sorge für die Erhaltung der Kräfte ist seit 1842 in der Bekleidung, der Helm und Waffenrock, die Hufe ohne Fußstriepe, in der Ausrüstung ist ein die Traglast sehr reichender Tornister, desgleichen Sädel und Patronentasche durch die schärfstichtige und auf Zweckmäßigkeit hingelenkte Thätigkeit des Major Wirsow hervorgerufen und hierdurch ein großer Fortschritt in der Leistungsfähigkeit, wie auch in der Gesundheitspflege des Soldaten erreicht worden, so daß andere Armeen diese Einrichtungen, wenn auch unter Modifikationen, angenommen haben. Nach v. Müllers'schen Herrens und Infanterieciass, sowie andern Schriften, beträgt das Gewicht der Reibschleibung beim preussischen Fußsoldaten, also vom Helm, Feldbinde, Hemde, Waffentrock, Luchse, Stiefeln, Fußklappen, Tragebänder u., 11 Pfund 18 $\frac{1}{2}$ Loth. Die Traglast des Tornisters mit seinem vorchriftsmäßigen Inhalte beträgt 30 Pfund 30 $\frac{1}{2}$ Loth, und zwar:

der Tornister	5 Pf. $\frac{1}{2}$ Loth
ein Paar Stiefeln, Sohlen und	
Felle	3 . 2 $\frac{1}{2}$.
ein Hemde	1 . —
ein Paar leinene Hosen	— 28 .

Latus 9 Pf. 31 Loth.
31

Transport	9 Pf. 31% Lth.
die dreitägige Rundverpflegung an Brod, Zwiebad, Reis, Salz u.	6 • 11 •
Puſch- und Nähzeug	1 • 26% •
Verbindzeug	— • 2% •
Luchbandſchuhe, Ohrenklappen, Fußklappen	— • 28 •
Gefang- und Abrechnungsbuch	— • 6% •
Kochgeſchirr mit Riemen und Beuteln	2 • 27% •
Wanſel mit Riemen	4 • 22 •
eine Feldmüſe	— • 8 •
40 Patronen, Ländhütchen, Reſervebeutel u.	3 • 27% •
	30 Pf. 30% Lth.
An ſonſtiger Ausrüstung und Ausrüstung bildet die Tragelaſt:	
ein Brodbeutel neſt Löſſel und Meſſer	— Pf. 18% Lth.
ein Säbel mit Koppel und Troddel u.	3 • 19 •
zwei Patronenfaſchen, 20 Patronen neſt allem Zubehör	5 • 16% •
ein leichtes Percuſſionsgewehr	10 • 19 •
in Summa	20 Pf. 9 Lth.
excl. Tabakgeräth und Imbiß und Getränk im Brodbeutel.	

An Feldgeräth wird wechſelsweiſe getragen:

ein Feldbeutel mit Futteral	2 Pf. 28 Lth.
eine Art mit Futteral	6 • 7% •
eine Pike	5 • 18 •
ein Spaten	5 • 8 •
ein Federhaſen und ein Piſtonſchlüſſel	— • 17% •

Die Tragelaſt des Fußſoldaten beträgt daher, nach Abzug der Verſorgung auf dem Reibe und der im Brodbeutel befindlichen Dinge, 51 Pfund 7% Lth., wozu jedoch, mit Hinzuzählung der wechſelsweiſe getragenen Gegenstände, noch ein Maximum von 6 Pfund 7% Lth. hinzutreten können, ſodaß dann die Tragelaſt 57 Pfund 15% Lth. betragen kann. Die Tragelaſt des Fußartilleriſten dürfte durch den Wegfall des Gewehrs, Patronenfaſche u. ſ. w. ſich um etwa 15 Pfund verringern, ſodaß deſſelbe nur circa 35 Pfund zu tragen haben dürfte.

Das Gewicht, welches das Cavalierpferd zu tragen hat, ſtellt ſich in folgender Weiſe feſt:

a) der Guitraſſier von 7—8 Zoll Größe wiegt	180 Pf. — Lth.
Sattel und Baumzeug	37 • 12 •
Latus	217 Pf. 12 Lth.

Transport	217 Pf. 12 Lth.
ein Mantelſack mit einer Jacke, ein Hemde, ein Paar Stallhoſen, 15 ſcharfe Patronen, ein Gefang- und Abrechnungsbuch, Luchbandſchuhe, eine Luchhoſe, ein Paar Stiefeln	13 • 13 •
ein Kochgeſchirr mit Bezug und Riemen	3 • 22 •
zwei Guitraſſierſtride	2 • 6 •
eine Ledertaſche mit Puſchzeug für Mann und Roß, Tabakgeräth, Imbiß u. ſ. w.	8 • 2 •
der dreitägige Futterbeſtand an Haſer die dreitägige eiferne Rundverpflegung für den Reiter	31 • 12 •
ein Futterſack, Freßbeutel, Brodbeutel	6 • 11 •
ein Reſervehaſen und 16 Pfund-Nägel	3 • 10 •
eine Piſtole	2 • — •
ein Mantel	2 • 27 •
eine Decke	6 • 20 •
ein Helm	2 • 20 •
ein Guitraß	3 • 20 •
ein Degen neſt Koppel	20 • — •
eine Patronenfaſche mit Bandelier und Zubehör, ſowie 15 Patronen	6 • 20 •
eine Feldmüſe	3 • 7 •
ein Beil mit Ueberzug	— • 13 •
	3 • 4 •
Summa	337 Pf. — Lth.

ſodaß ein Guitraſſierpferd 337 Pfund zu tragen hat.

b) Der leichte Cavalierſt als Huſar und Dragoner von 5—6 Zoll in Waſſenrock, Hoſen und Stiefeln wiegt	140 Pf. — Lth.
Ausrüstung und Sattelung	24 • 28 •
Reſervefaſche mit Huſenſen und Nägeln	2 • 17 •
ein Woyloch	6 • 15 •
eine Schabracke	3 • 16 •
ein Mantel	6 • 13 •
ein Mantelſack mit Jacke, ein Hemde, ein Paar Stallhoſen, 15 ſcharfe Patronen, Gefang- und Abrechnungsbuch, ein Paar Luchbandſchuhe, ein Paar Luchhoſen, ein Paar kurze Stiefeln u.	16 • 16 •
ein Paar Guitraſſierſtriden	2 • 6 •
ein Kochgeſchirr mit Riemen und Ueberzug	3 • 22 •
Futterſack mit dreitägigem Futterbeſtand an Haſer, Freßbeutel und Brodbeutel	32 • 12 •
die dreitägige eiferne Rundverpflegung für den Reiter	6 • 11 •
ein Piſtol	2 • 22 •
Latus	243 Pf. 18 Lth.

ein Karabiner	Transport	243 Pf. 18 Lth.
eine Ledertasche mit Putzzeug für Mann und Ross, Zündis, Pfeifen- geräth	5 . 10 .	
ein Säbel, Koppel und Tasche	7 . 29 .	
Kopfschutzhelm (Helm oder Kolpad)	7 . 1 .	
eine Mütze	— . 13 .	
eine Patronentasche mit Bandelier, 15 Patronen u.	4 . 2 .	
ein Beil mit Ueberzug	3 . 4 .	

277 Pf. 11 Lth.

sodass ein Pferd des leichten Cavaleristen eine Tragelast von Summa 277 Pfund 11 Loth hat.

Bei den Uhlanen tritt noch eine Kanne nebst Flagge und Umriem mit 4 Pfund hinzu, sodass das Pferd des Uhlanen, Dragoner und Husaren eine Tragelast von 277 Pfund 11 Loth bis resp. 281 Pfund 11 Loth beträgt.

Mit dieser Tragelast hat das Cavaleriepferd bei einer Attaque 800 Schritte in 2 Minuten 46 Sekunden, ja selbst beim Ueberfalle 1000 Schritte in 2 Minuten zurückzulegen.

In neuerer Zeit sind auch Versuche bei der Cavalerie zur Erleichterung und zweckmäßigeren Trageweise des Gepäcks des Cavaleriepferdes, nach der Art des russischen Kosakengepäcks, gemacht worden; erst die spätern Erfahrungen über die Leistungen dieser Reuerung werden zum festen Beschlusse führen.

Bei der Fußartillerie hat das Zugpferd vor dem Feldgeschütze im Angriffsmoment nachfolgende Tragelast:

der Artillerist mit seinem Gepäc	180 Pf. — Lth.
das Geschütz	56 . 28 .
der dreitägige Futterbestand an Hafer	31 . 12 .

in Summa 268 Pf. 8 Lth.

hierzu die Zuglast von 680 . — .

zu leisten und hiermit beim Angriffe 400 Schritt in der Minute zu durchlaufen, wobei zu bemerken ist, dass das Feldmäßig ausgerüstete sechsundzwanzigste Geschütz 35% Centner wiegt, und dass die Bedienungsmannschaft im Angriffsmomente auf Proge und Zugpferden aufsteht. Im gewöhnlichen Marsche erleichtert sich die Tragelast des Handpferdes um 180 Pfund, die Zuglast um die Schwere der auf der Proge sitzenden drei Artilleristen, also um circa 540 Pfund oder per Pferd um 90 Pfund, sodass die gewöhnliche Tragelast 106 Pfund, die Zuglast 570 Pfund beträgt.

Bei der reisenden Artillerie fällt das Aufsitzen der Artilleristen auf die Proge und Geschütze weg, sodass das Handpferd die Tragelast von 106 Pfund mit der Zuglast von 570 Pfund behält, dagegen auch im Geschüttsmoment 500 Schritt in der Minute zu durchlaufen haben kann. Bei den Munitionswagen, sowie bei dem Belagerungsgeschütze der Artillerie hat das Pferd

circa 6¼ Centner Zugkraft und 106 Pfund Tragelast zu leisten.

Wenden wir uns nunmehr zu dem großen und kleinen Train der preussischen Armee.

A. Der kleine Train hat nachfolgende Bestandtheile:

Jede Compagnie hat ein Packpferd mit einem Trainsoldaten, und zwar nach v. Büllemin mit folgender Tragelast:

die Menage für die Officiere der Compagnie	60 Pf. — Lth.
zehn Krankenbetten für die Compagnie	45 . — .
Mäntel der Officiere, mit Ausnahme des Hauptmanns	18 . 16 .
Palette für den Feldwebel (und zwar Stamm-, Parole-, Löhnungs-, Straf-, Kriegstagebuch, sowie die Commandirrolle der Compagnie)	20 . — .
Löhnung für die Detachirungen	52 . — .
dreitägiger eiserner Futterbestand für das Pferd	31 . 12 .
der Packfattel, incl. Gurte u.	32 . — .
ein Halfter mit Strid	1 . 4 .
ein Zügel nebst Gebiß	— . 27 .
ein Weyloch	6 . 16 .
Feuzorglerseilen	— . 27 .
ein Futterfach und ein Futterbeutel	2 . 20 .
Reisrochfusisen mit Nägeln	2 . 26 .
zwei Packtaschen	22 . 16 .
eine Packdecke mit Obergurt	9 . 25 .

sodass die ganze Tragelast in Summa 305 Pf. 29 Lth. beträgt.

Der Train eines aus den Kriegsfuß gesetzten Bataillons besteht aus

a) Einem vierspännigen Officier- Equipagemagen, wozu ein Trainsoldat. Dinein gehören:

die Brieftasche des Adjutanten	40 Pf.
die Menage für die Officiere des Stabes	40 .
Gepäc des Bataillonscommandeurs	100 .
Gepäc jedes der andern 22 Officiere à 60 Pfund —	1320 .
Gepäc für einen Assistenzarzt	60 .
Gepäc für jeden Unterarzt	40 .
Buchsenmacherepparat	220 .

Summe des reglementsmässigen Gepäcks 1820 Pf.

b) Einem vierspännigen Montirungswagen mit einem Trainsoldaten; in denselben gehören:

die Bataillonsdecke	300 Pf.
Reserve an großen und kleinen Montirungs- stücken, Schuster- und Schneidapparate	1400 .

Zusammen 1700 Pf.

c) Einem zweispännigen Medicinfarren mit einem Trainsoldaten. Dahinein gehören:

der Medicin- und Bandagenkästen	252 Pf.
Gepäck des Regiments- oder des Bataillon-sargtes, mit Einschluß von 40 Pf. Büchern	100 .
Zusammen	352 Pf.

d) Einem sechsspännigen Patronenwagen (die Fußlierbataillone erhalten statt des sechsspännigen Patronenwagens vier zweispännige Patronenkarren) mit drei Transfahdaten.

In denselben gehören 11 Kasten und in jeden derselben 1850, im Ganzen also 20,350 Patronen, für das Percussionsgewehr außerdem noch 125 Gewehrkartraten. Die Munitionswagen für die leichten Percussionsgewehre enthalten 22,000 Patronen.

Zu dieser Wagenbelastung tritt noch hinzu der eiserne Futterbestand für jedes Pferd mit 31 Pfund 12 Loth und das Gepäck jedes Transfahdaten (gleich dem des Artilleristen) mit 35 Pfund.

Jede Escadron hat zwei Packpferde zum Transport der Munitionsgüter, Krankenträger und Kuchenschmiedegeräthschaften u., mit ähnlicher Tragelast, wie das Infanteriepackpferd.

Ferner hat jedes Cavallerieregiment:
einen zweispännigen Medicinwagen und
einen zweispännigen Coffinwagen.

Das Gepäck der Officiere wird bisher auf dem zweiten Reitpferde fortgeschafft und kann dessen Tragelast zu mindestens 350 bis 400 Pfund veranschlagt werden, weil der Bürde darauf reitet und viele Gegenstände, welche das Soldatenpferd trägt, vom Reitpferde des Officiers auf dieses Handpferd übertragen werden müssen.

Zu den 96 Geschützen eines Armee-corps gehört das Fuhrwesen der Artillerie, und zwar:

- 6 Parkecolonnen, jede zu 29 sechsspännigen, drei vier-spännigen und einem zweispännigen Wagen,
- 1 Laboratoriumscolonne mit sechs vier-spännigen Wagen,
- 1 Handwerkscolonne mit fünf sechsspännigen und drei vier-spännigen Wagen,
- 12 Feldschmieden,

sodas die 12 Batterien eines Corps 224 Wagen mit sich führen.

Der Pontonstrain eines Corps umfaßt 34 Halets (Pontonwagen) zu 6 Pferden, 5 vier-spännigen Werkzeu-wagen und 1 sechsspännige Feldschmiede. Zusammen 40 Fahrzeuge zu einer Brücke von etwa 500 Fuß.

B. Der große Train eines Armee-corps besteht aus:

- 1) dem Verpflegungstrain.

Das Commando der Trains hat 1 zweispännigen Registraturwagen; hierzu kommen 5 Proviantecolonnen mit je 31 vier-spännigen Wagen und je 1 sechsspännigen Feldschmiede; 1 Feldbäckereicolonne mit 2 vier-spännigen Requisitionswagen, wenn sie die eisernen Backofenstellen nicht mit sich führt — und mit 5 vier-spännigen Wagen, wenn diese letztere der Fall ist. Diese Colonnen führen den Mundverpflegungsbestand auf acht Tage

mit sich, sodas das Corps auf drei Tage im Tragegepäck und auf acht Tage im Wagen versorgt ist. Diese Colonnen bilden die beweglichen Magazine und verbleiben 2 bis 3 Tagemärsche hinter der Armee zurück. Ein Theil der Proviante-colonne bildet das noch weiter zurückbleibende Reservefuhrwesen und führen aus diesen noch weiter zurückgebliebenen gebildeten Reservemagazinen die Vorräthe nach, und werden auch dazu benutzt, um an Schlachttagen die Verwundeten zurückzuführen.

2) Dem Pferde-depot mit 1 zweispännigen Registraturwagen und 75 Boerathspferden.

3) Dem Feldlazareth, und zwar 1 Hauptfeldlazareth in 3 Abtheilungen, jede mit 29 Fahrzeugen für 1200 bis 1800 Kranke, sowie 3 leichte Lazarethe (Ambulanzen), jedes derselben mit 7 Fahrzeugen und 35 Pferden versehen und für 300 bis 300 Kranke ausreichend, sodas im Ganzen 2100 bis 2700 Kranke und Verwundete Aufnahme in Lazarethen finden können. Die transportable Leberzahl an Kranken wird nach den Garnisonlazarethen zurückgeschickt.

4) Die Feldpost, Kriegsdepot, Felddruckerei, Militairfeldpost, die nachgeführten Reservebelegungsgegenstände, die Administration, die höhern Stäbe der Truppen zur Fortbringung ihrer Akten u. dergl. in Summa 204 Wagen, sodas ein Armee-corps im Ganzen etwa 164 Packpferde und 551 Wagen bedarf. Außerdem treten Fuhrwerke des Landes, Wassercommunicationen und Eisenbahnen noch in Benutzung, besonders zur Bildung von Hauptdepots. In wieviel die Anwendung der Eisenbahnen zur Erleichterung und Verringerung des Trains dienen kann, ist der Zukunft vorbehalten zu zeigen.

Es ist nicht zu verkennen, das der Train in der obigen Ausdehnung noch sehr umfangreich ist und die Operationsfähigkeit möglicherweise beeinträchtigen könnte, jedoch ist im Prinzip der Erhaltung der Kriegskräfte hierdurch die Sorge soweit ausgedehnt, das der Soldat auf mindestens 11 Tage in seiner Substanz gesichert und die Möglichkeit gegeben ist, in dieser Zeit neue Substanzmittel zu beschaffen. Es wird ferner der weitere Zweck hierdurch erreicht, das etwa 2700 Kranke eines Corps die ärztliche Pflege erhalten können, und das weitere Aufnahmen durch Aufhebung der Kranken in Garnisonlazarethe möglich werden.

Wir sehen durch diese bestehende Einrichtung der preussischen Armee die gesuchte Annäherung an die Vereinigung beider Principien, der Zweckverwendung und der Heereserhaltung, in eine den Principien der Kriegsführung annähernde und angemessene Ausführung gebracht. In diesem an sich umfangreichen Gepäck, großen und kleinen Train, hat nur das Bedürfnis, nicht aber Luxus oder Bequemlichkeit Geltung gefunden.

Der heutige Krieg im Osten Europa's, sowie die künftigen Kriege stellen in Aussicht, das durch den Eintritt der Eisenbahnen, der vermehrten und verbesserten Schaulassen und Kanalverbindungen, des Telegraphenwesens u. dergl. noch mannigfache Umgekehrungen, wol auch Erleichterungen des Gepäcks in seiner weiten Bedeutung herbeigeführt werden dürften.

Ueber die Einrichtungen des GepäcksweSENS bei andern Völkern sind nur wenig Bruchstücke bekannt, welche nicht erkennen lassen, in wie weit dabei das Princip der Erhaltung der Kriegskräfte Anwendung gefunden hat.

(v. Woyne.)

GEPHYRA (*Γέφυρα*, Brückenstadt), 1) macedonischer Ort am Uebergange über den Axios, wenn man sich von der Aethiens Pylla aus an diesen Fluß begibt. Bergl. Sichter, Alt. Geograph. 2. Ab. S. 221. 2) Bar Gephyra eine Stadt in Syria Seleucia, 22 Mill. von Antiochia. Ptolemaeus V, 15, 15. Tabul. Peutling. X, 1. ed. Manuert. Gegenwärtig heißt dieselbe Gassar oder Kesser. Sichter a. a. D. S. 529. 550.

(Krause.)

GEPHYRA, GEPHYRÄER. Gephyra wird eine Stadt Böotiens genannt, und zwar soll es der ältere Name für Tanagra sein. Steph. Byz. in *Γέφυρα*: νόλις Βοιωτίας, τινὲς δὲ τοὺς αὐτοὺς εἶναι καὶ Ταυρυγαίου τοῦ πατρὸς, ὃς Σαράθων καὶ Ἐκαταίους, ἀπ' οὗ καὶ Γεφυραῖα ἢ Ἀρὰ. Die Stelle Strabons ist IX, 404: καλοῦνται δὲ καὶ Γεφυραῖοι οὐ Ταυρυγαῖοι. Nach Herodot V, 55 sq. waren Harmobios und Aristogeiton, die Mörder des Pisistratiden Hippias, dem Ursprunge ihres Geschlechtes nach Gephyräer; diese behaupteten zwar aus Eretria zu stammen, er (Herodot) aber habe durch seine Erkundigung gefunden, daß sie Phönicier gewesen wären, und zwar von den mit Kadmos nach Bötien gekommenen; hier hätten sie das tanagraische Land bewohnt, bis sie, als die Kadmeer von den Argivern verjagt worden waren, durch die Böoter vertrieben wurden und nun Aufnahme bei den Athenern fanden, die ihnen das Bürgerrecht, jedoch mit Ausschluß einiger unbedeutenden Vorräde, verliehen. Sie gründeten hier eigene Tempel und Gottesdienste, an welchen die übrigen Athener keinen Antheil hatten, namentlich den Cult und den Tempel der asiatischen Demeter, welche, beiläufig gesagt, nicht verschieden ist von der im Artikel des Strabonius genannten gephyraischen. So Herodot, welcher darüber, daß er die Gephyräer zu Phönicieren macht, von Plutarch (de malign. Herod. I, 23. T. XII. p. 303. H.) getadelt wird. Nach dem Lexikographen Pausanias bei Eustathius zu Homer II. f. 222. p. 408, 4, welchem Apollonius Cent. 6, 34 folgt, wären die Gephyräer von den Athenern oder, wie K. D. Müller (Dor. I, 257) verbessert, von den Argivern hergebrut nach Delphi geschickt worden, da hätten sie den Gephyräer Ἀρὰν Γεφυραῖον αἰὶος φίλος αἰὶος ἄριστος erhalten, und als die Athener von Cumulio bestrahlt wurden, wären sie nach Tanagra gezogen. Das Etymol. M. 229, 4 nennt Gephyreis einen attischen Gaus: Γεφυρεῖος δῆμος Ἀττικὸς, ὅθεν καὶ Γεφυραῖα Ἀθηναῖα. Davon ist sonst Nichts bekannt und es scheint eine bloße Verwechslung zu sein von Gau und Geschlecht. Hieraus bezieht sich Suid. I. p. 1098: οἱ Γεφυραῖοι εἶναι καὶ ἐπὶ τῶν ὄντων Ἀθηναίων ὁμοῦ.

(H.)

GEPHYRISMOI, GEPHYRISTAE. Herych, in γεφυρισται: οἱ εὐκρίτοι, ἐπὶ δὲ Ἐλευσίαν ἐπὶ τῆς γερφίας τοῦς μυστηρίους καθ' ἑμῶν ἰσχυόντων τοῦς καθ' ἑμῶν.

zaz. Also während der Feier der eleusinischen Mysterien, genauer können wir den Moment der Feier nicht angeben, kamen aus der Brücke über den Kephissus allerlei Scherze und Neckereien vor (Strab. IX, 400: Ἰσχυοῖσι δ' εὐκρίτοις ἐπὶ τῇ Κηφισῶ — ἀπ' οὗ καὶ ἡ Γέφυρα καὶ οἱ Γεφυρισμοί), die eben deshalb, weil sie aus einer Brücke vorkamen, Gephyrismoi, sowie die, welche sie ausübten, Gephyristae hießen (vergl. R. D. Müller im R. Eleusinen in dieser Encycl. 33. Ab. S. 280 sq.); γεφυρισται heißt daher überhaupt „verspottet“, „schmähen“ ohne weitere Beziehung auf die Eleusinen. (H.)

GEPIDEN, GEPIDAE, nach dem Berichte des Jornandes und des Procopius, welchem neuere Historiker beigetreten sind, einer der größeren gotthischen Stämme, welcher später als die übrigen in der Geschichte auftauchte und sowohl mit dem ostfränkischen Reich, als mit verwandten Stämmen in blutige Kriege verwickelt wurde. Der Name ist von Gepai (Bögern), auch von Γεπαῖταις und von Γεπαῖταις abgeleitet worden¹⁾. Allein bei dem Wechsel und der Fluctuation der Vocale im Gebiete der Onomatologie läßt sich keine Gewißheit ermitteln. Dazu kommt, daß wol auch die von Ereb. Pollio (Claud. c. 6) erwähnten Sigipedes und die von Capitolinus genannten Sieobotes (Marc. Antonin. c. 21) kein anderes Volk sind als die Gepiden²⁾. Die älteren römischen Historiker und Geographen kennen keine Gepidae bis auf Vopiscus, welcher berichtet, daß der Kaiser Probus nach dem Friedensschlusse mit den Persern nach Trapezin zurückgekehrt und 100,000 Gefangene auf römischem Gebiete angesiedelt habe, welche treue Unterthanen geblieben seien. Als er aber auch aus den Stämmen der Gepiden, Gautunni und Vandalen Anstellungen auf römischem Boden veranstaltet habe, so seien diese untreu geworden, und überall zu Lande und zu Wasser umhergehändert, haben sie dem römischen Reiche viel Mühsal bereitet. Probus habe sie jedoch in verschiedenen Schlachten bewältigt, jedoch nur wenige in ihre Heimath zurückgenommen seien³⁾. Da nun weder Strabon und Ptolemaeus noch Plinius und Tacitus die Gepiden erwähnen, so müssen dieselben zur Zeit jener Autoren noch in Scandinavien oder im tiefen Norden (an der Reichsel) sesshaft gewesen sein und erst im 3. Jahrh. ihre Wanderung nach Süden begonnen haben. Die erste genauere Erwähnung finden wir bei Jornandes, welcher seine Angaben auf ältere Traditionen des gotthischen Stammes und auf Berichte des Abbiavius, eines alten gotthischen Geschichtschreibers, gründet. Nach diesem worden die Gepiden auch von Procopius als gotthischer Volksstamm

1) Hugo Grot. Proleg. ad hist. Goth. p. 28. Salmus ad Vopisc. Prob. c. 18. Bergl. Aschbach, Geschichte der Gepiden im Archiv für Geschichte und Literatur, herausgegeben von Chr. Schloffer und V. Bercht VI. S. 213 sq. Procopius nennt die Gepiden überall *Gymades*. So de bell. Gothico I, 3; de bello Vand. I, 2. 2) Römisch 81. oder Sig-*Gipedes* und Si-*Cobotes*, wo im ersten Worte die Vocale übereinstimmen, im letzteren statt G ein C, statt p ein b eingefallen ist. Bergl. Aschbach, Die Teutonen und die Nordgermanen S. 436. So Sigiphet und Gambrii. 3) Vopiscus, Probi imperator. vita c. 18. p. 670. Scr. hist. Aug. II, 1071.

90) Jernander: (da reb. Get. p. 123. ed. *Lindenberg.*) redet ven 160.000. Das Schloßfeld nach der großen Schlacht bedeckten 160.000 Leiber, wie Jernander b. berichtet. 10) Jernander: c. c. 133. 11) Jernander: c. c. 133. 134. Bergl. *Waldbad* a. d. D. 218-220. 12) Procopius. De bell. Goth. I, 3: „*Περὶ τοῦ Διναίου τοῦ αὐτοῦ Σελγουρ καὶ οὐκ ὀνόματι*“ 13) Geogr. Ravennas IV. p. 777. ed. Gronov. (bei dessen Aufg. des Pompon. Melas). Jernand. Da rebus Getica p. 94. ed. *Lindenberg.* (Scriptores tres hist. ant. divers. gent. [Hamb. 1611. 4.]): „*Hanc Gothium, quam Daciam appellaverit maiores (quae nunc, ut diximus, Gepidici dicitur) etc.*“ und p. 93: „*Daciam dico antiquam, quam nunc Gepidiarum populi possideri noscuntur.*“ p. 104. von den Hunnen: „*Quo tempore orant in eo loca monasteria, ut Gepidae gent, juxta flumina Marisia, Millaria et Gila, et Gryan etc.*“ 14) Da rebus Getica p. 84. ed. *Lindenberg.* (zu Scythia prima ab Occidentibus sedit Gepidiarum, quae magna opinatque ambitus Russarum simul necum tam Gepidas, quam ex gente Rugorum non parva solatia.“ 16) Jernander: l. c. c. 58. 17) Jernander: ibid. Bergl. *Ennodius, Panegyri.* c. 12 u. *Waldbad* a. d. D. 222-224.

mussten diese ihre Ländereien an der Donau aufgeben und die Gepiden nahmen abermals von Sirmium und Pannonien Besitz, nachdem sie bereits 530 nach Chr. über die Donau gegangen waren und den Kampf gegen die Gothen begonnen hatten, über welche damals Amalasuntha, Tochter Theoderich's des Großen, herrschte¹⁸⁾. Auch wurden die Heruler von den Gepiden bedrängt und aus dem ihnen früher bewilligten Wohnsitz vertrieben, ein Beweis, daß sie weit mächtiger waren als die Heruler¹⁹⁾. Allein in dem bald darauf entbrannten Kampfe mit den von dem Kaiser Justinianus mit beherauschender Schlaubeit unterstützten Langobarden geriethen die Gepiden mit dem griechischen Reiche in mannichfache Verwickelung und verstärkten ihre Macht durch angelegene Bundesgenossen. Nach diesen harten Kämpfen, in welchen sich beide Völker das Gleichgewicht hielten²⁰⁾, kam es endlich zu einer blutigen Schlacht mit den Langobarden, in welcher sie (die Gepiden) besiegt wurden²¹⁾. Ueber die Gepiden herrschte damals Thorisind (Sopisind) oder Thorisind, über die Langobarden Aubolin²²⁾. Der Friede wurde jedoch noch ein Mal wieder hergestellt; allein als Kunimund (Cunimundus) seinem Vater Thorisind als König der Gepiden gefolgt war, brach er unbefonnen das geschlossene Bündniß und begann von Neuem den Kampf gegen die Langobarden. Er wurde von Aubolin, dem siegreichen Könige der letzteren, geschlagen und getödtet und das Reich der Gepiden nahm ein Ende (568. 567)²³⁾. — Die Gepiden waren, wie die Heruler, ein kriegerischer und tapferer teuffischer Volksstamm. Allein da sie nicht wie andere südl. und westliche Stämme frühzeitig mit den Römern in Berührung gekommen waren und von diesen einige Cultur angenommen hatten, vielmehr sich in der Nachbarschaft roher Völker bewegte und stets ein kriegerisches Leben geführt hatten, so waren sie ebenso wie die Heruler ein ziemlich rohes, wenigstens ungebildetes Volk geblieben. Um so weniger konnte ihr Reich von langer Dauer sein, da rohe physische Gewalt allein nicht ausreicht, einen stabilen Staat zu gründen und zu erhalten. (J. H. Krause.)

Gepräge, s. Münzen.

GER. 1) Bibl. Geschichte. Ger (nach Luther; genauer *Er*, *re*, LXX. *He*; Vulg. *Her*), der erstegeborene Sohn Juda's, 1 Mos. 46, 12; 4 Mos. 26, 19. Die einfache Nachricht des Elohisten in diesen Stellen, daß Ger und Dan (*דן*), die beiden ältesten Söhne Juda's, im Lande Kanaan nach der Uebersiedelung der Familie nach Aegypten geboren seien, führt der Jehovist in 1 Mos. 38, 3 ff. ergänzend dahin aus, daß sie die Söhne Juda's von der Tochter eines Kanaaniters Suab (*שׁוּבָה*) seien, und daß Juda dem Ger die

Thamar zur Frau gegeben habe. Nachdem dieser, weil er „böse war in den Augen Jehovah's“, von Jehovah getödtet worden war, ohne daß er Kinder hinterließ, sollte nach der Sitte der Leviratsheirath sein Bruder Dan bei der Thamar eintreten, was dieser aber zu vereiteln mußte und deshalb von Jehovah ebenfalls getödtet wurde. Sela (*שֵׁלָא*), der jüngste Sohn Juda's, wird der Thamar nicht gegeben, weil Juda auch für sein Leben fürchtet; so bleibt die Thamar lange Zeit Witwe und weiß endlich durch List von Juda selbst Nachkommen, den Perez (*פֶּרֶץ*) und Serach (*שֵׁרָח*), sich zu verschaffen. Mit der kurzen Notiz des Elohisten stimmt 1 Chron. 2, 3 zusammen; doch erscheint ein *Er* hier Cap. 4, 21 auch als Sohn Sela's, mithin als Enkel Juda's. Dürfen wir in diesen Darstellungen nach der sonstigen Weise jener Genealogien historische Spuren alter Völkerverhältnisse erkennen, so ist ungewisselhaft darin anzuerkennen, daß die älteste Zweig des jüdischen Stammes schon frühzeitig untergegangen und an ihre Stelle zwei jüngere getreten sind, die unter sich wieder mancherlei Streitigkeiten über den Vorrang des Alters und die damit verbundene Macht und Ansehen gehabt haben mögen, worauf die zu Ende des 38. Cap. des 1. B. Ps. (38. 27) — 39) gegebene Erzählung hindeutet. (Arnold.)

2) Ger (alte Geogr.), Fluß im Innern Afrika's, an der Grenze von Aethiopien (*Plin. H. N. V, 1. sect. 1. §. 15*). Es ist das einetzi mit Geir des Ptolemäus (s. in dieser Encycl. 56. Th. S. 201) und mit Gir bei Claudius. De Silich. I, 252. (H.)

3) Ger, Cap. de (neuere Geogr.). In Süd, der maroccanischen Provinz Susse, bildet das hohe Bergland des Atlas den westlichsten Vorprung in einem steilen, fast unzugänglichen Höhenzuge, welcher sich als Cap de Ger (Mont Barre bei Polybius, Uferseite bei den Arabern) unter 30° 38' nördl. Br. fast senkrecht in den atlantischen Ocean hinabstürzt und den Zugang zu den südlichen Provinzen des maroccanischen Reiches so beschwerlich macht, daß dessen Bewohner, die Beduinen, dadurch zu ziemlichlicher Unabhängigkeit gelangen.

(H. K. Hüssler.)

GERA (*גֵּרָא*), das kleinste Stück der hebräischen Münzen und Gewichte, von welchem 20 auf einen halben Sckel (s. d. Art.) gehen, 2 Mos. 30, 13; 3 Mos. 27, 25; 4 Mos. 3, 47; 18, 16; Ezech. 45, 12. Die Bedeutung des Wortes ist eigentlich das Korn der Johannisbrotfrucht (*קִשְׁיוֹר*, *siliqua dulcis*), und man hat aus dieser Benennung folgern wollen, daß solche Körner wirklich als Gewicht gebraucht worden seien. Es ist aber höchst unwahrscheinlich, daß ganze Gewichtssysteme nach einem so unbestimmten und variirenden Maße bestimmt zu wollen, vielmehr hat nur die Gestalt des kleinsten Gewichtes, welche die eines solchen Kornes war, den Namen veranlaßt, grade wie bei den Griechen der Obelos, wodurch auch die LXX. und Vulg. das Wort an allen Stellen wiedergeben, von der ursprünglichen Form des Metalls, kleinen Stäbchen oder Nadeln, dem Namen erblit. Bergl. Böth, Metrologische Untersuchungen S. 58. Bertheau, Zur Geschichte der Jo-

18) Bergl. Procopius, De bello Gothorum I. c. 3. p. 19. ed. Hind. (Vol. II.) 19) Procopius, De bello Goth. II, 14, 15. Jordanides, De regn. success. p. 62. ed. Lindenbrög. 20) Jordanides, De regn. success. p. 67. (ed. Lindenbrög.) 21) Paulus Diaconus, I. c. 23. Procopius, De bello Goth. III, c. 34. Historia miscella p. 107. Bergl. *Uebach* a. d. S. 230, 231. Procopius I, c. III, 34. 22) Paulus Diaconus I, 37. Stritter, Memoriae populorum Vol. I. p. 381 seq. *Uebach* a. d. S. 234 ff.

23) S. Gyllf. i. M. a. d. S. 234. S. 235.

raciten S. 7. Wenn nun nach Bodt's Untersuchungen (a. a. D. S. 56. Bertheau S. 33) der Sekt zu 274 var. Gran angenommen wird, so beträgt das Gera 13 $\frac{1}{2}$ Gran, ungefähr 1 $\frac{1}{2}$ Silbergrößen (Bertheau S. 49).

(Arnold.)

GERA (die), ein Fluß des thüring. Waldes. Er entspringt im Silberthale, eine Meile von dem im weimarischen Amte Ilmenau gelegenen Fickes-Gera. Nachdem der Fluß an Angelroda und Rippersroda vorbeigegangen, tritt er oberhalb des Städtchens Plauen auf schwarzburg-sondershäuser Gebiet, berührt auf demselben Dörsdorf, die Trügelismühle, geht auf der Ostseite Arnstädts vorbei, strömt bei Rudisleben vorüber ins Gotha'sche und zwar durch den Schlossgarten von Ithershausen an Schloß Wolsdorf, Stetten und Bischleben vorbei nach dem preussischen Dorfe Mölsbürg, dem gegenüber sie die Apfelfeldt aufnimmt. Auf preussischem Boden streicht sie an Hochheim vorbei nach Erfurt, in welches sie zwischen dem bräun. und löber Thore eintritt, zerfällt bei der sogenannten Kofschere in zwei Arme, die sich zwischen dem Johannis- und Andreasthore wieder vereinigen. Der Hauptstrom, der die Stadt unter dem Namen Breitstrom durchfließt, nimmt auf dem Fischenlande den Bergstrom auf. Der Nebstrom, die milde Gera, läuft längs der Stadtmauer an der löber, Schmidtstädter und Krämpfer Vorstadt hin und tritt zwischen der Johannisvorstadt und dem Andreasthore wieder in den Hauptstrom. Zwischen der Fischen- und Schöbermühle und Gieselerleben tritt sie in bruchiges Terrain. Von Gieselerleben bis Ringelsleben wurde ihr Bett im J. 1780 geräumt und eingebracht. Zwischen Ringelsleben und Gebesee bildet sie die Grenzscheide und fällt gleich unterhalb Gebesee im Kreise Weisenen in die Unstrut. Bei Arnstadt hat sie die Meile, Wolsdorf gegenüber die Wipper aufgenommen. Hinter Erfurt entfendet sie einen Arm östlich unter dem Namen die schmale Gera, die an Ithershofen hin durch Mittelhausen und Hasleben und an Werningshausen vorbei in die Unstrut geht. Die Gera ist neun Meilen lang und an der Mündung kaum 90 Fuß breit. Brücken hat sie bei Arnstadt, Rudisleben, Wolsdorf, Bischleben, Hochheim, in Erfurt, bei Gieselerleben, Ringelsleben und Gebesee.

(H. E. Hübler.)

GERA, fürstlich reußische Herrschaft. Sie besteht aus der eigentlichen Herrschaft Gera, aus der Pflege Saalburg und aus dem zwischen der Pflege Reichensfeld und der Herrschaft Greiz gelegenen rößmüher Walde mit zwei Herrschaften. Von den übrigen reußischen Herrschaften ist sie durch den neuburger Kreis getrennt und liegt darum nicht, wie Greiz, Schleiz, Lobenstein und Saalburg, im Voigtlande, sondern im Osterlande. Ihre größte Ausdehnung von Westen nach Osten beträgt acht Stunden, von Norden nach Süden vier Stunden, der Flächeninhalt etwa 5 □ Meilen mit 2 Städten, 1 Marktstädt, 93 Dörfern, 12 herrschaftlichen Gütern und Vorwerken, 23 Rittergütern zusammen mit 23—24,000 Bewohnern. Man theilt die Herrschaft ein in das Amt oder die eigentliche Herrschaft Gera und in das Amt oder

die Pflege Saalburg, welche sechs Meilen von Gera, getrennt von ihr, liegt. Der zur Herrschaft gehörige rößmüher Wald ist theils von greizer, theils von schleizer Gebiet umgeben. Die Herrschaft Gera wird von der jüngeren Linie des fürstlichen Hauses Reuß-Plauen untertheilt befesten, selbst jeder der beiden Fürsten die Hälfte der Einkünfte bezieht.

(H. E. Hübler.)

GERA, Stadt in der fürstlich reußischen Herrschaft Gera, in einem angenehmen Thale an einer sanft ansteigenden Anhöhe, am rechten (östlichen) Ufer der reißischen Elster, aus welcher oberhalb der Stadt der Mühlgraben abgeleitet ist, der durch die südlichen und westlichen Vorstädte geht. Die Stadt ist gut gebaut, hat meist breite, gerade, gut gepflasterte Straßen, 6 öffentliche Plätze und 39 Gassen. Die eigentliche Stadt hat 263 Häuser und 5 überbaute Thore, die Vorstädte zählen 491 Häuser und sind durch 6 Gitterthore verschließbar. Die Zahl der Bewohner beträgt 11,300. Die ansehnlichsten Gebäude sind das Regierungsgebäude und das schöne Rathhaus mit ansehnlichem Thurme am Hauptmarkte, der Rathsmarkt auf der Sorge, das außerhalb des Schlossgatters liegende Komödienhaus, das Gymnasium mit geräumigen Lehrerwohnungen und das herrschaftliche Haus am Kirchhofe. Von dem alten, an der südlichen Ecke der Stadt liegenden Schlosse ist wenig mehr übrig. Außerdem hat die Stadt 6 Gasshöfe und 3 Mühlen, 3 Kirchen, 3 Kapellen, 2 Hospitäl, 1 Zucht- und Waisenhaus mit Kirche. Gera ist Sitz der Regierung für sämtliche Herrschaften der jüngeren Linie Reuß-Plauen, des Consistoriums, der Landesadministration, der Kammercommission, der Steuerdirektion, der Polizeidirektion, des Justizamtes, eines Stadt- und Landgerichts, eines Postamtes, einer Superintendentur. Neben dem Gymnasium bestehen hier ein Schullehrerseminar, eine Mädchen- und eine Armenerschule. Der Hauptnahrungszweig der Bewohner ist der Handel, Fabriken von Kattun, Baumwollzeug, Wachszeug und Steingut, vorzüglich Färbereien. Andere Erwerbszweige bilden die Töpfereien, eine ansehnliche Bierbrauerei. Man findet ferner in Gera geschickte Maler, Bildhauer, Instrumentenmacher, Goldschmied neben den gewöhnlichen Handwerkern: 2 Apotheken, 1 Buchhandlung, 1 Papier- und Kunsthandlung und 1 Buchdruckeri; 4 Jahrmärkte, 2 Viehmärkte und 1 Rossmarkt betreiben den Viehtrieb. In der Nähe der Stadt an der nördlichen Kurve des nealigen Hainberges das Schloß Osterstein, sonst Residenz der Regenten der ausgestorbenen grafischen Linie, mit schöner Aussicht auf Stadt und Umgebung. In einem der schönen Gärten in der Umgebung der Stadt eine eisenhaltige, zum Baden benutzte Mineralquelle. Im J. 1080 soll der Kaiser Heinrich bei Gera den König Rudolf geschlagen haben. Im J. 1450 ist die Stadt von Wilhelm, Herzog von Weimar, mit Sturm genommen und geplündert; 1566 durch Ueberschwemmung, 1636 und 1689 durch Brand hart beschädigt. Graf Wiprecht von Greifsch hat sie 1086 zur Stadt erhoben. In das 12. Jahrhundert, wo die Grafen von Greifsch beim

Kaiser in Ungnade setzen, kam sie an die Meuse von Plauen.

GERA, Pfarrkirchdorf an der Gera im Herzogthume Sachsen-Coburg-Gotha, mit 700 Einwohnern, mit Pech- und Kienruthen. (H. E. Hüssler.)

GERABRONN, früher Gerhiltbrunnen, ein Marktflecken im gleichnamigen Amte im Kreise des Königreichs Württemberg, an der Bietlach und Sitz des Oberamtes, mit 700 Einwohnern (ober mit dem Weichbilde 1250 Einwohnern). Getreidebau, in der Umgegend Schaf-, Rindvieh- und Pferdezücht. Die Salzquelle dafelbst wird nicht mehr benutzt. (H. E. Hüssler.)

GERACE, 1) eine Stadt in Calabria ulteriore I. (unter 34° 18' der Länge und 38° 15' nördl. Breite) umweit des Meeres, nördlich von Reggio, zwischen den Flüssen Merio und Nevio, am japygischen Vorgebirge der Alten, aus den Trümmern des alten Verceribant, mit 6000 Einwohnern. Die Stadt ist der Sitz eines Episcopats, baut schönen Wein (Vino greco) und hat in ihrer Nähe schwefelhaltige Quellen. Im J. 1783 wurde die Stadt durch das Erdbeben zerstört. Die Trümmer des alten Vercer Episcopats, der ältesten griechischen Colonie in Großgriechenland, sind ganz in der Nähe.

2) Eine Stadt von 3000 Einwohnern in der Intendantur Palermo auf der Insel Sicilien.

(H. E. Hüssler.)

GERADE, supellectilia, jus Geradae; die Abstammung des Wortes ist dadurch verunkelt, daß Gerade im Deutschen und Lateinischen später als weiblich gebraucht ward und jetzt noch wird; es rührt dieses aller Wahrscheinlichkeit nach daher, daß man der Frauen Gerade als eine Zusammenfügung oder auch die Mehrzahl die Gerade für die Einzahl nahm, während jenes doch ursprünglich die Genitivverbindung ist und es das Gerade heißt, z. B. tom jungeren Geraden gehört u. f. w.; Dis gehört zu einem Geraden von einer Frauen, die das hört in den Hof zu Pelkum, ein stoel u. f. w.; Dis gehört in das gerade. Item ein sack u. f. w., wosüber die Stellen bei Jac. Grimm (Deutsche Rechtsalterth. S. 577. 578. 580) sich finden. Niederdeutsch kommt das Wort auch ohne das Collectivprädikat Rade und im Umlaut Rede vor, weshalb Grimm in Beziehung darauf, daß das Gerade in einigen Statuten Redegut genannt wird, Gerade von bereit ableitet, weil es der bereitete Theil der Gesellschaft sei. Besser heißt es im Register der Vorabulen zum sächsischen Landrechte: „Gerad heißt gerete (Geräte), damit die Frauen in der manne heuße umgehen, und das sie in uren gewelten haben, als ire kleider, bett, und alles seinen gerete“ (Geräte) u. f. w.; nach der Glossa zum Sachsenspiegel I, 24: „Das Weet Gerade aber heißt so viel, als gerethe (Geräte) in eines Mannes haufe.“ Der lateinische Text gibt Rade durch Utensilia, und setzt Buch 15. Art. 23 der Deutslichkeit wegen ad utensilia vero seu geradam leitetes noch hinzu. Das Weib muß aber die Geradenstücke in ihrer Verwahrung oder in ihrem Besitze haben. Nach der Glossa zum sächsischen Weichbilde heißt das Gerade, das in eines Weibes be-

schlossener „Gewer“ ist, was aber nicht unter „irem Gewalt“ oder in ihrer Verwahrung ist, das gehört Alles zu dem Erbe. Die Glossa zum sächsischen Weichbilde Art. 23 äußert sich: „Und gerad heist *parafernale*, und heist das gereth, das da in eines manns haus ist, und vor dem heergewert geliet.“ Die diffusiner Statuten vom J. 1678 Tit. VII. sagen: „zum Rißenwand oder Gerade sollen gehören“ u. f. w. Das Freiburger Protocoll zum J. 1403: „allis daez zu hergewert und zu Rißen-Wand gehört.“ Joh. Georg Bachter Gloss. unter *Gerade*, *supellex uxoria* erklärt: Linbende consubinde Gerade und Geräte und Andere folgen ihm, und gibt diese Ableitung: Der Uebersetzung des Wortes könne passend zu raten, constituere, zurückgebracht werden, daher werde von den Gothen (Luc. III, 13) *constitutum gerad* und *angelconstitutum usar gerad* genannt. Ihm sei das angelsächsische *raede*, *conditio*, *pactum*, *lex*, und *geradenisse* *constitutio* ähnlich. Da also die sächsischen Gesetze das andere Geschlecht sehr begünstigen, so scheint davon der ganze weibliche Schmuß Gerade genannt worden zu sein. Unter *Gerade utensilia quaecunque, domestica, nautica, militaria* etc. sagt er: „Proprie est utensilium *apparatus*, a collectivo ge et *reuten*, *parare*, *praeparare*“, und fährt fort: Die Angelsachsen gebrauchen auch das Compositum, bei Somer, Diet.: *gereda*, *apparatus*, *geredu* *aplustra*, *geraedian* *parare*, *appareare*. Die Holländer nennen instrumentorum *apparatum* *geredeshap*, die Isländer (bei Mercellus in lud.) einscher und älter *redhi*, *reidhi*. Dieses ist aus *radh* gebildet, welches *consilium*, *decretum*, *imperium*, *connubium*, *sors*, *conditio*, *facultates*, *vires* bedeutet. So drückt das althochdeutsche Rat nicht bloß *consilium*, *censio*, *propositio*, *conspiratio*, sondern auch das, was durch Rat gewonnen wird, nämlich *facultas*, *proventus*, *fructus*, *opes*, *sactum*, *aus*?). Noch jetzt haben wie die Zusammenfügungen Hausrath, Vorrath. Aus Rat ist das mittelhochdeutsche *Geradete* gebildet, wie *Getaete* aus *Tat*, so *geraete* oder *getaete*?), *Rath* oder *Rat*, und *Gerade* bedeutet nicht bloß *Rath*, sondern auch unser *Gerät*, *Zug*?), insbesondere die fahrende Habe, die sich auf *Schmuß* und *Vierath* der Frauen bezieht?). Ohne das Collectivprädikat ist aus Rat in der *Lex Anglonum* et *Wernorum* i. e. *Thuringorum* auch mit-

1) Nach Joh. Georg Bachter sagt Zilling (Niemisch-nieder-sächsisches Wörterbuch. 3. Ab. S. 439 unter *Rede*, *Rade*, *Gerade*, *it. Wief-red. Wierathe*, *Radtare* u. f. w.): „die Gerade, weibliches Geräthe oder Kleider, welche dem nächsten weiblichen Orden vermahnt werden.“ es könne entweder fortel heißen als Geräthe, von reed, bereit, oder es komme ab dem Angels. *Reede*, *Gesech*, *Bezeichnung*, *Cod. Arg. Gerad*, der bestimmte Theil, *stipendium constitutum*.

2) f. die Belege bei Grass, *Alt-hochdeutscher Sprachschatz*. 2. Ab. S. 462. 3) f. Oberlin, *Glossar*. 529. 4) So Rudolph, *Bartman* u. *Joanaphat*, herausgegeben von Köpfe S. 91. 38: „le ladeuten mich, da ich was gant unde mi *geraetes* gebraut.“ S. 155. 13: „Ein was *geraetes* vil verbiert lat ez ane wizen wirt.“ 5) Bernh. Biemann, *Mittelhochdeutsches Wörterbuch* S. 199.

teils des Umlautes *) Rhedo gebildet, nämlich Tit. VII. 3: „Qui ornamenta muliebricia, quod *rhedo* dicunt, furto abstulerit, in triplum componat, delaturam XII. sol. et in fredda similiter.“ In Beziehung auf die Erbscheidung wird Rhedo (Gerade) durch spolia colli (coli des Spinnroden), Rodenraub, gegeben, da das altteutsche Roud zur Erklärung von spolia, praeda, gebraucht wird. Roden steht des Stabreims wegen hier für Spindel, also Spindelbeute, Beute, die das weibliche Geschlecht nimmt, nämlich Tit. VI. 6: „Mater moriens filio terram, mancipia, pecuniam dimittat, filine vero spolia colli“, id est murenas, nuscas, monilia, inanes, vestes, armillas vel quicquid ornamenti proprii videbatur habere.“ Dieses wird in den Statuten von Salzwedel ausgedrückt: „de his, quae vulgo *Rade* dicuntur, taliter procedetur. Sicut foemina in diebus solemnitatum incedit etc.“⁷⁾ Das Wigenmühlentrecht sagt: „tom junfernerode gehöret, wat so anne heft, wen so sik geschmücket heft. Nachdem der Sackenspiegel I. Rh. 24. Art. von dem Hergerwetz, der Vorengabe und der Mustelle (domesticis cibariis) gehandelt, fährt er fort: „So (auf) gleiche Weise nimmt sie (das Weib) alles, das zu der Gerade *) gehört, das sind alle Schaafs und Gänse, und Kühen“) mit aufgehavenen liden (Cod. Quedlinburg.

6) Das Angelfrische hat schon den Umlaut im Wortwurde Rad, und das ihm fa nahe verwandte Altfriesische nicht bies Rad, wie das Altfriesische, sondern auch Rad, conailum; s. die Nachweisungen bei v. Richtofen, Altfriesisches Wörterbuch S. 985. 7) Des Hauses würde keinen alle Roden umfassen den Sinn geben; es muß daher coli heißen, weil Roden, altteutsch Rocco, hier, um mit Roud (Raub) einen Stabreim zu bilden, nämlich Rodenraub, für Spindel, fusa, steht, welches am Ende des Titels vorkommt, et tunc denique haereditas ad suum a laeas redet. 8) s. bei Pufendorf, Obsev. Jur. univ. T. II. App. p. 14. 9) Gerade steht der Schwabenpiegel in dem dem Schenkenspiegel entsprechenden Stelle Cap. 27 (bei Schilter S. 21) auf folgende Weise aus: „Nach dem tolaide sol diu frawe nemen in morgengabe und allen das zu dem varenden zu gehöret,“) und sagt zum Schluß: „und allu gebendes das gehöret zu der frawen varendem gut.“ Er beginnt die Aufzählung: „Das find Schafe, Gänse, und Schmeine und Kinder und Gänse und Fühner und alles Schgel und Kassen und alles das nicht ungenegelt ist, und Garn und Betten, die sie dar gebracht hat, alle Kriaken und Becken, Pöller und Küffen, die sie dar gebracht hat, Altsaken u. f. m.“ Darum die Thüre gestellt werden, geht aus dem Schenkenspiegel hervor; denn hier folgt unmittelbar vorher: „Semeliste Schmeine gehören zu der Mustelle (domesticis cibariis) und alle aufgeborene Schwein in jeglichem Gese ihres Mannes.“ Es gehören zwar zur Gerade eine abeligen Frau alles Schwelisch weiblichen Geschlechts, alle Gänse und Enten, die Küsse nebst dem Wagentuche, auf welchem die Frau sitzt, mit Ausnahme der Kufsperde; aber das obige Thiere erst später zur Gerade gekommen, geht aus der Lex Angl. et Werin. hervor. Zur Gerade gehören alle Dedren, Matrazen, Sattededen und Sättel, der Sattel sei quer oder recht, wenn nur die Frau auf demselben reiten ist. In Beziehung auf die Küsse drückt das frippig Schöpfenurtheil (bei Grimm S. 557): „der Kallwagen, darauf die Fraue gesessen.“ 10) Es gehören nämlich zur Gerade alle Körper oder Schwänze, Kühen, Kühen, Krühen, Eiden mit aufgehobenem Liden (d. h. mit einem Dedel, welcher mittelst eines Gelenkes oder Gelenkes beweglich ist, obgleich sie die Gestalt eines Kistens oder andern Hausgeräths

opgehavenen liden, d. h. mit Bändern und Thüren, nach dem lateinischen Lerte cistas columnatas, id est cum elevatis tecturis), alles Garn *)), Betten *)), Prüfle *)), Küffen, Kriaken *) (speciell Bettstühle *)), Tischladen, Dullen, Bedeladen (Bodstühle), Berden *)), Leuchter (Cod. Quedl. erne *) luchtere), Rin *) und

haben); ferner die Sieteln, Schachteln, Kisthen, in welchen die Gerade vermaht ist, wenn nämlich die Frau den Schlüssel dazu gehabt hat und die Verhältnisse auch nicht eingemauert sind, oder wenn die überlebende Witte die Gerade nimmt, von der Verlassenschaft des verstorbenen Ehegatten mehr Erb-Schulz als Schülz der Frauen-Gerade, und zwar nicht nach der Anzahl, sondern nach dem Werthe, darin enthalten gewesen sind. Dagegen müssen bei sogenannten Pressen, in welchen Tischlein, Gerichten und anderen Tischgeräthe gelagert und wirklich gebraucht werden, ohne Unterscheid für Gerade erachtet werden.

11) Nämlich geschnitten und ungeglühertes Garn (nach dem Ausdruck des schaffischen Bildesbild. Nr. 23: „nach, garn, er sey gesnoeten oder angesnoeten,“) und des frippig Schöpfenurtheils (bei Grimm S. 557): „alles Garn roh und geschnitten,“) nach dem Rechte im obenabrührte Weidbild (bei Ledtmann S. 172): „gespinnen Garn gesnoeten oder geschnitten“) und Zwirn, nicht aber die Wolle und das daraus gesponnene Garn; auch nicht ungebrauchte Seide, ungenähte Trausen, Tredden und Spitzen. 12) Alle Federbetten, obgleich die Kinder und das Schilbe darauf geschlafen haben, oder die Betten auf der Reise gebraucht worden sind, weichen nur die Frau sie im Beschlusse gehabt hat, nicht aber die Gattin, falls nicht die Ehegatten die Betten, nachdem sie gebraucht worden sind, Beschluß genommen haben. Hat sie dieses gethan, so gehören sie zu der Geradebitten. Diese begehren auch geschliffene und ungeglühete Federn. Aufgeschliffene von der Gerade sind alle Spann- und eiserne Himmel, auch fusame mengelegte Kissenbetten, ungeachtet die Frau in dem Bettgewand darin gelegen hat. Das schaffische Weidbild bemerkt: „Was (war) er aber ein Gaatgeb, also das er viel betten in den Gaatkammern hei, so mag sie darau nicht mehr behalten, denn als hiernov gesprochen ist.“ 13) Alle Prüfle, Bantpfühle, Stuhlkußen, Wandelstühlen, Stuhlklappen, die täglich gebraucht werden, und welche, wenn die Frau die Gerade nimmt, der Ehegatte dieselben nicht zu befehlen kann darzu angehängt hat. 14) So gibt die bodteutsche Uebersetzung Lillakoe des niederfriesischen Lertes, Lillakoe des quetlinburger, Lillakoe des frippig Gerder, Lillakoe des lateinischen Lertes. 15) Alles kleine Gerath, an Bettstühlen, Betten, Tisch, Tisch, auch Teller und Schnupftüchern, Bode- und Heaminteln, Bankquern, Schieren (auch den Trauerfischieren), Krüthen, Herten, Schürzen, Halskragen, Halsstücken, Kernen u. dgl. mit und ohne Spitzen. 16) Schöpfen, sagt die bodteutsche Uebersetzung des Schenkenspiegels, jedoch der lateinische Text verbindet manutergia cum pulvibus. Es gehören nämlich zur Gerade Bodstühle, Bettdecken, Bodstiesel, nicht aber die Bodstühle und Bodstühle. Ihre aufgeschliffene von der Gerade sind Schöpfen, Suppenrinne, Tisch, Tisch, Krüge, sie seien ferner oder von der Frau in den Geraden gebraucht worden. 17) Eherne Leuchter. Die Gerade betreffen alle Leuchter, welche nicht aufhängig sind, als Wachsleuchter oder Rinnen und andere Tischleuchter von Silber, Zinn, Messing, Krystall u. f. m., wenn auch der Name des Mannes darauf geschrieben ist, d. h. gleichwie die Nachtlampen und fadenen Küsthen, in welche, damit das Feuer keinen Schaden anrichte, Leuchter gelegt und gesetzt werden, nebst den Pöllern (Gurindens), auf welchen die Leuchter stehen; aufgeschliffene von der Gerade dagegen sind die Kron- und großen hangenden und nicht abgenommenen Leuchter, die Laternen und fadenen Leuchter, auch aufgeschliffene die Leuchter, nach dem oben angeführten Schöpfen, nämlich diejenigen Leuchter, welche der Ehegatte nicht zum täglichen Gebrauche, sondern nur zum Direct angehängt hat. 18) Zur Gerade gehört aller abgemähte Rein, Flach, er möge gebrochen

usitatur et ad Dei cultum pertinent), Sidelen (so mittelhochdeutsch, Sedelen Cod. Quedlinburg. und niederdeutsch, parvas cistas²²⁾), Läden²³⁾ (cortinas), Tepte (Tepphe²⁴⁾), niederdeutsch, Teppede, im Schwaben- (Teppich), Umbänge, Rädlaten und alle Gebände (im lateinischen Texte zusammengefaßt: perpendicula cum velaminibus, et velamen cum ornaumentis). Noch sind mancherhand Kleinod, allein ich nenne sie nicht besonders als Bürsten, Scherren²⁵⁾, Friege²⁶⁾, Nizkemme (Rustkammer, welches im 2. Leipziger, im quedlinburger und berliner Codex fehlt und wofür der lateinische Text hat: et acus et alia, quae pertrauscamus) Al lachen ungeschroten (im niederdeutschischen Sachsenpiegel und im Cod. Quedlinburg. ungesunden) und²⁷⁾ Gold und Silber ungeworcht das gehört den Frauen nicht (Pannus autem non discussus vel sarcinatus, licet ad mulierum vestimenta competens, et aurum per artificem nouo operatum, ad ipsas mulieres non pertinebit). Was außer diesen genannten Dingen ist, das gehört alles zu dem Erbe²⁸⁾. So

22) Doch hat die hochdeutsche Uebersetzung Tessel; auch bei Schiller ist im Schwabenpiegel Ulterragin: Sidelen und laden durch sedilia et arcae; doch ist hier an ein kleines Aufbewahrungsgeschäft zu denken, wozu noch Sidel (Bierseidel) kommt. 23) Im Schwabenpiegel Sidelen und laden alle mit eingenaelt sind. Der quedlinburger Codex des Sachsenpiegels Sedelen und Läden. 24) Wie im: und Wochinas, Teppede und Lapegerien, welche die Frau zum täglichen Gebrauche gehabt und die der Eheherr nicht zu besonderm Bedarfe angefaßt hat. 25) Mit der Scherre, deren Belegen der Stoffe, welche zur Gerade gehören sollen, wie wir bereits gesehen, eine so wichtige Rolle spielt, verhältnißmäßig, wie Jac. Grimm (Deutsche Rechtsaltertümer S. 577) bemerkt, der Vater des Sachsenpiegels S. 16, 7; 27, 7 die Gerade. Hierzu gehören nicht bloß die Scherren nebst ihren Futteralen, sondern auch alles übrige weibliche Gebände und Gewebe, das zur weiblichen Arbeit gehört, als Ketten, Spinnräder, Weifen, Haspel, Wirt und Nährahmen, Klippstiften, Nadelbüschen, Kadel- und Nadelstiften, Nähnäpfe, Fingerringe, Spindeln, Büschen, Kämme, Wollstiften und Plättchen. Endlich gehören zur Gerade Wollstiffl, sie seien eingemauert oder nicht, und die Braupfanne, die um Geld vermiehet wird und nicht eingemauert ist, oder sonst zu einem festen Gebrauche nicht zu setzen muß. 26) Nämlich die Spiegel, deren sich die Frau bedient hat, ausgeschliffen sind die von dem Eheherrn zu besonderm Staate angefaßt oder in der Ausstattung sich befindenden. 27) Das wichtige und fehlt im quedlinburger Codex. Ein ähnlicher Codex hat den Verlaßer des Schwabenpiegels verfaßt, zu sagen: „Noch ist mangelnde dink das die frauen angehört, das alut unverwunden zu se kleiden. Ist da gold oder silber unverwunden das gehöret die erben an und nicht die frauen.“ Aber das auch, Schmuck und Schmuck muß, wenn es zur Frauengerade gehören soll, ungeschliffen sein, so auch die gemachten, feinen, gelben und silbernen Spitzen, die zum Frauen schmuck oder zur Kleidung gehören. 28) Außer dem, was wir bereits vollständig als von der Gerade ausgeschliffen angefaßt finden und darnach angefaßt haben, ist noch bemerkt: 1) der Wollstiffl, welcher dem Manne gegeben worden, wofür er nicht an sich selbst ein Geradestück, oder von der Frau verworfen worden ist; 2) alle Silber und Silberzierat; 3) Farbhengiel und dazars Geld, obgleich es zur Erlösung der Geradestücke ausgefaßt oder darauf gefaßt worden ist; 4) Wollstiffl und Paternoster, die man den Kindern anzuhängen pflegt; 5) Hundstafelbänder; 6) taugenfaden, Wollstiffl und andere Wollstiffl, sowie auch die Ketten oder Ketten (Ketten), Rachtstiffl und was dazu gehört, wenn dasselbe seiner Natur und

nach dem Sachsenpiegel. Und wir haben unten in den Anmerkungen dazu Alles angeführt, was nach sächsischem Rechte zur vollen Gerade insgemein gehört, das heißt, wofür nicht Stücke davon von der besondern Landesart und Statuten ausdrücklich ausgenommen werden. Da der leitende Gedanke war, daß die zur Gerade gehörigen Sachen die Frau gebraucht oder wenigstens in ihrem Geradestück gehabt haben mußte, und diese in vielen Fällen schwer zu erreichen war, oder doch zu Streitigkeiten Veranlassung geben konnte, so findet man, daß man sich durch die Angabe der Zahl geoffen hat, z. B. in folgender Stelle von Fallerleben (bei Grimm S. 577): „I stoll u. I küssen darauf, I disch worauf ein frowe waschen kann, u. I dwelle druf, I sack²⁹⁾, I nadel, I scheer, I bedde, I underbedde, I püll, I par laken u. ehre besten laken, das im brutlage uf dem bette gelegen so es noch da ist, ehre kleder, mantel u. die kiste, darein die kleider am brutlage gelegen, I standeu, I kopfstat, I botteremmer, I botterfal, I mehle, I schussel, I lepfel, I löwele (welches wol soviel als Fleck, Flitze, ein Laststein, bei Tiling l. S. 413 ist), I haspel, I garenwinde, I heckel, I dortapfe, I schusselkorf, I bütte, warein ein taphel (Zapfe) ist, offen garne u. was uf den Spillen ist, offen flas, dar baren (darüber, dazu) nicht zu geknoppst ist; das flas van rein line, das rein lin gehort auch darein, linewand, das ufgeschnitten ist; I lepfelbort, I schief,

Eigenschaft nach unter die Gerade sonst nicht zu rechnen ist; 7) Tessel (doch war, wie wir oben im Texte aus einem Statut anführen, ein Köffel ein Geradestück, und im obenbrüder Rechte bei Kottmann II. werden auch zur Gerade gerechnet: Lepel, Forken), doch andernorts ausgeschliffen Gabeln und Köffel mit ihren Futteralen, Tischbecher, Kannen, Handfächer, Handbänken, Büchsen, Büchsen, Pannen, Güten, Kessel, Tischstühle, Tischkrüge, Tischstamen, Handker, Tisch- oder Henkelstap; 8) die Wochenkante.

29) Bermal das lüdenscheider Recht (bei v. Ströben II. S. 83, 84): „Dis gehöret in das Gerade: Item ein Sack u. eine Nadel; daer man sein ding in packe, alle das zu eren line gehöret u. mit eren line schillen solde u. das er zu gefügt were; alle geschneden laken to frauenkleiden, alle bedde, utgescheden ein bedde all man dem manne to maken u. twee laken darauf decken u. twee an den schacht hangen, da man wedder urflege, wannen dat man de erte woosht; u. ein hoepel und ein hovel u. eine uf eine roete (vergl. das obenbrüder Recht [bei Kottmann], wo als zur Gerade gehörig aufgeführt werden: „alle laken den die schere begangen best, beddelaken, tafellaken, vorlaken, hantlaken, gardinen, alle federwerk, ausgefaßt (ausgenommen) ein bette mit seiner zubehörung bleibet bei der wehr, alle stoelkissen, alle puenkissen, ausserhalb (ausgenommen) eine uf des husherrn stuhl und eine unter sein hovel“); in dem lüdenscheider Rechte heißt es weiter: „ein twel of ein tafel; u. eine an einen schacht, da er eine kande an droget (trachtet) u. uat dar enhoven ist gehöret to gerade als gars, spiet, linelaken, dischlaken, linelaken, twielen, beddelaken, beddelaken lin (nach dem obenbrüder Rechte gebogt fachs, alles gars u. lin), vingelinge, alle hole u. f. m. (welche Stelle wir weiter oben mitgeteilt haben), sedelaken; Lapote nmbange; rüggelaken, apgel, kürsten, scherren; en ketten, dar man mede hüde oder broede (braut), u. alle kanten die der frauen to gefügt sein u. alle helle vatte

1 degel²⁹⁾, 1 ketel *darin man ein kind baden kann*³⁰⁾, 1 halb stubenkenne, 1 spille, 1 werfel, 1 hespe, 1 brake (flachbede), 1 schwingelbret und 1 swinge.“ In das Amt Hamm betreffenden gesetzlichen Bestimmungen findet man bei v. Steinen I, 1807, 1808: „Wann eine Frau stirbt in dem Amte von dem hamma, darvon sellet to Gerade, is sie frei, ihren nammen, Auvorverandtinnen von der Spülstien, is sie aber eigenberig, ihren Herren, als folgt: ihre Stod mit einem Küssen darup, mit ihrem Gürtel (Gürtel)³¹⁾ u. Büdel daran gebangen, und ihren Spinnrocken dafür gefest; alle Kleider und Rüstung to chren Live gehörig u. gemacht; dat beste³²⁾ Bette mit seiner Tobe-

mit einem boden.“ Das leipziger Schöpfungsurtheil (bei Grimm S. 582) führt namentlich auf Mühlgeschäp.

30) Vergl. bei v. Steinen III, 1525: „Bin spiegel, ein kam, ein schrein, der frawen handgetaw, all er klonodit to eirem live, der frawen ringe umgehoben alle bede, utscheden dat beste behald del weir; decken, küsen, dwelen, slapaken, tafelnken, alle gercheide (besetzt), mit der Scherre begangene Kleider, ein waschekeel, ein wascheingel, ein degel, dar men ein supen tunc seide, ein pot, dar men ein hoin tunc seide, eine kanne, alle geschoirt (mit der Scherre begangene) Linnewand to huiagerade (hausgeräth), gamewinde, alle gewundene gerne, las, dat del sapper“ u. f. w., welche Stelle wir eben aufgeschrieben haben, „der frawen handgetawe, damit sel sich best genert, er kleiderkiste“, nun kommt das Geid zu „Bodefurt“, welche Stelle mit bereits mitgetheilt haben. 31) Vergl. das obenbrüder Recht: „Handlas, Lövelbecken, ein Kezel dar man kind in baden kan, ein Kinderhehrpott, Borsten (Bürsten), Spiegel, Schereen, Perleschnür, geche Deelen, alle eiserne Schalen, Lepel, Forken, Gürtel u. Büdel, wistige (wistige, d. h. weilige) welase Mosse, Schue, Schlosser, Trippen, alle Laden u. alle Böker“ u. f. w., was wir bereits eben mitgetheilt haben. 32) Vergl. das obenbrüder Recht: „alla Döninge (Gürtel, f. Duingen in Schwaben's Autentika). Balinge, Worpel, Halabende, Ringe, Vorpanne, Schruvea, Wallen, Natelen, eine kleiderkiste, alle Kisten mit abgehobenen Ledden, eine schrien“ u. f. w. 33) Bgl. Der Stadt Hamm Bericht, was bei ihnen zur Gerade und zum Hergeheim getreckt wird.

A. C. 1345 bei Häberlin u. a. D. S. 475): „so wie (wer) soll geben ein Gerade, de soll geben alle schopenen Kleider, mit alla dem Gemide, dat dartho hoert, und dertho gevevser las, und dat beste greden Umgehanch, dat beste Bedde, mit dem besten Polle (Pfuhle), mit dem besten Lacken, mit dem besten Decken, und mit dem besten Horret-Küssen, dat beste Kussen up dem Stole, eil webr dar ein Umhanch, den solde man geben, und die Stricked und Haren und Boek, dar sie daghls uih leet, den besten Kasten, ein Bierlegelen, und ein Schenke Bierlegelen, ein Pater wasser, ein Gürtel und Schrein dar sie schrien“ u. f. w. Der Stadt Hamm Bericht, was bei ihnen zur Gerade und zum Hergeheim getreckt wird. A. C. 1345 bei Häberlin u. a. D. S. 475): „so wie (wer) soll geben ein Gerade, de soll geben alle schopenen Kleider, mit alla dem Gemide, dat dartho hoert, und dertho gevevser las, und dat beste greden Umgehanch, dat beste Bedde, mit dem besten Polle (Pfuhle), mit dem besten Lacken, mit dem besten Decken, und mit dem besten Horret-Küssen, dat beste Kussen up dem Stole, eil webr dar ein Umhanch, den solde man geben, und die Stricked und Haren und Boek, dar sie daghls uih leet, den besten Kasten, ein Bierlegelen, und ein Schenke Bierlegelen, ein Pater wasser, ein Gürtel und Schrein dar sie schrien“ u. f. w. Die Bräutigamkeit des Mädchens wird in folgendem (bei v. Steinen II, 654) auf diese Weise bestimmt: „Dis gebürt zu einem Gerhede von einer frawen, die dar hört in den Hof zu Pelkum: ein Stool, ein Küssen, ein Rockenplade, ein Haapel, ein Bedde, negst dem bedde ein pool, ein Küssenzichen, Schlafschelen, ein erhluden (wobei Grimm S. 579 fragt, vielleicht Schaleneu? Schalene, Schalene in anderen Geraderedensarten häufig, bei Hoffmann S. 738 auch Schallane [aber Schaleneuplete Hoffm. S. 45, Regner S. 68 in Schaleneuplete] zu lesen); vergl. Hoffmann S. 132, 632) alle dat Lachen dat die Scher ergen heft, die Scha, die dar at geschoren sint, zwölf Häuer, wech Gasse, alle hoid, (hebt) Vesser, dar Schallackap mit den Schuälne“ u. f. w. nach Kessel und Pott folgt: alle dat Fias dat geboket (gebrüg, d. h. getrockt) is, alle die Kleider, die zu ihrem Leibe gebürt

horunge gespreit u. gerüstet, ohne die Beddeste, die nicht erfolgt; ihre Kassen darin ihre Kinder (Kleider) in beschlotten gewesen u. ein Schrein, darin ihre Maun (Aermel), Kragen und Döfen ihres Livs behalden worden; alle hollte Bette (Gefäße) als Büdel, Tonnen, Becken, Küben, Keppel u. Schütteln, ütgefot (aufgenommen) ein Schenkervot blist bei der Wehr, ein Hanc und zwölf Höner (die Glesse zum wäschigen Weichbilde Art. 23 sagt: „Enten und Gänse gehören alle zu der Gerade, aber Hühner, die gehören zu dem Erbe;“ das hammer Recht fährt fort: ein Gaute (ein Gänse- rich) und sechs Gänse (Gänse); Immen, alle Schape (die Glesse zum wäschigen Weichbilde bemerkt: „Hat ein Fleischbauer Schafe oder ander Viehe, darvon er alle Tage zu den Panken schäpät, er habe sie, wo er sie habe, es gehört zu dem Erbe;“ das hammer Recht schließt: und Leingewand, was die Scher gegangen best; alle ungebrauch Fias.“ Uebereinstimmend mit diesen Bestimmungen im Betreff der Thiere ist auch die bei v. Steinen I, 1806 befindliche Aufzeichnung, welche beginnt: „Soll man nemmen den frawen-Stuel oder Stetel, daran ein Gürtel; ihr Messer, ihr Beutel u. alle ihre Geschmeide, Kleider und Kleidniden, die zu ihrem Leib gehört haben darob nichts ausgeschreiben. item ein Sack, ein Klügen u. ein Katsel darin, ein Schere u. alle dat die Schere begehrt; alle Schape, Immen, alle Fias, das gebraucht ist; item alle das Leken, das auf dem Stelle ist, alle Gaden (Garn) das gemunnen (gewunden) ist, dar Halle ein fein; ein Pott, dar sie täglich pflegte mus oder Gürtlen (Grüge) in zu säiden, ihren Krambiegel, alle holserne Fässer, alle Kisten; ein Bedde negst dem besten, ihren Papper und was dazu gehört.“ In dem von Lottmann, Acta Osnabrug. II, 172, wo die Geradefude sehr vollständig aufgeführt werden, Mitgetheilten heißt es im Betreff des wegen Gerades im Wieghold (Weichbilde) Gzogenen im Betreff des Kopfes: „ein Pott darin man ein Huen siedet; ein klein Pöttchen, darin man ein Warmbier machen kann; eine zinnerne Kanne“ u. f. w. Aus der Auf-

haben, ein Kasse, so dar zweia sein, ein Schrein mit den Docken, ein Gürtel negst dem besten, ein büdel, ein Pater nooter, ein Reppel mit Tennen“ (Kübel mit 33ten). Das leipziger Schöpfungsurtheil führt die Schalane in dieser Verbindung auf: „Speraken, Kulturen, Teppich, Schalane, Becken“ u. f. w. Das schaffische Weichbild Art. 23 hat die Bestimmung: Schalane, Tepte und dergleichen, dar meg die Frau nicht mehr behalden, denn also viel, als zu ihrem Kramgewand gehört, oder zum höchsten 1r jegliche, drey stück.“ Ueber Schalane f. Richter, De success. ab intest. art. IV. m. 4. p. 457. S. 2. Freisch im 2. Abh. seines Wörterbuchs S. 158 gibt es im Lateinischen: „Amiculum catalanum.“ Es war, jagt der Verfasser der Wülmeynen Nachrichten von dem berühmten Abel zu dem berühmten Bitterrecht, in: Eltes und Kneus aus dem Herzogthum Bremen und Verden 3. Bd. S. 69, allem Ansehen nach ein weibliches Kleidungsstück, das man zu Chalens in Champagne, welches Catalanum heißt, erstanden hatte und häufig trug. Der eigentliche Name desselben war vermutlich eine Chalane. Daher kommen die heutigen Namen S. Chalens, Schalane, Schalane. Im besten kann man es mit den Pantilen, Solopfern und Enveloppen vergleichen.

jählung der Gerabefüßte im eigigen Ridderecht Cap. 31¹⁾) bemerken wir: „armgolt, scapelen, solt tho Gadesdenste, de frouwen plegen dar sündelings gebede yngeschreven, dat en höret nicht tho der kerken böck, zoddele, laden, töpse, umhenge, benckelaken, dat en gebude bürsten, spiegel, gesneden lacken, tho frouwen kledern, unde wat so klenade brachto, do se tho dem man quam, und wat man klenade hadde, wat heerweyde, mussdeles, morgengave, edder gerade vürsat was by des mannes live, dat löse se, dem dat höret, yst he wille etc.“ Die Bestimmungen des Herrgerichte und der Gerade griffen in einander beschränkend ein. So z. B. gebührt nach dem ritterlichen Landrechte „dem überlebenden Manne voraus sein Brautrecht, sein Stuhl mit den Küssen, darauf soll er seinen besten Rock hängen u. s. w. Erst dann die Frau, so gehört ihr im voraus ihr Brautrecht, ihr Stuhl mit den Küssen, darauf soll sie legen ein Netze“ (Frauenkleid²⁾). Das löner Hofrecht §. 12 besagt: „Item stürbe ein Frau, die des Kintes Recht hatte, und hätte sie eine Tochter, die man möchte (könnte) hören durch eine eidenne Plante, die „en“ gerte „noch“ (weder) Erbe, noch Gerade, „mer“ (meiner) aber) hätte sie Geld „olt“ (oder) Duntwert „olte“ (oder) „buckene“ (buckene) Schuße „olke“ (oder) „buckene“, das gebt sie zu Recht; und „en“ hätte sie keine Tochter, so gibt sie ein Gerade dem Hofe sein Vortheil, ihre Kleidung und was die Nadel begangen. Hat sie einen Mann „achter“ (hinter) dazu, der behält sein Bett, und alles solches (das) gelassen geht, „men“ (aber) löst sie ihren „echten“ (echten) Mann nicht „achter“ (hinter), also daß sie (lies he, er) vor ihr todt war, so nimpt men dat alruk, als von einen einlück wive.“ Der Sachsenpiegel III. Art. 15 gibt die Hauptbedingung zur Veräußerung, die Gerade zu nehmen, an: „Wer Herrwete fordert, der soll al uz (vollkommen) von Schwert halben dazu geboren sein. Wer Gerade fordert, der soll al uz (durchaus) von Weib halben da (zu) geboren sein.“ Der Stadt Hamm Verzeichniß, was bei ihnen zur Gerade und zum Herrgerichte gerechnet wird, vom J. 1505, drückt dieses aus: „Das Herrgerichte hat der nächste „Grundt-Wage“ und „das Gerade“ die nächste von der Spillseite.“ Die volle Gerade, welche der Witwe gehört, macht den Gegenßatz zur halben oder Rittigerade, welche die nächste Ristel oder Blutsfreundin mütterlicher Seite

von ihrer verstorbenen Verwandtin erbt. Der Ausdruck Ristel wird hier in weitester Bedeutung gebraucht, nämlich so, daß sie auch die Tochter umfaßt. Wir sehen bereits, daß es in der Lex Werin. heißt: „Plater moriens dimittit filiae spolia colli (lies colli)“ und in dem löner Hofrechte: „storve en Frouwe, de des ampts recht hadde u. hadde ene dochter“ u. s. w. Stirbt diese nach ihrer Mutter Tode unverheiratet, so heißt die Gerade Jungfrauengerade, wovon wir oben ein Beispiel angeführt haben. Das sächsische Weichbild sagt: „Stirbt einem Manne sein Weib, ihre nächste Ristel nimmt die Gerade. Sie soll aber dem Mann sein Bett beichten, als (wie) es stand, da sein Weib noch lebte, und seine Bent mit einem Pfüle, und seinen Tisch mit einem Tischladen und einem Handtuch, und seinen Stuhl mit einem Kissen (beichten).“ In der Randnote ist bemerkt: „Hatte die Frau Gerade (Geräte) und Schaffe“³⁾, und Ding, das „zu gerade“ gehört“⁴⁾, zum Manne

36) Beal. die Aufzählung der Stücke wegen Gerades im einbegriffen Weichbild: „Armen und Schafe so die Frau zu ihrem Manne gebracht“ (bei Erdmann a. a. D.). 37) Von dem Eingebachten, was nicht zur Gerade gehört, ist besonders das „bereitete“ (haare) Geld hervorzuheben: es verbleibt den Leibeserben der Witwe und gehört weder zur Gerade, Morgengabe oder Mustell: es wäre denn, daß die Frauen beweisen könnten, wie Recht ist, daß ihre Herren ihnen das nach ihrem Tode, zu voraus zu haben, gegeben hätten, oder sie solches Geld von Geschenk oder Gütern haben oder andern angekommen wäre, daß sie das auf Wunsch ihrer Herren vor ihren eigenen Tod vor (für) sich „iren Gewahren“ gehabt und behalten hätten, wenn sie ein solches oder der eins also bewiesen würden, wie Recht ist, altbann behalten sie dasselbige bereitete Geld nach Tode ihrer Herren von ihren gelassenen Leibeserben unverändert billig. Und zu Gerade gehören alle Schafe (das sächsische Weichbild sagt hinzu: die vor den herten geben), Gänse, Enten, Kassen mit aufgehen Liden (sicht. Weichbild: ausgehungen Lyden), so die Frauen ir Gerichte und Gerade inne beschließen, alles Worn robe und geflossen kein, Klack, alle Feinwand geschnitten und ungeschnitten (das sächs. Weichbild sagt hinzu: wesen und feinen, das Frauen pflegen zu tragen), alle Betten, Pfüle, Kissen, Kullern, Zedlache, Felsack, Tischlack, Handkussen, Schürze und Badlache, Braten, Krugher, ein Wuchstfel, Drapungannen, die man pflegt aufzumachen (sicht. Weichbild: Pfannen und alles Brauwerkzeug, das man ausmietet), Umhenge, Wuchänge, Wiedeln, Fahren, Tepte (Zeppe) und Rucklache, alle weibliche Kleider und Gezierde, Vorsepan, Fingerringe und Ringe, die die Frauen pflegen zu tragen und in iren gewahren zu haben, sie seien von Gold oder von Silber zu Frauengerade gemacht, Perlen, Krüge, Halsbänder (Halsbänder), Pacifical (geschmückte Tücher) vor Frauen dienende, Korallen, Schürze, Gürtel mit Gold oder Silber beschlagen, Armgolt, Zappel und Hücher, daraus die Frauen pflegen zu sein und zu haben, alle weibliche Gebende und Gewebe, als Koecken, Weissen, Spiegel, Scherren und Milchgefäß etc. Und was solcher Stücke mehr vorhanden, die gehören den gelassenen Witwen billig, sondern das Gold und Silber, das zu Frauengerade nicht gewürcht, auch die ungewürchten angerigen (angegriffen) Perlen und Perlenbänderchen (Perlenbänder), Spanneßeln und goldne Ringe, die curr Wittem selbst getragen und in iren gewahren gehabt, und nach sich gelassen haben, und das ungeschnitten Gewand, mögen (können) ihre gelassenen Witwen nicht fordern, noch in iren Gerade haben, sondern solches alles folgt den Erben billig. (Urteil und Rechtsprüche, in den schäpischen und Gerichten der Orte, so man Schachisches Rechte und Übung gebraucht. Von Gerade, Morgengabe, Mustell, Erbe etc. Urteil. Seind die zwene Grafen, ewre liebe Vat-

34) Bei Oetrich, Das Rügische Recht p. 86: „Darna smipt de wedowe er gerade, dat dartho höret, alle schape, göse, kasten mit upgehaven leden, garne, bedde, küssen, pöle, lynnenlaken, de dem man unde der frouwen hördern, diachlaken, twelen, badelaken, leken, sechtere, alle frouwen fingerreife, armgolt“ u. s. w. Außer den bereits von uns hier benutzten Aufzählungen des Gerabefüßten sind noch zu bemerken die von Altemburg bei Wolß III. 92. 93 und die von der Stadt und dem Amte Lüne bei v. Steinen I. S. 1794 und 1797. 35) Wiarbe, W. B. (vergl. die plattdeutsche Uebersetzung des sächs. Weichbilds S. 319. 320), nach welchem die den Rann überlebende Frau von der Erbteilung sich nicht, „eine Rette mit dem silbernen Knopen, so to dem Mouwen (Herrn) gehören.“

gebracht hat, das nimmt auch ihre Nistel nach ihrem Tode. So aber der Mann vor (vorher) Schasse gehabt hätte, ehe er die Frau nahm, daran hat die Nistel nichts. Also auch nimmt die Nistel was von anderer fräulichen Gerader nach der Frauen Tode vorhanden ist." Zu der Gerade gehören, wie die Glossa bemerkt, „weibliche Kleider, geschnitten Tuch, seinen und wollen. Dis ist aber zu vernehmen: alles, das zu der Frauen Leib gehört, denn hätten sie solche Nahrung gehabt bei ihrem Mann, also daß sie verkauft oder feilen Kauf davon hätten gehabt, so gehört es zu dem Erbe, ohne allein so viel, was sie zu ihrer Nothdurft hätte gemacht oder machen lassen, und das noch dazu gemacht sollte werden, und sonderlich das die Frau in „irer Gewehr“ hatte.“ Buch I. Art. 27 sagt der teutsche Sachsenpiegel: „Jezigliches Weib erbet (vererbet) zweier Wege ihre Gerade an ihre Nistel (Nisselen, Cod. Quedlinburg. Nichtelen, lat. Text in propinquiore cognatam), die von Weib haben icht besibbe was (Cod. Quedlinb.: de ir von wiph halven is angeboren) und das Erbe an den Nächstē, es sei Weib oder Mann.“ Der lateinische Text sagt: „Quaelibet mulier militaris etc.“ Aber wie wir sehen und belegen, hatte die Gerade auch bei Weibern statt, die nicht von Ritterstort waren. Aus der Glossa zum sächsischen Weichbilde Art. 23. S. XLVII bemerken wir noch: „Ihr sollt wissen von allen denen Handwerken haben die Weiber nicht mehr, als ihre schlechte Gerade.“ Die Glossa führt nun auf, was die Frau eines Leinewebes, ferner eine Schlierweberin und Bortenweberin für sich und ihre Pflag für Handwerkszeug haben und dasselbe als Gerade hinterlassen, und bemerkt, das Handwerkszeug, mit welchem der Mann sich ernähre, gehöre alles zu dem Erbe. Buch I. Art. 31 sagt der Sachsenpiegel: „Mann und Weib haben kein gezwweigot (getheiltes) Gut zu ihrem Leibe (Leben). Stirbt aber das Weib bei ihres Mannes Leibe (Leben), sie erbet (vererbet) keine fahrende Habe, wen (als) Gerade und Eigen.“ Kein Weib kann, wovon die Glossa zum sächsischen Lehrrechte Cap. 57 handelt, ihre Gerade ohne ihrer nächsten Nahrung oder Nichts Verwilligung hinweggeben, und die Glossa zum sächsischen Weichbilde Art. 23 gibt an, wie, wenn ein Weib im Eischeitte jemanden Fremden ihre Gerade vergeben wollte, sich ihr Mann daran bewahren sollte, daß man ihm keine Schuld geben darf. Nach der Glossa zum sächsischen Weichbilde Art. 23 kann die Nistel die Gerade, welche das verstorbene Weib vergeben hätte, wol von der fordern, der sie gegeben worden war. Stirbt des Mannes Weib, sagt der Sachsenpiegel III. Buch. 38. Art., welche Nistel ihre Gerade nimmt, die soll von der Gerade dem Manne berichten sein Bett, als (wie) es ob (zuor) stand, da sein Weib lebte, seinen Tisch mit einem Tischlachen (Tischstuche), seine Bank mit einem Pfüße, seinen Stuhl mit einem Kissen. Wird, sagt die Glossa zum sächsischen Weichbilde Art. 23, die Gerade bei dem Leben der

Frau in ander Gut als (wie) in Erbe verwandelt, so hat die Nistel kein Recht daran zu fordern. Der Sachsenpiegel enthält Buch I. Art. 5: „Die Tochter, die in dem Hause ist unbesattet (non emancipata), die theilt san nicht ihrer Mutter Gerade mit der Tochter die ungeradet (tum emancipata) ist. Was sie aber Erbs an erbt, das muß sie mit der Schwester theilen. Weib mag (sann) mit Unkeuschheit ihres Leibes ihre weibliche Ehre kränken, ihr Recht verlusset (verliert) sie damit nicht, noch ihr Erbe. Der Pfaffe nimmt gleichen Theil der Schwester in der Mutter Gerade und gleichen Theil dems brudere (mit dem Bruder) an Eigen und an Erbe. Man kann aber keinen als Pfaffen geltend machen (man en mac sagn zu cyme pfaffen), er sei denn (en sie) geteht und geweit und mit scherme gezeichnet (ac tonsuratus jam sit), eh ihn die Gerade an ersterbe. Wo aber eine Frau keinen Bruder hat, wen (als) einen Pfaffen, so nimmt sie gleichen Theil in dem Erbe als (wie) in der Gerade. Von des Pfaffen Gute nimmt man keine Gerade, wen (denn) es ist alles Erbe, was unter ihr bestiet. Die ungeradete Schwester (lat. Text: „non emancipata mulier“; vgl. die Statuta Susantensia antiquissima: „Si quis vir vel foemina plures habens filias nuptas, si qua super est inopla, matris tollet mobilia, quae valgo Rathe vocantur etc.“) theilt nicht ihrer Mutter Gerade mit dem Pfaffen, der (eine) Kirche oder Pfründe hat.“ Das sächsische Weichbild sagt Art. 57: „Wer auch in den Geweren geblieben ist, ist der ein Pfaff, er nimmt die Gerade, ob (wenn) da keine Jungfrau ist. Ist da aber eine Jungfrau, so theilen sie die Gerade mit einander.“ Die Glossa zum sächsischen Weichbilde Art. 23 bemerkt: „Als (wie) wir auch vor (vorher) gesprochen haben, daß niemand Gerade nehmen möge, denn allein die von Weibes haben dazu gehören, so merket doch: ob (wenn) ein Weib gelassen hätte einen Sohn, der geweit wäre, und die keine Tochter hätte, der Sohn wäre der Gerade näher, denn der Frauen Schwester. Hätte er aber eine Schwester (das ist, ob (wenn) die Frau auch eine Tochter hätte), die nähme gleichen Theil mit dem Pfaffen oder dem Sohne in der Gerade.“ Die Glossa zum 57. Art. des sächsischen Weichbildes sagt: „Ihr sollt hier wissen, das ist den Pfaffen zugegeben, durch ihres Betens Willen, und daß man die Pfarrerschaft ehret u. s. w. Ist er denn ehe geweit gewesen, ehe denn ihn die Gerade anstarb, so folgt sie ihm billig, ob (wenn) er ein Pfaff bleibt. Bleibt er aber nicht Pfaff, er muß die Gerade mit Recht wieder geben, sonderlich der Nistel, an die die Gerade sollte gefallen sein.“ „Vorzugabe behält,“ sagt der Sachsenpiegel Buch I. Art. 20, „das Weib auf den Heiligen (dotem mulier proprio obinet iuramento), die Gewere aber mit Gezuge (ad probandum vero ejus possessionem testibus indigebit). Sus (also) beheldet (behauptet) auch ihre Nistel (cognata ejus) ihre Gerade nach ihrem Tode, ob (wenn) sie e. irmo manne (eher als ihr Mann) stirbt, billiger, denn (als) ihres Mannes Mutter, oder mit andern Worten: Des Sohnes

tern u. s. m., hinter dem sächsischen Weichbilde, Ausgabe von 1557. Bl. CXXIX. fa.)

W. Gergel. d. B. u. A. Erste Section. LX.

Weib ist näher, nach ihres Mannes Tode die Gerade, welche in seinem Gut ist, zu nehmen, als seine Mutter.“ Der Sachsenpiegel auch sagt III. Buch. 76. Art.: „Erbt ein Weib ihr Mann, und bleibt sie in des Mannes Gut ungezweigt (Coul. Quedlinburg. ungezweiet) mit den Kindern (latrin. Text: et ipsa cum mariti haeredibus permanserit rebus indivisis) lange Weile oder kurze, wenn sie sich zweien darnach (si postea dividere voluerit), so nimmt die Frau ihre Morgengabe und ihre Gerade und ihre Mäntel an allem dem Gut, das dar dann ist, als sie nehmen sollte zu der Zeit, da ihr Mann starb.“ „Wird ein Weib.“ muß hier aus demselben III. Buche 74. Art. angeführt werden, „von ihrem Manne geschieden, sie behält doch ihre Leibzucht, die er ihr gab in seinem Eigen, und ihr Gewebe (Gebäude), das darauf steht u. s. w. u. s. w. Ihr Gerade behält sie und ihre Rüstfreie u. s. w.“ Aus Buch III. Art. 15: „Gelobt aber ein Mann eine Gewere, da er Herwerde oder Frauen die Gerade oder Leihene (irgend eine) fahrende Habe forbert, und wird ihnen an der Gewere Bruch, so daß sie ihnen gebrochen wird mit Recht, sie gewetten dem Richter darum, und lassen die Habe mit Buße“ (Varenda si promittatur aut praestetur pro rebus haereditariis, expeditoris, aut pro utensilibus seu mobilibus, et si in his varendam ratam quis non retinuerit, quia scilicet sibi per sententiam infringantur, promissorij, scilicet dare muletum, et res illas cum emenda dimittere cogitur). Ist Gerade“) bei einer Frauen Leben versetzt, so muß sie dir, der sie auftritt, lösen, wenn sie will, nach der Frauen Tode, sagt das Register über das sächsische Recht“). „Wer Herwerde oder Gerade (vgl. das rügische Riddrecht: We heerweyde edder Radeleere) oder Erbe“, sagt der Sachsenpiegel III. 15, „nach dem verhängten (Tage) herauszugeben mit Unrechte verweigert, schuldigt (verklagt) man ihn darüber vor Gericht, er muß darum werten und Buße geben. Obgleich vor dem verhängten Tage Niemand schuldig ist, Gerade von sich zu geben, so kann doch, wird in der Stoffa zum sächs. Weichbilde Art. 23. col. 8“) aus ein-

ander gefest, sich der Mann nicht weigern, denen, denen die Gerade angehört, die Schlüssel dazu zu reichen.“ Dasselbst ist angetragen, wie die Klage formuliert werden soll, wenn man Gerade fordern will. Niemand kann sie fordern, sie sterbe denn los oder nach anderem Ausdrücke nicht eher, denn (als) nach todtter Hand. Der Sachsenpiegel sagt III. Buch. 28. Art.: „Was so gethanes Dinges erbelos erstirbt, Herwerde, Erbe, oder Gerade, das soll man antworten dem Richter oder dem frohen Boten, ob (wenn) er es heischt nach dem verhängten. Dieß soll der Richter behalten Jahr und Tag unverdun, und warten, ob sich jemand dazu ziele mit Rechte. Sint (nach der Zeit) zieht es der Richter in seinen Augen u. s. w.“ Das Verzeichniß der Geradesünde der Stadt Hamm vom J. 1505 schließt: „Wer hir Gueth will boeren (heben), idt sy den Eszueht, Herweide offte Gerade, wo idt den Nhamen elget, dei moeth Ge-loeven doen, off wei qweme binnen Jar und Dag, dei dar negen tho wehre, dat mhen des dan vernieckert sy.“ Fremden wurde das Nehmen der Gerade schwierig gemacht. So bestimmt die Urkunde des Herzogs Ernst von Braunschweig und Lüneburg: „Si aliquis hospes debet petere haereditatem, quae vocatur Herweide vel Rathe, ist dem Richter ein Solidum (Schilling) schuldig.“ In der Glosse zum sächsischen Weichbilde Art. 23. Bl. XLVI. col. 1 heißt es: „und auch von unser Stadt Wätkir wegen: Wer nicht ein Einwohner in der Stadt ist, daß der nicht Nacht habe, Gerade, Herwerde, noch knechtel Anfälle zu fordern.“ Wie Walsen (Notitia Juris Brunsvici-Luneburg. in Praefat.) bemerkt, sagt man in Beziehung darauf, daß die Lüneburger den Auswärtigen die Gerade verweigerten, Gerade und Herwerde gehen nicht über die Brücke. Das Nehmen der Gerade wurde ungünstig angesehen, wie schon aus dem Ausdruck der Lex We-rinor. spolia coli, Redenraub, d. h. Raub, den die Spülfröhe ausübt, hervorgeht. Das Chron. Mindense sagt zum J. 1407“): „Bemerkte den ziemlich verdammtlich Anstretenden Schödeln. Denn jener Herrmann Swarte hatte zur Frau die Tochter des Albert Albrant; und sie starb alsbald ohne Kind. Tunc praedictus Albrand recipit de gerade ex parte filiae suae, und entlöste ihm das ganze Haus in der Gestalt, daß er mit ihm die Acker auf dem Herde theilte. Denn damals gehörte ad Rade proprie alle hote rate, tam lignea, cuprea, stagna, so daß nichts im Hause von allen Utensilien blieb. Quod immutatum est secundum jus ad hoc deputatum: und daraus entsproß der Zunder des ganzen Haßes zwischen den Bürgern. Denn mit jenem Herrmann Swarte hielten es die angesprochenen Personen der Stadt, sowohl vom Rathe, als von der Gemeinde und den Kämtern: aber mit Albert der Proconsul Konrad Garthe, und einige Kämtermeister (magistri officiorum) und einige von den Kämtern und der Gemeind. Und dieses währte unter Streiten und Zanken die Willbrand von Hallermund kam u. s. w. Joh. Andreas Schmid

38) Mit des Sachsenpiegels Swaz so des ize stunt u. s. w. vergl. den lateinischen Text: si si praedictarum rerum aliquae etc., wocaus hervorgeht, daß es sich auf die Geradesünde bezieht, wiewol unmittelbar vorher von dem Erbe die Rede ist. 39) In der Ausgabe des sächsischen Weichbildes vom J. 1557 unter Gerade. Wir führen daraus folgende Stelle an: Von Gerade zu nehmen, nach sächsischem Recht und nach Kaiserlicher Weis. Art. 23, in glossa col. 2. In was fall man vor dem verhängten Gerade fordern möge, Weich. art. 23 in glossa. Zu der Gerade soll man sich selbstredend ziehen, daß man der nächste Erbe dazu sei, a. a. D. col. 3. Ob man eines Mannes Gewere öffnen soll, bei dem der Frauen Rüstel ihre Gerade suchen wollte, a. a. D. col. 3. So Gerade bei eines Weibes Mutter oder Großmutter bliebe, wie man die achten soll, a. a. D. col. 8. Wofür man die Stücken, so zu Gerade gehörig achten soll, ob (wenn) sie unter dem Erb wärdig gefunden, a. a. D. Wie man die Gerade bewahren soll, die unter einem Weib lossteht, so den Mann leugnet, es wäre seine Gerade, a. a. D. col. 8. Unter den Söhnen, so das Weib dem Manne thut, wird nicht begriffen die Gerade, a. a. D. col. 7. 40) Bei Pufendorf, Observ. Jur. univ. T. II. App. p. 14.

41) ap. Leibnitz, Rer. Brunsvic. Scriptt. T. II. p. 301.

schrieb: *Helms stadium Seculis XIV et XV per Frauenradam valde adstrictum*. Wegen des Stoffs zu Ettrigleiten setzte der Erzbischof Hartwich von Bremen schon im J. 1206 nach dem Rathe seines größeren (d. h. Doms) Capitels und seiner Ministerialen und der Bürger seiner Stadt Bremen für die Bürger derselben fest: ut ejusdemque mulier sub jure civili, quod vulgo Wycheleth vocatur, mortua fuerit, *mulieribus ejus reliquias*, quae vulgo *Wygrad* nominantur, nullus vir aut mulier ausser de caetero aut requirere praesumat.“ Die zeller Statuten“) sagen: „*Rechte* (Gerade) ne gibt me nich.“ Das forsch Recht: „Heergewede und Gerade soll noman eischen oder opboiren nach (noch) mit geveu, sunder wat dar tho loret, dat sall man schichten, als sunder fahrende hove.““). Die Gerade wurde an manchen Orten dadurch beseitigt, daß der Erbe sie mit dem Erbe erhielt. So bestimmen die alten Lübecker Statuten“): „*Herevede* et *Rathe* singulariter non exhibetur, sed si quis proximus est haeres et accipit haereditatem, percipit simul et *Herevede* et *Rathe*.““ In andern Orten kamen die Geradenstücke in die Theilung. So findet sich in der Urkunde des Königs Otto IV. für Stade vom J. 1205: „De eo autem, quod *Wice-Rade* dicitur, hoc statuimus, ut mortua aliqua paupere vel divite natiere, tota suppellectile perspecta, preciosiora quaecumque vestimenta haeredibus exhibentur, reliquas vero vestes, et vir et haereditas aequaliter dividant, utensilia autem viro domus permanent.““ Hier wird also *utensilia* in engerer Bedeutung gebraucht, als im lateinischen Sachsenspiegel. Noch mehr ward die Gerade durch die Beseitigung der Privilegien, welche die Herren von Werle im J. 1233 der Stadt Plauen gaben, beseitigt: „Item concedimus, ut ea, quae *Herewend* dicuntur, et muliebria, quae *Wibe-Rat* dicuntur, minime dentur, sed haereditas est per medium dividenda.““ Während man an manchen Orten die Geradenstücke nur zu beschränken suchte, hob man das Geradenrecht an andern ganz auf. Zur Beseitigung desselben setzten die Rathmannen und Gesamtheit der Stadt Lüneburg, weil, wie die dieses Statut genehmigenden Brüder Wilhelm, Zungeherren von Braunschweig und Lüneburg, in der Urkunde vom J. 1329“) sagen, das Recht oder die Gewohnheit des Nimmens der Gerade sich auf eine für den Mann sehr schädliche Weise erweitert hatte, nämlich: „quod jus sive consuetudo in tollendis et percipiendis rebus, quae vulgariter *eroneusrade* dicuntur, esset adeo dilatum, quod plures vivi eorum comburgenses (Witbürger) post suarum uxorum obitum in bonis suis gravem jacturam perciperent, et in retroactis temporibus percipissent,“ dieses: „Ad imponentum ergo rigori sive consuetudini hujus juris moderamen congruunt,“ fest: „quod nemo inter eos deinceps de ipsis

rebus, quae *Froren-Radhe* dicuntur, valet postulare oves, vel exigere aliqua, nisi solummodo illa, quae persona defuncta tempore sui obitus consumpta ex donatione parentum aut suorum habuit amicorum: quidquid vero maritus tam in vestibus, quam in aliis suppellectilibus et rebus suae uxori comparaverat ante vel post copulam, illud dare nemini teneatur.““ Im Betreff der Stadt Hannover hob Herzog Otto von Braunschweig im J. 1244“) in dem Betreff der Stadt Helmstedt Herzog Magnus von Braunschweig im J. 1358“) die Gerade auf. Auf Ansuchen der Pfälzercolonie zu Magdeburg, welche sich vorher nach dem kurfürstlichen Landrechte gerichtet hatte, verordnete den 29. Jan. 1752 die magdeburgische Polizeierordnung“), daß bei der genannten Colonie das aus dem Sachsenrechte herfließende Jus Geradate et Heergewettae gänzlich aufgehoben und abgeschafft werden sei. Im Uebrigen“) blieb das Geradenrecht in Preußen bestehen, wenn es von Provinzialgesetzen hergebracht ist. Aber im Königreiche Sachsen und in andern teutschen Staaten ist es entweder verschwunden, oder hatte rückfichtlich gar nicht bestanden. Die „Schicksale der Gerade und des Heergewetts in braunschweig-lüneburgischen Landen“ stellt dar das 87. St. der Hannov. Beytr. zum R. u. Nernstigen. Col. 1377 fg.“).

(Ferdinand Wächter.)

GERADE LINIE, oder nach Analogie des griechischen *εὐθεία* [seil. *γαμμή*], lateinischen *recta* [seil. *linea*] und französischen *droite* [seil. *ligne*], kurzweg auch im Teutschen eine Gerade, ist nach Euclid's Erklärung (Elem. lib. I. definit. 4) „diejenige Linie, welche zwischen den auf ihr befindlichen Punkten [überall] gleichmäßig liegt“). Diese Erklärung ist oft angefochten worden, sie ist aber besser als die von andern Mathematikern versuchten Erklärungen. Nach dieser Erklärung versteht man, wenn man ein Lineal, womit man eine Gerade gezogen hat, sowie die Linie selbst, dadurch prüft, daß man das Lineal an der Linie fortzieht und unter-

40) f. Reithmeier, Chron. 47) f. Schmid, Helmsstadium Seculis XIV et XV per Frauenradam valde adstrictum p. 6. 48) Quellen-samm. a. d. S. 1751—1755 Col. 277 fg. 49) Von der Gerade, so die Witten in dem Herzogthum Magdeburg, besage der magdeburgischen Polizeierordnung, aus des Königs Befehlenschaft zu erlassen haben, f. d. 4. Bd. der Oeconomia forensis (Berl. 1778.) S. 442 fg. 50) Auch den bereits angeführten Schriften bemerkt wir noch Godebeck, De Gerada; Hartmann, Diss. qu. 34. N. I. Lib. I., wo von den Schafen als Geradenstücke gehandelt wird (daß Hammel und vertheilene Widre aufgenommen sind, f. Gloss. Schaf. Lib. I. Art. 34); Scherzwein ad I. Lib. III. Tit. I. N. 40; Carpzov, Disputat. de Geradae annexa; Müller I. Semest. N. 1.) ad Const. clea. Part. III. T. 7; Mod. Pictor. qu. 14. N. 1; Struv. Ipr. for. Lib. II. T. 10; Exercit. 38 Th. 24; Müller ad Struv. Exercit. 46; Struv. Syntagma Jur. comm. Dian. 38; Schiller, Exercit. II. XXXVI et XXXIX; Mevius, P. VII. Decia; Berlich, Dec. 287 et Const. P. III, 28. n. 109; Hartm. Pictor. Lib. I. qu. 31. n. 7; Rudinger, Obs. 29. n. 7. Cent.; D. p. d. R. Kirhen, Abhandlung von der Ansestaltfolge, dem Heergewetts und der Gerade, besonders nach den drei ersten Statuten. 1776.

1) *Εὐθεία γαμμή λέον ἔστι ἡ ἰσὺ τοῖς ἰσὺ ἰσὺς ἀνταρὸς ἀνταρ.*

42) Bei Pufendorf l. c. p. 14. 43) Bei Westphalen T. IV. p. 3095. n. 51. 44) Bei demselben p. 693, vergl. p. 642. n. XXXVII. 45) Bei Schütz, Rem. Tit. C. 563.

sucht, ob es sich dann noch immer scharf an dieselbe anlegen läßt; sodann zur zweiten Probe das Lineal auf die andere Seite der Linie an dieselbe anlegt und, wie vorher, an derselben hinschiebt. Denkt man sich irgend zwei Punkte einer Linie fest liegend und läßt die Linie um diese beiden Punkte sich drehen, so wird, wenn die Linie frumm ist, die Lage entweder aller übrigen Punkte, oder wenigstens einiger von den übrigen Punkten der Linie sich ändern; wenn hingegen die Linie gerade ist, so bleiben nicht bloß jene zwei, sondern zugleich alle übrigen Punkte der Linie in ihrer Lage. Daraus folgt, daß zwischen zwei gegebenen Punkten nur eine einzige gerade Linie möglich ist; denn wären zwei oder mehr Gerade zwischen den beiden Punkten denkbar, so könnten unmöglich diese Linien alle bei der Umdrehung um jene zwei Punkte ihre Lage behalten. Darum ist nun auch die Lage einer Geraden, die man sich so weit verlängert denken kann, als man will, gegeben, d. h. völlig bestimmt, sobald irgend zwei Punkte derselben gegeben sind. Ferner erhellet, daß zwei Gerade einander nur in einem einzigen Punkte schneiden können, denn sobald sie mehr als einen Punkt mit einander gemein haben, so fallen sie ganz in eine einzige Gerade zusammen. Deshalb können zwei Gerade unmöglich einen Raum einschließen [allseitig begrenzen]; vielmehr ist unter den geradlinigen Figuren das Dreieck die einfachste. — Proklos glaubt die Euklidische Erklärung der geraden Linie dadurch zu erläutern, daß er sagt, die gerade Linie sei die einzige, welche den Abstand jeder zwei in ihr befindlichen Punkte messe¹⁾. Diese Erläuterung steht aber voraus, daß man schon wisse, was „Abstand zweier Punkte von einander“ sei, läuft also auf dasjenige hinaus, was Legendre u. A. als Erklärung der Geraden aufstellen, nämlich: „Gerade ist diejenige Linie, welche die kürzeste ist unter den unzähligen Linien, die zwischen irgend zwei in ihr befindlichen Punkten möglich sind.“ Wegen dieser Erklärung läßt sich einwenden: 1) daß sie voraussetzt, es müsse eine solche „kürzeste“ Linie zwischen allen zwei Punkten geben. Man ist berechtigt zu fragen, ob es nicht möglich sei, für jede zwischen zwei Punkten gezogene Linie eine oder mehrere andere, auch nicht längere, zwischen denselben zwei Punkten zu ziehen. Daß es ein Minimum unter diesen Linien gebe, wird hier axiomatisch angenommen, während in anderen Fällen, wo man Maxima und Minima betrachtet, erst gezeigt wird, daß dergleichen vorhanden seien. Archimedes hat daher ganz Recht, wenn er in der Vorrede zu seinen Büchern über Kugel und Zylinder den Satz: „Unter den Linien, welche durch dieselben Punkte begrenzt werden, ist die gerade die kürzeste,“ nicht als Definition, sondern als ein Axiom aufstellt²⁾. 2) Gewährt die Er-

klärung von Legendre u. A. keine so klare Vorstellung von der Natur der Geraden, als die Euklidische Erklärung, wenn man nur letztere sich gehörig verdeutlicht, wie wir es zu thun versucht haben. — Noch weniger taugt die von Einigen aufgeführte Erklärung: „Gerade ist die Linie, welche beständig einerlei Richtung behält,“ denn der Begriff „Richtung“ gründet sich erst auf den Begriff „gerade Linie“ oder ist mit demselben identisch. Ebenso wenig brauchbar sind andere Erklärungen, die man von der Geraden zu geben versucht hat, und von denen man mehr schon beim Proklos findet. — Die analytische Betrachtung der geraden Linie wird in dem Artikel Linie vorkommen. (Gartz.)

GERADE ZAHL, nennt man die Zahl 2 und alle Vielfachen derselben, also $1.2=2$, $2.2=4$, $3.2=6$ u. s. w. Ungerade ist dagegen jede Zahl, welche von einer geraden um 1 verschieden ist, also $2-1=1$, $2+1=3$, $4-1=3$, $4+1=5$ u. s. w. Der allgemeine Ausdruck für jede gerade Zahl ist deshalb $2n$, wo n jede ganze Zahl bedeutet; der allgemeine Ausdruck für jede ungerade Zahl ist $2n-1$ oder $2n+1$, wo n im ersten Ausdruck jede ganze Zahl, im zweiten nicht bloß jede ganze Zahl, sondern auch Null bedeutet. (Gartz.)

Gerade und Ungerade, s. Spiele.

Geradflügler, f. Orthoptera.

Geradflühg (Planet, Komet), s. Rechtläufig.

GERADMIR, GERARMER, GERARDMER, gewöhnlich *Giromex* genannt, ein großes Pfarrdorf im Bezirke St. Diez des Departements Basgen in Frankreich, Hauptstadt eines Cantons, durch seine Käse berühmt, mit etwa 4500 Einwohnern. Auf den Bergen selbst über dem Dorfe liegt 2500 Fuß über dem Meeresspiegel der 90 Fuß tiefe See gleichen Namens, in dessen Nähe sich Höhlen befinden, in denen man zwar im Sommer, nicht aber im Winter Eis antrifft.

(H. E. Hänter.)

GERADSTETTEN, ein großes Pfarrdorf mit 1700 Einwohnern im Oberamte Schornoburg des württembergischen Jostkreises, treibt starken Weinbau.

(H. E. Hänter.)

GERAEREN (*γεραιον* oder *γεραιον*). So hießen in Athen 14 Frauen, welche an den 14 Altären des himmlischen Bacchus gewisse geheime Opfer brachten. Sie wurden vom zweiten Archon, oder dem Könige, vermutlich für jedes Jahr besonders, aus der Mitte der angesehenen athenischen Frauen ernannt, die sie aber die *Sacta* berührten, von der Gemahlin des Königs durch Vermittelung des Hieroklerus vereidigt, und lautete ihr Eid folgendermaßen: „Ich bin rein, lauter und unbestechlich, sowohl von allem Andern, welches verunreinigt, als auch besonders vom Umgange mit einem Pann, und ich setze die Ehrenten und Zoberachen zu Ehren des Dionysos nach vaterländischem Gebrauche und in den gebührenden Zeiten.“ Das Wort stammt von *γεραιον*,

wobei sich vielleicht dann das berühmteste eilste Axiom (nach Andern *αληθινον*) des Euklides in einen Lehrsatz verwandelt lassen, was man bis jetzt vergeblich versucht hat (vergl. den Artikel Parallelen).

1) *Μόνον τῆς εὐθείας ὡς κατὰ τὴν διάστασιν τῆς ὑπερβολῆς τῆς καμπύλης.* 2) Hätten wir von der geraden Linie nicht bloß einen klaren, sondern einen deutlichen Begriff (vgl. die Lehrsätze der Geometrie, s. B. den Grundriß von Raab), so würde vielleicht ein Beweis für jenen Archimedischen Satz gegeben werden können; der Satz würde also dann aufhören ein Axiom zu sein und würde zum Theorem werden. Ebenso

„*chren*“ „*verchren*“ [Demosthen.] g. Neaer. § 73. p. 1369: ἢ τὸν βασιλέα γυνὴ ἰερώμενη τι τὰς χειρῶν τὰς ἐκπρεπείας τοῖς ἰεροῖς. § 78: τὸν ἱεροῦ ἔκκα καλοῦσι, ὃς ἐκπρεπεί τῇ τοῦ βασιλέως γυναικὶ ἑταρ χεῖρας τὰς χειρῶν ἐν καυοῖς πρὸς τῷ βωμῷ, πρὶν ἀπαισθαι τὴν ἱερῶν. Ὅρκος χειρῶν. Ἀγιστεῖν καὶ εἶμι καθάρᾳ καὶ ἀγῇ ἀπὸ τῶν ἄλλων τῶν οὐ κα-
θαρινόντων καὶ ἄν' ἀνδρὸς ἀνομιλίας, καὶ τὰ δεινὰ καὶ λοβήματα χειρῶν τοῦ Ἀσίου κατὰ τὰ πάτεραι καὶ ἐν τοῖς καθήκοντι χρόνοις. Harpor. in χειρῶν. αὶ τῷ Ἀσίου ἐρωμένη γυναικίς. Nach ihm ist Suidas p. 1093, 5 zu berichtigen. Pollux 8, 108: χειραὶ αἷται ἀφ' ὧν ἡρὰ Ἀσίου ἰδὼν μὴ ἄλλης ἑταίρας καθ' αὐτὴν δὲ αὐτὸς ὁ βασιλεὺς οὐκας τίτταρας καὶ δέκα. Etymol. M.: χειραὶ παρὰ Ἀθηναίους γυναικίς τινες ἱερῶν, ὅς ὁ βασιλεὺς καθίστηται λαοδιδόνος τοῖς πο-
μοῖς τοῦ Ἀσίου, παρὰ τὸν χειρῶν τὸν δῖον. οὗτο Ἀσίου τοῦ Ἀλικαρνασσέως. Heescl. und mit ihm übereinstimmend Bekker, Anecd. I, 231, 32: χειραὶ: ἱερίαις κορυφαῖς, ἰδίως δὲ παρὰ Ἀθηναίους αἱ τῷ Ἀσίου τῇ ἐν Ἀσίου καὶ ἡρὰ δεικνύσασαι, ἀρδύου δε-
κασίαν. Bei dem letzteren ist p. 228, 9 statt γε-
ραῖος τὰς ἱερῶν τοῦ Ἀσίου mit Schaefer J. Demosth. 1369, 29 zu schreiben: χειραῖς. (H.)

GERAESTIA (*Γεραῖα*), ein von den Geraestern auf Cubioa dem Poseidon zu Ehren begangenes Fest, zur Erinnerung an einen hier entstandenen Sturm (διὰ τὸν συμπίπτει χειμῶν). Scholiastr. J. Pindar. Olymp. XIII. v. 159. p. 288. ed. Boeckh. (Krause.)

GERAESTUS (*Γεραῖός*), ein uralter, schon im Homerischen Epos (Odys. III, 177) erwähnter Hafen an der südlichsten Spitze der Insel Cubioa, am Vorgebirge gleichen Namens (*Γεραῖόν*). Hier soll Agamemnon der Artemis zu Ehren ein Schiff aus Steinen aufgeführt haben, welches noch zur Zeit des Procopius zu sehen war (Procop. De bello Goth. IV. c. 22. p. 576. ed. Dindorf). Als Stadt wird Geraest noch weiter im Homerischen Epos, noch bei Herodot (VIII, 7: κατὰ τὴν Κωρινθίαν καὶ Γεραῖον) aufgeführt. Auch bei Strabon (X, 1, 445 seq.) und bei Ptolemäos (III, 15, 24) findet man keine Andeutung einer Stadt. Livius (XXXI. c. 45) nennt Geraest als berühmten Hafen (Geraestum nobilem Euboeae portum), ohne einer Stadt dasselbst zu gedenken. Pomponius Mela (II, 7, 69) erwähnt Geraestum nur als südliches Vorgebirge von Cubioa. Dennoch führt Sidler (2. Th. S. 254) Geraest als Stadt am Vorgebirge gleichen Namens auf. Dagegen war hier ein alter, berühmter Tempel des Poseidon, und es wurden hier die Geraestia (s. d. Art.) jährlich begangen. Das Vorgebirge Geraest lag in der Richtung nach Afrika hin. Plinius, H. N. IV, 21: Geraesto ad Atticum vergente. Plinius benutzt dasselbe zu Wahrscheinungen der Entfernung verschiedener Städte und Dörfer. Gegenwärtig wird dieser Ort Geresio, auch Gestrri genannt; s. die Karte zu L. 2. 8. griechischen Königsreien. (Krause.)

GERAEUSCHE (Mod.). Zu dem glänzendsten Bereichungen der neueren Medicin gehört die ausge-

dehnte Anwendung der Percussion und der Auscultation; durch beiderlei Hilfsmittel werden Percussionen des Gehörsinnes zu Stande gebracht, deren richtige Deutung über gewisse Zustände der unteruchten Körperstelle einen mehr oder weniger zuverlässigen Schluss erlaubt. Jene Wahrnehmungen durch den Gehörsinns werden zum Theil als Geräusche bezeichnet.

Die Percussion wird dadurch ausgeführt, daß man mittels der Fingerkuppen oder mittels eines hammerartigen Instrumentes auf den zu untersuchenden Theil klopfte; sie besteht im Wesentlichen über die Raumerfüllung durch gasförmige oder flüssiggasförmige Substanzen. Den hervorgerufenen Gehörseindruck bezeichnet man übrigens als Schall, weniger passend auch wol als Ton. Nur eine ganz specielle Wahrnehmung führt den besondern Namen: Geräusch des gespannten Topfes.

Die Auscultation wird mittels des direct aufgelegten oder durch ein Stethoskop unterstützten Ohrs bewirkt; sie bringt Bewegungen gasförmiger oder flüssiger, oder fester, oder harter Theile zur Wahrnehmung. Die Percussion auf diesem Wege ist im Allgemeinen der Art, daß sie nicht als Schall oder Ton im physikalischen Sinne bezeichnet werden kann, wol aber als Geräusch.

Im Bereiche des Athmungsapparates wird zunächst die durchs Sprechen willkürlich bewegte Lufthöhle oder die Stimme nach ihren verschiedenen Modificationen auscultirt. Zweitens aber und vorzüglich auscultirt man die beim einathmen oder verathmen Athmen ein- und ausströmende Luft, und die hierdurch erzielte Gehör-perception bezeichnet man als eigentliches Respiration-geräusch. An demselben unterscheidet man wieder das Inspirationsgeräusch und das Expirationsgeräusch. Das Respirationgeräusch ist einfach und natürlich, wenn die durchströmende Luft auf keine Flüssigkeit und auf keine verengerte Stelle trifft, übrigens aber nach den verschie- denen Localitäten des Athmungsapparates verschieden; daher unterschieden schon Linné das Lungenrespiration-geräusch und das Bronchialrespirationgeräusch, und jetzt pflegt man das Laryngeal-, Tracheal-, Bronchial- und Lungengeräusch zu unterscheiden. Das Lungengeräusch ist aber nach Stoda wieder doppelter Art: a) das normale, welches als vesiculäres Athmen oder als Resin-lärgeräusch bezeichnet wird, und b) das unbestimmte Athmungsgeräusch. Wenn dagegen die in die Luftröhre strömende Luft auf Flüssigkeiten oder auf verdichtete Stellen der Bronchialschleimhaut, oder auf verengerte und comprimire Partien der Bronchien u. s. w. trifft, dann entstehen ungewöhnliche oder abnorme Athmungsgeräusche, die man nach der vergleichbaren Eigenthümlichkeit als Rasselgeräusch, als pfeifendes, schnurrendes, zischen- des Geräusch u. s. w. bezeichnet. Manche haben auch das Rasselgeräusch als zusammengelesenes Geräusch oder Expi-rationgeräusch bezeichnet, und die andern abnormen Geräusche als einfache. Uebrigens kommen die abnormen Respirationgeräusche neben dem eigentlichen Respirationgeräusche vor; sie können aber das letztere auch wol vollständig verdrängen. — Im Bereiche der Respi-rationorgane kann noch ein sogenanntes Reibungsgeräusch

vorkommen, welches dadurch entsteht, daß die Lungenpleura und die Rippenpleura sich reibend auf einander bewegen. So lange deren Oberflächen glatt und feucht sind, entsteht kein Geräusch; werden sie aber durch eine krankhafte Ablagerung rau, dann entsteht ein Geräusch, welches oftmals dem Knarren des Leders ähnelt. Dasselbe kann die Inspiration und die Expiration begleiten, es kann aber auch bei dieser oder bei jener fehlen.

Beim Auscultiren der Herzgegend hört man die beiden Herztöne in ihrem normalen und mannichfach abnormen Verhalten; daneben kommen aber bei Herzaffectionen verschiedenartige Herzgeräusche vor. Die beiden Herztöne heißen aber auch wohl die normalen Herzgeräusche, und alle übrigen begreift man dann unter dem Namen der abnormen Herzgeräusche oder der Aftgeräusche, die man nach der besondern Modification als Blasebalg-, Säge-, Raschel-, Schabe-, Spinnrad-, Feilengeräusch, als pfeifendes, höhnendes Geräusch u. s. w. bezeichnet hat. Häufig ist mit diesen Aftgeräuschen ein eigentümlicher Gefühlsdruck auf die ausführende Hand verbunden, den man nach der Ähnlichkeit als Ragenschnurren (*Fremissement cataire*) bezeichnet hat. Die normalen Herzgeräusche sowohl als die Aftgeräusche können auch manchmal in den großen Gefäßstämmen wahrgenommen werden. Außerdem kommen noch zwei besonders benannte Geräusche im Gefäßsystem vor, nämlich das Kreisel- oder Rummengeräusch (*Bruit de diable*) und das Placentargeräusch oder Uteringeräusch (*Bruit placentaire*, *Bruit de soufflet*, *Souffle utérin*). Jenes wird hin und wieder an den Halsgefäßen wahrgenommen. Das Placentargeräusch zeigt sich bei vielen Frauen in den letzten Schwangerschaftsmonaten an einer Stelle oder an mehreren Stellen in der Gebärmuttergegend, und deshalb hat man es von den Uterusgefäßen oder den Placentargefäßen abgeleitet; Andere dagegen schreiben es den umgebenden größeren Gefäßstämmen zu. — Auch ein Reibungsgeräusch kommt beim Circulationsapparate vor, nämlich am Herzhautbeutel, wenn dessen innere Fläche durch plastisches Exsudat, durch Tuberkeln, durch Knorpel, durch Kalkconcremente u. s. w. rau geworden ist. Man hat verschiedene Modificationen dieses Reibungsgeräusches unterschieden und auch mit besondern Namen belegt, namentlich das Ledergeräusch oder Neuldergeräusch (*Bruit de cuir neuf*). Nach Eschba kann aber das Pericardialreibungsgeräusch alle Arten von Geräuschen nachahmen, die im Innern des Herzes entstehen können, das pfeifende Geräusch ausgenommen. (*F. W. Theile*.)

GERAINT, Sohn Erbin's, der berühmte Held im Sagenkreise des Königs Artus, Geraint nach der wallisischen Sage, in der romanischen Dichtung von Artus Erec. Mit Hinnweglassung dessen, was sich bereits im Art. Erec und im Art. Gawain S. 102 und im Art. Iwein (wallisisch *Owein*) von ihm findet. Auf den gefeierten Erec spielen auch die provenzalischen Dichter an, Raimbaud de Vaquerias, aus welchem man schließt, daß ein Erec und Enida behandelndes Rittergedicht im 12. Jahrh. im Provenzalischen vorhanden war: *Per gensor vois ai cauzida e per melhor, de protz comploide,*

*blandida, servida, genser qu' Erees Enida; Giraud de Cabreira: Erec conquist e l'espavir sor de sa rejon; ein ungenannter Troubadour: Erees non amet Enida tan, ni Yacenz Tristan con yeu vos, dona grazida, und der Verfasser des Roman de Flamenca: L'us contet d'Erec e d' Enida; auch ist er der Hauptheld eines Rittergedichts: Erec et Enide, von Chretien von Troyes und nach ihm von Hartmann von Aue'; sein unritterliches Verlangen mit der neuvermählten Enida in weltlicher Ruhe und dessen bizarrer Laine, welcher Enide demüthig Gehorfam triffte, hat den teuffischen Dichtern') zu zahlreichen Anspielungen Veranlassung gegeben, dessen Sage ist selbst im Nibelungenlied als Eriks-Saga') bearbeitet worden, hat auch den Verfasser der Nidren des rethen Buches, welcher die romanischen Dichtwerke benutzte, bewegt, die Erec und Enide betreffende Dichtung für seine Nidrensammlung wallisich zu bearbeiten, hat aber den Namen Erec mit dem den Wallisen bekannteren Geraint, Sohn Erbin's, verwechselt. Bei Chretien ist Erec Kar's Sohn (nämlich *D' Erec le fil Lac* est li contes, qui devant rois et devant contes, depocier et corrompere suelent li qui de conter vivre vuelent etc.)'). Die Inhaltsangabe des Nidrens') Geraint ist: 1) Wie Geraint vom Iwerge mit der Peitsche geschlagen wird. 2) Geraint besiegt den Ritter vom Sperber und schickt ihn zu Gwennwywa. 3) Geraint setzt den Großen Iwein wieder in seine Herrschaft ein. 4) Arthur's Hirschjagd und wie Ederyn zu Arthur kommt. 5) Geraint führt Enid an Arthur's Hof und vermählt sich mit ihr. 6) Auf Erbin's Befehl übernimmt Geraint die Herrschaft seines Reichs (Erbin, Sohn Gusemin's, hat das Reich Gernwall). 7) Geraint schlägt Argwren gegen Enid und tritt mit ihr eine Prüfungsfahrt an. Er besiegt vier Räuber. 8) Geraint besiegt abermals drei Räuber und noch einmal fünf Räuber. 9) Graf Drwn will Enid verführen und wie Geraint ihn mit seinen achtzig Rittern im Kampfe überwindet. 10) Geraint kämpft siegreich mit Gwiffert Petie. 11) Geraint kommt mit Enid an Arthur's Hof und wird von seinen Wunden*

1) Die Gedichte „Erec und Enide“ von Chretien von Troyes und Hartmann von Aue sind von San-Marte (Die Arthur-Sage und die Nidren des rethen Buches von Herzog S. 299—320) verglichen. 2) Hartmann selbst spielt im Iwein S. 2792 und 6940 auf Erec an, ferner Wolfram von Eschenbach im Parzival S. 4264. 11964; der Nidrenreicher Cap. 31. Str. 4611; Iwein in der Abenteuer-Reise (S. 1) die Stellen desselben der eben genannten Dichter bei R. v. d. Hagen, Minneringer S. 267—269.

3) Erec's Stelle von Enide im Nidren S. 6307, Ulrich's von Eichenstein von Erec, im Kraudenlied, die des Wallisen Gals, die Heinrich's Friedberg und Sugs's von Trimbarg, ebendasselbe. 4) Findet sich in Orms Snorraona Book, Section von Verclite, Ind. ling. vet. Scand. Vergl. P. C. Müller, Sagabibliothek. 3. Bd. S. 481, wo unter den aus fremden Sprachen übersetzten Sagen: Eriks Kappes og den skåne Knide, als zu denen von Artus gehörigen genannt wird. 5) f. San-Marte a. a. D. S. 297.

6) Es findet sich bei Charlotte Guest, The Mabinogion from the Llyfr o Hergest, in 1. Abth. (Lond. 1838), der wallise (wallisische) Art, im 2. Abth. die englische Uebersetzung, darnach deutsch bei San-Marte a. a. D.

geheißt. 12) Wieder führt er auf Abenteuer, besiegt drei Riesen und wird für todt zum Grafen von Limours gebracht. Das Märchen 13) schließt: „Geraint lebte nun in sein eigenes Reich zurück; fortan regierte er sehr glücklich, und sein Kriegesruf und Glanz dauerte zu seinem und Endes Ruhm und Preise fort durch alle Zeiten.“ Charlotte Guist bemerkt zu Geraint: „Der Name Geraint ab Erbin ist allen Freunden der alten wälischen Literatur durch die auf ihn von seinem Mitkämpfer, dem chrywürdigen Rhymarch-Hen, gedichtete herrliche Elegie 14) bekannt.“ Doch ist das Lied nicht als echt zu betrachten. „Der Geraint“, beginnt es, „des Feindes Schreckbild, sah ich Kasse, erschöpft von der Arbeit im Kampfgeld, und nach dem Lärmruf zur Schlacht, wie war der Anlauf so wild. Zu Longorth sah ich des Kampfes Gluth“ u. s. w. Die fünfte Strophe sagt: „Zu Longorth ward erschlagen Geraint, ein tapferer Kämpfer des waldigen Dynnaint, wie er fiel, so fallend auch den Feind.“ Hiernach nimmt man an, daß Geraint ein Fürst von Dynnaint (Dreven) war und unter Arthur's Fahnen tapfer gegen die Sachsen kämpfte in der Schlacht von Longorth fiel. Longorth (welches, als wälisch genommen, wörtlich „Hafen der Schiffe“ bedeutet, aber auch aus dem Lateinischen verdrängt sein kann, Longhafen besagend) ist von Einigen für Portemouth gehalten worden. Nach Ed. Grinier's Vermuthung dagegen ist es das in Sommersehire gelegene Langport am Flüsse Parret, dem Perubdon der wälischen Bardcn, dem Peribidan der sächsischen Chronik. Mit Ausdrücken des höchsten Lobes und Preises wird auch im Gedobin des Annerin von Geraint gesprochen 15). In der 68. der Xiraden werden Geraint und Gwynnwynn, der Sohn des Rame, und Nardh, der Sohn des Melrichion, als Befehlshaker zur See aufgeführt, und angegeben, mit jedem von ihnen seien sechsmal zwanzig Schiffe, jedes mit sechsmal zwanzig Mann besetzt. Nicht bloß Geraint ab Erbin, auch seine vier Söhne, angeblich Mitglieder des Collegiums von St. Garmor, sind in die Liste der Heiligen eingetragen. Garwy, ein anderer seiner Söhne, dagegen wird in der 119. Xirade als einer der drei verliebten und höflichen Ritter an Arthur's Hofe geehrt. Geraint als Kanonikerum soll eine Kirche zu Gaerfawdd oder Herrest geweiht gewesen sein. Wir können dreißt, sagt Charlotte Guist, Geraint ab Erbin für identisch mit dem Geraint, Sohn Garmw's oder Garwy's, des Gruffudd, Sohnes Arthur's, dem im Brut Gerin de Chartres und bei Robert von Gloucester Gercya erl Carcoys Gernanten, hielten; denn dieser Held figurirt ähnlich in Arthur's letzter Schlacht, wie es mit Geraint ab Erbin der Fall ist, und fällt in einem Gesichte mit den Sachsen zu Longorth, das aber in einem früheren Zeitraume des Königs Arthur, und zwar nach Dr. Pughe um das Jahr 500, stattgefunden

haben muß. Der Gerennius in dem Leben (der Legende) des heiligen Zeiliaw wird auch, ungeachtet das dasselbe Erzählte mit dem Inhalte der Elegie des Bardcn Rhymarch-Hen nicht übereinstimmt, mit dem Geraint ab Erbin für dieselbe Person gehalten. Nach der in dem von der wälischen Manuscript-Society herausgegebenen Liber Landavensis befindlichen Legende zieht Zeiliaw, der zweite Bischof von Landdaff, welcher der Britannien verheerenden Pest entgegen will, sich mit einer Anzahl seiner Landknechte nach Armorica zurück und wird auf seinem Wege von dem Könige Gerennius von Kornwallis gastlich aufgenommen. Bei dem Abschiede verspricht ihm der Heilige, daß er nicht eher sterben werde, als bis er das heilige Abendmahl aus seinen Händen empfangen haben würde. Als Gerennius dem Tode naht, wird Zeiliaw von dessen Zustande durch ein Wunder unterrichtet, und macht sofort Anstalten, sein Versprechen zu erfüllen, ohne die Rückkehr in jene Gegend zu scheuen, wo die Pest noch herrscht. Zur Aufnahme der Leiche des Gerennius bestimmt er einen ungeheuer großen Sarg, den zehn Joch Ochsen kaum von der Stelle bringen können. Des Bischofs Reute erklären daher, es sei unmöglich, den großen Sarg einzuschiffen. Der Bischof erwidert, er würde mit göttlichem Beistande auf das Vordertheil des Schiffes gebracht werden. Der Sarg erreicht ohne Zuthun menschlicher Hülfe das Ufer. Nachdem der Bischof in Dingerein gelandet, geht er folglich, den König zu besuchen, findet ihn noch am Leben und reicht ihm das heilige Abendmahl. Unmittelbar darauf stirbt Gerennius und der Heilige legt dessen Leiche in den Riesenarg. Da, wie Hals (f. Davies Gilbert's Hist. of Cornwall. II, 5) angibt, Geraint bei Falmouth wahrscheinlich nach Geraint genannt sei, so nimmt man an, daß unter dem Dingerein der Legende vielleicht Geraint bei Falmouth gemeint sei. Aber die wälische Chronik gedenkt auch eines Gostie of Dingerraint (Giltgerran) am Flüsse Leivo in Pembrokeshire, das im 12. Jahrh. besetzt worden sei. Doch meint man, daß unter dem Dingerein der Legende wahrscheinlich Geraint bei Falmouth zu verstehen wäre. (Ferdinand Wacher.)

GERALD DE MALMORT, Erzbischof zu Bordeaux, stammte aus einer alten angesehenen Familie, welche die Herrschaft Malmort in Limousin besaß, und war vor seiner Erhebung auf den erzbischöflichen Stuhl im J. 1227 Defan des Capitels zu Bordeaux. Er führte folglich nach dem Antritte seines Amtes den Orden der Franziskaner in seiner Diocese ein und schenkte ihnen mehr Landereien, verbot ihnen aber, in die Functionen der Pfarre einzugreifen. Im J. 1228 ging er als Gesandter des Königs von Frankreich zu dem Könige von England, um über unerträglichen Druck, welchen die englischen Beamten auf die Gasconer, welche zu dieser Zeit unter englischer Herrschaft standen, Klage zu führen; im folgenden Jahre (1229) wohnte er der Kirchenversammlung zu Toulouse und später (1245) der zu Lyon bei; auch hielt er selbst mehr Provinzialconcilien, nämlich zu Cognac (1242), zu Bordeaux (1255) und zu Ruffec (1258). Im J. 1252 begab er sich zum

6) Mablin. III. p. 150. 7) Sie findet sich *Lhwarch-Hen's Poema*, ed. by Dr. Owen Pughe vollständigt; die fünf ersten Strophen bei Charlotte Guist und darnach treulich bei Can-Marte C. 321. 8) Myr. Arch. I, 13.

zweiten Male in derselben Angelegenheit zu dem Könige von England, Heinrich III., aber, wie es scheint, mit nicht besserem Erfolge. Im J. 1256 fing er an zu kränken, starb aber erst zu Anfange des Jahres 1259. Die von ihm entworfenen Constitutionen der Provinzialconclien zu Cognac und Ruffey¹⁾ sind für die Culturgeschichte jener Zeit nicht unwichtig und beweisen, wie sehr die Geistlichkeit sich um alle Lebensverhältnisse bekümmerte und bekümmern mußte; es findet sich sogar unter den Beschlüssen des Conciliums zu Cognac ein Verbot für die Mütter, ihre kleinen Kinder bei sich schlafen zu lassen, weil die letzteren auf diese Weise öfter erbrücht oder erstickt wurden; auch das Verbot, die Todten in die Kirchen zu begraben, ist für jene Zeit merkwürdig.

(Ph. H. Kuhl.)

GERALDINI, 1) Alexander, auch Gherardini und Girardini, oder Geraldino geschrieben, ein ausgezeichnet gelehrter Italiener und Bischof zu St. Domingo (Saints), war am Jahr 1455 geboren und gehörte einer Patricierfamilie zu Amelia in Umbrien an. Nachdem er zu Hause in allen wissenschaftlichen Dingen vorzüglichem Unterricht empfangen hatte, ging er mit seinem älteren Bruder Anton (s. den folg. Art.) nach Spanien, wo er seine Studien besonders in der Poesie fortsetzte und zugleich auch sein Glück zu machen suchte. Beim Ausbruche des castilischen Erbfolgekrieges mit Portugal verkaufte er die Lyra mit dem Schwerte und kämpfte (1478) unter den Augen der Königin Isabella gegen die Portugiesen. Dadurch dieser Monarchin, wenn nicht früher schon durch seinen Bruder Anton, der im Cabinet ihres Gemahls eine wichtige Stelle bekleidete, näher bekannt geworden, blieb er nach wiederhergestelltem Frieden als Mundschent in ihrer Umgebung, bis er mit seinem Bruder an den Hof des katalanischen Herzogs Franz II., wahrscheinlich in der Heirathsache der Erbtochter dieses Fürsten, gesendet wurde. Nach dem Tode des Herzogs (1488) kehrten beide Brüder nach Spanien zurück, wo Alexander, nun zum geistlichen Stande übergehend, Lehrer der königlichen Kinder wurde und denselben, besonders den Infantinnen, eine seltene Fertigkeit in der lateinischen Sprache beibrachte. Nach und nach wurde er noch apostolischer Protonotar, Großkaplan Ferdinand's des Katholischen und Bischof von Volterra und Montecorvino, wo er aber nicht persönlich residiren konnte. Denn vom spanischen Königshofe zu den wichtigsten Staatsgeschäften gezogen, wurde er zu verschiedenen Sendungen an den Papst Alexander VI., an den römischen König Karlsmilian, nach Mailand und Venedig benutz, um namentlich gegen die Politik Karl's VIII. von Frankreich thätig zu sein. Ein großes Verdienst erwarb er sich um die Vorschläge des berühmten Christoph Columbus zu seinen Entdeckungsfahrten, als denselben 1492 am Hofe Ferdinand's und Isabella's nicht wenige Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden, die

aber Geraldini's einsichtsvolle Vorstellungen besiegen halfen.

Sowie er an der Erziehung der Kinder des spanischen Herrscherpaares unmittelbaren Antheil nahm, ebenso wurde er bei den Projecten zu deren Vermählungen gebraucht. In der Folge wurde ihm aber der Aufenthalt am Hofe Ferdinand's und Isabella's wegen des zunehmenden Zwistes unter ihnen sehr unbehaglich; daher ging er nach 14-jährigem Aufenthalte in Spanien nach Brüssel zur Erzherzogin Margarethe von Oesterreich, welche ihr Vater zur Statthalterin der Niederlande befehligte und der er während ihres zwölfjährigen Aufenthaltes in Spanien als Rathgeber und Lehrer bereits zur Seite gestanden hatte. Am Hofe dieser ausgezeichneten Fürstin wartete seiner gleichfalls ein vielbewegtes Leben. Nicht allein diese, sondern auch deren Vater trugen ihm allerlei wichtige Gesandte auf, so z. B. Sendungen nach Rom, Neapel und Florenz, während ihn der junge König Karl von Spanien, der ihn schon gelernt hatte, gern als Glaubensapostel auf die Antillen schicken wollte. Papst Leo X. aber, mit welchem er 1516 Bekanntschaft machte, ihn überredete, als Kreuzprediger an die vornehmsten europäischen Höfe zu gehen, um dieselben zur Bekämpfung der Türken aufzuregen. Geraldini unterzog sich dieser undankbaren Botschaft mit Eifer und Begeisterung an den Höfen des Nordens, Südens und Westens, hatte aber bei Franz I. von Frankreich als ergebener Diener des Hauses Oesterreich einen schlechten Empfang. Seine Kreuzpredigten, die er unter dem Titel: *Orationes ad Principes christianos, pro bello contra Turcas movendo*, in Handschrift hinterlassen hat, machten indessen bei dem obwaltenden Zwiespalte unter den Großmächten den gewünschten Eindruck nicht. Diese nutzlose diplomatische Wanderung beschloß er mit seiner Rückkehr nach Spanien, wo der junge König Karl ihn mit Genehmigung des Papstes sofort zum Begründer und Verbreiter des christlichen Glaubens auf Hispaniola (S. Domingo) in der Eigenschaft eines Bischofs dorthin bestimmte.

Auf seiner Reise dahin 1520 besuchte er vorerst die übrigen Antillen, erforschte die Sitten und Gebräuche der dortigen Bewohner, sowie die Merkwürdigkeiten der Inseln selbst, während er auf S. Domingo die Einführung und Verbreitung des Christenthums durch Gründung von Schulen und Seminarien besorgte. In dieser Thätigkeit erreichte ihn, als 70-jähriger Greis, der Tod am 8. März 1525, man sagt, im Geruche der Heiligkeit.

Dieser kenntnißreiche und classisch gebildete Bischof hinterließ eine Menge von dem Umfange seines Wissens und zugleich von seiner mystischen Geistesrichtung Zeugnis gebender handchriftlicher Werke, welche als Erbschaft in die Hände seiner Familie in Italien gelangten. Ein Großneffe von ihm, der Rechtsgelahrte Dnapher Geraldini, traf daraus eine kleine Auswahl, die er nebst einigen Briefen von ihm unter dem Titel: *Itinerarium ad regiones sub aequinoctiali plaga constitutas Alexandri Geraldini, Amerini etc.*, zu Rom 1531 in 8. herausgab. In diesem sehr selten gewordenen und zu

1) Herausgegeben in *Biblioth. Miscellana*. T. II. p. 746 seq. 2) *Bibl. Gallia Christiana*. T. II. p. 892. *Histoire littéraire de la France*. T. XIX. (Paris 1828. 4.) p. 30 seq.

seiner Zeit für wichtig gehaltenen Werken über des Verfassers Reise in die Antiken, dem auch ein kurzer Abriss von dessen Leben angehängt ist, wird der Abschnitt über S. Domingo für das Beste gehalten. Rächst dem rühmt man seine Monumenta antiquitatum Romanarum, e veteribus inscriptionibus recollecta suis itineribus et studio, welche Schrift aber, wie alle übrigen von ihm, ungedruckt geblieben ist, wie z. B. die Sacrorum carminum libri XXIV, Epitome Conciliorum ab orbe christiano, summorum pontificum acta, de iis qui funguntur a secretis Principum, de educatione Nobilium puerorum liber unus, de educatione Nobilium puellarum liber unus, Elegia viro- rum illustrium Romanorum ab Aenea usque ad Pompejum Magnum, de officio Principum, ferner ein Schriftchen über die Metrik und mehrere lyrische und elegische Dichtungen nebst Lebensbeschreibungen mehrerer Heiligen. Sein älterer Bruder

2) Anton Geraldini, in ungekannten Zeiten geboren, hatte mit ihm eine und dieselbe wissenschaftliche Bildung genossen und sich frühzeitig einen ausgezeichneten Ruf von seiner Geschicklichkeit erworben, so daß er, wie zu vermuthen ist, an den Hof Königs Ferdinand des Katholischen in Spanien empfohlen wurde, wohin er auch, und zwar noch jung, mit seinem Bruder Alexander sich begab. Er wurde, wie jener, Lehrer der königlichen Kinder und Geheimsecretair, aber auch zu diplomatischen Sendungen gebraucht, so z. B. an den päpstlichen Hof und zu Herzog Franz II. von Bretagne. Indessen starb er plötzlich in der Blüthe seiner Jahre 1480 in der Landschaft Andalusien. Antonio Geraldini galt unter seinen Zeitgenossen in Italien und Spanien für einen ausgezeichneten Dichter und wurde als solcher schon in seinem 22. Jahre, ehe er nach Spanien ging, gekrönt, wo er übrigens in großem Ansehen stand. Seine Dichtungen haben aber alle, nach dem Geschmack jener Zeit, nur die unbegreiflichen Messerien des Christenthums zum Gegenstande. Unter denselben zeichnen sich aus seine Fasti im elegischen Versmaße, worin das Leben der Heiligen und Märtyrer besungen wird, ferner eine Paraphrase der sieben Puffsalmen, die unter dem Titel poementialis psalmodia 1486 in 4. gedruckt wurde. Seine Bucolica sacra, darunter die Eclogae XII. de mysteriis vitae Jesu Christi, erschienen zuerst in Rom 1485, dann zu Salamanca 1505 und endlich zu Basel 1544 und 1555 in 8. (B. Röse.)

GERALDUS oder GERAUD aus Perri¹), ein französischer Arzt, welcher am Ende des 13. Jahrh. lebte, von dessen Verhältnissen man aber Nichts weiter weiß,

*) Benutzt wurde außer dem oben angeführten Itinerarium Hier. Geraldini's noch Tiraboschi, Storia della letteratura italiana VI, 3. 192, Prescott's Gesch. Ferdinand's u. Isabellen's, der Katholischen von Spanien I. 560, das Dictionnaire historique, critique et biographique VII. 384 und Beauvois, Dictionnaire hist. I. 1254.

1) Hieronymus; aus der Anstellung dieses Wortes erklären sich die falschen Benennungen Biscuit, Parthenais, Hieronymus und Biscuitus, welche diesem Arzte gemein beigelegt werden.

H. Geyss. I. B. u. 2. Seite 626. LX.

als daß er wahrscheinlich eine und dieselbe Person ist mit einem GERALBUS, welcher um die angegebene Zeit zu einer Gräfin von Flandern, die nicht Mutter werden konnte, berufen und mit Geschenken überhäuft wurde, obgleich es ihm nicht gelang, die Lustbarkeit zu heben¹). Die Behauptung, daß er als Lehrer an der Schule von Montpellier geriebt habe, ist falsch und beruht auf einer Verwechslung mit GERALBUS de Solo, welcher dem 14. Jahrh. angehört und eine solche Stelle bekleidete. Seine literarischen Verdienste sind nicht höher anzuschlagen, als die der meisten seiner Zeitgenossen, und beschränken sich auf geistlose Compilationen aus älteren Schriften; merkwürdig ist jedoch, daß er bereits die allgemeine Verbreitung der Syphilis über den ganzen Körper, welche der localen Ansteckung folgt, kannte²), eine Beobachtung, deren Wahrheit erst am Ende des 15. Jahrh. bei der großen Verbreitung der Syphilis vollkommen gewürdigt wurde. Man kennt zwei Werke dieses Arztes, nämlich den Commentar über das Arzneyhandbuch des berühmten Arztes Constantinus aus Aescle (Comment. super Viaticum cum textu), von welchem nur eine einzige höchst seltene Ausgabe (Venetiis 1507. Fol.) vorhanden ist, und ein noch in den Handschriften vorbegerener Eingriff der Arzneikunde (Summa medendi ob Summa de modo medendi ob Parva Summa), ebenfalls nur eine unbedeutende Compilation aus den Werken älterer Arzte³). (Ph. H. Kahl.)

GERAMB (Ferdinand, Freiherr von), Generalprocurator des Trappistenordens, früher k. k. österreichischer Kämmerer und Oberst, ein durch seine Schicksale wie durch seine Reizbarkeit außerordentlich merkwürdiger Mann, stammte aus einer reichen ungarischen Adelsfamilie und war den 17. April 1772 zu Epon während eines vorübergehenden Aufenthalts seiner Aeltern bei dortigen Verwandten geboren worden. Seine auf altfällige Bildung gegründete ausgezeichnete Erziehung erhielt er nachmals unstreitig zu Wien. Seine Kenntnisse erweiterte er durch mehrere Reisen ins Ausland und erwarb sich dadurch namentlich eine große Fertigkeit im Sprechen fast aller europäischen Sprachen. Ein sehr schöner Mann, mit herrlichen Geistesgaben ausgestattet, trat er etwa 1800 als k. k. Kämmerer in den Hofdienst und vermählte sich mit einer Oesterreicherin von ausgezeichnetem Geburt, die ihn bis 1804 zum Vater von fünf Kindern machte, aber von Natur ungemein reizbar, leidenschaftlich, unruhig, unfügig, unvorsichtig und unverträglich,

2) Vermuthlich ist die Gräfin Johanna von Flandern, welche zuerst (1211) mit Gerard von Flandern und dann (1235) mit Thomas von Saragun vermählt wurde und im 1244 kinderlos starb, gemeint. 3) In seinem Commentum super Viaticum heißt es (l. VII. cap. de ulceribus): „Virga patitur a coitu cum mulieribus immundis ac spermate corrupto vel ex humore veneroso in collo matricis recepto; nam virga infectur et aliquando totum corpus.“ 4) Das Werk beginnt mit den Worten: „cum summa scientia ex suo fine et utilitate sua sit appetenda.“ und endigt mit dem Satz: „Item ad menstrua provocanda butrum, resinam terebinthanam, oleum rosae, equi ponderibus admixto et utere.“ 5) Histoire littéraire de la France. Tom. XLVI. (Paris 1847. 4.) p. 400 seq.

geriet er leicht in Händel, welche er, auch unter den abentheuerlichsten Bedingungen, mit dem Degen in der Hand zu schlichten gleich bereit war. So ging er, als er bereits Vater und Vater war, im J. 1806 in einer Ehrenschade mit einem englischen Obersten auf einen Zweikampf unter der Bedingung ein, daß derselbe auf dem Aetna in Sicilien ausgemacht werden und der Sieger den, sei's verwundeten oder todtten, Gegner in den Schlund dieses Berges hinabstürzen sollte. Grade ihn sollte durch den Ausgang des Duells, weil er verwundet wurde, dieses Loos treffen; allein der Engländer war verständig und großmüthig genug, um diese Bedingung an ihm unerfüllt zu lassen. Eine zweite Herausforderung, welche er sich späterhin in Folge bedrückender Umfälle auf den französischen Kriegerstand von einem französischen Officier, Namens Valabreque, dem nachmaligen Gemahle der berühmten Sängerin Catalani, zugezogen hatte, ließ für ihn gleichfalls unglücklich ab. Er wurde schwer verwundet und entging der Strengde der österreichischen Duellgesetze nur durch Fürbitten des französischen Gesandten in Wien und durch besondere Schutznahme der österreichischen Kaiserin Maria Theresia, deren Lieblich er gewesen zu sein scheint.

Uebrigens verfaumte er, trotz seines genialen Leichtsinnes, wol selten eine Gelegenheit, sich bei dem kaiserlichen Hofe beliebt zu machen. Auf der Rückkehr von einer Reise ins Ausland im Sommer 1804 begriffen, versetzte er, auf die Nachricht, daß Kaiser Franz II. am 14. Aug. d. J. unter allgemeinem Jubel seiner Unterthanen die erbliche Kaiserwürde von Oesterreich angenommen habe, sofort ein patriotisches Gedicht zu Ehren des Hauses Habsburg mit geschichtlichen Erinnerungen an dessen Vergangenheit, der unzähligen Schwierigkeiten, sagt er in der Dedication selbst, ungeachtet, die sich ihm in der überreichten Ausführung dieses Vorhabes aufdringen mußten, welche aber die Wärme seines Herzens für den Kaiser entfernte. Dieses dem Kaiser am 8. Dec. überreichte feurige Gedicht, von historischen Anmerkungen begleitet und mit 21 herrlichen vignetten von den besten Künstlern geziert, verarbeitete der Verfassers Dichtertalent und gebildeten Geschmack. Es wurde 1804 (nicht später) mit einem über 20,000 fl. geknüpften Aufwande von großer Pracht unter dem Titel: „Habsburg,“ doch ohne Angabe des Ortes und Jahres seiner Erscheinung, in hochquarformat in Wien nebst einer türkischen Uebersetzung, die ebenso kostbar aufgetischt wurde, gedruckt und meist als Geschenk verbreitet, kam aber auch in einer schlichten Druckausgabe des bloßen Textes in den Buchhandel.

Seinen hierdurch an den Tag gelegten Patriotismus bewies er unter militairischen Verhältnissen, welche dem Stolz des österreichischen Adels zusetzen, das Jahr darauf (1805) beim Ausbruche des Krieges zwischen Oesterreich und Frankreich thätig, indem er durch enthußastische Proclamationen an die seiner Jugend, deren Ton und Inhalt den Kaiser Napoleon sehr erbitterten und seine später, streng, französische Gefangenschaft herbeigeführt haben sollen, ein Freicorps um sich

scharte, dasselbe als Anführer in diesem und in dem folgenden preussischen Kriege bis zum stifter Frieden befehligte und in den Fahnen dieser Krieger den Namen seiner Gönnerin Maria Theresia prangen ließ. Nach dem unglücklichen Ausgange dieses Kriege überbrachte er diese Fahnen 1807 der Mutter seiner inzwischen verstorbenen Kaiserin, der genialen Königin Karoline von Neapel, in Sicilien und theilte mit ihr persönlich den Schmerz über den Verlust ihrer Tochter. Seine ihn dahin begleitende Gattin verlor er hier durch den Tod. Die Zwischenzeit bis zum Ausbruche des zweiten österreichischen Krieges scheint er auf Reisen, entweder nach Aegypten oder nach Rußland, zugebracht zu haben; als aber Oesterreich im J. 1809 mit Frankreich einen neuen Kampf begann, war Geramb wieder auf dem Plage und warb, sagt man, auf seine Kosten ein Regiment, das er als Oberster auch in der Schlacht bei Wagram führte. Der unglückliche Ausgang dieses Kampfes für sein Vaterland verstärkte seinen Haß gegen die wachsende französische Herrschaft und machte ihm den Aufenthalt in der Heimath unerträglich. Obgleich von seinen militairischen Talenten und Kenntnissen Nichts bekannt ist, er sie auch schwerlich besessen hat, auch, zumal vor 1805, keine Schule in der Kriegskunst gemacht hatte, so empfahl ihn jedenfalls sein leidenschaftlicher Haß gegen Napoleon und brachte ihn (mit Lord Moira Rand er damals schon in Briefwechsel) in Verbindungen, durch welche er nach Spanien gelangen konnte, um dort mit dem Degen in der Hand gegen die Franzosen zu sigen oder zu sterben. Diesen Entschluß kündigte er seinem Regimente bei dessen Entlassung in einem enthußastischen Abschiede an und nahm auch seinen Kampfgenossen das Versprechen ab, ihm dahin zu folgen, sobald er nur einen Wink zum Kampfe dort gefunden haben würde.

In solcher Begeisterung verließ er seine Kinder und Verwandten, ging zunächst nach Malta, trat hier in directe Verbindung mit den Engländern, landete mit deren Hilfe auf Sicilien, wo er der Königin Karoline seinen Voratz meldete und auf einer spanischen Fregatte von da nach Cadix segelte. Hier stieg er im Februar 1810 ans Land, zu einer Zeit, als Sevilla von den Franzosen erobert, die Central Junta dafelbst gesprengt war und Cadix mit einer Belagerung von den siegreichen Franzosen bedroht wurde. Eine Regimentschaft wurde hier errichtet, mit der aber der anwesende spanische Feldherr Albuquerque zerfiel, weshalb dieser die Stadt wieder verließ. Der General Blake trat dort an seine Stelle, während Anhalten getroffen wurden, die Cortes zusammenzurufen und Cadix in einen unüberwindlichen Platz zu verwandeln. Von all diesen Vorfällen und Anhalten, aber auch von der allgemein herrschenden Verwirrung und Noth war Geramb Zeuge. Er bot in der Husarenuniform, die er damals trug, der Regimentschaft seine Dienste an, die auch angenommen worden zu sein scheinen, da er sich Lagermarschall Königs Ferdinand VII. nannte (Andere nennen ihn dessen Generalleutnant). Von Thaten, die er dort verrichtet hätte, wissen wir Nichts; auch ging er noch vor Ende des Frühjahr 1810 von

1810, vielleicht mit Genehmigung der Junta, um eine, besonders aus der großen Anzahl damals verabschiedeter österreichischer Soldaten gebildete, Fremdenlegion herbeizuführen und mit Empfehlungen für Unterstützung dieses Unternehmens an die englische Regierung nach London. In den Nachrichten Glauben zu schenken, so hatte er bereits Vorschläge dazu seinen Kampfgenossen in der Heimat erzählt, und war jetzt Willens, noch den besten Theil der in Oesterreich verabschiedeten Krieger hierzu anzuwerben und sie nach Spanien zu führen. Das Schreibreiben aber, welches er nach seiner Ankunft in London noch im J. 1810 an den Liebhaber des Prinzregenten (Georg IV.), Lord Moira (den ehemaligen Anführer der französischen Emigranten zu Quaxen der Kämpfe in der Bretagne gegen die französische Republik), durch den Druck in London in französische Sprache erließ, war unendlich geeignet, ihn dazu zu empfehlen¹⁾. Man ersieht darin seine Fähigkeit seinerseits zum Führer, kein militärisches Urtheil, keine Pläne, außer der Andeutung, daß er, wenn der Kampf der spanischen Insurgenten unglücklich ablaufen werde, nach Südamerika auszuwandern und dort seine Tage verleben wolle. Man hat in dieser Zugführer eine gewandten, geistreichen Schriftsteller vor sich, welcher seinen Franzosenhass zur Schau stellt und die Situationen, die er im Gadijs kennen gelernt hatte, ergründend zu schildern versteht. Um auch dem Prinzregenten Weisrath zu kreuzen, erließ er gleichzeitig ein zweites französisches Schreibreiben an eine Dame, Namens Sophie, über das pompöse Fest desselben zur Geburtstagsfeier seines Vaters, Georg's III., worin er zugleich die Rechte der Bourbons ins Andenken zurückeruft.

Mit beiden Schriften war also im Grunde bei den praktischen Engländern, wenn sie gleich die spanische Insurrection unterstützten, Nichts zu erzielen. Die Regierung hielt ihn mit leeren Hoffnungen hin, er erschöpfte durch seinen langen Aufenthalt in London seine Kasse, mußte unter lästigen Bedingungen Schulden machen und zog sich endlich durch seine Gläubiger, sowie durch andere verdrüssliche Händel heftige Verfolgungen zu, welchen auszuweichen, da ihm eine Verhaftung drohte, er auf den ursprünglichen Einfall gerieth, sich in dem Landhause eines seiner Freunde gegen die Gerichtsböden durch Verschonungen zu sichern und auf das Daß desselben eine Gasse mit der Inschrift: *my house is my castle!* setzte. Unter Zulauf von unzähligen Reutereien hielt er in der That 14 Tage lang eine Belagerung seiner Verfolger aus. Da bemühte aber die Regierung diesen Ansehen erregenden Umstand, um ihren lästigen Gast durch Anwendung der Fremdenliste gegen ihn los zu werden. Ein Commissair kündigte ihm an, daß er England verlassen und aufs Festland zurückkehren solle. Seine hartnäckigen Widerständigkeit und seiner heftigen Gegenverletzungen ungeachtet, in denen er hervorhob, daß ihm

seine dargebrachten Opfer zur Bekämpfung der Franzosen Nichts übrig gelassen hätten, als seine Uniform und seinen Degen, er auch für seine Person auf dem Festlande seine Sicherheit hätte, mußte er dennoch sich fügen und sich einschießen lassen. Ein englisches Fahrzeug brachte ihn zu Anfang 1812 in den schwermüthigen Hafen Opatum, wo er ausgelegt wurde und bei der damaligen strengen Continentsperrre, vielleicht auch durch eigene Unvorsichtigkeit in den Spähren Napoleons in die Hände gerieth²⁾. Er wurde, man sagt als Franzose, der gegen sein Vaterland die Waffen ergriffen habe, auf französischen Befehl verhaftet, nach Hamburg gebracht und von da im Februar unter Bedeckung von Gendarmen ins Gefängniß nach Vincennes abgeführt. Hier saß er zwei volle Jahre, völlig abgeschieden von der Welt und ihrem Verkehr, unter scharfer Aufsicht; seine Wächter waren angewiesen, allen seinen, auch den unschuldigen, Fragen stets schweigend oder mit der Antwort: „ich weiß es nicht,“ zu begegnen; ein Mal wöchentlich erkundigten sich der Schlosscommandant und ein Wundarzt nach seinem Gesundheitszustande. In dieser aufgedrungenen Einsamkeit bekam sein Geist eine andere Richtung; der unruhige Weltmann, der er bisher gewesen, verlor seinen Freiheitschwindel und vermuthlich auch alle Lust an der großen Welt und verfiel in mystische Speculationen. Im Schloss Laforce, wohin man ihn am 6. Febr. 1814 gebracht hatte, wurde der Bischof von Troyes sein Unglücksgefährte. Dieser Umgang übte auf die Sinnesart des einst so kriegerischen und lebenslustigen Mannes einen so entscheidenden Einfluß aus, daß, als er im April 1814 in Folge des Einzugs der Verbündeten in Paris frei geworden war, die Freiheit ihren Werth für ihn verloren hatte. Zwar erhielt er jetzt eine Audienz bei dem Kaiser Franz, für welchen er ehemals geschwärmt hatte, und fand bei ihm eine günstige Aufnahme, jedoch werkte dies keine Sehnsucht nach seinem frei gewordenen Vaterlande in ihm; er zog es — vielleicht blieb ihm keine andere ehrenvolle Wahl übrig — vielmehr vor, daselbst unter der neuen Regierung der Bourbons in Frankreich zu suchen; er veranlaßte jetzt eine neue Auflage seiner beiden in London 1810 erschienenen Flugchriften: *Lettre au comte Moira sur les Espagnols et sur Cadix*, suivie d'une lettre à Sophie sur la fête donnée par le Prince Régent, pour célébrer l'anniversaire de la naissance du Roi. Bei Richard zu Paris, mit der Bemerkung, daß beide Broschüren die Ursache seiner Proscription durch Napoleon gewesen wären.

Unterdessen zog er sich von Paris in die Umgegend von Lyon zurück, überstand 1815 die hundert Tage der erneuerten Napoleonschen Herrschaft glücklich, und als in demselben Jahre noch der Trappistmorden in Frankreich wiederhergestellt wurde, entschloß er sich, in das

1) Zufolge seiner eigenen Ausdrücke in der lettre à Sophie p. 114 hatte sich Geramb während dieser Revolution in Frankreich aus einige Jahre in Paris aufgehalten.

2) Die Erzählung des Franzosen, daß Geramb's Franzosenhass zur Zeit seiner Verhaftung in unbedingte Ernennung des Kaisers Napoleon umgewandelt worden und er Willens gewesen wäre, ihm den Thron zu übergeben, mithin seine politische Meinung plötzlich geändert hätte, bedarf der Bestätigung.

wieder errichtete und unter dem besondern Schutze des Königs Ludwig XVIII. stehende Kloster dieses Ordens zu Port-du-Salut bei Laval zu treten. Er unterzog sich hier einer strengen Prüfung unter gewissenhafter Befolgung der harten Ordensregeln so musterhaft, daß die andern Novizen sich ihm zum Vorbilde nahmen und die französischen Journale davon sprachen, während er seinem jüngern Bruder Leopold, dem 1845 verstorbenen österreichischen Generalmajor, diesen Schritt brieflich mit den Worten anempfahl: „c'est assez avoir couru après la fausse gloire des gens du monde; il est temps, que je salue notre Sauveur dans la voie des souffrances.“ Eine eigenthümliche Erscheinung war es, den ehemals stolzen Baron und General als demüthigen, dienenden Bruder in der Küche oder mit dem Besen in der Hand in den weiten Klostergängen schweigend die niedrigsten Arbeiten verrichten zu sehen. Es war eine Uebung in der Demuth, der sich jeder Trappist unterziehen mußte. Aber auch unter dem unscheinbaren weißen Ordensgewande lag seine hohe, Ehrfurcht gebietende Gestalt und Haltung, sein feurig-schwarzes Auge, der ganze vornehme und militärische Anstand nicht verkenne, daß er einst außer dem Kloster hoch gestanden. Am 13. April 1817 legte er nach einer überlängten Prüfung von 15 Monaten sein Gelübde in die Hände des Abtes ab und erhielt den Ordensnamen Maria Joseph³⁾.

Ueber das Schicksal seiner Familie, die er 1809 in Wien verlassen hatte, herrscht ein tiefes Schweigen. Seine eigenen äußern Umstände, durch seine politischen Schwärmerien völlig zerrütet, mochten diesen letzten, großes Aufsehen erregenden Schritt in das Kloster, weil ihm Nichts mehr übrig blieb, zunächst bewirkt haben; in der That erwarb ihm sein Mönchsleben bei den Trappisten, Jesuiten und Frömmlichen mehr Aufmerksamkeit und Ruhm, als er fähig gewesen wäre, sich auf dem Schlachtfelde mit dem Degen zu erkämpfen. Er führte mit Inbrunst und Eifer ein so zelotisches Leben in seinem Kloster, daß er nicht nur zu den ausgezeichnetesten Mitglieðern seines Ordens gehörte, sondern auch in wichtigen Dingen desselben gebraucht wurde. Im J. 1823 zog er in mehreren Provinzen Frankreichs herum und sammelte milde Beiträge für sein Kloster. Als in Folge der Julirevolution die Trappisten sich nach der Schweiz flüchteten, fand er freundliche Aufnahme in der Eistercienserabtei St. Urban. Mit dem Abte Plüger stand er bis zu dessen Tode in ungetrübten Freundschaftsverhältnissen. Von dort unternahm er im J. 1831 und in den beiden folgenden Jahren eine Wallfahrt zum heiligen Grabe und auf den Berg Sinai, besuchte auf der Rückkehr Aegypten und hatte hier bei dem Vicerönige von Aegypten, Mehemed Ali, eine lange, merkwürdige Audienz. Eine Beschreibung davon mit steter Bezugnahme auf Religion und Frömmigkeit gab er 1836 zu Paris unter dem Titel: *Pèlerinage à Jérusalem et au*

mont Sinai en 1831—1833, in 3 Bänden heraus, welche 1844 die 7. Auflage erlebte und sich inzwischen dreier deutschen Uebersetzungen zu erfreuen hatte, von welchen die eine zu Augsburg 1836 in 3 Theilen, die andere zu Aachen 1837 in 4 Theilen und die dritte gleichzeitig ebenso stark zu Strasburg, vom Abte und Professor Epix am kleinen Seminar daselbst besorgt, erschienen waren. Auch ins Spanische und Italienische wurde das Werk überfetzt. Im J. 1837 reiste er nach Rom, um dem Papste persönlich seine Ehrfurcht zu bezeugen. Der Papst machte ihn zum Generalabte oder Generalprocurator des Trappistordens; er erhielt dadurch Veranlassung, sich öfters in Rom, wie z. B. 1839, 1840 und 1841, aufzuhalten, wo er auch nach kurzer Krankheit am 15. März 1848 in seinem 77. Jahre gestorben ist. Bei einem festen Körperbaue war seine Gesundheit fast nie unterbrochen. Noch im hohen Alter verließ ihn nicht eine gewisse Lebensfrische und eine Art romantische Ritterlichkeit. Noch kurz vor seinem Tode hatte er die lebhafteste Sympathie für die Katholiken der Schweiz und unterstützte sie durch reiche Geldsammlungen, welche er zu Anfang von 1848 nach der Schweiz schickte. Auch die Reise nach Rom besahrie er mit derselben Keckerschaft des Stiles und in derselben mystischen Richtung, wie seine Pilgerfahrt nach Palästina, in dem Werke *Voyage de la Trappe à Rome* (Paris 1838.) 3. Aufl. 1844. Davon erschienen 1839 mehrere deutsche Uebersetzungen, so die zu Regensburg. Geramb glänzt in beiden Schriften durch Correctheit der Sprache, durch ergreifende und anschauliche Schilderung aller Situationen und Begebenisse, die ihm auf seinen Reisen aufstießen, sowie durch eine richtige Beobachtungsgabe, dagegen offenbar sich auch in denselben eine Uebertreibung der Gefühle und Schwärmerie in Folge seiner zur Schau gestellten Andacht und büßenden Frömmigkeit, welche zwar auf Rechnung seiner asketisch-mystischen Richtung gesetzt werden muß, allein seine mönchische Demuth nicht rein hält von der Eitelkeit eines ehemaligen überpaukten Weltmannes. In derselben überpannten Richtung, welche den finstern Glauben über den praktischen Werth der Sittlichkeit hinausfetzt, fand auch seine übrigen erbaulichen Schriften, welche ebenfalls Beifall fanden und weit verbreitet wurden, abgefaßt, so seine Lettre à Eugène sur l'Eucharistie (Paris 1827., 6. Aufl. 1846.), vom Abte Epix zu Strasburg ins Deutsche überfetzt; ferner Marie au pied de la croix, ou Prières à Notre Dame des sept douleurs (Paris 1830 u. 1841.); Litanies à l'honneur de J. C. souffrant, modele et soutien des Ames affligées, adressé à Jésus crucifié. (Paris 1830.) Nach seiner Rückkehr aus Palästina erschienen von ihm noch folgende mystische Schriften: l'Eternité s'avance et nous n'y pensons pas, ou Reflexions et pensées pour mourir saintement; pour servir de suite à l'Unique chose nécessaire (Paris 1834., 3. Aufl. 1846 in 12.), nachdem 1837 das Buch unter dem Titel: l'Unique chose nécessaire, ou Reflexions, pensées et prières pour mourir saintement umgearbeitet und zu Lyon und Paris

3) Bergh. den *Moniteur* 1817. p. 510. „Il m'a dit,“ heißt es dort, „sur la trace des Arènes et des Bernard.“

nieder war gedruckt worden. Zugewiesen gab er 1836 une journée consacrée à Marie zu Lyon und Paris in 18. heraus, dann folgte sein Anant et adorateur des souffrances du Sauveur, auch von Epig ins Deutsche übersetzt; ferner Sur la mort prématurée de lady Gwendoline-Catharine Talbot, princesse Borghese in S., seine Aspirations aux sacrées plaies de N. S. J. C. 1843. in 18., und endlich Au tombeau de mon Sauveur, 1845. in 18.). (H. Rose.)

Ueber die Pèlerinage à Jérusalem vertheilt ein kompetenter französischer Schriftsteller: „Sie darf hinsichtlich des Stils, der historischen und topographischen Genauigkeit, der Philosophie und Celoquenz ein Hauptwerk genannt werden. Nicht mit Unrecht hat man den Verfasser mit Chateaubriand verglichen.“ Auch die Voyage à Rome ist von vielseitigem Interesse. Ein lebendiges Bild wird hier von Gregor's XVI. Leben und Charakter gegeben; daneben werden hier die verschiedenen Congregationen der Cardinale, die großen Kirchenfeiertlichkeiten, die öffentlichen Anstalten und Monumente Roms geschildert. Zugleich rechtfertigt er den römischen Klerus gegen manche Beschuldigungen.

Vor der Pèlerinage à Jérusalem (Paris 1836.) befindet sich Gerand's Portrait; es ist aber auch einzeln gedruckt worden.). (Heinrich Döring.)

GERANDO (Joseph Maria, Baron de), oder Degérando (wie er sich selbst bis zur Zeit seiner Erhebung in den Freiherrenstand des französischen Kaiserreichs geschrieben hat), denn erst alsdann löste er die erste Sylbe seines Geschlechtsnamens von demselben ab und setzte sie als Adelsprädikat ihm vor), war einer der erlesenen Staatsmänner und Philosophen, sowie der thätigsten Menschenfreunde Frankreichs in neuerer Zeit. Ein seltenes Schalltongefäß am 24. Febr. 1772 zu Lyon geboren, gehörte er einer achtbaren Familie dalselbst an. Sein Vater war ein ausgezeichnete Baumeister und seine Mutter eine fromme, vortreflich gebildete Frau, welche auf die religiöse, sittliche Ausbildung ihres Sohnes nicht geringen Einfluß ausübte. Unter der Leitung seiner ersten Lehrer entwickelten sich seine geistigen Anlagen so wenig, daß man sich nur etwas ganz Mittel-

mäßiges von ihm versprach; als er aber den Vätern des Oratoriums seiner Vaterstadt zur Erziehung übergeben werden war, machte er bald und plötzlich reisende Fortschritte in seinen wissenschaftlichen Studien, welche in ihm den künftigen ausgezeichneten Mann, der er auch wurde, verriethen. In seinem 16. Jahre erlitten von einer gefährlichen Krankheit befallen, that er das Gelübde, sich, wenn er wieder genesen würde, nur dem Wohlthun zu widmen, und glaubte dieses durch den Eintritt in einen geistlichen Orden erfüllen zu können. Er ließ sich deshalb in das Seminar S. Jeanne aufnehmen, wo er binnen etwa zwei Jahren seine philosophischen Studien vollendete, und war alsdann entschlossen, sich als Mitglied des Oratoriums Saint-Magloire in Paris aufnehmen zu lassen; allein im Begriffe dahin abzuweichen, erfuhr er, daß die Ordenshäuser aufgehoben worden, und war sonach genöthigt, im Fortschritte der Revolution einen andern Beruf zu ergreifen. Er wurde Publicist, vielleicht durch seinen Jugendfreund und Landsmann, Camille Jordan (s. d. Art.), dazu verleitet.

Geistes- und gesinnungsverwandt, doch im Charakter verschieden, hatte Gerando im Seminar S. Jeanne zu Lyon, wo er den jungen E. Jordan auch als Zögling antraf, eine unzerrenliche Freundschaft mit demselben geschlossen, welche nach dem Ausbruche der Revolution beide um so fester mit einander verband, als sie sich unter diesen neuen Umständen für einen Zweck einverstanden und gleich stark begeistert fühlten. Ob Gerando aber auch, wie Jordan 1790 nach Paris ging, um den Debatten der Nationalversammlung beizuwohnen, wird nicht erzählt, gewiß ist, beide traten 1791 als politische Schriftsteller in den Kampf mit der bürgerlichen Constitution des Klerus, schrieben gemeinschaftlich zu Gunsten der vollen Gewissensfreiheit eine Reihe von Broschüren, welche sie den besten Geistern der Revolutionszeit als edle, gemäßigte Männer empfahlen, und wirkten in diesem Sinne auch zu Lyon gegen die Treue der dortigen Jacobiner. Sie ließen sich, als die Stadt nach den Vorfällen des 31. Mai und 2. Juni 1793 zu Paris gegen die blutdürstige Republikanerpatrie aufstand, in die Reihen der Stadtmilitär aufnehmen. Als Grenadier verrichtete nun Gerando bei den Anstalten zur Vertheidigung seiner Vaterstadt, deren Untergang vom Nationalconvente beschlossen worden war, sowie in den Kämpfen selbst, tapfere Dienste, und zog auch mit einer Theilnahme der Miltz, deren mehr zur Herbeischaffung von Lebensmitteln, Munition und Waffen, woran es mangelte, in die Umgebungen gesandt werden mußten, in derselben Absicht über die Rhône in die Gegend von Forez, wo diese am 28. Sept. auf die aus der Auvergne heranziehenden Conventstruppen stieß und nach bestandener tapfester Gegenwehr der Uebermacht derselben unterlag. Gerando, durch eine Kugel ins Bein verwundet, mußte auf dem Schlachtfelde liegen bleiben, und wäre da der Muth der Sieger preisgegeben worden, wäre nicht deren Chef in den ersten Augenblicken der größten Gefahr aus Mitleid der Rettung seines Lebens geworden. Doch auf einem Karren mit Stroh nach Saint-Etienne

4) Außer mehreren der oben erwähnten Schriften Gerand's wurden noch benutzt *Quelques La France littéraire* III, 327. La littérature française contemporaine par Rougetot et Maury IV, 70. *Schreibweise des National-Encyclopädie* (1843) II, 318 ff. Das letztere Repertorium der in- und ausländischen Literatur, 1848. II, 339. *Richaud's Biographie des hommes vivants* III, 258 seq. *Biographie nouvelle des Contemporains* VIII, 93 seq. und das *Conversations-Lexikon des Gegenwart* II, 404 ff. nebst mehreren Abdrängen des Moniteur. Am 6. Bande der *Mémoires de Tous* soll eine Biographie über Gerand stehen, welche einzuheben dem Verleger nicht möglich war.

*) *Bericht den Neuen Nekrolog der Deutschen*. Jahrgang 26. 2. Abt. S. 1637. Jahrgang 27. 1. Abt. S. 10. *Meusel's Gel. Deutschl.* 17. Bd. S. 692. 22. Bd. 2. Abt. S. 331.

1) Daher er auch noch in den neuen und neuesten literarischen Werken Degérando und in andern Schriften sogar Degérando geschrieben worden ist. Bis heute noch findet man ihn unter dem Namen Degérando und Gerando, als wären es zwei verschiedene Personen, erwidert.

gebracht und hier in einen feuchten, dunklen Keller geworfen, worin er drei Monate lang schmachtete, lies er hier ein zweites Mal Gefahr, sein Leben und zwar dies Mal durch das Urtheil des Militärgerichts zu verlieren, weil man annahm, er wäre ein den Russen in der Hand gefangen worden. Sein Wächter aber, der ihn vor dieses republikanische Kriegsgericht führte, erklärte vor demselben, gleichfalls vom Mitleide ergriffen, ganz unverhofft, daß diese Beschuldigung falsch sei, und rettete dadurch seinem Gefangen nicht bloß das Leben, sondern verschaffte ihm auch die Freiheit.

Von seiner Wunde noch nicht geheilt, wußte Gerando in dem heillosen Zustande Frankreichs im J. 1794 mit seiner Freiheit Nichts anzufangen. Seine Verwandten zu Lyon hatten ihn für todt gehalten und ihm bereits eine Todtenmesse halten lassend, auch durfte er nicht wagen, sich dort blicken zu lassen, wenn er nicht, wie so viele seiner Gefinnungsgenossen dabelst, auch hingegerathen sein wollte. In diesem verzweiflungsvollen Zustande nahm er, um sein Leben zu retten, bei einem in der Nähe stehenden Jägerregimente der Republik Dienste, in der Hoffnung, dasselbe werde an die Grenze geschickt werden. Allein es wurde bald nachher beschließt, in die überwundene und fast ganz zerstörte Stadt Lyon einzuziehen, wo nun Gerando selbst sein eigener Verräther gegen seine gefährlichen Feinde wurde. Denn er konnte sich hier nicht enthalten, seine Mutter aufzusuchen und zu umarmen, und sel auch, eines Tages in Reide und Glied mit seiner Compagnie ausgeführt, vor welcher eine Menge Schlachtopfer, darunter mehr seiner Freunde und nächsten Verwandten, zum Richtplatze geführt wurden, bei dieser Entdeckung vor Schreden in Ohnmacht und zu Boden. Diese Schwäche verrieth ihm vollends seinen Feinden und er wäre ein Opfer ihrer Wuth geworden, hätte ihm nicht sein eigener Befehlshaber die Flucht erleichtert. Unter dem Vorwande, seine schlecht geheilte Wunde besser pflegen zu lassen, schickte ihn dieser nach Savoyen, von wo er nach seiner völligen Genesung desertirte, in die Schweiz ging, hier seinen Jugendfreund Jordan, welcher nach der Ueberrindung Lyons durch die Schreckensparthei dahin geschickt war, wieder fand und mit diesem in kümmerlichen Umständen die Gebirge durchkreifte. Auf diesen verzweiflungsvollen Zerfahren führte Gerando, vom Froste erkarrt, einst in den tiefen Schnee und hatte weder Kraft, noch Lust, sich wieder herauszuarbeiten. Da rettete ihn sein Freund Jordan und brachte ihn in das nächst gelegene Dorf, wo er wieder zu sich kam. Jetzt erst überlegte beide, daß sie in diesem elenden Zustande nicht länger bleiben könnten, sondern sich von einander trennen müßten, um ein anständigeres Unterkommen zu suchen. Jordan ging nach London und Gerando nach Neapel, wo einer seiner Verwandten ein großes Handelshaus besaß. Dieser stellte ihn auch als Rechnungsführer auf seinem Comptoir an, und während Gerando hier von früh bis zum Abend um's Brod arbeitete, überließ er sich des Nachts philosophischen Betrachtungen, meistens auf der Terasse vom Hause seines Prinzipals. Die Comptoirarbeiten aber be-

hagten ihm nicht lange, und sein Prinzipal, ihm hierin nachgebend, gestattete auch, daß er die reizende Wald-einsiedelei eines Mönches am Vesuv, welcher den Reisenden zum Führer diene, auf eine gewisse Zeit beziehen konnte. Hier fand er eine kleine auserwählte Bibliothek, trieb naturphilosophische Studien und besorgte nehmend auch in Abwesenheit des Mönches dessen Haushalt. Nach Verlaufe mehrer Wochen kehrte er auf sein Comptoir nach Neapel zurück und fand bald darauf hier seine Erldung durch das Amnialiegefeß des französischen Directoriums vom 4. Brumaire des Jahres IV^{ter}), trakt dessen er nach Hause zurückzukehren durfte. Hier traf er zu Ende 1796 mit seinem Freunde Jordan wieder zusammen; und als bald darnach die Stadt Lyon denselben zu ihrem Depu-tirten in den Rath der Hundshundert gewählt hatte, begleitete ihn Gerando im J. 1797 nach Paris, um ihn hier in seinen Arbeiten und Ansichten zu unterstützen. Beide immer noch an ihren gemäßigten Grundsätzen festhaltend, fanden es schwer, sich gegen das jacobinische Directorium zu behaupten. Gleichwohl übernahmen sie die Beschuldigung ihrer Vaterstadt gegen neue reactionaire Beschuldigungen und die Ausarbeitung des berühmten rapport sur la liberte, l'exercice et la police de tous les cultes vom 17. Juli 1797, welcher Bericht einer Menge Spittereien unterlag und seinen öffentlich bekannt gewordenen Verfasser, G. Jordan, in Gefahr brachte. Jedoch erhob er sich noch, wiewol vergebens, gegen den Beschluß der militairischen Gremialmagregeln, womit das Directorium die Stadt Paris und besonders auch alle diejenigen, welche Jordan im Rache der Hundshundert beischäftigten, bedrohte. Ihre Gefangennahme und Bestrafung mit der Deportation war unvermeidlich, und am 4. Sept. 1797 oder am 18. Fructidor sollte sie ausgeführt werden. Gerando aber davon noch zur rechten Zeit unterrichtet, holte seinen Freund die Nacht vorher aus dem Bette und brachte ihn in Sicherheit. Hierauf flohen beide nach Basel und auf dieser Flucht schützte Gerando seinen Freund vor neuen Gefahren der Verfolgung. In der Schweiz war ihres Bleibens nicht lange, sondern sie gingen landflüchtig nach Schwaben, wo sie unter menschenfreundlichem Beistande zu Tübingen einen festen Aufenthalt wählten. Hier verbrachte Gerando, während Jordan nach Nordteutschland wanderte, das ganze Jahr 1798 mit Studien der Philosophie und teutschen Literatur, und verlebte sich nehmend in das vortreflich gebildete, liebenswürdige Fräulein Annette v. Ratlsambauhen (?), die Tochter einer durch die Revolution in Armut gerathenen eilassischen Adelsfamilie, die auch zu Tübingen in Verbannung lebte. Zu Ende des Jahres 1798 lebte Gerando, während Jordan dies nicht wagen konnte, sondern wieder nach England ging, nach Frankreich zurück und nahm im 6. Jägerregimente zu Pferde, das seine Standsquartiere

3) Dieser zweijährige Aufenthalt Gerando's in Italien mag ihn allerdings mit der italienischen Literatur nachbühlich bekannt gemacht haben; daß er aber nachher eine ausföhrliche Geschichte derselben, wie Schloffer behauptet, geschrieben habe, ist weder wahrscheinlich, noch findet es sich irgendwo bezeugt.

zu Colmar hatte, wohin sich auch seine Braut begab, er schon begheben hatte, vermutlich aus Liebe zu ihr, um nur in ihrer Nähe zu sein, abermals Kriegsdienste. In diesen Verhältnissen kam ihm das zum zweiten Male von der moralischen und politischen Theilnahme des Nationalinstituts zu Paris erstellte Programm für die beste Beantwortung der Frage: *déterminer quelle a été l'influence des signes sur la formation des idées*, mit dem Preise von 5 Hectogrammen Gold, freilich etwas spät zu Gesicht. Sofort aber beschloß er, im Gefühl, dazu vorbereitet und der Aufgabe gewachsen zu sein und mit dem nöthigen Muthe ausgerüstet, die Beantwortung der Frage, seines Militärdienstes ungeachtet, gleichwohl zu übernehmen³⁾, würde aber die rechte Zeit der Einreichung seiner Arbeit verschelt haben, wenn ihm nicht seine Braut und deren liebenwürdige Freundinnen, die Fraulein v. Berthelm und v. Pfessel, im Schreiben geholfen hätten, deren Reinschrift er einreichte.

Dieser berühmte gewordene erste philosophische Versuch des jungen Aucteurs erregte Aufsehen durch den Tiefinn, die Originalität, die Genialität der Auffassung und Durchführung des Gedankens, hauptsächlich aber auch durch die Bekämpfung der Condillac'schen Ansichten, die damals noch allgemein in Frankreich herrschten und von den Philosophen des pariser Nationalinstituts selbst gestützt wurden. Indem er dabei die verschiedenen gebildeten Sprachen in ihrer Formation verfolgte, setzte er fest, daß dieselben nur die Repräsentanten sowohl der Begriffe, die sich der menschliche Geist von den Dingen mache, als der Methoden wären, deren er sich zur Mittheilung dabei bediene. Darauf stellte er gegen die Ansicht Condillac's, welche alles Wissen auf ein System der Zeichen zurückführte und eine wohlkultivirte Wissenschaft nur in einer gut ausgebildeten Sprache zu finden glaubte, mit Kraft und Geschick den Grundsat, auf, daß die Vollkommenheit der Sprachen nicht die Vervollkommenung des Wissens hervorbringe, sie sei vielmehr das letzte Resultat davon, folglich werde durch sie die Wahrheit auch nicht erhöht, sondern sie diene ihr nur zu Mittheilung und Verbreitung. Mit diesem Grundgedanken seiner Schrift war Gerando zugleich Gegner seiner beiden Richter im Nationalinstitute, Garat's und Franz's von Neufchateau, die Schüler Condillac's waren und von welchen jener zugleich ein Mitglied des Rathes der Fünfhundert, dieser Minister des Innern war. Beide erkannten der Schrift gleichwol den Preis zu, erkauften aber nicht wenig, als sie den Zettel öffneten, daß ihr Verfasser ein Soldat war, und voll von Bewunderung über die ge-

stigen Talente und wissenschaftlichen Kenntnisse desselben, thaten sie bei dem Kriegsminister Scherer sofort Schritte zu seiner Verabschiedung vom Militair.

Als Gerando diesen Abschied und die Nachricht vom Siege seiner Schrift erhielt, hatte er kurz zuvor in der Schlacht bei Jülich am 24. Sept. 1799 (sein Regiment war inzwischen unter Massina's Befehl aus Colmar in die Schweiz abgerufen worden) mitgefochten. Er verließ nun das Heer, kam nach Paris und empfing den Preis. Hier konnte er zwar nach seinem Gefallen studiren, aber wovon für die Zukunft leben? Diese Sorge benahm ihm jedoch bald der Minister des Innern, der sein Freund wurde und ihn als Secrétaire bei der beratenden Kammer für Künste und Manufacturen mit einem beschiedenen Gehalte anstellte, welches Amt ihm viele Zeit zum Studiren übrig ließ. Zugleich eingeführt in die geistreiche Gesellschaft von Auteuil und in die Familie Rüdler's und seiner berühmten Tochter, der Frau von Etzel zu Saint-Duen, erweiterten sich seine Bekanntschaften in den höhern Cirkeln, und bald ernannte ihn auch das Nationalinstitut zum Correspondenten, sowie mehr andere gelehrte Gesellschaften in und außer Frankreich zu ihrem Mitgliede. Ins Lycée zu Paris, wo Latharpe die Literatur vortrug, gerufen, wurde er als Lehrer der Moralphilosophie nebenbei auch noch beschäftigt.

Zunächst hatte er seiner Preisaufgabe, die 1799 zu Paris im Druck erschienen war, eine größere Ausdehnung gegeben und ließ sie unter dem Titel: *des Signes et de l'Art de penser, considérés dans leurs rapports mutuels*, zu Paris 1800 4 Bände stark in 8. erscheinen. Dieses Werk begründete seinen Ruf unter den Philosophen ausgebaut Frankreichs. Noch mehr aber noch derselbe, als er gleich darauf die Beantwortung der Preisaufgabe der berliner Akademie der Wissenschaften über den Ursprung der menschlichen Erkenntnisse übernahm und den Preis gleichfalls davontrug, obgleich er selbst diese Arbeit als eine nur flüchtig entworfen erklärte. Diese Schrift, eigentlich eine Fortsetzung der vorher genannten ersten, erschien zu Berlin 1802 in 8. unter dem Titel: *la génération des connaissances humaines*, und führte ihn zugleich zum Studium und zur Prüfung der philosophischen Systeme ihm auf die damalige Zeit herab. Nach Verlaufe von zwei Jahren legte er die Ergebnisse davon in dem gleichfalls gekrönten Werke: *Histoire comparée des systèmes de philosophie, relativement aux principes des connaissances humaines* (Paris 1804. 3 Bde. in 8. nieder. Die zweite, sehr vermehrte und umgearbeitete Ausgabe davon erschien ebenfals. 1822—1823. 4 Bde. in 8., doch unvollendet, weil sie der Verfasser auf 8 Bde. berechnet hatte. Jene 4 Bde. enthalten bloß das classische Alterthum und das Mittelalter, der 5. Bd., der schon vor 1823 fertig, aber nicht gedruckt worden war, beschränkte sich auf die Zeit der Wiedergeburt der Wissenschaften, die drei letzten stellten die neuere und neueste Zeit auf. Allerdings ließ schon 1828 das Gerücht um jene Fortsetzung und der Schluß dieses umfassenden Werkes

3) Ueber den Entschluß und die Fähigkeit Gerando's zu dieser Arbeit sagt Rigault in seiner Notice historique sur la vie et les travaux de Mr. le baron de Gerando: „Il y eût parfaitement répondu: *instinct dans les doctrines diverses, profondément réfléchi, insatiable au travail, capable entre une évolution militaire et une garde montante, d'examiner un système et d'analyser une langue, penseur méthodique, écrivain expéditif, fort habile dans l'art des classifications diverses, assez difficile sur les délicatesses du style, il avait de plus cet âge heureux, qui donne le courage d'oeuvrer et le moyen de réussir.*“

wären unter der Presse und würden in 3—4 Bänden in Kurzem unter dem Titel: *histoire des systèmes de philosophie depuis la restauration des lettres*, erscheinen. Es war aber, wegen die Gründe unbekannt geblieben sind, nicht der Fall, obson es der französischen Literatur damals an einem solchen Werke fehlte und jetzt eigentlich noch fehlt. Auch wäre es dem Verfasser dessenungeachtet wohl nicht gelungen, die deutsche Philosophie so erfolgreich auf französischen Boden zu verpflanzen, als er es im Sinne hatte.

Was die erste Ausgabe dieses berühmten gewordenen Werkes belanget, so war Gerando seit Deslandes der erste Franzose, welcher die Geschichte der philosophischen Systeme bearbeitet hat, aber weit besser und gründlicher, als jener Compiler. Er vereinigt mit den schriftstellerischen Vorzügen der Franzosen, der lebendigen Darstellung, der oft glücklichen Verknüpfung und Vergleichung, den hellen Ansichten und Ueberblicken, die seinem Werke oft ein eigenenthümliches Gepräge geben, noch manche Eigenschaften, welche selten unter den Franzosen gefunden werden und vielleicht eine Frucht der größeren Bekanntschaft mit der deutschen Literatur sind. Er hat, soviel es nur immer möglich war, die Quellen selbst gelesen und studirt, sich seinen Stoff nicht nur aus fremden Berichten, sondern auch aus eigener Ansicht geschöpft und die Benutzung der Hsquellen nicht vernachlässigt, wobei ihm besonders seine gute Kenntniss der deutschen Sprache und Literatur zu Hatten kam. Er hatte sonach die besten deutschen Denker kennen gelernt und ihre Schriften gelesen; war ein sorgfältiger Beobachter der neuesten merkwürdigen Erscheinungen auf dem Gebiete der Philosophie und gab nun in seinem Werke seiner Nation ausführlichen Bericht nicht nur von Kant's Philosophie, dessen Gegnern und Vertheidigern, sondern auch von den nach Kant gemachten speculativen Versuchen bis auf Schelling und Hegel herein in einer Vollständigkeit, wie man sie nur von einem Deutschen gründlicher Bildung erwarten konnte. Sonach war und ist sein Werk das gründlichste und vollständigste, aber auch das wichtigste für die französische Literatur. Ein anderer und zwar höchst origineller Vorzug dieser Geschichte der Philosophie ist der sehr glückliche Gedanke Gerando's, aus der Gesamtheit der Probleme und Untersuchungen diejenigen herauszuheben, welche unstreitig das größte Interesse haben können, d. h. die Untersuchungen der Philosophie über die Gründe der menschlichen Erkenntniss, über ihren Ursprung, ihre Gewissheit und Realität, ihren Umfang und ihre Grenzen und sie auf Basis aller wissenschaftlichen Untersuchungen auszustellen. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtete er alle philosophischen Systeme nach ihren Haupt- und Grundfragen und bemerkt darnach ihren größern oder geringern Werth. Fehlt es aber auch dieser genialen Ausführung seines Gegenstandes hin und wieder an Gründlichkeit, da und dort an tiefem Eindringen in den Geist der Systeme, so wird der Werth seiner geschichtlichen Darstellung derselben doch dadurch wieder gehoben, daß er noch andere originelle Betrachtungen daran knüpft. Es

war ihm nämlich nicht bloß darum zu thun, die vorzüglichsten philosophischen Systeme, nach ihrer Entstehung, ihrem Charakter und ihren Folgen für die Gewissheit und Realität der menschlichen Erkenntniss darzustellen, sondern er wollte auch Resultate daraus für die Wahrheit oder Falschheit, für die Vollkommenheiten oder Mängel derselben ziehen und darauf den Vorschlag zu einem ewigen Frieden auf dem Gebiete der Philosophie gründen. Was also Kant durch die Disciplin der Vernunft zu bewerkstelligen suchte, das hoffte Gerando auf dem Wege der historischen Forschung und durch Raisonnements aus geschichtlichen Daten weit leichter und überzeugender erzielen zu können. Dieser Vorschlag wurde in Teutschland für überspannt und in Absicht auf das Friedensproject für die Parteien als unausführbar erklärt, in Frankreich aber von den vornehmsten Denkern nicht verworfen. Das ganze geistreiche Werk, welches der Verfasser als Empirist oder Gefährungsphilosophen hinstellt, zerfällt in einen reinhistorischen und wissenschaftlichen Theil, in deren letzterem er zugleich nachzuweisen sucht, wie die Vergleichung der verschiedenen philosophischen Systeme zur Gründung einer richtigen Theorie über die Entstehung der Erkenntniss dienen könne. Und somit bereitet er eine philosophische Schule in Frankreich vor, welche nachmals Laromiguière, Royer-Collard, Jouffroy und vor Allem Victor Cousin weiter begründeten und vertraten).

Leunemann zu Marburg hielt dieses Werk, welches der Verfasser aus Dankbarkeit der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin zugeignet hatte, für wichtig genug, es den Teutschen durch eine Uebersetzung zugänglich zu machen. Diese erschien zu Marburg 1806 in 2 Bdn. gr. 8. Das geistreiche, tief sinnige Werk verschaffte sich bald allenthalben eine günstige Aufnahme, selbst bei den Meistern vom Fache, und sein Verfasser rückte in der Akademie der Wissenschaften zu Paris, nachdem deren Section für Moral und Politik, deren Correspondent Gerando gewesen, 1803 unterbrückt worden war, in die Classe der Inschriften und schönen Wissenschaften als ordentliches Mitglied im J. 1805 ein, und als 1832 jene politische und moralische Classe der Wissenschaften wieder ins Leben trat, wurde er auch von ihr als Mitglied aufgenommen.

Unterschieden hatten in Frankreich, ganz besonders aber seit Errichtung des Kaiserreichs, die praktischen Interessen das Uebergewicht vor allen philosophischen und andern wissenschaftlichen Leistungen, in sofern sie die Verwaltung des Staates nicht berührten, erbalten. Diese galt jetzt im Grunde Alles, die gelehrten und geistreichen Gesellschaften Nichts. Gerando, der dies wohl merkte,

4) Der geistreiche Mignet schildert dieses Werk a. a. O. auf folgende Weise: „C'est une magnifique histoire, qui embrasse l'homme, le monde et Dieu, se déroule dans le cours des siècles comme un immense drame dont les plus beaux génies sont les acteurs, dont les systèmes divers sont les scènes variées, qui a ses péripéties dans les luttes des idées, sa gradation dans le progrès incessant de l'intelligence, et qui ne trouve son dénouement qu'avec la fin même de l'humanité.“

und sich in diese Aenderung der Zustände weit besser als sein verlassen und unbegrüßter Jugendfreund E. Jordan zu schiden wußte, nahm durch die Empfehlungen des Ministers Champagny, welcher sein Freund war, in dessen Departement des Innern die Stelle eines Generalsecretairs an und wurde in gewissen Hinsichten auch der Mächte nach demselben. Den erstaunlichen Fleiß aber, welchen er bisher neben seinen kleinen Stellen auf literarischen Arbeiten hatte verwenden können, mußte er freilich jetzt ungetheilt auf die Staatspraxis werfen. Er entwarf nicht nur die Projekte im gedachten Ministerium, sondern regierte auch die Verichte, instruirte die Angelegenheiten gründlich, entschied sie vortreflich, expedirte sie schnell und vermied dabei, soviel an ihm lag, jede Willkür. Dieses kluge, wohlwollende und gerechte Verfahren Gerando's milderte allerdings da, wo es in seiner Gewalt stand, die Härten der Napoleon'schen Regierungsmaßregeln, und machte ihn nicht nur um den Staat, sondern auch um die Staatsangehörigen verdient, ja ihm aber desto mehr schwierige Arbeiten zu. An große Thätigkeit gewöhnt, wußte er gleichwohl Alles pünktlich zu bewältigen und nahm die Mächte dazu zu Hilfe. Ueberdies soll er noch das außerordentliche Talent dabei entwickelt haben, dreien Secretairen zu gleicher Zeit zu dictiren und selbst auch Niederschreibungen zu verfassen, so daß er sich mit vier verschiedenen Gegenständen zugleich beschäftigen konnte, ohne in Verlegenheit oder Verwirrung zu gerathen. Wie dem auch sein mag, so ist an der Thätigkeit und an der Rastlosigkeit dieses Staatsmannes nicht zu zweifeln, und die Gelegenheiten ließ nicht lange auf sich warten, den Kaiser persönlich davon zu überzeugen.

Im J. 1808 trug ihm Champagny auf, für den Kaiser einen übersichtlichen Jahresbericht über die Lage der Monarchie, wie deren seit 1805 alljährlich gemacht worden und im Moniteur erschienen waren, zu entwerfen und die nöthigen Belege dazu zu sammeln. Dies geschah zwar, allein der Minister hatte nicht Zeit genug, diese Arbeit zu prüfen, weil er vom Kaiser plötzlich befehligt wurde, sie ihm im Staatsrath vorzulegen. Da er sich nun nicht getraute, so unvorbereitet über Alles allein Rechenschaft ablegen zu können, nahm er aus Fürsorge seinen Generalsecretair mit sich in die Zulierien, damit dieser im Nothfalle die gewünschte Auskunft geben sollte. Dies that auch ein und Gerando wurde in den Staatsrath eingeführt. Vor der Sitzungstafel dem Kaiser gegenübergestellt, hielt er nun ein zweistündiges Gramen Napoleon's aus, und während gebietrisch und halsig Frage auf Frage folgte, wußte Gerando, mit der größten Unerfahrenheit auf dieselben über alle Details der Geschäfte dieses Ministerialdepartements die verlangten, schnellen, bestimmten, treffenden, sichern und kurzen Antworten, wie sie der Kaiser liebte, zu geben. Nach Beendigung dieser rigorosen Prüfung sagte dieser zu ihm: „C'est bien, monsieur, asseyez-vous!“ und wies ihm einen Stuhl neben dem Herzoge von Bassano, Minister-Staatssecretair, an. Tags darauf erhielt er das Decret als Reutenmeister im Staats-

rath, in welchem er auch bis zu seinem Tode wirksam geblieben ist.

Nicht genug, zur Entwidlung und Befestigung der inneren Verwaltung des neuen Kaiserreichs seit 1805 rastlos mitgewirkt zu haben, wurde er auch damals schon und bald nachher bei der Organisation der an Frankreich gebundenen Länder gebraucht. Er entwarf das organische Statut für Mailand und richtete alsbald (1808) zu Lucca und Toscana die neuen Regierungsverhältnisse als kaiserlicher Commissair mit drei andern Staatsräthen ein, wobei er jedoch die meiste Thätigkeit zeigte. Hier auf wurde er 1809 mit drei andern Colonen nach Rom gesandt, wo sie unter der Präsidentschaft des Generals Riollis solche Maßregeln treffen sollten, daß der römische Senat und die Stadt dem französischen Reiche bis zum Januar 1810 völlig einverleibt wären. Nachdem dies geschah, die Einführung des französischen Rechts, die Verwaltung und Regierung fest geordnet und der ganze Kirchenstaat in zwei Departements verwandelt worden war, ging Gerando nach Paris zurück und erhielt am 18. Febr. 1811 die Würde eines Staatsrathes in der Section des Innern und eines Reichsbarrons mit einer Pfründe von 25,000 Franken jährlicher Einkünfte, nebst dem Officier- und bald darauf dem Commandeurkreuze der Ehrenlegion“).

Nicht so glücklich als in Italien war er in Catalonien, als er 1812 dahin abgeschickt wurde, um diese neue Provinz Frankreichs als Intendant zu verwalten. Die Schonung und Gerechtigkeitsliebe, mit der er allenthalben die Gemüther für sich gewonnen hatte, scheiterte an dem Hass der aufgewiegelten Catalonier, und weil er Nichts durchsetzen konnte, ließ er sich nach Paris zurückrufen. Hier arbeitete er bei dem Sturze des Kaiserreichs im Frühjahr 1814 mit an der Restauration der Bourbonen, blieb auf seinem Posten im Staatsrath, worin ihn der König am 4. Juli bestätigte, und hielt sich auch bei Napoleon's Rückkehr von Elba auf demselben, obgleich er die Verathung des Staatsrathes am 25. März 1815 nicht unterzeichnet hatte. Indessen nahm er die Vollmachten eines kaiserlichen Commissars an, in dem Moseldepartement die Nationalverteidigung zu organisiren; veranlaßte aber dadurch freilich, daß ihn Ludwig XVIII. bei seiner zweiten Wiederkehr vom Staatsrath ausschloß. Jedoch die factischen Vorzüge, die er vor Andern besaß, die unverkennbar großen Verdienste als tüchtiger Staatsmann und die Liebe für das öffentliche Wohl, für welches er unter allen Umständen zu arbeiten bereit war, sprachen laut für ihn und brachten ihn durch die Empfehlungen seines mächtigen Freundes, des Herzogs Mathieu von Montmorency, noch vor Ablauf des Jahres 1815, wenn auch nur für den gewöhnlichen Dienst, wieder auf seinen Posten zurück. Es saßte aber jetzt nicht mehr die Waage von schweren Geschäften auf ihm, wie zur Zeit des Kaiserreichs und be-

3) Die Baronie oder Herrschaft Gerando's nennt Richaudo Namshausen, vielleicht Namshausen.

sonders unter dem etwas arbeitsscheuen Minister Champagny, so daß es ihm vergönnt war, die ihm geliebte Ruhe nach Gefallen zu verwenden. Im Staatsrathe selbst fand er mehrerer seiner Antagonisten aus der Kaiserzeit, wie Alent, Berenger, Cornenin und Andere, wieder, und verschätzte mit ihnen die bestrittene Anerkennung der Nationalverkäufe und der Rechte, die sich Einzelne zur Zeit der Revolution und des Kaiserthums erworben hatten. Außerdem aber scheint er nicht in Widerspruch mit der neuen Regierung getreten zu sein; vielmehr arbeitete er jeglichen Reactionsversuchen und Gesinnungen, in sofern sie ihren Grund in den allmählig emporkommenden socialistischen und communistischen Principien hatten, gründlich entgegen, und leistete auf diese Weise den Dynastien Bourbon und Orleans nach, einander wesentlichen Beistand, indem er dabei, der Neigung seines edlen Herzens folgend, weniger die politische Farbe, als vielmehr das wahre Wohl des Staates und Volk's zum Zweck seiner Bestrebungen machte. Chercher le vrai et le faire le bien war sein Wahlspruch, der ihn hierin bis zu seinem Tode leitete. Die Wege, die er zur Erreichung seiner großmüthigen Absichten einschlug und hier einer Erwähnung verdienen, führten ihn zugleich auf die Stufe der einflussreichen Stellung im Staate, in welcher er segensreich sein rastloses Leben beschloß.

Zuerst wandte er seine Aufmerksamkeit der damals Kussien erregenden Bell-Canastischen Unterrichtsreue zu und verband sich, einen Verein hierzu stiftend, zunächst mit dem Herzoge von Montmorency, mit Laborde, Lesteyrie und Larochefoucault, um dieselbe in Frankreich, wo der Volksunterricht noch schlecht bestellt war, einzuführen, zu verbreiten und zu begründen. Das Unternehmen hatte einen so guten Erfolg, daß Gerando in seiner auch gedruckten und zu Paris erschienenen Berichterstattung an die Generalversammlung dieses Vereines am 19. Febr. 1816 schon das Bestehen von 65 Schulen mit 6000 Kindern zu Paris und in den Provinzen ankündigen konnte. Auf diese Weise dem Elementarunterrichte zugewendet, arbeitete er in diesem Berufe zur Verbesserung der Volkserziehung rastlos weiter und gab von Zeit zu Zeit nicht nur öffentlichen Bericht von den Fortschritten seiner und seines Vereines Bemühungen, sondern schlug auch neue Grundzüge dazu vor, als in seinem *Compte rendu des travaux de la société pour l'instruction élémentaire* (Paris 1819.) und in seinem *Compte rendu des travaux du Conseil d'administration de la société pour l'instruction élémentaire à l'assemblée générale, tenue le 5. avril 1826* (Paris 1826.), nachdem er am 27. Mai 1818 dem Verwaltungsrathe dieses Vereines Vorschläge zu nützlichen Volksbüchern und zur Auswahl solcher schon vorhandenen Schriften gemacht und diese Gedanken durch die Schrift: *Lectures populaires* (Paris 1819.) verbreitet hatte. Auch schrieb er 1823 de la Coopération des jeunes gens aux établissements d'humanité (Paris).

Diese Studien erweiterten seinen Gesichtskreis immer mehr und bekräftigten sein Bestreben, die Erziehung

überhaupt zur Vermehrung und Befestigung der Sittlichkeit vom Grunde aus zu verbessern und ihr die gebührende Aufmerksamkeit zuzuwenden, die sie verdiente. Zu dem Ende schrieb er mit großer Wärme das wichtige, wahrhaftige Nahrung erwerbende Werk: *du Perfectionnement moral, ou de l'éducation de soi-même*. (Paris [nicht 1805, sondern] 1824.) 2 Bde. 2. verbess. Aufl. 1826 und 3. Aufl. 1833. Es wurde 1825 von der französischen Akademie der Wissenschaften mit dem Preise von 10,000 Fr. gekrönt, welchen Montyon alljährlich für nächste Bücher ausgetheilt hatte, und von Eugen Schelle nach der zweiten Ausgabe unter dem Titel „die Selbsterziehung“ ins Deutsche übersetzt. (Halle 1824.) 2 Bde. Gleichzeitig übertrag er auch A. Highmore's *Charity Almanach* ins Französische und gab denselben unter dem Titel: *Tableau des Sociétés et des Institutions religieuses, charitables et de bien public de la ville de Londres*, zu Paris 1824 in 12. heraus. Dierauf folgte sein, auf neue Forschungen und reise Erforschungen begründetes und ausgezeichnetes Werk: *Cours normal des institutions primaires, ou Directions relatives à l'éducation physique, morale et intellectuelle dans les écoles primaires*. (Paris 1832 u. 3. Ausgabe 1839 in 12.) Es wurde vom königl. Rathe des öffentlichen Unterrichts zur Leitung desselben um so ernsthafter angenommen, als kein Verfaller den Fortschritt der Volksschulen die Würde und die schweren Pflichten ihres so nützlichen als wichtigen Berufes darin an Herz legt.

Neben diesen gemeinnützigen Arbeiten beehrte sich Gerando's wohlwollender Sinn und tiefe praktische Einsicht auch auf die Wohlthätigkeitsanstalten in allen ihren Beziehungen in und außerhalb Paris bald aus. Die Regierung sog ihn zur Beaufsichtigung und Leitung der Blindenanstalt, der Hospitaller, Armenhäuser, Waisenhäuser und des Taubstummeninstitutes. Letzterem widmete er dadurch eine besondere Aufmerksamkeit, daß er über die Education des Sourds-muets de naissance ein Werk von 2 Bänden schrieb, welches 1827 zu Paris erschien. Während dessen hatte er, da sein Patriotismus sich dem Dienste der Volkserziehung für immer gewidmet hatte, bereits seine Aufmerksamkeit und Theilnahme dem Stande der Armen und Dürftigen mit größter Aufopferung zugewandt, um auch hierin helfend, bessernd und selbst mitzuwirken, und dabei nicht Mühe und Sorgen, nicht Unannehmlichkeiten und Beschwerden gescheut, damit das Uebel bei der Wurzel gepackt, dem Staate wie dem Publicum die Augen über die Grundursachen und über die von dieser Volkseclasse aus drohenden Gefahren, gleichwie über die Mittel zur Abhilfe oder doch zur größtmöglichen Milderung des Proletariats und der Sittenlosigkeit desselben gründlich geöffnet und dieselben zum Beistande aufgedeckt werden sollten. Er befreite sich, auf der einen Seite Gefühle des Mitleids, auf der andern Gefühle des Dankes zu erwecken, um die beiden Classen, Reiche und Arme, die durch ihre äußeren Verhältnisse getrennt und in scharfe Gegenläge gebracht worden sind, durch ein inniges Band zu verbinden und somit auszugleichen. Dabei ließ er sich auch für diesen

wichtigen Gegenstand der menschlichen Gesellschaft als Schriftsteller vornehmen. Zuerst erschien zur Entwicklung des oben erwähnten Grundgedankens sein berühmtes, geistreiches Buch *le Visiteur du pauvre* (Paris 1820.) ohne seinen Namen, wurde aber von der französischen Akademie der Wissenschaften zu Paris 1821 mit dem oben schon erwähnten Jugendpreise Montyon's von 10,000 Franken, und zuvor schon von der Akademie zu Lyon, welcher Stadt er dieses Werk gewidmet hatte, gekrönt. Die folgenden Ausgaben desselben tragen seinen Namen an der Spitze; so erschien die 3. sehr vermehrte Aufl. 1826 und die 4. ebensfalls zu Paris 1837. Außer der deutschen Uebersetzung mit Bemerkungen von E. Schelle (Dresden 1831.) erschienen deren noch mehrere von dem Buche zu verschiedenen Zeiten; der italienischen vom Grafen Felsino Schizzi (Mailand 1828.) ist vom Uebersetzer eine Vorrede als Abhandlung gegeben, welche die Leitung des öffentlichen Wohlstandes in der österreichischen Lombardie bespricht. Nun einmal Führer der christlichen Barmherzigkeit in den Wohnungen der Armen und des menschlichen Elendes geworden, wirkte Gerando nicht bloß dahin, die Menschen zur Linderung des Elendes fähig zu machen, denselben in seinen sowohl materiellen, als sittlichen Ursachen nachzuspüren, sondern forderte auch öffentlich und privatim auf, ihn herein zu unterstützen. Ja er unterließ nicht, die Fabriken, welche eine Menge Arbeiter beschäftigten, zu besuchen, sich nach deren äußeren Umständen und sittlichem Verhalten zu erkundigen, rathend, sobald die Fabrikbesitzer sich genügt zeigten, ihnen beizustehen, und auch den Kindern, die zu dergleichen Arbeiten verwendet wurden, einige Stunden des Tages auszuwirken, die zu ihrer Ausbildung in Schulen bestimmt werden sollten.

Mit rastloser Thätigkeit und einer Art von Feuereifer überwachte er, durch seine Verbindungen und vielfeitigen amtlichen Beziehungen, in welche ihn sein edles Streben gebracht hatte, unterstützt, die Zunahme oder Verminderung des menschlichen Elendes in seinem Vaterlande und die daraus entstandene Ab- oder Zunahme der Sittenvorvertheil. Nicht bloß bei seinen und seiner zahlreichen Freunde Erhebungen und den ihm jährlich überlieferten statistischen Uebersichten ließ er es in diesem mit größter Gewissenhaftigkeit, Emsicht und Schärfsicht von ihm betriebenen Studien des menschlichen Elendes und seiner Abhilfe bewenden, er zog darüber auch die dazu dienliche ausländische Literatur, besonders die englische und französische, zu Rathe. Aus diesen Arbeiten entstand dann, neben seiner unmittelbaren Einwirkung auf die Wohlthätigkeitsanstalten selbst, in dem ausgedehntesten Sinne und in den allseitigsten Beziehungen zur Unterweisung und Anleitung des Publicums und des Staates jenes berühmte, man darf wohl sagen klassische Werk: *de la Bienfaisance publique* (Paris 1839. 4 Bde.), welches seines Verfassers Namen unvergänglich gemacht hat, und dem in Hinsicht auf gediegenen Werth und Stoffbehandlung sich bei jezt schwerlich ein zweites an die Seite stellen kann. Es ist die Frucht eines mehr

denn 20jährigen Sammelns an Stoff, reifer Erfabrungen und tiefen Nachdenkens.

Dem Verfasser genügte nämlich kein vorhandenes Werk über den Pauperismus, auch die Ansichten von Malthus hierüber nicht, welche in Frankreich ihre Fortführer gefunden hatten. Die Philanthropie war von seinen Landkanten bis nach der Revolution leichtsinnig mit Charlatanerie getrieben worden. Erst seit 1815 gab man dort dem Wohlthätigkeitsfinne und den Anstalten dazu, d. h. der Armenpflege, eine größere Ausdehnung, Aufmerksamkeit und Einheit, bessere Leitung und ein gewisses Aufkommenwirken, um der Sache einen administrativen Charakter zu verschaffen. Schnell kamen ihr die Hilfsvereine, die Vereine für den Elementarunterricht und für die christliche Moral zu Hilfe, in der richtigen Ueberzeugung, daß die Regierung hierin nicht Alles leisten könne. Die Seele eines solchen menschenfreundlichen Wirkens scheint Gerando gewesen zu sein. Die französischen Akademien der Wissenschaften säumten nicht, seinen Bestrebungen öffentlich zu Hülfe zu kommen. Der Staatsrath Montyon setzte, wie schon erwähnt, ansehnliche Preise auf die besten Schriften für diesen Zweig der Literatur, worüber der pariser Akademie nebst der alljährlichen Verfügung über den Preis, Jugendpreis genannt, das Richteramt zugewiesen wurde, nachdem die zu Lyon bereits mit ihrem Beispiele herein vorangegangene war. Andere gemeinnützige Gesellschaften im Lande, z. B. in Grenoble, Bordeaux und Mülhausen, folgten ihnen nach. Im J. 1827 wurde die Bewerbung um den Montyon'schen Jugendpreis von der dazu brovmächtigen pariser Akademie eröffnet und 1829 durch die Aufgabe: *de la charité considérée dans ses principes, dans ses applications et dans son influence sur les moeurs et l'organisation sociale*, erneuert. Unter 14 eingegangenen Arbeiten machten nur drei den Preis einander streitig, ohne daß doch der Wunsch der Akademie vollkommen erfüllt blieb. Unter diesen drei Arbeiten befand sich auch ein, wie sein Verfasser selbst sagt, nach unseiner Verzicht Gerando's, welchen dieser auf Verlangen seiner Freunde aus seinem bis dahin gesammelten Stoffe ausgearbeitet und der Akademie dargeboten hatte. Nichtsdeftoweniger erhielt er den dritten Theil des ausgelegten Preises. Dies gab von Neuem Anregung zu tieferen und ausgedehnteren Untersuchungen, und als die Akademie zu Bordeaux 1831 einen Preis auf die beste Abhandlung sur *les moyens de prévenir la misère* setzte, trug die eingerichtete Arbeit Gerando's über diesen Gegenstand auch den Sieg davon. Seit Wiederherstellung der moralischen und politischen Classe der pariser Akademie der Wissenschaften (1832) faßte auch diese die Studien über die Mittel zur Hebung oder Linderung des menschlichen Elendes mit Vorliebe ins Auge und setzte Preise auf die besten Schriften dieser Art, um welche sich Gerando jedoch nicht namentlich beworben hat. Er wollte etwas Umfassenderes und Gütigeres liefern; und dies gelang ihm mit einer musterhaften Gewissenhaftigkeit, Umsicht und Klarheit, sowie mit geistreicher Auffassung des Gegenstandes in der oben

angelegten Schrift über die öffentliche Wohlthätigkeit oder Armenpflege. In ihr kommt der Socialismus, Communismus und Pauperismus mit seinen Beziehungen zu einander auf das Vorzüglichste und Besonnenste zur Sprache. Den letzteren weiß der Verfasser in allen seinen mannichfaltigen Ursachen auf seinen Ursprung zurückzuführen, und zu seiner Abhilfe, oder doch möglichst größten Milderung nimmt er die Philosophie, Religion, Moral und Politik zu Hilfe. Er räumt ihm ein Recht auf Ansprüche an alle andere Gesellschaften ein. Aus den Thänen der Armen leitet er Lehren und Pflichten für den Staat ab, wenn die öffentliche Ruhe nicht gestört, die Bestimmung der Völker nicht misleitet werden soll. Er erinnert mit Ernst die Civil- und Criminalgesetzgebung an die Ursachen und Wirkungen der Armuth und gibt der politischen Oekonomie die wichtigsten Probleme zu Vorschüben auf. Auch verheißt er die Ansicht nicht, daß der bestehende Standunterschied durch die Vertheilung des Eigenthums und der Arbeit ebenfalls seinen Antheil an dem menschlichen Unglücke trage. Mit der allgemeinen Wohlfahrt, als dem Zwecke aller sozialen Erkenntniß, verbindet er stets die sittliche Vervollkommenung, und um für beides segensreich zu wirken, muß die Reformation mit der unglücklichen Volksebene beginnen. Daher untersucht er auch die Frage, ob dem Elende zuvorzukommen sei?

Reizt sich der Verfasser die Gefährlichkeit nicht verheißt, welche der ganzen menschlichen Gesellschaft durch das Elend droht, sucht er den verschiedenen Arten des Ursprungs der Armuth nachzuspüren, und glaubt sie theils in der fehlerhaften Organisation der menschlichen Gesellschaft, theils in den Mängeln der allgemeinen Gesetzgebung und in moralischen Einflüssen zu finden, erblickt in ihr ein soziales, moralisches und ökonomisches Phänomen, dessen Natur, Elemente, Grade und verschiedene Gestalten er prüft, daraus Verbindlichkeiten und Rechte ableitet und Mittel vorschlägt, wie der Armuth in ihrem Ursprunge zuvorzukommen sei. Diese Mittel sind ihm die Erziehung der Armen, die Vorsicht in den für sie errichteten Anstalten, die Arbeit und vor Allem die guten Sitten. Da nun aber hierdurch nicht Allem vorgebeugt werden könne, so bleiben noch zwei Wege zur Abhilfe, oder wenn diese unmöglich zum Bestande übrig, welche eine systematische Leitung zum Zwecke haben sollen, nämlich die Gesetzgebung und die öffentliche Verwaltung mit Hilfe der Privatunterstützung. Aus diesem Grunde unterscheidet sich dieses Werk von dem ähnlichen früheren le Visiteur du pauvre in sofern wesentlich, als im letzteren lediglich die Ausbildung der individuellen Wohlthätigkeit behandelt worden ist. Das ganze Werk enthält eine große Menge von gründlicher Forschungskennntniß, reifen Erfahrungen, tief sinnigen und vorstichtigen Beobachtungen, worüber vorzugsweise das ganze fünfte Capitel des zweiten Buches und das dritte Buch das glänzendste Zeugniß ablegen. In der Einleitung wird nicht bloß eine Geschichte der Armenpflege, sondern auch eine ziemlich vollständige Literatur über diesen Gegenstand im Allgemeinen und deren Systeme mit kriti-

scher Beleuchtung mitgetheilt, die Specialwerke dagegen werden an den geeigneten Orten im Verlaufe des Werkes selbst theils angeführt, theils auch besprochen. Von Hr. Jos. Busch mit eigenen Ansichten ins Deutsche übersetzt, erschien es unter dem Titel: „System der gesammelten Armenpflege“ (Stuttgart 1843—1846.) 4 Bände. Dasselbst erschien gleichzeitig auch ein deutscher Auszug aus dem Originale mit Anmerkungen von J. F. Strimpf in drei Theilen mit zwei Tabellen.

Nach war dieses Werk im Druck nicht vollendet, als der Gewerbeverein zu Wülflaufen im Elsaß, im Frühjahr 1839, einen Preis auf die beste Abhandlung: Ueber die Gewerblichkeit in ihren Beziehungen auf die menschliche Gesellschaft aus dem Gesichtspunkte der Sittlichkeit setzte. Gerando, darauf gründlich vorbereitet, beantwortete sofort die Preisfrage siegreich in der geistreichen Schrift: des Progrès de l'industrie dans leurs rapports avec le bien-être physique et moral de la classe ouvrière, die zu Paris 1841 erschien und ihrem Verfasser den Preis einer goldenen Medaille von 1000 Franken an Vertheil erwarb. Wiederausgelegt erschien sie ebenfalls 1843. Der Bibliothekar K. Bernhards in Cassel übersetzte sie ins Deutsche und gab sie daselbst unter dem Titel: „Die Fortschritte des Gewerbestandes in Beziehung auf die Sittlichkeit des Arbeiterstandes,“ 1842 heraus. Diese höchst interessante Abhandlung war eigentlich durch die von mehreren sehr achtbaren französischen Schriftstellern bestrickte und fast allgemein verbreitete Meinung, daß die neueren Fortschritte des Gewerbestandes in Europa als eine Quelle der Entfittlichung im Schooße der Gesellschaft und insbesondere unter dem Arbeiterstande betrachtet werden müssen, hervorgerufen und die von Gerando darüber angestellten Untersuchungen in der Weise aufgefacht worden, als gelte es die Beantwortung der Frage: ob sich denn die sittliche Vervollkommenung des Menschen bei dem neuen Fortschritten der Civilisation auch mit der Vergrößerung seines äußeren Wohlstandes vereinigen lasse, oder ob sie deshalb wirklich den bedenklichsten Gefahren unterliege? Der Verfasser leugnet diese letzteren nicht gradezu ab, deckt die Menge von Uebelständen und Rastern der steigenden Gewerbsthätigkeit auf, weist auch einsehend die Ursachen der Entfittlichung im Arbeiterstande nach und schlägt zu ihrer Vermeidung, wenn nicht zu ihrer Abhilfe, die Nothwendigkeit der Gründung von Schutzvereinen zu Gunsten des letzteren vor, damit nicht etwa die europäische Staatsgesellschaft Gefahr laufe, gerade in dem hohen Wohlstande, zu welchem sie gelangt, ihren Untergang zu finden, d. h. mit andern Worten, einen Krieg der Armen gegen die Reichen zu verhindern. Der deutsche Uebersetzer zwar damit vollkommen einverstanden, wünscht jedoch statt dieser Schutzvereine die Bildung von Altersgenossenschaften zu Gunsten der Arbeiter, wodurch die schroffen Gegensätze von Armuth und Reichthum gehoben und beide mit einander desto inniger verbunden werden würden.

Dieser Thätigkeit ungeachtet, welche noch durch eine Menge von Aemtern in verschiedenen Zweigen der öffent-

lichen Verwaltung, sowie durch die Theilnahme an Berathungen für Wohlthätigkeitswerke und für Beförderung der Nationalindustrie, die er als Mitglied oder als Präsident oder Vicepräsident bekleidete, zerplittert wurde, gewann Gérando doch immer noch Zeit, auch der Schöpfer einer nur in Frankreich genöthigten Rechtspflege, nämlich der Administrativjustiz, zu werden. Er schuf für diese neue Gerichtsbarkeit das öffentliche Verwaltungsgesetz, das mit der pariser Rechtsschule durch einen eigens dafür gegründeten Lehrstuhl, dessen Professor er am 24. März 1819 wurde, vereinigt worden ist. Er eröffnete im J. 1819 seine Vorlesungen darüber und gab dabei sein Programm du Cours de droit public, projectif et administratif pour l'année 1819—1820 (Paris 1820.) heraus. Im J. 1822 folgte, nachdem schon das Jahr zuvor diese Anstalt wieder unterdrückt worden war, seine Schrift: de la Procédure administrative (Paris), die auch in der Thémis abgedruckt worden ist, und er brachte es durch den Minister des öffentlichen Unterrichts, Rostkern, 1826 wieder dahin, diese Rechtsschule abermals eröffnen zu können. Hierfür gab er 1829 die Institutes du droit administratif français, ou Elements du Code administratif réunis et mis en ordre, contenant etc. zu Paris heraus. Er hat späterhin, besonders in seinen letzten Lebensjahren, an einer Umarbeitung und Verbesserung dieses Werkes gearbeitet, brachte sie aber nicht zu Stande. Nach seinem Tode erst vollendeten sie seine Schüler Beaulagnier und Alfred Blanchet und gaben sie zu Paris 1845, 4 Bde. fort, heraus.

Im Uebrigen hatte Gérando unter Ludwig Philipp's Regierung öfters die Veranlassung, theils in der Pairskammer wichtige Anträge zu stellen oder zu unterstützen, theils den Ministerien des öffentlichen Unterrichts und der öffentlichen Arbeiten verschiedene umfangreiche Berichte zu erstatten. Insbesondere unterstützte er Cousin's Vorschläge und Ansichten für die Unterrichtsanstalten und ergriff namentlich das Wort zur Errichtung eines Lehrstuhls für die deutsche Sprache und Literatur am College de France. Gleiche Pflichten, wenn auch anderer Art, lagen ihm auch in den zahlreichen Vereinen und Gesellschaften ob, deren Mitglied oder Vorstand er war. Die Ringe Abhandlungen und Berichte, welche er in diesen Verhältnissen zu machen hatte, finden sich in den gedruckten Verhandlungen derselben.

Außerdem hat sich Gérando noch durch seine Considerations sur les diverses méthodes à suivre dans l'observation des peuples sauvages (Paris 1801. 4.) bekannt gemacht, welche Abhandlung er dem Schiffscapitain Audin und dessen Begleitern widmete; desgl. durch sein Eloge de Dumarsais, discours qui a remporté le prix proposé par la 2^e classe de l'institut national le 15. Niv. au XII (Paris 1805.); durch sein Eloge de Mr. le duc Mathieu de Montmorency (Paris 1826.); durch seine Vie du Général L. M. J. M. Caffarelli-Dufalga, membre associé de l'institut national de France (Paris 1802.); durch die Schrift:

de l'influence de l'esprit de méditation sur les lettres, abgedruckt in den Mémoires de l'Académie de Turin, Tom. II. 1805. Außerdem lieferte er noch Abhandlungen und Aufsätze in die Archives littéraires de l'Europe, in die Biographie universelle, für welche er namentlich den Artikel Gassendi bearbeitet hat, in die Revue encyclopédique, in die Encyclopédie des gens du monde, in das Journal grammatical et philosophique de la langue française, in das Journal asiatique, in das Dictionnaire technologique u. s. w., und gab auch die Discours de Camille Jordan, seines früh verstorbenen Freundes, zu Paris 1826 heraus. Endlich hinterließ er noch eine unvollendete Abhandlung in Handschrift: de l'Existence de Dieu. König Ludwig Philipp verlieh ihm 1837 die Pairswürde und das Kreuz eines Großofficiers der Ehrenlegion. Er starb im Besitze eines eigenen Hotels zu Paris am 9. (nicht 10.) Nov. 1842 in größter Achtung und in den mannichfaltigsten Beziehungen zu Frankreich und dem Auslande, in welche ihm seine wissenschaftliche und gemeinnützige Thätigkeit versetzt hatte, und wurde am folgenden 14., nachdem in der Kirche Saint-Sulpice ein pomphafter Aeuergottesdienst abgehalten worden war, in seiner Familiengruft auf dem Père-Lachaise sehr feierlich zur Erde bestattet. An seinem Grabe sprachen fünf Redner zu seinem Ruhme und Gedächtnisse, als der Vicepräsident der Akademie der Inschriften, Graf Beugnot, der Staatsrath Cousin im Namen der philosophischen Abtheilung derselben Akademie, der Präsident Passy im Namen der moralischen und politischen Wissenschaften desselben Institutes und noch zwei andere angesehene Männer⁶⁾. Aus der von Cousin verdient hier folgende Stelle einen Platz: „La section de philosophie perd en lui le seul nom illustre qui lui restât de tant de noms illustres: elle n'est plus composée que d'hommes nouveaux. Mais leur fidélité à ces mémoires vénéralés les soutiendra, et ils penseront souvent à Mr. de Gérando pour maintenir et animer en eux le sentiment de la dignité de la philosophie et s'efforcer sans cesse de représenter en leurs travaux les deux qualités du vrai philosophe, de l'homme éminent qu'ils ont perdu: l'indépendance et la modération.“ Zwölf Jahre nachher erneuerte Staatsrath Rignet in einer öffentlichen Sitzung der pariser Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften am 16. Dec. 1854 das Andenken an den ausgezeichneten Staatsmann in einem geistreichen umfassenden Vortrage über Gérando's Lebensumstände, seine Verdienste um Staat und Wissenschaft und seine ausgedehnte verschiedenartige Wirksamkeit. Er war vermählt gewesen mit dem erstarrten Gräfinen, das er 1798 in Tübingen hatte kennen gelernt, und hinterließ nebst andern Kindern einen Sohn, A. de Gérando, der eine

6) Die Reden der drei Ersteren theilt der Moniteur universel 1842. Nr. 320 mit, und die von B. Cousin findet man auch mit biographischen und literarischen Zusätzen in dessen Fragments littéraires (Paris 1842.) p. 93 seq. wieder abgedruckt.

pariser Magistratsperson ist und sich durch Forschungen über ungarische und siebenbürgische Geschichte bekannt gemacht hat“). (H. Rose.)

GERANEA (*ἡ Γερανία*), eine Gebirgsreihe im Gebiete von Megaris, von Megara nach Korinth sich hinziehend, in seiner Mitte von beträchtlicher Höhe, nach dem korinthischen Meerbusen hin südwestlich sich abdachend, mit Vorgebirgen und Erhöhen, welche in der Geschichte des peloponnesischen Krieges mehrmals erwähnt werden (*Thucyd.* I, 103: τὰ δὲ ἄκρα τῆς Γερανίας περικλυτά. Vergl. I, 108. IV, 70). Pausanias (I, 40, 1) erzählt, daß bei der Daulonischen Fluth Megaros, Sohn des Zeus und einer der sitzhaften Nymphen, sich auf die Höhen des Gebirges Geranea begeben habe und so dem Verderben entronnen sei. Dies Gebirge habe damals jenen Namen noch nicht geführt. Megaros habe sich bei seiner Rettung schwimmend nach dem Geschi der Kranide (ἀρκὶς τῆς τῶν ὀρνίθων — περιστροφῆς γὰρ αὐτῶν) gerichtet und daher sei dem Gebirge der Name *Lapavie* gegeben worden. Auf diesem Gebirge lag Tripodestai, einst von dem Olympioniken Korobos auf Drosels Gebirg erbaut (*Paus.* I, 43, 7). Den Namen Geranea führte auch ein einzelner Berg dieses Gebirgszuges, welcher im Gebiete der Korinthier liegt. Vergl. *Reinganum*, Das alte Megaros S. 92 fg. Eine dieses Gebirge betreffende Mittheilung gibt L. Ross, Griech. Königsreisen. I. Bd. S. 113: „Von Megara schlugen wir nicht die gewöhnliche Straße über die sitzonsischen Felsen, auch nicht die andere über den Rücken der Gerania und über das große Derveni ein, sondern beschloffen, das Gebirge auf der Nordseite längs dem korinthischen Meerbusen zu umgehen. Wir ritten in nordwestlicher Richtung die sonst ansteigende, Anfangs mit Delbäumen, dann mit Fichten und anderen Waldbäumen bewachsene Ebene hinan, bis wir nach zwei starken Stunden in das wild zerklüftete, von tiefen Schluchten durchfurchte Gebiet eintraten, welches den nördlichen Abhang der Gerania gegen das Meer hin bildet. Wie eine lange und schroffe Wand steigt die Hauptmasse des Gebirges bis zur Höhe von fast 5000 Fuß (1570 Meter) über diesem Hügelande empor, von Osten nach Westen streichend; sie heißt jetzt Makr. Plagi (ὁ Μακρὸς Πλάγι, die lange Seite). Auf einem Rücken zwischen zwei Schluchten liegt das einsame Dörfchen Naxi, mit weiter Aussicht auf den korinthischen Golf und die Küsten und Vorgebirge von Boeotien mit dem Helikon. Von hier ging die Karie am nächsten Tage viele Stunden lang durch noch wilderes und unwegsameres, aber noch schöneres Gebirgsland, streckenweise die Küste streifend, bis wir spät Abends beim Schweine der Fadeln und lodern-

der Pechfuerer das große Dorf Perachora erreichten. Perachora liegt schon auf der südwestlichen Abdachung der Gerania, mit dem Blicke auf die Bucht von Lutsaki, den Äthos und Korinth.“ Plinius (H. N. IV, 11) führt Geranea als Stadt neben Megara auf, was jedenfalls nur auf Verwechslung beruht, oder er hat Städte- und Gebirgsnamen neben einander gestellt. (J. H. Krause.)

GERANIA, wird als Stadt im kleinen Scythien (*Scythia minor*) angegeben, welche gegenwärtig Karangatsch heißt. *Plin.* H. N. IV, 11: „Partheuopolis, Gerania, ubi Pygmaeorum gens fuisse proditur: Cattuzos, Parthi vocant creduntque a græbaa fugatos.“ (J. H. Krause.)

GERANIACEEN. Mit diesem Namen bezeichnete De Candolle eine Pflanzenfamilie, welche mit den Einnern, Exaliden, Balsaminen, Tropaealen und Limnathern die Classe der Grinales ausmacht. Ihr wesentlicher Charakter ist folgender: Kelchblätter fünf, Keiblen, mehr oder weniger ungleich, in der Knospenlage geschildelt; eins bisweilen am Grunde sackförmig oder gespornt. Blumenblätter fünf oder durch Fehlschlagen vier, mit Nägeln versehen, gleich oder ungleich, entweder bodenständig oder perigonisch. Staubfäden gewöhnlich in ein Bündel verwachsen, bodenständig, zwei oder drei Mal soviel als Blumenblätter; einige bisweilen festschlagend. Fruchtknoten aus fünf rund um eine erhabene Axt gestellten, je einsächerigen, einsamigen Stücken zusammengesetzt; Eichen hängend; Griffel fünf, rings um die verlängerte Axt zusammenhängend. Frucht aus fünf rund um eine verlängerte, verhärtete Axt zusammenhängenden Stücken bestehend; jedes Stück einsächerig, einsamig, mit einer häufigen Fruchthülle und in einen verhärteten Griffel einbiegend, welcher sich endlich vom Grunde aufwärts- und wüchsröck, indem er die Fruchthülle mit sich abreißt. Samen einzeln, hängend, ohne Eiweiß. Samentkeim gekrümmt; Schnäbelchen nach dem Grunde des Faches gewendet; Keimblätter blattartig, zusammenengerollt und der Länge nach gefaltet.

Hierher gehören Kräuter oder Sträucher mit zuweilen knospenförmigem Wurzelstock, gegliederten Stengeln, gegenständlichen untern und zerstreuten obern, getheilten oder gelappten Blättern, großen Nebenblättern und einzeln, paarigen oder in Dolben stehenden Blumen.

Am nächsten stehen die Geraniaceen den Exaliden, Balsaminen und Tropaealen, sie unterscheiden sich aber durch die eigenthümliche Dornungsweise der Frucht, durch die mit angeschwollenen Gelenken versehenen Stengel, durch die zusammenengerollten und längsgefalteten Keimblätter, sowie durch ihre Tracht. Durch die kleinen Gruppen der Erboraceen und Rivianaceen nähern sie sich den Frankeniaceen und Caryophyllen, außerdem ist ihre Verwandtschaft mit den Malvaceen nicht zu verkennen.

Die Geraniaceen finden sich überall in der gemäßigten Zone, jedoch in der südlichen Hemisphäre, am Vorgebirge der guten Hoffnung, wo fast ausschließlich die Gattung *Polegonium* wächst, wenigstens drei Mal soviel als in der nördlichen, wo die Gattung *Geranium*

7) Benutzt wurden außer mehreren größeren Werken Grisebald's selbst noch der *Moniteur universel* 1842. Nr. 317, 319, 320 und 324, die *Notice historique sur la vie et les travaux de Mr. le Baron de Gérando* von Wagnier im *Journal des Debats* 1854 vom 19. Dec. v. *Cuvier*, *Fragmenta litteraria*; *Michaelis*, *Biographie des hommes vivants* III, 259; *Biographie nouvelle des Contemporains* VIII, 94 seq.; *Quérard*, *La France litteraire* II, 422 seq. und *La littérature française contemporaine* III, 170.

am höchsten in den Norden hinaufzucht, während die Gattung *Erodium* in den Umgebungen des Mittelmeeres ihre meisten Vertreter hat.

Ein zusammenziehender Stoff und ein gewürchfter oder harziger Geruch sind die Eigenschaften dieser Familie. Der Stengel von *Geranium spinosum* brennt gleich einer Zackel und gibt einen angenehmen Geruch. Die Wurzel von *Geranium maculatum* wird nach Barton in Nordamerika als ein kräftig zusammenziehendes Mittel betrachtet und führt dort den Namen *Klaunwurz*. Sehr viele Arten haben wohlriechende Blätter. Wegen der schönen Blumen und der Leichtigkeit in der Erzeugung beider Formen werden sie häufig als Zierpflanzen cultivirt.

Drei kleine Gruppen, die *Rhynchothecaceen*, *Ledocarpeen* und *Bivianaceen*, sind den Geraniaceen nahe verwandt und werden meistens zu ihnen gezählt. Die Gattung *Rhynchotheca* unterscheidet sich durch den Mangel der Kronblätter und durch das fleischige Eiweiß; die Gattungen *Ledocarpon* und *Wendlandia* haben einen dreieckigen oder fünfsächrigen Fruchtknoten mit zahlreichen oder paarigen Eichen und einer sitzenden Narbe; die Samen enthalten ein fleischiges Eiweiß. Die *Bivianaceen* haben einen fünfsächrigen Kelch, einen dreilappigen, dreisächrigen Fruchtknoten mit paarigen Eichen in den Fächern, von denen das eine aufsteigend, das andere hängend ist. Die Samen haben ein fleischiges Eiweiß, welches den gekrümmten Samencim umschließt.

Folgende Gattungen gehören zu dieser Familie:

1) *Erodium L'Heritier*. Der Kelch ist tief-fünfsächrig mit etwas ungleichen Zipfeln. Die fünf mit Nägeln versehenen, stumpfen, hinfälligen, mit den Kelchzipfeln abwechselnden Kronblätter sind unten am Stempelträger eingefügt. Die zehn am Grunde einbrüderigen Staubgefäße stehen in zwei Reihen; von den häutigen, verbreiterten, fleckenbleibenden, aus breitem Grunde pfriemlichen Staubfäden stehen die fünf äußeren kürzer den Kronblättern gegenüber und tragen keine Staubbeutel, die abwechselnd innen sind länger, fruchtbar, am Grunde auf der Außenseite drüsig. Die Staubbeutel sind nach Innen gewandt, zweisächrig, aufeinanderliegend, stumpf, hinfällig und springen der Länge nach auf. Die fünf länglichen, einsächrigen, zweieigen Fruchtknoten sind dem säulenförmigen Stempelträger bisweilen angewachsen, die Eichen sind aufsteigend oder hängend. Die fadenförmigen, am Grunde getrennten Griffel stehen der Länge nach dem Stempelträger an, sind über demselben eng verbunden und ganz oben an der Spitze frei. Die Narben stehen fleischig. Die fünf länglichen, einsächrigen, durch Fehlschlagen einsamiger, an der Bauchnabt aufspringenden Kapseln tragen an der Spitze die Griffel, die sich vom Grunde bis zur Spitze elastisch vom Stempelträger ablösen. Der Same ist dreikantig, die Samenschale krustig; die kurze, fadenförmige Samennabt ist mit dem grundständigen Nabelstiele verbunden. Die Keimblätter des einseitigen Samenkorns sind groß, blattartig, gewunden-zusammengerollt, bisweilen fiederförmig; das Würzelchen ist kegelförmig, absteigend.

Zu dieser Gattung gehören Kengellose oder häufiger gestengelte, sehr selten halbstrauchige Pflanzen, welche in der gemäßigten Zone der ganzen Erde wachsen, in den heißen Gegenden aber selten vorkommen mit gegenständigen oder wechselständigen Blättern, fleischigen, meist trockenhäutigen Nebenblättern und blattgegenständigen Blütenstielen.

2) *Geranium L'Heritier*. Der Kelch ist tief-fünfsächrig und hat etwas ungleiche Zipfel. Die fünf am Grunde des Stempelträgers eingefügten, mit den Kelchzipfeln abwechselnden Kronblätter sind benagelt, stumpf, hinfällig. Die zehn am Grunde einbrüderigen Staubgefäße stehen in zwei Reihen; von den häutigen, aus breitem Grunde pfriemlichen Staubfäden stehen die fünf äußeren den Kronblättern gegenüber und tragen gleich den übrigen Staubbeutel; diese sind nach Innen gewandt, zweisächrig, aufeinanderliegend, stumpf, hinfällig und springen der Länge nach auf. Die fünf länglichen, einsächrigen, zweieigen Fruchtknoten sind bisweilen dem langen, säulenförmigen Stempelträger angewachsen; die Eichen steigen auf oder hängen. Die fadenförmigen, am Grunde getrennten Griffel liegen der Länge nach an dem Stempelträger, sind aber über diesem eng verwachsen und an der äußersten Spitze wiederum frei; die Narben laufen auf der Innenseite an den Griffeln herab. Die fünf Kapseln sind verkehrt-eiförmig oder länglich, einsächrig, durch Fehlschlagen einsamig und springen an der Bauchnabt auf; sie sind durch die vom Grunde bis zur Spitze elastisch vom Stempelträger sich ablösenden, zurückgekrümmten, verbreiterten, innen lahlen oder seltener wolligen Griffel geschwänzt und hängen anfänglich an den an der Spitze mit dem Stempelträger verwachsenen Griffeln. Der Same ist dreikantig, die Samenschale krustig; die kurze, fadenförmige Samennabt ist mit dem grundständigen Nabelstiele verbunden. Die Keimblätter des einseitigen, zusammengelegten Samenkorns sind groß, blattartig, gewunden-zusammengerollt; das Würzelchen ist kegelförmig, absteigend.

Die zu dieser Gattung gehörigen krautartigen, sehr selten halbstrauchigen Gewächse haben ihre Primarh in der gemäßigten Zone der ganzen Erde und besitzen gegliedert-fiedrige Stengel, gegenständige Blätter, von denen das eine öfters kleiner ist, oder abwechselnd und gegenständige, gestielte, oft mehr oder weniger kreisrunde, hand- oder fingerförmige Blätter, seitständige, zu zwei stehende, meist trockenhäutige Nebenblätter und blattgegenständige oder achselständige oder sehr selten grundständige, ein- bis zweiblättrige, unterhalb der besonders Blütenstielen mit vier Deckblättern versehenen Blütenstiele.

3) *Monsonia Linné*. Der tief fünfsächrige Kelch hat gleich große, begrante Zipfel. Die fünf am Grunde des Stempelträgers eingefügten, mit den Kelchzipfeln abwechselnden Kronblätter sind stumpf und hinfällig. Die 15 Staubgefäße stehen in zwei Reihen: die zehn äußeren sind kürzer, die fünf inneren länger und stehen den Kelchzipfeln gegenüber; sie tragen sämtlich Staubbeutel und sind ein- oder funfbrüderig; die Staubfäden

sind häutig, aus breitem Grunde pfriemlich; die nach Innen gewandten, zweifächerigen, auf einander liegenden, stumpfen Staubbeutel springen der Länge nach auf. Die fünf länglichen Fruchtknoten sind mit dem verlängerten, faulenförmigen Stempelträger bisweilen verwachsen, einsäckrig und zweiteilig; das eine Eichen steigt auf, das andere hängt. Die fadenförmigen, am Grunde getrennten Griffel stehen der Länge nach an dem Stempelträger, über diesem sind sie verwachsen und an der Spitze wiederum frei; die Narben befinden sich auf der Innenseite der Griffel. Die fünf länglichen, einsäckrigen, durch Fehlschlagen einsamigen Kapseln springen an der Bauchnaht auf; sie sind durch die vom Grunde bis zur Spitze elastisch vom Stempelträger abspringenden, zurückgerollten und an der Spitze mit dem Stempelträger verwachsenen Griffel geschwängt. Der Same ist dreikantig, die Samenschale krustig; der kurze, fadenförmige Nabelstrang ist mit dem grundständigen Nabelstiele verbunden. Die Beschaffenheit des Samenkorns ist noch unbekannt.

Zu dieser Gattung gehören dornenlose Kräuter oder dornige Halbsträucher am Cap der guten Hoffnung mit abwechselnden oder gegenüberstehenden, ganzrandigen, gelappten oder vieltheiligen Blättern, zu zwei stehenden Nebenblättern und mit Blüthenstielen, die von einem oder mehreren Deckblättern besetzt sind.

Diese Gattung zerfällt nach De Candolle in folgende Unterabtheilungen:

a) *Odotopetalum*. Hierher gehören krautartige Pflanzen mit abwechselnden, gelappten oder vieltheiligen Blättern. Der einblüthige Blüthenstiel ist in der Mitte von 6—8 querschnäbigen Deckblättern umgeben. Die Kronblätter sind länglich, an der Spitze stark gezähnt. Die Staubgefäße sind in fünf Bündel verwachsen.

b) *Holopetalum*. Die hierher gehörigen Kräuter besitzen wechselfällige, eiförmige, gezähnte Blätter. Der Blüthenstiel ist entweder einblüthig und dann von zwei Deckblättern umgeben oder zweiblüthig und mit vier Deckblättern besetzt. Die verkehrt-eiförmigen Kronblätter sind schwarz gefärbt. Die Staubgefäße stehen in fünf Bündeln.

c) *Sarcocaulon*. Der Stengel ist strauchartig, fleischig und mit Dornen besetzt. Die Blätter sind wechselfällige, ganzrandig oder gezähnt. Der einblüthige Blüthenstiel ist in der Mitte mit zwei Deckblättern besetzt. Die Kronblätter sind ganzrandig; die Staubgefäße einbürtig.

4) *Pelargonium L'Heritier*. Der fünftheilige Kelch hat etwas ungleiche Zipfel, von denen der hintere am Grunde in einen behlen, mehr oder weniger langen Sporn verlängert ist. Die fünf, seltener durch Fehlschlagen vier oder bisweilen zwei, am Grunde des Stempelträgers eingefügten, mit den Kelchzipfeln abwechselnden Kronblätter sind benagelt, gleich oder ungleich, stumpf, hinfällig. Die zehn am Grunde in eine Röhre verwachsenen, ungleich langen Staubgefäße tragen entweder alle oder nur zum Theil Staubbeutel; die kürzeren stehen den Kronblättern gegenüber. Von den häutigen, aus breitem Grunde pfriemlichen Staubfäden ist der hintere öfters

verlängert; die nach Innen gewandten, zweifächerigen, auf einander liegenden, stumpfen, hinfälligen Staubbeutel springen der Länge nach auf. Die fünf einsäckrigen, zweieiligen Fruchtknoten sind dem langen, faulenförmigen Stempelträger bisweilen angewachsen; die Eichen sind aufsteigend oder hängend. Die fadenförmigen, am Grunde getrennten Griffel stehen der Länge nach an dem Stempelträger, sind über diesem eng verwachsen und an der äußersten Spitze frei; die Narben laufen an den Griffeln auf der Innenseite herab. Die fünf länglichen, einsäckrigen, durch Fehlschlagen einsamigen Kapseln springen an der Bauchnaht auf und sind durch die vom Grunde bis zur Spitze vom Stempelträger elastisch abspringenden, verbreiterten, innerhalb welligen, unterseits spiralförmig gewundenen Griffel geschwängt. Der Same ist dreikantig, die Samenschale krustig, der fadenförmige, kurze Nabelstrang ist mit dem grundständigen Nabelstiele verbunden. Die Keimblätter des einkeimigen, zusammengefalteten Samenkorns sind groß, blattartig und gewunden-zusammengerollt; das absteigende Würzelchen ist kegelförmig.

Die zu dieser Gattung gehörigen stengellosen, stengeltragenden oder halbstrauchigen, bisweilen fleischigen Gewächse sind hauptsächlich am Cap der guten Hoffnung, nur sehr sparsam in den außertropischen Theilen Neu-Hollands und auf den Inseln des stillen Ozeans einheimisch und haben gegenüberstehende oder abwechselnde, gestielte, ganzrandige oder verschiednen eingeschnittene Blätter, am Grunde der Blattstiele paarweise stehende, blattartige oder trockenhäutige Nebenblätter, blattgegenständige oder achselständige oder seltener grundständige Blüthenstiele und meist doldige Blüthen mit einfacher umböhrter Dölse.

Diese Gattung zerfällt in folgende Unterabtheilungen:

a) *Hoarea Sweet*. Von den fünf oder seltener zwei oder vier länglich-linealischen Kronblättern stehen die beiden oben parallel, sind lang benagelt und in der Mitte plötzlich zurückgerümmt. Die Staubgefäße sind in eine lange Röhre verwachsen und von der Länge der untern Kronblätter; fünf oder seltener zwei oder vier tragen davon Staubbeutel, die übrigen sind steril, aufrecht oder an der Spitze einwärts gekrümmt, die drei untern sind kürzer als die Staubbeuteltragenden.

Zu dieser Unterabtheilung gehören stengellose, am Cap der guten Hoffnung wachsende Kräuter mit knollenförmig-rubenartigem Wurzelstode und grundständigen, gestielten Blättern.

b) *Dimaeria Lindley*. Von den fünf ungleichen Kronblättern neigen die zwei obern zusammen, geben aber an der Spitze wieder aus einander. Die Staubgefäße sind kürzer als der Kelch, von den mit Staubbeuteln versehenen sind die beiden untern doppelt länger als die übrigen, gerade vorgekrümmt, das oberste sehr kurz, die sterilen sind sehr klein und fast gleichlang.

Zu dieser Unterabtheilung gehören stengellose Kräuter mit knollenförmig-rubenartigem Wurzelstode und gestielten, fiederförmigen Blättern.

c) *Cynosbata De Candolle*. Die fünf Kronblätter sind fast gleichlang, fast eiförmig und beinahe doppelt länger als der Kelch. Von den aufrechten Staubgefäßen sind die abwechselnd sterilen kürzer als die Staubbeutel tragenden.

d) *Peristerna De Candolle*. Die fünf fast gleichen Kronblätter haben mit dem Kelche gleiche Länge oder sind etwas länger. Die fünf längeren Staubgefäße sind mit Staubbeuteln versehen, die abwechselnd kürzer sind unfruchtbar und zahnförmig.

Hierher gehören fleugeltragende Kräuter von der Gestalt der Geranien und Erodien.

e) *Oridia Lindley*. Die fünf, fast gleichen, länglich-linealischen Kronblätter sind etwa doppelt länger als der Kelch, die beiden oberen sind mit zwei Zähnen versehen. Von den fünf aufrechten, Staubbeutel tragenden Staubgefäßen sind die beiden oberen spatelförmig oder pfriemlich, die drei inneren linear.

Die hierher gehörigen Arten haben strauchartig-fleischige Stengel, wechselständige, fleischige, fiederig-eingeschnittene Blätter und weißliche Blüten.

f) *Polynactum De Candolle*. Die fünf, fast gleichen, verkehrt-eiförmigen Kronblätter überragen die fast gleichen, zurückgekrümmten Kelchspitzen. Von den zehn Staubgefäßen sind fünf fruchtbar und von diesen sind die vier untern wiederum länger und pfriemlich, das obere breiter, spatelförmig, an der Spitze zurückgekrümmt. Hierher gehören Kräuter mit kurzen Stengeln, rubenformigen Wurzelstöcken und fiederig eingeschnittenen Blättern.

g) *Isopetalum Sweet*. Der obere Kelchspitz geht in ein trichtertragendes Größchen und nicht in eine Röhre aus. Die Kronblätter sind gleich. Die Staubgefäße sind in eine kurze Röhre verwachsen, fünf oder sechs von ihnen sind fruchtbar, absteigend, an der Spitze einwärts-gekrümmt, die unfruchtbaren sind ungleich lang, pfriemlich, einwärts-gekrümmt.

Zu dieser Unterabteilung gehört ein auf der Insel St. Helena wachsender Strauch mit fleischigem Stengel, herzförmigen, fast schildförmigen Blättern.

h) *Campylia Sweet*. Von den fünf ungleichen Kronblättern haben die beiden oberen ebr- oder warzenförmigen Nagel. Die zehn Staubgefäße sind raub- oder weichhaarig; fünf von ihnen sind fruchtbar, fünf abwechselnd unfruchtbar und die beiden oberen länger. Hierher gehören ästige, kaum am Grunde halbstrauchige Pflanzen mit gestielten, eiförmigen oder länglichen, gezähnten oder eingeschnittenen Blättern.

Von dieser Unterabteilung lassen sich wiederum zwei Sectionen unterscheiden:

a) *Campylia Lindley*. Die oberen Kronblätter sind am Nagel mit Anhängseln versehen. Die fruchttragenden Staubgefäße sind aufrecht, die zwei oberen der unfruchtbaren sind gekrümmt-hakenförmig.

β) *Phymatanthus Lindley*. Die oberen Kronblätter sind oberhalb des Nagels warzig. Die Staubgefäße sind sehr kurz einbüchsig, die fruchttragenden gekrümmt-absteigend, die unfruchtbaren aufrecht.

X. Griseb. d. W. u. d. Griseb. Seiten. LX.

i) *Myrrhodium De Candolle*. Vor den vier oben sehr selten fünf Kronblättern sind die beiden oberen sehr groß, verkehrt-ei-förmig, häufig durch ästige Linien gestreift, die zwei oder drei untern weit kleiner und länglich-linealisch. Von den zehn Staubgefäßen sind meist fünf fruchtbar und fünf abwechselnd unfruchtbar, selten tragen sieben Staubbeutel; die Staubbeutelröhre und die Träger stehen aufrecht.

Hierher gehören zweijährige oder ausdauernde, seltener halbstrauchige Kräuter mit rundlichen Stengeln und fiederspaltigen, seltener dreifach gespaltenen, oft vielschneidigen Blättern.

k) *Jenkinsonia Sweet*. Von den fünf Kronblättern sind die beiden oberen weit größer als die übrigen, an der Spitze ausgezackend und buntgestreift. Die zehn Staubgefäße sind auffrischend, am Grunde behaart, an der Spitze absteigend; sieben davon tragen Staubbeutel, von denen die drei oberen kürzer sind, die drei unfruchtbaren sind sehr kurz.

Hierher gehört ein am Cap der guten Hoffnung wachsender Halbstrauch mit handförmig-fünfschneidigen Blättern und oberseits Blüten.

l) *Chorisia Lindley*. Von den vier, seltener fünf Kronblättern sind die beiden oberen lang benagelt und weit größer als die 2—3 untern. Die zehn Staubgefäße sind in eine sehr lange, abwärts geneigte, in der Mitte gegliederte Röhre verwachsen, sieben sind davon fruchtbar und zwar die beiden untern frei, die drei unfruchtbaren sind sehr kurz und pfriemlich.

Hierher gehört ein am Cap der guten Hoffnung wachsender, fleischiger Halbstrauch mit herzförmigen, stumpf gelappten Blättern.

m) *Pelargium De Candolle*. Die fünf Kronblätter sind ungleich, die beiden oberen einander genähert. Von den zehn ungleichen Staubgefäßen tragen sieben Staubbeutel, drei sind unfruchtbar und pfriemlich.

Diese Unterabteilung zerfällt wiederum in drei Sectionen:

a) *Ciconia De Candolle*. Von den einfarbigen Kronblättern sind die beiden oberen kürzer und schmaler. Die Staubgefäße sind kurz und aufrecht, die beiden unteren sehr kurz, die Staubbeutel fast sitzend.

Die Stengel der hierher gehörigen Arten sind strauchig-fleischig.

β) *Isopetaloiden De Candolle*. Die Kronblätter sind an Größe ziemlich gleich.

γ) *Anisopetala De Candolle*. Die oberen Kronblätter sind länger und breiter.

Mit den Geraniaceen sind folgende Gattungen nahe verwandt und werden deshalb meist zu derselben Familie gerechnet:

δ) *Rhynchotheca Ruiz und Pavon*. Der Kelch ist fünfblätterig, regelmäßig, stehende. Die Blumentrone fehlt. Die zehn Staubgefäße sind unterständig, die Staubfäden haarförmig, frei, etwas länger als der Kelch, stehende; die Staubbeutel sind nach Innen gewandt, zweifächerig, aufsteigend, der Länge nach aufspringend, abfällig. Der Fruchtknoten ist frei, sitzend,

gesucht, fänflappig, fänfächerig. Die Eichen hängen zu zwei in den Fächern im Centralwinkel an der Spitz. Der Griffel ist sehr kurz; die fünf Narben sind lang, rundlich, fleischig, absterbend. Die Kapsel besteht aus fünf, von dem verlängerten Griffel geschnäbelten, lederartig-bäutigen, einfächerigen, einfamigen Früchtchen, welche von der fänffürdigen Centralaxe endlich abspringen. Der Same ist länglich-dreieckig, zu beiden Seiten verschmälert und von einer dünnen angewachsenen Samenschale umgeben. Der Samenkeim ist in der Axe des fleischigen Eiwirfels gerade, grün und mit diesem von gleicher Färbung; die Keimblätter sind linealisch, flach; das Würzelchen ist rundlich, kurz, oberständig.

Die zu dieser Gattung gehörigen, sehr ästigen, dornigen Sträucher wachsen in Peru; sie besitzen gegenüberstehende, vierkantige Aeste, gegenständige, gestielte, nebenblattlose, ganzrandige oder dreieckige Blätter und gestielte, an der Spitze der Aeste büschelig-gehäufte Blüthen.

h) *Aulacosigma Turosianae*. Der Kelch ist fänfläppig, regelmäßig, stehenbleibend. Die Blumenkrone fehlt. Die zehn Staubgefäße sind unterständig; die haarfeinen, freien Staubfäden sind etwas länger als der Kelch und bleiben stehen; die Staubbeutel sind nach Innen gekrümmt, zweifächerig, aufsteigend, der Länge nach aufspringend und abfällig. Die fünf stehenden Fruchtknoten sind der fänffürdigen Centralaxe angewachsen, sie lösen sich aber leicht ab und sind zweifach, die Eichen sind dem Centralwinkel der schifförmigen Placente der Länge nach eingefügt und an ihren beiden Enden besetzt. Die fünf stehenden Narben sind fleischig, lang, zusammengedrückt und in einer Längsfurche auf dem Rücken ausgehöhlt.

Der hierher gehörige, in Quito wachsende Strauch ist niedrig, ästig, dornlos; seine Blätter sind kurz gestielt, klein, elliptisch-lanzettlich, etwas spitz, ganzrandig, oberseits ziemlich kahl, unterseits spärlich weichhaarig, grau, die Blüthen stehen an der Spitze der Aeste und Aestchen fast in Dolden; die Kelche sind weichhaarig, stachelspitzig, auf der Innenseite gelblich; die Fruchtknoten sind flüg.

i) *Ledocarpum Desfontaines*. Der Kelch ist von linealischen Deckblättern eingehüllt, fänfläppig, mit fast gleichen dachziegelig sich deckenden Blättern. Die fünf unterständigen Kronblätter wechseln mit den Kelchspitzen ab und sind größer als diese, verkehrt-eiförmig, in der Knospenlage zusammengedrückt, während der Blüthe absterbend. Von den zehn unterständigen Staubgefäßen sind die den Kronblättern abwechselnd gegenüberstehenden etwas kürzer; die Staubfäden sind fadenförmig-pfriemlich, frei, die Staubbeutel sind nach Innen gerwandt, zweifächerig, länglich, am Grunde eingefügt und der Länge nach aufspringend. Der Fruchtknoten ist frei, stehend, fast kugelförmig, fänfächerig. In den Fächern sind die Eichen dem Centralwinkel zu beiden Seiten eingefügt. Die eiförmige, fänfläppige Narbe hat aufrechte, stumpfe Lappen. Die Kapsel ist fänfächerig, an der Spitze fächelartig-fänfläppig, die Narven tragen die am Grunde mit der mittelpunktständigen Säule verwach-

senen Scheidewände. Die zahlreichen, zusammengedrückten Samen sind von einem häutigen Hantle umgeben. Der Samenkeim ist innerhalb des fleischigen Eiwirfels zweifächerig; die Keimblätter sind linealisch, flach, eingekrümmt; das Würzelchen ist rund, lang, vom Nabel entfernt.

Die zu dieser Gattung gehörigen, in Peru und Chili wachsenden Halbsträucher sind schlank und steif und haben abwechselnde oder seltener gegenständige, theilweise Blätter mit linealischen, ganzrandigen, am Grunde umgerollten, weichhaarigen, meergrünen Zipfeln, keine Nebenblätter und endständige, einzeln, lang gestielt, gelbe Blüthen.

n) *Wendtia Meyen*. Der Kelch ist von linealischen Deckblättern eingehüllt, fänfläppig und hat gleiche, dachziegelig sich deckende Blättchen. Die fünf unterständigen, eiförmigen, zugespitzten, in der Knospenlage gedrehten, während der Blüthe absterbenden Kronblätter wechseln mit den Kelchblättern ab und sind etwas kleiner als diese. Die zehn unterständigen Staubgefäße stehen abwechselnd den Kronblättern gegenüber und sind kaum kleiner als letztere; die Staubfäden sind fadenförmig-pfriemlich, frei; die nach Innen gerandeten Staubbeutel sind zweifächerig, eiförmig, am Grunde eingefügt und springen der Länge nach auf. Der freie, stehende, fast kugelförmige Fruchtknoten hat drei Fächer. Die paarweise in den Fächern dem Centralwinkel eingefügten, fast nebeneinanderhängenden Eichen sind halb gegenläufig. Die stehende, dreilappige Narbe hat kronblattartige, lanzettliche, aufrechte Lappen. Die Kapsel ist noch unbekannt.

Zu dieser Gattung gehören aufrechte oder nieder-gestreckte, in Chili wachsende Sträucher von der Gestalt einer Potentilla; sie haben gegenüberstehende, kurz gestielte, fleissemige, abgerige, mehr oder weniger tief dreieckig vielläppig, seidenhaarig-wollige Blätter ohne Nebenblätter, schlanke, einblüthige, an der Spitze der Aestchen zu drei stehende Blüthenstiele und gelbe Blüthen.

o) *Caesarea Cambesii*. Der glockenförmige, zehnerzige, fänftheilige, stehenbleibende Kelch hat spitz, in der Knospenlage flappig Zipfel. Die fünf unterständigen, länglichen, benagelten, in der Knospenlage gedrehten, während der Blüthe aufrechten Kronblätter wechseln mit den Kelchspitzen ab und sind größer als diese. Von den zehn unterständigen, von den Kronblättern eingeschlossenen Staubgefäßen sind die ersten gegenüberstehenden kürzer, die andern länger und oft einer unterständigen, schifförmigen Druse eingefügt; die fadenförmigen Staubfäden sind frei; die zweifächerigen, biegsamen, eiförmigen Staubbeutel springen der Länge nach auf. Der freie, stehende, dreilappige Fruchtknoten hat drei Fächer. Von dem beiden, dem Centralwinkel eingefügten Eichen jedes Faches ist das obere aufsteigend, das untere hängend. Die drei stehenden, fadenförmigen Narben sind auf der Innenseite mit Würzchen besetzt. Die verkehrt-dreilappige Kapsel ist fächelartig-dreilappig, die Klappen tragen in ihrer Mitte die samenführenden Scheidewände. Die hängenden, rundlichen Sa-

men sind wegen des Hellschlagens des untern Glieds einzeln in den Fächern; die Samenschale ist häutig, ziemlich rauh; der Nabel grundständig. Der Samenkeim ist innerhalb des zahlreichen, fleischigen Eircircels gekrümmt; die Keimblätter sind linealisch; das oberständige Würzelchen ist dem Nabel zugekehrt.

Hierher gehören ästige, im südlichen Brasilien einheimische Kräuter mit gegenständigen oder am Grunde der Ästchen zu vier mittelständigen, sehr kurz gestielten, eiförmigen oder lang-lanzettlichen, stark gelappten oder buckigen, oberseits ziemlich kahlen oder weichhaarigen, unterseits schneeweiß-filzigen Blättern und achselständigen, lang gestielten, fast rispigen, weißen, violetten oder rötlichen Blüten.

10) *Hypseocharis Remy*. Der fünftheilige Kelch hat stumpf, in der Knospenlage dachziegelförmig sich bedeckende Zipfel. Die fünf unterständigen, länglich-verkehrt-eiförmigen, in der Knospenlage gedrehten Kronblätter sind länger als der Kelch. Die 15 unterständigen, einreihigen, gleichen Staubgefäße sind etwas länger als der Kelch; die Staubfäden sind pfriemlich, am Grunde in einen Krug verwachsen; die zweifächerigen, nach Innen gewandten, länglichen Staubbeutel springen der Länge nach auf. Der freie, sitzende, fünfklappige Fruchtknoten ist fünfzählig. In jedem Fache befinden sich mehrere, in zwei Reihen dem Centralwinkel eingefügte Eichen. Der fünfziprige Griffel trägt an der Spitze die kopfförmige, fast ungetheilte Narbe.

Dieser Gattung ist nur eine in Südamerika auf den Anden wachsende Art bekannt.

11) *Viviania Cavendishii*. Der glockenförmige, fünfziprige, zehnröhrige, stehenbleibende Kelch hat spitze, in der Knospenlage klappige Zähne. Die fünf unterständigen, länglichen, benagelten, in der Knospenlage gedrehten, während der Blüthe etwas absteigenden Kronblätter wechseln mit den Kelchzipfeln ab und sind länger als diese. Von den zehn unterständigen, wenig hervorstechenden Staubgefäßen sind die andern länger und vor den fünf unterständigen Drüsen eingefügt; die Staubfäden sind fadenförmig, frei; die zweifächerigen, länglichen, aufrechten Staubbeutel springen der Länge nach auf. Der freie, sitzende, dreilappige Fruchtknoten hat drei Fächer. Von den in jedem Fache zu zwei dem Centralwinkel eingefügten Eichen ist das obere aufsteigend, das untere hängend. Die drei sitzenden, fadenförmigen Narben sind auf der Innenseite mit Würchen besetzt. Die Kapself ist verkehrt-bergsförmig, dreilappig, dreifächerig und fachspaltig-dreilappig; die Klappen tragen in ihrer Mitte die samenführenden Scheidewände. Von den beiden, in jedem Fache übereinanderstehenden, fast kugelförmigen Samen ist der obere aufsteigend, der untere hängend; die Samenschale ist häutig; der Nabel grundständig. Der innerhalb des fleischigen Eircircels befindliche Samenkeim ist gekrümmt; die Keimblätter sind linealisch; das Würzelchen ist dem Nabel zugekehrt.

Die zu dieser Gattung gehörigen, in Chili einheimischen Halbsträucher haben gegenständige, sehr kurz

gestielte, eiförmige, ganzrandige oder gekerbte, oberseits weichhaarige, unterseits schneeweiß-filzige Blätter, endständige, kurze, gabelig-getheilte Rippen und weiße oder rosen- und purpurrothe Blüten.

12) *Cissarobryon Poeppig*. Der glockenförmige, fünftheilige, stehenbleibende Kelch hat dreierne, spitze, in der Knospenlage klappige Zipfel. Die fünf unterständigen, länglichen, benagelten, in der Knospenlage gedrehten, während der Blüthe ziemlich aufrechten Kronblätter wechseln mit den Kelchzipfeln ab und sind länger als diese. Von den zehn unterständigen, eingeschlossenen Staubgefäßen sind die den Kronblättern gegenüberstehenden kürzer, die übrigen länger und vor den fünf unterständigen, verkehrt-bergsförmigen Drüsen eingefügt; die fadenförmigen Staubgefäße sind frei; die nach Innen gewandten, zweifächerigen, fast kugelförmig-zweiknosigen Staubbeutel springen der Länge nach auf. Der freie, sitzende, verkehrt-eiförmige Fruchtknoten hat drei Fächer mit 2—3 dem Centralwinkel eingefügten Eichen. Der Griffel ist fadenförmig; die drei linealischen Narben sind absteigend. Die Kapself ist dreikantig, dreifächerig, fachspaltig-dreilappig; die Klappen tragen in ihrer Mitte die samenführenden Scheidewände. Die fast kugelförmigen, am Grunde von dem zerrissenen Samenmantel umgebenen Samen hängen in den Fächern einzeln oder zu zweien; die Samenschale ist hornartig. Der am Grunde des fleischigen Eircircels befindliche Samenkeim ist recht-länglich und um die Hälfte kürzer als letzterer; die Keimblätter sind länglich, das oberständige Würzelchen ist dem Samen zugewandt.

Zu dieser Gattung gehört nur eine einzige Art, ein auf den Anden in Chili einheimischer, niedergebuckter Halbstrauch mit rundlichen, glänzenden, wenig ästigen, weichhaarigen Stengeln, gegenständigen, lang gestielten, fast runden, am Grunde abgestutzten, gekerbte-fünf- bis siebenlappigen, oberseits weichhaarigen, unterseits graufilzigen Blättern, achselständigen, fadenförmigen, graufilzigen Blütenfilzen und himmelblauen Kronblättern.

13) *Linostigma Klotzsch*. Der glockenförmige, viertheilige, stehenbleibende Kelch hat zugespitzte Zipfel. Die vier unterständigen, länglichen, benagelten, in der Knospenlage gedrehten, während der Blüthezeit ziemlich aufrechten Kronblätter wechseln mit den Kelchzipfeln ab und sind länger als diese. Von den acht unterständigen, eingeschlossenen Staubgefäßen stehen die abwechselnd längeren vor den vier unterständigen, verkehrt-bergsförmigen Schuppen; die fadenförmigen Staubbeutel sind frei; die zweifächerigen, pfriemförmigen, aufrechten Staubbeutel springen der Länge nach auf. Der freie, sitzende, etwas zusammengedrückte Fruchtknoten hat zwei Fächer. Die der Scheidewand angehefteten Eichen sind einzeln in den Fächern. Der Griffel ist fadenförmig; die beiden Narben sind lang-linealisch. Die Kapself ist unbekannt.

Die zu dieser Gattung gehörigen, im südlichen Brasilien wachsenden Kräuter haben gegenüberstehende, lang gestielte, sehr kriechend-eiförmige, am Grunde in den Blattstiel verschmälerte, stumpfe, gekerbte, oberseits dunkelgrüne, Anfangs schwach behaarte, später kahl, unter-

seits dünn-schneeweiß-filzige Blätter, achselständige, fadenförmige, weichhaarige Blütenstiele, wollige Kelche und himmelblaue Blumentronen.

(Garcke.)

GERANIUM, ist eine von Müller aus den Wurzeln verschiedener Geraniumarten dargestellte, bitter schmeckende Masse, welche auf folgende Art dargestellt wurde. Die zertheilten Wurzeln werden mit Alkohol ausgezogen, der Alkohol abdestillirt und die zurückbleibende Flüssigkeit so lange mit Kalchhydrat behandelt, bis sie nach dem Filtriren keine Spur von Gerbsäure mehr zeigt. Die hierdurch erhaltene klare Flüssigkeit wird nun verdunstet und das sich dabei auscheidende Harz entfernt; nach beendeter Verdunstung bleibt das Geranium zurück. Die Wurzeln verschiedener Geraniumarten gaben verschiedene Mengen von Geranium: Ger. pratense 5,5, G. palustre 4,6, G. Robertianum 4,5, G. sanguineum 3,0, G. silvaticum 2,5 und G. malvaefolium nur 1,4 Proc. Das so dargestellte Geranium ist honiggelb, sehr bitter-schmeckend, durchscheinend, sehr hygroskopisch und nicht trocken darzustellen; es löst sich in Wasser und wässrigem Weingeist, aber nicht in absolutem Alkohol und Aether, schmilzt in der Wärme zu einer wachsförmigen Masse und wird durch starke Salpetersäure oder Schwefelsäure Anfangs gefärbt und darauf zerstört. Die Lösung in Wasser gab mit Alkalien und andern Salzen keine besonderen Reactionen. Die Wurzeln der Geraniumarten sind sehr reich an Gerbsäure, deren Menge mit der Quantität des Geranium in gleichem Verhältniß zu stehen scheint. — Im Ganzen ist dieser Gegenstand noch nicht gehörig untersucht.

(J. Loh.)

GERANITES, heißen nach einigen ältern Schriftstellern über Verfeinerungen kugelige Concretionen, auch wol die zum Theil unter Baseniten begriffenen halbkugelförmigen Fischzähne. Bei den bessern Schriftstellern, wie Lange, Waier und Anders, findet sich dieser Name nicht.

(Giebel.)

GERANIUM. Mit diesem Namen bezeichnete Linné eine Pflanzengattung, welche später als Typus der natürlichen Familie der Geraniaceen angesehen wurde. Linné kannte aus dieser Gattung 67 Arten, worunter aber freilich die späterhin von L'Heritier als Erodium und Pelargonium abgetrennten mitbegriffen sind; nach Abzug dieser bleiben für Geranium, wie es jetzt begrenzt ist, nur 26 von ihm diagnostirte Arten übrig. Nach Linné sind viele Species aus dieser Gattung beschrieben, jedoch schon in De Candolle's Prodrömus 63 genau bekannte und drei zweifelhafte, vielleicht nicht zu dieser Gattung gehörige Arten aufgezählt werden, wovon in neuester Zeit eine gleiche Anzahl gekommen ist. In Deutschland sind die Mitglieder dieser Gattung unter dem Namen Storch- oder Kranichschnabel bekannt und in 20 Arten vertreten.

Der Charakter dieser Gattung ist folgender:

Der Kelch ist tief fünftheilig und hat etwas ungleiche Zipfel. Die fünf am Grunde des Stempelträgers eingefügten, mit den Kelchzipfeln abwechselnden Kronblätter sind bracteig, stumpf, hinfallig. Die zehn am Grunde einbrüderigen Staubgefäße stehen in zwei

Reihen; von den häutigen, aus breitem Grunde pfriemlichen Staubfäden stehen die fünf äußeren den Kronblättern gegenüber und tragen gleich den übrigen Staubbeutel; diese sind nach Innen gewandt, zwischförmig, aufeinanderlegend, kumpf, hinfallig und springen der Länge nach auf. Die fünf länglichen, einsächerigen, zweifachen Fruchtknoten sind bisweilen dem langen säulenförmigen Stempelträger angewachsen; die Eichen sind aufsteigend oder hängend. Die fadenförmigen, am Grunde getrennten Griffel stehen dem Stempelträger an, sind aber über diesem eng verwachsen und an der äußersten Spitze wiederum frei; die Narben laufen auf der Innenseite der Griffel herab. Die fünf Kapseln sind verkehrt-eiförmig oder länglich, einsächerig, durch Fehlschlagen einsamig und springen an der Bauchnaht auf; sie sind durch die vom Grunde bis zur Spitze röhrenförmig vom Stempelträger abspringenden, zurückgekrümmten, verbreiterten, innen kahlen oder festeren wolgigen Griffel geschwängt und hängen anfänglich an den an der Spitze mit dem Stempelträger verwachsenen Griffeln. Der Same ist dreikantig, die Samenschale krustig; die harte, fadenförmige Samennaht ist mit dem grundständigen Nabelstiele verbunden. Die Keimblätter des einkeimigen, zusammengelegten Samentkeims sind groß, blattartig, gewunden-zusammengedrückt; das Würzelchen ist kegelförmig, absteigend.

Von den verwandten und von ihr abgetrennten Gattungen Erodium und Pelargonium unterscheidet sich diese namentlich durch die zehn, sämtlich Staubbeutel tragenden Staubgefäße; ihre Blüthen, meist krautartige, nur sehr selten halbstrauchige Gewächse, sind in der gemäßigten Zone der ganzen Erde einheimisch und haben gegliedert-zweilige Stängel, gegenständliche Blätter, von denen das eine öfters kleiner ist oder abweichend und gegenständig, gekielt, oft mehr oder weniger freirunde, hand- oder fingerförmige Blätter, seitenständige Nebenblätter und blattgegenständige oder achselständige, nur sehr selten grundständige, ein- bis zweiblättrige Blütenstiele.

Wir lassen nun zunächst die von De Candolle aufgeführten Arten folgen:

A. Ausdauernde Arten mit einblättrigen Blütenstielen. A

1) Geranium sessiliflorum *Cavanilles*. Diese Art ist stengellos; die grundständigen Blütenstiele sind weit länger als der Blattstiel; die nierenförmigen Blätter sind drei- bis siebenblättrig und haben drei- bis fünfspaltige Rappen. Hierher gehört Ger. brevipes *L'Heritier*.

Sie wächst an der Waghelhaensstraße.

2) Ger. aculeum *Willdenow*. Diese Art ist stengellos; die grundständigen Blütenstiele sind kurz; die Blätter sind vieltheilig und haben linealförmige, ganzrandige Zipfel.

Diese Art wächst auf den Anden in Quito in einer Höhe 12000 Fuß.

3) Ger. cucullatum *Humboldt*, *Hausland* und *Kunth*. Diese Art wächst in Kassen die Aeste tief belüftet; die Blütenstiele sind etwas länger als die fünf-

theiligen, tutenförmig, eingeroßten, gewimperten, kahlen Blätter, deren Mittelpfel zwei- bis dreispaltig find; die Kelche find fackelförmig.

Diese Art wächst auf den Gebirgen bei Popayan in Neu-Granada.

4) *Ger. diffusum Humboldt, Bonpland und Kunth.* Die Stengel find ästig, ausgebreitet, zurückgeschlagen-behaart; die Blüthenstiele find etwas kürzer als der Blattstiel; die tief fünftheiligen, unterseits angedrückt-behaarten Blätter haben dreilappige Zipfel; die Kelche find fackelförmig.

Diese Art wächst auf den Gebirgen Peru's.

5) *Ger. Ayavacense Willdenow.* Der Stengel ist ausgebreitet, kahl; die fünftheiligen Blätter haben lanzettliche, zweitheilige Zipfel mit zwispaltigen Mittelpfeln; die wahrscheinlich achselständigen Blüthen sind lang gestielt.

Sie wächst bei Ayavaca in Peru.

6) *Ger. Chilense Willdenow.* Der Stengel ist ästig, seidenhaarig, drüsig; die sunstlappigen Blätter haben dreispaltige, gezähnte, weichhaarige Lappen; die Blüthen stehen wahrscheinlich in den Blattachseln.

Sie wächst bei Chililo in Duito.

7) *Ger. philonthum De Caudolle.* Die Stengel sind niedergestreckt; die Blüthenstiele sind länger als der Blattstiel und ganz am Grunde mit zwei, oft gewundenen Deckblättern besetzt; die nierenförmigen, dreibis fünftheiligen Blätter haben keilförmigen, an der Spitze dreizähligen Lappen.

Diese Art wächst an der Südküste von Neu-Holland und stimmt in der Tracht fast mit *Ranunculus parviflorus* oder *Ran. Philonotis* überein.

8) *Ger. potentilloides L'Heritier.* Die Stengel sind niedergestreckt; die Blüthenstiele länger als der Blattstiel und über der Mitte mit zwei Deckblättern besetzt; die nierenförmigen, fünftheiligen Blätter haben dreispaltige Lappen.

Sie wächst in Neu-Holland.

9) *Ger. radicans De Caudolle.* Die niedergestreckten Stengel schlagen an den Knoten Wurzeln; die Blüthenstiele sind von der Länge des Blattstiels und ganz am Grunde mit Deckblättern besetzt; die dreitheiligen Blätter haben keilig-eiförmige, stark gezähnte Lappen.

Diese Art wächst in Nepal.

10) *Ger. silbicum Linné.* Die Stengel sind ausgebreitet und nebst den Blüthenstielen von waagrecht-stehenden oder abwärts gerichteten Haaren rauh; die hantelförmigen, fünftheiligen Blätter haben rautenförmig-längliche, spitze, grobeingeknitte-gefügte Zipfel; die Blüthenstiele sind nach dem Verblühen abwärts geneigt; die Kronblätter verkehrt-eiförmig, schwach ausgerandet, so lang als der begrannte Kelch; die Fruchtschuppen glatt, weichhaarig; die Samen sehr schwach punktiert.

Diese Art wächst in Frankreich bei Bruchsal in Baden, außerdem in Sibirien, im Kaukasus und in China. Die Kronblätter sind weiß oder blaß röthlich und haben purpurrothe Adern.

11) *Ger. sanguineum Linné.* Die Stengel sind aufsteigend und nebst den Blüthenstielen von waagrecht-abstehenden, drüsenlosen Haaren rauh; die Blätter sind im Linné nierenförmig, siebenstheilig und haben dreibis vielstipaltige Zipfel mit linealischen Zipfelenden; die meist ein-, sehr selten zweiblühigen Blüthenstiele sind nach dem Verblühen etwas abwärts geneigt; die Kronblätter sind verkehrt-eiförmig, ausgerandet, doppelt so lang als der begrannte Kelch; die Fruchtschuppen sind glatt, oberwärts von zerstreuten, vorstehenden Haaren besetzt; die Samen sind sehr fein punktiert.

Diese Art wächst an sonnigen, reinigen und waldigen Orten in ganz Europa. Die Blumenkronen sind purpurroth.

12) *Ger. potentillae-folium De Caudolle.* Die Stengel sind etwas ausgebreitet, ästig; die achselständigen Blüthenstiele sind weit länger als die Blattstiele und über der Mitte mit zwei Deckblättern besetzt; die gegenständigen, auf der Unterseite weiß-filzig, kurz gestielten Blätter sind fünftheilig und haben eingeschnittene Zipfel mit linealischen Zipfelenden.

Diese Art wächst in Mexico.

B. Ausdauernde Arten mit zweiblühigen Blüthenstielen.

13) *Ger. incanum Linné.* Der Stengel ist ausgebreitet; die Blätter sind auf der Unterseite weiß-filzig, siebenstheilig und haben vielstipaltige linealische Zipfel; die Blüthenstiele sind sehr lang; die Kelche sind angedrückt-seidenhaarig; wölblich; die Kronblätter sind ganzrandig.

Diese Art wächst am Cap der guten Hoffnung. Die Blätter gleichen denen von *Potentilla argentea*.

14) *Ger. canescens L'Heritier.* Der Stengel ist ausgebreitet; die auf der Unterseite grauen, fünftheiligen Blätter haben längliche, eingeschnittene-gezähnte Zipfel; die sehr langen Blüthenstiele sind nebst den Kelchen drüsig-behaart; die Kronblätter sind ausgerandet.

Diese Art wächst gleichfalls am Cap der guten Hoffnung.

15) *Ger. subaeuleus L'Heritier.* Der Stengel ist sehr kurz; die fast grundständigen, geschnitten, wölblich-grauen, fünftheiligen Blätter haben dreizählige, stumpfe Zipfel; die Blatt- und Blüthenstiele sind abstehend-behaart; die Kronblätter sind sehr kump und länger als der wölbliche Kelch.

Diese Art wächst in Griechenland.

16) *Ger. argenteum Linné.* Diese Art ist grauseidenhaarig, stengellos oder stengelstrebend; die fünf- bis siebenstheiligen Blätter haben tief dreispaltige Zipfel und linealische Zipfelenden; die Kronblätter sind verkehrt-eiförmig, schwach ausgerandet und länger als der fackelförmige Kelch; die Fruchtschuppen sind glatt und seidenhaarig.

Diese Art wächst auf den Alpen in Süddeutschland und der Provence.

17) *Ger. cinereum Cavanilles.* Die Pflanzen sind fast stengellos; die fast grundständigen, geschnitten, meergrün-weichhaarigen, fünftheiligen Blätter haben keil-

sternige, dreispaltige Zipfel; die Blütenstiele sind fast grundständig; die Kronblätter sind ausgerandet.

Diese Art wächst in den Pyrenäen. Der Wurzelstock ist dick, fast holzig, wie bei den vorigen.

18) *Ger. anemonefolium L. Herit.* Der Stengel ist krautig; die kahlen, handförmig-fünfstheiligen Blätter haben doppelt-gekerbte Zipfel; die blattgegenständigen aufrechten Blütenstiele sind behaart. Hierher gehört *Ger. palatum Cavanilles*.

Diese Art wächst auf den Inseln Madera und Teneriffa. Die großen Blumentronen haben eine purpurrothe Farbe.

19) *Ger. macrorhizum Linné.* Die aufrechten Stengel sind gabelspaltig; die Blätter sind handförmig-sieben-spaltig und eingeschnitten-gezähnt; die Blütenstiele sind nach dem Verblühen aufrecht; die Kronblätter sind spatelig, benagelt, der Kelch ist so lang als der Kelch; die Staubgefäße sind abwärts geneigt; die Fruchtklappen sind kahl und querrundlich.

Diese Art wächst an felsigen Orten der Alpen und Boralpen in Krain, Oberkärnten, Südtirol, Oberbairn, Italien und Griechenland.

20) *Ger. tuberosum Linné.* Der Wurzelstock ist fast kugelförmig; der Stengel ist vom Grunde bis zur Gabeltheilung blattlos; die funktblüthigen Blätter haben linealische, fieder-spaltig-eingeschnitten-gezähnte Zipfel. Hierher gehört *Ger. radicans Marshall-Rieberstein*.

Diese Art wächst von Marokko bis Saurien.

21) *Ger. linearilobum De Candolle.* Der Wurzelstock ist fast kugelförmig; der schwachbehaarte Stengel ist vom Grunde bis zur Gabeltheilung blattlos; die vieltheiligen Blätter haben linealische, etwas eingeschnittene oder ganzrandige Zipfel. Hierher gehört *Ger. tuberosum Marshall-Rieberstein*.

Diese Art wächst in Wäldern und auf Feldern an der untern Wolga und am Kaukasus.

22) *Ger. gymnocaulum De Candolle.* Der kahl Stengel ist vom Grunde bis zur Gabeltheilung blattlos; die obern Blätter sind dreispaltig und haben fiederig-eingeschnittene Zipfel; die Kelche sind gewimpert-wellig; die Kronblätter sind ganzrandig.

Sie wächst in Perien. Die großen Blumentronen haben eine himmelblaue Farbe.

23) *Ger. ibericum Cavanilles.* Der Stengel ist wollig und gabeltheilig; die fünf- bis siebenstheiligen Blätter haben fieder-spaltig-eingeschnittene Zipfel und gezähnte Zipfel; die Kelche sind sehr wollig; die Kronblätter sind verkehrt-herzförmig oder fast dreispaltig.

Sie wächst in Perien. Die großen Blumentronen haben eine himmelblaue Farbe.

24) *Ger. nodosum Linné.* Der Stengel ist vierkantig; die untern Blätter sind funklappig, die obern dreilappig und haben längliche, zugespitzte, gefägte Zipfel; die Kronblätter sind ausgerandet und gestreift-adrig; die Fruchtklappen sind ganz behaart.

Diese Art wächst in England, Frankreich, Italien und Südtirol. Die Blätter sind auf der Unterseite glänzend

25) *Ger. Hernandezii Mocino und Sessé.* Der Stengel ist rundlich, die Kelche und Blättstiele sind absteigend-behaart; die untern Blätter sind funklappig, die obern dreilappig und haben längliche, zugespitzte, gefägte Zipfel; die Kronblätter sind länglich-eiförmig, fast ganzrandig.

Diese Art wächst in Mexico. Die Blumentronen sind kahl.

26) *Ger. Mexicanum Humboldt, Bonpland und Kunth.* Der Stengel ist aufrecht, übergebogen, behaart; die handförmig-fünfstheiligen, beiderseits angedrückt-behaarten Blätter haben drei- bis sieben-spaltig Zipfel; die Blütenstiele sind drüsig-behaart; die Kelche sind begrannt.

Diese Art wächst in Mexico zwischen Guanajuato und Santa-Fe.

27) *Ger. angulatum Curt.* Der Stengel ist kantig; die grundständigen Blätter sind siebenlappig, die stengelständigen funklappig und haben längliche, zugespitzte, gezähnte Zipfel; die Kronblätter sind ausgerandet. Hierher gehört *Ger. venosum Persoon*.

Das Vaterland dieser Art ist unbekannt.

28) *Ger. Wallichianum Sweet.* Der aufrechte Stengel ist schwach-kantig; die gegenständig, funklappigen Blätter haben eiförmig-lappig, lappig-gezähnte Zipfel; die Nebenblätter eines jeden Blattes sind in ein einziges, ungeheilt ver wachsen; die Kronblätter sind ausgerandet, die Narben sehr lang.

Diese Art wächst auf Bergen in Nepal. Die großen Kronblätter haben eine purpurrothe Farbe. Das Kraut ist fiedernhaarig-wellig.

29) *Ger. Vlassovianum De Candolle.* Der Stengel ist rundlich; die funklappigen Blätter haben eiförmig-zugespitzte, eingeschnittene-gezähnte Zipfel; die Nebenblätter eines jeden Blattes sind in ein einziges, an der Spitze zweispaltig ver wachsen; die verkehrt-eiförmigen Kronblätter sind ganzrandig.

Die Heimat dieser Art ist nicht genau bekannt, aber wahrscheinlich Sibirien. Die Kronblätter sind gestreift-adrig.

30) *Ger. stritum Linné.* Der Stengel ist rundlich; die untern Blätter sind funklappig, die obern dreilappig und haben eiförmig, spitze, eingeschnittene-gezähnte Lappen; die Nebenblätter sind nicht verwachsen; die Kronblätter sind ausgerandet-zweilappig.

Das Vaterland dieser Art ist Italien und Griechenland. Die Kronblätter sind netzförmig-adrig. Die Fruchtklappen sind ziemlich kahl und nur am Grunde wollig. Die Blätter haben an den Buchten auf der Oberseite fuchsig-flekt.

31) *Ger. reflexum Linné.* Der Stengel ist rundlich; die Blätter sind wechselständig, faul- bis siebenlappig, eingeschnittene-gezähnt, die obersten fleh; die Kronblätter sind zurückgeschlagen und an der Spitze gezähnt-gerahlet; die Staubgefäße sind kahl; die Fruchtklappen haben Duerfalten.

Diese Art ist in Italien und wahrscheinlich auch in Frankreich einheimisch.

32) *Ger. phaeum Linné*. Der Stengel ist rundlich; die Blätter sind handförmig-siebenförmig, eingeschnitten-gezähnt; die Kronblätter sind rundlich-verkehrt-eiförmig, ungleich gekerbt, kurz-benagelt, am Grunde bärtig, ein wenig länger als der stachelspizige Kelch; die Staubgefäße sind bis zur Mitte streifig-gerimpert; die Fruchtklappen sind behaart, vorn ausrufend.

Diese Art wächst auf den Gebirgen und den Vorbergen in Teutschland, Frankreich und der Schweiz. Die Kronblätter sind schwarz-violett, die Pflanze ändert aber ab:

b) *lividum L'Heritier*, mit schmutzig-silberfarbigen Kronblättern, welche oft am Grunde einen schmutzig-gelbvioletten Flecken haben, so in der Schweiz.

33) *Ger. eriostemon Fischer*. Der Stengel ist rundlich, einfach; die sunklappigen Blätter haben eiförmig, stark gezähnte Zipfel, die unten sind langgestielt und wechselständig, die obersten gegenständig und sitzend; die Kronblätter sind abstechend, ganzrandig; die Staubfäden sind behaart; die Kelche haben Grannen; die Blumenkrone hat eine himmelblaue Farbe.

Diese Art ist in Birkenwäldern Dauriens einheimisch.

34) *Ger. erianthum De Candolle*. Der Stengel ist rundlich, fast einfach, unterwärts kahllos; die Blätter sind sammtlich gestielt, handförmig-fünf- bis siebenlappig und haben eingeschnittene, spiz-gefüg-gezähnte Zipfel; die gehäufte Blütenstiele sind sehr kurz; die Kelche sind ganz wölbig, die Kronblätter ganzrandig, die Staubfäden behaart.

Diese Art wächst in Kamtschatka und in Nordamerika.

35) *Ger. silvaticum Linné*. Die aufrechten Stengel sind oberwärts drüsig-behaart; die Blätter sind handförmig-siebenförmig und eingeschnitten-gezähnt; die Blütenstiele stehen nach der Blütezeit aufrecht; die verkehrt-eiförmigen Kronblätter sind doppelt länger als der begrannte Kelch; die Fruchtklappen sind glatt und nebst dem Schnabel mit weit abstehenden, drüsentragenden Haaren besetzt; der Same ist sehr fein punktiert.

Diese Art wächst in Wäldern und auf roaligen Bergwiesen in ganz Europa. Die Kronblätter sind purpur-violett, über dem Nagel bärzig.

36) *Ger. pratense Linné*. Die aufrechten Stengel sind oberwärts drüsig-behaart; die Blätter sind handförmig-siebenförmig, eingeschnitten; die Blütenstiele sind drüsig-gottig, nach dem Verblühen herabgeschlagen, zur Fruchtzeit oft wieder aufrecht; die verkehrt-eiförmigen Kronblätter sind doppelt länger als der langbegrannte Kelch; die Fruchtklappen sind glatt und nebst dem Schnabel mit weit abstehenden, drüsentragenden Haaren besetzt; der Same ist sehr fein punktiert.

Diese Art wächst auf Wiesen und in Gebüsch in ganz Europa. Die Kronblätter sind blau, über dem Nagel kahl und nur am Rande gerimpert.

37) *Ger. longipes De Candolle*. Der Stengel ist rundlich, aufrecht und kahl; die handförmigen oberst spitzförmigen, fünf- bis siebenlappigen Blätter ha-

ben längliche, stark eingeschnittene Zipfel; die Blütenstiele sind sehr lang, die Kronblätter ganzrandig, die Staubfäden pfriemlich und kahl, die Kelche begrannt. Hierher gehört *Ger. Londresii Link*.

Das Vaterland dieser Art ist unbekannt. Die violettsilberfarbigen Blumenkronen gleichen an Größe denen der vorigen Art.

38) *Ger. maculatum Linné*. Der schwachkantige, aufrechte, gabelförmige Stengel ist mit zurückgekrümmten weichen Haaren besetzt; die drei- bis fünfspaltigen Blätter sind eingeschnitten-gezähnt, die grundhiebigen langgestielt, die obersten gegenständig und sitzend; die Kronblätter sind ganzrandig, die Staubfäden sind kaum am Grunde etwas gerimpert.

Diese Art wächst in Nordamerika von Canada bis Carolina. Die purpurrothen Blumenkronen sind bald so groß wie jene von *Ger. pratense*, bald fast um das Doppelte kleiner.

39) *Ger. collinum Marschall-Bieberstein*. Der kantige, ausgebreitete Stengel ist mit rückwärts stehenden weichen Haaren besetzt; die handförmig-fünfteligen Blätter haben fast dreilappige, eingeschnittene-geflachte Zipfel; die Blütenstiele und Kelche sind wölbig, flebrig; die Kronblätter sind ganzrandig, rundlich; die pfriemlichen Staubfäden sind unbehaart.

Diese Art wächst auf Bergwiesen in Laurien und am Kaukasus. Die Staubbeutel sind stets vollert.

40) *Ger. asphodeloides Willdenow*. Der schlaffe, ausgebreitete Stengel ist von rückwärts stehenden Haaren rau; die sunklappigen Blätter haben dreispaltige, etwas eingeschnittene Zipfel; die Blütenstiele und Kelche sind wölbig; die Kronblätter sind ausgerandet und die pfriemlichen Staubfäden unbehaart. Hierher gehört *Ger. orientale Miller*.

Diese Art wächst auf Wiesen in Griechenland, der Türkei und in Kleinasien.

41) *Ger. palustre Linné*. Die ausgebreiteten Stengel sind oberwärts nebst den Blütenstielen von drüsenlosen, rückwärts gekerbten Haaren rau; die Blätter sind handförmig-fünfteligen, eingeschnitten-gezähnt; die Blütenstiele stehen nach dem Verblühen abwärts geneigt; die Kronblätter sind verkehrt-eiförmig und doppelt so lang als der begrannte Kelch; die glatten Fruchtklappen sind mit abstehenden, drüsenlosen Haaren bestreut; der Same ist sehr fein punktiert.

Diese Art wächst auf sumphigen Wiesen und im Weidengebüsch zerstreut in Europa. Die Blumenkronen sind purpurroth.

42) *Ger. aconitifolium L'Heritier*. Der aufrechte Stengel ist oberwärts mit weichen drüsenlosen Haaren besetzt; die Blätter sind handförmig-siebenförmig, eingeschnitten-gezähnt; die Blütenstiele stehen nach der Blütezeit aufrecht; die verkehrt-eiförmigen Kronblätter sind doppelt so lang als der begrannte Kelch; die glatten Fruchtklappen sind nebst dem Schnabel von sehr kurzen, drüsenlosen, angedrückt-weichen Haaren besetzt; der Same ist sehr fein punktiert. Hierher gehört *Ger. rivulare Villars*.

Diese Art wächst auf den Alpen in der Schweiz und der Dauphiné. Die weißen Kronblätter sind von purpurrothen Adern durchzogen und an Größe fast um das Doppelte kleiner als jene von *Ger. pratense*. Die Wurzel ist büschelförmig.

43) *Ger. Dahuricum De Candolle*. Der am Grunde kahllose Stengel ist aufrecht und kahl; die gegenständigen, drei- bis funftheiligen Stengelblätter haben eingeschnittene, spitze Zipfel; die Blütenstiele sind drei Mal länger als das Blatt; zur Fruchtzeit zurückgeschlagen; die Kelche sind ziemlich kahl; die ganzrandigen Kronblätter sind am Grunde sehr bärtig; die friemlichen Staubfäden sind gewimpert.

Diese Art wächst auf Torfboden in Daurien. Die Wurzel besteht aus langen, büschelförmigen Knollen.

44) *Ger. bifolium Patr.* Der kahl, aufrechte Stengel ist unterhalb der Habelung kahllos; die beiden grundständigen Blätter sind gestielt und drei Mal kürzer als der Stengel, die übrigen gegenständig und sitzend, alle angebrückt, wellig, siebenblätlig und mit linealischen, fiederig-gezähnten Lappen versehen; die Kelche sind angebrückt, wellig, die Kronblätter ganzrandig, die Staubfäden gewimpert.

Diese Art wächst in Kiefernwäldern Dauriens in der Nähe von Barnaul.

45) *Ger. coerulescens Patr.* Der Stengel ist kahl, am Grunde kahllos, gabelspaltig; die gegenüberstehenden Stengelblätter sind fünf- bis siebenblätlig und haben fiederförmig- eingeschnittene, spitze Zipfel; die Kelche sind sehr wellig; die ganzrandigen Kronblätter sind am Grunde sehr schwach reichhaarig; die gewimperten Staubfäden sind um die Hälfte kürzer als der Kelch; die Kronblätter sind nur wenig länger als die Kelche.

Diese Art wächst auf Feldern in Daurien.

46) *Ger. pilosum Förster*. Die fast niedertliegenden, ästigen Stengel sind nebst den Blatt- und Blütenstielen von abstehenden Haaren raub; die drei- bis funftheiligen Blätter haben linealische, stumpfe, dreispaltig Zipfel; die Kelche sind gewimpert, die Staubfäden ziemlich kahl; die Kronblätter sind verkehrt-eiförmig, schwach ausgerandet, kahl purpurroth.

Diese Art wächst in Neu-Seeland.

47) *Ger. parviflorum Willdenow*. Die Stengel liegen fast nieder und nebst den Blatt- und Blütenstielen, sowie den Kelchen ziemlich kahl; die gegenüberstehenden, drei- bis funftheiligen Stengelblätter haben dreispaltige, gezähnte Zipfel; die Kronblätter sind fast kürzer als der Kelch; die Staubfäden sind kahl.

Diese Art wächst in Neu-Holland.

48) *Ger. Nepaulense Sweet*. Der Stengel ist niedergebückt, zusammengebrückt; die gegenständigen, fünfklappigen Blätter haben längliche, ungleich gezähnte Zipfel; die langen Blütenstiele sind nebst den Kelchen behaart; die verkehrt-eiförmigen, schwach ausgerandeten Kronblätter stimmen in der Länge mit dem Kelche überein; die Fruchtklappen sind behaart.

Diese Art wächst in Nepal.

49) *Ger. cristatum Steven*. Der Stengel ist schlaff und einfach; die nierenförmigen, siebenklappigen Blätter haben dreispaltige Zipfel und dreizählige Zipfelchen; die verlängerten Blütenstiele sind nebst den Kelchen rauhhaarig; die ausgerandeten Kronblätter überragen die Kelche; die Fruchtklappen sind sammtartig. Hierher gehört *Ger. Albanum Marshall- Bieberstein*.

Diese Art wächst in Albanien am Flusse Zuch-ribasch.

50) *Ger. pyrenaicum Linné*. Der aufrechte Stengel ist nebst den Blättern reichhaarig und etwas zottig; die Blätter sind im Umrisse nierenförmig, sieben- bis neunspaltig, die Zipfel der untern vorn eingeschnitten, stumpf-gerbt; die Blütenstiele sind nach dem Verblühen abwärts geneigt; die verkehrt-herzförmigen, zweispaltigen Kronblätter sind doppelt länger als der fächerförmige Kelch und oberhalb des Nagels beiderseits dichtbärtig; die Fruchtklappen sind glatt und angebrückt, reichhaarig; der Same ist glatt; die Blumenkronen sind purpur-violett.

Diese Art wächst auf Wäldern und in Bergwäldern hin und wieder und wird nicht selten in Gärten gebaut.

C. Einblühige Arten mit zweiblättrigen Blütenstielen.

51) *Ger. molle Linné*. Die ausgebreiteten Stengel sind von längern Haaren weich und von längern ungleich zottig; die Blätter sind nierenförmig, die grundständigen neunspaltig, die stengelständigen siebenklappig mit dreispaltigen Lappen; die Blütenstiele sind nach dem Verblühen abwärts geneigt; die verkehrt-herzförmigen, am Grunde fein-gewimperten Kronblätter sind länger als der kurz-fächerförmige Kelch; die Fruchtklappen sind querrundlich und kahl; der Same ist glatt.

Diese Art wächst auf Wegen und an Wälderrändern in ganz Europa. Die Kronblätter sind purpurroth.

52) *Ger. lucidum Linné*. Der Stengel ist aufrecht; die Blätter sind im Umrisse nierenförmig, fünf- bis siebenspaltig, eingeschnittene-stumpf-gerbt; die Blütenstiele sind nach dem Verblühen abwärts geneigt; die verkehrt-eiförmigen, ungetheilten Kronblätter sind länger als der querrundliche, pyramidenförmige Kelch; die Fruchtklappen sind nebst; rundlich und fein-gerbtgestreift, oberwärts reichhaarig; der Same ist glatt.

Diese Art wächst an schattigen, etwas fruchten Stellen in ganz Europa. Die Blumenkrone ist purporroth.

53) *Ger. pusillum Linné*. Die Blätter sind fast nierenförmig, siebenklappig und haben dreispaltige Lappen; die länglich-verkehrt-herzförmigen Kronblätter sind so lang oder ein wenig länger als der kurzabgegrenzte Kelch, ihre Nagel sind fein gewimpert; die Fruchtklappen sind glatt, aber angebrückt, reichhaarig; der Same ist glatt. Hierher gehört *Ger. rotundifolium Pollich* und *Ger. malvaefolium Scopoli*.

Diese Art wächst auf Schutt und an Wegen und Zäunen in ganz Europa. Die Blumenkronen sind bläulich.

54) *Ger. rotundifolium Linné*. Die ausgebreiteten Stengel sind weichhaarig; die Blätter sind im Umriss niernförmig; die untern siebenstaltig, vorn stumpf-eingeschnitten-gelotzt; die Blüthenstiele sind nach dem Verblühen abwärts geneigt; die länglich-eiförmigen, ungetheilten Kronblätter sind ein wenig länger als der kurzbegrannte Kelch; die Fruchtklappen sind glatt, aber mit abstehenden weichen Haaren besetzt; der Same ist wabenartig-punktiert. Hierher gehört *Ger. viscidulum Pr.* Die Kronblätter sind fleisdroth.

Diese Art wächst in Weinbergen, auf Wiedern und an feinnigen, buschigen Orten hin und wieder in ganz Europa.

55) *Ger. pallens Marshall-Bieberstein*. Die untern Blätter sind gestielt, die obersten sitzend, handförmig-fünftheilig und haben dreilappige Zipfel; die ungetheilten Kronblätter sind wenig länger als der begrannte Kelch; die Fruchtklappen sind rauhhaarig; die Samen wabenartig-punktiert.

Das Vaterland dieser Art ist Taurien.

56) *Ger. columbinum Linné*. Die ausgebreiteten Stengel sind nebst den Blüthenstielen von abwärts-angebrachten Haaren besetzt; die Blätter sind fünf- bis siebenstaltig; die Zipfel der untern Blätter sind vielstaltig, die der obern dreispaltig; die Blüthenstiele sind nach dem Verblühen abwärts geneigt; die verkehrt-herzförmigen Kronblätter sind so lang als der langbegrannte Kelch; die Fruchtklappen sind kahl; die Samen wabenartig-punktiert.

Diese Art wächst auf Wiedern, in Gebüschen und an feinnigen Orten in ganz Europa. Die Blumenkronen sind rosenroth.

57) *Ger. dissectum Linné*. Die ausgebreiteten Stengel sind mit kurzen Haaren besetzt; die Blätter sind fünf- bis siebenstaltig; die Zipfel der untern Blätter sind vielstaltig; die der obern dreispaltig; die Blüthenstiele sind nach dem Verblühen abwärts geneigt; die verkehrt-herzförmigen Kronblätter sind so lang als der begrannte Kelch; die Fruchtklappen sind glatt, aber nebst dem Schnabel mit abstehenden, drüsentragenden Haaren besetzt; die Samen sind wabenartig-punktiert.

Diese Art kommt an kultivierten Orten, Heiden und auf Rainen in ganz Europa vor. Die Kronblätter sind purpurroth.

58) *Ger. Carolinianum Linné*. Die bis zur Mitte fünfstaltigen Blätter haben eingeschnitten-dreieckig-fünfstaltige Zipfel; die Blüthenstiele sind an der Spitze gebückt; die ausgebreiteten Kronblätter stimmen in der Länge mit dem begrannten Kelche überein; die Fruchtklappen sind behaart; die Samen glatt.

Diese Art wächst auf Felsen in Nordamerika von Georgien bis Virginien. Die Kronblätter sind weiß und geadert. Vielleicht ist von dieser Art *Ger. lanuginosum Jacquin* durch die steifhaarigen Stengel, Blatt- und Blüthenstiele und durch die purpurrothen Kronblätter verschieden.

59) *Ger. villosum Tenore*. Der Stengel ist aufrecht; die kreisrund-herzförmigen, neunlappigen Blätter

haben dreispaltige, stumpfe Zipfel; die Blumenkronen sind doppelt länger als der Kelch; die Kronblätter ausgebreitet.

Diese Art wächst in Sümpfen bei Neapel.

60) *Ger. retrorsum L'Héritier*. Die fünfstheiligen Blätter haben dreispaltige, fast linealische Zipfel und dreizählige, stumpfe Zipfelchen; die Haare des Stengels sind rückwärts-angebracht; die stumpfen Kronblätter sind kaum länger als der begrannte Kelch; die Kelche sind weiß; die Samen sind wahrscheinlich wabenartig-punktiert.

Diese Art wächst in Neu-Seeland.

61) *Ger. bohemicum Linné*. Der ausgebreitete Stengel ist nebst den Blüthenstielen drüsig-haarig und gottig; die handförmig-fünfstaltigen Blätter haben spitze, eingeschnitten-gezähnte Zipfel; die Blüthenstiele sind nach dem Verblühen aufrecht, etwas absteigend; die Kronblätter sind verkehrt-herzförmig, am Grunde und am vordern Rande gewimpert; die Fruchtklappen sind glatt, aber mit abstehenden, drüsentragenden Haaren besetzt; die Samen sind glatt.

Diese Art wächst in Wäldern und auf Haiden bei Karlsbad in Böhmen, in der Oberlausitz und in der Schweiz. Die Blumenkronen sind blau und mit fünf violetten Adern durchzogen.

62) *Ger. divaricatum Ehrhart*. Der Stengel ist mit abstehenden, steifen Haaren besetzt; die handförmig-fünfstaltigen Blätter haben rautenförmige, grob-eingeschnitten-gezähnte Zipfel, die obersten Blätter sind dreispaltig, der eine Seitenlappen ist länger; die Blüthenstiele sind nach dem Verblühen abwärts geneigt; die verkehrt-herzförmigen Kronblätter sind so lang als der begrannte Kelch; die Fruchtklappen sind querrundlich, kurzhaarig; die Samen sind glatt.

Diese Art wächst in Weinbergen und an gebirgigen Orten in Teuschland, Ungarn, der Schweiz und im Kaukasus. Hierher gehört *Ger. Winterli Roth*. Die Kronblätter sind hellrosenroth und dunkler geädert.

63) *Ger. Robertianum Linné*. Der Stengel ist aufrecht; die Blätter sind drei- oder fünfstaltig, die Blüthenstiele sind gestielt, dreispaltig und siebenstaltig-eingeschnitten; die Blüthenstiele sind nach dem Verblühen etwas abwärts geneigt, die verkehrt-eiförmigen, ungetheilten Kronblätter sind länger als der begrannte Kelch; die Fruchtklappen sind neigungselig; die Samen sind glatt.

Diese Art kommt in schattigen Wäldern, an Felsen und fruchten Zäunen in ganz Europa vor. Die Kronblätter sind rosenroth und haben drei weißliche Streifen.

Unvollständig bekannt sind:

64) *Ger. ranunculoides Burmann*. Die Wurzel ist knollenförmig; die Aeste sind gabelstaltig; die Blätter sind kreisförmig-vielstaltig; die sehr langen Blüthenstiele sind einbürtig.

Diese Art wächst in Afrika und ist vielleicht von *Ger. canescens* nicht verschieden.

65) *Ger. lapinoides Burmann.* Die Wurzel ist knollenförmig; die freisunden, eingeschnittenen, flügigen Blätter haben linealische Lappen; die Blüthenstiele sind grundständig, zweitheilig und doppelt länger als der Blattstiel.

Diese Art wächst am Cap der guten Hoffnung und ist vielleicht von *Ger. argenteum* nicht verschieden.

66) *Ger. arabicum Forsk.* Die Blätter sind rundlich, eingeschnitten; die Blüthenstiele stehen zu zweien.

Diese Art wächst in Yemen häufig und variiert mit weißer und rother Blüthe.

Nach dem Erscheinen von Dr. Gussone's Prodrum sind folgende Arten bekannt gemacht:

67) *Ger. Endressii Gay.* Die Wurzel ist ausdauernd; die Stengel sind schlant, aufsteigend, fast einfach und von abstehenden Haaren rauh; die Blätter sind gegenständig, sämmtlich gestielt, die untern fünf-, die obern dreilappig, die Lappen sind spitz, eingeschnitten-geägt; die achselständigen, zweiblütigen, rauchhaarigen, brüsenlosen Blüthenstiele sind mehr als doppelt länger als das Blatt; die Blüthenstiele sind zur Fruchtzeit aufrecht; die länglich-verkehrt-eiförmigen, ungetheilten, am Grunde gewimperten Kronblätter sind drei Mal länger als der weichhaarige Kelch; die Staubfäden sind dicht behaart; die Fruchtklappen sind behaart, runzellos; die Samen sind ganz glatt.

Diese Art ist auf den Pyrenäen einheimisch.

68) *Ger. delicatulum Tenore und Gussone.* Die Wurzel ist einjährig; der Stengel ist ausgebreitet, ästig; die Blätter sind nebst den Kelchen behaart, die grundständigen sind kreisförmig, sieben- bis neunlappig, die Lappen dreispaltig-gekerbt, die obern stengelständigen sind nierenförmig, am Grunde abgestutzt, drei- bis siebenlappig, die Lappen sind stumpf und fast ungetheilt; die Blüthenstiele sind zweiblütig; die ausgebreitete-zweispaltigen Kronblätter sind kaum länger als der spize Kelch; die Kapseln sind runzelig und nebst dem Schnabel weichhaarig; die Samen sind klein und nebförmig.

Diese Art wächst an grasigen Orten in den Apenninen.

69) *Ger. libanoticum Schenk.* Diese Art ist mit weichen Haaren besetzt; der einfache Stengel trägt in der Mitte zwei Blätter; die gegenständigen, fünfteiligen Blätter haben keilförmige, gekerbt-vielspaltige Zipfel und linealische, ziemlich spize Zipfelchen; die Blüthenstiele sind einblütig; die verkehrt-bergsförmigen Kronblätter sind drei Mal länger als die lanzettlichen, kurz begrenzten grauen Kelchblätter.

Diese Art wächst auf dem Libanon.

70) *Ger. laetum Ledebour.* Der kantige, fast aufrechte, am Grunde nackte Stengel ist nebst den fünf- bis siebenstrahligen, grundständigen Blättern angedrückt-behaart; die fiederförmigen Blattzipfel sind auf der Unterseite grau; die schwach ausgebreiteten, am Grunde bärtigen Kronblätter sind doppelt größer als der begrannete Kelch; die Staubfäden sind gewimpert.

Das Vaterland dieser Art ist der Ural.

71) *Ger. affine Ledebour.* Der fast rundliche, aufrechte Stengel ist grau-weichhaarig; die fast sieben-

theiligen Blätter haben längliche, eingeschnittene Zipfel; die Blüthenstiele stehen fast in Ebensträufen, die Deckblätter überragen die Blüthenstiele; der Fruchtkelch ist cylindrisch; die Kronblätter sind verkehrt-eiförmig, ganzrandig; die Staubfäden sind am Grunde verbreitert, schwach gewimpert; übriges kahl.

Diese Art wächst in Uken am Flusse Irtysh.

72) *Ger. saxatile Karstia und Kirilow.* Aus dem weithin reichenden Wurzelhede entspringen viele kantige, fein-weichhaarige Stengel; die fünf-lappigen Blätter haben kurze, eiförmig-rundliche, eingeschnittene-fiederförmige Zipfel; die zweiblütigen Blüthenstiele sind zur Fruchtzeit abwärts geneigt; die verkehrt-eiförmigen, ungetheilten, am Grunde bärtigen Kronblätter sind doppelt länger als der begrannete Kelch; die Staubfäden sind am Grunde verbreitert und kahl; die Fruchtklappen sind glatt, aber weich-behaart.

Diese Art wächst in Sengorien und steht dem *Ger. pratense* sehr nahe.

73) *Ger. albiflorum Ledebour.* Der Stengel ist aufrecht, rundlich, kahl, nach Oben gabelförmig; die Blätter sind behaart, die untern fiederförmig, die obern gegenständig und 3-5lappig und haben längliche Lappen; die Blüthenstiele sind mit weichen Haaren besetzt; die Kelche sind lang begrannt und behaart; die Kronblätter sind ausgebreitet, die Staubfäden gewimpert.

Diese Art ist auf dem Ural einheimisch.

74) *Ger. platyptalum Fischer und Meyer.* Diese Art ist ausdauernd und weich-abstehend-behaart; der Stengel ist aufrecht, kantig; die Nebenblätter sind frei; die herzförmig-rundlichen, 3-7lappigen Blätter haben verkehrt-eiförmige, doppelt-gezähnte Lappen; die zweiblütigen Blüthenstiele sind nebst den begranneten Kelchen druck-behaart; die 2-3lappigen Kronblätter sind doppelt länger als der Kelch; die Staubfäden und Fruchtklappen sind behaart; die Samen sind glatt.

Diese Art wächst in Uken auf dem Ural.

75) *Ger. trilobum Karl Koch.* Diese Art ist aufrecht, behaart, ästig; der Stengel ist vierkantig; die tief-dreilappigen Blätter haben gekerbt-geägt, zugespitzte Lappen; die Blüthenstiele sind zweiblütig; die zweispaltigen Kronblätter sind 2-3 Mal länger als die begranneten Kelchzipfel.

Diese Art wächst in Uken auf dem Berge Katerala.

76) *Ger. rubifolium Lindley.* Diese Art ist ausdauernd, aufrecht, behaart; der Stengel ist rundlich; die herzförmigen, gegenständigen, dreilappigen Blätter haben eiförmige, fast geägt Zipfel; die dreieckigen Nebenblätter sind nicht verwachsen; die einblütigen Blüthenstiele sind zweiblütig; die ausgebreiteten Kronblätter überragen den Kelch um ein Bedeutendes.

Diese Art wächst auf dem Himalaya.

77) *Ger. multistidum D. Don.* Diese Art ist stengellos; die Blüthenstiele sind zweiblütig; die vierkantigen, aufsteigenden Stengel sind an der Spitze fast dreieckig; die tief-fünfstreiligen Blätter haben vielstellige Zipfel und linealische, stumpfe Zipfelchen.

Diese Art wächst in Nepal.

78) *Ger. Wightii Garcke*. Der Stengelstock ist büschelförmig, ausdauernd; die Stengel sind krautartig, ausgebreitet, niederliegend, kantig und nebst den Blatt- und Blütenstielen mit absteigenden Haaren besetzt; die funklappigen Blätter sind auf der Oberseite spärlich behaart, auf der Unterseite an den Adern und Nerven wollig; die keilig-eisernen Kappen sind ungleich eingeschnitten und stumpf, ober kurz-fachelspitzig-gezähnt; die lanzettlichen, zugespitzten Nebenblätter sind schwim-pert; die zweiblühigen Blütenstiele sind viel länger als die Blätter; die eiförmig-länglichen, drei- oder biwei-ten fünfnerigen Kelchblätter sind stumpf, aber mit einer Stachelspize besetzt, welche sechs Mal länger ist als das Kelchblatt selbst; die ungetheilten, verkehrt-eisernen Kronblätter überragen den Kelch fast um das Doppelte; die freien, fast kahlen, aus ziemlich breitem Grunde pfriemlichen Staubfäden stehen in zwei Reihen; der Griffel ist wollig; die Fruchtklappen sind behaart, die Samen kahl und nebförmig. Hierher gehört *Ger. affine Wight und Arnott*.

Diese Art wächst in Ostindien.

79) *Ger. Grevilleanum Wallich*. Der cylindri-sche, aufsteigende Stengel ist behaart; die gegenständigen Blätter sind lang gestielt, funklappig, eingeschnitten-gezähnt, wollig und weich; die Deckblätter und Neben-blätter sind lanzettlich, zweitheilig, die Kronblätter ver-kehrt-eisernig, die Narben sehr lang.

Diese Art wächst in Ostindien.

80) *Ger. Lindleyanum Royle*. Diese Art ist sehr behaart; der aufsteigende Stengel ist ästig; die unteren bodenständig stehenden, lang gestielten, handförmig-sieben-spaltigen Blätter haben vielschneidige, eingeschnitten-gezähnte Kappen, die fengelschneidigen stehen einander gegenüber; die aus der Gabeltheilung der Aeste entsprin-genden Blütenstiele sind länger als diese, die seitlichen und endständigen aber um die Hälfte kürzer, alle sind zweiblühig und an der Spitze mit zwei kleinen Deck-blättchen besetzt; die behaarten Kelche sind fachelspitzig; die Kronblätter sind ungetheilt.

Diese Art wächst auf dem Himalaya.

81) *Ger. Tuberaria Jacquemont*. Der Stengel-stock ist knollenförmig; der Stengel ist einfach, kantig, schwach-behaart; die 3-5theiligen Blätter sind gleich-falls schwach-behaart; die Blütenstiele sind zweiblühig; die verkehrt-herzförmigen Kronblätter sind drei Mal län-ger als der begrenzte Kelch.

Diese Art wächst in Kaschmir.

82) *Ger. ocellatum Jacquemont*. Der Stengel ist ästig, schwach, behaart, flebrig; die herzförmigen, funklappigen Blätter sind reichhaarig; die endständigen Blütenstiele stehen in Tragbündeln; die ungetheilten Kronblätter sind länger als der begrenzte Kelch; die kahlen Fruchtklappen sind quer-geadert.

Diese Art kommt in Kaschmir vor.

83) *Ger. glandulosum Lehmann*. Der Stengel ist dreikantig; die gegenüberstehenden oder wechselständigen, funftheiligen Blätter haben längliche, eingeschnit-tene, reichhaarige, auf der Unterseite graue Zipfel; die

langen, zweiblühigen Blütenstiele sind nebst den Frucht-klappen drüsig-behaart.

Diese Art wächst am Cap der guten Hoffnung.

84) *Ger. castrum Kiklon und Zeyher*. Der Sten-gel ist dreikantig, gefurcht, gabelfaltig; die 4-5lap-pigen, behaarten Blätter haben fast kreisförmig, fieder-förmig-eingeschnittene Zipfel; die langen Blütenstiele sind zweiblühig.

Diese Art wächst gleichfalls am Cap der guten Hoffnung.

85) *Ger. ornithopodum Kiklon und Zeyher*. Der fast rundliche Stengel ist behaart; die wechselständigen, funftheiligen, weichhaarigen, unterseits meergrünen Blät-ter haben längliche, tief-eingeschnittene Zipfel.

Das Vaterland dieser Art ist das Cap der guten Hoffnung.

86) *Ger. contortum Kiklon und Zeyher*. Der kantige Stengel ist gedreht; die tief-4-5theiligen, be-haarten Blätter haben verkehrt-eisernig, doppelt-fieder-spaltige Zipfel; die langen Blütenstiele sind zweiblühig; die Blütenstiele sind gedreht.

Diese Art ist am Cap der guten Hoffnung ein-heimisch.

87) *Ger. arachnoideum St. Hilaire*. Diese Art ist ziemlich behaart; der Stengel ist niederliegend, schlank, ästig; die grundständigen, nierenförmigen, fast fiederarti-gen, sehr tief sieben-spaltigen Blätter haben eingeschnit-ten-dreispaltige Zipfel; die einblühigen Blütenstiele sind nebst den Blattstielen fadenförmig; die Fruchtklap-pen sind cylindrisch-länglich, wollig.

Diese Art wächst im südlichen Brasilien.

88) *Ger. albicans St. Hilaire*. Diese Art ist grau-behaart; die ausgebreiteten Stengel sind nebst den Blatt- und Blütenstielen raubhaarig; die grundständigen Blätter sind nierenförmig-kreisrund, sehr tief 5-7-spaltig und angebrückt-behaart, die oberen sind oft am Grunde abgestutzt; die Blütenstiele sind zweiblühig; die ungetheilten, kaum ausgebreiteten Kronblätter sind wenig länger als der Kelch; die verkehrt-eisernigen Fruchtklappen sind behaart; die Samen sind sehr schwarz-nekdrag.

Diese Art wächst im südlichen Brasilien.

89) *Ger. Schiedeanum Schlechtendal*. Der lange Stengel ist rückwärts-reichhaarig; die gegenüberstehen-den, gestielten, 3-5theiligen Stengelblätter haben fieder-faltige Zipfel und breit linealische, zugespitzte, kurz-fachelspitzige, ungetheilte oder dreilappige, beiderseits, aber auf der Unterseite dichter angebrückt-reichhaarige Zipfelchen; die Kronblätter überragen die länglich-eiförmigen, zugespitzten, dreinervigen, reichhaarigen Kelche um ein Bedeutendes.

Diese Art wächst in Mexico.

90) *Ger. intermedium Bertero*. Der Stengel ist aufrecht, ästig, gestreift und schwach-wollig; die sehr lang gestielten, am Grunde fast abgestutzten, ziemlich kahlen, funklappigen Blätter haben dreispaltige Kappen und abgerundete, fachelspitzige Zipfelchen; die ungetheil-

ten Kronblätter haben mit dem wolgigen, kurz begrenzten Kelche gleiche Länge; die Fruchtklappen sind kahl.

Diese Art wächst in Chili.

91) *Ger. berterianum Colla.* Diese Art ist sehr wolgig; der Stengel ist fast aufrecht, ästig; die fast kreisrunden, fünfspaltigen Blätter haben leilförmige, fünfspaltige Lappen und linealische, stumpfsichtige Zipfeln; die ungetheilten Kronblätter sind doppelt größer als der sehr kurz begrenzte Kelch; der Wurzelstock ist rübenförmig.

Diese Art wächst in Chili.

92) *Ger. Hookerianum Walpers.* Der schwachkantige, aufrechte, gabelspaltige Stengel ist unterwärts kahl, oberwärts drüsig-behaart; die Blätter sind tief-fünfteilig, eiförmig zugespitzt, eingeschnitten-fiederspaltig, schwach behaart; die grundständigen sind lang gestielt, die obern gegenständig, kurz gestielt, dreitheilig und zugespitzt; die Kelche sind drüsig-behaart; die ungetheilten Kronblätter sind auf der Innenseite nebst dem Grunde der Staubfäden rauhaarig.

Diese Art wächst in Nordamerika auf den Rocky mountains.

93) *Ger. caespitosum James.* Diese Art ist fast aufrecht, oberwärts wenig ästig; die grundständigen Blätter sind nierenförmig, tief 3-7spaltig; die Blüten sind wenig größer als die von *Ger. Robertsonium* und ähnlich gefärbt als diese.

Diese Art wächst in Nordamerika.

94) *Ger. cuneatum Hooker.* Diese Art ist krauchartig; die Blätter sind lederartig, leilförmig, an der Spitze abgerundet, gezähnt; die Nebenblätter sind pfriemlich, am Grunde spidenförmig; die Blütenstiele stehen in Ehrensträngen.

Diese Art ist auf den Sandwichinseln einheimisch.

95) *Ger. breviceale Hooker.* Diese Art ist behaart; der Stengel ist sehr kurz und niederliegend; die lang gestielten, fast grundständigen, fünfspaltigen Blätter haben dreispaltige, eingeschnittene Zipfel; die einblättrigen, sehr kurzen Blütenstiele sind weiß behaart; die Kelche sind seidenhaarig; die weichhaarigen Früchte haben einen ziemlich dicken, fleischförmigen Schnabel.

Diese Art wächst in Sandbiensland.

96) *Ger. Freyeri Grisebach.* Der Stengel und die Blattstiele sind von ganz kurzer, spärlicher Behaarung reich; die Blattzipfel sind länglich, zugespitzt und tief gesägt; die lilafarbenen Kronblätter sind doppelt länger als der Kelch.

Diese Art wächst in Wäldern Macedoniens.

97) *Ger. macrostylum Boissier.* Der knotige Wurzelstock ist mit cylindrisch-traubenförmigen Faserwurzeln besetzt; der aufrechte Stengel ist kurz-weichhaarig, bis zur Mitte und unterhalb der blüthentragenden Äste blüthenlos; die grundständigen Blätter sind lang gestielt, im Umriss fast kreisrund, handförmig-fiederspaltig und haben fiederspaltige Zipfel und schmal-linealische Zipfeln; die stengelständigen sind kurz gestielt, die obersten fast sitzend und in fünf fast ganzrandige, spitze Zipfel getheilt, alle sind angedrückt-weichhaarig, auf der Unter-

seite blasser; die Blütenstiele sind nach der Blüthezeit aufrecht; die rosenrothen, ausgebreiteten Kronblätter sind fast drei Mal länger als der lang begrenzte, von weichen Haaren rauhaarige Kelch; der Griffel überragt während der Blüthe den Fruchtknoten.

Diese Art wächst in Kleinasien.

98) *Ger. allanicum Boissier.* Der Wurzelstock ist dick und fast holzig; der aufrechte Stengel ist von abstehenden, drüsentragenden Haaren rauh; die sammtlich lang gestielten, handförmig 5-7theiligen Blätter haben dreispaltige Zipfel und stumpfsichtige, gezähnte Zipfeln, sie sind alle auf der Oberseite spärlich, auf der Unterseite reichlich weiß-seidenhaarig; die Blüten sind einblättrig; die zweiblühigen Blütenstiele sind nach der Blüthezeit aufrecht; die verkehrt-eiförmigen, rosenrothen Kronblätter sind doppelt länger als die angedrückt-behaarten, lang zugespitzten Kelchzipfel; die Staubfäden sind am Grunde behaart; die glatten Fruchtklappen sind nebst dem Schnabel sehr kurz behaart und drüsenlos; die Samen sind sehr fein punktiert.

Diese Art wächst in Nordafrika um Constantine.

99) *Ger. maseatense Boissier.* Diese Art ist einjährig, von abstehenden Haaren ganz rauh; die rundlichen Stengel sind etwas ausgebreitet; die lang gestielten, im Umriss kreisrunden, bis zur Mitte fünfteiligen Blätter haben fast rhombische, eingeschnittene, gezähnte Zipfel; die zweitheiligen, sehr kurzen Blütenstiele sind nach der Blüthe abwärts geneigt; die Kelchzipfel sind rauhaarig und nachspitzig; die Fruchtklappen sind quer und tief runzelig; die Samen sind glatt, bei starker Vergrößerung punktiert; die Schnäbel sind fast drei Mal länger als die Fruchtklappen.

Diese Art wächst in Maseate.

100) *Ger. amethystinum Ledebour.* Der Wurzelstock ist fast holzig; der aufrechte oder aufsteigende, weichhaarige Stengel ist vom Grunde bis zur Gabeltheilung blattlos; die Nebenblätter sind frei; die fünfteiligen, im Umriss fast herz förmigen Blätter haben fiederspaltige Zipfel und eingeschnittene oder fiederspaltige Zipfeln; die Blütenstiele sind weichhaarig-wolgig; die ausgebreiteten Kronblätter sind fast doppelt länger als der lang-weichhaarige, lang begrenzte Kelch; die Staubfäden sind am Grunde behaart.

Diese Art wächst im Kaukasus.

101) *Ger. psilostemon Ledebour.* Diese Art ist ausdauernd; der aufrechte Stengel ist gabelspaltig und angedrückt-behaart; von den im Umriss fast kreisrunden Blättern sind die untern sieben, die obern dreitheilig und haben fiederspaltige, eingeschnittene-gezähnte, zugespitzte Zipfel; die Blütenstiele sind nach der Blüthezeit wahrscheinlich aufrecht; die breit-verkehrt-eiförmigen, ungetheilten, am Grunde gewimpert-bärtigen Kronblätter sind doppelt länger als der lang begrenzte Kelch; die Blütenstiele sind kurz; die Staubfäden fast kahl; die Fruchtklappen sind weichhaarig, am Kiele mit langen, drüsentragenden Haaren besetzt.

Diese Art wächst im Kaukasus.

102) *Ger. lejoenulou Ledebour*. Diese Art ist einjährig; der aufsteigende Stengel ist ganz kahl; die Blattstiele sind mit langen, drüsenlosen, weit-abstehenden Haaren besetzt; die häutigen Nebenblätter sind breit-eiförmig, gewimpert; die beiderseits behaarten, im Umrisse kreisförmigen, fast schildförmigen, siebenstieligen Blätter haben geferbte oder fast dreispaltige Zipfel; die Kelche sind begrannt.

Diese Art wächst in Rußland in der Provinz Talsch. 103) *Ger. acrocarpum Ledebour*. Der ausgebreitete, gabelfaltige Stengel ist spärlich und angedrückt-behaart; die sehr lang gestielten, im Umrisse nierenförmigen, 5—7theiligen Blätter haben fast fiederspaltige Zipfel; die abstehend-behaarten Blattstiele überragen die Internodien; die langen Blüthenstiele sind nebst den Blüthenstielen reichhaarig-behaart; die Neben- und Deckblätter sind lanzettlich, lang zugespitzt; die länglichen, ungetreuten, kahlen Kronblätter haben die Länge des lang begranneten Kelchs; die am Grunde verbreiterten Staubfäden sind fein gewimpert.

Diese Art wächst in Sibirien.

104) *Ger. rapulum St. Hilaire und Naudin*. Diese Art ist weichhaarig; die Wurzel ist knollenförmig; die aufsteigenden, am Grunde wurzelnden Stengel sind nebst den Blatt- und Blüthenstielen mit angedrückt-zurückgeschlagenen Haaren besetzt; die fünfstieligen Blätter haben weispaltige Zipfel und linealische, spize Zipfeln; der zweiblättrige Blüthenstiel ist kürzer als das Blüthenstielchen; die kaum ausgerandeten Kronblätter sind fast doppelt länger als der bespitzte Kelch; die Kapfel ist verkehrt-eiförmig, glatt, behaart.

Diese Art ist in RioGrande do Sul in Brasilien einheimisch.

105) *Ger. modestum Jordan*. Von den zweiblättrigen Blüthenstielen sind die untern kürzer als das Blatt; die Blüthenstielchen sind aufrecht, zuletzt absteigend; die kurz-drüsig-behaarten, begranneten, während der Blüthe angedrückten Kelchzipfel sind am Rücken ziemlich flach und nur von drei erhabenen Nerven durchzogen, am Rande schmal-häutig; der Saum der Kronblätter ist klein, länglich, am Grunde etwas verschmälert und kürzer als der nach Unten flügellose Nagel; der Fruchtschnabel ist einen halben Zoll lang; die blaß rothen, kahlen Fruchtschuppen sind mit dünnen Querrunzeln versehen; der cylindrisch-eiförmige Same ist glatt; die schon grünen, ziemlich dicken, im Umrisse eiförmig-fünfstieligen, 3—5theiligen Blätter haben lanzettliche oder eiförmig-fiederspaltige Zipfel und zahlreiche, einander genäherte, ganzrandige oder gezähnte, stumpfe, nachspitzige Zipfeln; der Stengel und die aufrechten Äste sind kurz und spärlich-drüsig-behaart.

Diese Art wächst an schattigen Stellen der Kalkfelsen des süblichen Frankreich.

106) *Ger. glaberrimum Boissier und Heldreich*. Diese Art ist ausdauernd und ganz kahl; der Wurzelstock ist dick, der Wurzelhals ist mit den Blattstielen der alten Blätter dicht besetzt; die aufrechten Stengel sind von der Mitte an gabelfaltig; die Blätter sind im Um-

riss kreisförmig, bis zur Mitte handförmig. 5—7spaltig und haben 3—5lappige, am Grunde keilförmig, verschmälerte, ganz stumpfe Zipfel und abgerundete oder fast abgestufte, kurz nachspitzige Zipfeln; die grundständigen Blätter sind lang, die stengelständigen kurz gestielt; die kurz dreieckig-lanzettlichen Nebenblätter sind fuchsig-häutig; die Blüthenstiele stehen zuletzt weit ab; die oft ganz kahlen Kelchblätter sind eiförmig, dreinervig, stumpf, aber nachspitzig und an der Spitze mit kleinen Wimpern besetzt; die purpurrothen Staubfäden sind unbehaart; die kahlen Fruchtschuppen sind auf ihrer ganzen Oberfläche quer-nackterig.

Diese Art wächst in Laurin in Felsenspalten des Gebirges Gheidagh in einer Höhe von 5500—6000 Fuß.

107) *Ger. lasiopsum Boissier und Heldreich*. Diese Art ist ausdauernd und ganz von abstehenden, dichten, kurzen Haaren flüsig-rauh und grau-grün; der Wurzelstock ist dick, der Wurzelhals ist mit den Narben der alten Blätter dicht besetzt; die Stengel sind vorn länger als die grundständigen Blätter; die im Umrisse kreisrunden, bis zum dritten Theile handförmig, 5—6spaltigen Blätter haben ganz stumpfe, fast gleichmäßige, und rundlich-3—4lappige, am Grunde keilförmig-verschmälerte Zipfel; die grundständigen Blätter sind lang, die stengelständigen kurz gestielt; die sehr kleinen, dreikantigen Nebenblätter sind lang-gewimpert; die mit dem Stengel gleich dicken Blüthenstiele sind 2—3 Mal länger als die Blüthe; die Kelchzipfel sind fleischig, dreinervig, eiförmig, nachspitzig; die verkehrt-eiförmig-länglichen Kronblätter sind doppelt länger als der Kelch und in den spärlich gewimperten Nagel allmählig verschmälert; die Staubfäden sind unbehaart; die länglich-linealischen, weichhaarigen Fruchtschuppen sind auf dem Rücken querrunzelig.

Diese Art wächst in Felsenspalten in Ercanien zwischen Gheidinsofi und Karagatsch.

108) *Ger. crenophilum Boissier und Heldreich*. Diese Art ist ausdauernd und ganz mit abstehenden, weichen, theils drüsenlosen, theils drüsentragenden Haaren besetzt; die Wurzel ist cylindrisch-büschelig; die im Umrisse kreisrunde, bis über die Mitte handförmig, funfspaltigen Blätter haben keilförmige, spiz-eingeschnitten-gelappte Zipfel, die grundständigen Blätter sind sehr lang gestielt; die niederliegenden Stengel sind sehr ästig; die Blüthen sind rosenroth; die länglich-lanzettlichen, spizlichen, angedrückt- und drüsig-behaarten Kelchblätter sind von einer ziemlich langen Stachelspize begrenzt; die verkehrt-eiförmigen, nagellosen Kronblätter sind am Grunde auf beiden Seiten dicht-weiß-gewimpert; die Staubfäden sind am Grunde etwas breiter, schwach-gewimpert; die Fruchtschuppen sind glatt und drüsig-behaart; die eiförmigen Samen sind der Länge nach dicht-wabenartig-punktiert.

Diese Art wächst in Kleinasien an Felsen.

109) *Ger. sinense Hochstetter*. Der Stengel ist krautartig, ausgebreitet-ästig, niederliegend, behaart; die gestielten, handförmig-funfspaltigen Blätter haben fast rautenförmige, eingeschnitten-gezähnte, behaarte Zipfel

die Nebenblätter sind groß, sitzend, häutig, eiförmig, spitz, ziemlich fahl und nur am Rande gewimpert; die achselständigen, an der Spitze zweitheiligen und zweiblättrigen Blütenhülle sind mit Borstenhaaren besetzt; die Blüten sindmäßig groß; die eiförmig-länglichen, vorhängenden Kelchblätter sind ziemlich lang bespitzt; die Kronblätter sind verkehrt-eiförmig, ungeteilt; die Fruchtklappen sind glatt.

Diese Art wächst in Habessinien zwischen Remessa und Aboua und im Thale des Flusses Arab.

110) *Ger. latistipulatum Hochstetter*. Der Stengel ist ästig, ausgebreitet, niedergestreckt, zwei Fuß und darüber lang, die Aeste sind gestreift und behaart; die gestielten, tief fingerförmig-fünfstheiligen Blätter haben fiederförmig-eingeschnittene Zipfel und schmale, spitze, behaarte Zipfeln; die Nebenblätter sind groß, häutig, sitzend, eiförmig und stumpf; die vorhängenden Blütenhülle sind an der Spitze zweitheilig und zweiblättrig; die Kelchblätter sind eiförmig-lanzettlich, spitz, borstig; die Kronblätter sind verkehrt-eiförmig, ungeteilt; die Fruchtklappen sind glatt, borstig.

Diese Art wächst im Habessinien auf Bergwiesen bei Entschafab und auf dem Berge Woubait in der Provinz Sciuene.

111) *Ger. favosum Hochstetter*. Diese Art ist einjährig; der Stengel ist aufrecht, fuchsbau, spärlich ästig, gestreift und ziemlich fahl; die lang gestielten, tief fünfzipfiligen Blätter haben fast leilförmige, eingeschaltene, schwach behaarte Zipfel; die Nebenblätter sind lanzettlich und sehr spitz; die zweiblättrigen Blütenhülle sind borstig-drüsig; die Kelchblätter sind eiförmig-länglich, bespitzt, borstig; die dunkelvioletteten Kronblätter sind verkehrt-eiförmig, ungeteilt; die unbehaarten Fruchtklappen sind runzlig-wabenartig-punktiert.

Diese Art wächst häufig in Habessinien in den Provinzen Duodgerate und Tigre.

112) *Ger. Fremontii Torrey*. Diese Art ist ausdauernd; die Stengel sind ausgebreitet und nebst den Blattstielen rückwärts-weichhaarig; von den gleichfalls weichhaarigen Blättern sind die obern tief-3-spaltig, am Grunde abgestutzt oder mit breiter Ausbuchtung herzförmig, die grundständigen dagegen fiederförmig und diese haben dreilappige oder eingeschnitten-dreizähnlige, stachelspitze Zipfel; der Blütenstiel ist 2—3 Mal länger als die zu zwei stehenden Blütenhüllchen, welche nebst den kurz begranneten Kronblättern drüsig-weichhaarig und zur Fruchtzeit etwas abwärts geneigt sind; die verkehrt-eiförmigen, ausgerandeten, bloß-purpurothen Kronblätter sind am Grunde wulstig, auf den Nerven spärlich wulstig-borstig; die behaart-gewimperten Staubfäden haben mit den unbehaarten, nur am Grunde verwachsenen Griffeln gleiche Länge; die Fruchtklappen sind behaart, der Schnabel ist drüsig-weichhaarig; die Samen sind schwach netzartig.

Diese Art wächst in Mexiko.

113) *Ger. gracile Asa Gray*. Der aufrechte, ausgebreitet-ästige Stengel ist nebst den Blatt- und Blütenstielen rückwärts behaart; die am Grunde behaart-

gewimperten Staubfäden sind kürzer als der Kelch und die behaarten, nur ganz am Grunde verwachsenen Griffel; die Fruchtklappen sind spärlich behaart, der Schnabel ist weichhaarig.

Diese Art wächst in Chihuahua in Mexiko.

114) *Ger. pentagynum Engelmann*. Der aufrechte Stengel ist nebst den Blattstielen rückwärts-weichhaarig; die Blütenhüllchen sind drüsig-weichhaarig; die am Grunde behaarten Staubfäden haben mit dem Kelche und dem fahlen, nur unten am Grunde verwachsenen Griffel gleiche Länge; die Fruchtklappen sind zerstreut-behaart, die Schnabel sind drüsig-weichhaarig.

Diese Art wächst in Mexiko.

115) *Ger. drutium Gasparini*. Diese Art ist weichhaarig; der Stengel ist ästig und schwach; die abgerundeten, flachen, 7—8-spaltigen Blätter haben breite, fast leilförmige, eingeschnitten-gelappte Zipfel; die tief-zweispaltigen Kronblätter sind drei Mal länger als die eiförmig-länglichen, stachelspitzigen Kelchzipfel; die runzigen Fruchtklappen sind unbehaart.

Diese Art wächst auf Hügel und an Bäumen in Galabrien.

116) *Ger. ligiosum Garcke*. Diese Art ist rosenartig, überall behaart; die niedergestreckten Stengel sind sehr kurz; die Blätter sind tief-handförmig-fünfspaltig, der Mittelzipfel ist länger und dreilappig, die Zipfeln sind leilförmig-eingeschnitten, die seitlichen dreilappig, die Lappchen rundlich, stumpf; die adhärenten, eingeschnittenen Blütenhülle sind einblättrig. — Diese Art stimmt in der Tracht mit *Geranium sessiliflorum* überein. Die Pflanze ist sehr niedrig, niedergestreckt und mit alleiniger Ausnahme der Kronblätter seidig-behaart. Die lang gestielten, fünf- oder sechsen fiederlappigen Blätter haben leilförmig-eingeschnitten-gelappte, abgerundete, stumpfe Zipfel; der Blattstiel ist 3—4 Mal länger als die Blattfläche. Die lanzettlichen, spizen, rothfarbigen, häutigen Nebenblätter sind 3—5 Linien lang, mithin weit kürzer als der Blattstiel; die einblättrigen Blütenhülle sind 2—3 Mal kürzer als das Blatt; die Kronblätter überragen den Kelch um das Doppelte. Dierher gehört *Ger. caespitosum Walpers*, aber nicht *James*.

Diese Art wächst in Peru.

117) *Ger. australe Nees von Koenbeck*. Die Pflanze ist von kurzen, rückwärts-behenden Haaren grau; der Stengel ist niederliegend; die handförmig-fünfstheiligen Blätter haben fast linealische, stumpfe, dreilappige Zipfel; die Blütenhülle sind zweiblättrig, die Fruchtknoten stark behaart; die Staubgefäße fahl; die schwach ausgerandeten Kronblätter sind länger als der Kelch. Von *Ger. pilosum* unterscheidet sich diese Art durch die geringere Größe und die niederliegenden, von weichen, rückwärts stehenden Haaren grauen Stengel.

Das Vaterland dieser Art ist das westliche Australien.

118) *Ger. microphyllum Hooker*. Diese Art ist sehr klein und angedrückt-weichhaarig; die Stengel sind aufsteigend; die lang gestielten, kreisförmig-nierenförmigen, 5—7 lappigen Blätter haben dreispaltige, auf der Unterseite verschiedenfarbige Lappen; die seitenständigen, ein-

gen oder zu zwei stehenden, langen, einblüthigen Blüthenstiele sind über der Mitte mit zwei Deckblättchen besetzt; die weissen Kronblätter sind verkehrt-ei-keilförmig, ungetheilt oder schwach ausgerandet; die Staubfäden sind gewimpert; die Griffel sind kurz; der Fruchtknoten ist behaart. — Der Wurzelhals ist mit schidenförmigen, braunen, eiförmigen, glänzenden Schuppen besetzt. Aus dem Wurzelstode entspringen mehre, 3—5 Zoll lange, niederliegende, später aufsteigende, schwach behaarte Stengel. Die lang gestielten, schön grünen, auf der Unterseite fuchsig-purpurroten Blätter sind nur $\frac{1}{2}$ Zoll breit. Die 2 Zoll langen Blattstiele sind oberwärts graublaugrün. Die Nebenblätter sind eiförmig, rothbraun, häutig. Die einblüthigen Blüthenstiele sind kürzer als der Blattstiel; die zehn Staubgefäße sind fast gleich lang.

Diese Art wächst auf den Andalusinseln und ist dem Ger. potentilloides verwandt.

119) Ger. catactarum Cosson. Die Pflanze ist wahrstehlich ausdauernd; der abstiegende Wurzelhals trägt oberwärts die schuppenförmigen Narben der abgeworfenen Blattstiele; der Stengel ist mit abstehenden, gegliederten, drüsentragenden Haaren besetzt und hat abstehende, nur an der Gabelung behaltene Äste; die langgestielten, handförmig-5—7spaltigen Blätter haben eiförmig-keilige Zipfel und geteilt-gezähnte, nachschüßlige Zipfeln, von denen das mittlere oft dreispaltig ist; die häufigen Nebenblätter sind eiförmig-lanzettlich; die zweiblüthigen, nach der Blüthezeit abwärts-gerichteten Blüthenstiele sind etwas kürzer als die Blätter, die Blüthenstiele sind meist ungleich-lang; die Kelche sind drüsig-behaart; die dreierzigen, länglichen, stumpfen, durch eine kleine Stachelspitze begrenzten Kelchblätter neigen nach der Blüthezeit zusammen; die rosenrothen, ungetheilten, breit-verkehrt-eiförmigen, plötzlich in einen kurzen, fahlen Nagel zusammengezogenen Kronblätter sind fast doppelt länger als der Kelch; die Fruchtklappen sind am Rücken neigend-rundlich, fahl; die Samen sind länglich, unbehaart.

Diese Art wächst in Spanien an feuchten Felsen der Wasserfälle los Ghoros auf dem Gebirge Sierra de Segura.

120) Ger. stipulare Kunze. Diese Art ist einjährig; die Blüthenstiele sind zweiblüthig; die Blüthenstiele nach der Blüthe zurückgezogen; die himmelblauen, am Grunde keilförmigen, an der Spitze zweispaltigen Kronblätter sind länger als der kurz begrenzte Kelch; die querrundlichen Fruchtklappen sind weichhaarig; die Samen sind glatt; die nierenförmigen, 7—9spaltigen Blätter haben dreispaltige, bespitzte Zipfel; die Nebenblätter sind eiförmig, spitz, trockenhäutig, rothfarbig; der ausgebreitete Stengel ist wollig.

Diese Art wächst an sandigen Orten bei Cadix in Spanien.

121) Ger. trilophum Boissier. Diese Art ist einjährig und mit abstehenden, weichen Haaren besetzt; der einfache, aufrechte Stengel ist spärlich ästig; die ziemlich lang gestielten, rundlichen, fast bis zum Grunde 5—7-

spaltigen Blätter haben dreilappige, am Grunde keilförmige Zipfel und abgerundete, oft gezähnte Zipfeln; die achsel- und endständigen Blüthen sind ziemlich lang gestielt; die verkehrt-ei-keilförmigen, schwach ausgerandeten, rosenrothen, am Grunde dunkel violetteten und beiderseits gewimperten Kronblätter sind doppelt länger als die eiförmigen, behaarten, gefielten, kurz begrenzten, ungleichseitigen Kelchzipfel; die Frucht ist durch einen geraden Schnabel bespitzt; die Fruchtklappen sind am Rücken der Länge nach geflügelt-dreitheilig und tief-dreitheilig; die rundständigen Kiele sind fahnenförmig-gezähnt, der mittlere Kiel ist länger, ganzrandig und vor der Spitze der Fruchtklappe abgestutzt; die Samen sind glatt, länglich und stumpf-vierkantig.

Diese Art wächst an Felsen im südlichen Persien bei Dalechi und Mere.

122) Ger. Kotschy Boissier. Die dicke, knotenförmig-cylindrische Wurzel ist mit kugelförmigen, fettenförmig-zusammengereichten kleinen Knollen besetzt; der aufrechte, niedrige, über dem Grunde zweigabelige Stengel ist nebst den Ästen weichhaarig-grau; die grundständigen Blätter fehlen, die stengelständigen sind gestielt, fast kreisrund, handförmig-vielspaltig und haben sehr schmal linealisch-keilförmige, die stehenden, sehr kleinen blüthenständigen Blätter haben kurze Zipfeln; die Blüthen stehen in 4—7blüthigen, doldenförmigen Trauben; die rosenrothen, schwach ausgerandeten, verkehrt-ei-keilförmigen, am Grunde gewimperten Kronblätter sind drei Mal länger als die schwach-fühigen, eiförmigen, schmal-weißberandeten, stumpfen Kelchblätter; die Frucht ist durch einen ziemlich langen Schnabel bespitzt.

Diese Art wächst an steilen Stellen des Berges Kuh-Barki bei Schiraz in Persien.

123) Ger. Minae Tineo. Diese Art ist weichhaarig, wollig; der ästige Stengel ist abwärts-gerichtet; die Blätter sind nierenförmig, die grundständigen und unteren stengelständigen sind fünf- oder selten siebenlappig und haben kurze, keilförmige, meist dreizählige Lappen, die obersten Blätter sind dreispaltig und haben linealisch-lanzettliche, ganzrandige oder eingeschnittene Zipfel; die ausgerandete-zweilappigen Kronblätter sind doppelt länger als der Kelch; die angebrüet-seidenhaarig-wolligen Fruchtklappen sind nicht runzelig. — Die Wurzel ist dick, spindelförmig, ästig; die Stengel sind 3—6 Zoll lang, abwärts-gerichtet, sehr schlank, ästig; die nierenförmigen, fünf- oder selten siebenlappigen, nur $\frac{1}{2}$ — $\frac{3}{4}$ Zoll langen Blätter haben keilförmige, meist dreizählige Lappen, die grundständigen Blätter haben einen 2—3 Zoll langen Blattstiel, die stengelständigen sind kurz gestielt und die oben stehenden, die dreitheiligen, am Grunde abgestutzten, blüthenständigen Blätter haben ganzrandige oder eingeschnittene Zipfeln; die Nebenblätter sind sehr schmal und linealisch-frieslich; die länglichen, stumpfen Kelchblätter sind an der Spitze mit einer schwarzen, rundlichen Drüse besetzt; die dunkel himmelblauen, an den Nägeln bärtigen Kronblätter sind doppelt länger als der Kelch. Die Pflanze ändert mit ungleichmäßiger, schwächerer Behaarung ab, indem die

Stengel, Blatt- und Blütenstiele abstechend-behaart, die Blätter aber angedrückt-behaart sind; die Samen sind bei dieser Varietät länglich, unbehaart, glatt.

Diese Art wächst auf höhern, sonnigen, steinigten Bergen Siciliens.

124) *Ger. grandiflorum Edgeworth.* Diese Art ist weichhaarig; der aufsteigende Stengel ist kaum ästig; die lang-gestülkten, handförmig-fünftheiligen Blätter haben lappig-gezähnte Zipfel; die zwischenthätigen Blütenstiele sind länger als die Blätter; die Kelchblätter sind bespitzt, die Kronblätter ungetheilt, die Fruchtklappen behaart. — Die Pflanze ist zwei Fuß hoch; die rundlichen Stengel sind mit einfachen, rückwärts gekrümmten Haaren besetzt; die Blätter haben lappig-gezähnte, flachspitzige Zipfel, die grundständigen sind rundlich, die stengelständigen gegenüberstehend, am Grunde herzförmig; die Blütenstiele sind achselständig, die Blütenstiele sind mit zwei pyramidenförmigen, spigen, raubhaarigen Deckblättern besetzt; die Kelchblätter sind eiförmig, stumpf, lang bespitzt, am häutigen Rande gewimpert, zwischen den Kronen weichhaarig; die großen Kronblätter haben eine purpurrothe Farbe; die dicht-filzigen Fruchtklappen sind von einem langen, weichhaarigen Schnabel begrenzt.

Diese Art wächst auf dem Himalaya.

125) *Ger. arduenneum Zollinger.* Die ganze Pflanze ist raubhaarig; die sehr lang gestülkten, kreisförmigen, handförmig-fünftheiligen Blätter haben 3—4spaltige Lappen und ungetheilte, verkehrt-eiförmige, spitze Zipfelchen; die einzeln- oder zu zwei stehenden, achselständigen, behaarten, einblüthigen, in der Mitte mit zwei Deckblättern besetzten Blütenstiele sind kürzer als der Blattstiel; die Deckblätter sind linealisch, spitz; die Kelchzipfel sind eiförmig, dreinervig, flachspitzig; die Blumentrone ist rosenroth.

Diese Art wächst im östlichen Java an Felsen des Berges Ardjuno und auf dem Gipfel des Gebirges Tenger.

126) *Ger. hypoleucum Bentham.* Diese Art ist rasenförmig; die Aeste sind sehr kurz; die fünfstheiligen Blätter haben tief-2—5spaltige Zipfel und linealisch, auf der Oberseite glänzende und nebst den Blattstielen kahle, auf der Unterseite silberweiß-seidenhaarige Zipfelchen; die kurzen Blütenstiele sind einblüthig; die zugespitzten Kelchzipfel sind am Rande behaart; die Fruchtklappen sind weichhaarig.

Diese Art wächst in Mexico bei Hacienda de Antisana.

127) *Ger. multipartitum Bentham.* Diese Art ist rasenförmig; die fünfstheiligen Blätter haben tief-2—5spaltige Zipfel und linealisch, auf beiden Seiten nebst den Blattstielen weichhaarige Zipfelchen; die sehr kurzen Blütenstiele sind einblüthig; die spigen Kelchblätter sind auf der Außenseite ganz behaart.

Diese Art wächst in Mexico bei Hacienda de Antisana.

128) *Ger. sibbaldioides Bentham.* Diese Art ist rasenförmig; die Stengel sind sehr kurz oder ausgebreitet; die tief-fünftheiligen, 3—3½ Linien breiten Blätter haben eiförmige, ganzrandige oder seltener zwei-

spaltige, am Rande gewimperte, beiderseits kahle Zipfel; die Blattstiele sind rückwärts-behaart; die sehr kurzen Blütenstiele sind einblüthig; die Kelchblätter sind länglich, spitz und schwach gewimpert; die Fruchtklappen sind weichhaarig.

Diese Art wächst in Mexico bei Hacienda de Antisana.

129) *Ger. magellanicum Hooker* (der Jüngere). Der oberwärts ästige Stengel ist von rückwärts-abstehenden Haaren rauh; die behaarten, langgestielten, kreisrunden, fünfstheiligen Blätter haben 3—5spaltige Zipfel und linealisch-längliche, stumpfe Zipfelchen; die Blütenstiele und Blütenstiele sind lang und rückwärts-behaart; die Blüthen sind groß; die verkehrt-eiförmigen, mehr oder weniger ausgerandeten Kronblätter sind drei Mal länger als die seidenhaarigen, eiförmigen, spigen und kurzbehaarten Kelchblätter; die Fruchtknoten sind seidenhaarig.

Diese Art wächst auf der Insel Elisabeth.

130) *Ger. patagonicum Hooker* (der Jüngere). Der aufrechte Stengel ist von weißen abstehenden Haaren rauh; die behaarten, langgestielten, kreisrunden, 5—7theiligen Blätter haben verkehrt-eiförmige, 3—5spaltige Zipfel und längliche, stumpfe oder spitze Zipfelchen; die Blatt- und Blütenstiele sind lang und rückwärts-streifhaarig; die Kelchblätter sind eiförmig, seidenhaarig, begrannt; die Kronblätter sind verkehrt-eiförmig, schwach ausgerandet, am Grunde nebst den Staubfäden gewimpert; die Fruchtklappen sind glatt, aber abstechend-behaart; die länglichen Samen sind netzaderig. — Diese Art steht dem *Ger. carolinianum* nahe, sie unterscheidet sich aber durch die Kronblätter, welche doppelt länger als der Kelch sind. Die Stengel sind 7—12 Zoll lang, unterwärts abstechend, oberwärts rückwärts-behaart, spärlich ästig; die 2½ Zoll breiten Blätter sind behaart oder seltener ziemlich kahl, die Blattstiele sind bisweilen 3 Zoll lang; die untersten Blütenstiele sind länger als die Blattstiele, bisweilen 4 Zoll lang, die obersten sind kürzer und alle rückwärts-behaart; die Blüthen stimmen in ihrer Größe mit denen von *Ger. dissectum* überein, aber die Kronblätter sind fast um das Doppelte länger als der Kelch; die Frucht ist fast einen Zoll lang; die braunen Fruchtklappen sind verkehrt-eiförmig.

Diese Art wächst am Port Famine am Magellanbusen.

Die übrigen früher hierher gerechneten Arten gehören zu andern Gattungen, namentlich zu *Erodium* und *Pelargonium*. (Garcke.)

GERANIUMKAMPHER, ist eine noch sehr wenig bekannte Kampherart, welche Rectus durch Destillation der Blätter von *Pelargonium odoratissimum* mit Wasser erhielt. Aus dem mildigen übergezogenen Wasser schied sich der Kampher in feinen, weißen Kadeln von rosenähnlichem, hintennach krautartigem Geruche und süßem Geschmacke aus, die bei 18° schmelzen. Man wendet ihn zur Verfälschung des Rosenöls an. (J. Loh.)

GERANOS (Γερανός), alter Name eines Orts in Elis. Strab. VIII. 339. (H.)

GERANTHRAE (Γερανθραι) oder Geronthrae (Γερόνθραι), eine alte Priesterstadt in Laconia. Die erste Form haben Paus. III. 2, 6. und Stephan B. i. B., die andere Paus. III. 21, 7. 22, 6. (H.)

GERAR (גרר), Ort im südlichen Palästina, etwas südlich von Gaza, zwischen Adschid und Schur (1 Mos. 10, 19, 20, 1) und Sitz des philistäischen Königs Himelech, bei welchem Abraham (1 Mos. 20, 1) und später Sisoa (2 Mos. 26, 1) sich aufhielten. Letzterer schlug nach seiner Trennung von Himelech sein Lager im Thale von Gerar (גרר) auf (26, 17, 20, 26), woraus hervorgeht, daß der Ort nicht im Thale selbst, sondern in einiger Entfernung von demselben gelegen haben mußte. Späterhin wird Gerar noch ein Mal erwähnt beim Kampfe des jüdischen Königs Asa mit dem Könige Sennacherib von Aethiopien, indem jener diesen nach seiner Niederlage bis hierher verfolgte und alle Städte im Gebiete Gerars eroberte und plünderte, 2 Chron. 14, 12, 13. Ob unter den 2 Königs 13, 24 erwähnten *ἱερεῖς* die Bewohner Gerars und der Umgegend (der regio Geraritica bei Hieronymus in Onom. unter Gerar) zu verstehen seien, ist ungewiß. Nach Eusebius und Hieronymus im Onomast. lag die Stadt 25 röm. Meilen südlich von Eleutheropolis; nach Hieronymus (zu 1 Mos. 22, 3) drei Tagereisen von Jerusalem. Die Angabe der Meilenzahl von Eleutheropolis aus stimmt mit der durch Robinson festgestellten richtigen Lage dieser Stadt vollkommen überein, und es ist nicht nöthig, mit Rosenmüller (Alttestamentkunde II, 2. S. 390. Anm. 422) einen Irrthum in dieser Angabe, oder gar mit Harnberg u. A. (f. Bachiene II, 2. S. 372) ein doppeltes Gerar anzunehmen. Des Thales von Gerar erwähnt der Kirchenschriftsteller Sozomenus (VI, 32), indem er die Gründung eines Klosters in diesem Thale durch Konstantin den Großen berichtet, und später auf dem Concile zu Chalcedon erscheint noch ein Bischof von Gerar. Die Lage des alten Gerar muß frühzeitig unbekannt geworden sein, denn schon die samaritanische Uebersetzung des Pentateuch hat überall Escalon dafür, welches auch Eusebius in Chron., dem Africanus folgend, dafür annimmt; die arabische Uebersetzung hat الحارم,

d. i. Clusa; das Targ. Hierosol.: Arab (גרר); Grilut (Comment. zu Amos. S. 259) hält es mit Beer-saba für identisch. So blieb die Sache bis in die neueste Zeit, und selbst Robinson (Bibl. II. S. 641 fg.) konnte nichts Bestimmtes über die Lage von Gerar erfahren. Erst dem Engländer Rowlands gelang es, bei einem Ausfluge von Gaza aus drei Stunden ESD. von Gaza im Dschurf el-Gerar (d. i. Gischrom von Gerar) den Bach Gerar, und in den Spuren einer alten Stadt in dessen Nähe, Kbirbet el-Gerar (Ruinen von Gerar) genannt, das alte Gerar selbst zu entdecken. S. G. Williams: The holy city. Part. I. Appendix I. p. 464 (ed. 2). Ritter, Erdkunde. 14. Bd. S. 1084 fg.

H. Voss. I. B. u. A. Göttingen. LX.

Die alten Nachrichten über Gerar s. bei Reland, Palaest. p. 804. (Arnold.)

GERARD (Alexander), ein schottischer Geistlicher, Professor der Theologie am King's-College zu Aberdeen, gestorben am 22. Febr. 1795, rühmlich bekannt als philosophischer Schriftsteller. In seinem Essay on Taste (1758) war es ihm hauptsächlich darum zu thun, durch Feststellung eines allgemein gültigen Grundprinzips dem Geschmacke eine feste Basis zu geben. Hiezu benutzte er dabei Shaftesbury's, Hutcheson's, Hume's u. A. Schriften, die er zu dem Theil berichtigte und erweiterte. Scharfsinnig erörterte Gerard in dem genannten Werke den Antheil der Natur und Kunst an der Entstehung und Bildung des Geschmacks. Er glaubte diesen Antheil vorzugsweise in der Entwicklung der geistigen Anlagen zu finden, die man gewöhnlich als Kräfte der Phantasie bezeichnet. Er hielt daher den Geschmack mehr von dem innern Gefühle, als von den äußern Sinnen abhängig. Ein Seitenstück zu dem genannten Werke lieferte Gerard in seinem Essay on Genias (1774. N. E. 1784.), ebenso unterhaltende als vielfach beachtende Schrift, in drei Theile zerfallend. Der erste in fünf Abschnitten zerlegte die Natur des Genies. In dem zweiten Theile beschäftigte sich Gerard in zehn Abschnitten mit den allgemeinen Ursachen der Verschiedenheit des Genies. Unter den verschiedenen Arten desselben, von denen der dritte Theil seines Werkes handelte, nahm er zwei Hauptgattungen an, das wissenschaftliche Genie und das Kunstgenie. Die Bearbeitung seines Werkes stützt von tiefen psychologischen Kenntnissen. Auch durch mehr theologische Schriften erwarb sich Gerard einen geachteten Namen. Dahin gehören seine Dissertations on subjects relating to the genius and the evidences of christianity (1765); Sermons (1782. 2 Voll.); The pastoral Care, published by his son Gilbert G. (1799.) Eine deutsche Uebersetzung des zuletzt genannten Werkes, von R. Gerder besorgt, erschien zu Würzburg 1803).

(Heinrich Döring.)

GERARD (Balthasar). Er wurde im J. 1558 zu Bielefeld in der Franche-Comté (Hochburgund) geboren. Seine Lebensverhältnisse sind weiter nicht be-

1) Eine neue Auflage erschien 1786 und eine deutsche Uebersetzung zu Breslau 1766. Bergl. Bibliothek der schönen Wissenschaften. 6. Bd. 1. St. S. 172 fg. 2) Das Aufsehe überlegt von Christian Warte unter dem Titel: „Versuch über das Genie von Alexander Gerard, Dr. und Professor der Theologie zu Aberdeen.“ (Breslau 1776.) Bergl. Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften. 17. Bd. 2. St. S. 320 fg. Eine Probe des englischen Originals unter der Ueberschrift: „Of correctness of Taste.“ theilt Eichengrund mit in seiner Beispisammlung zur Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften. 8. Bd. 1. Abth. S. 410 fg. 3) Bergl. Jörrens in f. Zeitschrift schottischer Dichter und Prosaisten. 2. Bd. S. 21 fg. 4) Bergl. Catalogue of celebrated Authors of Great-Britain (London 1788.) p. 92 seq. Auch in gel. England. Eichengrund a. a. D. S. 410 fg. Baur's Neues histor.-biograph.-literarisches Handwörterbuch. 2. Bd. S. 417.

kannt; daß die Geschichte seinen Namen nennt, verdankt er der von ihm vollführten Ermordung des berühmten Prinzen Wilhelm I. von Dranien. Von glühendem Fanatismus für die römisch-katholische Kirche erfüllt, trug sich Gerard schon einige Zeit mit dem Plane, den Dranier, als den gefährlichsten Feind seiner Religion, zu ermorden. Da erfolgte im J. 1580 (die darüber erlassene Urkunde ist unterm 15. März d. J. ausgestellt) das bekannte Edict, durch welches König Philipp II. von Spanien den Prinzen Wilhelm von Dranien ächtete und für vogelfrei erklärte. Der den Letztern tödtend oder lebendig einfischerte, der sollte eine Belohnung von zwei Tonnen Goldes (oder 25,000 Goldstücke) und Verzeihung aller früheren Vergehen erhalten; falls er bürgerlich wäre, sollte er in den Adelsstand erhoben werden. — Es ist bekannt, daß in Folge dieser Aufforderung mehrere, obwohl erfolglose Voranschläge auf Wilhelm's Leben gemacht wurden. (Noch zur Zeit, als Gerard seinen Mordplan ausführte, sollen sich vier andere Personen in derselben Absicht zu Delft befunden haben.) Gerard in seinem fanatischen Wahne fühlte sich seinerseits nun um so lebhafter angetrieben, durch eine solche That dem Könige Philipp II. und seiner Kirche zu dienen, und zugleich, neben weltlichen Vorteilen, unsterblichen Ruhm zu gewinnen.* Doch erst im J. 1584 hören wir von seinen Schritten. Im April dieses Jahres erschien er zu Delft, wo der Dranier sich damals aufhielt. Er nannte sich Franz Gupon (oder Guion) und gab sich aus für den Sohn eines gewissen Peter Gupon zu Besançon, der als Widerständer der katholischen Religion den Tod erlitten hatte. Diese Lüge, dazu sein zur Schau getragener Haß gegen den Katholicismus, verschafften ihm Eingang bei dem Hofprediger Peter Koisleur de Villiers, der ihn in seinen Dienst nahm. Gupon gerirte sich nun als einen leidenschaftlichen Anhänger der reformirten Religion, erschien fleißig in der Kirche, wohnte den Abendachten und Conferenzen regelmäßig bei und hatte stets den Psalter oder das neue Testament in Händen. Niemand hegte gegen ihn Argwohn, so wenig Gewinnendes das Äußere des kleinen und häßlich aussehenden Menschen auch hatte.

Der Hofprediger fand den jungen Mann sehr brauchbar für Gespräche und empfahl ihn bald dem Prinzen Wilhelm, dessen Schlawheit sich durch die Scheinheiligkeit Gupon's täuschen ließ. Da Wilhelm, wie es heißt, sich nur vor dem Verkehre mit Spaniern und Italienern scheute, und er ohnehin nicht daran dachte, irgend welche Vorkehrungen zum Schutze seines Lebens zu treffen, so nahm er auch den Gupon arglos in seinen Dienst. Gupon nun nahm nach einiger Zeit Gelegenheit, dem Prinzen eigenthümliche Anreden zu machen. Er erzählte, des Grafen Peter Ernst von Mansfeld Geheimschreiber, Jean du Pré mit Namen, sei ihm verwandt: den habe er auf der Reise nach Delft in Luxemburg besucht und bei der Gelegenheit sich in den Besitz einiger Abdrücke von dem Siegel des Grafen zu setzen gewußt. Diese Blatlätte überreichte er dem Prinzen. Wilhelm fand dieselben nur von untergeordnetem

Werthe, meinte jedoch, man werde mit Hilfe derselben sich vielleicht einiger Städte in den südlichen Niederlanden bemächtigen können. Weil nun eben damals Roel Caron, Herr von Schoonewaelt, nach Frankreich geschickt werden sollte, um mit dem Herzoge von Anjou (mit dem die Staaten von Holland noch im Verkehre standen) zu unterhandeln, so ward Gupon demselben beigegeben. Gupon sollte einen Theil der Blatlätte (die übrigen behielt Dranien für sich) dem Marshall Birou, dem Commandeur der französischen Truppen zu Cambay, übergeben, der in dereriger Gegend von den Siegeln guten Gebrauch werde machen können. Indessen starb der Herzog von Anjou am 10. Juni 1584 zu Cambay, und Gupon ward mit Briefen nach Delft zurückgeschickt, um über diesen Todesfall das Nähere zu berichten. Als er zu dem Ende bei dem Dranier Audienz erhielt, traf er denselben ganz allein, auf dem Bette liegend. Nur der Mangel eines Dolmetsch, gestand Gerard später, hielt ihn ab, den Prinzen schon damals zu ermorden.

Nach einiger Zeit sollte Gupon wieder nach Frankreich geschickt werden; er zeigte sich bereit dazu, nur bat er um etwas Geld, da er mit Schuhen und Strümpfen schlecht versehen sei. Daraus erhielt er eine kleine Unterstüßung, die er aber dazu verwandte, um von einem Soldaten der Wache zwei Pistolen zu kaufen. Derselbe sollte ihm auch gedruckte Papiere liefern, verweigerte das aber und griech darüber mit Gupon in Streit. Genügend zu seinem Vorhaben ausgerüstet, begab sich der Letztere zwei Tage später, am 10. Juli 1584, gegen Mittag nach dem St. Agathenkloster (wo Wilhelm Hof zu halten pflegte, wenn er sich in Delft aufhielt), um dem Prinzen seine Aufwartung zu machen und sich einen Reisepaß auszubitten. Er trat den Prinzen im Hofe des Klosters, im Begriff mit seiner Gemahlin zur Tafel zu gehen; als er sein Gesicht anbrachte, deckte er so sehr mit der Stimme und sah so ernstlich im Gesichte aus, daß es der Prinzessin auffiel. Doch legte Wilhelm auf die ängstlichen Fragen und die Besorgniß derselben weiter kein Gewicht. Wahrscheinlich auf die Zeit nach Tisch wieder beschieden, erwartete ihn dann Gupon an der Thüre des Zofenzimmers, auf der sogenannten neuen Treppe, mit dem Mantel auf der linken Schulter und den Pistolen darunter im Gürtel. Als dann der Prinz nach ausgehobener Tafel um 2 Uhr das Esszimmer verließ, trat ihm Gupon entgegen, als ob er seinen Paß fordern wolle, und schoß ihm mit der einen Pistole, die mit drei zerhackten und vergifteten Kugeln geladen war, ins Herz. Wilhelm, tödtlich getroffen, soll nur noch die Worte: „Je suis blessé à mort, mon Dieu, mon Dieu! ayez pitié de moi! et de ton pauvre peuple!“ gerufen haben¹⁾, und gab bald nachher seinen

1) Die letzten Worte des Prinzen (bekanntlich ist die Geschichte der letzten fünf Worte mehrfach beschritten) werden verschieden angegeben. Groen van Prinsterer „Archives ou correspondance de la Maison d'Orange-Nassau“ Ser. I. Tom. VII. p. 38 erklärt die Version: „Mijn Godt! ontfemst U mynder siele, myn Godt! ontfemst Uwer ghemeente!“ für die richtige.

Geist auf. Guyon aber warf gleich nach dem Schusse die Pistolen weg, entkam durch eine Hinterthür nach der Gasse und eilte nach dem nahen Walle, wo er sich in den Stadtgraben zu stürzen und durch Schwimmen zu retten gedachte; er führte zu dem Ende zwei Kinderbleien bei sich. Zwei Trabanten des Prinzen aber eilten ihm nach, holten ihn in der Nähe des Schuldthurmes ein, schleppten ihn zunächst in ein Schifferhaus, dann ward er in das öffentliche Gefängnis gebracht.

Die Untersuchung ward demnachst eingeleitet und von dem Stadtgerichte zu Delft meist einigen Commissarien des hohen Rathes und des Hofes von Holland geführt. Der Mörder war bei dem Verhöre sehr offen; er forderte Föder und Papier und bekannte unumwunden seine Religion und seinen wahren Namen. Schon seit sechs Jahren habe er sich mit Werbplänen gegen den Prinzen getragen. Er habe dann in der That sich bei Jean du Pré in Dienst gegeben und die Mansfeldischen Siegel zu dem Zwecke entwendet, um sich bei dem Dranier einzuführen. Von Luxemburg habe er sich nach Trier gewandt, im März 1584, und sein Vorhaben einem Jesuiten entdeckt. Der nun habe ihn lebhaft in seinem Plane bestärkt und ihn versichert, daß er, sein Leben mit dem Unternehmen einsehend, mit der Märtyrerkrone zugleich die ewige Seligkeit sich verdienen werde. Auch habe der Jesuit ihm den Rath gegeben, sein Vorhaben dem Herzoge von Parma zu entdecken. Gérard wollte auch an denselben nach Tournay geschrieben, die Antwort aber, aus Furcht wegen des in Luxemburg verübten Siegeldiebstahls, nicht abgemortet haben. Vielmehr sei er direct nach Holland abgereist, um die That zu vollführen, um welcher willen er noch jetzt die Reise thun wolle, wenn er sich auch tausend Meilen von hier befände. Nach der schrecklichen That jenes Zeitalters ward Gérard dann furchtbaren Folterqualen unterworfen, unter denen er weiter bekannte, daß ihn noch drei andere Jesuiten und Gery (oder Gervin), ein Franziskaner zu Tournay, durch Ertheilung des Segens und Versicherung der Märtyrerkrone in seinem Vorhabe gestärkt hätten. Zum zweiten Male gefoltert, fügte er hinzu, „er habe in der That mit dem Herzoge von Parma verhandelt und sei von diesem an den Staatsrath Christoph Assonville gewiesen worden. Mit Letzterem sei verabredet worden, daß er, um bei Dranien Zutritt zu gewinnen, sich für Franz Guyon ausgeben solle. Assonville hätte ihn ernstlich und oft ermahnt, wenn er ergriffen würde, des Herzogs von Parma nicht zu gedenken.“ Gérard soll auch nachher diese herausgeforderten Bekenntnisse bestätigt und hinzugefügt haben, „nach Assonville's Worten hätte Parma den Mordplan gelobt, versprochen, die von Philipp II. ausgesetzte Belohnung dem Mörder zu verschaffen, und zugesagt, durch Veränderung des Mansfeldischen Siegels den in eider Absicht unternommenen Diebstahl Gérard's unschädlich zu machen.“ Schließlich erklärte der Mörder, „die That reue ihn nicht; er würde sie noch vollbringen, und sollte sie ihm tausend Leben kosten; er hoffe dadurch, als ein mutiger Verfechter der römischen Kirche, den Himmel verdient zu haben.“ Dann forderte er den Gerichtshof auf, seines Amtes zu warten²⁾.

Der Proceß nahm ein schnelles Ende; schon am 13. Juli ward dem Mörder das grauenhafte Todesurtheil verkündet. Bei Anhörung desselben überfiel ihn zuerst ein Schauer, und er brach in die Worte aus: „Es wäre mir nützlich gewesen, ich hätte ein ehrlich Handwerk getrieben und mich dadurch genährt, anstatt der Großen Gnade zu suchen, die mich zu solchem Werde getrieben!“ Bald jedoch sagte er sich wieder, überließ sich der Hoffnung auf das Paradies, und erklärte, die bevorstehende Qual sei nur die Strafe seiner Sünden.

Am 14. Juli 1584 ward das Urtheil in seiner ganzen empörenden Scheußlichkeit vollzogen. Vor dem Rathshause zu Delft war eine Bühne errichtet worden; dort wurde Gérard an einen Pfahl gebunden. Dann schmiedete man aus dem Eisenwerre der von ihm gebrauchten Pistolen ein Waffenschild, machte dasselbe glühend und brannte oder riß damit dem Mörder die rechte Hand ab. Darauf geriet man ihm mit glühenden Zangen drei Mal nach einander das Fleisch an der Brust, den Armen und Waden; schnitt ihm das männliche Glied ab, riß ihm zuerst die Eingeweide (die sogleich verbrannt wurden), dann das Herz aus dem Leibe und schlug es ihm ins Gesicht. Endlich ward der Körper geviertheilt, der Kopf abgeschnitten; die Stücke des Körpers wurden auf die Bollwerke der vier Stadttore gesträt, der Kopf bei dem Schuldthurne, wo man den Mörder gefangen hatte, auf eine Stange gesträt, aber bald darauf gehoben. Gérard ertrug diese bestialische Strafe mit der größten Standhaftigkeit³⁾: sei es nun, daß ihn die Grauel der Folter schon gegen weitere Martern unempfindlich gemacht hatten, sei es, daß ihm sein Fanatismus die nöthige Kraft verlieh. Das Urtheil über seine That bei den Gegnern des Ermordeten war sehr verschieden: die größte Theil, selbst die Spanier, verabschueten diesen Reuehismord. Dagegen gab es in dem katholischen Theile der Niederlande (z. B. zu Herzogenbusch) nicht wenige Geistliche, die wegen Wilhelm's Tod das Tedeum singen ließen; überall aber ward Gérard's Tod feierlich betrauert. Andere rühmten Gérard's bewundernswürdige Devotion, die Jesuiten zählten ihn unter die verdienstlichen, gottgefälligen Märtyrer. Granvelle lobte diesen Mord als eine heldenmüthige That; Philipp II. aber erhob Gérard's Verwandte unterm 4. März 1589 in den Adelsstand. (G. F. Hertzbeg.)

GERARD DE MELCY (Claudius Franz), vermal's Advocat und Parlamentsprocurator zu Paris und

²⁾ Was den Herzog von Parma angeht, so ist natürlich den durch die Folter erpressten Aussagen Gérard's kein Gewicht beizulegen; auch erachtete es der Herzog seiner Etre zuwider, öffentliche Beueubegleitungen über des Draniers Tod anstellen zu lassen. Inzwischen scheint doch — von andern Erwägungen abgesehen — nach Herrera's Angaben (II, 346) der Herzog um Gérard's Plan wenigstens gewußt zu haben. ³⁾ Man erwidert, er habe während der Verbrennung der Hand und der Zangenmarter nicht einen Schmerzenslaut ausgestoßen, dagegen den Stumpf seines Armes bewegt, als wolle er ein Kreuz schlagen.

nach der Revolution von 1789 Verweiser der Spitäler in genannter Stadt, war zu Clermont in Argonne am 27. März 1747 geboren, hatte sich den Rechtsstudien gewidmet und war durch den Ausbruch der Revolution aus seinen juristischen Erwerbseisen, festen praktischen Verhältnissen seines Faches gerissen worden. Nachdem er die Verwaltung der Spitäler zu Paris seit hergeklärter Ordnung der öffentlichen Angelegenheiten übernommen hatte, richtete er seine Aufmerksamkeit auch auf die Armenpflege, welche durch den Minister des Innern, Franz von Neufchâteau, wesentliche Verbesserungen erhielt, indem derselbe dazu einheimische und auswärtige Nachrichten und Rathschläge sammelte und zur Anwendung zu bringen trachtete. Diese Pläne reizten Gerard an, Schriftsteller in diesem Fache zu werden. Er schrieb daher das brauchbare und zu leichter Anwendung geeignete Werk: *Réflexions sur l'administration des établissements de bienfaisance, contenant des vues sur les moyens de perfectionner l'administration et la distribution des secours publics à Paris.* (Paris 1800.) Nach Errichtung des Kaiserreichs gab er zur Anleitung zur Juristen das *Abregé methodique des lois civiles et du droit commun de la France; ouvrage utile aux hommes de lois* (Paris 1805.), 6 Bde., heraus. Von seinen Lebensumständen ist nichts Näheres bekannt. Nach der Restauration lebte er in Zueignung und starb in der Nähe von Varennes im Januar 1817 *). (B. Röse.)

GERARD (François Pascal, Baron), wurde am 11. März 1770 zu Rom geboren in dem Hôtel des französischen Gesandten, Cardinal Bernis, zu dessen Haushalt sein Vater, ein geborner Franzose, als Hausmeister, und seine Mutter, eine Italienerin, gehörten. Noch jung kam er mit ihnen nach Paris, und da man bei ihm eine entschiedene Hinnneigung zu den schönen Künsten wahrnahm, gab man ihn in seinem 13. Jahre in die Werkstatt des geschickten Bildhauers Pajou. Hier lernte er nun die Anfangsgründe des Zeichnens u. s. w., entschied sich indessen sehr bald mehr für die Kunst des Malens als die des Modellirens, und ging in die Werkstatt des Malers Moret, dessen Ruf jedoch höher stand als seine Kunst. In seinem Glücke vertraute er daher dieselbe, 14 Jahre alt, mit der des berühmten David, und den sich damals alle tüchtigen Talente scharten, wie Drouais, Gérard, Gros, Guerin, Jover von Montpelier und Gérard, der mit Recht sein tüchtigster Schüler genannt wird. Hier begünstigte er sich Anfangs, seinem großen Meister bei seinen Arbeiten zu helfen; durch die Revolution wurde er aber auf mehrere Jahre wieder aus seiner Künstlerlaufbahn herausgerissen. Denn durch den Tod des Vaters, dem die Mutter bald folgte, war die Familie — zwei Brüder und eine junge Tante, die Schwester seiner Mutter, welche er bald darauf heirathete — lediglich auf ihn angewiesen. In dieser Noth kam ihm das Unternehmen der Gebrüder Didot: die

Veranstellung einer Prachtausgabe des Virgil, zu staten, zu welcher er nebst Gérard, auf David's Empfehlung, die Zeichnungen ausführte und dadurch gegen Mangel geschützt wurde. Diese kleinen Arbeiten beschäftigten ihn bis 1794; denn als er 1793 conscribirt und zum Adjutanten beim Ingenieurecorps bestimmt wurde, nahm sich David wiederum seiner an und ließ ihn ehne sein Wissen zum juré du tribunal révolutionnaire ernennen, wodurch er vom Militärdienste frei wurde. Da ihm aber diese Gerichtshöfe, zumal deren Process, gänzlich zuwider waren, so stellte er sich fortwährend krank und ging meist an Krücken, so daß er noch vor Robespierre's Zeit seine Entlassung erhielt. Im J. 1794 stellte er sich zum ersten Male unter die Mitbewerber um den Preis einer Revolutionscene: „Der 10. August.“ Seine große Zeichnung zu diesem Bilde wurde allgemein bewundert und erhielt den ersten Preis für die Composition und die Aufmunterung, sie auch zu malen; die Zeitumstände, namentlich der stürmische Fortgang der Revolution selbst, erlaubten jedoch die Ausführung des Entwurfs nicht, welcher nach dem Urtheile der Kenner eins seiner vorzüglichsten Werke geworden wäre. Im J. 1795 dachte er wieder an die Ausführung eines Gemäldes für die Ausstellung, allein die Noth der Familie trat ihm in den Weg. Hier nun sicherte ihm Jaber der Vater als erstes Gebet eines jeglichen Gemäldes 500 Louisd'or zu, mit der Erlaubnis jedoch, es jedem andern Käufer für einen höhern Preis zu überlassen. So entstand sein „Bellisar“, überall bekannt durch den trefflichen Stich von Boucher Desnoyers und jetzt eine Aderle in der v. Kreuthenberg'schen Gallerie in München. Nach zwei Jahren erschien ein anderes Werk, das der Meister mit Kummer und Entbehrung unübereff gepfelegt, seine „Psyche:“ beides Bilder, in welchen der Künstler der romantischen Stimmung der Zeit huldigt, zugleich aber auch ein Streben erkennen läßt, welches auf etwas Tiefes gerichtet ist, als die David'sche Schule es beabsichtigte. Doch fand das zweite Bild die verdiente Anerkennung erst nach des Meisters Tode, wo es für 30,000 Fr. für die Gallerie Luxemburg angekauft wurde. Den eben genannten beiden Bildern in der Auffassung ähnlich sind seine: „Trois âges,“ zufolge einer zweiten Bezeichnung des Meisters selbst, „Darstellung einer Familie, welche während einer Riste aus Ruinen aufruhet,“ und sein „Ossian.“ Das erstere erschien 1808 im Ausstellungsaale und wurde allgemein wegen der Delicatesse des Pinsels und der sanften Harmonie des Ganzen bewundert. Raschel Morggen hat es gekochen, das Original befindet sich in Raschel. Sein „Ossian,“ bekannt durch Godefroy's Stich, welchen der erste Consul für Malmaison bestimmte, erinnert vorzugsweise an die romantische Richtung in Frankreich. Das Gegenstück zu Bellisar: „L'Homère chantant“ fand nicht den Beifall, den ersterer sich mit Recht erworben hatte, obwohl man die Schönheiten des Kopfes des alten Sängers anerkennen muß.

Da er Napoleon's Gunst sich erworben, wurde er mit Ehren überhäuft und unter Anderem beauftragt,

*) *Berol. Querdar.* La France littéraire III, 371. *Beauvais, Dictionnaire historique etc.* I, 1235 und die Biographie nouvelle des Contemporains VIII, 100.

ein Bild der Schlacht bei Austerlitz zu malen. Dies sein berühmtestes und größtes Bild (30 F. lang und 16 F. hoch), für Versailles bestimmt und ebenfalls von Godefroy geschenkt, stellt den Moment dar, wo der General Rapp dem Kaiser die Nachricht vom Siege überbringt. Man bewundert in demselben die reiche und gut durchdachte Composition und den sprechenden Ausdruck in den Köpfen; doch sollen sich in diesem, wie in einem zweiten Gemälde von ähnlicher Dimension, welches unser Künstler 1816 auf Bestellung des Königs Ludwig XVIII. malte, „Der Einzug Heinrich's IV.“ — (L'Entrée de Henri IV. à Paris) — die Farben verändert haben, welches man einer mangelhaften Kenntnis des Künstlers in der Bereitung derselben zuschreiben geneigt ist. Auch in diesem Bilde zeigte sich der Künstler auf einer hohen Stufe der Kunst, auf welcher er, fern von allem theatralischen Pomp und dem Alterthume abgeborgten Formen, wie sie die Schule David's eingeführt hatte, nur der Wahrheit, Lebendigkeit und ernsten Größe nachstrebte und errichtete. Zumal wurde die treue Charakterzeichnung in den Köpfen und verschiedene Physiognomien mit Recht bewundert, wie das auch schon der meisterhafte Stich Tschelt's bewährte. Ludwig XVIII. ernannte ihn für dieses Bild zum ersten Hofmaler des Königs, zum Baron und gab ihm das Offizierskreuz der Ehrenlegion. Gelehrte unser Künstler sonach mit den bisher genannten historischen Bildern wohlverdiente Triumphe, so wurden diese ihm weniger mit der Darstellung der Salbung Karl's X. zu Theil in seinem großen Krönungsgemälde, welches er 1827 vollendete. Es erging über dasselbe eine bittere Kritik und in der Julirevolution 1830 ein schweres Gericht, indem der Kopf des Königs durchgeschossen wurde. Nach dieser Revolution trug Gerard aus Patriotismus seinen Namen aus der Liste der Hofkargen, um den Staat von der Verbindlichkeit zu befreien, ihm als Hofmaler einen hohen Gehalt zu zahlen. Dagegen gewann er die frühere Achtung und Bewunderung des Volkes wieder durch sein „Daphnis und Chloe“, „Das Mädchen in der Grotte auf den Anken eines Jünglings“, besonders aber durch „Corinno auf dem Vorgebirge Marse“, das vollkommenste Kunstwerk aus der porzellanischen Ausstellung von 1822; ferner noch „Die heilige Theresa“, 1828, eine präziöse Gestalt von bezaubernder Schönheit des Gesichtes und Seligkeit des Auges; „Philippe V., salus roi d'Espagne“, 1824, „Die Pest zu Marseille“, für diese Stadt bestimmt, „Ludwig Philipp im Stadthause“, und die Gemälde der vier Strebepfeiler in der Kirche der heiligen Genovefa.

Nicht geringern Ruhm und Wichtigkeit wie als Historien- hat Gerard auch als Portraitmaler, und man bewundert mit Recht dessen Auffassungsbemühen des geistigen Inhalts der Physiognomien und den Geschmack in den Bemerkungen. Die berühmtesten Persönlichkeiten der Kaiserzeit, sowie später der Restauration suchten eine Ehre darin, von ihm gemalt zu sein und lohnten ihm dieses reichlich. Die Zahl der Portraits, welche er in dem Zeitraume von 1789—1837 gemalt, ist so bedeu-

tend — 84 in natürlicher Größe und 200 Büsten — daß wir hier nur die bedeutendsten aufzählen wollen: Napoleon als Consul und Kaiser, Josephine als Kaiserin, des Kaisers Generale, die heilige Allianz und ihre Herrführer und ebenso die bedeutenden Männer und Frauen der Restauration. Einen frühen Namen als Portraitmaler machten ihm die Bildnisse des Tragicus Ducié, seines Rivalen David, der Mademoiselle Brogniard und des Generals Boreau. Reichthum zumal ist das Bildniß Talleyrand, von Delacroix ebenso meisterhaft gezeichnet, Bernadotte, Marschall Soult, Lord Granville, die Königin Hortense, Canning, A. v. Humboldt, Salma, Canova, der Arzt Corvisart, die Frau v. Stael, Frau v. Récamier — für den Prinzen August von Preußen — Regnault de Saint-Jean d'Angely u. s. w. Die Schauspielerin Mars, für welche er schwärmte, hat er zwei Mal mit wahrer Begeisterung dargestellt: ein Mal auf der Bühne — von Lignon gestochen — und dann eifert, mit einem in der Ähre umgeworfenen Pelze, wie dies Gravedon's Lithographie uns zeigt. Gewiß hat hier und da solche Portraits Gerard's beschrieben. Da der Künstler von jeder seiner Arbeiten eine Zeichnung für sich zurückbehielt und außerdem bei seinem aufrichtigen treuen Gedächtnisse auch viele ihn Besuchende zeichnete, so kam er endlich in den Besitz einer wahrhaft weltgeschichtlichen Galerie des 18. und eines Theils des 19. Jahrh., in welcher jede Person in ihrer Individualität und sogar mit charakteristischer Umgebung auf die Nachwelt gebracht wird. Diesen Schatz begann Gerard seit 1826 unter dem Titel: „Collection des Portraits historiques de Mr. le Baron Gérard, premier peintre du Roi, gravées à l'eau forte par Mr. René Adam, précédées d'une notice sur le portrait historique“ zu veröffentlichen.

Das Privatleben unseres Künstlers ist ein sehr gewöhnliches, einfaches gewesen, also wenig geeignet, die öffentliche Neugier zu reizen; interessanter jedoch würden Memoiren, wenn er sie geschrieben, sich erweisen, da er mit den interessantesten Persönlichkeiten seiner Zeit in nächste Berührung kam, wie z. B. mit dem Kaiser Alexander, Frau v. Stael, Herzog v. Wellington, die Stunden lang in seinem Atelier verweilten und entzückt über den Geist und das Talent des Künstlers es verließen. Denn die Natur hatte ihn mit einer seltenen Größschärfe beschenkt, zu der die ausgedehnten Kenntnisse und ein seltenes Rednertalent sich hinzugesellten. Er erzählte mit Anmuth und seine Urtheile wurden von dem reinsten Geschmacke diktiert. Selbst seinen neidischen Kritikern gegenüber beobachtete er eine Feinheit, von welcher der erste Diplomat seiner Zeit, Talleyrand, sagte: „wie sie sich für Diplomaten eigne.“

In den letzten Jahren seines Lebens verfolgten ihm die Augen den Dienst; dennoch geben seine letzten Arbeiten noch Zeugnis seines großen Talentes. Mehrere seiner letzten Arbeiten blieben unvollendet, bei denen er sich schmerzte, die Regeln des klassischen Styles mit dem Streben der neueren Maler nach Wahrheit und Natur in Einklang zu bringen, etwas, worin er nach

dem Zeugnisse mehrerer Künstler sicher glücklich gewesen sein würde, wenn der Tod ihn nicht abgerufen hätte. Denn plötzlich von einem mit Rührung endenden Fieber ergriffen, erlag er demselben in der Nacht vom 11. zum 12. Jan. 1837, in einem Alter von 67 Jahren. Sein Leidenbegängnis war ein ungewöhnlich friedliches.

Schüler hat er nur wenige gezählt, von denen als die ausgezeichnetste Mademoiselle Marie Eléonore Godefroid gilt. Seine Freunde heben mit Recht seine hohen Gaben der Erfindung, der Ausführung und der Originalität hervor, mit denen sich der geübteste und zarteste Geschmack und ein feiner Geist verbunden: kurz er verstand alle die Mittel und Wege seiner Kunst in einem genügenden Grade zu vereinigen und sie geschickt durch geniale Combinationen zur Geltung zu bringen. Ihm gehörte auch noch das Lob, daß er zu den wenigen Franzosen gehöre, welche die deutsche Kunst der neueren Zeit zu würdigen wissen.

Er starb als Professor der Schule der schönen Künste, Ritter des heiligen Michael und der Ehrenlegion, Mitglied des französischen und holländischen Instituts der Künste und auch die Akademien von Wien, München, Berlin, Kopenhagen, Turin, Mailand, St. Luca zu Rom zählten ihn unter die Zahl ihrer Mitglieder.

Nachrichten über ihn sind zur Zeit, ausser denen in der Biographie universelle und Nagler's Künstlerlexikon, noch wenig gesammelt und finden sich zerstreut in den französischen Kunstjournalen; denn die Aussicht auf eine tüchtige Biographie in der Histoire des Peintres français du XIX. Siècle par Ch. Blanc ist leider verschwunden, weil nur der erste Band erschienen ist, worin Gerard aber fehlt, und in dem großen Werke: Histoire des Peintres de toutes les écoles, par Ch. Blanc, avec Illustrations, zur Zeit noch ebenso. (Dr. Weber.)

GERARD oder GERARDE (John), lebte in einer Zeit und in einem Lande, in dem damals die botanische Wissenschaft nur wenige ausgezeichnete Beförderer fand. Er wurde zu Northwich in Cheshire im J. 1545 geboren, widmete sich der Arzneywissenschaft und wurde später Wundarzt. Angeregt durch die trefflichen Schriften seiner Zeitgenossen Kobelius und Clusius, zweier Belgier, welche auf ihren vielen Reisen auch England besuchten, hier längere Zeit verweilten und die Botanik mit großem Eifer und Erfolge trieben, gewann auch er das Studium der Pflanzenkunde sich, wurde Aufseher des Gartens von Lord Burligh, dem er 20 Jahre lang vorstand, und legte darauf zu Holborn selbst einen eignen botanischen Garten an. Er starb im J. 1607. Er hat das Verdienst, viele fremde Pflanzen in England eingeführt zu haben; es war daher eine gerechte Anerkennung, wenn Plinius eine Pflanzengattung nach ihm nannte (s. d. Art. Gerardia). Wir besitzen von ihm zwei Werke, das eine hat den Titel: Catalogus arborum, fructuum ac plantarum tam indigenarum quam exoticarum in horto Johannis Gerardi civis ac chirurgi Londinensis nascentium. (London 1596. 4. Ib. 1599. 4.) Das andere führt den Titel: The herbal or general history of plants. 1 Vol. fol.

(London 1597.), welches späterhin von Thomas Johnson, einem Arzte in Oxford, mit Zusätzen herausgegeben und durch dessen Bemühungen brauchbar gemacht wurde unter dem Titel: The herbal enlarged by Thomas Johnson. 1 Vol. fol. (London 1633.) In diesem Buche sind einige dreißig für die damalige Zeit neue Pflanzen zuerst beschrieben und abgebildet, die meisten andern aber aus Dodonaeus und Tabernaemontanus entlehnt. Nach einer Nachricht bei Kobelius soll aber Gerard dies Werk nicht allein verfaßt haben, die Beschreibungen der Pflanzen sollen vielmehr von Priest herrühren, der von einem gewissen Norton dafür bezahlt wurde. Nach Priest's Tode soll Gerard dessen Arbeit für die seine ausgegeben haben. — Nicht zu verwechseln mit diesem englischen Botaniker ist ein französischer gleichen Namens, Louis Gérard, welcher wegen seiner vortheilhaften Flora der Provence (Flora gallo-provincialis. Paris 1761. 1 Vol.) bekannt ist; sein anderes Werk führt den Titel: Mémoire concernant deux plantes dont la fructification s'exécute dans l'intérieur et à l'extérieur de la terre. (Paris 1800.) (Theile und Garcke.)

GERARD DE RAYNEVAL (Joseph Mathias), ein nach Machiavelli's Grundsätzen gebildeter politischer Schriftsteller Frankreich im vorigen Jahrhundert, war 1745 (nicht 1736) geboren und zu Paris 1812 den 31. Dec. gestorben. Dem diplomatischen Fache sich frühzeitig widmend, wurde er erst Gesellschaftssecretair und nachmals Divisionschef im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Während seines 20jährigen Dienstes nahm er nicht nur an mehreren diplomatischen Sendungen, sondern auch, namentlich unter Vergennes' Leitung, an verschiedenen wichtigen politischen Verhandlungen Theil, so z. B. an dem Abschlusse des Vertrags mit Spanien im Januar 1783, wobei er sich einen spanischen Orden erwarb, und des Handelsvertrags zwischen Frankreich und England 1786. Wichtiger ist er indessen, da seine amtliche Wirksamkeit mit dem Ausbruch der Revolution geschlossen worden zu sein scheint, als Schriftsteller für das öffentliche und Völkerrrecht. Schon frühzeitig machte er sich mit den deutschen Rechtszuständen vertraut und gab 1766 die Institutions du droit public de l'Allemagne zu Leipzig heraus. Hierauf übersetzte er, nachdem 1774 die Droits des trois puissances alliées sur plusieurs provinces de la république de la Pologne (aus dem Englischen) von ihm herausgegeben worden waren, das dramatische Werk Kinsley's, die Theilung Polens, aus dem Englischen, das unter dem Titel: Le Partage de la Pologne en forme de drame zu London 1775 erschien. Ebenso erschien von ihm zu Paris 1789 Vaughan's Werk über den Völkerrrecht in französischer Uebersetzung unter dem Titel: Principes du commerce avec les nations. Weit geschätzter aber sind seine Institutions aux droits de la Nature et des Gens (Paris 1803.), wovon nach seinem Tode noch 1832 eine neue Ausgabe in 2 Bänden ebenfalls selbst und eine spanische Uebersetzung zu Paris 1825 in 2 Bänden erschienen ist. Noch kurz vor seinem Tode gab er eine Schrift: De la liberté des Mers 1811, 2 Bände

fiert, heraus. Endlich hinterließ er einen bis jetzt noch nicht gedruckten Commentar in Handschrift über seines Lieblings, des Florentiners Machiavelli, Schriften, worin er festzustellen versucht, daß dieser politische Schriftsteller falsch verstanden und somit zu hart und ungerecht beurtheilt worden sei, und denselben sonach durchweg gegen jegliche Anfeindung in Schutz nimmt *). (B. Röss.)

GERARD (Philipp Ludwig), Verfasser mehrerer erbaulichen und religiös-romantischen Schriften, sowie verschiedener wissenschaftlicher Abhandlungen, war zu Paris 1737 geboren und ist daselbst den 24. April 1813 gestorben. Von seinen Lebensumständen ist soviel bekannt, daß er, durch Leidenschaftlichkeit und schlechte Gesellschaft verführt, seine Jugend in wilden Ausschweifungen verlebte, von diesen Verirrungen aber endlich zurückkam, in den geistlichen Stand trat, Priester und Eborherr des heiligen Ludwig vom Louvre wurde, jedoch besonders unter dem Titel eines Abbé bekannt ist und vorzugsweise Sittlichkeit und Ehrbarkeit durch Schriften zu verbreiten suchte.

Seine eigenen jugendlichen Verirrungen brachten ihn, nachdem er zur Besonnenheit zurückgekehrt war, auf den Gedanken, sie zur Belehrung und Warnung in einem religiösen Romane zu schildern. Dies geschah mit Reinheit der Grundzüge und mit Geschmack, sowie mit großem Erfolge für seinen schriftstellerischen Ruf auf dem Gebiete der christlichen Moral in seinem „le Comte de Valmont, ou les Egaréments de la raison“, welches Werk bis in die neuere Zeit herein mehr als 16 Auflagen erlebt hat. Die erste Ausgabe erschien anonym in 3 Bänden, dann von 1775 und 1801 ab unter des Verfassers Namen in 5 Bänden zu Paris. Giran schloß er gleichzeitig seine *Théorie du bonheur, ou l'Art de se rendre heureux, mis à la portée de tous les hommes, faisant suite au Comte de Valmont.* (Paris 1801.) Beide Werke wurden von nun an zusammen in 6 Bänden zu Paris wieder aufgelegt, so 1807 mit 16 Kupferstichen nach den Zeichnungen Moreau's und mit dem Bilde des Verfassers. Schon 1830 erschien zu Nancy das Gesamtwerk in der 16. und in der neuesten Auflage zu Limoges 1839 6 Bände stark mit 6 Kupfern.

Christlich-sittliche Erziehung und Rechtschaffenheit zu verbreiten, blieb der Hauptzweck in dieses Abtes schriftstellerischer Laufbahn, und zeigte sich diese Gesinnung in folgenden, von ihm ebenfalls mit Beifall verfaßten und zum Theil erst nach seinem Tode veröffentlichten Werken, als in seinem *Esprit du christianisme, précédé d'un Précis de ses preuves, et suivi d'un Plan de conduite et de poésies chrétiennes et morales* (Paris 1801, 1803 und 1823 in verschiedenen Auflagen und Formaten). *Essai sur les vrais principes relativement à nos connaissances les plus*

importantes. (Paris 1826. 3 Bände in 8. u. 12.) *Les Leçons de l'histoire, ou Lettres d'un père à son fils sur les faits intéressants de l'histoire universelle.* (Paris 1787—1806 in 11 Bänden, neue Ausgaben davon 1810 und 1816.) Die ersten Theile dieses Werkes, mit Worten und angedeuteten Abhandlungen versehen, sind mit Sorgfalt, die letzten aber, die alte Geschichte bis auf Christus umfassend, flüchtig gearbeitet. Ferner *Mélanges intéressants, ou Choix de pensées morales et maximes en prose et en vers, précédées de Mémoires de ma vie.* (Paris 1810 in 12.) Seine Sermons erschienen zuerst in Lyon 1816, 4 Bde. in 12., und wurden anfänglich für untergeschoben erklärt, bis Barbier ihre Echtheit nachwies. Eine neue Ausgabe dieser Sermons, augmentées de prêches inédits, précédées des Mémoires de ma vie, erschien zu Paris 1828, 5 Bände in 12. Seine Abhandlung sur l'Education des filles erschien mit der gleichartigen von Fénelon unter dem Titel: de l'Education des filles par Fénelon et l'abbé Gérard. *Ouvrage précédé de Considérations sur l'éducation des femmes et de deux Notices historiques par M. Henrion* (Paris 1828.) und bildet eine Abtheilung von der Bibliothèque des familles chrétiennes. In Handschrift hinterließ er *Etudes de la langue française, de la rhétorique et de la philosophie*, welches Werk, wenigstens seine Erscheinung vor 1822 angefangen worden war, bis jetzt doch nicht gedruckt werden ist. Irig ist die Behauptung, Gérard sei auch Verfasser des Romans: *les Infortunes de la Marquise de Ben****, ou la Vertu malheureuse, 1789, 2 Bände, gemein, derselbe ist vielmehr von B. d'Enville geschrieben. Im Uebrigen besorgte Gérard auch als Revisor die Herausgabe von L. Goussin-Despréaux's *Leçons de la nature* im J. 1802 *).

(B. Röss.)

GERARD (Stephan Moritz, Graf), Marschall und Pair von Frankreich. Geboren zu Damvilliers den 4. April 1773, widmete er sich früh dem Kriegsdienste und trat als Freiwilliger in das zweite Bataillon seines Departement (Mos), welches in Fleurus seinen Stand hatte. Im J. 1791. Officier geworden, machte er unter Dumouriez seinen ersten Feldzug mit, zeichnete sich in der Schlacht bei Fleurus aus, theilte in der Folge alle Gefahren und allen Ruhm der republikanischen Armee in deren Feldzügen, machte sich auch 1795 beim Ueberschreiten der Rier besonders bemerkbar, wo er Hauptmann wurde; 1796 wurde er Adjutant bei Bernadotte und machte unter diesem Generale nun alle Feldzüge an dem Rheine und in Italien in so für ihn vortheilhafter Weise mit, daß seine Talente und seine Tapferkeit öfters in den Armeebefehlen mit Lob erwähnt wurden. Auch begleitete er denselben Feldherrn im Januar 1798 nach Wien, wo dieser im Auftrage der Republik den österreichischen Minister Thugut kürzen sollte,

*) Vergl. *Beauvois*, Dictionnaire historique etc. I, 1235; *Biographie nouvelle des Contemporains* VIII, 105 seq. und *La Littérature française contemporaine* IV, 73, mit Gérard, *La Littérature française* III, 327.

*) Vergl. *Quérard*, *La France littéraire* III, 325; *die Biographie nouvelle des Contemporains* VIII, 104 seq. und *La Littérature française contemporaine* IV, 73.

was ihm jedoch mißlang, vielmehr haltr er am 11. April d. J., als er ein glänzendes Fest gab und dabei die dreifarbig Fahne auf dem Ballen des Gesandtschaftspalais ausgebreitet hatte, einen mehrstündigen Sturm des Wiener Pöbels unter Lebensgefahr auszuhalten und zusehen müssen, wie derselbe das Innere seiner Wohnung zerstörte und die Fahne wegnahm. Die österreichische Regierung hatte den Tumult geduldet und dem Gesandten wiederholt den Beistand verweigert. Da sandte dieser am 15. d. M. seinen Adjutanten Gerard mit einem treuen Briefe an den Kaiser Franz II., um die Pöbse zur Abreise zu verlangen. Doch seiner in diesen mißlichen Umständen bewiesenen Unerschrockenheit konnte Gerard Nichts abrichten; auch kam es zu keinem Bruche mit Oesterreich, weil Bonaparte und das Directorium mit dem Wiener Cabinet darin übereinstanden waren, Bernadotte hätte durch seine Unversieglichkeit den Unfug hervorgerufen.

Gerard blieb auch nach seines Generals Abreise von Wien in seiner Stellung bei ihm; auf dem Schicksalsbilde der Außerzich 1805, wo er an der Spitze der Schwadronen mit Ungestüm in den Feind einbrang, gefährlich verwundet worden war, wurde er Oberst und Commandeur der Ehrenlegion. Bald darauf zum Brigadegeneral erhoben, machte er 1806 und folg. Jahr den ganzen preussischen Feldzug mit. Nach dem Frieden von Tilsit wurde er Chef des Generalstabes bei dem Prinzen von Pontecorvo (Bernadotte), welchem er auch Einzug 1808 von Schwabing und Jütland aus, nachdem sich Dänemark ganz in Frankreichs Arme geworfen hatte, mit 30,000 Mann nach Jütland und Seeland begleitete, um von hier aus in Schweden, welchem Reiche Dänemark den Krieg erklärte, eine Landung zu versuchen, die jedoch durch den Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und Oesterreich gestört wurde. Mit dem dänischen Ritterkreuze von Dannebrog geschmückt, ging Gerard 1809 mit dem französischen Herchaufen unter Pontecorvo nach Rußland zurück, zeichnete sich während jenes Krieges vor der Brücke bei Ling in einem Treffen, ganz besonders aber in der Schlacht bei Bagram, wo er die sächsisch Reiteri führte und zum Siege der Franzosen beitrug, vortheilhaft aus. Nach hergestelltem Frieden sandte ihn Kaiser Napoleon 1810 zur Armee nach Portugal, wo er eine Brigade im Herchaufen des Grafen von Erlon befehligte und in diesem schwierigen Feldzuge alle Gelegenheiten benutzte, seine Erfabrungen, Kenntnisse, Tatkraft und Unerschrockenheit auf das Glänzendste zu entwickeln. Dies bewies er auch vorzugeweise in der Schlacht bei Fuentes-Onoro, in welcher er die Schotten übermächtig. Im J. 1812 nach Frankreich zurückgerufen, nahm er als Brigadegeneral unter dem Marschall Ney Theil an dem Feldzuge in Rußland, wirkte zur Einnahme von Smolensk kräftig mit, entschied im mörderischen Treffen bei Bialutina Gora den Sieg über die Russen trotz deren Ueberlegenheit an Streikkräften dadurch, daß er nach tödtlicher Verwundung des Divisionsgenerals Gudin die erfolgreichsten Maßregeln ergriß und die Russen aus ihrer vortheilhaften Stellung verdrängte.

Dieses Verdienst erwarb ihm (den 23. Sept. 1812) den Grad eines Divisionsgenerals, wozu ihn der sterbende General Gudin dem Kaiser empfehlen hatte. Dessen Division führte er unter dem Oberbefehle des Prinzen Eugen nachher zum Siege an der Moskwa; auf dem verhängnißvollen Rückzuge von Moskau kam er wieder unter Ney's Obercommando und hatte die Nachhut zu führen, welche täglich mit dem Feinde im Kampfe lag und alle Mühseligkeiten zu ertragen hatte. In Kowno angekommen, wurde unter dem Vorhabe des Königs von Neapel im Kriegsrathe beschloffen, ein besonderes Corps zu bilden, welches unter der Leitung eines Marschalls die zerstreuten und abgetrennten Trümmern der Armee decken und bei sich aufnehmen sollte. Die Wahl hierzu fiel einstimmig auf Ney, welcher für nur unter der Bedingung annahm, daß ihm General Gerard zum Beistande gegeben werde. Dies geschah, und Tags darauf (den 12. Dec. 1812) drangen die Russen in Kowno ein. Bei ihrer Erschinerung warf das Bataillon von Lippe, welches das weinart Thor verteidigen sollte, die Russen weg und ergriß die Flucht. Ney und Gerard, welche die Flüchtenden nicht zum Stehen bringen konnten, ergriffen nun selbst die Waffen und leisteten unter stetem Abfeuern ihrer Künsten eine halbe Stunde lang den heldenmüthigsten Widerstand gegen die Anstürmenden, bis die französische Infanterie herbeikam und den Feind zurückwerfen konnte. So wurden 10—12,000 Mann abgetrennter Soldaten, die in der Stadt lagen, von welchen nur 450 Mann Infanterie und 600 Reiter der Divisionen trugen, gerettet. Als nach der Abreise des Königs von Neapel der Prinz Eugen den Oberbefehl erhielt, trug er dem General Gerard die Leitung der Nachhut abermals auf, die nur aus 12,000 Mann Neapolitanen und drei Bataillons jungen, unerfahrenen Truppen bestand, mit welchen er gleichwohl den andringenden Feind aufzuhalten mußte. Am schwierigsten war seine Lage jedoch in Frankfurt a. D., wo der Feind ihm plötzlich auf den Hals kam und die Bevölkerung der Stadt sich ihm feindselig zeigte. Abgeschritten vom französischen Heere, welches bereits Berlin erreicht hatte, trogte er doch drei Tage lang den russischen Anforderungen, ehe er die Stadt verließ, und zog sich alsdann so geschickt, daß ihm der Feind Nichts anhaben konnte, an die Elbe zurück, wo er den Vorpostenbefehl übernahm. Ebenso war er bei Wiederaufnahme der Depositionen im Frühjahre 1813 mit seiner Division im ersten Armeezuge unter dem Herzoge von Tarent immer voraus. Die größte Aufmerksamkeit in dessen zog Gerard am 30. Mai 1813 in der Schlacht bei Baugen auf sich. Hier stand er vor der Spee, an den äußersten rechten Flügel geleitet, welcher nach einem langen, mörderischen Kampfe zurückweichen mußte und dadurch Gerard's Stellung in die größte Gefahr brachte. Davon überzeugt, ließ der Herzog von Tarent ihn zum Rückzuge auffordern, Gerard schlug es aus und bat im Vertrauen auf guten Erfolg um Verstärkung einer Brigade. Dies geschah und Gerard errang binnen zwei Stunden alle dort vom Feinde gewonnenen Vortheile

wieder. Einige Tage später wurde er in einem Postengefecht so gefährlich verwundet, daß er die Armee verlassen mußte. Im Laufe des Waffenstillstandes jedoch erlangte er seine Genesung wieder.

Unterdessen berichtete der Herzog von Tarent am 17. Juni über ihn folgendes an den Kaiser: Que le Général Gérard est l'un des généraux qui manquent le plus dans l'armée, et qu'il possède des qualités et des talents militaires, qui doivent le faire classer parmi les généraux, auxquels l'empereur peut et veut confier des corps d'armée. Il est très au-dessus du simple commandement d'une division. Il n'a même pas besoin d'être dirigé, il valerait par ses propres moyens. Un coup d'oeil parfait, une parfaite connaissance de la chorographie, jugeant bien de son terrain, de la force et des positions de l'ennemi, des dispositions à prendre et des mouvements à exécuter; maître de lui; du sang-froid, de la hardiesse, de la fermeté; c'est ainsi que j'ai vu agir ce général; intrépide lui-même, brave au feu et donnant ses ordres avec le même calme que dans son camp. C'est l'exacte vérité, et c'est un officier-général qui peut aller très-loin, si le chemin de la gloire lui est montré et si la porte du commandement en chef lui est ouverte.

Nach Ablauf des Waffenstillstandes von Pleßchwitz übernahm Gérard die Führung seiner Division wieder und versuchte im Treffen bei Goldberg unter Lauriston's Oberleitung, da Wardenald abwesend war, unter ähnlichen Umständen dasselbe Manöver hier wieder auszuführen, welches ihm bei Baugou so glänzend gelungen war. Allein dies Mal mußte er mit dem ganzen linken Flügel, auf dessen äußersten Enden er sich, vor Wäcker's Ungeklüm welches, obsonen er einige Kanonen erbeutet und viele Gefangene gemacht hatte. An der Kothbach in den Schinkel vermundet, wollte er doch das Schlachtfeld nicht verlassen. Noch operierte Gérard öfter mit dem ganzen ersten Armeecorps (ein Beispiel ohne Gleichen, da er der jüngste Divisionsgeneral im Heere war) lange Zeit an der schlesisch-sächsischen Grenze, und bemühte sich, so wird erzählt, den Kaiser Napoleon zu überreden, die Sachsen nicht der feindlichen Nordarmee unter dem Kronprinzen von Schweden (Pontecorvo) gegenüber zu stellen, weil sie ihre Fahnen verlassen und zu diesem, ihrem ehemaligen sehr geliebten Feldherrn übergehen würden. Napoleon in dieser Warnung eine Uebertreibung bemerken zu müssen glauben, welche von Gérard's alter Jüngung zu Bernadotte herkomme, ließ den sächsischen General v. Gerdoß rufen und fragte ihn um seine Meinung. Gérard, sagte er, laut mir immer vor, Bernadotte sei bei Ihren Soldaten so beliebt, daß ich im Kampfe gegen ihn nicht auf sie zählen konnte. In der That, Sir, erwiderte der General, ich rathe Ihnen nicht, die sächsischen Truppen dem schwedischen Kronprinzen gegenüber zu stellen; er hat

sie zu gut behandelt, als daß sie ihn vergessen könnten¹⁾. Bald rechtfertigten die Ereignisse, namentlich der Schlachtag bei Leipzig am 18. Oct. die Meinung Gérard's und Gerdoß's. An demselben Tage wurde Gérard am Kopfe schwer verwundet und mußte das Schlachtfeld verlassen. Doch schon zu Ende 1813 konnte er den Oberbefehl über die Reserve zu Paris wieder übernehmen. Diese aus lauter Gensfrüchten bestehend waren bis Eingangs 1814 soweit eingeeilt worden, daß sie sofort gegen den Feind geführt werden konnten. In der Schlacht bei Rothbühl kämpfte Gérard auf dem rechten Flügel und hielt sich trotz der ungeklüm Angriffe des überlegenen Feindes in seiner Stellung, namentlich an der Brücke von Dienville (Dieuville) bis um Mitternacht, wo der Kaiser ihn abrief. Neuen Ruhm erwarb er sich bei Rangis, hauptsächlich aber bei Mentereau, wo die Schlacht früh 9 Uhr begann und bis 1 Uhr Mittags alle Angriffe der Franzosen zurückgewiesen worden waren: da stellte sich Gérard, vom Kaiser dazu bevollmächtigt, an die Spitze der jungen, unerfahrenen, halbnaekten Truppen, gab der Schlacht eine andere Wendung und warf den Feind mit großem Verluste aus Geshütz und Gefangenen zurück. Dagegen war es ihm unmöglich, Arenes gegen den Feind zu halten, wenn er die Stadt ihrer Zerstörung nicht preisgeben wollte; er schloß also mit dem Generale Bréde eine Abkunft und übergab ihm die Stadt.

Nach Napoleon's Abdankung leistete Gérard dem Könige Ludwig XVIII. den Eid und erhielt im Mai 1814 den Auftrag, das in Hamburg zurückgebliebene französische Corps nach Frankreich zurückzuführen. Nachdem er dies gethan, erhielt er am 29. Juni 1814 das Ludwigskreuz und das große Band der Ehrenlegion. Er wurde mit Beibehaltung seines Gehaltes Generalinspector der Infanterie im Elsaß, nahm seinen Wohnsitz zu Straßburg und hatte seelen den Befehl über das Lager bei Belfort vom Herzoge von Albusera erhalten, als Napoleon wieder in Frankreich austrat. Auch er ging sofort zu ihm über, erhielt die Pairwürde — 1813 war er Graf des Kaiserreiches geworden — die Vierpräsidenschaft in der Deputiertenkammer und bald darauf den Oberbefehl über die Mosellarmee, oder das vierte Armeecorps. Am 10. Juni 1815 brach er mit demselben in Eilmärschen von Metz nach der belgischen Grenze auf, überschritt am 15. die Sambre, wo der Chef seines Generalstabs Bourmont und zwei Obersten zum Feinde übergingen, und den 16. Juni auf dem Schlachtfelde angelangt, wies ihn Napoleon, während sein Corps sich aufstellte, auf einer Windmühle, von welcher aus er ihm die Stellung des Feindes zeigte, an, das Dorf Ligny zu nehmen. Dies that Gérard nicht allein, sondern gab an diesem Tage noch mehrere andere Beweise von seiner geschickten Truppenführung, so daß Napoleon ihm den Marschallstab zudachte. Der Abfall

1) Bergr. H. Schmidt, Schweden unter Karl XIV. Joseph. (Heidelberg 1842) S. 19. Note 1.

Bourmont's konnte ihm nicht angerechnet werden, weil Jedermann denselben ein solches Schicksal nicht zugestrand hatte und der Kaiser selbst geschnitlich darüber hinweg sah.

Am 17. früh besprach sich dieser, seiner Sache gewiss, mit Gérard und Grouchy auf dem Schlachtfelde über eine Menge dem Augenblicke fremdartige Dinge, ohne an ein nachdrückliches Verfolgen der Feinde zu denken. Erst Mittags gab er Befehl dazu. Gérard war unter den Generalen, welche unter dem Marschall Grouchy mit 32,000 Mann die Preußen verfolgen sollten. Ohne jedoch auf diese zu stoßen, schlugen sie die Richtung nach Gemblour und Wavres ein, wo sie am 18. Juni vom Walde bei Soignes her die Kanonade bei Mont-Saint-Jean vernahmen. Von der Hauptarmee abgetrennt, welche im Gemenge mit den Engländern bei Waterloo sich befand, richtete sich wiederholten Malen der General Gérard, die Dyle in Rünster zu überschreiten und auf den Kanonendonner loszugehen. Man glaubte nachmals auch, daß die Ausführung dieses Vorschlags der Schlacht bei Waterloo eine für den Kaiser glückliche Wendung gegeben haben würde. Allein, wenn auch von Creelmann unterstügt, wurde er nicht gehört, weil der Marschall, obnehin über die Bewegungen der Preußen schlecht unterrichtet, den Mangel an ausdrücklichen Befehlen des Kaisers, die zwar unterwegs waren, aber zu spät ankamen, vorstigte. Gérard wurde an die Dyle gerufen und in dem Augenblicke, als er das Dorf Birge angriffen wollte, noch am Ende gedachten Tages in die Brust verwundet. Gleichwohl wollte er das Schicksal des abgeschnittenen Armeecorps theilen und ging mit denselben nach Soissons, wo Soult mit den Trümmern des geschlagenen Hauptheroes zu ihnen stieß. Der Ruckzug wurde auf Umwegen nach Paris und von da hinter die Loire fortgesetzt, während Gérard mit Haxo und Kellermann, auf des Verlangens Daoust's, den Auftrag übernahm, Unterhandlungen mit der inzwischen wiederhergestellten Regierung der Bourbons anzuknüpfen, welche unbedingte Unterwerfung und Annahme der weißen Kokarde verlangte. Dieses Opfer erschien ihnen zu schmerzhaft, weil sie Napoleon II. schon zum Kaiser ausgerufen und nachher gewünscht hatten, der Thron könne dem Herzoge von Orleans zugewendet werden. Gleichwohl unterwarfen sie sich bis zum 20. Juli. Das Erer wurde nun aufgelöst und General Gérard von Rodenald nach Tours gerufen, wo er sich völlig heilen lassen sollte. Hier verweilte er bis Ende Septembers 1815 und begab sich alsdann nach Paris, wo er, obgleich nicht auf der Liste der Straßburgern stehend, dennoch keine Gnade fand, sondern von den Kriegs- und Polizeiministern genötigt wurde, Frankreich zu verlassen.

Er begab sich nach Brüssel und beirathete hier im Juni 1816 die jüngste Tochter seines Unglücksgefährten, des 1822 verstorbenen Generalleutnants Grafen v. Valence, eine Enkelin der berühmten Frau von Genlis. Im Jahre 1817 in sein Vaterland zurückgekehrt, lebte er auf seinem Landgute Villers im Département Yise in Zurückgezogenheit und beschäftigte sich hier mit Ackerbau;

er wurde aber, wie alle zurückgekehrten Anhänger des Kaiserreichs ein Liberaler und trat in das Comité directeur, welches seinen Sitz in Paris gehabt haben soll und seit 1821 schon bemerkbar, im Jahre 1829 als Deputation der Regierung öffentlich hervortrat. Napoleon hatte ihn auch in seinem Testament vom 15. April 1821 als einen seiner Getreuen bedacht. Unterdessen riefen ihn die Pariser 1822 durch große Stimmenmehrheit in die Kammer der Deputierten. Hier trat er natürlich auf Seite der Opposition und gab zur Begründung seiner Ansichten die Broschüren Discours sur la loi relative aux finances und Opinion sur le budget du ministère de la guerre pour l'exercice (Paris 1822) heraus. In den Jahren 1823 und 1827 wurde er wieder in die Kammer gewählt, sprach hier um so nachdrücklicher die Rechte des Volkes, je mehr er merkte, daß die gesetliche Entwicklung der Charte von 1814 gehemmt wurde und wirkte sonach immer entschiedener mit den Bonapartisten und Liberalen gegen die Regierung Karl's X. Unterdessen küßte er 1824 auf der Jagd durch einen Flintenschuß sein linkes Auge ein.

Ungeachtet seiner Geschäftsliebe und der vielen Wunden an seinem Körper war er gleichwohl in den vorbängnisvollen Julitagen 1830, nachdem er am 28. d. M. mit Kasitte, Lebau und einigen Anderen den Marschall War-mont vergeblich um Einhalten des Blutvergießens in der Hauptstadt gebeten hatte, immer voraus und der erste, welcher sich an die Spitze der bewaffneten Macht der Revolution stellte. Als er sich am 29. Juli Nachmittags bei Kasitte dazu entschloß, vergaß er, erzählt man, in der Eile die weiße Kokarde von seinem Hute zu nehmen, welchen er sich nebst Uniform und Pferd in seines Freundes Wohnung hatte bringen lassen, und erst auf dem Wege von der Kaserne in der Faubourg Poissonière über die Boulevarde nach dem Louvre, wo er sein Hauptquartier aufschlug, machte ihn Soran auf das gefährliche Merkmal an seinem Hute aufmerksam. Er nahm die Kokarde zwar sogleich ab, steckte aber keine andere auf. Er war schon Chef der ganzen militärischen Bewegung, auch hatte er bereits alle Soldaten und Nationalgardisten, die ihm aufgetreten waren, gesammelt, die Kasquette der widerbottlichen Aufforderung nachgab, das Commande der Nationalgarde zu übernehmen. Gérard gab alsdann zwar aus Weisheit nach, that aber als Unterthänigkeitsbeuge das Wriste in diesen kühnen Tagen und schlug eben deshalb alle anderen Vorschläge zur Theilnahme an der provisorischen Verwaltung ab, als z. B. Mitglied der Municipalverwaltung zu werden. Inzwischen hatte ihn Karl X., der seine Erbdenkmalen vom 25. Juli zurücknehmen und ein neues Ministerium bilden wollte, zum Kriegsminister bestimmt. Auch hatte ihn der Herzog von Mortemart von Saint-Cloud aus schriftlich ersucht, des Königs neue Entschlüsse durch den Druck bekannt zu machen. Allein es war zu spät und bei Kasitte schon beschloffen worden, dem Herzoge von Orleans zur Vermeidung der Republik das Reichsver-

referant zu übertragen, wozu Gérard seine Stimme auch gegeben hatte. Ingleichen gehörte er zu denjenigen, welche den General Lafayette für diese Wahl gewinnen sollten, und nachher des Herzogs Besücher auf dem Wege nach dem Stadthause waren, wo dieser zunächst zum Reichsverweiser ausgerufen wurde. Als dieser am 7. Aug. von den Kammern die erbliche Krone erhalten hatte, bestätigte er ihn am 11. Aug. in seinem am 31. Juli erhaltenen Posten als Kriegsminister, am folgenden 17. Aug. wurde er zum Marschall und im October 1832 zum Pair von Frankreich ernannt. Gérard schlug aber, wie Dupont de l'Eure, die 25,000 Francs aus, welche jedem Minister zur Einrichtung seines Hauses zugebachet waren und weigerte sich außerdem noch, neben dem Gehalte eines Ministers zugleich auch den des Marschalls zu beziehen. Indessen trat er, wol nicht, wie man sagte wegen seines Augenüblems, sondern wegen einer neuen ihm nicht zureichenden Veränderung im Personale des Ministeriums am 18. Nov. 1830 schon wieder aus demselben aus und widmete nun mit rastlosem Eifer seine Aufmerksamkeit der neuen Einrichtung des unter der Restauration in Verfall gerathenen Heeres, sodaß er dasselbe unter seinem Oberbefehle im August 1831 dem belgischen Könige gegen Holland zu Hülfe führen konnte. Nach Beendigung dieses 13tägigen Krieges räumte Gérard am 26. Sept. das belgische Gebiet wieder. Weil aber die Holländer sich weigerten, den wichtigsten Punkt in Belgien, die Citadelle von Antwerpen zu verlassen, und Frankreich und England, mit Ausschlusse Belgiens, die Anwendung von Zwangsmaßregeln übernehmen, so überschritt Gérard mit einem Belagerungsheere von 50,000 Mann, bei welchem sich die beiden ältesten Söhne des Königs Louis Philipp befanden, am 15. Nov. 1832 abermals die belgische Grenze und nöthigte den General Gassle, nach 23 Tagen der tapfersten Gegenwehr, die Citadelle am 24. Dec. zu räumen. Gérard überlieferte sie den Belgiern und führte das Heer nach Frankreich zurück. Bei der Belagerung dieses Bollwerkes hatte er sich um die dadurch sehr bedrohte Stadt in so fern außerordentlich verdient gemacht, als er zu ihrer Schonung die Citadelle nicht an der Stadtfeste, wo sich ihm größere Vortheile darboten, sondern nach dem offenen Felde zu angriff. Die Belgier übersandten ihm zum Danke 1833 einen prächtvollen Ehrenorden.

Gérard hat auch den wesentlichen Antheil an dem Plane zur Befestigung von Paris, welcher mit Unterbrechungen allmählig ausgeführt wurde. König Ludwig Philipp verdankte überhaupt dem Marschalle, trotz dieser wiederum jenem sehr viel, sodaß Keiner dem Andern fähig Etwas ab schlagen konnte. Als daher im Sommer 1834 nach Soult's Austritte aus dem Ministerium es darauf ankam, einen Mann zu finden, welcher die erledigte Stelle ausfüllte, ohne doch lästige Ansprüche zu erheben, warf der König seine Augen auf seinen Freund Gérard, der zwar ein rechtschaffener Mann von freisinnigen Ansichten, aber niemals ein Staatsmann gewesen war, und dennoch dem Könige diesen wichtigsten Dienst nicht ab schlagen konnte. Er trat am 19. Juli als

Ministerpräsident an die Spitze des übrigen unverändert gebliebenen Cabinetes. Er galt allgemein für einen unerschrockenen, ehrenhaften Mann, von dem man die Uebergewinnung hegte, er werde sich durch keine noch so zarten Rücksichten bestimmen lassen, seine Grundsätze zu verlegen. Auch täuschte er in der That diese Voraussetzung nicht, und obwohl durch seine körperlichen Leiden wie durch seine Gewohnheiten außer Stand gesetzt, in das Detail der Geschäfte mit größter Aufmerksamkeit einzugehen, so brachte er innerhalb weniger Wochen doch in die Verwaltung des Heerwesens eine solche Ordnung, daß mancher auffallende Scandal vermieden und zugleich mehre Millionen erspart wurden. Ebenso sorgte er für eine bessere Verwaltung in Algier. Hiermit nicht zufrieden, glaubte er noch weiter greifen zu müssen, und die Regierung, in der Meinung, daß eine neue Erhebung der republikanischen Partei nach Unterdrückung der jüngsten Kämpfe in Paris und Lyon nicht wieder zu fürchten sei, glaubte jetzt auf die Bahn der Verbesserungen im liberalen Sinne, von der sie durch jene Kämpfe nothwendig verdrängt worden war, wieder einlenken zu können. Zum Beweise hierfür verlangte er eine allgemeine Begnadigung der politischen Verbrechen von den Aufrührern her, unter der Voraussetzung diese Unglücklichen würden in den Kertern ihr Vergehen abgestraft haben und durch einen Gnadnact von ihren überspannten Meinungen zurückkommen. Er hatte aber nicht bedacht, daß diese Menschen unerbittliche Feinde der Regierung wären, welche keine Milder verzeihen könnte, sondern sobald sie sich der Freiheit wieder hingegeben sahen, auf neue Mittel sinnen würden, den Kampf, in dem sie unterlegen waren, bei günstiger Gelegenheit mit mehr Kühnheit zu erneuern. Allein der Marschall ließ sich davon durch besonnene Vorstellungen nicht überzeugen und weil er mit seinem Vorwurthe nicht durchdringen konnte, trat er am 29. Oct. 1834 aus dem Cabinet wieder aus und lud dadurch seinem Nachfolger, wenn derselbe nicht gleich ihm auf eine Wahrung der Grundsätze dränge, die schwere Last des Postes auf, welchen die Politik der Regierung in der Nation erwidern hatte. Zwar blieb Gérard beim Könige nicht ohne Einfluß auf die öffentlichen Geschäfte, wozu aber den Kammerarbeiten allmählig und seit 1837 gänzlich aus. Im J. 1836 machte ihn sein alter Waffengenosse, der König von Schweden, zum Commandeur seiner Orden und Ludwig Philipp zum Großkronen der Ehrenlegion, welches Amt er im November 1838 wieder niederlegte, um (nach Lobau's Tode) das Obercommando der Nationalgarde zu Paris und im ganzen Seine-Departement zu übernehmen. Auch wußte er sich zugleich den beliebten General Jacqueminot, welcher wegen getäuschter Hoffnungen austreten wollte, im Generalstab dieser Nationalgarde zu erhalten. Im folgenden Jahre vollendete er mit Zuziehung des Generalstabes seinen Plan zur Befestigung von Paris, um die Hauptstadt dadurch vor ersten Nothfällen zu schützen oder sie nothigenfalls in Belagerungszustand zu versetzen. Indessen vollends gezeugt durch den Tod seines Sohnes Gyruis, welcher

Gesandtschaftssecretair war, gab der greise Marschall mit des Königs Zustimmung jenen Oberbefehl im October 1842 an seinen bisherigen Schiffsen Jacquesminot ab und übernahm das Großkanzleramt der Ehrenlegion an der Stelle des Herzogs von Reggio, welcher Commandant der Invaliden wurde, wieder. So lebte er nun abwechselnd zu Paris und auf seinen Gütern in gesichertem Ansehen und in höchster Gunst beim Könige Ludwig Philipp, dessen Vertrauen er sich auch in der Februarrevolution 1848 würdig zu machen suchte. Paris, seit fünf Jahren vollkommen beschlagnahmt, hätte jetzt aus seinem früheren Plane in Belagerungszustand erklärt werden können, allein der greise König und seine greise Umgebung, die Marschälle Gérard und Sebastiani scheinen keinen freien Willen mehr gehabt zu haben, sondern ließen die günstige Zeit zu energischen Maßregeln in Unterhandlungen mit den Insurgenten verstreichen. Dem Marschalle Bugeaud, welcher den Oberbefehl über die ganze bewaffnete Macht in Paris damals in den Händen hatte und auf gewaltsame Unterdrückung der Empörung drang, wurde sogar am 24. Febr. früh das Commando genommen, und dem alten Gérard die Linientruppen, dem Generale Lamoricière die in Parteilungen zersiffene Nationalgarde anvertraut. Ueberdies und um die Einheit des Commando's völlig aufzulösen, beschlagnahmte auch Sebastiani und Bedau noch in den Straßen. Sie Alle sollten ohnehin den Kuffstand mehr durch Güte, als mit Gewalt unterdrücken, daher auch an keine Verstärkung, die leicht aus der Umgegend zu haben war, gedacht wurde. Als nun die Volksmassen vom Carrousselblaze auf die Tuilerien losstürmten, durstten Gérard und Lamoricière nur Worte gegen sie anzuwenden. Allerdings wußte der Erstere einem solchen Volksaufstau zu imponiren, indem er denselben folgendermaßen anredete: „Wenn ich unklug wäre, wie ihr, und wenn ich das Volk nicht liebte, so würde ich euch die Kühnheit theuer bezahlen lassen und mit einer Macht, die mehr als hinreichend ist, euch zu zermalmen, auf diese Weise Troß bieten. Aber ich will mich gegen euch nur der Waffen der Vernunft bedienen. Ihr könnt dem Könige keine Petition (dies war der Vorwand) mit bewaffneter Hand überreichen; höchstens können ihm einige Abgeordnete von euch vorgeschickt werden. Was wollt ihr übrigens? Die Wahlreform? Sie ist mit der Ernennung der Herren Thiers und Barrot gesichert und eure Insurrection hat daher keinen Grund mehr.“ Diese Worte wirkten in der That so stark, daß der Haufen sich zurückzog und der Marschall auf einige Zeit die Hoffnung hegte, es könne noch Alles friedlich beigelegt werden. Bald aber änderte sich die Scene und die beunruhigendsten Nachrichten gelangten in die Tuilerien, wo die Verstärkung und Vermehrung so groß war, daß Jedermann in die Gewissheit des Königs bringen und seine Meinungen über Nachrichten mittheilen konnte. Und als Gérard zu Lamoricière am Palaisnational ankam, wo dieser mit den Aufwiegeln ebenfalls unterhandelte, war es schon zu

spät. Der König hatte abgedankt und war geflohen. Seitdem zog sich Gérard vom öffentlichen Leben zurück, nahm nie wieder Theil an den Staatsgeschäften, da er nicht Republikaner war. Er gehörte der Schule Napoleon's an, welche im Grunde nur die Gewalt liebte, und nach dessen Sturze der Macht der Umstände nachgebend, ihre Politik unter den Mantel des Liberalismus verdeckte. Ludwig Philipp that einen Theil dieser Bonapartisten schon vor der Julirevolution gewonnen, darunter auch Gérard, welcher ihn denn auch unterstützte, so lange der Boden nicht unter ihnen mankte. Gérard starb übrigens im Schooße seiner Familie nach achtzigjähriger Krankheit, kurz vor dem großen Militärfeste zu Paris den 17. April 1852. Sein Leichnam wurde in die Familiengruft auf seinem Gute Saint-Philippe-du Roule im Département, wo schon mehrere seiner Kinder begraben lagen, ohne Gepränge, wie er verordnet hatte, beigelegt. Die Summe von 12,000 Franken, die er zu guten Werken ausgelegt hatte, bet seine Familie dem Kriegsminister zur Unterstützung dürftiger Wittwen von Invaliden und zur Erziehung der Kinder von denselben an, und sie wurde auch vom Präsidenten der Republik nach diesen Bestimmungen angenommen.

Die Ereignisse des 18. Juni 1815, welche den Sturz Napoleon's herbeigeführt hatten, hatten gegen den Marschall Grouchy, unter dessen Befehl Gérard am gedachten Tage gestanden, schwere Vorwürfe, selbst von Seiten des Kaisers nachmals hervorgehoben; diese blieben eine Reihe von Jahren hindurch nicht unbesprochen und wurden der Gegenwart sehr verschiedenartiger, öffentlicher Urtheile, welche Gérard, als ein dabei am meisten theilhabender General, seinerseits zu beseitigen suchte, so zuerst in der Schrift: *Quelques documents sur la bataille de Waterloo*, Paris 1829 in 8. und dann in den *Dernières observations sur les opérations de l'aile droite de l'armée française à la bataille de Waterloo*, en réponse de Mr. de Grouchy, Paris 1830 in 8. Ebenso (schwieger nicht, als Pascalet in seiner Biographie de M. le Maréchal Grouchy 1842 die alten Irrthümer über den militärischen Gang und die Verhältnisse am 16. und 18. Juni 1815 abermals vorzutragen hatte, sondern gab in einem langen Schreiben an den Biographen, welches der *Moniteur* 1842 Nr. 303 aufnahm, als Augenzeuge und Mitbetheiliger die wichtigsten Ausführungen mit Rücksichtnahme auf seine obigen beiden Schriften. Außerdem verdienen noch bemerkt zu werden seine Rapports sur le siège de la citadelle d'Auvers im Decembertehefte des *Moniteur* und des *Journal des Débats* 1832).

(B. Rös.)

4) Beryl. La littérature française contemporaine IV. 70 seq.; die Beiträge des *Moniteur* von 1830—1852; die Biographie nouvelle des Contemporains (1839) VIII. 97 seq.; die Biographie des hommes vivans (1817) III. 250 seq.; *Congrès*, Les Cents jours, 2. Bd., und des *Le Société et les Gouvernements de l'Europe* etc. I. Bd.; B. Sarrans Jean, Louis Philippe et la Contre-Révolution de 1830 und Deux ans de règne du Roi Louis Philippe. Außerdem liefern noch biographi-

3) Beryl. die Gegenwart V. 569.

GERARD (Stephan Thomas), ein ausgezeichnete französischer Gelegenheitschriftsteller, war zu Corbeil im Februar 1758 geboren, widmete sich dem Finanzfache, in welchem er auch als Beamter während des Kaiserreichs und der Restauration wirkte, Unterchef im Finanzministerium wurde und zu Versailles am 13. Dec. 1825 starb. Er war ein Mann, der sich in den Wechsel der öffentlichen Zustände seines Vaterlandes schickte und sonach sich unter Napoleon wie unter Ludwig XVIII. aufrecht zu halten verstand. Zur Zeit der Revolution scheint er, da von seinen Lebensumständen Nichts bekannt worden ist, seine Rolle gespielt zu haben.

Seine beliebtesten Gelegenheitschriften und Gedichte sind: *Etrennes imperiales*, contenant l'étendue et la superficie de l'empire (Paris 1804.); *Etrennes de la France*, contenant sa situation, son étendue et sa superficie, un précis de son origine etc. (Paris 1815.); *Ode sur l'exhumation des restes de S. A. S. Monseigneur le duc d'Enghien* (Paris 1816.); *Chant funèbre, pour l'anniversaire de la mort de Louis XVI* (Paris 1817.); mit Beziehung auf die damaligen spanischen Ereignisse das Gedicht: *Les Regrets* (Paris 1823.) und endlich *Epître aux missionnaires*. (Paris 1824.). (H. Röse.)

GERARD (N.), gewöhnlich der Vater Gérard (le père Gérard) genannt, ein Landmann zu Montgermon, einem Dorfe in der Niederbretagne, und berühmt geworden durch Collet's Volkschrift Almanach du père Gérard pour 1792. Geboren und gestorben im 18. Jahrh., doch in nicht gekannten Jahren, war Gérard schon ein hochbejahrter Mann, als ihn der dritte Stand des Seneschallates Rennes im 3. 1789 zum Mitgliede der Reichsständerversammlung wählte. Ohne Erziehung und ohne Reichtümer, besaß er doch die wesentlichen Eigenschaften, worauf es damals bei dieser Sendung eigentlich ankam, nämlich gesunde Menschenverstand, klare Einsichten, richtige Begriffe von seinem Auftrage und einen Erimuth, der ihm die Kraft verlieh, gegen das Feindverhalten mit Erfolg aufzutreten. So verlangte und unterstützte er in den Sitzungen der Nationalversammlung von 1789 bis September 1791 z. B. die Anträge zur Unterdrückung der Feudallasten und Zwangsrechte, verlangte aber auch den Verlust der Diäten zum Nachtheile derjenigen Mitglieder der Nationalversammlung, welche abwesend wären oder sich daraus entfernten, während er für eine Besoldungsvermehrung der Landprediger sprach.

Gérard hatte sich überhaupt während dieser Nationalversammlung, nach deren Schluß er zu seinen ländlichen Beschäftigungen zurückkehrte, durch seine Haltung in

derselben Ansehen und eine Art von Berühmtheit erworben, sodaß ihn die Volkshüter, besonders die Jacobiner, welche zu Gunsten der neuen Ordnung der Dinge in Frankreich auf die Landleute einwirken wollten, zum Muster aufstellten; und als die Gesellschaft der Verfassungsfreunde im Jacobinerclub zu Ende 1791 einen Preis auf das beste Werk setzte, in welchem die Vortheile und Vorzüge der neuen Verfassung dem Volke, insbesondere den Landbewohnern, überzeugend aus einander gesetzt werden wären, glaubte Collet d'Herbois (s. d. Art.), der sich um diesen Preis bewarb und denselben auch erhielt, zur Erreichung seiner Absicht nichts Besseres thun zu können, als dem alten bretagner Landmann Gérard die Einsichten, Gefinnungen, Grundsätze und Absichten, worauf es die Preisaufgabe vornehmlich gestellt hatte, in seiner Schrift gesprächsweise in den Mund zu legen. Die Prüfungskommission, die aus Dufaut, Condorcet, Grégoire, Palzerelle, Glavire und Lanténas bestand, theilte dieser Schrift auch den Preis zu. Sie erschien 1792 unter dem oben angegebenen Titel zu Paris im Drucke. Das große Aufsehen, welches sie machte, und das begründete Verlangen nach ihr zeigte nur Gemüthe, daß der Einsatz Collet's ein glücklicher gewesen war. In der Einleitung zu dieser Volkschrift macht er seine Leser durch eine äußerst günstige Schilderung von dem alten Gérard, als Deputirten, mit demselben bekannt und verschaffte ihm dadurch wol erst die Berühmtheit, mit welcher jedoch der Verfasser sich eigentlich selbst einschmeicheln und bei der niedrigen Volksklasse einflößen wollte, die ihn aber in der Folge, als er seine politischen Zwecke mit ihr nicht hatte erreichen können, nicht abhielt, der blutdürstigen und wüthende Republikaner zu werden, als welcher er sich die Strafe der Deportation zuzog *). Der Almanach du père Gérard, welcher bereits 1791 im Drucke erschien, wurde in den folgenden Jahren in neuen Auflagen unter verschiedenen Titeln noch mehr verbreitet, als z. B. unter *Etrennes aux amis de la constitution française*, ou *Extractions du père Gérard avec ses concitoyens*. (Paris 1792. 12.) Das Buch fand seine Wiederlegung in dem Almanach de l'abbé Maury. Uebrigens erschienen unter dem Namen dieses bretagner Bauers noch einige an die Nationalversammlung gerichtete Anträge zu Paris im Drucke, worin sein Name eigentlich auch vorgeschoben worden ist, namentlich in der Absicht, um der Aristokratie ein politisches Spielwerk in die Hände zu geben. Sein wahrer Vorname soll nach Luard's literarischen Supplementen Franz gewesen sein, und als Nachahmung des unter seinem Namen berühmt gewordenen Almanach ist der Almanach du père Gérard zu nennen. (B. Röse.)

GERARD DE NYS (oder Garrat Denis, Gerit-Denys, Days oder Deuisins?), eine Insel des australischen Archipels Reunionnien, dem mittlern Theile der Nord- oder Nordostküste Neu-Itlands gegenüber

*) Nachrichten über Gérard die Galerie des Contemporains illustres, 6. Bd.; Pascalet's Revue biographique (1811). 1. Hefung; Garbut's und Saint-Edme's Biographie des hommes du jour I, 2, 215 und jedes in seinem Dictionnaire de l'histoire de France; die letzten vier Werke hat jedoch der Verfasser gegenwärtigen Artikel nicht Gehörigkeit gehabt einzufügen.

*) Bzgl. La littérature française contemporaine IV, 73 und Quérard, La France littéraire III, 326.

*) Bzgl. die Biographie nouvelle des Contemporains VIII, 95 seq.

unter 3° 4' südl. Br. und 152° 34' östl. L. von Greenwich. Sie hat 9 Meilen im Umfang, ist hoch, bergig, gut bewaldet, der Boden von braunrother Farbe, das Gestein durch Buchten eingeschnitten, um welche Coccolaine sich reihen. Die zahlreichen Bewohner sind Papuas von dunkler Hautfarbe, die ihr kurzes, krauses Haar roth, gelb und weiß einpulvern. (H. E. Hüssler.)

Gerard Groot, f. Groot.

GERARDIA, ist der Name einer von Linné aufgestellten Pflanzengattung der natürlichen Familie der Scrophulariaceen. Linné kannte aus dieser Gattung sechs Arten, von denen jedoch nach der neuesten Revision der Gattung von Bentham nur eine, *Gerardia purpurea*, hier stehen bleiben konnte, während die fünf andern verschiedenen Gattungen angehören. So mußte *Gerardia delphinifolia* Linné zur Gattung *Sopubia*, *Ger. flava* und *pedicularia* zu *Dasystoma*, *Ger. glutinosa* zu *Pterostigma* gebracht werden und *Gerardia tuberosa* Linné gehört weder zu dieser Gattung, noch zu der Familie der Scrophulariaceen, sondern ist eine *Umbelliferae*.

Die Gattung *Gerardia* unterscheidet sich von ihren Verwandten durch folgende Merkmale: Die glockenförmige Kelch ist an der Spitze kurz- oder schmal-fünfkantig, in der Knospenlage wahrscheinlich klappig. Die trichterförmig-röhrige oder fast glockige Blumenkrone hat breite, ganzrandige Saumlappen. Die zweimächtigen Staubgefäße sind kürzer als die Blumenkrone; die Staubbeutel sind alle mit Blütenhaare versehen, stumpf oder kurz-fachspitzig. Die Stumpfe oder sehr kurz zugespitzte Kapsel hat lederartige oder fast häutige, ungetheilte oder endlich zweitheilige Klappen. Die zahlreichen, stumpfen, keilförmigen oder eckigen Samen haben eine ziemlich lockere Samenschale.

Die zu dieser Gattung gehörigen Pflanzen wachsen sämmtlich in Amerika und sind meist aufrechte, rauhe Kräuter, seltener Sträucher. Ihre Blätter sind gegenständig oder die obere abwechselnd, linealisch und ganzrandig (nur *Ger. heterophylla* hat grundständige, eingeschnittene Blätter). Die ansehnlichen Blüten sitzen oder sind kurz gestielt, gegenständig oder abwechselnd. Die Kelche sind meist unendlich-fünfkantig oder zehnnervig. Die purpur- oder rosenrothen, auf der Außenseite wolgigen oder weichhaarigen, selten kahlen Blumenkrone haben ungetheilte, am Rande gewimperte Zipfel. Die Staubgefäße sind fast immer mehr oder weniger behaart.

Erste Abtheilung. Großblüthige Arten. Die hierher gehörigen Pflanzen sind ausdauernd oder krautartig und wachsen in Südamerika. Die trichterförmig-röhrige Blumenkrone hat einen erweiterten, auf der Außenseite wolgigen Schlund.

1) *Gerardia Digitalis* Benth. Diese Art ist halbstrauchig und hat linealische, spitze, ziemlich glatte und unbehaarte Blätter, fast sitzende Blüten, sehr kurze, am Rande dicht-wollige Kelchzähne, eine bauchförmig-glockige Kronröhre, welche vier Mal länger als der Kelch ist und stumpf, kurz begrenzte Staubbeutel.

Die Stängel dieser Pflanze ist Maldonado. Die Stengel sind einen halben oder kaum einen Fuß hoch;

die Blätter haben die Länge eines Bolles, die obern stehen etwas entfernt von einander. Die rosenrothe Blumenkrone ist etwa anderthalb Zoll lang. Die Staubgefäße sind dicht behaart.

2) *Ger. rigida* Gillies. Diese Art ist ziemlich rauhe. Die Blätter sind linealisch oder lanzettlich, spitz, die blüthenständigen kürzer als die Blüthe; die Blüthenstängel ist gedrängt; die Blüthenstiele sind kürzer oder kaum länger als der Kelch; dieser hat einen abgeplatteten, kahlen, sehr kurz gezähnten Saum; die nach Oben weit bauchig-glockenförmig erweiterte Röhre der weichhaarigen oder wolgigen Blumenkrone ist mehrmals länger als der Kelch; die Staubbeutel sind sehr kurz nachspitzig.

Diese Art wächst in Südamerika in den Provinzen S. Louis, Santa-Fé, Maldonado, Uruguay u. a. Hierher gehört *Ger. linearoides* Benth. Diese Art ist wahrscheinlich halbstrauchig und fußhoch. Die Blätter sind 1—2 Zoll lang. Die rosenrothen Blüten sind anderthalb Zoll lang. Die eiförmige, stumpfe Kapsel hat ungetheilte Klappen.

Sie ändert ab: b) *Meyeniana*. Die Blumenkrone ist etwas herabgekrümmt; die Staubbeutel sind länger nachspitzig. Sie findet sie sich auf den Gebirgen Chili's bei Copiapo und bei Concepcion.

3) *Ger. genistaeifolia* Chamisso und Schlechtendal. Diese Art ist etwas rauhe; die Blätter sind linealisch-lanzettlich oder lanzettlich, 1—3nervig, die untern blüthenständigen überragen die Blüten; die verlängerte Blüthenstange ist beblättert; die Blüthenstiele sind meist länger als der Kelch; dieser hat einen sehr kurz gezähnten, kahlen Saum; die nach Oben weit bauchig-glockenförmig erweiterte Röhre der weichhaarigen oder wolgigen Blumenkrone ist mehrmals länger als der Kelch; die Staubbeutel sind am Grunde sehr kurz nachspitzig.

Sie wächst an feuchten Orten in Montevideo. Ein halbstrauch von 1—2 Fuß Höhe mit 2—3 Zoll langen Blättern, die denen von *Linaria genistifolia* ähnlich sind. Der Kelch ist länger als jener der vorhergehenden Arten. Die rosenrothe Blumenkrone hat eine Länge von anderthalb Zoll.

4) *Ger. brachyphylla* Chamisso und Schlechtendal. Diese krautartige Pflanze hat rufenförmige Aeste, kleine linealische oder längliche, spitze, am Grunde verschmälerte Blätter und Blüthenstiele, welche kaum länger als der Kelch sind; die Kelchzähne sind kurz, spitz, kahl; die nach Oben weit glockenförmige Röhre der wolgigen Blumenkrone ist mehrmals länger als der Kelch.

Sie wächst in Brasilien. Hierher gehört *Estrephozia alpestris* Spix und Martius, *Virgularia alpestris* Martius. Ein 4 Fuß hoher, kahler Strauch mit deutlich gestielten, ziemlich dicken, häufig einwärts gekrümmten, 3—6 Linien langen Blättern, rosen- oder purpurrothen, zolllangen Blumenkrone, schwach behaarten Staubbeuteln und eiförmigen, stumpflichen, den Kelch überragenden Kapseln, deren Klappen lederartig und zuletzt öfters zweitheilig sind.

5) *Ger. ramosissima* Benth. Diese krautartige Pflanze hat linealische, spitze Blätter, kurze Blu-

stentischen, lanzettliche, sehr spitze Kelchspitzen, welche etwas länger sind als die Kelchröhre und eine nach Oben bauchig-glockenförmige Kronröhre, die fast drei Mal länger ist als der Kelch.

Die Grumath dieser Art ist Brasilien. Es ist ein 3 Fuß hoher, kahler Strauch mit aufrechten, sehr ästigen, am Grunde dicht belästerten Zweigen; die achselständigen Blüten sind kaum traubig. Die Kelche sind am Grunde verschmälert, 4 Linien lang. Die Blumenkrone ist über einen Zoll lang; die eisernig-längliche Kapsel ist etwas länger als der Kelch und hat lederartige, endlich zweitheilige Klappen.

6) *Ger. lanceolata Benth.* Diese Art ist ausdauernd, etwas rauh und hat lanzettliche, etwas spitze Blätter; die Blütenstiele sind etwas länger als der Kelch, dessen kurze Zähne eine lanzettliche, spitze Gestalt haben; die einwärts-gekrümmte, bauchige Röhre der wolgigen Blumenkrone ist drei Mal länger als der Kelch; die Staubbeutel sind fast oder schwach gewimpert.

Sie wächst auf Gebirgen in Peru. Mit ihr identisch ist *Virgularia lanceolata* und *Virg. revoluta Ruiz* und *Parson*. Die Äste sind rutenförmig; die Blätter einander genähert, 1—1½ Zoll lang; die Blütentrauben sind belästert. Die Kelche haben eine Länge von 3 Linien. Die fast anderthalb Zoll langen Blumenkrone sind nach Oben weniger erweitert als bei den vorhergehenden Arten. Die eis- oder fugeiförmige, stumpfe Kapsel hat ungetheilte Klappen.

Diese Art ändert ab:

b) *angustifolia*. Die Blätter sind linealisch-lanzettlich, etwas stumpf oder kaum spitz, selten zolllang, die Blumenkrone ist ziemlich wellig und nähert sich in der Form jener von *Ger. brachyphylla*. So in Peru.

c) *parvifolia*. Die Blätter sind breit-lanzettlich, etwas spitz, 6—10 Linien lang, Blüten kleiner, kürzer gestielt. So in Columbien.

7) *Ger. linarioides Chamisso und Schlechtendal*. Diese Art ist ausdauernd, ziemlich glatt; ihre Blätter sind schmal-lanzettlich, sehr spitz, die Blütenstiele wenig oder fast doppelt länger als der Kelch, dessen Zähne borstig-ausgespitzt, fast und wenig länger als die Röhre sind; die nach Oben weite, fast glockenförmige Röhre der wolgigen oder weichhaarigen Blumenkrone ist fast drei Mal länger als der Kelch; die am Grunde spitzen Staubbeutel sind kaum nachspitzig.

Sie wächst im südlichen Brasilien. Ihre Blätter sind schmaler als bei den bisher beschriebenen Arten und dünner ausgespitzt. Die Blütenstiele haben während der Blüthezeit eine Länge von 3—5, zuletzt von 6—10 Linien. Die Früchtstiele sind öfters mit einander verwachsen. Die Blumenkrone ist zolllang. Die große, stumpfe oder ausgerandete Blumenkrone hat ungetheilte, kaum lederartige Klappen.

8) *Ger. angustifolia Martius*. Diese Art ist ausdauernd und ganz kahl; ihre Äste sind rutenförmig, ihre Blätter schmal-linealisch und spitz, die Blütenstiele mehrmals länger als der Kelch, dessen Zähne nach-

spitzig sind; die nach Oben erweiterte Kronröhre ist 4—5 Mal länger als der Kelch.

Sie wächst an feuchten Orten in Brasilien und zwar in der Provinz Minas Gerais.

Zweite Abtheilung. Schmalblüthige Arten. Die hierher gehörigen, gleichfalls in Südamerika wachsenden Gewächse sind einjährig. Die trichterförmig-röhrlige Blumenkrone hat einen wenig erweiterten, außenwärts schwach-weichhaarigen Schlund.

9) *Ger. hispida Martius*. Diese Art ist mit einigen steifen Haaren besetzt oder rauh; die Blätter sind schmal-linealisch. Die Blütenstiele sind viel Mal länger als der Kelch, dessen kurze Zähne eine pfriemliche Gestalt haben; die Kronröhre ist 2—3 Mal länger als der Kelch.

Diese Art wächst in Guiana und Brasilien häufig. Die Pflanze ist 1—1½ Fuß hoch und sehr rauh. Die zerbrechlichen, am Rande geröhlich umgerollten Blätter haben eine Länge von 1—2 Zoll. Die 1—2 Zoll langen Blütenstiele sind in der Mitte geröhlich mit 1—2 borstförmigen, wechsellständigen Deckblättern besetzt. Die blas-rosenrothe, kaum zolllange, ziemlich kahle Blumenkrone hat einen wenig erweiterten Schlund. Die fast fugeiförmige, stumpfe oder ausgerandete Kapsel besitzt ungetheilte Klappen. Die Samen sind klein und länglich-breitartig.

10) *Ger. communis Chamisso und Schlechtendal*. Die Pflanze ist unbehaart, glatt und hat schmal-linealische Blätter, fast stehende Kelche mit lanzettlich-linealischen Zähnen, die länger sind als die Kelchröhre und fast so lang als die Kronröhre.

Sie wächst in Süd-Brasilien und ist von Rio Janeiro bis Banda sehr verbreitet. Die fast fußhohe Pflanze hat aufrechte Äste. Die blüthenständigen Blätter sind meist fast ebenso lang als die Blüten. Die eingeschnittenen Blüten stehen wechsellständig oder die untern gegenständig. Die 6—8 Linien lange Blumenkrone hat einen wenig erweiterten Schlund und einen schiefen Saum. Die 3—4 Linien lange, stumpfe oder ausgerandete Kapsel besitzt ungetheilte, kaum lederartige Klappen. Die Samen sind klein.

Dritte Abtheilung. Glockenblüthige Arten. Die hierher gehörigen einjährigen Arten wachsen in Nordamerika und auf den westindischen Inseln. Die Blumenkrone ist am Grunde kurz-röhrenförmig, außenwärts kahl oder schwach weichhaarig und hat einen weiten, glockenförmigen Schlund.

11) *Ger. heterophylla Nuttall*. Diese Art ist kahl und rutenförmig-ästig und hat breite, eingeschnittene, grundständige und linealische oder linealisch-lanzettliche, spitze, karrige, am Rande rauhe, stengelständige Blätter und fast stehende, edige Kelche mit sehr spitzen Zähnen, die etwas kürzer sind als die Röhre; die Blumenkrone ist auf der Außenseite weichhaarig, am Rande gewimpert.

Sie wächst in Arkansas und Texas. Die 2 Fuß hohe, steife Pflanze hat aufrechte, einen halben oder einen

Zoll lange Blätter, von denen die untersten dreitheilig oder eingeschnitten sind. Die meist wechselständigen, etwas entferntstehenden, breit-glockenförmigen Blüthen sind 8—15 Linien lang, die Kelchzähne stehen weit ab.

12) *Ger. dasycantha Chamisso und Schlechtendal*. Der Stengel ist zweiglig-weichhaarig; die Blätter sind linealisch, fahl; die Kelchzähne länger als ihre Röhre; die Blumenkronen sind auf der Außenseite weichhaarig und fast doppelt länger als die Kelche.

Die Heimat dieser Art ist Mexico.

13) *Ger. purpurea Linné*. Die Pflanze ist aufrecht, krautig und linealisch, spitz, am Rande raube Blätter; ihre Blüthenstiele sind kürzer als der Kelch, dessen borstig-spitze Zähne doppelt oder mehrmals länger sind als ihre Röhre; die Blumenkronen sind fahl oder dünn-weichhaarig.

Sie wächst in Amerika von New-York bis Florida und Louisiana. Hierher gehört *Ger. fasciculata Elliot*. Die 1—2 Fuß hohe Pflanze hat abstehende, harte Äste. Die abstehenden oder einwärts-gekrümmten Blätter stehen kreuzförmig oder büschelförmig. Die Kelchzähne sind sehr kurz, nur selten eine Linie lang. Die Blumenkrone hat eine purpurne Farbe. — Die Pflanze variiert außerdem mit borstenförmigen oder ziemlich breit-linealischen, sehr rauhen oder seltener glatten Blättern und kahlen oder ganz kurzhaarigen, 10—15 Linien langen Blumenkronen.

14) *Ger. Domingensis Sprengel*. Die Pflanze ist aufrecht, krautig und hat schmale, linealische, spitze, raube Blätter; ihre Blüthenstiele sind kaum kürzer als der Kelch, dessen Zähne kurz und spitz sind; die Blumenkrone ist fahl oder dünn-weichhaarig.

Sie wächst auf St. Domingo und Porto Rico. Höchstwahrscheinlich ist sie nur Abart von der vorigen mit kleineren Kelchen.

15) *Ger. maritima Rafinesque*. Diese Art ist niedrig, am Grunde ästig und hat etwas fleischige, stumpfe oder kaum spitze, linealische Blätter, von denen die kleinen, blüthenständigen ziemlich entfernt stehen; die Blüthenstiele sind kaum kürzer als der Kelch, dessen Zähne kurz und ziemlich stumpf sind; die Blumenkrone ist fahl.

Sie wächst am Meere und an salzhaltigen Orten in den östlichen Staaten von Nordamerika. Die Pflanze ist 2—6 Zoll oder seltener fast einen Fuß hoch, am Grunde belästert und ästig; die mittellängigen Blüthen traube ist fast blattlos und überragt die seiteständigen Äste öfters um ein Bedeutendes. Die Blumenkrone ist gewöhnlich einen halben Zoll lang. Vielleicht ist sie auch nur eine durch den Boden erzeugte Form von *Ger. purpurea*. Sie kommt übrigens in einer Abart vor:

b) *grandiflora*. Die Pflanze ist etwas höher und die Blumenkrone 8—10 Linien lang. So an salzhaltigen Orten in Texas. Hierher gehört *Ger. spiniflora Engelman*.

16) *Ger. aspera Douglas*. Der Stengel ist wenig ästig; die Blätter sind lang- und schmal-linealisch, die blüthenständigen länger als die Kelche; die Blüthenstiele

gleichfalls länger als die Kelche, dessen Zähne lanzettlich, spitz und kaum kürzer als ihre Röhre sind; die Blumenkrone ist fahl.

Sie wächst in Nordamerika in Illinois. *Ger. longifolia Benth.* Die Blüthenstiele sind bisweilen nur wenig, bisweilen doppelt länger als der Kelch. Die Blumenkronen sind so groß wie die von *Ger. purpurea*, mit der diese Pflanze überhaupt große Ähnlichkeit hat.

17) *Ger. linifolia Nuttall*. Der Stengel ist ruthenförmig, wenig ästig; die Blätter sind linealisch, spitz, ziemlich dick und meist aufrecht; die Blüthenstiele sind 2—3 Mal länger als der Kelch, welcher an dem abgestuften Saume sehr klein gezähnt ist; die weichhaarige Blumenkrone hat gewimperte Lappen.

Sie wächst in Florida und ist aufrechter und fester als *Ger. purpurea*. Die Blätter sind bisweilen ganz glatt.

18) *Ger. filifolia Nuttall*. Der Stengel ist oberwärts rüdig; die linealisch-fadenförmigen Blätter stehen gehäuft; die Blüthenstiele sind viel länger als der Kelch und etwas länger als die Blätter; die Zähne des borstenförmigen Kelches sind kurz, borstenförmig, bisweilen äußerst klein; die weite, ziemlich kahle Blumenkrone hat kurz-gewimperte Lappen.

Sie wächst in den südlichen Staaten Nordamerikas von Florida und Georgia bis Texas. Die meist sehr ästige Pflanze ist 1—2 Fuß hoch. Die Blätter sind gegenständig oder abwechselnd, in den Achseln meist büschelig, rauh oder seltener ziemlich glatt. Die Blüthenstiele sind fadenförmig, abstehend, bis einen Zoll lang. Die Blumenkrone ist so groß wie die von *Ger. purpurea*.

Die Pflanze ändert ab:

b) *Gatesii*. Sie ist ästiger und die obern Blüthen sind kürzer gestielt. So in Alabama.

c) *longifolia* mit etwas längeren Blättern und deutlichen Kelchzähnen. So in Arkansas. Hierher gehört *Ger. longifolia Nuttall*.

19) *Ger. peduncularis Benth.* Die Pflanze ist locker rispig-ästig; die Blätter sind linealisch, spitz und nebst dem Stengel sehr rauh; die Blüthenstiele sind viel länger als der Kelch, dessen Zähne kurz und spitz sind; die weite, weichhaarige Blumenkrone hat lang-gewimperte Lappen.

Diese Art wächst häufig bei der Stadt Mexico. Sie unterscheidet sich von der verwandten *Ger. filifolia* durch meist größere Blüthen, deutlicher weichhaarige Blumenkronen mit länger gewimperten Lappen und ändert ab:

b) *Guatemalensis* mit längeren Blättern, größeren Kelchen und längeren Kelchzähnen. So in Guatemala.

20) *Ger. strictifolia Benth.* Der Stengel ist ruthenförmig, sehr ästig; die Blätter sind linealisch, spitz, harte, kurz; die Blüthenstiele sind weit länger als der abgestuhte Kelch, dessen Zähne borstenförmig sind.

Die Heimat dieser Art ist Texas. Sie stimmt in der Tracht ziemlich mit *Ger. heterophylla* überein, ist aber schmachtiger, die Blätter sind schmaler; der Blüthen-

Hand und die Blüten sind fast so wie bei *Ger. tenuifolia*, jedoch sind die Blumentronen größer. Die blüthenständigen Blätter sind kürzer als das 6—10 Linien lange Blütenstielchen.

21) *Ger. tenuifolia* Vahl. Der Stengel ist oberwärts rispig, ästig, glatt oder etwas rauh; die Blätter sind linealisch, spitz; die Blütenstiele sind etwas länger als die Blätter, aber viel länger als die abgestuften Kelche, deren Zähne sehr kurz und spitz sind; die kleine, ziemlich fahle Blumentrone hat kaum gewimperte Lippen; die fast kugelförmige Kapfel überragt den Kelch nicht.

Diese Art wächst in den östlichen Staaten Nordamerika's nicht selten. Hierher gehört *Ger. erecta* Walter. Sie ist kleiner, ästiger und beblätterter als *Ger. purpurea*. Die Blätter sind 1—1½ Linie breit, bisweilen auch schmaler. Die Kelche sind klein. Die Blumentrone ist 5—6, selten 7—8 Linien lang. Die Staubbeutel sind wollig. Die Pflanze ändert ab:

b) *filiformis*. Höher, etwas größer; Blätter fadenförmig; so in den südlichen Staaten Nordamerika's. Hierher gehört *Ger. filiformis* Rafinesque.

22) *Ger. setacea* Walter. Die Kelche sind schlang und neßt den borstigen Blättern etwas rauh; die wenigen Blüten sind lang gestielt; die Kelchzähne sind kurz und borstenförmig; die eiförmige Kapfel ist länger als der Kelch.

Sie wächst in den östlichen Staaten von Nordamerika von Pennsylvania bis Carolina und bei S. Louis. Ambient ab:

b) *parvifolia* mit entfernten, 3—6 Linien langen Blüten und traubigen Blüten. So bei Jacksonville in Louisiana.

23) *Ger. apylla* Nutt. Die Kelche sind lang, fadenförmig, fast blattlos, rauh; die Blätter sind kurz, entfernt, linealisch, einige oder alle sehr klein und schuppenförmig; die Zähne des abgestuften Kelches sind sehr kurz und spitz; die kugelförmige Kapfel überragt den Kelch.

Sie wächst in den südlichen Staaten Nordamerika's von Carolina bis Florida und Louisiana. Die Pflanze ist sehr veränderlich, aber leicht kenntlich an den Blättern, welche meist in kleine, kaum eine Linie lange Schuppen umgewandelt sind. Die untern Blätter sind nur sehr selten 4—5 Linien lang und dann Starr und sehr spitz.

Nur ungenau bekannt ist:

24) *Ger. Japonica* Thunberg mit einfachem Stengel und gestielten, eiförmigen, eingeschnitten-fiederspaltigen Blättern.

In Japan. Der Stengel ist wollig. Die wolligen Blätter haben spitze, gefägte Fiedern. Die Blüten stehen einzeln in den Blattachseln. Der Blütenstiel ist viel kürzer als das Blatt. Die Blumentrone ist purpurroth.

Außer diesen beschriebenen Arten sind noch folgende aus dieser Gattung aufgestellt, welche aber andern Gattungen angehören, daher hier nur dem Namen nach angeführt zu werden verdienen:

Ger. Afzelia Michaux = *Soymeria tenuifolia*.
Ger. auriculata Michaux = *Otophylla Michauxii*.
Ger. Brasilensis Sprengel = *Franeiscea ramosissima*.
Ger. caesarea Chamisso und Schlechtendal = *Esterhazy splendida*.
Ger. caesioides Perr. = *Seymeria tenuifolia*.
Ger. Chytra Steudel = *Buchnera*.
Ger. cuneifolia Pursh = *Hesperis nigrescens*.
Ger. Dasystoma Steudel = *Dasystoma pubescens*.
Ger. delphinifolia Linné = *Sopubia delphinifolia*.
Ger. densiflora Benth = *Otophylla Drummondii*.
Ger. digitata Sprengel = *Convolvuli spec.*
Ger. Dregeana Benth = *Sopubia Dregeana*.
Ger. filiformis Schumacher = *Sopubia filiformis*.
Ger. flava Linné = *Dasystoma quercifolia* und *D. pubescens*.
Ger. flava Pursh = *Dasystoma pubescens*.
Ger. fruticosa Pursh = *Pentstemon Lewisii*.
Ger. glauca Eddy = *Dasystoma quercifolia*.
Ger. glutinosa Linné = *Pterostigma grandiflorum*.
Ger. glutinosa Bunge = *Rebmannia Chinesis*.
Ger. gnidioides Chamisso und Schlechtendal = *Esterhazy splendida*.
Ger. grandiflora Benth = *Dasystoma Drummondii*.
Ger. Heyneana Benth = *Sopubia delphinifolia*.
Ger. macrodonta Chamisso = *Esterhazy macrodonta*.
Ger. macrophylla Benth = *Seymeria macrophylla*.
Ger. nigrina Thunberg = *Melasma seabrum*.
Ger. obtusifolia Benth = *Aulaya obtusifolia*.
Ger. orobaneoides Lamarek = *Aulaya purpurea*.
Ger. parviflora Benth = *Leptorhabdos parviflora*.
Ger. pechinata Torrey = *Dasystoma pechinata*.
Ger. pedicularia Linné = *Dasystoma pedicularia*.
Ger. pedicularia β. Nutt = *Dasystoma pectinata*.
Ger. prostrata Humboldt, Bonpl., Kunth = *Silvia prostrata*.
Ger. quercifolia Pursh = *Dasystoma quercifolia*.
Ger. scabra Linné filius = *Graderia scabra*.
Ger. scabra Wallich = *Sopubia trifida*.
Ger. serpyllifolia H. B. K. = *Silvia serpyllifolia*.
Ger. serrata Torrey = *Dasystoma Drummondii β.*
Ger. sessiliflora Vahl = *Alectra melampyroides*.
Ger. Sopubia Benth = *Sopubia trifida*.
Ger. stricta Benth = *Sopubia stricta*.
Ger. tuberosa Linné = *Acanthaceae*.

Ger. tubulosa Linné fl. — Rhanphicarpa tubulosa.
Ger. virgata Humb., Bonpl., Kunth — Seymeria
virgata.

Ger. virgata Benth. — Seymeria decurva.

(Garcke.)

GERARDIEEN, ist der Name einer von Benth. am aufgestellten Abtheilung in der Familie der Scrophulariinen mit folgenden Merkmalen: Der fünfzählige oder fünftheilige Kelch hat in der Knospenlage schwach dachziegelartige oder klappige Zipfel oder er ist in seltenen Fällen scheidenförmig und vorn gespalten. Die Röhre der Blumenkrone ist weit, der Saum abstechend mit fünf flachen, breiten, fast gleichlangen Zipfeln, von denen die beiden obern oft mehr genähert oder etwas kleiner sind. Von den vier Staubgefäßen sind zwei länger oder sie sind fast alle gleichlang. Die Staubbeutel sind paarweise eng verbunden, die Fächer sind getrennt, parallel, am Grunde oft spitz oder begrannt, gleichmäßig fruchtbar oder mit einem kleinen leeren Fache. Der Griffel ist an der Spitze keulenförmig, ungeheilt oder sehr schwach ausgerandet oder auch unterhalb der Spitze mit einem kleinen Zahne versehen. Die Kapsel ist fachspaltig-zweifelappig, die ungeheilten Klappen tragen in der Mitte die Scheidewand oder die Kapsel ist zuletzt scheidenwandspaltig-zweifelappig. Die Samen sind gewöhnlich sehr zahlreich verkehrt-eiförmig oder länglich, edig; die netzförmige Samenschale ist angebrüht oder locker anliegend, das Würzelchen ist nach dem Nabel gerandt; die Samen sind in seltenen Fällen in bestimmter Anzahl vorhanden und dann ist die Samenschale runzelig und angebrüht und das Würzelchen vom Nabel mehr oder weniger entfernt.

Hierher gehören Kräuter oder seltener Sträucher, welche im trockenen Zustande meist schwarz werden und namentlich in Amerika, weit seltener in Afrika und Asien wachsen, bisweilen auch auf andern Gewächsen schwärzen. Die stengelständigen Blätter sind gegenständig, bisweilen in Schuppen umgewandelt, die obern und blüthenständigen sind häufig abwechselnd. Der Blütenstand ist stets centripetal. Die Blütenhülle ist einzeln, einblättrig, bei den Arten der vorangestellten Gattungen mit zwei Deckblättern versehen, bei denen der übrigen deckblattlos oder sehr selten mit kleinen wechselständigen Deckblättern besetzt.

Folgende Gattungen gehören zu dieser Abtheilung:

1) *Hydrotriche Zuccarini*. Der Kelch ist tief-fünftheilig oder fünfspaltig, gleich und hat in der Knospenlage dachziegelige Zipfel. Die trichterförmige Blumenkrone hat einen weiten Saum und absteckende gerundete ganzrandige Zipfel. Die beiden kurzen Staubgefäße sind der Röhrenröhre eingefügt; die zusammenhängenden Staubbeutel sind zweifächerig, die Fächer gleich, getrennt, am Grunde flachspitzig. Der Griffel ist an der Spitze absteckend-zweifelappig, die Klappen sind vertieft, der eine ist breit, stumpf, der andere ist schmaler, spitzer. Die längliche Kapsel ist fachspaltig-zweifelappig, die Klappen tragen in der Mitte die Scheidewand. Die zahlreichen Samen sind sehr klein, gestreift, beispitz.

Der Samenkeim ist kurz, das Würzelchen nach dem Nabel gerichtet.

2) *Campylanthus Roth*. Die Abschnitte des fünftheiligen Kelches sind in der Knospenlage dachziegelig. Die Röhre der Blumenkrone ist lang, gekrümmt, der Saum absteckend und fast gleich, die Lappen sind ganzrandig und abgerundet. Die beiden Staubgefäße sind von der Röhrenröhre eingeschlossen; die Staubbeutel sind gleich, gespreizt, flachspitzig. Der kurze Griffel ist an seiner Spitze verblüht. Die eiförmig-zusammengedrückte, zweifächerige Kapsel ist scheidenwandspaltig-aufspringend, die zweifächerigen Klappen tragen die kurze, säulenförmige Placenta. Die zahlreichen Samen sind kreisförmig-zusammengedrückt, am Nabel ausgerandet; der Nabelstrang ist zu einem häutigen, den Samen fast umgebenden Flügel ausgebreitet. Der Samenkeim ist gekrümmt.

Die zu dieser Gattung gehörigen Sträucher wachsen auf den an der Westküste von Afrika gelegenen Inseln. Die Blätter dieser Arten sind wechselständig, pfriemlich, fast fleischig. Die kurzen Blütenstrahlen sind einblättrig, einfach oder am Grunde ästig. Die Blütenhüllchen sind am Grunde mit zwei wechselständigen Deckblättern besetzt.

3) *Radamaea Benth.* Der Kelch ist kreisförmig-glockig, fünfspaltig. Die Röhre der Blumenkrone ist verlängert und dünn; von den fünf abgerundeten Zipfeln des fast zweifächerigen Saumes sind die beiden obern etwas kleiner; der Schlund ist kaum erweitert. Die Staubgefäße sind zweifächerig, eingeschlossen, die Träger sehr kurz. Die Staubbeutel sind flachspitzig. Die Fächer des Fruchtknotens sind vieleig. Der Griffel ist an der Spitze ungeheilt, spitz; die Kapsel ist fast kugelförmig.

Die zu dieser Gattung gehörigen niedergestreckten Sträucher wachsen auf den maskarenischen Inseln. Ihre Blätter sind gegenständig, ganzrandig, beiderseits gleich den Nerven streifig-rauh. Die achselständigen, kurzen Blütenhülle sind unterhalb des Kelches mit zwei kleinen Deckblättern versehen oder deckblattlos.

4) *Rhaphispermum Benth.* Der glockenförmige, abgekrühte Kelch ist unbedeutlich-fünfzählig. Die Blumenkrone ist weit glockenförmig, am Grunde in eine kurze Röhre zusammengezogen, die fünf Lappen des Saumes sind sehr breit und ausgerandet. An Staubgefäßen sind vier vorhanden. Die Staubbeutel sind an der Spitze angeheftet, ihre Fächer sind gleich, stumpf und springen in einer kurzen Spitze auf. Der Griffel ist an der Spitze wenig verblüht, uneingefächert. Die Kapsel ist zusammengedrückt, schief freierund, schwach ausgerandet, ihre die-leberartigen Klappen tragen in der Mitte die Scheidewand. Die zahlreichen, aufsteigenden, pfriemlichen Samen sind von einer häutigen, lockern Samenschale umgeben.

5) *Micrargeria Benth.* Der glockenförmige, fünfzählige Kelch hat ganz stumpfe Zähne. Die Blumenkrone ist röhrig-glockenförmig, ihre Saumlappen sind fast gleich, ganzrandig. Die zweifächerigen Staubgefäße

find von der Kronröhre eingeschlossen. Die freien Staubbeutel haben fast gleiche, an der Spitze angeheftete, am Grunde stumpfe Fächer. Der Griffel ist an der Spitze etwas verdickt und stumpf. Die Kapsel ist fast kugelförmig, gleich, ganz stumpf, fachspaltig aufspringend. Die zahlreichen, kleinen, länglich-keilsförmigen Samen sind von einer ziemlich lockern Samenschale umgeben.

6) *Leptorhabdos Schrenck.* Der Kelch ist fünfzählig oder halb-fünfspaltig. Die Kronröhre ist kurz, die Lappen des abfallenden Saumes sind zweispaltig. Die zweimächtigen Staubgefäße sind kürzer als die Blumentrone; die freien Staubbeutel haben gleiche stumpfe Fächer. Der Griffel ist oberwärts etwas verdickt, zusammengedrückt, stumpf, an der Spitze mit Narben versehen. Die Fruchtknotenfächer haben zwei Eichen. Die Kapsel ist nach Oben zusammengedrückt, stumpf, fachspaltig-auffspringend, ihre Klappen sind ungetheilt, elastisch-auffspringend. Die Samen befinden sich in den Fächern zu zwei oder durch Fehlschlagen einzeln, seitlich unterhalb der Mitte angeheftet und von einer runzeligen anliegenden Samenschale umgeben; das Würzelchen ist vom Nabel mehr oder weniger entfernt und der Fruchtspitze zugewandt.

Die zu dieser Gattung gehörigen Kräuter wachsen auf Bergen in Mittelasien und sind aufrecht, ruthenformig, kahl oder öfter drüsig, weichhaarig. Die Stengel sind scharf-vierkantig, pfriemlich. Die unteren Blätter stehen einander gegenüber, die oberen sind oft wechselständig, schmal, ganzrandig oder eingeschnitten, die blüthenständigen kleiner. Die Blüten stehen in unterbrochenen Trauben oder Ähren. Die Blütenstielchen sind kurz, einblüthig, deckblattlos. Die Samen sind kantig oder, wenn nur einer vorhanden ist, länglich. Diese Gattung ist in der Form der Blumentrone den Gerardiern, in der Tracht den Seymerien und Nicotagrien verwandt, aber nach den Samen und der Besaarung steht sie den wenigsamigen Euphorasiern näher.

7) *Seymeria Pursh.* Die Lappen des glockenförmigen, tief-fünfspaltigen Kelches sind in der Knospenlage schwach dachziegeln. Die Kronröhre ist kurz, breit; die Lappen sind eiförmig oder länglich, ganzrandig, länger als die Röhre oder gleich lang. Die vier Staubgefäße sind fast gleich lang. Die länglichen Staubbeutel haben gleiche stumpfe Fächer. Der Griffel ist an der Spitze kaum dicker und stumpf. Die Eichen sind zahlreich in den Fächern. Die am Grunde kugelförmige, an der Spitze öfter zusammengedrückt, fachspaltig-auffspringende Kapsel hat ungetheilte Klappen. Die länglichen oder kantigen Samen sind von einer lockern, durchscheinenden Samenhaut umgeben. Das Würzelchen ist dem Nabel zugewandt.

Zu dieser Gattung gehören aufrechte, ästige Kräuter Nordamerikas. Ihre stengelständigen Blätter sind meist gegenständig, eingeschnitten, die blüthenständigen meist ganzrandig, die obersten wechselständig, uneingeschnitten, schuppenförmig. Die Blüten stehen in unterbrochenen Trauben oder Ähren. Die Blütenstielchen sind deckblattlos. Die Blüten sind gelb. Die Träger sind

häufig gekniet, kurz, unterhalb des Knies wellig, oberhalb gleich den Staubbeuteln kahl.

8) *Otophylla Benth.* Die Zipfel des glockenförmigen, tief-fünfspaltigen Kelches sind blattartig, ungleich, in der Knospenlage unbedeutlich dachziegeln. Die Kronröhre ist nach Oben erweitert, die Lappen sind breit und ganzrandig. Die Staubgefäße sind zweimächtig, eingeschlossen, paarweise sehr ungleich; die länglichen Staubbeutel haben parallele, stumpfe Fächer, die der kürzern obern Staubfäden sind weit kleiner. Der Griffel ist verlängert, an der Spitze verdickt, zungenförmig, uneingeschnitten. Die Kapsel ist fast kugelförmig, an der Spitze stumpf oder kaum zugespitzt-zusammengedrückt. Die zahlreichen, kantigen Samen sind von einer lockern Samenschale umgeben.

Die zu dieser Gattung gehörigen, in Nordamerika wachsenden Kräuter sind aufrecht, raub- oder weichhaarig. Die Blätter sind gegenständig, ganzrandig oder eingeschnitten. Die Blüten sind achselständig, einzeln, fast sitzend, deckblattlos. Die Blumentrone ist auf der Innenseite spärlich behaart. Die Staubgefäße sind mehr oder weniger bebaart.

9) *Silvia Benth.* Die Zipfel des röhrig-glockenförmigen, an der Spitze fünfspaltigen Kelches sind in der Knospenlage dachziegeln, ganzrandig oder eingeschnitten. Die Röhre der trichterförmigen Blumentrone ist ziemlich lang, die Zipfel des abfallenden Saumes sind breit und ganzrandig. Die zweimächtigen Staubgefäße sind von der Kronröhre eingeschlossen; die länglichen Staubbeutel haben parallele, fast gleiche, am Grunde kaum spachelspitzige Fächer. Der Griffel ist an der Spitze verdickt, keulenförmig-zusammengedrückt, stumpf oder kurz zweitheilig. Die Kapsel ist eiförmig, spitz.

Die zu dieser Gattung gehörigen niedrigen, nieder-gestreckten Halbsträucher wachsen in Mexico. Die Blätter sind gegenständig, ganzrandig oder eingeschnitten. Die im Verhältniß zur Pflanze ziemlich großen, gelben Blüten stehen einzeln.

10) *Macranthera Torrey.* Der fünftheilige Kelch hat eine glockenförmige Röhre und schmale verlängerte Zipfel. Die Blumentrone ist röhrenförmig, der Saum schief, die Lappen sind kurz, ganzrandig und abfallend. Die fast gleich langen Staubgefäße ragen aus der Blumentrone weit hervor. Die länglichen Staubbeutel haben lauter Blütenstaub tragende, stumpfe Fächer. Der Griffel ist verlängert-fadenförmig, an der Spitze ein wenig breiter, ungetheilt. Die Kapsel ist eiförmig, zugespitzt.

Die zu dieser Gattung gehörigen hohen, ausdauernden Kräuter wachsen in Nordamerika. Ihre Blätter sind gegenständig, fiederspaltig, die obersten blüthenständigen ungetheilt, klein. Die Blüten stehen in Trauben. Die Blütenstielchen sind abfallend-herabgebogen. Die gelben Blumentronen sind vorzestreckt.

11) *Esterhazyia Mikan.* Der glockenförmige oder fast röhrige, funkbühne Kelch ist in der Knospenlage flappig. Die trichterförmige Blumentrone hat eine einwärts gekrümmte, nach Oben erweiterte Röhre und einen schiefen Saum mit ganzrandigen breiten Zipfeln. Die

Staubgefäße ragen aus der Blumentrone weit hervor. Die ganz wolgigen Staubbeutel haben gleiche, Blüthenstaus tragende, stumpfe Fächer. Der verlängerte Griffel ist nach oben ein wenig verdickt und ungeheilt. Die eiförmige oder kugelige Kapsel hat lederartige, öfter zweitheilige Klappen. Die eiligen Samen sind von einer lockern Samenbaut umgeben. Das Würzelchen ist dem Nabel zugewandt.

Die zu dieser Gattung gehörigen, am Grunde blattlosen, an der Spitze beblätterten Sträucher wachsen in Brasilien. Die Blätter sind gegenständig oder zerstreut, ganzrandig, einnervig, spitz oder fächerförmig, am Grunde verschmälert, sitzend oder gestielt, in den Blattachsen oft büschelig und an denselben Individuen oft von sehr verschiedener Breite. Die frühgeöffneten Blüten stehen in kurzen, endständigen, beblätterten, einfachen oder zusammengehängten Trauben; die Blütenstiele sind deckblattlos. Die Saumzipfel der ansehnlichen, 1½ Zoll langen, scharlach- oder rosenrothen, auf der Außenseite mehr oder weniger weichhaarigen oder wolgigen Blumentrone sind am Rande gerimpert.

12) *Gerardia Linne*. Der glockenförmige Kelch ist an der Spitze kurz- und schmal-fünffahlig, in der Knospenlage wahrscheinlich klappig. Die trichterförmig-röhriche oder fast glockige Blumentrone hat breite ganzrandige Saumlappen. Die zweimächtigen Staubgefäße sind kürzer als die Blumentrone; die Staubbeutel sind alle mit Blüthenstaus versehen, stumpf oder kurz-fächerförmig. Die stumpfe oder sehr kurz zugespitzte Kapsel hat lederartige oder fast häutige, ungeheilt oder endlich zweitheilige Klappen. Die zahlreichen, kumpfen, trichterförmigen oder eiligen Samen haben eine ziemlich lockere Samenschale.

Die zu dieser Gattung gehörigen Arten wachsen sämtlich in Amerika und sind meist aufrechte, rauhe Kräuter, seltener Sträucher mit gegenständigen oder abwechselnden, linealischen und ganzrandigen Blättern.

13) *Dasystoma Rafinesque*. Der glockenförmige, halb-fünfspaltige Kelch ist in der Knospenlage dachziegelig. Die Röhre der Blumentrone ist verlängert, weit, ihr absteigender, fünfteiliger Saum hat ganzrandige Zipfel. Die zweimächtigen Staubgefäße sind von der Kronröhre eingeschlossen. Die länglichen Staubbeutel haben parallele, lauter Blüthenstaus tragende, gleiche, am Grunde begrenzte Fächer. Der an der Spitze ein wenig verdickte Griffel trägt denselben einen ganz kurzen, kumpfen Lappen. Die eiförmige, spitz Kapsel hat lederartige, in der Mitte Scheidwand tragende Klappen. Die zahlreichen Samen sind von einer lockern, durchscheinenden Samenbaut umgeben. Das Würzelchen ist dem Nabel zugewandt.

Zu dieser Gattung gehören hohe Kräuter Nordamerica's mit ziemlich breiten, gegenständigen, öfter eingeschneitten unten und abwechselnden, ganzrandigen obern Blättern, kurzen, deckblattlosen Blütenstielen, oft gezähnten Kelchklappen und großen, gelben Blumentronen.

14) *Graderia Benthom*. Der röhricg-glockenförmige Kelch ist fünfspaltig. Die Kronröhre ist lang, nach Oben erweitert, der Saum ist fünfteilig und hat absteigende ganzrandige Lappen. Die zweimächtigen Staubgefäße sind von der Blumentrone eingeschlossen. Die freien Staubbeutel haben aus einander gehende, bogenförmig-längliche, kurz-fächerförmige Fächer, von denen das eine schmaler und leer ist. Der Griffel ist an der Spitze verdickt-zungenförmig, einwärts gekrümmet oder fast eingerollt. Die eiförmige, sehr schiefe zugespitzte, zusammengebrachte Kapsel hat ungleiche, vom Grunde bis zur Spitze auf dem Rücken aufspringende Klappen.

Aus dieser Gattung ist nur eine Art bekannt, welche am Cap der guten Hoffnung wächst.

15) *Sopubia Hamilton*. Die kurzen oder schmalen Zähne des glockenförmigen, fünffahigen Kelches sind in der Knospenlage klappig. Die Saumlappen der trichterförmigen oder fast radförmig-glockigen Blumentrone sind absteigend, ganzrandig. Die Staubgefäße sind zweimächtig. Die Staubbeutel hängen zu zwei oder sämtlich paarweise zusammen, von den beiden Fächern ist das eine eines jeden Staubbeutels eiförmig, fast kumpfen, fruchtbar, das andere klein, gestielt und leer. Der Griffel ist an der Spitze verdickt, stumpf, fast zungenförmig. Die eiförmige oder längliche, an der Spitze abgerundete oder zusammengebrachte, schwach ausgebaute Kapsel hat ungeheilt oder endlich schiefwandspaltig-zweitheilige Klappen. Die zahlreichen Samen sind von einer ziemlich lockern Samenbaut umgeben.

Die zu dieser Gattung gehörigen aufrechten, ästigen, rauhen oder seltener fast glatten Kräuter wachsen in Asien und Afrika. Ihre Blätter sind schmal, öfter eingeschnitten, gegenständig oder die oben abwechselnd. Die Blüten stehen an der Spitze der Äste traubig oder fast ährig; die einblüthigen Blütenstiele sind über der Mitte mit zwei Deckblättern besetzt. Die Blumentronen sind purpur- oder rosenroth.

16) *Aulaya Harvey*. Der Kelch ist röhricg oder eiförmig, kaum aufgeblasen, fünfspaltig. Die Kronröhre ist lang, die Saumzipfel sind aufrecht oder absteigend, ganzrandig oder klein gekerbt, die seitlichen abweisen zurückgeschlagen. Die Staubgefäße sind wie bei der folgenden Gattung. Der Griffel ist an der Spitze verdickt, zungenförmig, einwärts gekrümmet oder fast eingerollt. Die Kapselklappen sind ungeheilt. Die Samen haben dieselbe Form wie jene von Harveya.

Die zu dieser Gattung gehörigen, in Subosfrika wachsenden, rauhen oder rauhaarigen Kräuter sind meist Schmaroder mit ganzrandigen, schuppenförmigen, gegen- oder wechselseitigen Blättern, sitzend oder kurz gestielt, von zwei Deckblättern begleiteten Blüten und meist prächtig gefärbten, gelblichen, dunkel- oder purpurothen Blumentronen.

17) *Harveya Hooker*. Der Kelch ist aufgeblasen-glockig, blattartig, an der Spitze fünfteilig. Die Kronröhre ist lang, die Saumzipfel sind breit, wellenförmig-kraus, die seitlichen zurückgeschlagen. Die zweimächtigen Staubgefäße sind von der Kronröhre eingeschlossen.

Von den Staubbeutelträgern ist das eine fruchtbar, eiförmig, begrünt, zugespitzt, das andere länger, pfriemlich und leer. Der Griffel ist an der Spitze plötzlich keulenförmig, eingestülzt, kopfförmig. Die Kapsellappen sind ungetheilt. Die sehr zahlreichen, länglichen, abgeflachten Samen sind von einer lockern, durchscheinenden, netzförmigen Samenhaut umgeben.

Zu dieser Gattung gehört nur eine, am Cap der guten Hoffnung wachsende Art.

18) Centaurea *Robert Brown*. Der Kelch ist blattartig, zusammengedrückt, bisweilen eingeschnitten, spitz oder zugespitzt, gewöhnlich oder zuletzt kurz 2-5theilig. Die trichterförmig-röhrlige, einwärts gekrümmte Blütenkrone hat eine unterhalb des Schlundes bauchige Röhre und einen unbedeutlich-zweispitzigen Saum mit breiten, ganzrandigen Lappen. Die zweimächtigen Staubgefäße sind von der Kronröhre eingeschlossen. Von den gespornten oder flachspitzigen Staubbeutelträgern ist das eine kleiner oder schmaler und oft leer. Der Griffel ist an der Spitze verbreitert, lanzettlich-jungenförmig, spitz. Die stumpfe Kapsel hat ungetheilte Klappen. Die sehr zahlreichen, länglich-keilförmigen Samen sind von einer lockern Samenhaut umgeben.

Zu dieser Gattung gehören rauhe, starre, im trockenen Zustande nur selten schwarz werdende, in Ähren wachsende Kräuter mit gegenständigen oder abwechselnden, länglichen, öfters schmalen, stumpfen, ganzrandigen oder wenigzahnigen Blättern, einzeln stehenden Blüten und sehr kurzen, von zwei Deckblättern begleiteten Stängeln.

(*Gärcke*.)

GERARDMER, GERADMER, GERARDEMER, GERARMER, gemeinlich Giromeix genannt, ein großes Pfarrdorf von 235 Feuerstellen an einem Rache im Departement der Vogesen in Frankreich, Hauptort eines Cantons und durch seine Rache berühmt. Ueber dem Dorfe, auf den Vogesen selbst, 2500 Fuß über dem Meere, liegt der 90 Fuß tiefe Gerardmersee, in dessen Rache sich Höhlen befinden, welche zwar im Sommer, aber nie im Winter Eis enthalten.

(*H. E. Hünler*.)

GERARDUS DE BONONIA, der eilfte Generalprior der heiligen Maria vom Berge Carmel, Lehrer zu Paris (Doctor Parisiensis) und Schriftsteller, war in den heiligen Schriften sehr gelehrt, hatte einen feinen, scharfsinnigen Geist und große Werksamkeit, war nicht minder durch seinen Lebenswandel, als durch seine Kenntniss ehrwürdig. Nachdem er seinen Orden 20 Jahre eiferkraftig regiert hatte, starb er im J. 1317 und ward in Aignon begraben. Durch die für die damalige Zeit lesenswerthen Werke, von denen er mehr schrieb, brachte er seinen Namen auf die Nachwelt. Von seinen Schriften kannte Erithemius*): 1) Super sententias. Lib. IV.; 2) Quaestiones ordinariae. Lib. I.; 3) Sermones de sanctis. Lib. I.; 4) Quodlibeta. Lib. I.; 5) Sermones de tempore. Lib. I.; 6) eine ausgezeichnete Summa

Theologiae, welche er jedoch nicht vollendete, da ihn der Tod daran verhinderte. Außer den genannten Büchern verfasste er noch viele. (*Ferdinand Wacker*.)

GERARDUS CREMONENSIS, oder, wie ihn Andere nennen, G. Carmonensis, ein berühmter Uebersetzer aus dem Arabischen im 12. Jahrh. Die Nachrichten, welche Jourdain in der Biographie universelle über diesen Gerardus gibt, sind aus einer, mit nicht zugänglichen, alten lombardischen Chronik von Fr. Pirri gezogen und beschränken sich auf Folgendes: Gerardus wurde auf lombardischem Boden im Gebiete von Cremona am das J. 1114 geboren. Frühzeitig beschäftigte er sich mit der Philosophie (im weitern Sinne des Wortes) und absolvierte den damaligen Studienkursus¹⁾. Vorzüglich scheint ihn die Arithmetik angezogen zu haben, denn als ihm, wahrscheinlich aus Eitaten, die *μυθία αλγεβρας* des Ptolemaeus stelleneis bekannt wurde, von der es noch keine lateinische Uebersetzung gab, so ging er, wie es damals nicht ungewöhnlich war, nach Toledo, wo unter arabischer Herrschaft die Wissenschaften mehr als im übrigen Europa blühten. Dort studierte er das Arabische, freilich nur mit so unvollkommenen Hilfsmitteln, wie sie sein Zeitalter ihm bot. Als dann begann er mit großem Eifer viele im lateinischen Abendlande noch unbekannte Schriften ins Lateinische zu übersetzen. Solcher Uebersetzungen aus dem Arabischen existiren noch jetzt eine große Menge, aus allen Fächern, theils mit, theils ohne Gerardus' Namen, wiewol auch letztere wahrscheinlich von ihm herrühren. Pipini setzt die Anzahl der von Gerardus übersetzten Werke auf 66 an, darunter Avicennas et Almagesti Ptolemaei sollemnis translatio. Montucla's Annahme, daß ein anderer früherer Gerardus den Almagest übersetzt habe, ist also irrig; was aber den Avicenna betrifft, so bezieht sich die sollemnis translatio wol nur auf das medicinische Werk desselben, welches unter dem Titel *Canones* bekannt ist, nicht auf die philosophischen Schriften Avicennas, die von einem Andern übersetzt sind. Bei den unzureichenden Uebersetzungshilfsmitteln und bei mangelhafter Kenntniss der in den übersetzten Werken abgehandelten Materien war es unvermeidlich, daß Gerardus oft falsch übersetzte, und schon Roger Bacon hat viele solche Fehler nachgewiesen; jedenfalls aber bleibt unserm Gerardus das Verdienst, die arabischen Schriften mit vielen wichtigen Schriften der Araber und der von diesen benutzten alten Griechen zuerst, wenn auch nicht ganz vollkommen, bekannt gemacht zu haben. Gerardus ging später zurück nach Cremona und starb dort im J. 1187. Er wurde im Kloster St. Lucia beigesetzt, wo seine Bibliothek noch zu Pipini's Zeit²⁾ verwahrt wurde. Jourdain nennt folgende ihm bekannte gewordenen, theils gedruckte, theils handschriftliche Werke Gerardus': I. Theoria planetarum; II. Allaken de causis crepusculorum; III. Geomania astronomica, welche unter den Schriften des Cornelius Agrippa gedruckt und auch ins Französische übersetzt ist; IV. die *Canones des*

*) De Scripturis Eccles. in der frankfurter Ausgabe der Werke des Erithemius vom J. 1601. T. I. p. 300.

1) trivium und quadrivium.

Wien, welche gedruckt in mehreren Auflagen, von verschiedenen neuen Herausgebern verbessert, existiren; V. ein durch Abu Ali Ben David gemachter Auszug aus dem medicinischen Werke von Rhazis; VI. desselben Rhazis Lehrbuch der Arzneikunst, Almansori betitelt; VII. *Practica sive breviarium medicum* von Serapion; VIII. *De virtute medicinarum et ciborum* von Albucasis; IX. die Therapie von Serapion; X. *De definitionibus libri 3.*; XI. die *Ar. parva* von Galen; XII. Commentarien über die Prognostica des Hippokrates, aus dem Arabischen u. s. w. Alle diese Werke sind wiederholt gedruckt. (Gartz.)

GERARDUS, lector conventus Leodicensis, nämlich Lector des Predigerordens zu Lüttich, Schriftsteller, war von Geburt ein Zeutscher, starb gegen 1300, ein in den heiligen Schriften sehr eifrig studirender und in denselben gelehrter Mann, zeigte sich in seinen Reden an das Volk als einen ausgezeichneten Declamator, denn er hatte einen großen Geist. Auch war er in der scholastischen Darstellung Meister. Er schrieb *Ranchés*, was nicht zur Kenntniß des Aristoteles *) genommen ist. Unter dem, was diesem bekannt war, ist sein Hauptwerk: 1) *De doctrina cordis*, lib. I., durch welche Schrift er andächtigen und frommen Personen einen guten Dienst leistete, indem er die septem dispositiones circa cor faciendas lehrte und vieles zur Erbauung Gehörige aus den heiligen Schriften mit Verstand auswendig zusammentrug; 2) gab er heraus: *Sermones de tempore*, lib. I.; 3) *Præparata corda vestra*; 4) *Sermones de sanctis*, u. s. w.

(Ferdinand Wächter.)

GERARDUS DE MAURIXIO *) (Maurizio), daher von Neuren Maurizio genannt, Geschichtschreiber auf Seiten Kaiser Friedrichs II., war Bürger und Rechtsanwalt zu Vercenza, wo Ezzelino di Romano herrschte, war auf der Seite der Gibellinen und lobt deshalb den Ezzelino. Wir finden ihn in seinem Geschichtswerke zuerst auftreten als einen zu Padua Eingekerkerten. Der Podestà von Padua, Jacobus Strictus de Placentia, schickte den Gefangenen, welcher bei dieser Gelegenheit von sich sagt: „et eram Procurator civitatis Vicentiae.“ mit einer friedlichen Botschaft nach Vercenza und erbot sich dem Volke zu Vercenza, die sechs Gefangenen, unter welchen Gerard von Maurizio, welche er in Padua hatte, gegen die fünf von den Vicentnern bei Bassano gefangenen Ritter frei zu geben. Auch wollte der Podestà von Padua die 28 Gefangenen, welche Ezzelino bei Bassano gefangen hatte, ausliefern und Frieden halten. Dieses Alles that Gerard dem gemeinen Rathe von Vercenza vor. Der Rath weigerte

sich einmüthig, in den Friedensvorschlag einzugehen. Von Unwillen hingerissen, that Gerard in dem Rathe selbst laut, daß es Alle hörten, Gott und die Jungfrau Maria, daß sie ihm, dem Gefangenen, in kurzer Zeit alle Redner, die so friedliche Worte verachteten, zusehen möchten. Gerard eilte denselben Tag nach Padua zurück. Der Podestà that im Dienste des Ezzelino eine Heerfahrt wider die Vicentiner und schlug sie bei der Villa Garmignani im vicentiner Districte. Unter den 2000 Gefangenen, die er machte, waren auch die Redner. Als Gerard die Stetzen eingekerkert sah, grüßte er sie mit der größten Aufregtheit, und dankte Gott, daß er sein Gebet erhört und sie als Gefangene ihm zugefellt hätte *). Dieses, was der Geschichtschreiber von sich selbst erzählt, charakterisirt seine Leidenschaftlichkeit hinlänglich. Im December 1232 zu Vercenza erlangte Gerard für Ezzelino Romano und dessen Bruder vom Kaiser Friedrich II. einen ihren Leuten und Befehlungen Schutz zusichernden Brief und auch ebenfalls einen Schutzbrief für dieselben *). Der Geschichtschreiber bemerkt zu diesem Schutzschreiben, die er mittheilt: „Hæc literas sine mandato, propriis expensis imperatrix, de quibus et omnibus obsequiis præcedentibus expecto adhuc remunerationem.“ Bei der Einnahme von Vercenza durch Friedrich II. ward auch Gerard gefangen, wüber er sagt: „Plures quoque ceperunt in illa hora, de quibus et ego, quamvis Imperatoris fidelissimus, per Theutonicos captum, et cum nimio opprobrio ligatum me fuisse recordor. Ich sah,“ fährt er fort, „auch den Albertus Datarus, den Vicentiner Gausidius nachdem gefangen durch die Zeutschen geführt werden und gebunden. Und wir beiden waren werth, von den Zeutschen nicht gebunden noch gefangen zu werden, sondern wir hätten vielmehr von dem Herrn Kaiser großartig (magnifice) geehrt und belohnt werden müssen. Denn als keiner gewagt hatte, öffentlich in der Stadt von dem Stande und der Ehre des Kaisers Reden zu halten und den Bund der Lombardi zu verbieten, verboten er allein (Albertus Datarus) und ich, öffentlich und offen und in jedem Rathe, den Bund der Lombardi zu machen, und sagten dasjenige, was die Ehre und den Ruhm des Kaisers begreifte. Denn wir hatten im Betreff dessen, daß der Bund nicht gegen den Kaiser gemacht werden sollte, soviel so viele als so große Anhänger, daß wir es in jedem Rathe gegen den Willen selbst des Markgrafen und anderer Besagten erlangten. Denn Gewisse begünstigten den Kaiser nicht aus Liebe zu demselben, sondern aus Hass. Gewisse hielten nämlich die Mailänder und übrigen Lombarden, weil sie den Herren von Romano nicht widersprochen hatten, nachdem sie den Staat von Vercenza erobert hatten, nachdem Altrigero von Faventia von der Podestaria entfernt worden war. Und in dieser Meinung waren Alle, die nicht auf der Partei der Herren von Romano waren. An-

2) Vielleicht Ischak ben Honain?

*) Catalogus Illustrum Virorum in des *Trithemii* Opp. francfurt Ausgabe von 1601. T. I. p. 142, de Scriptis Eccles.

1) „Ego Gerardus de Maurizio, Causidicus Vicentianus,“ sagt er am Anfange seines Werkes.

2) *Gerardi Historia ap. Muratoriæ. Rer. Ital. Script. T. III. col. 13.* 3) s. denselben a. a. O. col. 34.

bere aber, wie auch ich, thaten es aus Liebe zu den Herren von Romano und zum Ruhme und der Ehre, welche wir gegen den Kaiser an den Tag legten." Nun setzt Gerard weiter auseinander, daß die, welche es aus daß (gegen die Lombarden) gethan, nicht zu loben und belohnen gewesen, und führt als Beispiel an, daß die Juden Christum aus daß verrathen. Nach dieser Betrachtung fährt er fort: "Es ist sehr wunderlich, daß Albertus Datarus von der Partei des Markgrafen, schon von dem Kaiser den Anfang des Lehens so zu guter Besohnung empfangen hat, und ich, der ich von der Partei der Herren von Romano und des Herrn Kaisers bin, welche ich mit der treuesten Exempe predige, von der ganzen Partei (von allen Seiten) verlassen (omni parte destitutus) bin. Ich habe nämlich, seit ich den Brief mit der goldenen Bulle über den Schutz meiner Herren von Romano zu Preino von dem Herrn Kaiser erlangt habe, nachdem ich die Gerechtigkeit gesehen, welche er über seine Unterthanen übte, nicht aufgehört, desselben Ruhm, Lob und gerechteste Dankart öffentlich, gleichsam als wäre ich einer von dem Predigerorden, zu predigen. Seinen Gesandten, nämlich dem Herrn Thomasmus de Brancilio und dem Frater Bassiano, habe ich zur Ehre der kaiserlichen Majestät auf ihren Botschaften (Dingen, Gerichtsverfammlungen, die sie hielten) mich und das Meinige frühig dargebracht, indem ich sie mit Soldaten und Geleit (Geleitgeld) sicher geleitete. Nun, weil ich entloßt und Alles drauß bin, erkennt mich der Kaiser nicht, nicht die Herren von Romano, nicht die Blutsverwandten, nicht die mit mir Verschwägerten, nicht die Freunde, außer nur wenige. Nun stehe mir der Herr bei, der Alles geschossen und zwar mit Wenigem vieles Volk gespeist hat. Propinquas autem, et amicos gratias copiosas, sagt er spöttisch, quoniam per hoc mihi libertatis munera tribuerant. Cum enim gratis illis meum tenebar impendere patrocinium, nunc ob id, quod per tres dies, ipsis videntibus, quasi nudus, et vilissima veste coopertus, ambulavi per Civitatem, nec inveni coopertorem, talis est mihi data libertas, quod nullis de cetero gratis meum patrocinium dare promitto, quamvis talis stipulatio de jure valeat cavillari. Wenige jedoch nehme ich aus. Unter ihnen soll zuerst Herr Bassianellus, der Sohn des weiland Herrn Manfredinus de Sancto Urso, der mir das erste Kleid schenkte, genannt werden. Zum zweiten Singifredus und die Nepotes de Arignano, welche mir Geld gegeben haben, die Bücher, die ich verloren hatte, wieder zu erwerben. Zum dritten Jordanus de, der zu Virtualien mir Weizen gab. Zum vierten die Söhne des weiland Bartholomäus de Ziribelo von Bassano, welche mir einen Mantel schenkten. Excuso etiam Dominum nostrum Imperatorem propter ignorantiam, quia me notum non habuit. Illos de Romano similiter excuso, propter majora eis imminuentia. Illis enim sive pauper sive dives, semper fui fidelis et gratis serviro paratus: quod et nunc me facturum promitto suo loco, et tempore, de remuneratione

habenda remanendo securas et certus." Den größten und blühendsten Dienst hat Gerardus denen von Romano durch sein Geschichtswerk⁴⁾ erwiesen. Um Gerardus zu entschuldigen, daß er Ezzelino'n und seinen Bruder Alberico mit Lobeserhebungen überhäuft, macht Muratori geltend, daß Ezzelino die meisten Untugenden abgelaugter Grausamkeit erst später, als Gerard's Geschichtswerk reichte, verübt habe. Es schließt nämlich mit der Gesangenehmung des Bruders Jordanus von Padua, welche sich im J. 1237 ereignet, reicht aber nicht bis zum J. 1240, wie Roffius De Histor. Lat. II. 57. nach einem Briefe des Felix Dñus sagt, und beginnt: „De Majoribus Dominorum Eccelini III et Alberici Fratrum de Romano,“ und handelt dann zuerst De Eccelino primo. Felix Dñus hatte vor: Gerardus Maurisii Civis et Judicis Vincentini Historia de rebus gestis Eccelini de Romano herauszugeben, starb aber im J. 1631. Sie erschien nun, wie Muratori meint: Opera Clarissimi Viri Domini Molino Nobilis Veneti. Sicher ist, daß sie Anno 1626 Venetiis ex Typographia Ducali una cum Rolandino, Monacho Patavino, Mussato alisque Marchiae Tarvisiae Scriptoribus hervorging. Da Gerard viel bei ihm nur Befindliches über den Kaiser Otto IV. von Braunschwieg und über die Markgrafen, welche mit dem Hause Braunschwieg gemeinschaftlichen Ursprung haben, darbietet, so verleihe Lebnis sein Geschichtswerk den Script. Brunsvicens. illustrant. T. II. (Hanoverae 1710.) ein. Muratori gab es in den Rer. Ital. Scriptt. T. VIII. (Mediolani 1724.) wieder heraus. (Ferdinand Wachter.)

GERARDUS DE ZUTPHANIA, Schriftsteller.

1) Gerard von Zutphen, starb im J. 1398 in einem Alter von 31 Jahren, war Kleister der Brüder des gemeinsamen Lebens. Seiner gedankt mit Lobe Thomas a Kempis im Leben des Gerardus Groet. Gerard's Schriften, die auf uns gekommen, nämlich De reformatione virtutum animae, et De spiritualibus ascensionibus sind zu Paris und Geln 1539 im Drude erschienen. 2) Gerard von Zutphen, im Betreff dessen Possessin ungewis ist, ob er nicht eins mit dem vorigen ist, blühte um die Zeiten der Könige Ben-

4) Es beginnt: „Qui aliquorum moris, virtutes et bona opera manifeste cognoscit, si scribere, vel alii unctura pigritatur, eliden macula desidie non desinit lrogari. Hinc rest, quod ego Gerardus de Maurisio, Causidicus Vincentius, cognoscens manifeste vitam et operam, virtutem et potentiam Dominorum Eccelini et Alberici (Alberici) Fratrum de Romano et suorum praedecessorum, volens ipsius desidie maculam evitare, ipsorum acta, mores et vitam, potentiam atque virtutes, ut scientibus memoria non fugiat, at ignorantibus reveletur, sub breviloquio scribere et notare proposui. Sed morem largi dispensatoris in hoc praesenti Opusculo gerere cupiens, qui diversorum ciborum genera recensentibus auleponit, ut ex diversorum ciborum aspectu discumbentium voluntates fortius gratulentur, et eligendi quae malsuerint, habent potestatem, praesentis Historiae cursum diversorum ciborum dictaminis exponemus: ut quod elegantius cuique visum fuerit, in discendo praeponat, et legendi copiam habeat laxiorum.“

gel und Ruprecht um das Jahr 1400, war die Bieder des sömner Gymnasiums und Theologiae Baccalaureus, ein sehr ehrenwürdiger und gelehrter Mann, von seinem, scharfsinnigem Geiste, und der spitzfindigste Disputator der schwierigsten Fragen; schrieb Quaestiones sententiarum notabiles lib. IV. und ordnete auch Quaestiones quodlibetariae, in welchen er viel für den Unterricht der Schüler determinirte. Auch gab er noch einiges Andere heraus, was nicht zu des Trithemius *) Kenntniß gekommen ist. (Ferdinand Wacker.)

GERASA, 1) wird als eine Stadt in Lihien (im Nomos Libyus) aufgeführt, welcher die vier kleinen Inseln, Tyndarii scopuli genannt, gegenüber lagen. Vergl. Sider 2. Th. S. 627 fg. 2. Ausg. (Krause.)

2) Citadelle im Gebiete von Sizon bei Xenoph. H. Gr. 7, I, 22; doch findet sich auch eine andere Lesart *Alice*. (H.)

GERASA, Stadt Palästina's im Th Jordanlande, zur Delapolis gehörig, wie Plinius V, 16 (wo aber Gerasa statt Galasa zu lesen ist) ausdrücklich angibt. In der Bibel wird sie nicht genannt, denn die Matth. 8, 28. Marc. 5, 1. Luc. 8, 26 vorkommende *Sebaste* *Ἱεροσόλυμ* ist eben nur Variante für die richtige *Ἱεροσόλυμ* (s. die Commentare zu diesen Stellen und oben den Art. Gadara). Josephus nennt sie (B. J. III, 3, 3) mit Philadelpbia als Grenzstadt im Osten von Peraea, anderwärts (II, 18, 1) neben Pella und Scythopolis als syrische Stadt. Nach seinem Berichte wurde sie von Alexander Jannäus erobert (B. J. I, 4, 8), der bald darauf bei der Belagerung von Ragaba starb, welches (nach Antiq. XII, 15, 16) im Gebirge Gerasa's, *ἡ τῆς Ἱεροπόλεως ὄρος*, lag. Im jüdischen Kriege wurde sie von den Juden verwüstet (B. J. II, 18, 1; vergl. 5). Wenn Josephus weiter berichtet, daß bei der Belagerung von Jerusalem Vespasian seinen Feldherrn Lucius Annius abgeschickt habe, Gerasa zu zerstören, so vermußt Reland (Pal. p. 808) nicht unrichtig, daß hier *Ἱεροπόλιν* zu lesen und das Gezer (גזר) auf der Grenze von Judäa und Philistia zu verstehen sei. Die meisten alten Geographen übergehen die Stadt ganz; Stephan. Byzant. (u. d. B. p. 91, 17. ed. Westerm.) und Eutod. das nennen sie als eine Stadt Cölestriens, wobei dieser Name in weiterer Bedeutung, wie dies öfter geschieht, genommen werden muß (s. Gesenius u. Burckhardt, Reisen in Syrien I. S. 335. Anm.). Als Disgrenze von Peraea konnten sie Eusebius und Hieronymus (Onomast. s. v. *Freyani*) auch als eine Stadt Arabiens anführen, womit Jamblichus (bei Reland, p. 804), Epiphanius (adv. haer. II. p. 451. ed. Petar.) und Ammianus Marcellinus (XIV, 8, 13. u. A. übereinstimmen. Eine alte Sage schreibt ihre Gründung den Veteranen Alexander's des Großen zu, nicht ohne Grund, wie Ritter (Erdbunde XV. S. 1091) nachweist. Die Blüthe der Stadt fällt in die Zeit der ersten Jahrhunderte nach Christo, aus welchen Münzen der Stadt unter den Kaisern Hadrian, Lucius Verus, Commodus und

Severus Alexander vorhanden sind (s. Eckhel, Doctr. Num. III. p. 349. Mionnet. T. V. p. 329. nr. 55 — 58 und Suppl. T. VIII. p. 230. nr. 27 — 30), und wo Ammian a. a. D. sie als eine sehr große und stark besetzte Stadt Arabiens beschreibt. In der Geschichte der Kreuzzüge wird sie nur ein Mal erwähnt in dem Kriegszuge, den König Baldwin II. im J. 1121 gegen den Atabeg Zoghefn von Damascus unternahm, wobei berichtet wird, daß der Atabeg in dieser, dem größten Theile nach schon verlassenen Stadt *) mit vielen Kisten ein Castrum habe errichten lassen, welches Baldwin, nachdem er der Belagerung freien Abzug verschafft hatte, von Grund aus zerstörte. Wilhelm von Tyrus (Hist. XII, 16) nennt den Ort mit dem alten Namen Gerasa, der Verfasser der Histor. Hierosolym. (in Gestia Dei per Francos. P. II. fol. 615) führt den neuern Namen als Jarras an, welches das jüdische Dschersa, Dschersa oder Gerasa (جرش, جرش) ist. Dies wurde zuerst von Seetzen am 8. März 1806 entdeckt (v. Zach, Monatl. Gesellsch. 1808. 18. Th. S. 423 — 433), dann von Burckhardt im Mai 1812 besucht und ausführlicher beschrieben (Burckhardt, Travels in Syria p. 252 — 264. Teuffels Uebersetzung herausgegeben von Gesenius I. S. 401 — 417), worauf die herrlichen Trümmer mehrfach von Reisenden besucht und beschrieben wurden, wie Buckingham (1816), Travels in Palestine. Vol. II. p. 138 — 250. Travels in Eastern Syria p. 127 — 133. Irby und Mangles (1818) Travels p. 307 — 319. G. Robinson (1830) Travels in Palestine II. p. 200 — 209. Dietrich (1849) Reisebilder aus dem Vordrande II. S. 200 — 209. Grundrisse und Pläne der Ruinen finden sich bei der teuffischen Uebersetzung von Burckhardt's Reisen, in Buckingham, Plan of the Ruins of Gerasa, bei G. Robinson, Sketch of the Remains of Djerash or Gerasa; Ansichten derselben bei Buckingham und bei L. de Laborde, Voyage en Orient, Syrie. Livr. XVI. XXXV. Die Stadt liegt diesen Berichten zufolge unter 32° 16' nördl. Br.), 2000 Fuß über dem Meere (s. die Bestimmungen Roore's bei Ritter, Erdbunde XV. S. 702) auf einer hohen Ebene im Berglande Ma'rad auf unebenem Boden zu beiden Seiten des Wadi ed-Deir (وادی الدیر) erbaut, der außer dem Namen Keruân (کردان) auch den Namen Seil Dschersa (سبل جرش, d. i. Fluß von Dschersa) führt und sich nicht weit südlich von der Stadt in den Badi Zera (زرا), den Jakob der Alten, ergießt, was mit der Bemerkung des Eusebius im Onomast. übereinstimmt, daß der Jakob zwischen Gerasa und Philadelpbia fließe. Der Haupttheil der Stadt, die öffentlichen

1) Willen, Geschichte der Kreuzzüge II. S. 409 scheint den Ort für ein bloßes Schloß des Zoghefn gehalten zu haben. 2) Ptolemäus setzt die Stadt 68° 15' Long. und 31° 45' Lat., was aber mit seinen bei andern Städten, wie Pella, Philadelpbia und Bostra, gegebenen Bestimmungen nicht übereinstimmt; s. Ritter a. a. D. S. 1093.

*) Catalogus illustrium virorum p. 149.

Fruchtgebäude enthaltend, liegt auf der rechten, d. i. westlichen Seite des Flusses; auf der östlichen scheinen nur Privathäuser gestanden zu haben. Die Ruinen haben 1/2 Stunde im Umfang. Die in Trümmern liegenden Stadtmauern, die aus behauenen Quadernsteinen von mittlerer Größe erbaut über 8 Fuß in der Dicke mächtig waren, umschließen zum Theil sehr gut erhaltene Ueberreste von mehreren größeren und kleineren Tempeln, zweier großer Amphitheater, einer Naumachie, einer Rennbahn, mehrerer Thore, Bäder u. dgl., alle mit den herrlichsten corinthischen und ionischen Säulen in ungeheurer Anzahl geziert und durch ganze Säulenstrassen mit einander verbunden, so daß der Ort mit Recht eine Säulenstadt genannt werden mag und die Ruinen sich in Hinsicht der Pracht mit denen von Baalbel und Palmyra messen können. Vergl. Csenius zu Burdhardt I. S. 530—536. Ritter, Erdkunde XV. S. 1077—1094. Ireland, Palaest. p. 806—808. (Arnold.)

GERASA (*Girasa*) ist von Ptolemäos unter den Städten und Flecken (*πόλεις* und *κώμης*) in Arabia Petraea aufgeführt worden (V, 17, 4). Eine andere Stadt desselben Namens wird von ihm (V, 13, 23) in Celsiprien angegeben. (Krause.)

GERASCANTHUS. Mit diesem Namen belegte P. Browne eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Cordiaceen, welche aber jetzt nur als Unterart von Cordia angesehen wird. Um nun die nähere Stellung von Gerascanthus zu bezeichnen, lassen wir zunächst den Gattungsscharakter von Cordia folgen:

Der röhrige, fünf- oder sechsenzählige Kelch ist glatt oder zehnfaltig. Die unterständigen, trichter-röhrenförmigen oder glöckigen Blumentrone hat einen behaarten oder kahlen Schlund und einen meist fünf-, seltener vier- bis siebenzähligen Saum. Die der Kronröhre eingefügten Staubgefäße sind meist in derselben Anzahl vorhanden, wie die Kronzipfel. Der Fruchtknoten ist vierfächerig. Die hängenden, gegenläufigen Eichen sind in den Fächern einzeln. Der eckständige Griffel ist zweitheilig; Narben sind vier vorhanden. Die einkiehnige Steindecke hat einen vier- oder durch Fehlschlagen ein- bis dreifächerigen Steinkern und einsamige Fächer. Die Samen sind umgekehrt; die Samenschale ist häutig; die Samennoth fadenförmig, gefloht. Der rechtsläufige Samenkern ist einkeibig; die dicken Keimblätter sind der Länge nach gefaltet; das Wurzelchen ist kurz, oberständig.

Zu dieser Gattung gehören Bäume oder Sträucher der Tropenzone mit meist noch unbekannten Früchten, ganzrandigen oder eingeschnittenen Blättern und endständigem, rispigem, ebensträufigem oder ährigem, deckblattförmigen Blüthenstande.

Die Gattung selbst zerfällt nun nach der Beschaffenheit des Kelches in zwei Unterarten, von denen die erste, Gerascanthus, einen zehnfaltigen Kelch, die zweite, Sebestena, einen glatten Kelch besitzt. (Garcke.)

GERASTIOS (*Γεραστιος*), ein spartanischer Monarchname (Thuc. IV, 119), es ist offenbar ein und derselbe Name mit dem Gerasios in Trögen, und hängt

mit dem Feste Geraschia zusammen; vergl. G. F. Hermann, „Ueber griech. Monarchennamen“ S. 51. Redlich „Der Atroneum Mäon“ S. 63. (H.)

GERASTOS, nannte Goldfuß (Neues Jahrb. f. Mineral. x. 1843. S. 557) eine Gattung Trilobiten, deren Arten bis dahin theils unter Calymene, theils unter Proetus und Asaphus vertheilt waren. Sie wird als der Calymene zunächst verwandt bezeichnet, unterscheidet sich von dieser aber durch ihre großen, halbseitigen, nahe an der Stirn gelegenen Augen, durch den zehngliedrigen Thorax, die den Pleuren fast gleich breite Spindel. Von den acht ihr zugehörten Arten waren zwei neu, nämlich G. granulatus und G. cornutus, beide aus dem Ubergangsfasse der Eifel, die dritte Art dieser Lagerstätte hatte schon früher Steiningere als Proetus Cuvieri beschrieben, welchen Namen Goldfuß in G. laevigatus umänderte. Die übrigen Arten sind Dalmanit's Calymene concinna von Gotthard, Phillips' Cal. globiceps von Kildare, Römer's Cal. Schusteri im Harz, Sars' Cal. cavifrons aus Norwegen und Fischer's Asaphus Brongniarti aus dem Kohlenfasse von Rife, Holland, Kildare und Rastetta. Die Goldfußische Bestimmung fand indessen keinen Beifall, da die wesentlichen Charaktere des Gerastos bereits in Steiningere's Gattung Proetus, mit welchem auch die spätere von Burmeister, Aeonin, zusammenfällt, gewürdigt wurden. Es ist daher diese Gattung, welche bisweilen fälschlich Proetus statt Proetus geschrieben wird, jetzt allgemein anerkannt worden, doch gehören ihr nicht alle jene Arten an, einige sind vielmehr zu Cyphaepris zu versetzen. (Siebel.)

GERAU, 1) ein zu der obern Grafschaft Rakenellenbogen gehöriger, zwischen dem Ederwalde, dem Rheine und der Wetterau liegender Landstrich, welcher nach der Stadt Gerau (Gross-Gerau) des gerauer Land genannt wird. Es wurde früher Ober-Rheingau oder auch die Grafschaft Biffingen genannt, nach dem Städtchen Biffingen, welches von Kaiser Heinrich II. dem Stifte Würzburg zur Beilegung einiger Zwistigkeiten mit dem neuen Bisthume von Bamberg gegeben wurde. Die Bischöfe von Würzburg haben nachher die Grafschaft den Grafen von Rakenellenbogen verlehnt und von diesen kam sie im J. 1470, nach dem Aussterben dieses Geschlechts, als ein würzburgisches Lehen an die Landgrafen von Hessen. Zuweilen ist auch die ganze obere Grafschaft Rakenellenbogen das gerauer Land genannt worden.

2) Gross- und Klein-Gerau. a) Gross-Gerau, Stadt in der großherzoglich hessischen Grafschaft Rakenellenbogen, Provinz Starkenburg, Kreis Groß-Gerau mit 1700 Einwohnern (darunter etwa 50 Juden), und einer evangelischen Pfarrkirche. Die Katholiken sind nach Altheim eingepfarrt. Die Stadt liegt am Schwarzbach, ist von einem Wassergraben umgeben, hat einige überbaute Thore, freundliche Straßen, einen Synagogen und ein Hospital. Sie ist der Sitz des Kreisraths, des Kreisbaumeisters, eines Steuercommissars, eines Rentamts, einer Salzmagazinverwaltung, Postexpedition, Bezirks-

schulcommission und des Landgerichts. Hauptnahrungszweig sind Handwerke und Oekonomie, besonders Kohlbau. Groß-Gerau war zur Zeit Kaiser Heinrich's II. ein Reichsdorf und kam unter den Grafen von Rabenellenbogen empor. König Wenzel verlieh ihm im J. 1398 Stadtrecht. b) Klein-Gerau, Dorf zur evangelischen Pfarrei Groß-Gerau gehörig mit 460 Einwohnern. (H. K. Hüssler.)

GERAULEOS, Name des Hafens der Insel Andros, an der Westseite der Insel in einer Bucht gelegen und gegenwärtig Gaurio genannt. Vergl. Hoffmann, Griechenland und die Griechen II. S. 1415. Sidler, II, 247. (Krause.)

Gerba, f. Gerbi.

GERBAIS (Johann), ein gelehrter französischer Theolog, besonders ausgezeichnet durch seine Kenntnisse im canonischen Rechte, die ihm seinen bleibenden Namen mit Recht erworben. Geboren 1629 zu Rupois, einem Dorfe des Erzstiftes Rheims, widmete er sich dem geistlichen Stande und studierte in Paris, ohne Vernachlässigung der altclassischen Literatur, die Theologie. Unterstützt von herrlichen Geschenken, verschaffte ihm seine Geschmeidigkeit im Betragen hinreichende Hülfe in seinen dürftigen Umständen, während er vom Licentiaten der Sorbonne 1661 zum Doctor der Theologie promovirt und 1662 am Collège de France zu Paris als Professor der Hebräischkeit angestellt wurde. Später ebenfalls Director der rheimscher Lehranstalt und endlich Rector der Universität geworden, starb er den 14. April 1699 in seinem 70. Jahre, nachdem er für zwei Stipendien an der rheimscher Anstalt eine Summe Geldes ausgesetzt hatte. Ungeachtet seiner mannichfaltigen amtlichen Thätigkeit widmete Gerbais mit vorhersehender Neigung stets großen Fleiß dem Studium des französischen und allgemeinen katholischen Kirchenrechts, sowie der kirchlichen Disciplin; seine hervorragenden Kenntnisse in denselben verschafften ihm vom Clerus Frankreichs verschiedene umfangreiche Aufträge, die er mit Beifall ausführte. So erhielt er nach Nikolaus Lemaitre's Tode den Auftrag, die geistlichen Verordnungen in Betreff der Ordensleute in Frankreich mit Franz Hallier's Auslegungen zu sammeln und herauszugeben. Dieser Werk erschien aus 1665 zu Paris in 4. unter dem Titel: *Ordinationes universi cleri Gallici circa regulares, conditae primum in Comitibus generalibus anno 1625, renovatae et promulgatae in comitiis anno 1645 und wieder abgedruckt im 6. Theile von D'Arnauld's und Lemaitre's Mémoires du clergé (1716)*. Hiermit zufrieden und den Verfasser mit einem Jahrgelde von 600 Livres belohnend, trug ihm die Generalsynode zu Paris in demselben Jahre auf, eine gelehrte, auf den Grund der französischen Kirchengeschichte gebaute Abhandlung zum Schutze der Freiheiten der gallicanischen Kirche mit besonderer Rücksicht auf die Vorrechte der Bischöfe auszuarbeiten. Es sollte dieses Werk ein praktisches Handbuch für die französischen Prälaten werden, und Gerbais verwendete auch auf dessen Bearbeitung fünf volle Jahre. Im J. 1670 legte er es der Generalsynode vor. Der Erzbischof von Rouen, Franz v. Harlay,

las es durch, gab seinen Beifall, es wurde aber einstweilen ins Archiv niedergelegt, bis das Bedürfnis seiner Veröffentlichung, namentlich durch die Erscheinung einer gegnerischen Schrift betrieben, immer sublimarer, auch in der Generalversammlung 1675 ausgesprochen, doch so lange unerfüllt gelassen wurde, bis Gerbais selbst (1677) den König um Erlaubnis des Druckes anging. Diefelbe wurde ertheilt und 1679 erschien das Werk zu Paris in 4. unter dem Titel: *Dissertatio de causis majoribus ad caput concordatorum de causis; cum appendice quatuor monumentorum* (aus den Zeiten Kaiser Karls des Kahlen), quibus ecclesiae gallicanae libertas in retinenda antiqua episcopatum judiciorum forma confirmatur mit einer patriotischen Wahrheitsliebe und Dethie, welche dem römischen Hofe so mißfiel, daß es Innocenz XI. in einer Bulle vom 18. Dec. 1680 als schismatisch und lehrschuldig verdammt, im Grunde nur weil es der Ehre des heiligen Stuhles schaden konnte. Der französische Clerus, unter dessen Schutze sich Gerbais schon im Voraus gestellt hatte, ließ den Verfasser durch eine dazu verordnete Commission entschuldigen in der Meinung, des Papstes Mißfallen sei nur durch einige Ausdrücke im Buche erregt worden, welche dem Verfasser in seinem Eifer entglitten wären, und dieser Befehl habe, in einer zweiten Ausgabe das Mißfällige zu ändern. Diese Veränderungen finden sich, doch ohne Abänderung der geharnischten Allocutio ad lectorem, denn auch in den mehr bekannten Ausgaben des Werkes zu Lyon 1685 und Paris 1691. Daher die Seltenheit der ersten Ausgabe, während letztere bei den Franzosen gleichwohl ein Bucher für die auf Wahrheit gegründete Stellung der kirchlichen Rechtsverhältnisse ihres Landes blieb. Minder glücklich und scharfen Angriffen, besonders von Seiten Boileau's (1691) ausgesetzt war Gerbais mit seinem gegen die Streitschriften de Lanol's und Galesius' über die Hindernisse der Ehen gerichteten *Traité pacifique du pouvoir de l'Eglise et du Prince, sur les empêchements du mariage*, Paris 1690 und 1696 in 4., 1698 u. f., worin er eine Mittelstraße vorschlug, an welcher man keinen Gefallen finden wollte. Weit mehr Angriff erlitt er in dessen durch seine öffentliche Einmischung in einen Rechtsbandel zwischen den Vorkämpfern der Kirche St. Stephan zu Paris und den Ghorherren des dassigen Genossenschafts wegen der Hinterlassenschaft eines Wittgeldes der Letzteren, indem er sich zu Gunsten der Ersteren in seiner Letztred *d'un docteur de Sorbonne à un Benedictin de la Congrégation de S. Maur, touchant le Pecule des Religieux faits Cures ou Eueques*, Paris 1695 in 12. entschied. Ein Stiftsherr der Genovesa trat in seiner Verantwortung dieser Schrift so heftig gegen Gerbais auf, daß ihr zwar der Druck versagt wurde, sie aber handschriftlich in Umlauf kam und Gerbais in die Hände fiel; worauf dieser eine seconde Letztred noch in demselben Jahre herausgab, welcher der Stiftsherr L. F. du Rau in einer Abhandlung 1697 entgegentrat und Gerbais reichte, eine troisième Letztred etc. 1698 in 12. zu Paris erschienen und die beiden vorigen Briefe zugleich wieder mit ab-

drucken zu lassen. Sofort richtete der Vater du Bau eine neue Réponse à la troisième lettre de M. Gerbais etc. in 4. gegen ihn und anonym erschienen ebenfalls gegen ihn die Reflexions sur les Ouvrages de M. Gerbais, touchant l'Etat des Curex chanoines réguliers, Paris 1699 in 12. Der Tod Gerbais' unterbrach indeß diese Streitigkeiten.

Als Gegner der Schauspiele, welche der Theatiner-mönch Gossard in seiner Vorlesung empfohlen hatte, trat Gerbais 1694 in seiner Lettre d'un docteur de Sorbonne à une personne de qualité au sujet de la comédie, Paris, in 12. hervor; ingleichen auch als Feind des Lurus in der Lettre à une Dame de qualité, touchant les dorures des habits de femmes, ou l'on examine si la défense que S. Paul a faite aux femmes chrétiennes de se parer avec de l'or, ne doit passer que pour un conseil, Paris 1696 in 12., worin er sich dahin entschied, daß dieser Lehrsat nicht allein ein guter Rath, sondern auch ein Verbot des Apefels sei. Sein traité du célèbre Panorme (Jérôme de Panorme) touchant le concile de Basle, Paris 1697 in 8. hinsichtlich des Rechtes dieser Kirchenversammlung, den Papst Eugen IV. abzusetzen, ist keine Originalarbeit, sondern bloß eine französische Uebersetzung aus dem Werke Panormo's. Ebenso ist die lettre de l'Eglise de Liège au sujet d'un Bref de Pascal II. eine Uebersetzung von Gerbais. Diese Schrift ist gegen gedachtes Brève gerichtet, worin Graf Robert von Flandern erwähnt worden war, die Kämpfer mit den Waffen zu versehen, weil sie den Kaiser Heinrich IV. nicht als ihr Oberhaupt hatten anerkennen wollen. Ubrigens hat man von Gerbais noch ein Schriftchen: De Serenissimi Francie Delphini studiis seculibus oratio, Paris 1673 in 4. *).

(B. Röse.)

GERBEN (Sprachlich), eigentlich gärbē, denn die Wurzel ist Gar; durch das althochteutsche garo, garaw wird paratus, promptus, expeditus ausgedrückt. Das althochteutsche Leinwort garawjan (angelsächsisch gearwjan) bedeutet praeparare, ornare, indusiare *). Im Mittelhochteutschen bedeutet gerwen fertig machen, bereiten, mochen, durch Aeten bereiten, gar ben (Leber bereiten), austrüßen, anziehen *). Im Schwabenpiegel heißt es Cap. 386: „Der Richter soll zwei Weihen senden zu ir itweder (ihre beiden, beiden von ihnen), die da sechen sollen, daß man sie also gerwen nach rechter Gewohnheit, als man sie durch Recht gerwen (das heißt austrüßen, ihnen den Körper bedecken) soll.“ Dasselbst §. 15: „Vor dem Richter sollen sie beide gegerwen (beleidet und ausgerüßt) gehen.“ Kap. IV. sagt im Invekturbriefe der Landgrafen von Thüringen vom

J. 1350 *): „Wir gegerwet sassen mit unsir Küniglichen Dyademen und anderen Regalicu als eyn Romischer Künig ze Rechte sitzen soll.“ Gegerwet wird in lateinischen Urkunden durch adornati ausgedrückt, nämlich in der Invektururkunde des Herzogs von Seiden vom J. 1425 *): „sagt König Sigismund: „nos — in nostra reginae Majestatis habitu adornati.“ König Wenzel in der Urkunde von 1384 *): „sub apparatu Romano regio.“ Sigismund in der Urkunde von 1434 *): „sub apparatu imperiali majestatis.“ In einem von Saltaus unter Gerben sive rectus Gaerben, parare, praeparare, adornare; conficere, perficere angeführten Pergamentcodex aus dem 14. Jahrh. ist bemerkt: „Wo der Kung stet oder siezet gegerwet als ein Kung zu rechte sal da er von sichen tun sal ober mit den Furchen ich (ich, etwas) zu enden hat, da sal im der Markgraf den apfel halten.“ Weniger in der Maria 79, 178: „der bischof garte sich in die heren wät,“ zog sich an. Durch das althochteutsche garon, garen wird praeparare, und durch gagaron praeparare, exhibere, inducere ausgedrückt. Im Betreff des garon folge aus Bedius 5: „gareti sib mit purpur.“ Im Betreff des garawjan führen wir aus Latian 107 an: „garawita sib mit purpur,“ aus Rostler de Ps. 91: „garawit sib mit stola,“ ferner sich garawen, indusiari *). Durch das mit dem Präfix verstärkte gagarawjan wird separare, exhibere gegeben durch die Hauptverder Garawi (f.) vietiani, ornatus, habitus, praeparatio, cultus, ephod, poderis, stola, mutatoria, amictus, infula [vergl. das mittelhochteutsche Gerwe, praeparatio *), Zubereitung] und die Zusammenfügungen Wigarawi, mundus muliebris, Wiegawari, procinetus, Kriegstrümpf, Halsgarawi, collarium, Keisgarawi, sarabella, periscelides, Herzgarawi, praeparatio cordis, das durch das Präfix Ga verstärkte Gagarawi, praeparatio, habitus, indumentum, vestimentum, velamen, trabea, stola, cultus (vergl. das einfache Karl, cultus *), Wiggagarawi, procinetus, Wih (Weih-) Gagarawi, apparatus, Werallgarawi, eingulus militiae. Aus dem Teutschen ist in die romanischen Sprachen und das Latein des Mittelalters, italienisch Guarnire (lateinisch Warnire, quernire, welches Wog von dem teutschen verwahren und Ferrarius von ornare absteht), französisch garnir *), versehen, besetzen, belegen, ausstatten, füttern, unterlegen, beschlagen, italienisch Guarnimento *), Guarnitione, Gar-

*) Vergl. 3. Baumgarten, Kierens's Nachrichten von den Buchschreibern und Schreibern berühmter Gelehrten X., 364 fa. 1. Dictionnaire universel, historique, critique et bibliographique. VII, 368 und Recueils, Dictionnaire etc. I, 1236.

1) f. die Nachweisungen bei Graff, Althochteutscher Sprachsch. 4. Th. S. 243—245, welcher zu Garawjan sagt: „unser geben.“ Vergl. Joh. Georg. Wächter, Glossar. Germ. vol. 563: Gerben, obligere pallas, proprie praeparare. 2) f. die Nachweisungen bei Siemann, Mittelhochteutsches Wörterbuch S. 112.

3) Bei Lilius, Corp. J. Feud. I. p. 582.

4) Bei Bruns, Annal. Ludaei Montiumque Comitum. Tom. II. p. 46.

5) Bei Matthei Observationes ad Annal. Egmund. p. 333.

6) Bei de Ludewig, Script. Hamburg. p. 1137.

7) f. Graff IV. S. 414.

8) Bei Hofmann, Summaria, Sammlung von Wessen II. S. 64.

9) Ebenbüchlein S. 64.

10) Spanisch guarair, garceer, umgeben, einfallen, ausfüllen, besetzen, ausstatten, einfallen in Obd oder Silber u.

11) Guarnecimiento, Guarnicion, eine Garnitur, Besetzung eines Knechts, Ausstättung, Beschlag, Einfallung in Silber, Obd u. f. w., die Verschönerung einer Stadt, das Schmückel am Degen, die Besetzung einer Festung u. f. w. Auch kommt flet Garne-Kammer

nitura (französisch Garniment, Garniture), Befegung, Auszierung u. s. w., übergegangen. Beispiele des altfranzösischen Garnement gibt Du Fresnoie unter *Garnimentum*, instructus, quidquid ad instruendum vestem vel adornandum confert, und von Garnison unter *Garnatio*, Commestus, instructus, annona, vinum, arma et quidquid ad nutriendum urbem necessarium. Vergl. ebenfalls *Guarnimentum*, apparatus bellicus aus *Rollandinus* in Chr. lib. 10. c. 5. Merkwürdig ist die in einigen ober- und niederländischen Gegenden gebräuchliche Benennung der Sacristei Garbe-kammer, niederländisch Garve-kamer, welch's Richey von Garve, das Heil von Thieren (welches, wie Ailing¹³⁾ bemerkt, die erste Bedeutung nicht ist), Kleidung, englisch Garb¹⁴⁾ (das Gewand, die Tracht, der Schnitt, das Bruchmen, die Haltung), ableitet. Auch kann man das mittelhochdeutsche *Gerwe*, Zubereitung, für das hochdeutsche Garbe-kammer in Anspruch nehmen. Schiller leitet dieses von dem altchthonischen karawjan¹⁵⁾, praeparare, ab, indem er im Glossar unter *Gar*, *Garo*, *karo*, *praeparatus*, aus *Pallihen*, Not. ad Tatian. p. 290 anführt: „Belgis et inferioris Saxoniae incolis *garreen*, superioris Germaniae populus *gerben*, de labore coriarius quo pelles subigunt et officinae sutoriae praeparant, usurpant. Conclavia plerisque templis adjecta, quae *Garve-Camera* vocamus, non aliunde nomen habent, quam quod in ea olim sacrae publice facturi vestes sollemniore induerent, pompaeque se pararent. Est enim apud Kerouem *hikarawci* induatur. Nec proprie coctum assumve, sed paratum cibum Germani *Gahr* appellant.“ Bezirkt ist im Glossar, unter *Gegerbet* Garbe-kammer durch sacristia, in qua Sacerdotes sacris operaturi sese praeparant et adornant. König Ruprecht in der Urkunde vom 3. 1400 gibt es durch: Datum in castro nostro Heidelberg in *Camera paramenti*¹⁶⁾. Das schwedische garfwa und dänische garwe ist aus dem niederländischen *garven*, gärben, entlehnt. Doch haben diese Sprachen ähnlich dem altchthonischen garar ihr altnordisches und schwedisches gōra und dänisches görbre, machen, verfertigen. Das Altchthonische drückt unser Gärber nicht einfach durch Garwo oder

Gerwere aus, sondern durch Ledergarwo und Ledergerwere (Lederbereiter), durch welches es das lateinische *coriarius* glossirt¹⁷⁾. Das einfache Garwo und Gerwere bedeutete damals kein Berer, ohne noch die spezielle Bedeutung von Lederbereiter zu haben. Aus dem gothischen *tawjan*, thun, machen, dem angelsächsischen *tawian*, bereiten, schließt man, daß das englische *taw*, gärben, speziell weißgärben, Tawer einfach, oder mit dem Zusatz Tawwer of Leather, Gerber, speziell Weißgerber, ursprünglich wie unser Gerber, Berer bedeutet habe. Doch freilich hat das Englische auch *Tan*, die Lehe, tanhouse, tanyard, Gerberei, und man weiß nicht, ob *Tan*, Lehe, eine ursprüngliche oder abgeleitete Bedeutung ist. Adolf Wagner stellt zu *Tan* in die Lehe thun, in Lehe tauchen, damit tränken als verwandt *duarw*, nehen, das, wie er bemerkt, mit *duw*, *diw*, *diw*, einweichen, übereinstimmt, so zu *Tan*, mit Lehe gärben, gärben, bräunnen, reben, Tawner, Lehgärber, Rothgärber, und zu *Taw*, weißgärben, bemerkt er: „niederländisch tauwen, angelsächsisch *tawian*, Leder mit Alun zureichten; vergl. zu *Tan*, dessen Ableitung sich hier bestätigt, da auch im Griechischen die Form *duw* ist.“ Ailing stellt zu dem bremisch-niederländischen *Tauen*¹⁸⁾, Ledder tauen, Leder bereiten, die englischen Wörter *taw*, bereiten, und a *Tawer* of Leather, ein Lederbereiter, Gerber, das angelsächsische *tawian*, bereiten, das gothische *tawjan*, machen, und zu Vergleichung des niederländischen tauwen, oft und stark gähen, im Sieden lang ausdrehen, gerrn, und das hochdeutsche tauen, rorare, fundi, dissolv. Das Bremisch-Niederländische hat auch Ledder-Tauer, Gerber, und das Dänabrische töwwen, gerben. Das Holländische gibt gerben durch tanen, tauyzen, *tauwen*, leder loyen, looien, vetten, reeden, bereyten, und Gerber durch Tauer, *Touwer*, Looler, Ledtouwver, Leerbereyder, Gerberhaus, Talerie¹⁹⁾ (französisch Tannerie, Gerberei), Touwery. Mit dem einfachen gerben vergleicht man das mittellateinische affactare, das Leder gerben, affactator, Gerber, affacta, das Gerben des Leders und die Werkstätte des Gerbers, welche Wörter auch von dem allgemeinen facere, machen, herkommen. Aus dem Teutischen ist in das Polnische übergegangen garbnie, gerben, daraus Garbnik, Gerberstoff, Gabarnia, Gerberhaus, Gabarz, Gerber u. s. w. (Ferdinand Wachter.)

GERBEN THERISCHER HAUTE. Die Eigen-

schaft der therischen Häute, der auflösenden Kraft des Wassers (wenigstens des kalten) zu widerstehen und mechanischen Einwirkungen, welche die einzelnen Theile derselben von einander zu trennen suchen, nicht leicht nachzugeben, macht sie passend, die Stelle künstlicher Gewebe zu vertreten; ihrer vielseitigen Anwendung hinderlich sind jedoch der Mangel an Geschmeidigkeit, sobald sie trocken sind, und die Eigenschaft, in feuchtem Zu-

16) f. die Nachweisungen bei Grass IV. S. 247. 17) Kiliani Duffin. Klym. u. Jun. Klym. Angl. unter *Taw*; Ailing, Bremisch-niederländisches Wörterbuch V. S. 34. 18) tanner, lohen, lothbar machen, gerben, Tanneur, Lehgärber, Gerber.

Gaer-kamer und Gaer-huus als Zusammenziehung vor, ähnlich wie in Bremen der Plaz, wo die Schutter das Leder „garren“ (gärben), Gaer-Hoff genannt wird. Reisch handelt von der Gaerbe-Kammer unter dem Worte Garben S. 342.

12) Bremisch-niederländisches Wörterbuch. 2. Th. S. 485. 13) Ad. Wagner, Balthar-fahnenfrüger's Wörterbuch der englischen Sprache stellt zu dem englischen Garb, ital. garbo (Geschmack, Bier, Urtheil, Geschicklichkeit); „Altchthonisch ist Garve an Thieren das Fell, also verwandt mit *garbo*, corium, an Menschen die Kleidung, Garve-Kammer ist niederländisch noch die Kammer, worin das Gewand der Geistlichen aufbewahrt wird, die Sacristei vergl. *spis*, Welle.“ Bei Reising, Econom. Encycl. 15. Th. S. 629 heißt es: „Das lat. Corium, Leder, fr. Cuir, im Ostentischen Ker und Quer, scheint zu unserm gar und gärb zu gehören.“ 14) Gram, aus dem anachthonischen gearwin. bereiten, weil in der Garve-kamer die Priester sich fleideten und zum heiligen Dienste bereiten. 15) Bei Gewenne, Cod. diplomat. Vol. II. p. 630.

stände in Fäulniß überzugehen. Diese letzteren Eigenschaften ihnen zu entziehen, (soab aber die genannten Vorzüge bleiben, ist Zweck der Gerberei. Zu diesem Behufe sucht man das die Häute bildende Zellgewebe (Leim bildende Gewebe) mit gereinigten Substanzen zu verbinden; diese Substanzen sind entweder Gerbsäure, oder Chloraluminium, oder Fett, oder Kalk; je nachdem nun ein oder das andere Hilfsmittel angewandt wird, unterscheidet man vier Arten der Gerberei, nämlich 1) die Lohgerberei; 2) die Weißgerberei; 3) die Samischgerberei; 4) die Pergamentfabrikation.

Um die Häute zur Aufnahme der gerbenden Substanz fassend zu machen, werden sie zuvor gereinigt und porös gemacht. Um die Häute zu reinigen, werden sie zuerst in Wasser eingeweicht. Dies geschieht am besten in fließendem Wasser; die Zeit, wie lange diese Einweichung dauern darf, läßt sich nicht genau bestimmen; zwei Tage ist meist die längste Dauer; wenigstens dürfen sie nicht bis zum Eintritt der Fäulniß im Wasser liegen. Hierauf werden sie auf dem Schabebäume mit dem Streich- oder Schabreien auf der Fleischseite ausgestrichen, bis sie von aller Unreinigkeit befreit sind, und hierauf in fließendem Wasser abgeseift.

Auf die Reinigung folgt in den meisten Fällen die Enthaarung. Die Enthaarung kann auf doppelte Weise ausgeführt werden: entweder durch das Kalten oder durch das Schwingen. Das Kalten geschieht in großen Gruben, in denen die Häute, nach Beschaffenheit der Umstände, mehrere Wochen liegen bleiben, bis die Epidermis zerstückt ist, und die Haare sich leicht ausziehen lassen; damit der Kalk möglichst gleichmäßig auf die Häute einwirke, müssen letztere öfters herausgenommen und aufgeschlagen werden. Durch diese Operation werden die Häute leicht schwammig und unbrauchbar. Beim Kalten bringt der Kalk in die Substanz der Häute, verbindet sich mit den leimbildenden Geweben, und wird dann durch das darauf folgende Schwellen wieder aufgelöst; außerdem zerstückt er die Oberhaut, macht die Haare locker und verbindet sich mit dem Fette zu einer Seife. Eine Verbesserung des Kaltens ist darin begründet, daß man statt des Kalks oder der Kalkmilch Kaltwasser anwendet, und die Häute in Rahmen ausgespannt in dasselbe bringt. Bei Schaffellen ist es, um die Welle zu schonen, vortheilhafter, nur die Fleischseite mit einem Gemenge von frischgeloßtem Kalk und Holzasche zu bestreuen und dasselbe 12—15 Stunden auf die Häute einwirken zu lassen. — Die andere Methode der Enthaarung besteht in dem sogenannten Schwingen. Zu diesem Zwecke werden die Häute auf der Fleischseite (Aussense) mit Rechholz eingerieben, um die Fäulniß zu verhindern; in Amerika bedient man sich statt dessen häufig des Holzessigs; hierauf werden sie, die Haar- oder Narbenseite nach Außen, mehrmals zusammenge schlagen, und auf Häuten über einander gelegt. Zweckmäßig wird öfters das Schwingen in Schwitzkammern vorgenommen, welche auf eine konstante Temperatur von 40 bis 45° erwärmt werden können. Nach 24—30 Stunden ist dieser Proceß meist beendigt. Die Häute

erwärmen sich in Folge eintretender Gährung, die Poren der Oberhaut öffnen sich, die Haarwurzeln werden locker und die Haare leicht ausziehbar. Leider geht aber ungeachtet des fliegigen Umwandelns der Häute das Auflockern sehr ungleich von Statten, indem stellenweise eine angenehme Fäulniß eintritt. Das Schwingen gewährt übrigens gegen das Kalten den Vortheil, daß die Häute nicht schwammig, und die Welle oder die Haare weniger angegriffen werden. — Nach dem Kalten oder Schwingen werden die Haare mit dem Schabreien abgenommen (abgeräut); sodann hängt man die Häute einige Stunden in den Fluß, um sie noch mehr zu reinigen, sodann werden die überflüssigen Fleischtheile mit dem Fußmesser weggenommen (geschoren), sodann wiederum gewässert, und zuletzt, um den in den Poren der Narbenseite befindlichen Kalk oder Schmutz zu befeuchten, wiederholt ausgestrichen. Die so von Unreinigkeiten und Haaren befreiten Häute nennt man Blößen. Die Blößen werden nun, nachdem sie, um das Leder besonders weich zu machen, auch wol noch besonders gewalzt sind, in der Weize geschreckt oder getrieben. Durch das Schwellen, welches in angeäuertem lauwarmen Wasser geschieht, werden die Zellen der Haut mit Wasser angefüllt, und zugleich durch die vorhandene Säure die vorhandenen Kalktheile neutralisirt oder durch Auflösen beseitigt, überhaupt aber werden dadurch die Häute zur schnelleren und vollständigeren Aufnahme des gerbenden Stoffes befähigt. Von hier an weichen die verschiedenen Arten der Gerberei von einander ab, soab sie nun besonders betrachtet werden müssen. Zugleich sollen dabei die besonderen Abänderungen, welche die Vorbereitungen betreffen, noch angeführt werden.

1. Die Lohgerberei besteht in der Kunst, rothe (grüne) Thierhäute durch Loh (Gerbsäure enthaltende vegetabilische Substanzen) zu Leder zu verarbeiten. Das so dargestellte Leder wird lohbares Leder genannt. Die zum Gerben bestimmten Häute sind Ochsen-, Kuh-, Kalf-, Kalb-, Schaf- und Ziegenhäute, welche theils an Ort und Stelle frisch von Schlachtern und Händlern gekauft werden, theils in großer Menge unter dem Namen Ruffelhäute aus Amerika eingeführt werden. Als Loh benutzt man die Rinde von Birken, Ebern, Tannen, Fichten, Lärchen, Weiden, ferner die Blätter von Heidelbeeren und Preiselbeeren, Schmach, Galläpfel, Catechu u. a. m., vornehmlich aber die innere, zwischen der Rinde und dem Splint befindliche Rinde der Eichbäume. Man puzt die äußere Rinde beim Einsammeln der Rinde ab, da in ihr die Gerbsäure durch den Einfluß der Luft und der Witterung zerstört ist. Die beste Rinde sieht äußerlich weiß, innerlich röthlich aus, und ist auf der inneren Seite rauh. Man benutzt aber nicht allein die Rinde alter Stämme und Äste, sondern auch junger Stämme von 12 bis 21 Jahren, welche Spiegelnrinde genannt wird; letzte ist vorzüglich und wird namentlich in den rheinischen Gerbereien verwendet; auch pflegt man Eichenrindholz alle zwei Jahre zu kappen und die jungen Zweige getrocknet zu mahlen. Die Lohgerberei zerfällt in vier besondere Arten:

- 1) die gemeine Lohgerberei oder Rothgerberei;
2) die Luftengerberei; 3) die dänische Gerberei;
4) die Saffiangerberei.

1) Die gemeine Lohgerberei oder Rothgerberei beschäftigt sich mit der Darstellung von Sohl- und Schmal- oder Fahlleder aus Ochsen-, Kuh-, Ross-, Kalb- und Schaffellen. Zur Fabrication von Sohlleder benutzt man meist nur Ochsenhäute, höchstens schwere Kuhhäute, und wählt zur Zeit der Gerbung die kälteste Jahreszeit, weil die Erfahrung lehrt, daß die Häute, wenn sie sich während Gewitters in der Schwellbeize befinden, an Festigkeit verlieren. Die Schwellbeize wird meist in folgender Weise dargestellt: man brüht auf 20—24 Häute $\frac{1}{2}$ Scheffel Roggen- oder Gerstenschrot und 1 Scheffel Kleie auf und setzt dazu noch Sauertrig von 6—8 Rehen Mehl verfertigt, um die Gährung zu befördern. Die gegohrene Maiste wird in die Schwellbottiche gegossen, und sowohl Wasser dazu geschüttet, als nöthig ist, um die Häute damit zu bedecken. Zuerst bringt man sie in eine bereits gebrauchte oder sehr schwache, darauf in eine stärkere Weize. Täglich werden die Häute mehrmals aufgeschlagen, besonders zu Anfang, sobald sie sich aber in der stärkeren Weize befinden, worin sie etwa 14 Tage liegen bleiben, geschieht dies Aufschlagen nur ein Mal täglich. Statt der sauren Getreidemaische bedient man sich öfters auch einer sauren gewordenen Lohbrühe (rothe Weize). Sind die Häute gehörig aufgeschwellt, so bringt man sie in die Farbe, eine schwache Brühe aus frischer Loh, in welcher sie einen oder zwei Tage verbleiben und eine rüthlich-gelbe Farbe annehmen. Nun find die Häute zum Versetzen, d. h. zum Einlegen in die Lohgruben, vorbereitet. Die Lohgruben sind 8—10 Fuß tiefe, 6 Fuß im Durchmesser haltende, in die Erde versenkte, möglichst wasserdichte Bottiche oder Eisernen. In diesen streut man auf den Boden eine Schicht faseriger Loh (etwa 3 Zoll hoch), breitet auf dieser eine Haut, die Narbensseite nach oben gekehrt aus, und bestreut diese etwa $\frac{1}{2}$ Zoll hoch mit Loh; auf diese legt man eine andere Haut u. s. f., bis die Grube voll ist; darüber legt man eine dicke Schicht schon gebrauchter Loh, den Fuß, darüber Bretter und Steine. Eine Grube von 8—9 Fuß Tiefe faßt 70—80 Häute; eine Haut erfordert für den ersten Satz 1— $\frac{1}{2}$ Scheffel Loh. Hierauf wird Aufsuesser (seine eisenhaltiges Brunnenwasser, da hiezburch die Häute geschwärzt werden) auf die Loh gepumpt, so viel als dieselbe einzusaugen vermag, und die Grube hierauf 10—14 Wochen in Ruhe gelassen. Nach Verlauf dieser Zeit (erster Satz) wird die Grube gezogen, d. h. die Häute werden herausgenommen, und nun mit frischer Loh, die Narbensseite nach unten, wieder eingelegt; in diesem zweiten Satz bleiben sie ungefähr vier Monate, worauf sie zum dritten Male eingelegt werden, und wiederum ungefähr vier Monate mit der Loh in Berührung bleiben; jedoch läßt man sie meist im dritten Satz noch länger liegen. Je fester, weißer und schwerer die Häute geworden sind, desto besser hat die Gerbung gewirkt. Die Festigkeit hängt theils

von der Beschaffenheit der Häute, theils von der Behandlung beim Gerben ab; die helle Farbe wird von der Güte der Loh bedingt, indem alte Loh eine braune, und nur die Burschlohe eine helle Färbung erzeugt; die Schwere wird durch die Menge des aufgenommenen Gerbstoffes hervorgerufen. Ob eine Haut durcgegerbt ist, erkennt man an der Schnittfläche. Vollkommen gut gegerbtes Sohlleder muß im trocknen Zustande auf der Schnittfläche glänzend und braun marmorirt sein; ist der Schnitt hingegen aschgrau und hornartig, so hat es die erforderliche Güte noch nicht erreicht. Das Lohgere Leder wird, nachdem es aus der Grube herausgenommen ist, schwach abgetrocknet, dann auf dem Boden ausgebreitet, mit Brettern bedeckt und mit Steinen beschwert, dann mit trockener Loh abgerieben und endlich über Stangen aufzuhängt, vollends abgetrocknet, und mit einem geribbten Horne gestrichen. In England wird fast alles Sohlleder mit hölzernen Schlägeln auf steinernen oder hölzernen Unterlagen, um es dichter zu machen, geklopft. — Die völlig erschöpfte Loh wird in hölzernen Formen gepreßt, getrocknet und unter dem Namen Lohsuchen als Brennmaterial benutzt.

Das Verfahren, Kuh-, Ross- und Schweinshäute zu gerben, stimmt im Allgemeinen mit der Gerberei des Sohlleders von Ochsenhäuten überein. Die dünneren Thierhäute dieser Art werden, um sie als Schmal- oder Fahlleder zu gebrauchen, der feineren Appretur unterworfen; die Gahre erfolgt bei diesen Häuten, weil sie dünner sind, schon in einem Zeitraum von 6—8 Monaten, während sie bei den Ochsenhäuten 10—14 Monate dauert; Kalb- und Schaffelle, aus welchen ebenfalls Schmalleder dargestellt wird, erfordern nur 3—4 Monate. Da das Gerben mit Loh in den Lohgruben eine bedeutende Zeit erfordert, so dachte man zeitig daran, eine Methode zu finden, um diese Zeit abzukürzen. Zuerst veröffentlichte Macbride 1774 ein solches Verfahren, und Séguin suchte es 1792 zu verbessern. Wegen der bedeutenden Abkürzung der Zeitdauer nennt man diese Methode Schnellgerberei. Der Hauptunterschied dieses Verfahrens besteht darin, daß die Loh vorher mit Wasser extrahirt, und daß nun das Gerben der Häute in der flüssigen Lohbrühe ausgeführt wird; diese wendet man Anfangs nur schwach, späterhin aber immer concentrirter an. Die Lohbrühe wird theils von Fichten-, theils von Eichenlohe bereitet, indem sie mit kaltem Wasser ausgezogen und zum Gebrauche gehörig verdünnt wird. Gewöhnlich führt man das Gerben in der Lohbrühe bei gewöhnlicher Temperatur (12—15°) aus; durch Anwendung einer höheren Temperatur wird zwar Zeit gespart, aber das Leder verliert an Geschmeidigkeit. In der ersten, schwächsten, Lohbrühe bleiben die Häute 1—2 Tage, in jeder folgenden längere Zeit. Während dessen werden die Häute mit Seiden umgerieben, umgewendet, aus dem Bottiche genommen, aufgeschlagen, und dann wieder in den Bottich gebracht. Im Winter ist es zweckmäßig, wie dies in America geschieht, die Eisernen mit Dampfbrühen zu heizen. Die Zeit, wie lange die Häute in der Lohbrühe liegen

müssen, richtet sich, bei gleicher Temperatur, nach ihrer Stärke. Kalbfelle werden binnen 6—10 Tagen, stärkere Häute binnen 10—30 Tagen gegerb. Die stärksten Häute werden, wenn sie vier Wochen lang der Einwirkung der Lohbrühe ausgesetzt sind, noch versetzt; sodann bleiben sie in der Grube noch vier Wochen. — Die Vortheile der Schnellgerberei bestehen außer in der Zeitersparnis noch in Kostenersparnis, indem ein weit kleinerer Raum erforderlich ist, und die Jahreszeit keine Unterbrechung macht; ferner in der Ersparnis von Loh, in der größeren Gewichtszunahme der Häute, und in der Darstellung eines schöneren Leders, das auf beiden Seiten gleich hellgelb und fleckenlos ist. Eine fernere Abkürzung der Zeitdauer hat man dadurch zu erzielen gesucht, daß man die Lohbrühe durch Druck schneller in die Häute einzudringen zwingt. Dies geschieht unter Anderem in England, nach Spilsbury's Vorschlag, dadurch, daß man zwei Häute zwischen drei ganz gleiche Rahmen einstammt, und in den zwischen die beiden Häute abgesperrten Raum durch eine Röhre, welche luftdicht in das obere Rahmstück eingesügt ist, Lohbrühe gießt, die durch hydrostatischen Druck in die aufgespannten Häute eindringt und gleichsam durchgesiebt wird. — Fleischer spannt die Häute in Rahmen aus, und senkt diese in die luftdicht verschlossene Grube, auf welche eine hydrostatische Druckpumpe oder Druckpumpe einwirkt. Knowles und Duesbury empfehlen ein entgegengesetztes Verfahren, welches darin besteht, daß aus der luftdicht verschlossenen Grube, in welcher die Häute aufgehängt sind, die Luft ausgepumpt wird, wodurch die in den Poren der Häute befindliche Luft entweicht, und dafür Lohbrühe eindringt. Auch ein öfteres Herausnehmen der Häute und Auswaschen, wodurch die erschöpfte Lohbrühe herausgepreßt wird, so daß die Häute nun im Stande sind, neue Lohbrühe aufzunehmen, ist als zweckmäßig befunden. — Eine Anwendung von schwefelsaurem Eisenoxyd anstatt der Gerbsäure enthaltenden Lohbrühen hat keine günstigen Resultate geliefert.

Das Schmalleder (oder Kleder, Oberleder für Schuhe und Stiefeln) wird, sobald es aus der Lohgerberei gekommen ist, nun ferner zugerichtet. Zunächst wird es, um alle Feuchtigkeit zu entfernen und es zur Aufnahme von Fett vorzubereiten, auf dem Streichbaume mittels des Streichens ausgetrichen (gespalten), und hierauf mit Fett getränkt. Man wendet hierzu theils reinen Thran an, theils ein Gemisch von Thran, Hammeltalg und Schweinefett. Man trägt dasselbe heiß auf die Fleischseite mit einem Schwamme auf, reibt sie tüchtig ein, und bespritzt auch die Narbenseite oberflächlich; hierauf werden die Häute auf einen Trockenboden gehängt und dabei vor dem Sonnenlicht geschützt. Sind sie nun gehörig trocken, so werden sie, um ihnen ein schönes Ansehen zu ertheilen, nachdem sie nochmals durch Wasser gezogen sind, getriepelt, d. h. mit einem gerbten, nach einem flachen Kriebogen ausgeschnittenen Polze behandelt, und so zum Falzen oder Schlichten vorbereitet. Dieses geschieht mit einem Messer, durch welches man auf der Fleischseite an den stärkeren Enden so viel abnimmt, daß dasselbe an allen Stellen gleiche

Dicke erhält. Nach dem Schlichten wird nochmals getriepelt, und hierauf mit dem Pantoffelholze pantoffelt, d. h. mit einem Holze, an dessen Ende ein Stück Kort befestigt ist, glatt gerieben, worauf die Felle fertig sind. Diejenigen Schmalleder, welche schwarz gefärbt werden sollen, werden auf der Narbenseite mit Eisenschwärze (essigsaurem Eisenoxydhydrat) angestrichen, wobei sich das Eisenoxydhydrat mit der Gerbsäure verbindet.

2) Die Zuffengerberei (fälschlich Zuchten) hat ihren Namen von dem bulgarischen Worte Zusti, welches eine gewisse Zahl bedeutet; diese Bezeichnung scheint auf diese Art zu gerben deshalb angewandt zu sein, weil man beim Färben stets je zwei Felle mit der Narbenseite zusammenlegt, und zu einem Saute zusammennäht, der mit der färbenden Substanz angefüllt wird. Die Zuffengerberei wird vorzüglich in Rußland, aber auch in Teufelland betrieben. Man bedient sich dazu der Kupf-, Rosh-, Kalb- und Ziegenfelle. Das Reinigen der zu Zuffen bestimmten Häute wird wie gewöhnlich, und das Enthaaren vermittels des Kalbsfellers ausgeführt. Das Schmalleder geschieht entweder mit Sauerwasser aus Gerstenschrot, oder saurer ausgegerbter Lohbrühe oder, wie dies in Astrachan gebräuchlich ist, mit Hundsfot, der mit Wasser abgerieben ist (Kafsha). Das Gerben der Zuffen wird nicht mit Eichenrinde, sondern mit der Rinde von der Sandweide (*Salix arenaria*), auch mit Birken- oder Fichtenzinde oder mit allen drei Rinden zugleich ausgeführt. Man legt zuerst die Blößen 3—4 Tage in ausgegerbte Brühe, und schichtet sie hierauf mit dem gepulverten Gerbmateriale in einer Grube auf, oder legt sie in einen aus dem Gerbmateriale mit warmem Wasser gemachten Auszug. Die Dauer des Gerbens beträgt 5—6 Wochen; in der ersten Woche werden je zwei Mal und in jeder folgenden Woche nur ein Mal in frische Lohbrühe eingelegt. Die lohbaren Häute werden sodann aufgeschlagen, auf dem Schabebode ausgestrichen und mäßig getrocknet. Hierauf werden sie auf der Fleischseite mit Birkenrinde (Deggut, Dacht) so lange eingerieben, bis sie vollständig gesättigt sind, und hierauf, um sie geschmeidig zu machen, auf dem Rodbode gedreht. Die soweit zubereiteten Felle werden nun entweder roth oder schwarz gefärbt. Zur rothen Farbe bedient man sich einer mit Kaltwasser gemachten Abkochung von rothem Sandelholz und Brühlholz, mit etwas Salmiak und Natron versetzt; als Material zur schwarzen Farbe wendet man eine mit Eisenvitriol versetzte Abkochung von rothem Sandelholz an. Das Appretiren der gefärbten Häute geschieht durch mehrmaliges Kröpfeln, Klopfen, Schlichten und Bürsten. Das Zuffenleder richtet sich sehr stark nach dem angewandten empyreumatischen Oele, vertheilt daher die Kosten und andere lästige Insekten, und ist wasserdicht. Das frische Kalbsleder wird zum Einbinden von Büchern, zu Stiefeln, sowie zu Taschen- und Riemenarbeiten angewendet. Die schönsten Zuffen werden im Jaroslawschen, im Kholmischen, im Pleskowschen, im Drenburgischen und in Kiewen fabricirt.

3) Die dänische Gerberei. Lohgerber dänischer Leder, sowie es zu den sogenannten dänischen Hand-

schuhen verarbeitet wird, nennt man mit der gepulverten Rinde der Saalweide (*Salix viminalis*) gegerbte Ziegen- und Lämmerfelle. Es ist durch seine helle, röthlich-braune Farbe, sowie durch seinen von der Weidenrinde herrührenden angenehmen Geruch sehr ausgezeichnet.

4) Die Saffiangerberei. Unter Saffian oder Marockin versteht man aus Vach- und Ziegenfellen, hiezuweilen auch aus Schaf- und Schweinefellen gegerbtes und auf der Marockseite gefärbtes, höchst feines und glänzendes Leder. Die Färbung desselben ist wahrscheinlich von Marokko nach Europa gekommen. Das Einweichen der rohen Häute in kochendem Wasser, das Ausstreichen auf dem Gerberbaume, die Behandlung im Kalkfäßer, das Enthaairen und Abpölen wird ganz so wie bei der gemeinen Gerberei verrichtet. Die abgethanen Blößen kommen sodann in ein lauwarmes Bad, welches, aus in Wasser zerlassenen weißem Hundetoth oder Lauben- und Suhrmiste bereitet ist, und in welchem sie mit den Händen gut durchgearbeitet werden; hierauf werden sie in einer Bräse von Weizenkleie und Wasser behandelt, sodann gereinigt, die Flüssigkeit ausgepreßt, mit Kochsalz eingerieben und mit Trigen und Wasser durchgeseiht. Zum Gerben bedient man sich meist des siccilianischen Schmachs, von welchem ein Zell mittlerer Größe 1½ Pfund gebraucht, um in einigen Tagen unter stetem Umrühren in der Gerberbrühe vollkommen gegerbt zu sein; da die Feinheit der Farben den Werth des Leders bedingt, so wendet man, namentlich für rothen Saffian, weiße Galläpfel an, für Mittelfarben Weidenrinde. Man bereitet gewöhnlich rothes, gelbes, grünes, blaues und schwarzes Saffianleder. Von allen diesen Farben wird allein die rothe vor dem Gerben aufgetragen, die übrigen erst nach dem Gerben. Das Färben geschieht nur auf der Marockseite, so daß die Fleischseite möglichst farblos bleibt. Um die Häute roth zu färben, werden sie, nachdem sie aus dem Feigenbade genommen sind, mit einer Lösung von Alaun in Wasser getränkt, hierauf mit der Fleischseite zusammen geschlagen und in der dazu bestimmten, aus Cochennille, Curcume, Gummigutti, Senealgummi, Granatfrüchten und Alaun mit reinem Flußwasser gemachten Abkochung, die nur in milchwarmem Zustande angewandt werden darf, so lange herumgezogen, bis die verlangte Nuance erzeugt ist. Zur gelben Farbe bedient man sich einer mit Alaun und Wasser gemachten Abkochung von Holguen- und Kreuzbeeren. Mit dieser Brühe werden die schon vorher gegerbten und nachher mit Alaun getränkten Felle gefärbt; man kann ebenfalls zur Abkochung einen Zusatz von Curcumerwurzel gebrauchen. Zur Hervorbringung der grünen Farben werden die vorher gegerbten und mit Alaun getränkten Häute mit einer aus Verberchenwurzel und Wasser gemachten und mit Indigoextract versetzten Abkochung bearbeitet. Die blaue Farbe wird in entsprechender Weise durch Indigo erzeugt, und die schwarze Farbe durch eine Auflösung von Eisen in Essig. Die Appretur der gegerbten und gefärbten Felle wird dadurch bewirkt, daß sie nach dem Trocknen auf der Redbank gerect, auf

der Fleischseite geschlichtet, dann geglättet, getrüpfelt und mit Sclam- oder Olivenöl eingerieben werden.

Corbuan unterscheidet sich von Saffian im Ganzen nur durch die Appretur.

II. Die Weißgerberei ist von der Lederberei wesentlich verschieden, indem ihre Aufgabe darin besteht, die thierische Haut durch Behandlung mit Chloraluminium (entstehend durch Einwirkung von Kochsalz, Chloratrium, auf Alaun, schwefelsaure Kali-Äthenerde) so umzuwandeln, daß sie der Fäulniß widersteht und einen höhern Grad von Geschmeidigkeit besitzt. Man macht nicht bloß Kalb-, Schaf- und Ziegenfelle und Häute von anderen kleineren Thieren, sondern auch leichte Ohren-, Kuh- und Koffhäute weißgabr.

1) Die gewöhnliche Weißgerberei beschäftigt sich mit der Gähmung von Ziegen-, Schaf- und Kalbfellen. Die Felle werden zunächst auf die gewöhnliche, bei der Lederberei erprobte Weise gereinigt und enthaart. Die Blößen werden sodann in dem Kalkfäßer getrieben, damit sie porös werden und das Fett an den Kalk gebunden werde; zuerst bringt man sie in einen bereits gebrauchten, dann erst in einen frischen Kalkfäßer, und nimmt sie öfters heraus, läßt sie abtropfen, taucht sie wieder in Kalkmilch, und färbt so einige Wochen fort. Hierauf werden die Spitzen der Füße, des Kopfes, der Brustkupfel abgetrennt (verglichen), die dann als Leimleder verkauft werden. Die Häute werden nun gestrichen, gewalt, mit lauwarmem Wasser abgspült, ausgestrichen, wieder gewalt, bis sie den gehörigen Grad von Reinheit und Weiche erhalten haben. Man bringt sie nun in die Schwellbrühe, eine aus Weizenkleie, Wasser und Sauerteig gemachte Brühe, oder in alte bereits gesäuerte Bräse, und setzt noch Kochsalz hinzu; im Winter dauert das Bräsen gegen drei Wochen, im Sommer 2—3 Tage; sodann werden sie in der Bräse gewalt, dann über Stangen gehängt und ausgerungen, um die Bräse auszudrücken. Nachdem so die Felle den gehörigen Grad von Reinheit und Porosität erlangt haben, bringt man sie in die Alaunbrühe; man löst auf 100 Blößen 12—18 Pfund Alaun und 2½—3 Pfund Salz in heißem Wasser auf, zieht die Blößen einzeln durch die warme Brühe und legt sie zuletzt noch auf eine kurze Zeit in dieselbe. Hierauf läßt man sie abtropfen, schlägt sie zusammen und läßt sie in einem Faße auf einander geschichtet 1—2 Tage lang liegen, bis sie die Waare haben, hierauf schlägt man sie auf und hängt sie auf Stangen zum Austrocknen. Die getrockneten Leder werden nun zugereicht, gestollt, d. h. über einem halbrunden Eisen gerect, ausgebeut und die Falten ausgestrichen. Man reibt auch wol die Fleischseite mit Bimsstein oder feinem Sande und färbt dieselbe mit einem Gemenge von Kreide und Ocker weiß und gelb, auch wol mit Eisenbrühen schwarz. — Solen Felle nach dem Gerben ihre Welle oder Haare behalten, so dürfen sie nicht mit Kalk behandelt werden.

2) Die französische, erlanger oder brüsseler Weißgerberei verarbeitet Felle von Ziegen, Lämmern und Gemsen zu feinen Handschuhlledern. Diese Art

zu gerben ist von der vorigen darin verschieden, daß man die mit der Alaunbrühe gegerbten Blößen noch in einen Gerberei bringt, der dazu bestimmt ist, dem Leder einen höhern Grad von Weichheit, Geschmeidigkeit und weißer Farbe zu ertheilen. Man sügt nämlich zur Alaunbrühe Weizenmehl, knetet dieses zu einem Reifen Teige und setzt dann Eigelb hinzu; Andere wenden Milch, Eigelb und feines Olivenöl an. Diese Masse wird sodann durch die übrige Alaunbrühe verdünnt. Mit diesem Brei arbeitet man das Leder durch und läßt es 24 Stunden damit in Berührung, hierauf werden sie aufgeschlagen und getrocknet, und sodann ganz so wie das gewöhnliche weißgahre Leder zugerichtet, darauf aber noch geplättet oder geglättet; öfters überzieht man es noch vor dem Glätten, um den Glanz zu erhöhen, mit einem Ueberzuge von Firniß, Stärke und Tragant (glaciertes Leder). Gefärbtes Handschuhleder wird brüßler Leder genannt.

3) Die ungarische Weißgerberei, oder die Breitung des Alaunlebers unterscheidet sich von der gemeinen Weißgerberei dadurch, daß in derselben nicht bloß dünne, sondern auch dicke Kuh- und Ochsenfelle zu Sattler- und Kiemerarbeiten gegerbt werden, und daß die Häute gar nicht in den Kalk kommen, und nach dem Gerben mit Fett getränkt werden. Das Enthaaen geschieht mit einem scharfen Pugmesser, ohne vorhergehendes Schmelzen. Beim Gerben an der Alaunbrühe ist es durchaus nothwendig, daß sie während dieser Operation mehrmals gewaltt werden; hierauf werden sie getrocknet. Die getrockneten Häute werden sodann gereckt und durchgetreten, auch über Kohlenfeuer erwärmt und mit geschmolzenem Talge aus der Fleischseite getränkt, darauf über Feuer nochmals erwärmt. Dadurch werden die Felle wasserdicht.

III. Die Samischgerberei unterscheidet sich von der Kuh- und Weißgerberei dadurch, daß darin die Häute bloß durch das Walken mit Fett gah gemacht werden. Man bedient sich dazu der Häute von Gansen, Hirschen, Rehen, Böcken, Ziegen, Kalbern, auch wol von Kühen und Ochsen, und verarbeitet sie gewöhnlich zu Kleideilen, Handschuhen u. s. w. Die Vorbereitungen; bis die Thierhäute enthaart sind, werden ebenso ausgeführt, wie bei der Weißgerberei; hierauf aber werden mit einem etwas dumpfen Messer aus dem Schabbaume die Narben abgenommen, um das nachherige Eindringen von Fett zu begünstigen; dadurch erhalten sie zugleich jene Weichheit, wodurch sie sich so sehr auszeichnen. Die entnarbten Blößen kommen nun zum zweiten Male in den Kalk, und werden einige Tage darin behandelt; hierauf werden sie auf der Fleischseite geschabt, noch ein Mal auf eine kurze Zeit der Einwirkung von Kalk ausgesetzt, und sodann in der säuerlichen Kleienbrühe, um sie zu schwellen und um zugleich den Kalk wegzunehmen, mit der Stiefleule durchgearbeitet; hier bleiben sie noch der Temperatur der Luft und der Stärke der Weizbrühe 1—2 Tage liegen, worauf sie mit dem Windstocher ausgenommen werden. Hierauf folgt das Gerben mit Fett. Man bestreicht die Narbenseite mit Thran oder Baumöl, saltet

die Häute zu einem runden Knäuel, legt sie in den Walkkamm und läßt sie einige Stunden walken. Von Zeit zu Zeit nimmt man sie heraus, ölt sie von Neuem und setzt das Walken fort, bis das Del in hinlänglicher Menge aufgenommenen ist. Um das aufgenommene Del zu oxydiren und um es mit den Fasern der Haut innig zu verbinden, werden die Häute nun in einer Kammer, worin man eine erhöhte Temperatur erzeugt, aufgehängt, oder auf Häufen gelegt, und wenn die Felle sich feigert und die Häute eine gelbe Farbe angenommen haben, aufgeschlagen. Sodann werden sie, um das überschüssige Fett zu entfernen, in einer verdünnten Pottascheslösung durchgearbeitet; hierauf windet man sie aus. Aus dem fetigen Waschwasser pflegt man durch Zufuß von Säure, um das Kali zu binden, das Fett abzuschneiden, welches sodann, unter dem Namen Degras oder Degrad, zum Einfetten des lothbaren Leders verbraucht wird. — Efters werden die samischgahren Felle noch an der Sonne unter Benetzung mit Wasser gebleicht, und während dessen in Eisenwasser (Weißbrühe) eingeweicht. Häufig wird dieses Leder auch gefärbt.

IV. Die Pergamentfabrikation unterscheidet sich von der Kuh-, Weiz- und Samischgerberei dadurch, daß die Eigenschaft, der Fäulniß zu widerstehen, den Häuten durch Behandlung mit Kalk (der nicht, wie dies in den anderen Arten der Gerberei der Fall ist, durch Weizen wiederum entfernt wird) ertheilt wird. Man wendet dazu Kalb-, Hammel-, Bod-, Esel- und Schweinhäute an. Die Vorbereitungen sind den bei der Weißgerberei stattfindenden gleich. Nach mehrmaliger Behandlung mit Kaltwasser werden sie in Rahmen gespannt, mit Kreidelpulver oder gelöschtem Kalk bestreut und mit einem glatten Bismassein gerieben. Nach dem Trocknen werden sie aus dem Rahmen gespannt. Soll das Pergament zu Schreibtafeln benutzt werden, so wird es mit Leim und Kleiweiß grundirt und sodann mit Leim- oder Rübel bestrichen.

An die Pergamentfabrikation schließt sich noch die Breitung des orientalischen Chagrins. Es wird von den Tataren und Arabern aus dem dicit über dem Schwanz befindlichen Rückenstücke von Pferde- und Eselhäuten bereitet. Nach dem gehörigen Reinigen und Einweichen werden die Felle so dünn geschabt, daß sie einer Harnblase ähnlich sehen, sodann spannt man die Häute in Rahmen ein, nekt sie dabei mit Wasser, legt die Rahmen platz auf den Boden, die Fleischseite nach Unten, und bestreut sie mit den harten Samen von Chenopodium album, Alabuta genannt, breitet einen Hitz darüber und tritt den Samen mit den Füßen ein. Nach dem Trocknen werden die Samen abgeschüttelt und die Häute erscheinen nun voller Grübchen und Unebenheiten; die Häute werden nun geschabt und sodann in Wasser gewaschen, wobei die eingebrachten Stellen, die nicht abgeschabt sind, hervorbringen und das eigentliche Korn des Chagrins bilden. Die chagrinierten Häute werden nun in eine mit Wasser gemachte milchwarmer Auflösung von reiner Soda 4—5 Stunden eingeweicht

und dann noch in eine Auflösung von Küchensalz gelegt, wodurch sie zuletzt farblos erhalten werden. Das Färben geschieht ähnlich wie beim Saffian.

Fischhautschagrin wird durch Abschleifen der stacheligen Haut von Haifischen mit Sandstein und hierauf folgendes Färben bereitet. (J. Loh.)

GERBEN DES STAHLS. Sowie der Schmiedestahl, als auch der Cementstahl sind in dem Zustande, wie sie aus den Stahlfrischherden oder aus den Cementfräsen kommen, als Rohstahl, in Bezug auf Kohlenstoffgehalt und daraus hervorgehende Härte und Elasticität so ungleichartig, daß sie, bevor sie in den Handel kommen und in den verschiedenen Gewerben verarbeitet werden, erst raffinirt werden müssen; die Raffinirung wird entweder durch Zusammenschmelzen verschiedenartiger Rohstahlstücke, wodurch der Gussstahl erzeugt wird, oder durch das sogenannte Gerben bewirkt. Diese letztere Operation wird in folgender Weise ausgeführt. Zuerst werden die Quadratstäbe des Rohstahls zu Stäben ausgeschmiedet (geplättet oder geschient), deren Länge als unwesentlich sehr verschieden ist, deren Breite aber nicht viel unter 1 1/2 Zoll ist, und deren Dicke so gering als möglich sein muß. Die geplätteten, noch rothglühend vom Hammer kommenden Stäben werden nun in Wasser geworfen, welche seltliche Abkühlung verursacht, daß einige Stäbe springen, während andere ganz bleiben. Nun werden die Stücke, mit Berücksichtigung ihrer Beschaffenheit, soweit sie aus den Bauchflächen beurtheilt werden kann, so aneinander gelegt, daß zwischen zwei ganze Stäbe die feineren Stücke eingefügt sind, als wenn 6—8 ganze Stäbe mit ihren breiteren Flächen über einander lägen. Die so entstandene Garbe wird nun auf einem Schmiede- oder Frischherde zur Schweißhitz gebracht und zu 1 1/2 zölligen Quadratstangen ausgeschmiedet. Auf diese Weise ist der Stahl ein Mal gegerbt. Soll der Stahl mehrmals gegerbt werden, so baut man die Stäbe in der Mitte durch, legt sie mit ihren Enden zusammen und reht wiederum aus. Diese Operation kann mehrmals wiederholt werden; jedoch thut man es nicht gern öfters als zwei Mal, da mit jeder Gerbung ein beträchtlicher Verlust von Brennmaterial und von Stahl verbunden ist, und da außerdem durch öftere Wiederholung dieses Processes eine zu große Quantität des für einen guten Stahl nothwendigen Kohlenstoffgehaltes verbrannt, wodurch der Stahl die Härte verliert und flüßiger wird. Im letzteren Uebelstand zu verfallen, bestreut man zweckmäßig den Stahl mit fein gepulvertem gebranntem Thon, welcher die Bildung einer Schlackendecke verursacht, und dadurch nicht allein das Eisen und den Kohlenstoff vor dem Verbrennen sichert, sondern auch das Aufschmelzen der einzelnen Stücke durch Wegnahme der Trypschicht bedeutend erleichtert. Man bedient sich als Brennmaterial beim Raffiniren meist der Steincohlen, weil diese mehr Hitze als Holzcohlen geben. Um einen Centner Stahl zu raffiniren, rechnet man einen Bedarf von 3 1/2—3 3/4 Kubikfuß Steincohlen; bei jeder Gerbung beträgt der Verlust an Eisen 7—12 Procent. Nach der Anzahl der Raffi-

nirungen, denen man den Stahl unterworfen hat, unterscheidet man ein, zwei, drei Mal raffinirten Stahl (once, twice, thrice marked; à deux, à trois marques); in Steyermark nennt man den mehrmals raffinirten Stahl Sonnenbaumstahl. (J. Loh.)

GERBER, 1) August Samuel, geb. 1766 in Danzig, wo sein Vater, M. Johann Gerber, als Schriftsteller bekannt durch seine Herausgabung den Kräfte theologischer Bibliothek, Prediger an der St. Jacobskirche war. Als ihm sein Vater durch den Tod entzogen wurde, hatte Gerber kaum sein achtes Lebensjahr erreicht. Er bildete sich in dem akademischen Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog später, um Theologie zu studiren, die Universität Königsberg. An der dortigen St. Lorenzkirche wurde er 1798 als Prediger angestellt und zugleich zum Bibliothekar der deutschen Gesellschaft in Königsberg ernannt. In der Nähe dieser Stadt, in Werben, erhielt er späterhin ein Pfarramt. Er starb dort 1821. Neben seinem Amteberufe, den er sehr gewissenhaft erfüllte, befaßte sich ihn das Studium der schönen Wissenschaften. Die von ihm mit J. D. Junst herausgegebene „Preussische Blumenlese“ (Königsberg 1793, 12.) rühmt seine ersten poetischen Versuche. Als einen anmutigen Erzähler zeigte er sich in seinen „Novellen“ (Breslau 1795—1797.) 3 Bde. Den Namen *Doro Caro*, den er sich auf dem Titel dieses Werkes gegeben hatte, beibehielt er bei seinen „Neuen Novellen“ (Breslau 1803.) gleichfalls 3 Bde, so auch bei den von ihm herausgegebenen „Währchen und Erzählungen für Kinder und junge Leute“ (Riga 1808.). Unter der Vorrede dieses Werkes nannte er seinen wahren Namen. In einer zu Riga gleichzeitig (1808) erschienenen Schrift schilderte er Doro's Schicksale während seiner Verbannung. Mindern Beifall, als die früheren, fanden seine „Neuesten Novellen“, die er ebenfalls unter dem Namen *Doro Caro* zu Leipzig 1819 herausgab. Dessenungeachtet erlebte auch diese Sammlung bald nach ihres Verfassers Tode (1822) eine neue Auflage. Von seiner sonstigen Bedeutung sind Gerber's übrige Schriften. Für die studirende Jugend schrieb er seine *Geographia veteris Imperii Romani breviter adumbrata*. (Regiom. 1796.) Merkwürdig war eine von ihm während des Glaubenszwangs in Preußen gehaltene Rede an den König Friedrich Wilhelm II., in welcher er die „Bedienste des Monarchen um die Aufrechterhaltung und Verbesserung der Religion in seinen Staaten“ rühmend hervorhob. Dieser Panegyricus erschien zu Königsberg 1794. Als Biograph zeigte sich Gerber von einer nicht unvortheilhaften Seite in der Schrift: *Christian Zage's*, ehemaligen russischen Feldpredigers, Lebensgeschichte, nach dessen eignen Aufzeichnungen bearbeitet und herausgegeben vom Verfasser der Novellen von *Doro Caro*. Mit dem von H. Bolt geschnittenen Bildnisse des 80jährigen Greises. Diese Biographie erschien zu Königsberg 1804“).

1) Eine neue Ausgabe erschien zu Leipzig 1831 mit vier illuminirten Kupfern. 2) Bergl. Krusell's *Gel. Deutschlands*.

9) Ernst Ludwig Gerber, geb. am 29. Sept. 1746 zu Sondershausen, erhielt von seinem Vater, dem dortigen Hoforganisten Nicolaus-Heinrich Gerber (s. d. Art.) seit seinem sechsten Jahre den ersten Elementarunterricht in der Musik. In der Schule übte er sich im Singen und wurde bald Concertist. Nach dem Regierungsantritte des Fürsten Christian Günther von Sondershausen (1758) war die dortige Hofkapelle wesentlich verbessert und durch mehr Mitglieder vermehrt worden, die sich auf verschiedenen Instrumenten auszeichneten. Die öfteren Musiken in der Schlosskirche, die Aufführung von Cantaten und Passionsoratorien in der Charwoche machten auf Wenige einen tieferen Eindruck, als auf Gerber, der damals sein zwölftes Lebensjahr erreicht hatte. Graun's und Benda's Compositionen entzündeten ihn in solchem Grade, daß er den Altemanden, Couranten, Präludien und ähnlichen Musikstücken, die er bisher geliebt, keinen Geschmack mehr abgewinnen konnte. Der Zufall brachte ihn mit einem namberger Kupferstecher zusammen, welchem er Michelmann's, Phil. Eman. Bach's und anderer Meister Sonaten kaufte. In dem Collegio musico, das er mit einigen Mitschülern im ältesten Hause hie, spielte er ziemlich fertig das Violoncello, da es dem kleinen musikalischen Giebel an einem Basse fehlte. Er war 14 Jahre alt, als er die ersten Versuche in der Composition machte. Er schrieb einige Symphonien, die unter einem veredelt Namen mit großem Geräusche aufgeführt wurden. Das seltene Componiren stellte er ein, als sein in Jena studirender Bruder ihm ganze Stöße Symphonien schickte, um sie abgeschrieben zu kennen. Wichtig für seine musikalische Bildung ward ihm ein Werk, das ihm um diese Zeit in die Hände fiel. Es war Phil. Eman. Bach's Versuch über die wahre Art, das Clavier zu spielen. Durch Abelung's Anleitung zur musikalischen Gelehrtheit vermehrte Gerber seine Bücherkenntniß. Mehrere von Abelung nambast gemachte Werke fand Gerber beim Durchsuchen der kleinen Bibliothek seines Vaters. Vorzügliche Belehrung schöpfte er auch aus Balthar's musikalischen Lexikon, aus Ratt'schen's vollkommenem Kapellmeister und aus den von Warburg herausgegebenen periodischen Schriften über musikalische Gegenstände. Gerber saß nun so tief vergraben unter Büchern, daß sein Bruder, der unterdessen von Jena in seine Heimath zurückgekehrt, ihm die freundliche Warnung gab, über seinen theoretischen Studien nicht das Clavierspiel zu vernachlässigen.

Mehr um seines Vaters Wünsche zu befriedigen, als aus eigener Neigung, widmete sich Gerber seit dem Jahre 1763 in Leipzig dem Studium der Rechte. Brenning, Winkler, Sammet, Rudolph und andere Professoren waren dort sein Hauptführer im Gebiete der Philosophie und des Naturrechts, in dem Fache der Insti-

tutionen und der Mathematik. Bei Gellert und Burscher hörte Gerber Moral und Geschichte. Jede Musstunde, die ihm der Besuch der Collegien übrig ließ, benutzte er zu seiner musikalischen Ausbildung. Die Composition einiger Ballette verschaffte ihm freien Zutritt zum Theater, und in mehreren Concerten war er als Violoncellist thätig. Der Demoselle Schmeling, nachherigen Mara, schmelzender Gesang entzückte ihn. Vielen Genuß verschaffte ihm auch die Aufführung der damals sehr beliebten Hülter'schen Operetten. Die Jurisprudenz, sein künftiger Berufsfach, war ihm so gleichgültig geworden, daß er sie bald gänzlich aufgab. Bei Clobius und Ernesti hörte er Collegien über die Poetik und Vordersamkeit. Den größten Theil seiner Zeit widmete er der Fortsetzung seiner musikalischen Studien. Mehr Beifall, als seine Bescheidenheit und das Misträuen in seine Kräfte ihn erwarteten ließ, fand ein von ihm componirtes Concert bei der öffentlichen Aufführung. Noch mehr Beifall erntete er ein durch eine von ihm componirte Drechselpartie mit zwei obligaten Vokalen. Am 18. Juli 1768 ward ihm jener Triumph zu Theil.

Die musikalischen Verhältnisse in Sondershausen, wo sein Vater als Hoforganist angestellt worden war, fand Gerber sehr verändert, als er nach dreijährigem Aufenthalte in Leipzig nach Sondershausen zurückkehrte. In der dortigen fürstlichen Kapelle waren mehrere der vorzüglichsten Mitglieder auf ihr Ansehen entlassen worden. Seine Liebe zur Musik erkalte allmählig. Doch benutzte er die Geburtsstagsfeier seines Fürsten, um eine große Cantate zu schreiben, die, mit Beifall ausgeführt, ihm zugleich zu seinem weiteren Fortkommen beihilflich war. Er ward zum Musiklehrer der fürstlichen Kinder ernannt und erhielt nach seines Vaters Tode (1775) dessen Stelle als Hoforganist.

Mit gesunkenen Hoffnungen, daß die Musik in seiner Vaterstadt je wieder zu ihrer früheren Blüthe gelangen möchte, wandte sich Gerber um diese Zeit vorzugsweise zur Literatur der Tonkunst. Eine Sammlung von Bildnissen berühmter Tonkünstler, die er während seines Aufenthalts in Leipzig durch Hr. Nicolai, der sie von Berlin mitgebracht, kennen gelernt hatte, weckte in Gerber die Idee, Materialien zu einem biographischen Lexikon zu sammeln. In einigen Aufsätzen, die er 1782 über diesen Gegenstand in Cramer's Magasin für Musik mittheilte, erwidelte Gerber seinen Plan. Er vermehrte das Balthar'sche Lexikon durch seine Collocationen von Bildnissen mit hinzugefügten Lebensbeschreibungen. Durch mehrere Reisen gelangte er zur Kenntniß von guten und gut aufgeführten Musikwerken. Er ward dadurch mit mehreren Gelehrten bekannt, die ihn durch Beiträge und Notizen unterstützten. Mit unermüdetem Fleiße und großer Geduld setzte er ein Werk fort, von dem er selbst glaubte, daß dazu weniger Gelehrsamkeit und Talent, als nur ausdauernde Anstrengung, Berzichtigleistung auf Gewinn, Vollständigkeit und Vollkommenheit, verbunden mit Deutlichkeit und Kürze, gehören. Er bat daher um Verbesserungen und um Nach-

2. Bd. S. 530. 9. Bd. S. 415. 11. Bd. S. 265. 13. Bd. S. 456. 17. Bd. S. 692. 22. Bd. 2. Abth. S. 331. Lischin's Geschichte Danzigs. 2. Abth. S. 308. Kasmann's Literatur des Pandemeteriums der verstorbenen deutschen Dichter u. S. 306.

sicht, wenn seine Liebe zur Sache ihm die Unzulänglichkeit seiner Kräfte verdeckt haben sollte.

Nicht weniger als zehn Jahre widmete Gerber alle seine Mußstunden der Ausführung seines Planes, ehe das von ihm beabsichtigte Werk ans Licht trat¹⁾. Daneben erholte er sich von dem zweierlei geisttöbenden Beschäfte des Aufschreibens und Zusammenstellens durch mancherlei Aufzüge zum Vortheile der Kunst und der Künstler. Für die Annalen Teufelsboms von 1794 schickte Gerber die Leistungen und Schicksale der Musik in den verschiedenen Provinzen Deutschlands. In einem Aufsatze an Musikliebhaber, den er 1795 in dem Augusthefte des berliner Archivs der Zeit drucken ließ, suchte Gerber dem Vorurtheile zu begegnen, daß musikalische Studien dem Fortschreiten in andern Wissenschaften hinderlich wären. Eine geheime Buchhändlerverbindung gegen alle musikalischen Artikel gab ihm Anlaß zu dem Einflusse des Buchhandels auf musikalische Literatur, in dem literarischen Anzeiger 1797. Nr. 17. S. 177 fg.

Zur Erholung unternahm er in der Zeit, wo ihn so anstrengende Geistesarbeiten beschäftigten, manche Reisen und Ausflüge nach Weimar, Leipzig, Gassel. In Göttingen machte er Forstels Bekanntschaft, der ihm zur Benutzung der göttlinger Bibliothek verhalf. Die glücklichste Periode seines Lebens brachte er, nach seinem eigenen Geständnisse, auf einer Reise zu, die er auf Veranlassung seines Fürsten 1793 unternahm. Ueber Braunschweig bezog er sich nach Hamburg, Altona, Berlin, Halle und Leipzig. Ueberall knüpfte er interessante Bekanntschaften an, die ihm für seine höhere musikalische Ausbildung förderlich waren, unter Andern mit Engel, Fetsch, Hilber, Himmel, Raumann, Reichardt, Righini, Schulz u. A.

Nach immer fortgesetztem Sammeln, vielen Verbesserungen und bei gehäuften Materialien begann Gerber 1797 den ersten Artikel eines neuen Tonkünstlerlexikons zu bearbeiten, wobei ihm bald nachher das Erscheinen der leipziger allgemeinen musikalischen Zeitung sehr willkommen war. Gerber lieferte für dieses Journal mehrere wichtige Beiträge²⁾. Daß man nicht blos in Teufelsbom, sondern auch im Auslande den Fleiß, den Gerber auf sein Tonkünstlerlexikon gewendet, nicht verkannt hatte, bewies ihm eine um diese Zeit erschienene französische Uebersetzung seines Werkes von Choron. Gerber freute sich sehr darüber, weil er annehmen mußte, daß es der französischen Literatur an einem Werke dieser Art fehle. So hatte ihm schon seine erste,

unvollkommene Arbeit Segen gebracht. Dies spornte ihn zur Vollendung und Herausgabe seines Neuen Tonkünstlerlexikons, welches 1812 zu Leipzig in vier Großoctavbänden erschien. Durch dieses Werk war das ältere nicht unbrauchbar und überflüssig geworden. Vielmehr vermied das neue Lexikon auf das Alte, sodaß beide als ein Werk zu betrachten waren. Das neue Lexikon enthielt zahlreiche Berichtigungen, Ergänzungen und völlig neue Artikel. Nach Gerber's Plan sollte dieses Werk sich nicht über das Jahr 1800 hinaus erstrecken. Was man aus späterer Zeit darin findet, dürfte als eine Zugabe zu betrachten sein, mit Ausnahme der Sterbefälle, welche Gerber, soweit sie ihm bekannt geworden, sorgfältig nachgetragen hatte. Der angestrengte und mühsame Fleiß, den Gerber auf dies Werk gewandt, ließ ihn, wie er selbst in der Vorrede äußerte, wünschen, daß er in 25 Jahren einen Nachfolger finden möchte. Den Freunden der Tonkunst hatte er durch sein Werk einen großen Dienst erwiesen. Er hatte einem längst fühlbar gewordenen Bedürfnisse abgeholfen durch seine Bearbeitungen, die sein künftiger musikalischer Zeitograph unbenutzt lassen dürfte. Viele Mühe hatte Gerber bei der Ausarbeitung seines Werkes gehabt, und kaum einen andern Lohn, als die Uebergewinnung, der Kunst durch seinen rastlosen Fleiß genügt zu haben.

Gerber starb zu Sandershausen am 30. Juni 1819. Schon vor mehreren Jahren war er von seinem Tusten zum Hofsecretär ernannt worden. Die Liebe zur Tonkunst, der er bis ans Ende seines Lebens treu blieb, hinderte ihn nicht an der gewissenhaften und pünktlichen Erfüllung seiner Pflichten. Ein treuer Diener seines Fürsten, ein stiller Bürger und sorgsamer Hausvater, fand er keinen andern Genuß und keine Erholung, als die Tonkunst und die Beschäftigung mit seinen literarischen Arbeiten, die sich ausschließlich auf die Musik bezogen. Seine reichhaltige Sammlung von Büchern und Manuscripten kaufte nach seinem Tode das Conservatorium der Musik zu Wien und legte dadurch den Grund zu seiner ansehnlichen Bibliothek. Unter den nach Wien gewanderten Werken befand sich auch Gerber's durchschlossenes Tonkünstlerlexikon, mit eigenhändigen Supplementen bereichert³⁾.

3) Heinrich Nicolaus Gerber, geb. am 6. Sept. 1702 zu Wenigen-Güch im Schwarzburgischen, war der Sohn eines Landmanns. Seiner schwächlichen Constitution wegen bestimmte ihm sein Vater zum Schulsohn. Das in ihm schlummernde musikalische Talent weckte ein Zufall. Den siebenjährigen Knaben fesselte eine neue Orgel, die die Gemeinde seiner Vaterstadt bauen ließ. Als sich sein Talent immer mehr entwickelt hatte, sandte ihn sein Vater zu dem Cantor Jergan in Ballstädt, der ihm, außer dem musikalischen Unterrichte, auch zur Erlernung der Schulfächern behülflich war. Darin macht Gerber auch in der Schule zu Mühlhausen

1) Es erschien 1790 in zwei Bänden unter dem Titel: historisch-biographisches Lexikon der Tonkünstler, welches Nachrichten von dem Leben und den Werken musikalischer Schriftsteller, berühmter Componisten u. enthält. 4) Ueber den musikalischen Styl (Jahrg. 1. S. 292 fg.). Ueber die Entstehung der Oper (Jahrg. II. S. 491 fg.). Ueber das Politische aus dem Reiche der Harmonie (ebendas. S. 625 fg.). Unterhaltung über einige im 50. Gedicht des 5. Jahrgangs der musikalischen Zeitung zur Sprache gekommene Gegenstände (Jahrg. VI. S. 138 fg.). Die Componisten der bisher gedruckten Opernrolle, gesammelt u. s. w. (Jahrg. IX. S. 161 fg.). Noch etwas über den Vorgesang und dessen Begleitung mit der Orgel (Jahrg. XII. Nr. 28) u. a. m.

5) Vergl. Gerber's Selbstbiographie in seinem Neuen Tonkünstlerlexikon. 2. Th. S. 293 fg. Wagner's Universallisten der Tonkunst S. 339 fg.

fen einzelne Fortschritte. In seiner musikalischen Ausbildung aber, für die dort wenig geforgt war, blieb er dort so gänzlich zurück, daß er seinen Vater dringend bat, ihn nach Sondershausen zu schicken. In der dortigen Schule erhielt er 1721 den gewöhnlichen wissenschaftlichen Elementarunterricht. In der Musik machte er unter Anleitung des Cantors Eckold durch Talent und Fleiß so rasche Fortschritte, daß sein Lehrer, der zwar ein tüchtiger Theoretiker, doch kein Künstler war, ihm das Zeugnis gab, er könne wenig mehr bei ihm lernen. Nach dem ihm erteilten Unterricht in der Composition übertrugte Gerber seinen Lehrer noch im J. 1721 durch sechs Clavierconcerte oder vielmehr Solos, welche 1722 zu Sondershausen gestochen wurden.

Mit dem Plane, sich der Rechtswissenschaft zu widmen, begab sich Gerber um diese Zeit nach Leipzig. Die trockene Jurisprudenz harmonierte jedoch mit seiner Neigung zur Musik so wenig, daß er sie bald aufgab. Besondere Veranlassung dazu fand er durch die Bekanntschaft mit dem berühmten Sebastian Bach, der als sein Landemann sich seiner väterlich annahm. Bereitwillig erteilte er ihm Unterricht und würdigte ihn, als er sich von seinen schnellen Fortschritten überzeugt, seines persönlichen Umgangs. Oft gehend er in späteren Jahren, daß er jenem würdigen Manne seine höhere musikalische Ausbildung, besonders im Generalbasse, zu verdanken gehabt habe. Nach zweijährigem Aufenthalte in Leipzig kehrte er 1727 in seinen Geburtsort Wenigen-Geisich zurück. Im älterlichen Hause repozitierte er seine musikalischen Studien. Auch für mechanische Arbeiten zeigte er Talent. Mit Hilfe eines Tischlers erbaute er eine kleine mit einem Pedal versehene Orgel von zwölf Stimmten.

Sein Schicksal schien um diese Zeit (1728) eine günstige Wendung nehmen zu wollen. Um seine musikalischen Kenntnisse noch mehr auszubilden, trug er sein Verlangen, einen Ruf nach Heringen im Schwarzburg-Rudolstädtschen anzunehmen, ungeachtet des sehr geringen Gehaltes, der mit dieser Stelle verbunden war. Der wohlwollende Empfang der Bewohner erschwagte ihn. Er fühlte sich so glücklich in seinen Verhältnissen, daß er vielleicht sein Leben in Heringen beschließen haben würde, wenn nicht ein unglücklicher Brand fast das ganze Städtchen nebst der Kirche zerstört hätte.

Beunruhigend war für ihn der Gedanke, wegen seiner Körpergröße zum Militärdienste gezwungen zu werden. Die umherstreichenden Werber stellten ihm so unablässig nach, daß er sich gänzlich verbergen halten mußte, und nur ein Mal seinen Lehrer Sebastian Bach in Leipzig zu besuchen wagte. Einigen seiner Freunde gelang es, ihn in einem verschlossenen Wagen nach Sondershausen in Sicherheit zu bringen. In musikalischer Hinsicht hatte sich dort Vieles vortheilhaft verändert. Stölzel, Förster, Pfeißlich und andere damals berühmte Violoncellen und Sänger waren von dem Fürsten Günther von Schwarzburg-Sondershausen in seiner Kapelle angestellt worden. Auch Rindberger, Schilde und andere damals gefeierte Tonkünstler verweilten damals in Son-

dershausen. Gerber hatte aber damals seine frühere Empfänglichkeit für die Kunst verloren. Der Eindruck, den der unglückliche Brand des Städtchens Heringen in ihm zurückgelassen hatte, war so mächtig, daß er in sich versunken und trübsinnig sich wieder in seine Heimath begab. Im väterlichen Hause beschäftigte er sich mit der Vervollendung seines Orgelbaus; doch machte er auch einige Versuche in der Composition.

Nach einem ländlichen Aufenthalte von ungefähr anderthalb Jahren erging an ihn ein Ruf aus Sondershausen. Er ward dort 1731 als Hoforganist angestellt. Was er lange gesucht, fand er in Sondershausen, hinreichende musikalische Beschäftigung. Außer seinem Orgelspiele beim Sonntags- und wöchentlichen Gottesdienste trieb er noch wöchentlich in den Hofkirchen den Flügel. Sehr bezauberte er den Tod eines talentvollen jungen Mannes, Namens Desgen, den ihm der Fürst von Sondershausen zum Unterrichte übergeben hatte. Auch in Sondershausen war das Verrückte musikalischer Instrumente noch immer seine Lieblingsbeschäftigung in Mußestunden geblieben. So verfertigte er unter Anderem eine Art von Streichfidel in Form eines Flügels, nach der Beschreibung, die ihm der Fürst von Sondershausen, der ein solches Instrument in Paris gesehen, entworfen hatte. Dies Instrument, das großen Beifall fand, hatte vier Octaven, deren Tone vermittels des Tasten durch Aufschlagen hölzerner Kugeln an Holzstäbe hervorgebracht wurden. Einen großen Theil seiner Zeit widmete er bis zum Jahre 1749 der Composition und alle seine Mußestunden dem Unterrichte junger Leute, die sich zu Organisten oder Cantoren bilden wollten.

Seine gewohnten Beschäftigungen wurden unterbrochen, als Gerber in dem vorhin erwähnten Jahre (1749), seiner Vergrößerung ungeachtet, sich genöthigt sah, ein mit weitläufigen Rechnungen verbundenes Hofamt anzunehmen. Seine Zeit war dadurch so beschränkt worden, daß er, außer der Kirche, zu Hause oft kaum eine halbe Stunde dem Clavierspiele widmen konnte. Im J. 1775 hatte Gerber schon dem dritten Fürsten gedient, und noch immer verfaß er seine väterlichen Gesänge, außer daß er seit zwei Jahren seinem Sohne, Ernst Ludwig, dem nachherigen schwarzburg-sondershäuser Hofsecretair, das Orgelspiel übertragen hatte. Der Tod war ihm näher, als er geahnt haben mochte. Scheinbar kräftig und munter, starb er an einem Schlagflusse den 6. Aug. 1775. Seine fast ununterbrochene geräuschlose Thätigkeit und sein sanfter Charakter hatten ihm manche Freunde erworben, die seinen Verlust betrauereten. Noch kurz vor seinem Tode hatte er auf dem Claviere Variationen über den Choral: „Nach's mit mir Gott nach Deiner Güte“ gespielt.

Unter mehreren Compositionen für den Kirchengesang, namentlich Motetten, hinterließ Gerber mehr gedruckte Werke: Sechs Concerte fürs Clavier. (Sondershausen 1722.) Concert für zwei Claviere. (Ebenbas. 1723.) Concerte fürs Clavier aus dem ut re mi etc. (Leipzig 1726.) Exercitium triharmonicum in sechs Trio's für die Orgel, mit zwei Manualen und Pedal. (Heringen

1729.) Sechs neue Concerte fürs Clavier, zur Uebung und Ergözllichkeit aufgesetzt. (Ebenas. 1729.) Suiten fürs Clavier. (Ebenas. 1733.) Concerts pour le Clavecin. (Ibid. 1733.) Orgelsonaten. (Ebenas. 1736.) Inventiones für die Orgel. (Ebenas. 1737.) und fürs Clavier (Ebenas. 1738.) u. a. m. Gerber war auch Herausgeber eines Vollständigen Choralbuchs mit bezziffertem Bass. (Ebenas. 1739.) Eins seiner letzten musikalischen Werke waren Präludien und Fugen C-dur und E-moll. (Ebenas. 1751.)

4) Joachim Heinrich Gerber, geb. am 18. April 1815 zu Michaelstern, widmete sich in Kiel, später in Jena der Theologie. Noch während seiner akademischen Laufbahn erlangte er die philosophische Doctorwürde. Im J. 1840 ward er Diaconus in Warne und 1841 Hauptpastor zu Colmar. Dort starb er am 18. Sept. 1846 im 31. Lebensjahre. Sein früher Tod ward allgemein betrauert. Durch angeborene Fähigkeiten und rastlosen Fleiß hatte er sich eine Masse von Kenntnissen erworben, die sich nicht bloß auf sein Berufsfach, die Theologie, beschränkten. Auch als Schriftsteller war er nicht unvortheilhaft bekannt geworden. Er war ein fleißiger Mitarbeiter an der „Norddeutschen Monatschrift zur Förderung des freien Protestantismus.“ Entschieden neigte er sich, seiner theologischen Denkart nach, zum Rationalismus, den er auch unter dem Volke zu verbreiten suchte. Ungeachtet seiner Toleranz gegen Andersdenkende, zog er sich manche Gegner zu, selbst in seiner Landeskirche, durch die nicht lange vor seinem Tode herausgegebene Schrift: „Wider den heiligen Aet in der Kirche zu Schleswig-Holstein.“ (Heinrich Döring.)

GERBERA, ist der Name einer von Gronovius aufgestellten Pflanzengattung der natürlichen großen Familie der Compositen. Sprengel führt in seinem im J. 1826 erschienenen Systema vegetabilium davon vier Arten, nämlich *Gerbera crenata*, *sinuata*, *coronopifolia* und *asplenifolia*, an, während Lessing in seiner 1830 erschienenen monographischen Bearbeitung dieser Gattung sieben Species erwähnt und De Candolle in seinem *Prodromus systematis naturalis regni vegetabilis* neun bekannte und zwei nur ungenau gekannte Arten namhaft macht. Linné und Kunze zogen einige hierbei gehörige Arten zur Gattung *Arnica*. Der Gattungscharakter ist folgender:

Das Blütenstielchen ist verschiedentlich, gleichblüthig, strahlend. Das Fruchtblatt ist geschnäbelt, zusammengebrückt, wenigripig; der Fruchtkelch zweitheilig, dörhlig-spreuartig, gefügt, gleich, mächtig lang. Die Blumenkrone ist zweiflappig, kahl und hat einen nicht aufgetragenen Saum: die Lippen bei den Schwebenblüthen sind gleich lang, die äußere ist dreizählig und breiter, die innere zweiflappig, an den Strahlblüthen dagegen ist die äußere Lippe jungenförmig, dreizählig, die in-

nere zweitheilig, ihre Zipfelchen sind sehr schmal und rankenartig. Die Staubbeutel der Schwebenblüthen haben am Grunde gefaltete Schwänze und lanzettliche, etwas schiefe, kurze, ein wenig abgeflachte Flügel, die rundlichen Staubfäden sind kahl; die Staubbeutel an den Strahlblüthen schlagen fehl. Die kurzen, stumpfen Aestchen des am Grunde gleichviden Griffels sind gleichlang und an den zweiflappigen Blüthen auf der Außenseite fleischig-weichhaarig. Die Hülle hat mit den Schwebenblüthen gleiche Länge, ihre Blättchen sind länglich, halblanzettlich, mehrnervig, angedrückt, flach, die innern etwas länger und am Rande trodenhaarig.

Die hierher gehörigen, fast sämmtlich am Cap der guten Hoffnung wachsenden, dornlosen, krautartigen Gewächse haben kriechende Wurzeln, welche nur einen oder mehrere aufrechte oder aufsteigende, rundliche, gestreifte, ganz einfache, nur am Grunde beblätterte Stengel treiben, gestielte, gehäufte, nebenblättrige Blätter und auf der Innenseite gefurchte, am Grunde erweiterte und den Stengelgrund umfassende und doffelst mit einer langen, seidenhaarigen Wollse bedeckte Blattstiele.

Die Arten dieser Gattung zerfallen in folgende zwei Abtheilungen:

Erste Abtheilung. Eugebera.

Die fast ungeschädelten oder sehr kurz geschnäbelten Fruchtkelch tragen an der Spitze einen dichten Fiederkelch; die Schuppen der Hülle sind weit kürzer als die Strahlblüthen; die auf der Oberseite glänzenden Blätter sind lederartig; der Schaft ist mehr oder weniger mit Deckblättern besetzt oder selten ganz deckblattlos.

1) *Gerbera asplenifolia* Sprengel. Der aufrechte, gewundene, weiß-silbige oder kahle, $\frac{1}{2}$ —1 Fuß und darüber hohe Stengel ist mit einigen, sehr schmal linealischen, zugespitzten Schuppen besetzt; die inneren, sehr schmalen Blätter sind tief-fiederspaltig, ihre Lappen sind fast bis zu dem obersten flachen, unterseits stark hervorstehenden Nerven eingeschnitten, bald gegenüberlebend, bald wechselständig, abgerundet, ganzranzig, am Rande ungerührt, der Endlappen ist eiförmig, spitz oder zugespitzt, die Seitenlappen sind allmählig entfernter von einander, tiefer und kleiner und auf der Unterseite mit einem dichten, rothfarbigen, nebenblühenden Fülle besetzt; die Blattlänge beträgt 3—9 Zoll, die Breite 8—9 Linien. Die 1—3 Zoll langen Blattstiele sind unterseits mit einem weissen, mehr oder weniger verschwindenden Fülle besetzt. Dierher gehört *Arnica Gerbera* Linné, *Gerberia Linnaei* Cassini und *Doronicum asplenifolium* Lamarck.

Diese Art wächst am Cap der guten Hoffnung an mehreren Stellen, wo sie zuerst von Kunze, später von Dreye und Edmon gesammelt wurde.

2) *Gerb. ferruginea* De Candolle. Der sehr dünn weichhaarige, mit Schuppen besetzte Stengel ist zwei- bis drei Mal länger als die Blätter, diese sind gestielt, länglich, spitz gekantet oder fast buchtig, auf der Oberseite nebst den Blattstielen kahl, auf der Unterseite mit

6) Vergl. C. F. Gerber's Tonkünstler-Lexikon. I. Th. S. 490 ff. Wagner's Universal-Lexikon der Tonkunst S. 339. 7) Vergl. Allgem. Kirchenzeitung. 1846. Nr. 174. Den Neuen Ketzler der Deutschen. Jahrg. XXIV. 2. Th. S. 615.

einem stehenbleibenden, rothfarbigen Hülze bekleidet; die ziemlich kahlen Blättchen der Hülze stehen fast in drei Reihen.

Diese am Cap der guten Hoffnung wachsende Art wurde hieselbst von Thunberg, Burmann und Drège gesammelt. Hierher gehört *Arnica Gerbera Burmann* und *Arnica serrata Thunberg*.

3) *Gerb. sinuata Sprengel*. Die oft zu mehreren stehenden Stengel sind meist kahl oder fast weiß-silzig, mit Schuppen besetzt und doppelt oder drei Mal länger als die gestielten, elliptischen oder verkehrt-eiförmigen, am Grunde fast keilförmigen, mehr oder weniger gezähnten oder rundlich-luchtigen, oberseits kahlen, unterseits dünn-weißsilzigen und nur im Alter kahlen Blätter; die in drei Reihen stehenden kahlen Blättchen des Hauptstängels haben eine linealische Gestalt.

Am Cap der guten Hoffnung wurde diese Art von Thunberg und Edlön gesammelt. Hierher gehört wahrscheinlich *Gerb. macrocephala Lessing*. Die Blattstiele und die Stengel sind am Grunde oft von weißen Wollhaaren rauh. Die kurz geschäbten Früchtchen tragen nur einen spärlichen Federteich.

4) *Gerb. Burmannii Cassini*. Der nur mit wenigen Schuppen besetzte, an der Spitze dünn-weichhaarige Stengel ist 3—4 Mal länger als die Blätter; diese sind gestielt, verkehrt-eiförmig oder elliptisch, am Grunde keilförmig, schwach gezähnt und auf beiden Seiten kahl; die fast in drei Reihen stehenden Schuppen des Hauptstängels sind von einem feinen Spinnwebgewebe umgeben.

Diese Art wurde von Thunberg und Drège am Cap der guten Hoffnung gesammelt. Zu ihr gehört als Synonymen wahrscheinlich *Arnica crocea Linné*. Die Zungenblüthen, etwa 20 an der Zahl, haben eine Safrankfarbe. Die Früchtchen sind zur Blüthezeit fast schnabellös. Die Blattstiele ändern in der Länge von 1—3 Zoll ab.

5) *Gerb. tomentosa De Candolle*. Die schuppenlosen Stengel sind 3—4 Mal länger als die Blätter, diese sind gestielt, herzförmig oder elliptisch, ganzrandig, auf der Oberseite glänzend und auf der Unterseite von einem dichten, stehenbleibenden Hülze bekleidet; die Blattstiele, Stengel und Hüllblätter sind kurz- und dicht-weichhaarig-silzig; die in drei Reihen stehenden Hüllblättchen sind zugespitzt.

Diese am Cap der guten Hoffnung wachsende Art wurde von Zeyher gesammelt und es gehört hierher *Gerb. hirsuta Sprengel* und wahrscheinlich *Gerb. microcephala Lessing*. Sie ändert ab:

a) elliptica. Die Blätter sind elliptisch, ganzrandig; die Hüllschuppen sind an der Spitze kurz begrannt; an Zungenblüthen sind etwa 20 vorhanden.

b) ustulata. Die Blätter sind länglich, etwas gezähnt, am Grunde herzförmig; die Hüllschuppen sind an der Spitze lang begrannt; an Zungenblüthen sind 10—12 vorhanden.

c) polyglossa. Die Blätter sind länglich-elliptisch, am Grunde herzförmig, gezähnt, die in vielen

Reihen stehenden Hüllschuppen sind an der Spitze lang begrannt; von Zungenblüthen sind 30—35 vorhanden. Hierher gehört *Arnica cordata Ernst Meyer*.

Zweite Abtheilung. *Piloselloides Lessing*. (*Leptica Ernst Meyer*.)

Die jüngern, mit kurzem Federteich versehenen Früchtchen sind fast schnabellös, die ältern kahl oder mit einem Federteich bekrönt und stets sehr lang geschäbelt. Die schmal linealischen, zugespitzten Hüllschuppen sind etwas kürzer als die Strahlblüthen oder so lang als diese. Die Blätter sind nicht lederartig; der raubhaarige Schaft besitzt keine Deckschuppen.

6) *Gerb. cordata Lessing*. Die Blätter sind lang gestielt, rundlich-elliptisch, am Grunde herzförmig, ganzrandig oder gezähnt, oberseits spärlich behaart, unterseits von einem angedrückten, stehenbleibenden Hülze weiß; die Hüllblättchen sind nach der Blüthe ganz zurückgeschlagen; die reifen Früchtchen besitzen keinen Federteich.

Diese Art wurde am Cap der guten Hoffnung zuerst von Thunberg, welcher sie *Arnica cordata* nannte, gesammelt und späterhin von Drège und Edlön an verschiedenen Stellen angetroffen. Die Blumentronen sind schwefelgelb.

7) *Gerb. piloselloides Cassini*. Die Blätter sind gestielt, elliptisch oder länglich, ganzrandig oder am Rande nur sehr schwach gezähnt, auf der Oberseite spärlich mit Borstenhaaren besetzt oder auch ganz kahl, auf der Unterseite und am Rande wollig-rauhhaarig; die Blüthen des Hauptstängels stehen nach der Blüthezeit aufrecht; die Früchtchen besitzen im reifen Zustande keinen Federteich.

Diese Art wurde am Cap der guten Hoffnung von Burckhall, Edlön und Drège gesammelt. Zu ihr gehört *Arnica piloselloides Linné*, *Doronicum piloselloides Lamarck* und *Leptica ciliata Ernst Meyer*. Die Zungenblüthen sind purpuroth. Es findet sich von ihr auch eine Abart mit auf der Unterseite weiß-silzigen Blättern.

8) *Gerb. ovalifolia De Candolle*. Die Blätter sind ganz kurz gestielt, eiförmig, stumpf, ganzrandig, auf der Oberseite spärlich behaart, am Rande gewimpert und auf der Unterseite raubhaarig, im jungen Zustande weißlich; die Blättchen des Hauptstängels stehen nach der Blüthezeit aufrecht; die Früchtchen sind mit einem Federteich bekrönt.

Diese Art wurde von Wallich in den Gebirgen Nepals entdeckt und von ihm *Onoseris ovalifolia* genannt. Sie ist der vorhergehenden sehr ähnlich, aber die Früchtchen sind länger geschäbelt und der Stengel ist besonders an der Spitze dicht-silzig-wollig.

9) *Gerb. hirsuta Lessing*. Die Blätter sind sehr lang gestielt, elliptisch, spitz, herzförmig, oberseits in der Jugend behaart, später kahl, auf der Unterseite meist den 4—5 Zoll langen Blattstielen wollig.

Diese Art wächst im glücklichen Arabien auf dem Berge Barah, wo sie von Forskäl entdeckt und *Arnica*

hirsuta genannt wurde. Die Blätter sind 4—5 Zoll lang, ungefähr 2 Zoll breit und kürzer als der Stengel. Sie unterscheiden sich von Gerb. piloselloides hauptsächlich durch die sehr lang gestielten Blätter.

Es folgen nun noch zwei nur unvollständig bekannte Arten:

10) Gerb. coronopifolia Cassini. Die Blätter sind fiederspaltig, die Lappen linealisch.

Diese Art wächst am Cap der guten Hoffnung und wurde von Linné Arnica coronopifolia genannt; sie bildet vielleicht nur eine Abart von Gerbera asplenifolia.

11) Gerb. Lagascae Cassini. Fast ganz unbekannt. (Gärcke.)

GERBEREEN. Mit diesem Namen belegte Eudischer eine nach der Hauptgattung Gerbera benannte Abtheilung der Rutaceen, welche selbst wieder eine Section in der großen natürlichen Familie der Compositen ausmacht. Die Rutaceen zeichnen sich durch folgende Merkmale aus:

Die Blütenköpfchen enthalten Blüthen von einem und demselben oder von verschiedenem Geschlechte; die weiblichen Blüthen stehen in einer Reihe, die übrigen sind zweigeschlechtlich. Die mit Staubgefäßen versehenen Blumentronen sind zweifelhafte oder regelmäßig fünfspaltig und haben lange, zurückgerollte Zipfel. Der Griffel ist sehr häufig verdickt, die Narben sind stumpf oder spitz, nach Außen gewölbt, die der zweigeschlechtlichen Blüthen sind ratheber kürzer und nach Außen zugleich mit dem obern Griffeltheile weichhaarig oder länger und dann ganz fahl.

Hierher gehören Bäume und Sträucher, seltener krautartige, nach Oben blattlose Gewächse.

Die Gerbereen sind nun besonders durch die ungeschwänzten Staubbeutel ausgezeichnet. Zu ihnen gehören folgende Gattungen:

1) Schlechtendalia Lessing. Das Blütenköpfchen enthält viele gleichgeschlechtliche Blüthen. Von den vielnerbigen, in vielen Reihen stehenden Blättchen des glöckig-kreiselartigen Hauptkelches sind die äußeren fast blattartig, flachspitzig, etwas flehend, die inneren lederartig und linealisch. Der Blütenboden ist spreuborstig. Die Zipfel der ledrartigen, seidenhaarig-wolligen, fünftheiligen Blumentrone sind weit länger als die sehr kurze Röhre. Die flachen Staubfäden sind getrennt, die Flügel der Staubbeutel kurz, ganzrandig, stumpf und ungeschwänzt. Die kreiselförmigen, schnabelförmigen Früchtchen sind lang- und dicht-wollig. Die schuppenförmigen Haare des Fiederkelches sind breit, fast einnervig, beinahe ganzrandig, lang zugespitzt und ungleich lang.

Zu dieser Gattung gehört nur eine Art, eine im südlichen Brasilien einheimische, mehr oder weniger wulstige, prächtige Pflanze mit einfachem, nur am Grunde dicht beblättertem Stengel, ledrartigen, linealischen, ganzrandigen Blättern, mit an der Spitze der Stengel

und Aeste stehenden Blütenköpfchen, strohfärbigen Kelchblättchen und pomeranzengelben Blumentronen.

2) Vincantha Lessing. Das Blütenköpfchen enthält viele gleichgeschlechtliche Blüthen. Von den in vielen Reihen stehenden, dicht aufeinanderliegenden, lederartigen, einnervigen Schuppen des eiförmig-cylindrischen Hauptkelches sind die äußeren kurz-flachspitzig-borstig, die inneren sehr lang. Der Blütenboden ist spreuborstig. Die äußere Lippe der häutigen, außenwärts wulstigen, zweifelhafte Blumentrone ist ungenförmig und viertheilig, die innere fadenförmig, kürzer und gerundet. Die flachen Staubfäden sind in eine Röhre verwachsen, die Flügel der Staubbeutel sind kurz, ganzrandig, stumpf und ungeschwänzt. Die kreiselförmigen Früchtchen sind dicht-wollig. Der Fiederkelch ist fiederig, einreihig, seine schuppenförmigen Haare sind gleich lang und am Grunde verwachsen.

Aus dieser Gattung ist nur eine Art erkannt, ein in Cuito wachsender Baum mit vierkantigen, dornigen Aesten, gehäuteten, verkehrt-eiförmig-länglichen, ganzrandigen, beiderseits sehr dünn weichhaarigen Blättern und endständigen, einzelnen, sitzenden Blütenköpfchen.

3) Barnadesia Linné (der Sohn). Das Blütenköpfchen enthält viele gleichgeschlechtliche, aber ungleiche Blüthen und verschiedenartige Früchte. Von den in vielen Reihen stehenden, dicht aufeinanderliegenden, lederartigen, einnervigen Blättchen des kreiselförmigen Hauptkelches sind die inneren dünner, linealisch und verlängert. Der Blütenboden ist spreuborstig. Von den häutigen, zweifelhafte, an der Spitze der Röhre wulstigen Blumentronen stehen die des Strahlens in einer Reihe und haben eine lange, schlanke Röhre und einen zweifelhafte Saum mit längerer, viertheiliger, säuerlicherer äußerer und sehr schmaler, zweinerviger innerer Lippe, in der Scheibe befinden sich dagegen nur sehr wenige Blumentronen (1—3) mit ganz kurzer, aber weiter Röhre und fast gleich langen Saumlippen. Von den flachen, glatten Staubfäden sind die des Strahlens mit einander verwachsen, die der Scheibe getrennt, die Flügel der Staubbeutel sind kurz, ganzrandig, stumpf und ungeschwänzt. Die Früchtchen sind kreiselförmig, sehr dicht seidenhaarig-wollig, länglich, schmal, die der Scheibe sind kürzer und dicker. Der Fiederkelch ist einreihig, die sperrartigen Haare der Strahlfrüchtchen sind borstig, schlank und fiederig, die der Scheibenfrüchtchen ledrartig, starr und nicht fiederig.

Hierher gehören Sträucher oder kleine Bäume in Südamerika mit wechselständigen, am Grunde mit zwei Dornen besetzten, im Alter blattlosen Aesten, wechselständigen, ganzrandigen, flachen, kahlen oder behaarten, länglich-verkehrt-eiförmigen, am Grunde lang-kreiselförmigen, von zwei abfalligen Dornen gestützten Blättern, einzelnen sitzenden oder mehreren ebensträusigen Blütenköpfchen und dunkel-purpurothen Blumentronen.

Diese Gattung zerfällt in folgende drei Unterabtheilungen:

a) *Euharnadesia*. An Scheibenblüthen sind meist rei vorhanden; die Staubfäden in den Strahlblüthen sind mit einander verwachsen.

b) *Bacazia*. In der Scheibe befindet sich nur ein einziges Blüthen; die Staubfäden in den Strahlblüthen sind mit einander verwachsen.

c) *Penthea*. In der Scheibe befindet sich nur ein einziges Blüthen; sämtliche Staubfäden sind frei.

4) *Dasyphyllum Humboldt, Bonpland und Kunth*. Das Blüthenköpfchen enthält viele gleiche und gleichgeschlechtliche Blüthen. Die in vielen Reihen stehenden, ziemlich gleich langen, stehenden Schuppen des eiförmig-rundlichen Hauptfeldes liegen dicht auf einander. Der Blüthenboden ist spreubartig. Die regelmäßigen Blumenkronen haben eine kurze Röhre und einen fünfspaltigen Saum mit linealischen, gleich langen, abstehenden Zipfeln. Die fadenförmigen Staubfäden sind frei, die Flügel der Staubbeutel kurz, stumpf, ganzrandig und ungeschwänzt. Der Griffel ist uneinseitig. Die Fruchtknoten sind länglich, zusammengebrückt, seidenhaarig-rauh. Der Fiederfisch ist einseitig, fiederig.

Zu dieser Gattung gehört nur eine Art, ein in Duito wachsender kleiner Baum mit zerstreut-stehenden, sehr dornigen Ästen, dicht-verwechselndigen, fast sitzenden, elliptisch-länglichen, lederartigen, ganzrandigen, beiderseits seidenhaarig-rauhem, stehenden Blättern und endständigen, sitzenden, gehäuften Blüthenköpfchen.

5) *Nardophyllum Hooker und Arnott*. Das Blüthenköpfchen enthält nur wenige gleichgeschlechtliche Blüthen. Die Blättchen des Hauptfeldes sind trockenhäutig und zugespitzt. Der Blüthenboden besitzt keine Spreublätter. Die regelmäßigen Blumenkronen sind röhrenförmig. Die Staubfäden sind glatt und unbehaart, die Staubbeutel ungeschwänzt, die Fruchtknoten seidenhaarig-wollig; der Fiederfisch ist mehrseitig, etwas fiederig.

Die hierher gehörigen, nur sehr ungenau bekannten, in Chili einheimischen Sträucher haben weißliche junge Äste, linealische, barre, am Rande umgerollte Blätter und endständige einzelne Blüthenköpfe.

6) *Fulcaldea Poiret*. Das Blüthenköpfchen enthält nur eine Blüthe. Von den lederartigen, undeutlich mehrreihigen Blättchen des cylindrischen Hauptfeldes sind die äußeren nachspitzig, die inneren länger, aber doch noch kürzer als die Blüthe, zugespitzt, dornenlos, nach Oben gemindert. Der Blüthenboden ist trichterförmig. Die lederartige Blumenkrone hat einen von der Röhre kaum geforderten, ungleich fünfspaltigen Saum mit einem tiefer eingeschnittenen, gedrehten Zipfel. Die Staubfäden sind fadenförmig und von einander gefondert, die Flügel der Staubbeutel kurz, ganzrandig, ungeschwänzt. Das Fruchtknoten ist cylindrisch, länglich und seidenhaarig-wollig. Der Fiederfisch ist einseitig, fiederig und gleich, seine einzelnen fereusförmigen Haare sind schmal, zugespitzt, gelblich.

Die hierher gehörigen, die Anden in Südamerika bewohnenden Sträucher haben wechselständig, gestielte, bl. Gussl. v. W. n. A. Gussl. Arten. LX.

ganzzrandige Blätter und endständige, gehäufte Blüthenköpfe.

7) *Gerbera Burmann*. Das Blüthenköpfchen enthält viele und gleiche, aber verschiedengeschlechtliche Blüthen, von denen die randständigen strahlen. Von den mehrreihigen, mehrreihigen, angedrückten Schuppen des mit der Scheibe gleichlangen Hauptfeldes sind die inneren länger und am Rande trockenhäutig. Der Blüthenboden ist spreubartig. Die Blumenkronen sind zweispaltig und fahl, von den Lippen ist die äußere an den Strahlblüthen zungenförmig und dreizählig, die Zipfel der zweifelhigen inneren sind sehr schmal und röhrenartig, an den Scheibenblüthen sind sie dagegen gleich lang, aber die äußere ist breiter und dreizählig, während die innere zweispaltig ist. Die Staubfäden sind fahl, rundlich, getrennt; die Staubbeutel fehlen in den Strahlblüthen, in den Scheibenblüthen haben sie lanzettliche, festsitzende Flügel. Die zusammengebrückten, geschäkelten, wenig-rispigen Fruchtknoten haben einen zweifelhigen Fiederfisch, dessen Haare borstenförmig, gefügt und gleich lang sind.

Die hierher gehörigen, am Cap der guten Hoffnung und in Äthen einheimischen, sehr schönen Arten haben einen kriechenden Wurzelstock, einen oder mehrere aufrechte oder aufsteigende, rundliche, gekreiste, ganz einfache, nur am Grunde beblätterte Stengel, gestielte, gehäufte Blätter und innerseits gefurchte, mit erweitertem Grunde den Stengel umfassende und von einer langen, seidenhaarigen Wolke umgebene Blattkeile.

Diese Gattung zerfällt in folgende Unterabtheilungen:

a) *Eugerbera*. Der glockenförmige Hauptfisch ist weit kürzer als die Strahlblüthen und hat lederartige Schuppen; die lederartigen Blätter sind im Alter auf der Oberseite glänzend.

b) *Piloselloides*. Der freiselförmige Hauptfisch ist etwas länger als die Strahlblüthen und hat traubartige Schuppen; die häutigen Blätter sind auf der Oberseite rauhhaarig, die Stengel schlank, blattlos, nickend, der Fiederfisch ist röhrichtig.

8) *Berniera De Candolle*. Das Blüthenköpfchen enthält viele gleiche und gleichgeschlechtliche Scheibenblüthen. Von den viereihigen, viereihigen, punktirten Schuppen des freiselförmig-glockigen Hauptfeldes sind die inneren am Rande trockenhäutig. Die Blumenkronen sind zweispaltig, etwas behaart, von den gleichlangen Lippen ist die äußere dreizählig, die innere schmaler, zweifelhig und umgerollt. Die Form der Staubfäden ist unbekannt, die Flügel der Staubbeutel sind lang. Der viereihige Fiederfisch ist berstig-spreublätterig.

Hierher gehört nur eine, in Nepal einheimische, ausdauernde, noch nicht genau bekannte Art mit rundlichem, ganz einfachem, 1–2 Fuß hohem, lederwollig-sligigen, nur am Grunde beblättertem, schuppenlosem Stengel, mit am Grunde des Stengels gehäufte, fast deltsförmigen, tief pfäliformigen, zugespitzten, eufert- und undeutlich nachspitzig-gezähnten, unterseits weißlichen Blättern, langen, gestrauten, mit verbreiter-

tem Grunde den Stengel umfassenden Blattstielen und endständigem, einzelnem, Anfangs nickendem, später aufrechtem Blütenköpfchen.

3) *Lasiopus Cassini*. Das Blütenköpfchen enthält viele gleiche, aber verschiedengeschlechtliche Blüten, von denen die randständigen weiblich sind, in zwei Reihen stehen und strahlen, während die Scheibenblüten zweigeschlechtlich sind. Die mehrreihigen Schuppen des köpfchenförmigen, die Blüten überragenden Hauptfeldes sind linealisch-lanzettlich, zugespitzt, purpurreth, außenwärts wollig. Die Form des Blütenbodens ist unbekannt. Die Blumentronen sind awiclippig, die Lippen der zweigeschlechtlichen Blüten sind gleich lang, die äußere ist dreizählig, die innere zweispaltig mit an der Spitze höckerigen Fälseln, die der weiblichen Blüten sind ungleich lang, indem die äußere zungenförmig, dreizählig und länger als der Griffel ist, die innere dagegen zweispaltig. Die Staubfäden sind getrennt, flach und glatt, die Staubbeutel haben abgeflachte Flügel; in den weiblichen Blüten fehlen ersterer aber meist ganz. Die Fruchtknoten sind geschädelt; der Fiederkel ist mehrreihig, sehr schmal spreitblättrig-borstig, gefügt und gleich.

Zu dieser Gattung gehört nur eine am Cap der guten Hoffnung einheimische, ausdauernde Art, welche mit Ausnahme des Hauptfeldes und der Geschlechtsorgane in allen Theilen der Gerbera piloselloides sehr ähnlich ist. (Garcke.)

Gerberei, f. Gerben.

GERBERG, GERBERGE (sprachlich), kommt in vielen Variationen vor, so z. B. die zweite Ableitung dieses Namens von Gerberberg als Gerberg, Gerbiga, Gerburg (niederdeutsch Gerboerch) ¹⁾, Garburg, Gernbergis, Gernburg, latinisirt Gernburgis ²⁾; Berg und Bueg wechselt auch bei Namen von Burgen, so z. B. findet man Wartberg für Wartburg. Weibliche Eigennamen auf Burg sind gewöhnlich, so z. B. Hathoburg. Gerberg, Gerbig kann nach der Analogie der Erklärung der Eigennamen Gertrud, valde dilecta, Gerbert, valde clarus, Gerhart, valde acer, welche Joh. Georg Wachter unter Ger adv. intendendi gibt, durch eine erklärt werden, die sehr bewahrt, sehr darg. Graff setzt Gerbig unter Ger, Spieß. Allerdings haben Frauennamen auch kriegerische Namen, z. B. Brunhild. Man könnte auch Ger durch das Ger deuten, welches wir unter Ger. Kleidertracht, erwähnt haben, oder wenn dieses Ger sein eigenes Wort ist, sondern die abgeleitete Bedeutung von Ger, Spieß, hat, diese abgeleitete Bedeutung in Anspruch nehmen. Möglich gibt Gerberg, Gerbig die schönste Deutung, nämlich das althochdeutsche bergan ³⁾ bedeutet nicht bloß recondere, servare, sondern auch abscondere, covere; Gerberg wäre dem-

nach eine, die keine Begierde ⁴⁾ blicken läßt, die sich vor Begierde hütet. (Ferdinand Wachter.)

GERBERG, GERBERGE, Tochter des Königs Heinrich 1.) von Teutoburg und Mathildens, aus deren Lebensbeschreibung Cap. 5 hervorgeht, daß Gerberg in Nordhausen geboren ist, war 1) Gemahlin des Herzogs Gisalbert von Lothringen, 2) des Königs Ludwig Uebermer (Oure mer) von Frankreich, 3) Prätendentin von Lothringen; ihr Vater verheiratete sie nämlich an Gisalbert, um diesen, der Unruhen in Lothringen erzeugte, durch Wohlthaten sich zu verbinden, und untergab ihm als Herzog das ganze Reich Lothar's ⁵⁾. Die Verlobung hatte vermutlich im J. 927, in welches Jahr Sigbert von Gemblours die Verheirathung setzt, und die Verheirathung im J. 929 statt, denn die Annales S. Maximini Trevirenses sagen zum Jahre 929 Gisalbertus dux Gerbig ducit uxorem. So auch der Continuator Regionis zum Jahre 929: Gisalbertus dux Gerbigum, filium Henrici regis, d. u. Ungeachtet Gisalbert, sagen die Annales Leobenses zum Jahre 942, die Schwester seines Herrn, Namens Gerberg, zur Ehe hatte, emporste er sich doch mit Gerhard und kam um. Aber es geschah dieses im J. 939, und in diesem Jahre heirathete der nach Lothringen kommende König Ludwig von Frankreich, wie Floardard und der Fortsetzer des Regino zum Jahre 939 bemerken, Gisalbert's Witwe, die Schwester des Kaisers Otto ⁶⁾. Sie war bereits Mutter des hoffnungsvollen Sohnes Heinrich, den sie dem Gisalbert geboren. Die Pflege desselben vertraute Kaiser Otto der Große Otto'n, Nicwin's Sohn, an, den er über Lothringen setzte ⁷⁾. Gerberg gebar dem Könige Ludwig im J. 941 Lothar'n. Im J. 944 reiste sie mit ihrem Gemahle nach Aquitanien. Im J. 945 wurde sie Mutter Karl's in Laon ⁸⁾. Diese Feste war ihr Sitz, jedoch im J. 946 an Hugo, den Grafen von Paris, verloren, wie wir Art. Hugo S. 437 näher angeben haben. Gerberg fandte an ihren Bruder, den Kaiser Otto, und verlangte Hilfe. Im J. 948 reiste sie zu ihm nach Aachen und feierte mit ihm daselbst Ostern. Durch den Frieden, welchen Otto der Große im J. 950 bewerkstelligte, erhielt König Ludwig die Feste von Laon wieder. Als seine Mutter Otogeba Heribert'en heirathete, nahm der darüber stürzende König die Adeli zu Laon, welche sie hatte, und gab sie seiner Gemahlin Gerberg. Als Gerberg's Gemahl im J. 954 gestorben war, begab die verwitwete Königin sich in Hugo's Schutz, wie wir aus Floardard im Art.

4) Das Althochdeutsche hat nicht bloß die Form Grl, aviditas, rapacitas, ambitio, sondern auch Geri, f. denselben S. 71.

1) f. die Urkunde des Abtes Rostmar von Reu-Gorrei des Meibom, Notae ad Chron. Corboisense, Script. T. I. p. 759: „pro rage gloriosissimo, videlicet Henrico, cum serena Mathilde, et regia prole Oddane, Henrico, Brun, Gerberg. Hathwin: Genealogia Arnulfi ap. Pithecurum, Annal. et Histor. ad ann. 708 ad ann. 990. p. 221. 2) Sigbertus Gembl. ad ann. 927. 3) Willelmus Lib. II. p. 648. 4) Floardard, Chron. ap. Pithecurum p. 148. 5) 153. 158. 162—169; Continuator Regionis ap. Peris, Mon. Germ. Hist. T. I. p. 627.

1) f. Gerthard, Reimchronicon bei Leuckfeld, Ant. Gandersh. p. 365. 2) f. die Schriftsteller bei Leibnitz, Brunav. Script. T. I. p. 490. 742. 744. 746. 773. T. II. p. 325. 328. T. III. p. 12. 135. 167—169. 702. 704—707, und die Nachweisungen bei Leuckfeld, Antiq. Gandersh. p. 211—213. 3) f. die Nachweisungen bei Graff, Althochdeutscher Sprachschatz III. S. 169.

Hugo S. 440 näher angegeben haben. Nach Hugo's Tode im J. 956 hielt sie mit ihrem Bruder Bruno, der Lothringen erhalten hatte, eine Unterredung, und ihr wurde die Besitzungen, welche ihr Giselbert dotis nomine gegeben hatte, restituirt. Im J. 957 begab sich die verwitwete Königin, die die Regenschloß über Frankreich führte, mit ihrem Sohne, dem Könige Lothar, wieder zu ihrem Bruder Bruno in den Gau von Cambray. So wurde Ragenar gezeugen, zu Bruno's zu kommen, der ihn über den Rhein ins Exil schickte. Im J. 961 ging Gerberg mit ihrem Sohne Lothar und gewissen Francia's nach Burgund, und zu ihr kamen Bischöfe und Primaten aus Burgund. Im J. 962 reiste Gerberg zur Unterredung mit ihrem Bruder Bruno, und dieser suggerierte ihr, daß das Bisthum Rheims Hugo'n, dem excommunicirten Bischöfe, nicht wieder gegeben werden sollte. Als Erzbald von den Nordmannen geschlagen und in die Ungnade seines Herrn, Hugo's, des Sohnes des Hugo Capet, gefallen war, ging er zum Könige Lothar und ward von diesem und selbst auch von Gerberg, der Königin, gütlich aufgenommen und getröstet. Gerberg reist im J. 965 mit ihren Söhnen Lothar und Karl zu ihrem Bruder, dem Kaiser Otto, nach Geln, und hielt mit ihnen und Andern eine große Berathung. Gerberg lebte noch den 2. Febr. 968. Ihr Leiche ward im Chore der Abtei des heiligen Remigius zu Rheims beigesetzt und die Grabchrift lautet:

Francorum specimen Francia memorabile nomen
Hoc regina sacro Gerberga locatur in aatro.
Grandia honor regni, cui vita monastica cordi.
Heceera Remigio aus rerum contulit almo.
Sol quintus Maji vidit quam crine resolvit.
Remigii meritis cui datur vita perennis").

Außer den bereits genannten Söhnen Lothar und Karl, der im Thurne zu Laon im Gefangnisse verschied, hatte Gerberg von Ludwig noch die Söhne Karlmann, welcher in Reuen als Geisel, Ludwig, der noch jung starb, und die Tochter Mathilde, nachmals Gemahlin des transjurischen Burgund. (Ferdinand Wacker.)

GERBERG, Abtissin von Gandersheim. 1) Gerberg I., Tochter des Bergs Ludolf von Sachsen und Dda's, war nach der Sage oder Legende, denn sie heißt S. Gerburgis), mit einem mächtigen Bernhard verlobt. Sie war zwar bräutlich gekleidet, aber im Herzen hing sie dem Bräutigam nicht an. Sie entsagt der Priarät und weicht sich Gott. Bernhard kommt nach Gandersheim, sie zu sprechen, und wirft ihr Vertragsbrüchigkeit vor und schwört bei seinem Schwerte und ihrem weißen Halse, daß, wenn er von der Herrfahrt, die er auf Befehl des Königs unternehmen muß, zurückkomme, er sie wider ihren Willen heirathen werde. Er

fällt in der Schlacht vom Pferde und verliert das Leben. Da Hrosmith die Quelle dieser Legende ist, so ist Bernhard als Gerberg's Bräutigam wol nicht ganz erdichtet, sondern geschichtlich mag dieses sein. Gerberg war mit Bernhard verlobt. Der Bräutigam fiel in der Schlacht und die Braut nahm nun erst den Nonnenscheier. Sie feiert der Domherr Everhard in seiner Heimath von der Ansetzung des Stiftes Gandersheim, indem er, nachdem er von der ersten Abtissin dieses Klosters, Hathmod (Hathmud), welche eine Schwester Gerberg's war, gehandelt, fortfährt: „und nach ihr ihrer Schwestern zwei, geistlichen Gerborech und Christina, ihre Unterthänigkeit hielten sie an so schönen Tugenden, daß sie vor andern Klosterfrauen leuchteten, so (wie) die Sonne vor den kleinen Sternen thut, von Gelehrtheit (wegen ihrer hohen Abkunft) trugen sie nie hohen Muth, von ihr Edelkeit an bagheden se nicht, sie dachten wol, wie sagt die Schrift: Quanto major es humilia te in omnibus, das mag man zu deutlich wol sprechen also: je du größer bist von Geburt oder Reicheit, je mehr du dich sollst neigen zu der Otmüdigkeit (Demüthigkeit). Gleich auch in guten Werksinnen thaten, die wahre Liebe sie in ihrem Herzen hatten, ihre Herrschaft hielten sie viel otmüdiglichen (Demüthiglichen), dessen lobnet ihnen nun Gott an dem ewigen Reiche“). Unter Gerberg, der zweiten Abtissin von Gandersheim, war, wie aus Hrosmith's Gedichte über den Bau des Klosters Gandersheim hervor geht, die Kirche geweiht. Gerberg war sehr bemüht, die neue Herde zu lehren, wie Hrosmith singt:

Et licet Abbatissa gregem Gerberga recentem
Cautis nervaro crebris monitiis docere.
Conservare aus fuerant quas congrua vitae,
Contra propositum nec quid patrare profanum.

so erforschte doch ihre Mutter Dda, wie Hrosmith weiter singt, mit nachstehender Sorge die Handlungen und Sitten und den Lebenslauf der vereinigten Schwestern (Nonnen), ob sie der Regel entsprächen, und ging selbst mit gutem Beispiele voran. Ein günstiger Umstand zur Begabung des Klosters war, daß Gerberg's Schwester Luibgard Gemahlin des Königs Ludwig II. von Lothland war; auf fromme Bitten der Königin bezeugte er sich freigeigig gegen das Kloster, wie Hrosmith weiter singt:

Sed tradens illi largitur praedia multa
In ius Gerberga contraxit Roetrice amandae
Ipseus illustris Reginae namque sororis.

Ludwig's Nachfolger, Arnulf, bestätigte nicht nur die Schenkungen, sondern vermehrte sie auch durch Schenkung von Winbergen. Deshalb singt Hrosmith von Gerberg, nachdem für Luibgard's Tod beklagt:

Cuius consimilia successit causa doloris,
Abbatissae benia Gerberg qui dedita curis,
Quae praedictorum suffulta juvenine Regum,
Nec non Reginae Germano foedere junctae.

2) I. die Gründung der Hrosmith, De constructione Coenobii Gandersheimensis Carmen v. 319—359, bei Leuckfeld, Ant. Gandersh. p. 420 und nach Hrosmith bei Bocho, Syntagma ap. Meibom. Scriptt. T. II. p. 484.

6) Bei Pitheus a. a. D. S. 525, wo S. 526 noch folgt:

Item

Regum stirpe orta, rebus specieque beata.
Iure superlata Francis Gerberga vocata.

1) Lih. II. Observationum p. 643: „S. Gerburgis fuit filia Ludolphi Saxonum Ducis etc.“

Coenobium donis ornavit saepe curaviss,
Laiibus et quæstum oostis superaddidit amplum.

Da Buccelinus³⁾ angibt, „daß Gerbergus im Jahre Christi 883 oder 884 gestorben, nachdem sie jenen heiligen Jungfrauen vierzehn Jahr auf das Heiligste verstanden,“ so ist wichtig, daß Proschwit von Gerberg fortfährt:

Postquam bis denos, binos quoque praeful annos
Officio vice Rectricis perfuncta prioris
Deposita fragilis mortali ponderis carnis,
Factori statum reddidit ab Arthre receptum,
Orbitalumque sui dimisit avile sorori,
Christiane, procurandam sanctae curandam etc.

Gerberg's Todestag ist als Gedächtnistag in das Martyrologium Benedictinum auf den 24. Juli angesetzt, und sie wird von den Benedictinern unter die Heiligen gezählt. Die Französin Jaqueline Bonette schrieb La vie de Sainte Gerberge, Vierge et Abbesse⁴⁾ und sagt darin: „Gott ehrte ihre Tugend durch mehr Wunder“ vor und nach ihrem Tode, welche sie nicht heiliger machten, aber die doch bewiesen, daß man den Glauben erkannte, daß sie in den Himmel ging, wozu ihre Seele im Triumph nach einer Regierung von 14 Jahren stieg. Sie verschied den 24. Juli im Jahre unseres Herrn 883 oder 884.“ So Bonette, wie auch Buccelinus diese Zeitrechnung angibt. Catalogus Episcoporum Hildesheimensium⁵⁾ sagt zum Jahre 882, daß Bischof Altfred nach dem Tode Hathemud's, der ersten Äbtissin von Gandersheim, ihre Schwester Gerberga zur zweiten Äbtissin gewählt habe, und zum Jahre 883, daß Bischof Bistret, nachdem die Äbtissin Gerberga gestorben, ihre Schwester Christina in der Kirche zu Gandersheim infittirt habe.

2) Gerberg II., Äbtissin von Gandersheim, war die Tochter des Herzogs Heinrich von Baiern, Enkelin des Königs Heinrich I., Bruderstochter Otto's des Großen, weshalb sie dessen Sohn Otto II. seine Nichte nennt⁶⁾. Ihr Vater bestimmte sie, wie man erzählt, auf eine Gläubigkeit, welches in der Marienkirche zu Neuborf der Mutter Gottes gethan, nach geschehener Vereinigung mit seinem Bruder, dem Kaiser Otto I., zur geistlichen Person⁷⁾, und sie kam bald zur Äbtissin, nach dem Annalissa Soro im J. 954, als lebende Äbtissin und Wendilgard's Nachfolgerin. Sie ward nach Dithmar von Merseburg von dem Bischofe Adwin (Dwin) von Hildesheim gewählt. Sie war sehr gelehrt. Die berühmte Proschwit sagt in ihrer vor ihren Gedäch-

ten, zunächst vor der Historia Beatae Mariae Virginis⁸⁾ stehenden Vorrede, nachdem sie aufgeführt, daß Hofard und andere ihre (Proschwit's) Lehrrümpfen gewiesen: „Deinde prona favente elementa regiae indolis Gerbergae, ejus nune subdior domino Abbatiæ, quae aetate minor, sed ut imperialem decebat neptem scientia provecior, aliquot auctores, quos ipsa prior a sapientissimis didicit, me admodum eruditiv.“ Die Dichterin widmete Gerberg'en ihr Gedicht auf Eddo I., welche Zugung beginnt als Praefatio: „Gerbergae illustri Abbatisae, cui pro sui eminentia probitatis haud minus obsequia venerationis, quam pro insigni regalis stemmate e. c.“ und andere ihrer Werke. So die Historia de conversione Hesperati⁹⁾: „En tibi versiculos Gerberg fero donna novellos.“ Eine der andern Zugungen beginnt:

Salve Regalia proles clarissima stirpis
Gerberg illustra moribus et studiis.

Sie sagt weiter, daß sie ihr diese carminula zu reinigen gebe, und feiert sie weiter unter als Leherin wieder, indem sie sagt, sie möge diese schmutzige Camöna (Muse) reinigen:

Ac fulcitur tui flore magisterii.

Quae laudem Dominar studium supportet alumnae
Dotricique piaae carmina discipulae.

Man versteht mit der größten Wahrscheinlichkeit unter der Äbtissin Gerberg, von welcher Dithmar von Merseburg¹⁰⁾ sagt: „Hujus (des Erzbischofs Gero von Köln) obitum cuidam Abbatisae Gerbergae, quam propter castitatem mentis et corporis idem multum dilexit, aecum saepe detinuit e. c.“ und nun weiter erzählt, daß der Teufel die Stunde des Todes dieses Erzbischofs ihr verkündigt habe, die Äbtissin dieses Namens von Gandersheim sei. Die Sage, daß der Teufel die Äbtissin Gertrud geschlagen, paßt auf ihre langwierige Krankheit, die sie zum Tode endlich führte. Da Erzbischof Gero von Köln im J. 974 und Gerberg im J. 1002 starb, so paßt das post innumeros dies des Dithmar ganz auf die Äbtissin von Gandersheim. Wahrscheinlich will der Geschichtsschreiber hier wegen der Weissagung durch den Teufel und weil dieser sie, weil sie das Geheimnis des Erzbischofs vertraut, so geschlagen, daß sie nach unzähligen (nach dem Annalissa Soro und dem Chronographus Soro wenigen) Tagen dieses gebrechlichen Lebens mit dem ewigen vertauscht habe; hier (Lib. III. p. 49) nicht näher bezeichnen. Doch weiter unter (Lib. IV. p. 76) erzählt Dithmar (der Annalissa Soro zum Jahre 995), daß Herzog Heinrich von Baiern von Magdeburg nach Gandersheim gegangen, „wo Frau Gerberg, seine Schwester, Äbtissin war.“ Er starb in Gandersheim. Der Umstand, daß er (Heinrich der Jänker) gegen den Kaiser Otto II. Unruhen er-

3) Monologium Benedictinum d. 24. Julii p. 517. 4) Zu dem zu Paris 1670 unter dem Titel: L'Année Benedictine Jul. 24. p. 297 herausgegebenen Benedictinischen Jahrbüchern. 5) Vergl. Buccelinus l. I. p. 517: „Kissult Abbatisa sanctissima insigni cum in vita tam post mortem miraculorum gloria,“ und handelt nun weiter davon, wie begeistert ihre Beispiel auf Schwestern anderer Frauenzimmer gewirkt habe. 6) Bei Lehnste, Script. T. I. p. 773. 7) „qualiter neptis nostra, Gerberg nominata, Gandersheimensis coenobii Abbatisa“ sagt Otto II. in der Urkunde vom J. 973 (bei Reuter, Script. ex edit. Junianis p. 327). 8) Leuchfeld, Ant. Gandersheim. p. 320. 321. Nach dem Annalissa Soro (col. 308) ward Gerberg im J. 870 Äbtissin.

9) Vor dieser findet sie sich unmittelbar, weshalb sie als Praefatio in Historiam etc. führt wird; bei Schurzleisch, Hessewitzer Opera p. 78 ff. et in Opera sua, carmine conscripta Praefatio.

10) Bei Schurzleisch p. 145. 11) Lib. I. Wagners'sche Ausgabe S. 48. 49.

regt hatte, hat zu der Sage, welche Eberhard in seiner Reimchronik¹²⁾ darstellt, Veranlassung gegeben, daß er von diesen Kathedern genannt worden, nicht zu der Aebtissin Gerberg zu treten, denn sie hätte eine starke Verfassung zu Gunsten ihres Bruders machen lassen. Er habe doch auf einen Berg der Stadt sich begeben, um in der kleinen Kirche St. Georgi zu beten und habe sich von den Nonnen nicht empfangen lassen wollen. Die Aebtissin habe begonnen, den Saum seines Rosses zu fassen. Der König habe es aber, als ihm unangenehm, zurückgewiesen. Doch habe man vermittelt, daß er der Aebtissin, da sie unschuldig, wieder seine Huld geschenkt. Als Gerberg in dem oberen Theile der Feste Sandersheim ein Nonnenkloster bei der St. Marienkirche gestiftet und begabt, und namentlich proprietatem suam Sundronholf, in pago Gollochkeune, et comitatu Gerungis consensum ihm gegeben, bestätigte Kaiser Otto I. nicht nur diese Stiftung, sondern vermehrte auch die Besetzungen dieses (nämlich des neuendorfer) Klosters im J. 973¹³⁾. Im nämlichen Jahre erlebte Gerberg das Leid, daß ihre Abtei abbrannte, an welcher sie Zeit ihres Lebens genug zu bauen hatte; und als sie endlich fertig war, konnte sie sich doch wegen des Streites zwischen dem Erzbischofe von Mainz und dem Bischofe von Hildesheim über dieses Stift der Einweihung der von ihr erbauten Kirche nicht erfreuen. Sie litt an einer langwierigen Krankheit und mußte die Versorgung der Festsitzenden der Sophia übertragen, worüber das Nähere bei Langmarus in der Vita Bernardi Cap. 17 sich findet. Im J. 990 besuchte Kaiser Otto III. die Aebtissin Gerberg zu Sandersheim und ertheilte ihr das Mung- und Zollrecht. Er bat die Aebtissin, daß sie seiner Schwester Sophia Urlaub gebe, damit sie mit ihm des Reichs eine Weile pflege¹⁴⁾. Aber Gerberg gab diesen Urlaub, als der Klosterzauch nachtheilig, nur sehr ungern. Sophia ward, als Gerberg 1002 starb, ihre Nachfolgerin in der Abtei. Mit Gerbergs Tode verfiel alle Herrlichkeit des Stiftes, und mit ihr ward alle Sucht der ersten Stiftung hinausgetragen. Bei ihrer langen Krankheit¹⁵⁾ ward schon der Verfall der Klosterzeit eingeleitet¹⁶⁾. Da nämlich viele Nonnen der alten Disciplin abgingen und die Aebtissin krank war, ergaben sich viele jüngere Nonnen

einem weichen Schwelgerischen Leben und Sophia ruo diesem auch nicht abgenigt. (Ferdinand Wächter.

Gerbergis, f. Gerberge.

Gerberia = Gerbera.

Gerberlohe, f. Gerben.

GERBERON (Dom Gabriel), Benedictiner von der Congregation St. Maur und eifriger Jansenist. Geboren den 28. Aug. 1628 zu St. Calais in der Landschaft Maine, studirte Philosophie bei den Vätern des Theatinerordens zu Rembome, wurde 1647 Mitglied des Magistrates in seiner Vaterstadt, entsetzte das Jahr darauf der Welt, und ging in die Benedictinerabtei St. Melaine zu Rennes, wo er zu Ende 1649 sein Gelübde ablegte. Wen da ging er 1651 nach Mont St. Michel, setzte hier seine Studien in der Philosophie und der Theologie fort. Im J. 1655 nahm er die Priesterwürde an. Nach Verlaufe von drei Jahren bestimmte ihn sein Orden zum Lehrer der Rhetorik, Philosophie und Theologie in der Abtei Bourguenil, dann zu St. Denys und Compiègne, an welchem letzteren Orte er zugleich Unterprior wurde. Hier, wo er ausschließlich Theologie vortrug, fing er an, sich zum Jansenismus hinzuneigen und wich in seinen Vorträgen über die Menschwerdung, die Sacramente und die Buße von den Lehren der Schule ab, indem er sich darin an die Dogmen der Concilien und Kirchenväter angeschlossen. Deshalb wurde er von Oberrathen bei seinen Obren verlagst, worauf er als Unterprior nach St. Benoît an der Loire versetzt wurde; gleichwohl fuhr er fort, seine Lehrlinge in den Vorträgen beizubehalten, bis man ihn 1663 seiner Stelle entsetzte und in die Abtei Couture zu Mans verlegte. Von da begab er sich in mehrer Kloster der Bretagne und 1666 erhielt er vom Generalkapitel Befehl, sich in die Abtei St. Germain des Prés bei Paris zu begeben, wo er neben dem Posten eines Priorats den theologischen Studien oblag. Besonders beschäftigte er sich im Auftrage seines Ordens mit der Bearbeitung einer Benedictinertheologie und als dieselbe einem Anderen aufgetragen wurde, seit 1670 mit einer neuen Ausgabe der Werke des heiligen Augustinus unter der Aufsicht und Mitwirkung des Paters Delsau, die aber durch dessen plötzlichen Sturz (1675) unangeführt blieb, nachdem Gerberon, durch freie Aufseher aus Jesuiten und einige Große vertrieben, schon 1672 als Suprior nach Argentuil und als seine Gegner ihn auch hier der Hauptstadt noch zu nahe glaubten, im Frühjahr 1675 nach Corbie vertrieben worden war, wo aus Mifällen an seiner sittlichen Strenge mehr leichtfertige Brüder (es werden deren drei genannt) Anlaß nahmen, ihn des Jansenismus halben, welchen er auch nicht verhehlt hatte, durch den Pater Lathaise am königlichen Hofe anzuklagen. Ludwig XIV., welcher die Jansenisten verfolgte, beschloß ihn verhaften und nach Paris in die Bastille führen zu lassen. Der Gesandte aber, welcher diesen Befehl ausführen sollte und am 14. Jan. 1682 in Corbie anlangte, erweckte durch seine Fragen nach den Eingängen der Abtei Verdacht bei dem Bürgermeister, der den Mönchen sofort Mitteilung davon machte worüber Gerberon die

12) Cap. 36 bei Leuckfeld p. 406. 13) f. die Urkunde in Henrici Meibomii Notae ad Hrosvithae Panegyricum in Od-

in Henrici Meibomii Notae ad Hrosvithae Panegyricum in Od-

in Henrici Meibomii Notae ad Hrosvithae Panegyricum in Od-

in Henrici Meibomii Notae ad Hrosvithae Panegyricum in Od-

in Henrici Meibomii Notae ad Hrosvithae Panegyricum in Od-

in Henrici Meibomii Notae ad Hrosvithae Panegyricum in Od-

in Henrici Meibomii Notae ad Hrosvithae Panegyricum in Od-

in Henrici Meibomii Notae ad Hrosvithae Panegyricum in Od-

in Henrici Meibomii Notae ad Hrosvithae Panegyricum in Od-

unruhig und auf seine Sicherheit bedacht mit Erlaubniß des Priors sich wenigstens auf einige Tage nach Amiens begab, wo er schon am folgenden Tage vernahm, daß er sich über den Zwed der Erscheinung des königlichen Geistes zu Corbie nicht getäuscht hatte. Seine Freunde gaben ihm Geld zur Flucht nach den Niederlanden, auch weltliche Kleidungsgüter, die er jedoch nicht annahm. Am 20. Jan. kam er nach Brüssel, wo er durch Vermittelung des Franziskaners Gobieliß bei der Baronin v. Steenpuis für einige Wochen untergebracht wurde. Im März d. J. begab er sich in weltlichen Kleidern, die er nun erst anlegte, über Antwerpen nach Delft, wo ihm sein Schiffsatzgenosse Anton Arnaud eine sichere Unterkunft verschaffte. Er nahm den Namen Augustin Kergre an, welchen er auch während seines Aufenthaltes in den Niederlanden stets beibehielt. Mittlerweile verschaffte man ihm, nachdem er sich den ganzen Sommer bei einem Pfarrer, Namens von Erkel, aufgehalten hatte, die Verwahrung einer Pfarrei zu Rotterdam.

Seine Flucht hatte indessen schlimme Folgen für seinen Orden gehabt. Der Prior von Corbie war, weil er auch verhaftet werden sollte, geflohen, zu St. Denys wurden mehrere Ordensleute in Haft und die zu Corbie vom Prior zu St. Denys ins Verhör genommen, kannten aber weder die Bücher und Schmähschriften, die Gerberon geschrieben, noch wußten sie etwas von dem Zwede der Rixe, welche dieser zwei Jahre vor seiner Flucht nach Flandern eben dahin in der Stille unternommen haben sollte. In einem Schranke der Klosterbibliothek fand er den *Miroir de la piété chrétienne* und den *Miroir sans tache* von Gerberon, welche Schriften sofort ins Feuer geworfen wurden. Gleichwohl wurde der Prior nach seiner Entfernung von jenen drei Bösewichtern, welche Gerberon ins Unglück gestürzt hatten, der Verlesung seiner Vollmacht, und ihr eigener Prior, der schon geflohen war, des Einverständnisses mit Gerberon bei dem Minister Seignelay angeklagt. Darauf folgten neue Untersuchungen im Kloster zu Corbie, besonders über die Flucht und die Schriften Gerberon's. Es fand sich aber unter den vom Pater zurückgelassenen Papieren nicht das Geringste, was einer Verschuldigung verdächtig sein konnte. Auch in Amiens zog der königliche Bevollmächtigte Erkundigungen über Gerberon ein, ersuhr aber auch hier Nichts, was gegen ihn sprechen konnte; und weil sein Aufenthalt unbekannt geblieben war, so wurde er am 28. Nov. 1682 öffentlich unter Trompetenschall ausgerufen und verurtheilt. Dadurch erst erhielt Gerberon zu Rotterdam Kunde von dem, was inzwischen gegen ihn und seine Freunde in Frankreich war vorgenommen worden. Er hielt nun es für nöthig, sich bei dem Minister Seignelay selbst wegen seiner Flucht zu entschuldigen, die falschen Anklagen zu entlarven, und den Verdacht von Unbäuglichkeit an die jansenistischen Lehrsätze dadurch zu vermindern, daß er ein Glaubensbekenntnis von der Lehre der Gnade und Gnadenwohl aufsetzte, ebsonen er den Minister in diesen Dingen nicht für seinen Richter erkannte. Am 15. Jan. 1683 schickte er diese Schrift ab. Später sendete er noch

eine Verantwortung gegen die Anklagen nach, in der Sache des Regals gegen den Hof geschrieben und den Erzbischof von Paris in Schriften, die er nur ihrer Anonymität wegen verlegen konnte, angegriffen zu haben. Diese Schrift wurde unter dem Titel: *Manifeste ou Lettre apologétique* gedruckt und ist auch im 5. Bande der *Cas de conscience* zu finden.

Nun ließ er sich im J. 1689 auf die Nachricht, daß der Krieg zwischen Holland und Frankreich unvermeidlich wäre, zu seiner Sicherheit das Bürgerrecht zu Rotterdam ertheilen, ließ sich aber unterdessen mit dem dasigen protestantischen Pfarrer Jurieu in dogmatische Streitigkeiten ein und suchte deshalb dessen Verfolgung¹⁾. Er begab sich daher 1690 unter dem Verwande, bessere Lust für seine Gesundheit zu suchen, nach Brüssel, wo er mehr leidenschaftliche Streitschriften, unter andern auch gegen den Erzbischof von Mecheln und andere bürgerliche Prälaten, herausgab. Am 30. Mai 1703 wurde er auf Betrieb der spanischen Regierung, nachdem seine Freunde Duessel und Brigid dasselbe Schicksal erlitten hatten, durch den Greisvor von Susteren verhaftet, in das Gefängniß nach Mecheln abgeführt und seine Papiere, Schriften und Bücher in Beschlag genommen. Nachdem er vor dem Erzbischofe von Mecheln drei Verhöre vom 9. Aug. bis 20. Nov. bestanden hatte, verurtheilte ihn dieser im Beisein mehrerer Aeloren als der jansenistischen Irrthümer überführt zur Unterschrift des Formulare von Papst Alexander VII. (vom J. 1656) mit Rücksicht auf dessen Bulle von 1685, sowie zur Rücksendung an seine Oberen in Frankreich, um von diesen noch strenger bestraft zu werden. Die Abführung Gerberon's nach Amiens erfolgte auch, weil er mit einer Appellation gegen das Urtheil gedroht hatte, schon zu Ende Decembers 1703 unter starker Bedeckung. Hier in die Citadelle gebracht widerfuhr ihm viele Schonung vom Bischofe dieses Kirchenprengels, der sich auch mit Erfolge für ihn beim Papste verwendete; allein seine Feinde setzten durch, daß er am 6. Jan. 1707 nach Vincennes in strengere Haft gebracht wurde. Hier zwang ihn der Cardinalerzbischof von Paris, de Noailles, unter Mithilfe des Paters Letellier seine Unterschrift des Formulare von Alexander VII., der er sich bereits in Amiens unterworfen hatte, nochmals zu bekräftigen, und als er dies that, erhielt er im April 1710 seine Freiheit wieder²⁾. Er lebte, wie es scheint freiwillig, den 25. April 1710 in die Abtei St. Germain des Prés zurück, wo er abermals jene Unterschrift wiederholen mußte. Nach Verlaufe eines Monats schickte man ihn in die Abtei St. Denys, wo ihm, wie zu St. Germain die Beobachtung seiner Obeden sehr zur Last fiel und er bittere Reue empfand, von Vincennes weggangen zu sein. Indessen mußte er nun bis an seinen Tod, der

1) I. seine Schrift: *Critique ou Examen des préjugés du Ministre Jurieu contre l'Eglise Romaine* 1690. 2) Ueber diesen Widerruf Gerberon's ersahen die vom 26. Mai 1710 datirte Lettre d'un ancien Chanoine de la Cathédrale de B. etc. touchant la prétendue rétractation de D. Gabr. Gerberon, où l'on explique par quels artifices elle a été extorquée.

am 29. März 1711 erfolgte, hier unter neuen Stürmen ausfallen, welche ihm der einer vertrauten Person dieſtete Entwurf ſeiner Schrift *Le vain triomphe des Jésuites* dans la rétraction de D. Gerberon (theils zur Schwächung des Troſtens ſeiner Feinde, theils zur Beruhigung ſeiner aufgebrachtten Freunde wegen ſeines von de Noailles veröffentlichten Widerrufs) zugezogen hatte. Zwar war er dabei überrascht, die Schrift unterdrückt, gleichwol aber nicht verbunden worden, daß ſie in Wiſchriſt umhergetragen wurde. Glücklicher war er mit ſeinem am 16. Aug. 1710 an den Papſt Clemens XI. gerichteten Schreiben, welches den Späthern entzogen, auf geheimen Wegen nach Rom geſchickt werden konnte. In demſelben beklagte er ſich, daß ſeine Verbrüder zu ſeiner Mutterschrift des Formulars und zu ſeinem Widerruf durch Ueberredungskünſte ſeine körperliche Schwäche — er ſoll damals an der Wicht krank gelegen haben — benützt und ſeine Erklärungen ſo gemißbraucht hätten, als habe er die Lehren des heiligen Auguſtinus, was ihm doch nicht in den Sinn gekommen wäre und wogegen er proteſtirt, abgeſchworen. Ingleichen ſtand er nicht zu, daß ſeine Schriften le *Miroir de piété* und le *Miroir sans tache* Irrthümer enthielten. Dagegen aber verworf er gegen ſeine frühere Geſinnung die fünf Lehrsätze in G. Janſen's Schrift „*Augustinus*“, welche auch der apoſtoliſche Stuhl 1653 verdammt, Gerberon ſelbſt jedoch in der nicht gedruckten Schrift *Unvrage dans lequel on montre que M. Janſenius Evêque d'Ypres, loin d'avoir enseigné dans son Augustin les cinq propositions condamnées, que personne n'y trouve, a enseigné les cinq propositions qui leur sont directement contraires*, mit der bekannten ſeinen Ausſpruch ſeiner Geſinnungsgewiſſen vertheidigt hatte. Die Wirkungen dieſes Schreibens ſind nicht bekannt, ließen auch keinen günſtigen Eindruck auf den Papſt erwarten, der ſeit 1705 ſich entſchieden gegen die Janſeniſten erklärt hatte. Noch aus ſeinem Sterbebette widerrief er in ſeinem 83. Lebensjahre dasjenige, was ihm gegen ſeine innere Ueberzeugung zu Vincennes und zu St. Germain des Prés war abgepreßt worden. Der altſchwache Gerberon konnte mit allen dieſen Proceduren nicht unterdrücken, was er am 15. und 22. April theils an den Vater Kellier, des Königs Reichstrater, theils an den Cardinalsbiſchof von Paris über ſeine damalige Bekämpfung mit Keufungen der Dankbarkeit geſchrieben hatte.

Die Schriften nun, welche Gerberon theils gedruckt, theils in Handſchrift, entweder unter ſeinem Namen, oder, und zwar zumeiſt ohne denſelben, beſonders unter verſchiedenen fremden Namen in Menge hinterließ, haben theils die Dogmen von der Prädeſtination, von der Gnade und Gnadenwahl, oder vom freien Willen, theils die Moral nach der Strenge der Janſeniſten, oder die Erweckung der Andacht, theils die Empfehlung der heiligen Schrift in Uebersetzungen der Landesſprachen zur Lectüre der Laien, theils die Kirchengwiſſchaft, theils endlich das katholiſche Kirchenrecht zum Gegenſtande. Nur bei wenigen von ihnen iſt man mit Recht in

Zweifel geblieben, ob er der wahre Verfaſſer derſelben ſei; bei vielen aber, wo man deshalb ungewiß war, gibt der Abrégé de la vie de D. Gerberon, écrit par lui-même in dem *Neurologio des Port-Royal* die ſicherſte Auskunft. Mehrere wichtige Schriften hatte er ſchon vor 1672 geſchrieben, ſie ſind aber viel ſpäter durch den Druck bekannt worden. Obenan ſteht unter ſeinen dogmatiſchen Schriften der berühmte, unter dem Namen *Florie de Sainte-Foi* veröffentlichte und mit ſeiner geſchriebene *Miroir de la piété chrétienne, où l'on considère avec des réflexions morales l'enchaînement des vérités catholiques de la Prédestination et de la Grâce de Dieu, et de leur alliance avec la liberté de la créature* (Brüſſel 1676, vermehrt zu Lüttich 1677 und mehrere andre Ausgaben), welches Werk indessen in ſeinen *Méditations chrétiennes* sur la providence de Dieu au salut des hommes, 1689 eine andere Faſſung erhielt; ferner um den darauf erſcheinenden jeſuitiſchen Angriffen zu begegnen, ſein *Miroir sans tache* etc. unter dem falſchen Namen *Abbé Valentin* erſchienen zu Brüſſel 1680. Dierzu kommen ſeine *deux lettres d'un Théologien, l'une à M. le Cardinal Grimaldi, archevêque d'Aix, l'autre à M. l'archevêque de Reims*; beſtändig in le combat des deux cleſs etc. 1678 u. ſ. Sein *Catechisme de la pénitence* (Paris 1672 und 1676.) iſt bies die Uebersetzung eines latiniſchen Werkes von Rauvour. Darauf folgte ſein 1675 geſchriebener, aber erſt 1892 in Göttingen gedruckt *véritable Penitence ou Apologie de la Pénitence*. Gegen den Jeſuiten Hazart ſchrieb er la *vérité catholique victorieuse* (Amſterdam 1684.), welche Schrift von Brofen auch ins Holländiſche überſetzt worden iſt. Gegen denſelben Jeſuiten ſind gerichtet ſeine *Réflexions chrétiennes*, Antwerpen o. S. (1685?). Mit dieſen Schriften über Gnade, freien Willen und Prädeſtination hängen noch eine Menge andere kleine und größere Werke Gerberon's von gleichem Inhalte zuſammen, die theils gleichzeitig, theils ſpäter bis 1702 gedruckt wurden. In ähnlichen dogmatiſchen Beziehungen ſtehen hiermit ſolgarbe von ihm veröffentlichte Werke, die *Apologia pro Ruperto Abbate Tutiensi* etc. (Paris 1669.); *Acta Marii Mercatoris S. Augustini Ecclesiae doctoris discipuli*, unter dem Namen *Alibert* zu Brüſſel 1673 erſchienen; des *Sancti Anselmi* ex *Beccensi Abbate Cantuariensis Archiepiscopi* opera, necnon *Eadmundi monachi Cantuariensis Historia Novorum et alia opuscula* (Paris 1675 fol. und 1721.), vom Abte *Galleſis* herausgegeben; dann *Sanctus Anselmus per se docens* (Leift 1692.); ferner *Michaelis Bail (de Bay)*, celeberrimi in *Lovanienſi Academia theologi*, opera etc. (Göttingen 1696 in 4.); die *Traduction du traité de S. Augustin de la Grâce et du libre arbitre* und die *Traduction du traité de S. Bernard*, letztere trübte mit ſeinen deux lettres à M. Bossuet, évêque de Meaux zu Louvrou 1698 gedruckt. Zu ſeinen mit großer Feſtigkeit verfaßten Streichſchriften über die janſeniſtiſchen Dogmen, ſowie über *Cornélius Janſen* ſelbſt in engerem Sinne, gehören die *Défense de l'église*

Romaine touchant les vérités de la prédestination et de la Grâce efficace, 1684 (1685); Factum pour les héritiers de Jansénius contre le père Hazart und Disquisitiones duae historicae de praedestinatione gratuita et gratia ex se efficaci, 1697, welche, weil sie von der Inquisition verdammt wurden, 1699 zu Paris von ihm in der französischen Uebersetzung: traité historique sur la Grâce et Prédestination, par l'abbé de S. Julien erschien; ferner Lettres de M. Corneil Jansénius, Evêque d'Ypres, et de quelques autres personnes à M. Jean du Vergier de Maunran, Abbé de S. Cyran (dem bekannten Freunde Jansen's), avec des remarques historiques et théologiques, par François du Vivier (Göln 1702.), welche Schrift gegen des Jesuiten Pinthureau Schmähschrift la naissance du Jansénisme découverte gerichtet ist. Noch sind zu erwähnen seine Notationen in notioneum libertatis a Doctore Arnaldo in ejus Idea delineant, o. 3.; la fable du tems, on ne Coq noir qui bat deux Renards 1674; Abrégé de la doctrine chrétienne touchant la prédestination et la grâce, contre les semi-pélagiens etc. (Utrecht 1700.); Ecrit contre la conduite et la doctrine de M. l'archevêque de Malines, 1690, nebst Justification générale des plaintes que l'on avait faites des sentiments et de la conduite de M. l'archevêque de Malines, 1691; Examen de la réponse aux plaintes contre la conduite de M. l'archev. de Malines und Norisius ant Jansenianus, aut non Augustinianus demonstratur a Lud. Maignin (Rouen 1689.) u. m. a.

Zu seinen besten moralischen Schriften gehören besonders la règle des moeurs contre les fausses maximes de la morale corrompue etc. (Göln 1688 und 1712, Rouen 1733, Utrecht 1735.) und la Confiance chrétienne appuyée sur quatre principes inébranlables, 1703. Ueber und gegen das Formular schrieb er mehrere Broschüren, so die Lettre à un Seigneur d'Angleterre, s'il est bon d'employer les Jésuites dans les Missions, 1686; die Ecrits contre le Formulaire, die difficultés proposées à M. l'Evêque de Gand, die Question de religion et d'état und die Ecrit pour les filles de Binch nebst seinem Avis politique sur le Formulaire, 1693, seinem premier et second Entretien d'un Abbé et d'un Jésuite de Flandre etc., 1692 und 1693, u. m. a. Die zur Geschichte des Jansenismus gehörenden Schriften von Gerberon sind Mémoires historique de ce qui s'est passé depuis l'année 1647 jusqu'en 1653, touchant les cinq propositions tant à Paris qu'à Rome (Göln 1676.) nach einem Tagebuche St. Amour's. Darauf arbeitete er eine Geschichte des Jansenismus in lateinischer Sprache mit urkundlichen Beweismitteln zu Brüssel aus, die nicht im Druck erschienen ist, wol aber folgte ohne Nennung seines Namens 1700 zu Amsterdam seine Histoire générale du Jansénisme, contenant tout ce qui s'est passé en France, en Espagne, en Italie, dans les Pays-bas etc. au sujet du livre intitulé: Augustinus Cornelii Jansenii, par

M. l'abbé ***, 3 Bände in 8. Obschon ein Auszug aus dem größern, ungedruckt gebliebenen, lateinischen Werke und von 1640 bis zum Friedensvertrage Clements IX. 1668 die Geschichte dieser Zeit erählend, ist das Werk doch sehr reichhaltig zu nennen. Vorher gab er heraus die Adumbrata ecclesiae Romanae catholicaeque veritatis de Gratia, adversus Melchioris Leydeckeri in sna historia Jansenismi hallucinationes, iniusatae criminationes, defensio, in Batavien 1696. Gleichfalls polemisch ist gegen dieses geschichtliche Werk von Leydecker seine nicht von Juchimern freie Epistola Christiani Philireni etc. Auch kann hierher seine Schrift l'Eglise de France assigée etc. par le sieur Poitevin, 1688, gerechnet werden. Seine histoire du formulaire erschien in neuester Ausgabe noch zu Göln 1755.

Zum Schutze der Lectüre der heiligen Schrift in den lebenden Volkssprachen schrieb Gerberon eine Menge Flugblätter, z. B. Défense du livre de M. de Castorie; Instructions courtes et nécessaires à tous les Catholiques des Pays-Bas, touchant la lecture de l'Ecriture sainte en langue vulgaire, die nur in holländischer Sprache 1690 gedruckt worden ist, ferner difficultés adressées à M. de Hornes, Evêque de Gand par les Catholiques de son diocèse touchant la lecture de l'Ecriture sainte en langue vulgaire; Quaestio juris: 1) an Caroli V. edictis lectio scripturae sacrae prohibita sit? 2) an Virgines Binchianae poenas incurrint a Carolo V. statutas? Decretum Archiepiscopi Mechliniensis contra Scripturae sacrae lectionem notis illustratum 1691.

Wider den Mißbrauch der geistlichen Pfünden schrieb Gerberon das große Auffsehen erregende Buch: l'abbé commendataire, par le Sieur de Fraismont (Göln 1674.), und weil ein Parlamentsadvocat, d'Aucour, ihn deshalb angriff, so antwortete er darauf in seinen Sentimens de Criton sur l'entretien d'un Religieux et d'un Abbé touchant les commendes (Utrecht 1674.). Andere Rückschriften waren sein Catechisme du Jubilé et des Indulgences (Paris 1675.) und Jugement du bal et de la danse. (Paris 1679.) Auch einige das Kirchenrecht betreffende, oder das Patronat angehende Schriften sand Gerberon Veranlassung herauszugeben, mehrere anderen kleinen Schriften zu geschweigen, welche die damalige in Glaubens- und kirchlichen Dingen bewegte Zeit hervorrief, da der kenntnißreiche und samplustige Gerberon Nichts unbenutzt vorübergehen ließ, worin er nicht seine Meinung äußern zu können glaubte.

Daher griff er auch, um ein Wort zur Verbesserung der gottesdienstlichen Mißbräuche in der katholischen Kirche mit zu reden, die 1673 zu Gent erschienene merkwürdige Schrift des teutlichen Katholiken Adam Widenfels (nicht Widenfels) zu Göln: Monita salutaria B. V. Mariae ad cultores suos indiseratos, worin gegen die unverständige Verehrung der heiligen Jungfrau Maria und der Heiligen überhaupt gerichtet wird, begierig auf, und

machte sie, ohne doch damit jene Verehrung überhaupt gänzlich zu vernichten, durch eine französische Uebersetzung (Paris 1674) seinen Landsleuten bekannt. In gleichem Sinne schrieb er seine Lettre à M. Abelly Evêque de Rhodéz, touchant son livre de l'Excellence de la S. vierge, 1674; verdarb es aber, trotz seiner andern Schriften über die wahre Anbacht, bei allen Vernünftigen durch seine ernsthaft gemeinte Geschichte des angeblich im J. 800 aus Jerusalem nach Frankreich gebrachten heiligen Kodes und dessen Wunderthaten, die unter dem Titel Histoire de la Robe sans couture de N. S. Jésus-Christ, qui est révéraée dans l'église du monastère des Religieux Bénédictins d'Argenteuil, avec un abrégé de l'histoire de ce monastère (Brouvais [?] 1676.) erschien und von 1680 bis 1745 noch fünf Auflagen erlitt. Seine Etrennes et avis charitables à MM. les Inquisiteurs en vers, 1700, sind giftige Angriffe auf die Verfolger der Janenisten. Man hat noch von ihm Nouvelle logique en Français par dialogues (Brüssel 1703.) und eine Logique courte et facile pour toutes les personnes qui veulent apprendre à raisonner juste. (Brüssel 1703.) Seine dissertation endlich sur la Pâque de l'année 1666, worin er nachwies, daß für genanntes Jahr Ostern irrthümlich am 25. April gefeiert wurde, ist nicht gedruckt worden³⁾. (B. Niese.)

GERBERT (Sylvester II.). Es ist hergebracht, das 10. Jahrh. vor allen das barbarische, das für wissenschaftliche Bildung unergiebige zu nennen. Ob dies Urtheil in solcher Ausdehnung gerechtfertigt sei, darf nach neuern historischen Untersuchungen mit einigem Rechte bezweifelt werden, immerhin aber scheint ein Abstand gegen die Zeiten rückwärts sowohl wie vorwärts eingeäumt werden zu müssen. Denn die folgenden zeigen, wenn nicht mehr, doch Anfänge einer nationalen Cultur, die vorübergehenden spinnen wenigstens die Ueberlieferungen des classischen Alterthums weiter, bewahren soviel als möglich die ererbten Schätze; in dieser Zeit aber ist eine Ruhepunkt, eine Pause, bevor die neben einander strebenden Nationen für sich allein zu arbeiten beginnen. Auf diesem dunkeln Hintergrunde hebt sich um so glänzender die Erscheinung einer großen Persönlichkeit ab, die fast Alles, was Bildung heißt, in sich vereinigt, die die erste Stelle nach allen Seiten geistiger Thätigkeit einnimmt: Gerbert's, des nachherigen Papstes Sylvester II. Gerbert ist Kircher, Philosoph, Astronom und Mathematiker, seiner Kenner des Alterthums, er ist nicht minder Diplomat und Staatsmann und zuletzt Fürst der Kirche. Ist es zu verwundern, daß das Mittelalter, dem es unbegreiflich war, so viele Vorzüge in

einem einzigen Menschen vereinigt zu sehen, ihn einen Zauberer nannte? In gewisser Beziehung ist übrigens die neuere Zeit kaum besser daran als jene nachsten Epochen, wir wissen von Gerbert zu wenig, als daß wir ein genaues Urtheil über ihn fällen könnten, manche Seiten seines Wesens sind uns noch unerschlossen und selbst, nachdem die Bücher seines Schülers Riger von Perz wieder aufgefunden sind, bleibt noch so Vieles an ihm unklar, daß es erklärlich wird, wie die Einen ihn preisen, die Andern, und unter ihnen zum meisten Gerbrer (Kirchengeschichte II.), auf das Heftigste angreifen können. In den letzten Jahrzehenden ist Manches für Aufhellung dieses Dunkels geschehen. Hod (Gerbert oder Papst Sylvester II. und sein Jahrhundert. [Wien 1837.]) ist als eifriger Vertheidiger Gerbert's aufgetreten und hat mit großer Schärfe und Gelehrsamkeit zusammengefaßt, was zu diesem Zwecke dienen kann; Wislmann's in den Excursen zum II. Theile 2 der Ranke'schen Jahrbücher des teutschen Reichs unter dem sächsischen Haufe hat besonders seine politische Wirksamkeit in Rheims unterfucht und für die Erklärung seiner Briefe Ueberraschendes geleistet; Büdinger endlich (Gerbert's wissenschaftliche und politische Stellung. [Saff 1851.]) faßt die Resultate jener zusammen, gibt indessen auch sehr viel Neues über seinen Aufenthalt in Spanien und bestimmt die Chronologie seines Lebens. Die letztere, sehr gründliche Schrift gibt außerdem einen Nachweis der Literatur über Gerbert. Wir haben von Gerbert's Hand zwei Abhandlungen philosophischen Inhalts, deren eine: de sanguine et corpore Domini noch Babilon dem Abte Jerriger von Lobbes zuschrieb und erst Perz dem eigentlichen Autor vindicirte; in der zweiten: de rationali et ratione uni, gibt er sich selbst als Verfasser an; beide stehen bei Perz, Thesaur. nov. anecdot., wo sich auch seine mathematischen Abhandlungen finden. Seine Briefe, wissenschaftlichen wie politischen Inhalts, sind ausgenommen in Du Chesne's Historiae Francorum scriptores. Die Verordnungen, welche er als Papst erlassen, findet man in Ph. Jaffe, Regesta Pontificum Romanorum. (Berolini 1851.)

Ueber das Jahr, wie über den Ort der Geburt Gerbert's, steht Nichts fest, doch läßt sich vermuthen, daß er um die Mitte des 10. Jahrh. in der Nähe der Stadt Aurillac oder in dieser Stadt selbst geboren sei; seine Kettern scheinen nach einem seiner Briefe untergeordneten Standes gewesen zu sein. Gerbert wurde bald in das Benedictinerkloster, das Graf Gerad in Aurillac gründete, aufgenommen, zeichnete sich vor andern Schülern des Klosters aus und begab sich dann auf Reisen. Ademar bei Perz (Mon. Germ. VI, 130) sagt: „causa sophiae primum Franciam deinde Cordobam lustrans,“ und Wilhelm von Malmesbury, der Erste, welcher von Gerbert's Zauberkünsten berichtet, erzählt ferner, er sei Nachts aus dem Kloster entflohen und habe bei den Sarazenen in Spanien Astrologie und andere Künste erlernt. Mit Recht macht Hod darauf aufmerksam, daß an diese Reise sich die Sagen von Gerbert als Hexenmeister knüpfen, Büdinger jedoch erhebt

3) Benutzt wurden außer Oudard, la France littéraire III, 339; Beauvois, Dictionnaire biographique etc. I, 1236; Dictionnaire universel, historique, critique etc. VII, 389 seq. nach Kaffins, Geschichte der Congregation von S. Rour, Benedictinerorden, in der teutschen Bearbeitung I, 483—548, wo auch alle die zahlreichen Werke Gerbert's verzeichnet sind, mit Gerbert's christlicher Kirchengeschichte seit der Reformation. 7. Band.

gegen einen längern Aufenthalt im Dmmeisadenreiche begründete Zweifel, hält sogar einen kurzen Auszug dahin für unwahrscheinlich und macht es glaublich, daß sein astronomisches und mathematisches Wissen aus der spanischen Art stamme, wo allerdings damals die Nachbarschaft der Araber ein reges, wissenschaftliches Leben vereinigte hatte. Als sicher ist anzunehmen, daß Gerbert von dort den Abacus, das arabische Einmaleins, nach dem christlichen Decidant brachte, ja auch die Einführung des arabischen Ziffersystems mag aus dieser Zeit und von ihm datiren. Er brachte dieses System mit den Uebersetzungen aus dem classischen Alterthume in Verbindung, und Richer berichtet von verschiedenen künstlichen Instrumenten, welche er später bei seinem astronomischen Unterrichte benutzte, deren Buidinger nie aufzählt.

Aus Richer's Aufzeichnungen geht weiter hervor, daß Gerbert um 971 in Italien, am päpstlichen, wie am Hofe Otto's I., war und sich in der Folge nach Rheims wandte, wo zu jener Zeit Adalbero den erzbischöflichen Stuhl einnahm. Der Letztere stellte ihn an die Spitze der altberühmten Schule zu Rheims und gab ihm so Gelegenheit, seine reichen Kenntnisse zu verwerten. Nach dem Lehrplane, welcher sich bei Richer findet, begannen die Schüler mit dem Studium der Philosophie, das Aristotelische Organon wurde nach Boethius durchgenommen. Dann wurden sie zur Metaphisik geführt, vorher jedoch mit den lateinischen Dichtern bekannt gemacht, unter denen Maro, Statius, Terentius, Juvenal, Persius, Horatius genannt werden; doch war wol auch die Lectur der römischen Prosaiker, eines Sallust, Cäsar, Tacitus nicht ausgeschlossen, während die Griechen nur in Uebersetzungen benutzt zu sein scheinen. Gerbert muß schon damals für einen der größten Gelehrten des Abendlandes gehalten haben, da ihm Adalbero, die Gemahlin Hugo Capet's, ihren Sohn zum Unterrichte überlies. Er stand mit den bedeutendsten Männern in Frankreich, in Teutschland in Verbindung, die er durch Briefe fortwährend lebendig zu erhalten suchte. Zur einige Zeit inessen verließ er jetzt Rheims, Otto II. berief ihn an seinen Hof und ernannte ihn zum Abte von Bobbio, welche Stellung er gleichfalls benutzt haben wird, neue Freunde zu gewinnen; auch ist wol die Vertrautheit mit der Kaiserin Theophano aus dieser Zeit zurückzuführen. Ebenso fällt in die Zeit seines italienischen Aufenthaltes eine merkwürdige Disputation mit dem magdeburger Gelehrten Dietrich, von welcher Richer erzählt und die unter den Augen Otto's 980 in Ravenna stattfand. Wie lange er in Bobbio gewesen ist, läßt sich nicht bestimmen; doch und Schröder lassen ihn im Gegenfaze zu Buidinger nur ein Jahr dasebst verweilen; nach Rheims, wosin er sich wiederum wandte, kann er nicht vor 983 zurückgekehrt sein.

Hier beginnt nun recht eigentlich seine politische Thätigkeit, denn von einer frühern wird nichts Gewisses berichtet. Sein Onkel Adalbero war die Hauptstütze der teutschen Partei in Lothringen und Frankreich, und Gerbert war wie kein Anderer befähigt, als Rathgeber,

Vermittler, Unterhändler treffliche Dienste zu leisten. Sehr viele seiner Briefe, von denen freilich noch immer manche wegen der Schriftschrist nicht enträthelt sind, sind in diesem Verhältnisse geschrieben, theils an den teutschen Hof, theils an Freunde und Parteigenossen. Als aber der letzte Karolinger, Ludwig V., 987 und im folgenden Jahre auch Adalbero gestorben war, als nun Hugo Capet, gegenüber dem rechtmäßigen Erben Karl von Lothringen, um die Krone ward, die teutsche Politik dagegen diesem Prätexten des Widerpels hielte, trat ein Umschwung in der Stimmung Gerbert's ein. War es Egreiz und die lockende Aussicht auf den erzbischöflichen Stuhl in Rheims, oder die Ueberzeugung, daß die teutsche Politik sich gegen die Kaiserin Karl: Gerbert folgte eifrig dem neuauftretenden Gekken Hugo Capet's und that Alles, um dessen Erhebung durchzuführen. Freilich dürfte er damit zeitweise die Gunst der Theophano ein, oder der Loth, den Frankreich bot, ließ diesen Verlust verschmerzen, denn er ward 991 oder 992 zum Erzbischof von Rheims gewählt; doch nicht ohne in dieser Würde angefochten zu werden. Karl und mit ihm verbunden der teutsche Hof und die römische Curie erreichten es, daß ein natürlicher Sohn Lothar's, Arnulf, an Gerbert's Stelle trat; und obwohl nunmehr der gesammte französische Clerus, von Hugo unterstützt, Einspruch that und Arnulf absah, auch das Verbot des päpstlichen Legaten nicht achtete und den Grundfatz geltend machte, daß das Concil über dem Papste stehe, so mußte sich Gerbert doch entschließen, der hohen Würde zu entsagen, seine Ansprüche auf Rheims aufzugeben. Es ist schwer, sein Verfahren zu erklären. Der französische Clerus ließ seine Sache durch ihn führen, hauptsächlich auf seinen Antrieb wurde jener Grundfatz hartnäckig festgehalten, und doch war er bald nachher Papst, doch wandte er sich bald nachher wieder an den teutschen Hof. Besonders auf diesen raschen Wechsel in der Gesinnung, auf diese Zweideutigkeit des Benchmens gründet Schröder seine Anklagen gegen Gerbert; er nennt ihn die Schlange von Ravenna, wozogen Poet, obwohl strenger Katholik, ihn zu entschuldigen weiß. — Vielleicht war es die Fügbarkeit, mit der Gerbert Rheims aufgab, wodurch er sich aufs Neue die Gunst des teutschen Hofes gewann; vielleicht auch erfolgte hier eine Umwandlung in den politischen Anschauungen, denn man vertritt sich teutscher Seite mit Hugo und ließ Karl fallen; möglich endlich, daß Gerbert geradezu seine bisherige Handlungsweise verläugnete und büßte, da sich nachweisen läßt, daß er zwischen 985 und 987 zwei Mal in Rom war. Nach 986 erscheint er als Lehrer des jungen Otto III., auf den er bald den größten Einfluß ausübte, 988 wurde er durch diesen Erzbischof von Ravenna und 990 im April endlich Papst. Diese höchste Würde hat er bis 1003 befehlet, in welchem Jahre er am 12. Mai starb. Bei Schröder kann man nachsehen, wie er schon als Erzbischof von Ravenna einen andern Weg verfolgte, als eadem in Rheims; wie er als Papst die Supremacie der Curie aufrecht erhielt und besonders darauf bedacht war, die östlichen Donauländer dem grie-

hischen Patriarchat zu entstehen; aber wenngleich bis jetzt wenigstens das Urtheil von Wilmanns gerechtfertigt erscheint, daß er wandelbaren und haltungslosen Charakters gewesen ist, so muß doch sicher von der Strenge, mit welcher Stricker urtheilt, ein gut Theil abgezogen werden. Es steht zu hoffen, daß die sorgfältigen Studien Wüdingers und über das Leben und die Wirkksamkeit des merkwürdigen Mannes noch dankenswerthe Aufschlüsse bringen werden.

Seine Stellung zu der Philosophie wie zu der Wissenschaft überhaupt läßt sich aus den beiden oben genannten Abhandlungen ersehen. Die eine, theologischen Inhalts, de corpore et sanguine Domini, handelt, wie der Titel angibt, von der Eucharistie und ist in Folge der Streitigkeiten verfaßt worden, welche die Lehre des Paschasius Katbertus hervorgerufen hatte. Er begnügt sich, die entgegenstehenden Ansichten des Paschasius einer- und des Gratianus Maurus, wie Ratramnus andererseits in Kurzem anzugeben und von vornherein darauf hinzuweisen, was an jenem falsch und worin diese zu weit gegangen seien. Eine eingehende Untersuchung hätte sich nicht damit begnügen können, sondern würde eine genaue Kritik der streitigen Ansichten verlangt haben; aber Gerbert kommt es darauf weniger an. Er reißt ein Citat aus den Kirchenvätern an das andere, und die philosophische oder vielmehr dialektische Faltung des Ganzen wird nur dadurch hergestellt, daß er die Hauptargumente der entgegenstehenden Parteien zusammendrängt, „aut omnino figuratum et nihil veritatis in hoc vino constare; aut si veritas sit, iam figuram non esse,“ die Kategorien von veritas und figura anwendet, zu denen er, um die verschiedenen Ansprüche der Kirchenväter zu vermitteln, noch eine dritte, die der species, fügt. Das Resultat ist, es wird gesehen, daß im Abendmahl eine figura sei, es wird geglaubt, daß es eine veritas sei. Dem Schluß bildet eine Polemik gegen den Erikerismus des Gratianus und Ratramnus. — Die zweite Schrift: de rationali et ratione uti, wurde dadurch veranlaßt, daß 997 im Palatium des Kaisers die Frage des Porphyrius unbewantwortet geblieben war, wie ein Merkmal einem andern und verwandten als Prädicat beigelegt werden könne. Sie geht von der Voraussetzung aus, daß nur das Größere als Prädicat von dem Kleineren anzuwenden sei, nimmer aber umgekehrt das Kleinere als Prädicat des Größeren. Es fragt sich also: quomodo ratione uti praedicatur de rationali, quum majus esse videatur rationale quam ratione uti? Zunächst werden einige Lösungen versucht, bald jedoch als nicht stichhaltig bei Seite geworfen. Die Frage löst sich nur remota sophistica, id est cavillatoria conlutatione beantworten, und zwar indem Eristoteles zu Hilfe genommen wird, indem zunächst die Begriffe Möglichkeit und Wirklichkeit (actus und potestas) untersucht werden. Dies geschieht, und nachdem nachgewiesen ist, daß das Vernünftige ein notwendiges, substantielles Prädicat des Menschen sei, wegen der Vernunftgebrauch nur ein zufälliges, accidentelles sein kann, wird

der Schluß formirt, daß das accidentes der Substanz als Prädicat dienen kann, der Vernunftgebrauch also auch dem Vernünftigen.

Beide Schriften sind trotz ihrer Kürze für die Stellung Gerbert's zu der wissenschaftlichen Haltung seiner Zeit bezeichnend. Es datirt das 10. Jahrh. in wissenschaftlicher Beziehung einen Abschnitt zwischen der Vergangenheit und Folgezeit. Gerbert, indem er den Gegenstand der theologischen Streite aus der Karolingereit wieder aufnimmt, lehnt sich an seine Vorgänger an; dasselbe thut er, wenn er, wie Scotus, nicht selten auf Plato zurückgeht. Allein schon die Art, wie er sich auf dem vielbeschränkten Kampfplatze bewegt, die Manier, mit der er an den Streitpunkt herantritt, die Wahl seiner Waffen, Alles dies läßt erkennen, daß er über den Eifer seiner Vorgänger hinaus ist. Er hält sich gleichweit entfernt von der tiefen Erörterung der bestrittenen Dogmen, wie von der Abgabe seines eigenen Urtheils; es kommt ihm auf eine Ausgleichung an, eine Ausgleichung aber, die die Kirchenlehre festhält. Sein Verbalten ist ein diplomatisches, vielmehr geeignet, die Spigen der Fragen abzurücken, als mit der Rücksichtslosigkeit seiner Vorgänger Scotus und Paschasius die Dinge bis auf den letzten Grund bloßzulegen. Aus der Schrift de rationali hinwegert entfernt H. Ritter, daß in ihm die erste Regung sei von dem Geiste, der im folgenden Jahrhunderte an den Tag kommen sollte; er faßt ihn als Vorläufer der Scholastiker. — Im Einklange hiermit ist die übrige Thätigkeit Gerbert's. Die Kirche war in Administration und Lehre unfertig, es sprach sich in ihr deutlich das Bedürfnis aus, nach Außen und Innen einen festen Halt zu gewinnen, das staatliche Leben trat in neue Bahnen über; — Gerbert, bewußt oder von dem Instincte geleitet, der große Männer zu führen pflegt, wie er die metaphysische Behandlung philosophischer Objecte fallen ließ, nur an formale Aufgaben herantrat, so wandte er seine Kräfte der Mathematik und den Naturwissenschaften zu, oder gab sich der Poesie hin. Und in der Theilnahme an der letztern tritt seine praktische Richtung am meisten zu Tage. Er spricht in einem Briefe an den Papst gradezu das Princip aus: hic castris me applico, ubi maxima portio legis humane; humanitas quippe prima in activis, secunda in passivis. Leider scheint der Mangel an ihm haften zu bleiben, daß er aus ungenügenden Motiven die trauere Partei in Reichthum verließ und auf die Seite der Gegner trat; aber vielleicht fällt auch davon die Schuld weniger auf ihn, als auf das Schwanken dieser Partei, die ihn wenig später wieder in ihre Reihen aufnahm. Seine ausgezeichneten Studien erköben ihn allerdings auch in der Auffassung der staatlichen Verhältnisse weit über alle Zeitgenossen, es kam ihm an Freiheit und Beweglichkeit des Geistes, an überlegener Allseitigkeit, an Menschenkenntniß und gewandter Behandlung der schwierigsten Geschäfte Niemand gleich; er darf selbst von sich sagen: me digito notabant, qui reges deponerem, reges ordinarem. Es kann nicht Wunder nehmen, daß ein Zeitalter, dessen Charakter das

Streben ist, überall neue Triebe anzusehen, nicht aber Früchte zu treiben, einen Mann von solcher Bedeutung nach allen Seiten in Anspruch nahm.

Von dem größten Einflusse scheint sein Verhältnis zu Otto III. gewesen zu sein, das Hermann von Reichenau und Bernold (*Perts*, Monum. Germ. VII, 423) so bezeichnen: *Gerbertus seculari literaturae nimium deditus et ob hoc curioso imperatori admodum amatus*. Gerbert ist neben Theophano derjenige, welcher dem jungen Phantasten die Verehrung für das classische Alterthum beibringt, die sich bei ihm in unumgänglichsten Versuchen äußert, das alte Imperatorenthum herzustellen. In Otto I. und II. sind die beiden Momente des christlichen Kaisers und des römischen Imperators noch vereinigt, obwohl auch der Letztere schon die Tragweite beider Begriffe zu weit faßte; in Otto III. fallen sie aus einander, und zwar je nachdem er von seiner Mutter und den Vertretern römischer Erudition und seiner Bildung, von Gerbert und Bernward von Hildesheim, oder von den rauen und ernsten Vertretern der mittelalterlichen Mystik und Asketik, den Mönchen von Clugny behererrscht wird. Denn gegen die Unbildung und Verfunkenheit der Geistlichkeit hatte sich eine doppelte Reaction erhoben, die eine der Cultur, die andere ethischen Inhalts; Gerbert ist um diese Zeit der Repräsentant der ersten Richtung, die Cluniacenser vertreten die letztere; jene fand in Theophano ihre Schutzherrin, diese in der Kaiserin Adelheid; jene mußte auf eine freiere und vorurtheilslose Auffassung der kirchlichen Verhältnisse hinarbeiten, diese war die Verlästerin der gipfelnden Hierarchie. Wie vor der Reformation dieselben Erscheinungen ihren Einfluß äußerten, so bewirkten sie auch im 10. und 11. Jahrh. einen Umschwung. Der jugendliche Kaiser freilich ging an diesen Dualismus zu Grunde; nachdem seine Pläne auf eine *renovatio imperii* gescheitert waren, gab er sich den Cluniacensern hin, die ihn zu dem andern Extreme führten. Und auch Gerbert scheint als Papst sich ihnen zugewandt zu haben; wol in dem Gefehte, daß die Aufgabe des Erben Petri zur Zeit eine andere sei als die des gebildeten Klerikers und aufstrebenden Diplomaten. (*Otto Nasemann*.)

GERBERT VON HORNAU (Martin), einer der gelehrtesten katholischen Geistlichen seiner Zeit, auch durch literarischen Ruhm ausgezeichnet, war den 13. Aug. 1720 zu Horb am Neckar im Schwarzwalde geboren. Er stammte aus einem ehemals angesehenen Geschlechte von Gerbert und Hornau, das von Basel bald nach der Reformation sich in Horb, und hierauf in der untern Grafschaft Hohenberg niedergelassen hatte. Den Elementarunterricht verdankte Gerbert den Schulen zu Ebingen in Schwaben, zu Freiburg im Breisgau und zu Klingnau in der Schweiz. Zu Freiburg im Breisgau hatte er besonders rasche Fortschritte in der lateinischen Sprache gemacht. In dem Stifte St. Blasii studirte er Philosophie und Theologie. Er war kaum 16 Jahre alt, als er das Ordensgelübde ablegte. Im 3. 1744 wurde er im Stifte St. Blasii zum Priester geweiht.

Gebildet hatte sich Gerbert vorzüglich durch das ernste Studium der griechischen und römischen Classiker. Aber auch das Hebräische betrieb er mit Eifer. In Mußestunden beschäftigte er sich viel mit Musik, für welche er schon in seiner frühesten Jugend eine vorberühmte Neigung hatte. Anhaltende Studien in allen theologischen Disciplinen nahmen, seit er die Priesterweihe empfingen, seine Zeit in Anspruch. Seinen gründlichen Kenntnissen verdankte er bald eine Professur der Philosophie und nicht lange nachher der Theologie in dem Stifte St. Blasii. Wahrheit und Gründlichkeit harmonisirten bei ihm mit seinem Geschmade. Scholastische Subtilitäten lagen außerhalb des Bereichs seiner Forschungen. Die schon früh von ihm herausgegebenen Schriften sprachen für seine gründlichen Kenntnisse und gaben ihm Ansprüche auf den Titel eines Wiederherstellers der wahren Gelehrsamkeit in den deutschen Klöstern. Viele talentvolle junge Leute verdankten ihm ihre Bildung, und manche unter ihnen hatte er für die Theologie erzogen.

Einen neuen Antrieb zu gelehrten Forschungen erhielt Gerbert, als ihm die Aussicht über die Stiftsbibliothek übergeben ward. Ein entschiedenere Interesse hatte für ihn die Kirchengeschichte, besonders des Mittelalters. Durch Untersuchung des Abtes, der seine seltenen Anlagen bald erkannt und sich seiner mit Rath und That angenommen hatte, wurde es ihm möglich, zu seiner höhern Ausbildung und zur Erweiterung seiner Welt- und Menschenkenntniß, mehr gelehrte Reisen zu unternehmen. Sie führten ihn durch Frankreich, Italien und einen großen Theil Deutschlands. Das Werkwürdigste, was er auf jenen Reisen erlebt, theilte er späterhin in mehreren seiner Schriften mit.

Seiner Gelehrsamkeit, seinem unbescholtenen Wandel und vielen löblichen Eigenschaften, die seinen Charakter als Mensch priesen, hatte es Gerbert zu verdanken, daß er 1764 von der Congregation seines Stiftes zum Fürstbisch. ernannt ward. Als solcher führte er den Namen Martin II. Allgemein ruhmte man ihm nach, daß diese Erhebung in seinem fanstien und bescheidenen Bismarck durchaus keine Veränderung hervorgebracht habe. Seine fortgesetzte literarische Thätigkeit bewies, daß sein Fleiß als Gelehrter durch die vielfachen Geschäfte, die sein Amt von ihm forderte, und durch den Glanz seiner Würde nicht unterbrochen worden war. Doch wurde er damals durch manche Unglücksfälle und traurige Schicksale betrübt.

Das prächtige Kloster St. Blasii nebst der Kirche, dem Bücherfalle und andern dazu gehörigen Nebengebäuden wurde 1768 durch eine Feuersbrunst ein Raub der Flammen. Die eigentliche Ursache des Brandes ließ sich nicht ermitteln. Er sollte durch einen Blitz entstanden sein, der acht Wochen zuvor das Kloster getroffen hatte. Außer dem Gelde wurden mehrere Urkunden und Kostbarkeiten, die man im ersten päpstlichen Schreiben eingepackt hatte, noch gerettet. Das Feuer war gegen Mittag ausgebrochen und Alles unter den Zimmern des Abtes fand schon in Flammen, als man ihn, der in

seine Studien vertieft, Nichts von dem Brande gemerkt, abholte und mit Mühe rettete.

Gerbert's Thätigkeit war durch den Wiederaufbau des Klosters, der in drei Jahren fast seiner Vollendung genah, vielfach in Anspruch genommen worden. Schon 1771 konnte er den zerstreuten Mönchen wieder bewohnbare Zellen einräumen. Mit fürstlicher Liberalität hatte Gerbert die Kirche und die übrigen Klostergebäude auführen lassen und dadurch den Handwerksleuten der Gegend Nahrung und Unterhalt verschafft. Auf die Wiederherstellung seines Klosters hatten auch Gerbert's früher erwähnte Reisen einen günstigen Einfluß gehabt, die seinen Geschmack gebildet hatten. Die neue prachtvolle Kirche war nach dem Muster der Rotunde in Rom erbaut worden und hatte durch den häufig angebrachten Alabaster, der in den benachbarten Bergen des Klosters gebrochen worden war, ein glänzendes und imposantes Ansehen erhalten. Im J. 1781 war der Bau vollendet. Die feierliche Einweihung fand jedoch erst 1783 statt, weil die älteste Charta regia, die das Kloster als Abtei aufweisen konnte, von dem Kaiser Otto II. grade im J. 983 gegeben worden war¹⁾.

Noch mit andern Gefahren hatte das Stift, während Gerbert darin die Würde eines Abtes bekleidete, zu kämpfen. Er mußte manche Angriffe auf die von ihm erlangte Fürstennähe und auf die Stiftungsbriefe des Klosters erfahren. Die Ehre seines Stiftes sicherte er durch wiederholte Reisen nach Wien und durch seine Vorstellungen bei der Kaiserin Maria Theresia. Die Monarchin beschante ihn mit Geschenken, die sie mit eigener Hand geschild. Später sandte sie ihm noch den Arm des Abtes St. Virgilius in einem silbernen Sarge, auf den sie seinen Namen hatte prägen lassen.

Nach glücklicher Befestigung dieser Streitigkeiten ward ihm, der das Interesse seines Klosters gänzlich mit seinem eigenen verschmolz, eine große Freude zu Theil durch das Gelingen eines seiner Lieblingspläne. Die *Taphographia Principum Austriae*²⁾, nach des

Paters Herrgott's Tode von Gerbert vollendet, erregte in ihm den Wunsch, die Leichen der Fürsten aus dem österreichischen Hause, die außer Tirolsland, namentlich in der Schweiz, zu Basel und Königsfelden aufbewahrt worden waren, in die neu erbaute Stiftskirche zu versetzen. Die Kaiserin Maria Theresia billigte diesen Plan. Durch ihren Reskripten in der Schweiz bewirkte sie die Einwilligung der Stände in Bern und Basel. Schon 1770 hatte die Ueborgabe der Leiden stattgefunden, die nach Vollendung des Baues der Klosterkirche in die für sie neu bestimmten Gräber feierlich beigesetzt wurden.

Gerbert's Verhältnis zu den Mönchen seines Klosters war dem eines frommen und erfahrenen Vaters zu seinen Söhnen in jeder Hinsicht ähnlich. Er machte sich zur Hauptaufgabe, die seiner Aufsicht übergebenen Mönche zur religiösen Erkenntnis und nützlichen Thätigkeit heranzubilden. Solche Gesinnungen offenbarte Gerbert beim Eintritte seiner Regierung in den an die versammelten Klosterbrüder gerichteten Worten: „Es besteht zwischen mir und euch das engste Verhältnis des Glüdes oder des Unglücks. Ich weiß, daß mein ewiges Wohl von dem euren abhängt; ich weiß, daß ich verbunden bin, euch nicht nur gute Lehren zu geben, sondern auch von dem, was ich euch lehre, ja selbst von euerm Gehorsam dem höchsten Richter Rechenschaft abzulegen.“

Fast ohne Ausnahme bezogen sich Gerbert's väterliche Ermahnungen auf Ausübung der Tugend und auf pünktliche Erfüllung der Klostergeübde. Neben seinen gelehrten historischen Forschungen suchte er jenen Zweck auch durch die Herausgabe mehrerer dogmatischen und apokryphen Schriften, selbst noch in seinem höhern Alter, zu erreichen. In eine frühere Zeit seines Lebens gehörten, außer seiner Praxi regulae S. P. Benedicti, ex Graeco in Latinum versa (Friburgi 1757. Edit. II. Ibid. 1772.), die von ihm herausgegebenen *Principia theologiae dogmaticae* (Ibid. 1758.); *Theologiae symbolicae* (Ibid. eod.); *Theologiae mysticae* (Ibid. eod.); *Theologiae moralis* (Ibid. eod.); *Theologiae canonicae* (Ibid. 1759.); *Theologiae sacramentalis*. (Ibid. eod.) Späterhin schrieb Gerbert *Demonstratio verae religionis veraeque ecclesiae* (S. Blasii 1760.); *De potestate ecclesiastica et jure circa sacra* (Ibid. 1761.); *De christiana felicitate hujus vitae* (Ibid. 1762.); *De peccato in Spirit. S. in hac et altera vita irremissibili*. (Ibid. 1767.) Unter seinen ästhetischen Schriften war eine der vorzüglichsten seine 1787 zu Augsburg gedruckte *Solitudo sacra, seu Exercitia spiritualia octo vel decem dierum ex Doctrina, Exemplis SS. Scripturae et SS. Patrum*³⁾.

Der Abdruck des ersten sieben Capitels des erwähnten Werkes erschien zu Linz 1785 in Quart unter dem Titel: *Crypta Sancti Blasiani nova Principum Austracorum, translatio eorum cadaveribus ex Cathedrali Ecclesia Basiliensi ad Monasterii Königsfeldensi in Helvetia, Anno MDCCCLXX. ad conditorium novum Monasterii S. Blasii in nigra silva*.

3) Regl. Kruszt's Verken der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 105 fg., wo man ein vollständiges Verzeichnis von Gerbert's Schriften findet.

1) Als Wiederaufbau des Klosters wurde Gerbert von seinem Stifte durch eine Reichsabschiedung, die man ihm zu Ehren prägen ließ. Sie führt die Umschrift: *Martinus II. S. R. I. Pr. Abb. Cong. S. Blasii in Nigra Silva*. Einen topographischen Umriß dieser Reichsabschied findet man in *Schicht's gelehrte Kerkolog* auf das Jahr 1793. 2. Bd. S. 8. Die Rückseite dieser Denkmünze zeigt den Klosterbau nach seiner Vollendung im J. 1783, mit der Umschrift: *Optimo Patri ob rem reatitutum*. In dem erwähnten Kerkologe findet man aber auch eine Abbildung des Klosters in der Gestalt, die denselben Gerbert's Amtsvorgänger im J. 1740 gegeben hatte. 3) Der vollständige Titel des Werkes lautet: *Taphographia Principum Austriae, in qua Marchionum, Ducum Archiducumque Austriae utriusque sexus monumenta funera, omnia genera, pleraque typis aeneis expressa, praefertuntur. Opus in duas partes tributum, quod est Monumentorum Augustae Domus Austriae Tomus IV et ultimus. Post mortem R. R. P. Mar. Herrgott Congreg. ad St. Blasium in Silva nigra Capital. etc. retinuit, novis accessibus auxit et ad haec usque tempora deduxit Martinus Gerbertus etc.* (Lindav. 1772. 4.) Gleichzeitig war dies Werk ebenfalls als Abhandlung gedruckt worden unter dem Titel: *Diss. de translatione cadaveribus Hasburgico-Austr. Principum ex Helvetia ad Conditorium eorum Monasterii S. Blasii*. Ein beson-

Nach Gerbert's Ansicht sollten die Klöster Werkstätten des gelehrten Fleißes sein. Mit sichtbarer Freude pflegte er öfters zu erwägen, wie die Klosterbrüder in früherer Zeit den Schwarzwald mit eigenen Händen urbar gemacht und wie man ihrem gelehrten Fleiße die Sammlung der Hauptquellen zur Geschichte des 11. und 12. Jahrh. größtentheils zu verdanken habe. Als Muster stellte er ihnen die ehrwürdigen Väter des Klosters dar, einen Otto, Berthold, Grewin, Hartmann u. A. Er ermunterte sie bei dieser Gelegenheit zu ihrem Stande angemessenen Beschäftigungen. „Unser Stand,“ äußerte Gerbert, „ist ein Stand der Ruhe und ein Stand der Arbeit; und wir können den Vorwurf gewisser Leute, daß wir unnütze Staatsglieder wären, nicht besser von uns abweisen, als wenn wir uns nützlich beschäftigen. Unser gelehrten Arbeiten müssen uns rechtfertigen.“

Oft besuchte Gerbert seine Conventualen in ihren Zellen, wenn er wußte, daß sie sich mit etwas Nützlichem beschäftigten. In der Klosterbibliothek belehrte er sie über den zweckmäßigen Gebrauch der dort befindlichen Geschichtsquellen. Auch gönnte er ihnen gern Zutritt zu sich, um sich über Einzelnes bei ihm Rathes zu erholen. Das Kloster bildete unter seiner Regierung ein schönes Ganze und musterhaft war der darin herrschende Ton. Enthusiastische Beschreibungen des Stiftes lieferten mehrere protestantische Gelehrte, die es besucht und aus eigener Ansicht kennen gelernt hatten⁴⁾.

Nichts verabsäumte Gerbert, wodurch er irgend zur Bildung und moralischen Veredelung seiner Conventualen beitragen konnte. In Bezug auf ihre Studien warnte er sie besonders vor scholastischen Subtilitäten, die ihm, wie bereits früher erwähnt, schon in seiner Jugend verhaßt gewesen waren. Aber auch den Mechanismus, der sich noch hier und da in einzelnen Lehrfächern geltend machte, suchte er zu verbannen. Den Lehrern empfahl er Nichts dringender, als ihren Zuhörern durch Einleitungen in jede Wissenschaft die nöthige Bücherkenntnis zu verschaffen, damit sie sich auch in der Folge nützlich beschäftigen könnten. Um seine Jüngerlinge zum Fleiße zu ermuntern, war er bei den Prüfungen derselben stets zugegen.

Dies versprach sich Gerbert von einem großartigen literarischen Unternehmen, namentlich manche Aufklärung für die Geschichte des Mittelalters. Es war die Abfassung einer *Germania sacra*, die nur durch den vereinten Fleiß vieler Gelehrten und durch fürstliche Liberalität zu Stande kommen konnte. Als ihm der Antrag gemacht worden war, ein solches Werk auszuarbeiten, rief der ehrwürdige Greis, der Nichts schmälicher wünschte, als allen Müßiggang aus den Klöstern zu verbannen, mit einer wahrhaft rührenden Freude aus: „Nunc dimittis servum tuum etc.“ Zu bedauern ist, daß Gerbert, als Belohnung für den thätigen Antheil, den er

an diesem Werke genommen, das Erscheinen desselben nicht erlebte⁵⁾.

In seiner religiösen und literarischen Thätigkeit war Gerbert das beste Muster für Andere. Von seiner einmal festgesetzten Tagesordnung wich er nicht leicht ab. Die drei ersten Morgenstunden gehörten dem Gebete und den Religionsübungen. Täglich, selbst auf Reisen, pflegte Gerbert zweien Messen beizuwohnen. Jede Zeit, die ihm seine Regierungsgeschäfte übrig ließen, brachte er, oft sieben Stunden täglich, an seinem Schreibtische oder in der Klosterbibliothek zu. Dieser geregelten Lebensweise und seinem unermüdeten Fleiße verdankte das gelehrte Publicum manche Aufklärungen über die Geschichte des Mittelalters. Selbst in seinem schon weit vorgerückten Alter beschäftigte sich Gerbert noch mit literarischen Arbeiten. Noch kurz vor seinem Tode erschien von ihm eine durch die Schicksale der katholischen Kirche in Frankreich veranlaßte Schrift⁶⁾.

„Die Wissenschaften sind eine Hirde der Klöster,“ äußerte er oft. Kein Aufwand für die neue Klosterbibliothek war ihm zu groß. Er vermehrte sie übrigens auch durch Einkauf für seine eigenen, im Stifte gedruckten Schriften. Schon unter seinem Amtsvorgänger hatte er es dahin gebracht, daß eine Druckpresse zum Gebrauche der Capitularien eingerichtet worden war. Die neue Klosterbibliothek übertraf an kostbaren Werken schon in einigen Jahren die frühere, durch den unglücklichen Brand zerstörte Büchersammlung. In Fällen, wo seine Religiosen in ihren Studien den Umgang mit auswärtigen Gelehrten oder die Benützung auswärtiger Bibliotheken nöthig hatten, trug Gerbert bereitwillig die Reisekosten.

Auch die Beschäftigung der Laienbrüder mit den mechanischen und bildenden Künsten unterstützte Gerbert durch Anschaffung von Instrumenten, Materialien und anderweitigen Hilfsmitteln. Manger arme Jüngling erhielt von ihm das Lehrgeld zur Erlernung eines nützlichen Gewerbes oder einer Kunst. Daraus bezog sich die scherzhafte Ausrufung, die er einst an einen auswärtigen Künstler richtete: „Ich bin selbst ein Artist, denn ich habe vieles Lehrgeld gegeben.“ Gerbert liebte diese Art von wigigem Doppelsinn, die er oft anbrachte. Immer jedoch geschah es auf eine seine Beise, die von seinem Umgange mit der gebildeten Welt zeugte.

Seine Liebe zur Musik hatte Gerbert, wie er selbst sagte, von seiner Mutter geerbt. Den Gesang liebte er besonders und hatte sich so darin geübt, daß er schon in seinen Schuljahren bei öffentlichen Musikaufführungen in den Chören mit thätig sein konnte. Dies und die Leistungen der Kapelle zu Ludwigsburg, die damals zu den vorzüglichsten Deutschlands gehörte, hatten Gerbert's

4) J. Sander's Reise nach St. Blasien, in Bernoulli's Sammlung kurzer Reisen. 8. Bd. S. 233 fg. Vergl. damit Dapf's Reisen in einige Klöster Schwabens (1786). S. 50.

5) Der gelehrte Vater Camillus Uffmann, später Bibliothekar im Kloster St. Blasien, ließ 1784 den ersten Theil jenes längst erwarteten Werkes drucken, der das Bisthum Würzburg enthält. 6) Erschien anonym unter dem Titel: *De periculis hodiernae Ecclesiae statu, praesertim in Gallia. Ad Hierarchiam in communione pontificis ecclesiarum inter somnos Ecclesiae pastores, Pontificem et Episcopos constitutos libellus.* (Aug. Vindob. 1793.)

Gemüth der Tonkunst so geöffnet, daß er ihr sein ganzes Leben lang ununterbrochen treu blieb. Auf seinen bereits früher erwähnten Reisen⁷⁾ war, neben seinen historischen Forschungen, Gerbert's Augenmerk beim Durchsuchen der öffentlichen und Klosterbibliotheken auch hauptsächlich der Tonkunst gewidmet. Er sammelte reichhaltige Materialien zu einer Geschichte des Kirchengesanges. Gerbert's Bekanntschaft mit dem Franziskaner Martini in Bologna, die sich bald in Freundschaft verwandelte, unterstützte ihn in seinem Vorhaben. Er war aber auch seinem Freunde wieder beipflichtig, indem er ihm ansehnliche Bibliothek bedeutend vermehrte, und dessen Nachweisungen hinterließ, aus den Bibliotheken Zeitschlands die Lücken seiner Büchersammlung zu ergänzen. Nach einer zwischen beiden getroffenen Uebereinkunft sollte Martini die allgemeine Geschichte der Musik bearbeiten, Gerbert aber die Geschichte des Kirchengesanges. Ungeachtet seiner reichhaltigen Collectanea und vielen wichtigen auswärtigen Bekanntschaften brauchte Gerbert zu Gunsten seines Unternehmens doch die Voricht, seinen Plan 1762 der Welt mitzutheilen und zugleich um Beiträge zu ersuchen. Leider ward ein Theil der von ihm mit großer Mühe zusammengebrachten Materialien bei dem früher erwähnten unglücklichen Klosterbrande (1768) in Raub der Flammen. Gerbert selbst erwähnt dies in der Vorrede zu seinem Werke, das unter dem Titel: *De cantu et musica sacra a prima ecclesiae aetate usque ad praesens tempus* 1774 zu Einband in zwei starken Quartbänden erschien. Zum Troste gerichte es dem flüchtigen Wanne, daß, wie er in der Vorrede bemerkt, damals (1768) der erste Theil seines Werkes gedruckt gewesen und die wichtigen Manuscripte, bereits abgeschrieben, in Anderer Händen, namentlich seines Freundes, des Paters Martini, sich befanden hätten.

Außer dem erwähnten Werke schrieb Gerbert noch ein zweites, für die Tonkunst nicht minder wichtiges. Es erschien 1784 zu St. Blasii in drei Quartbänden unter dem Titel: *Scriptores ecclesiastici de musica sacra potissimum. Ex variis Italiae, Galliae et Germaniae Codicibus collecti, et nunc primum publica luce donati a Martino Gerberto, Monasterii et Congregationis S. Blasii in Silva nigra Abbate.* Fortset in seinem musikalischen Almanach auf das Jahr 1789 nennt dies Werk, bei der Anzeige desselben, eine der wichtigsten Erscheinungen im musikalischen Fache. Für den Kirchengesang von Wichtigkeit sind noch die von Gerbert herausgegebenen Schriften: *Vetus Litur-*

gia Alemannica, disquisitionibus praevius, notis et observationibus illustrata (St. Blasii 1776, 2 Partes. 4.) und die *Monumenta Veteris Liturgiae Alemannicae, ex antiquis Manuscriptis Codicibus collecti et digressi M. G. etc.* (Paris 1. St. Blas. et Ulmae 1771. Pars II. Ibid. 1779. 4.) Gerbert war übrigens im musikalischen Fache Theoretiker und Praktiker zugleich, denn er componirte selbst. Seine Liebe zur Tonkunst befruchtete ihn mit dem Ritzer Gluck. Beide Männer schätzten sich sehr. Gerbert pflegte zu sagen: es habe ihm nicht wenig gekostet, seine überwiegende Leidenschaft für die Musik in den gehörigen Schranken zu halten, und dies sei eben die Lesache, weshalb er sich so viel mit der Kirchenmusik beschäftigt habe. Daß Gerbert aber überhaupt ein Beförderer der Künste im Allgemeinen war, hatte er schon durch den prächtvollen Bau der Klosterkirche bewiesen. Besonders unterstützte er die Glasmalerei, die von einem Mönche seines Stiftes mit Erfolg betrieben worden war, und von der er auch bei einigen Fenstern der neuen Kirche Gebrauch machte.

Nicht bloß durch seinen Sinn für Wissenschaft und Kunst, auch durch seinen Charakter als Mensch, über den bereits einige Andeutungen gegeben worden, zeigte sich Gerbert von einer sehr achtungswerthen Seite. Seine Wohlthätigkeit gegen Arme bewies ihm, ein Epital und ein Arbeitshaus erbauen zu lassen. In jenem sollten die Unvermögenden, in diesem die Müßigen und Trägen versorgt werden. Seine heiteren, immer freundlichen Gesichtszüge verkündeten seine innere Geisteshöhe und sein allgemeines Wohlwollen. In seinem Benehmen lag eine angeborne Würde und viel Feinheit, ohne irgend einen Anstrich von Pharisäismus⁸⁾. Unstreitig trug sein gefälliges Äußeres wesentlich dazu bei, alle Menschen, die ihn kennen lernten, bald für ihn so zu interessiren, daß sie mit dem lebhaftesten Enthusiasmus von seinem Umgange und von dem Gindruck sprachen, den Gerbert's Persönlichkeit auf sie gemacht!

Ein Betragen war immer sanft und leutselig, so viel Mühe es ihm auch, nach seinem eignen Geständnisse, gekostet hatte, sein von Natur heftiges Temperament zu zähmen. Ein Grundzug seines Charakters war die große Einfachheit seines Stiles, die alle seine Handlungen bezeichnete. Ein brennender Eifer für die Reli-

8) Personen, die ihn näher gekannt, sprachen seinem vor dem 60. Jahre der Ältern. Durchsicht höchstbedeutende Beweise die Einfachheit ab. Besonders tadelten sie das Schicksal in seinem Bilde. Unmöglich sollte das Bildnis auf der Medaille sein, von der Schlichtigkeit in f. Kretzlog auf das 3. 1793 eine Abbildung liefert. In Bezug auf Gerbert's Physiognomie enthält der Brief eines seiner vertrautesten Freunde die nachfolgenden charakteristischen Ausprägungen: „Ce qu'il avait de dévot, faisait aimer la dévotion; ce qu'il avait de moral (pour m'exprimer ainsi) dans sa physionomie, faisait aimer les moeurs; ce qu'il avait d'imposant, faisait aimer l'ordre, la distinction des rangs, la subordination. Il était un modèle de la vraie humilité Chrétienne, et il avait plus de sensibilité de cœur, que je n'en ai moi-même trouvé dans un moine. Ah, que je l'aimais! Ah, que je l'ai regretté.“

7) Sie erschienen unter dem Titel: *Iter Alemannicum; accedit Italicum et Gallicum. Sequuntur Glossaria Theologica ex codicibus manuscriptorum a saeculo XI usque ad XIII.* (St. Blasii 1765. Edit. II. Ibid. 1773.) Zeitsch unter dem Titel: *Des hochwürdigsten Herrn Martin Gerbert's Reisen durch Aelmannien, Weichland und Frankreich in den Jahren 1759 — 1762.* Von dem hohen Werthe steht mit vielen Aufzügen, besonders Anmerkungen, und Kupfern zur Erläuterung der Alterthümer vermerkt und verbessert, und aus dem Lateinischen in das Französische übersezt von S. E. (308. 2 Bde. Kehl.) (Ulma, Frankfurt, und Leipzig 1767.)

glon, wie er sie von seinem Gesichtspunkte aus auffaßte, befeuerte ihn. Um ihn gerecht zu beurtheilen, muß man sich in seine Lage versetzen. Mit seinen übrigen Einsichten und Studien schien es gar wohl verträglich, wenn ihm in seinem Urtheile sowohl über Menschen als über religiöse Gegenstände ein unbefangener Blick und Geistesfreiheit fehlte. Doch stand er mit vielen Vorurtheilen bis zu seinem Tode in freundschaftlichen Verhältnissen, die durch die Verschiedenheit religiöser Meinungen in feiner Weise gestört wurden. Seine weitläufige Correspondenz war größtentheils literarisch. Er unterhielt aber auch einen vertrauten Briefwechsel mit vielen auswärtigen Gelehrten, die ihm manche Beweise von aufrichtiger Hochachtung gaben. Immer zeigte er sich Personen, die es mit der Religion und mit ihren Nebenmenschen gut meinten, als einen aufrichtigen und treuen Freund. Er liebte den Frieden und suchte ihn in seiner Congregation durch Vermeidung jedes Zwispalles mit der Hierarchie möglichst zu erhalten. Seinen Bemühungen gelang es, selbst einige auswärtige religiöse Zwiste zu beschwichtigen.⁹⁾

Seine nie ruhende literarische Thätigkeit nahm in den letzten Jahren seines Lebens vorzugsweise eine asketische Richtung. Die bereits früher erwähnte *Solitudo sacra*¹⁰⁾ sollte, nach seiner Ansicht, die Christlichen zu wahrhaft tugendhaftem und in jeder Hinsicht unbescholtenem Lebenswandel ermuntern. Mit seiner *Ecclesia militans*¹¹⁾, die hier und da einige Sentenzen erröthet hatte, verband er die Absicht, aus der Geschichte die traurigen Folgen nachzuweisen, welche die Einmischung weltlicher Fürsten und Herren in die kirchlichen Angelegenheiten gehabt habe. Eine ähnliche Tendenz hatte die erst nach seinem Tode 1793 zu St. Blasii in drei Bänden gedruckte Schrift: *De sublimi in Evangelio Christi juxta divinam verbi incarnati oeconomiam*. Der Herausgeber dieser Schrift, Gerbert's Amtsnachfolger, der Fürstbischof Koriß, dedicirte dieselbe den Stifts-capitularen. Diese letzten Schriften bewiesen, wie lebhaft er sich auch noch in den letzten Jahren seines Lebens für religiöse Gegenstände interessirte. Herausgeber war Gerbert von der dritten verbesserten Ausgabe von R. Herrgott's *Nummothea Principum*, quae est Pars I et II. *Monumentorum Domus Austr.* (St. Blasii 1791. fol.) *Ver Uffermann's Monumentorum ex Alemannia illustratum Tomi II.* (St. Blasii 1792. 4. p. 1 seq.) befinden sich von Gerbert *Observationes in Bertholdi seu Bernoldi, Constantiniensis Presbyteri, opuscula ex ejus scriptis collectae et illustratae*. In Bezug auf seine letzten Schriften muß noch bemerkt werden, wenn man sie ge-

recht beurtheilen will, daß Gerbert ein Schisma in der katholischen Kirche befürchtet hatte.

Allgemein geacht und geliebt, erlebte er ein glückliches Alter, von dessen Schwächen er fast gänzlich verschont geblieben war. Daß sein fester Körperbau selten von einer Krankheit ergriffen ward, mochte er auch wol seiner mäßigen und geregelten Lebensweise zu verdanken gehabt haben. Seine Sinne blieben bis zu seinem Tode ungeschwächt. Er starb an einem Anfälle von Brustentzündung, zu welcher die Wasserflucht hinzutrat, am 13. Mai 1793 im 73. Lebensjahre. Seine irdischen Ueberreste empfing die von ihm erbaute Stiftskirche. In der von dem Capitular Joh. Bapt. Weiß auf ihn gehaltenen Trauerrede (St. Blasien 1793. 4.) ehrte einer seiner vertrautesten Freunde Gerbert's Andenken.

Sein Bildniß, von A. Wertheß geschnitten, befindet sich vor Gerbert's Keilen, die er unter dem Titel: *Iter Germanicum etc.* 1765 herausgegeben hatte, und in einem Nachhage vor dem 60. Bande der Allgemeinen deutschen Bibliothek (1785); ferner vor dem Journale von und für Teutschland (1786), von C. W. Koch geschnitten. Am ähnlichsten sind Gerbert's Gesichtszüge auf einer ihm zu Ehren von Guilmard in Mailand geprägten Schaumünze, die man, wie früher erwähnt, in Schlichtegroll's Nekrolog auf das Jahr 1793 abgebildet findet.¹²⁾ (Heinrich Döring.)

Gerbesäuren, s. Gerbsäuren und Gerbstoffe.

GERBESIUS (Marcus), in Kroatin geboren und Arzt in Leibach, wo er 1718 verstarb, war Mitglied der Academia Nat. Cur. unter dem Namen Agessilas, und lieferte mehrere Beobachtungen in deren Ephemerides. Beachtenswerth ist das Werk, welches er über den Einfluß der atmosphärischen Verhältnisse auf die Erzeugung und den Gang der Krankheiten veröffentlichte: *Chronologia medico-practica exactam temporum, aerae, tempestatum et humorum corporum inde ortum alterationum descriptionem cum suis historicis medicis, causis et curationibus, potissimum ad modernorum mentem adumbratam continens, in quinque annos distincta etc.* (Francof. 1713. 4.). *Tractatus de morbis complicatis, in quo intricatissima quaecumque in praxi medica occurrunt breviter pertractantur etc.* (Francof. 1713. 4.) (Fr. W. Theile.)

Gerbstoffe, s. Gerbsäuren und Gerbstoffe.

GERBEVILLER (Gerbervillers), Stadt und Hauptort eines Cantons im Departement der Meurthe in Frankreich, Bezirk Runkville, mit einer Vorstadt, einem Schlosse und 2000 Einwohnern. (H. F. Hüner.)

9) Vergl. die von ihm herausgegebene Schrift: *Jansenistiarum controversiarum ex doctrina S. Augustini*. 10) Aug. Vindel. 1787. 11) *Ecclesia militans regnum Christi in terra in sua facie representata*. (St. Blasii 1798.) 2 Tomi. Im Auftrag Italiens, und herausg. unter dem Titel: *Stad und Unglück der Kirche Jesu Christi durch alle Jahrhunderte u. s. w.* (Rugsburg 1792.)

12) Vergl. Trauerrede auf Martin Gerbert, gehalten von Joh. Bapt. Weiß, Capitular zu St. Blasien. (St. Blas. 1793. 4.) Bap's literarische Keilen. (Neue Ausgabe.) S. 177 fg. Schlichtegroll's Nekrolog auf das Jahr 1793. 2. Bd. S. 1 fg. Koppe's Zursif. Almanach auf das Jahr 1794. S. 413 fg. Riccati's Keilen. 12. Bd. S. 64 fg. D. Döring, Die gelehrten Theologen Teutschlands. 1. Bd. S. 787 fg. Keul's Verzeichnis der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 104 fg. Gerbert's Verzeichnis der Teuschländer. 2. Th. S. 498 fg. Delfen Keul's Teuschländer. 2. Th. S. 305 fg. Oagner's Universallexicon der Teuschländer. S. 340 fg.

GERBHUMINSAEURE, so genannt von Berzelius, von Buchner d. J. ober (Ann. d. Pharm. 53, 373) mit dem Namen Zannemollensäure bezeichnet (vgl. Gallussäure), bildet sich, wenn eine Auflösung von Gerbstoff, Gallussäure oder Tannorsäure in überschüssigem Kali bei Zutritt der Luft erhitzt wird. Buchner bringt in eine siedende Kalilösung von 1,27 spec. Gewicht nach und nach Galläpfelgerbstoff und erhitzt, nachdem das Aufschäumen aufgehört hat, unter öftrem Zusaß von Wasser, so lange, bis eine Probe nach Uebersättigung mit Essigsäure keine Gallussäure mehr gibt. Hierauf wird das Ganze mit Essigsäure übersättigt und die Flüssigkeit im Wasserbade verdunstet; die schwarze, trockne Masse wird nun so lange mit wasserhaltigem Weingeiste ausgewaschen, bis alles essigsäure Kali gelöst ist. Wied der Rückstand sodann in Wasser gelöst und die Lösung nach Zusaß von Essigsäure mit überschüssigem essigsaurem Bleiorzyd gefällt, so erscheint ein schwarzbrauner Niederschlag, welcher getrocknet ein feines Pulver darstellt, und gerbhuminlaures Bleiorzyd 2PhO , $\text{C}^{\text{H}}\text{O}^{\text{O}}$ ist. Werden in dieser Bleiverbindung die 2 At. Bleiorzyd von 2 At. Wasser vertreten, so ist die Zusammensetzung der Gerbhuminssäure — $\text{C}^{\text{H}}\text{O}^{\text{O}}$ — 2110.

(J. Loh.)

GEREI (Gerba, Dsjerbi, Jerbi, Zerbi), eine Insel am Ufen von Gabes oder Gabès mit 30,000 Einwohnern. Sie bildet die südliche Grenze von Tunis, ist sehr fruchtbar und durch Weid- und Feinweberei berühmt.

(H. E. Hössler.)

GERBICARISCHE INSELN, drei Inseln, welche auf der Ostseite von Corsica dem Hafen von Porto Vecchio gegenüber liegen.

(H. E. Hössler.)

GERBILLON (Johann Franz), Jesuit und Missionar in China, geb. 1654 zu Verbun an der Maas, widmete sich frühzeitig mit Eifer den mathematischen und philosophischen Wissenschaften, womit er sich, nachdem er 1670 in den Jesuitenorden getreten war, sowie mit seinen Sprachtalenten seinen Obern ganz besonders empfahl. Er war Lehrer an einer pariser öffentlichen Unterrichtsanstalt und mit hinlänglichen Kenntnissen in den orientalischen Sprachen ausgerüstet, als er mit fünf Andern seiner Ordensbrüder, Fontaine, Zachard, Bouvet, Pecotte und Riedelou, einer Menge von Bewerbern vorgezogen und auserlesen wurde, den Vater Ferdinand Verbiest in China, welcher die französische Regierung um Schülern in seinem Belehrungsgeschäfte dabeist gebeten hatte, in diesem Berufe zu unterstützen. Ludwig XIV., welcher das Gesuch begünstigte, ernannte diese sechs Männer zu seinen Mathematikern mit festem Gehalte, ließ sie in die Akademie der Wissenschaften aufnehmen und stattete sie, neben reichen Geschenken, noch mit den nöthigen mathematischen und astronomischen Instrumenten aus, damit ihre Mission auch den europäischen Wissenschaften Gewinn bringen konnte. Zu Peking schiffen sie sich im März 1685 mit dem Ritter von Chaumont ein, der als außerordentlicher Botschafter am Hofe des kaiserlichen Siam bestimmt war. Hier

angekommen, beehlt der König von Siam den Vater Zachard in der Aufsicht bei sich, auch ihm Mathematiker aus Frankreich zu verschaffen. Gerbillon und seine vier andern Collegen ließ er ungehindert nach China abgehen, wo sie eben eintrafen, als der Vater Verbiest, ein Günstling des chinesischen Kaisers, gestorben war.

Dieser Umstand, sowie die Eiferen der Portugiesen, welche ihrer Reise nach China die größten Hindernisse in den Weg zu legen suchten, verzögerten ihre Vorstellung bei dem Kaiser Kang-hi bis zum 21. März 1688, an welchem Tage sie dieser wohlwollend empfing. Gerbillon und Bouvet trafen an seinem Hofe ein, den Uebrigen gestattete er, das Christenthum in seinem Reiche zu predigen. Ihre beiden wußten sich bald in die Gunst des Kaisers dergestalt einzuschmeicheln, daß ihr Einfluß den Verlust Verbiests ersetzen konnte. Sie fügten sich dem Wunsche Kang-hi's, der sich gern in der tatarischen Sprache unterricht, dieselbe zu erlernen, wofür sie Lehrer erbieten. Unterdessen war Gerbillon mit dem Jesuiten Thomas Pereira, einem Portugiesen, ausersehen worden, eine glänzende Botschaft des Kaisers in die Tatarei zu begleiten, wo diese zur Vermeidung eines drohenden Krieges zwischen China und Rußland durch Vermittelung die Ursache des Zwistes (Grenzstreitigkeiten) beseitigen und den Frieden wieder herstellen sollte. Dieser sollten die Jesuiten als Dolmetscher in irgend einer europäischen Sprache dienen. Zu dieser Reise, welche am 30. Mai 1688 angetreten wurde, erhielten beide zur Auszeichnung kostbare Kleidungsstücke, wie sie nur die kaiserliche Familie zu tragen pflegte. Bei den Verhandlungen mit den Russen, welche 1689 eine zweite, von beiden Vätern begleitete Reise in die Tatarei nothwendig machten, wußten sie ihre Gewandtheit in einem Maße und mit einer Ausdauer anzuwenden, daß sie drei Mal den Ausbruch des Krieges verhinderten und endlich nach Befriedigung aller Schwierigkeiten zu Anfange Septembers gedachten Jahres einen für China vortheilhaften Frieden vermittelten. Ein Verdienst, das der Kaiser, freilich kisch nach Gerbillon's Verichten, auch thatächlich dankbar anerkannte. Seit dieser Zeit machte Gerbillon im Gefolge Kang-hi's von 1691—1697 fünf Reisen nach der Tatarei mit. Die letzte unternahm er 1698 in Gesellschaft kaiserlicher Bevollmächtigten ebendahin, gleichfalls in Staatsangelegenheiten.

Im Uebrigen war Gerbillon stets um diesen Monarchen, unterrichtete ihn mehre Jahre lang, sobald er des Tatarischen mächtig war, in der Arithmetik, praktischen Geometrie, Astronomie und Philosophie und mußte ihm in tatarischer Sprache Lehrbücher über diese Gegenstände aussagen. Auf solche Weise dem Kaiser unentbehrlich geworden, erwarb er sich überdies noch dessen Gunst im höchsten Grade, als er, Pereira und Bouvet ihn einst zwei Male von einem bössartigen Fieber mit den Chinesen unbekannten Arzneimitteln vollkommen brüllten, sodaß dieser aus Erkenntlichkeit ihnen und ihren Collegen das größte Haus innerhalb der Ring-

mauern seines Palastes zu Peking zur Wohnung und einen daran stehenden geräumigen Platz zur Erbauung einer katholischen Kirche nebst Geld und Baumaterial dazu schenkte. Einige Mandarininnen führten die Aussicht darüber und nach Verlauf von vier Jahren wurde die Kirche, als eine der schönsten des Morgenlandes, von Gerbillon 1702 eingeweiht.

Diese Verhältnisse des Paters Gerbillon zu Kang-hi hinderten ihn zwar, seine Thätigkeit unmittelbar und ungehört der Mission zuzuwenden, er wirkte aber durch seinen großen Einfluß bei dem Kaiser auf dieses Geschäft der übrigen Jesuiten, so daß diese in China mit großem Erfolge zu Gunsten des Christenthums gewirkt haben würden, wenn sie nicht unter sich selbst uneinig gewesen wären. Obgleich Gerbillon in der Folge Director des französischen Collegiums zu Peking und Obergeneral der Missionaire in China geworden war, so vermochte er doch ohne päpstlichen Befehl die Zeremonien unter seinen Berufsgenossen nicht beizulegen. Er starb unter diesen Umständen zu Peking 1707.

Gerbillon hinterließ eine große Zahl von Handschriften, die theilweis nicht alle in seinem Vaterlande bekannt, und die, welche veröffentlicht worden sind, haben theils Abänderungen, theils Abfürzungen erlitten, weil sie, so sagen seine Handschreibe, in einem ungenügenden Style abgefaßt worden sind. Zwei Briefe von ihm sind, der eine in Gebien's Werke sur le progrès de la religion à la Chine, der andere im 18. Theile der von den Jesuiten, besonders von Du Halde herausgegebenen umfangreichen Sammlung von Lettres édifiantes et curieuses écrites des Missions étrangères etc. aufgenommen worden. Ein dritter hier mit benutzter, höchst interessanter Brief, der die Anklagen der Franzosen gegen seinen Stuhl mit Lügen straft, steht in Busching's Magazin, 14. Bd. S. 387—408. Seine acht Reiseberichte von ebenso vielen Reisen in die Tatarei von 1688—1698 mit einer Menge Schilderungen von andern Begebenheiten, Beobachtungen und Erfahrungen am Hofe Kang-hi's nahm der Pater Du Halde in sein großes Werk Description géographique, historique, chronologique, politique et physique de l'Empire de la Chine etc. (Hank 1736. 4.) auf, wo sie Bd. 4, S. 103—528 zu lesen sind. Auch im 1. und 3. Bande sind Notizen von Gerbillon und über ihn eingestreut. Seine Berichte aber gingen dann in den 7. und 8. Theil der histoire générale des voyages (1749. 4.) mit Abfürzungen über. Ingleichen theilte Michault im ersten Theile seiner Mélanges historiques einen Auszug aus Gerbillon's Werke über Siam mit, das bis jetzt noch ungedruckt ist, früher aber vom Abte De Choisy schon benutzt worden war. Langlet schreibt ihm auch die Elementa linguae Tartaricae zu, welche einen Theil von Thévenot's Sammlung ausmachen und die lange Zeit für ein Werk des Paters Couplet, der auch, fast gleichzeitig mit Gerbillon, Missionar in China gewesen war, gehalten haben. Seine Elemente der Geometrie nach Euklides und Archimedes, sowie über praktische und speculative Geometrie sind in

chinesischer und tatarischer Sprache zu Peking prächtig gedruckt worden *).

GERBILLUS, begreift nach Desmarest (Dictionnaire 319) und Friedr. Gurler (Dictionn. sc. natur. XVIII, 463) mehrere Lager mit verlängerten Interbinen, welche fälschlich zu den Springmäusen versetzt waren, von denen sie sich jedoch durch ihre innere Organisation wesentlich unterscheiden. Indessen hatte Jünger (Prodromus syst. Mamm. 82), wenn auch die Gattung noch zu den Springmäusen rechnend, doch den Charakter derselben unter der Benennung Meriones scharfer bezeichnet, daher dieser Name vorgezogen wird (s. d. Art. Meriones).

GERBO (Герб), wird von Ptolemäos (IV, 7, 18) unter den *minera* in Aethiopien, östlich vom Nile (*ἀνατολὴν τοῦ ποταμοῦ*), aufgeführt. (Krause.)

GERBSAEUREN oder GERBSTOFFE (Zannin, Zanninsäuren), werden diejenigen chemischen Verbindungen genannt, welche, in sehr vielen Pflanzen vorkommend, sich durch einen zusammenziehenden Geschmack auszeichnen, mit den meisten Metalloxyden in Wasser unlösliche Verbindungen bilden, Leim und Protein aus ihren Lösungen fällen, und in Verbindung mit thierischer Haut Leder bilden; wegen letzterer Eigenschaft werden sie zum Gerben angewendet und haben daher ihren Namen erhalten. Früher hielt man die Gerbsäuren, welche in verschiedenen Pflanzen und Pflanzentheilen vorkommen, für gleichbedeutend, später aber bemerkte man, daß die Eisenerdsalze mit einigen dieser Gerbsäuren schwarzblau und mit andern grüne Niederschläge bilden; deshalb unterschied man einen eisengrünenden und einen eisenbläuernden Gerbstoff. Eisenbläuernde Gerbstoffe sind in den Ducreusarten, in Sanguisorba officinalis, Polygonum bistorta, Arbutus Uva ursi, Lythrum Salicaria, Punica Granatum u. a. enthalten; eisengrünende im Galedium, in den Chinارين, in Linnen und Fichten u. s. w. Nach den Versuchen von Weiger und später von Cavallius ist dieser Unterschied hingegen nicht durchgreifend, da eisengrünende Gerbstoffe mit essigsaurer Eisenerde ebenfalls schwarzblaue Fäulungen geben und da durch Säuren oder Alkalien die blauen Niederschläge in grüne oder die grünen in blaue umgewandelt werden können. Viel bestimmet unterscheiden sich die Gerbsäuren durch die Zersetzungsprodukte, welche sie unter gleichen Umständen geben. So vermindert sich der Gerbstoff der Galläpfel an der Luft in Gallussäure und bei der trocknen Destillation in Brenzgallussäure, während der Gerbstoff der Eichenrinde bei gleicher Behandlung keine Spur von Brenzgallussäure gibt. Ein anderes wichtiges Unterscheidungsmerkmal liefert das Verhalten gegen Bromweinstein (weinsaures Antimonoxyd).

Die Anzahl dieser Gerbstoffe ist wahrscheinlich sehr groß, jedoch sind bis jetzt nur wenige genau unter-

*) Benutzt wurden Du Halde's eben angeführtes Werk; Schröckh's Christliche Kirchengesch. seit der Reformation. 1. Bd.; das Dictionnaire universel, historique etc. VII, 391 seq. und Beauvois, Dictionnaire historique 1, 1237.

sucht, da sich ihrem genaueren Studium bedeutende Hindernisse in den Weg stellen; diese bestehen vornehmlich in der so leichten Zersetzbarkeit und in der Schwierigkeit, sie rein darzustellen, zumal da sie alle nicht krystallisationsfähig zu sein scheinen und daher ihnen ein Verweigergrund für die Reinheit abgeht. Die von Pelouze angewandte Methode der Darstellung ist für die Galläpfelgerbsäure vortrefflich, nicht so aber für die andern Gerbsäuren; denn der ätherische Extract dieser letzteren trennt sich nicht, wie dies bei der Galläpfelgerbsäure stattfindet, in zwei Schichten und bleibt deshalb stets mit verschiedenen andern Stoffen verunreinigt. Vorzugsweise können zwei Methoden für die Darstellung der Gerbsäuren Anwendung finden: 1) Man bereitet einen wässrigen Auszug von den Pflanzentheilen, welche man untersuchen will, fällt hierauf die Gerbsäure durch ein essigsaures Pflanzenalkali, z. B. Chinin oder Cinchonin, wäscht den Niederschlag mit Wasser und löst ihn in Alkohol. Die Lösung wird nun mit essigsaurem Bleioryd gefällt, wodurch die Gerbsäure mit Bleioryd verbunden ausgeschieden wird, während essigsaures Pflanzenalkali in der Lösung bleibt, welche leichere nach Abfiltration des überschüssigen Bleioryds durch Schwefelwasserstoff von Neuem zu demselben Zwecke benutzt werden kann. Das gerbsäure Bleioryd wird nun mit Schwefelwasserstoff zersetzt und die so erhaltene Lösung von Gerbsäure im luftleeren Raume verdunstet, der Rückstand nochmals in Aether gelöst und die klar abgeseigte Lösung nochmals verdunstet. Die zweite Methode der Darstellung kann nur für diejenigen Gerbsäuren Anwendung finden, welche mit flüchtigen Säuren Verbindungen bilden, die in saurem Wasser unlöslich sind. Man vermischt den concentrirten wässrigen Auszug der Pflanzentheile mit etwas verdünnter Schwefelsäure, wodurch einige fremde Substanzen ausgeschieden werden, und setzt dann zu der klar abgeseigten Flüssigkeit so lange concentrirte Schwefelsäure in kleinen Portionen, als noch ein Niederschlag entsteht. Dieser wird auf einem Filter gesammelt, mit verdünnter Schwefelsäure gewaschen und durch Pressen zwischen Fellschpapier möglichst von anhängender Feuchtigkeit befreit. Die gepresste Masse wird in reinem Wasser gelöst, durch Behandlung mit kohlensaurem Bleioryd die Schwefelsäure entfernt und die filtrirte Gerbsäurelösung im luftleeren Raume zur Trockene verdunstet; hierauf wird der Rückstand nochmals in Aether aufgelöst und der Aether hierauf verdunstet.

Die bis jetzt untersuchten Gerbsäuren sind folgende:

Die Galläpfelgerbsäure oder Gallusgerbsäure, auch kurzweg Gerbsäure, Gerbstoff, Acidum Galloctannicum, Tannin, Tanninsäure, Galläpfelgerbstoff genannt, wurde bis auf die neueste Zeit als sehr verbreitet im Pflanzenreiche angenommen, indem alle Gerbstoffe, welche Eisenoxydsalze mit schwarzblauer Farbe fällen als mit demselben identisch betrachtet wurden. Da diese Gerbsäuren sich vornehmlich in den Eichen finden, so bezeichnete sie (die eisenbläuernden) Berylinus mit dem Namen Eichengerbstoff oder Eichengerbsäure. Nach Wahlberg finden sie sich aber in sehr vielen pflan-

nenden Pflanzen und in allen Theilen derselben, so in den perennirenden Wurzeln von *Tormentilla erecta*, *Geum urbanum* und *rivale*, *Polygoum bistorta*, *Lythrum Salicaria* u. a. m., ferner im Blauspitz, im Sumach (den kleinen Zweigen von *Rhus coriaria*), in der Rinde der Buchen, Eichen, Kastanien, Rosskastanien, in den Blättern von *Quercus Robur*, von *Arbutus uva Ursi*, in den Büschen der Linsen, in den Blättern von Rosen und Granaten, namentlich aber in den Galläpfeln; außerdem in vielen andern zusammenziehend schmeckenden Pflanzen und Pflanzentheilen. Hingegen wies Stenhouse (Ann. d. Pharm. 43, 1, und Phil. Mag. 22, 417, und 23, 331) nach, daß die Eigenschaft, mit Eisenoxyd blauschwarze Verbindungen zu geben, verschiedenartigen Gerbstoffen zukomme, und daß namentlich die Gerbsäure der Galläpfel als besondere Art zu betrachten sei, die außer in den Galläpfeln vielleicht nur noch im Sumach enthalten sei oder daß letztere wenigstens dem Galläpfelgerbstoffe sehr ähnlich sei. Diese Gerbsäure der Galläpfel unterscheidet sich von den übrigen Gerbsäuren, namentlich von der Gerbsäure der Eichenrinde 1) dadurch, daß sie bei Behandlung mit verdünnter Schwefelsäure oder Salzsäure in Gallussäure und zwei schwarze Körper verwandelt wird, von denen sich nur der eine in kochendem Weingeiste löst; und 2) daß sie bei der trocknen Destillation Brenzgallussäure (Pyrogallussäure) gibt, welche Eigenschaft den übrigen Gerbsäuren nicht zukommt. Der Galläpfelgerbstoff wurde namentlich von Pelouze (Ann. d. Pharm. 10, 145, und Journ. f. prakt. Chem. 2, 301) und Böhmer (Ann. d. Pharm. 53, 357) studirt.

Nach den von Berylinus, Pelouze und Liebig ausgeführten Analysen ist die Zusammensetzung der bei 100 Grad getrockneten Galläpfelgerbsäure der Formel $C^{12}H^{10}O$ entsprechend. Mit Ausnahme einer von Liebig untersuchten Verbindung des Bleioryds, sprechen alle übrigen Verbindungen der Gallusgerbsäure dafür, daß in obiger Formel die Elemente von 1 At. Wasser vereinigt die Rolle des basischen oder Hydratwassers vertreten, und daß die hypothetisch-wasserfreie Säure durch die Formel $C^{12}H^9O$ ausgedrückt wird, während der unter dem gewöhnlichen Namen Gallusgerbsäure bekannte Körper Gallusgerbsäurehydrat $= C^{12}H^{10}O + H_2O$ ist. Liebig stellte hingegen ein Bleisalz dar, indem er Gerbstofflösung in eine im Ueberschusse angewandte heiße Lösung von essigsaurem Bleioryd brachte, welches, bei 120° getrocknet, 3 At. Bleioryd auf $C^{12}H^{10}O$ enthielt. Liebig betrachtet daher die Galläpfelgerbsäure als eine dreibasische Säure, und nimmt daher an, daß die bei 100° getrocknete Säure 3 At. basisches Wasser enthalte, sodas hiernach die Formel für die hypothetisch-wasserfreie Gallusgerbsäure $C^{12}H^9O$ sein würde. Diese Formel nimmt auch Böhmer an. Jedoch hat Liebig nicht untersucht, ob aus obiger Bleiverbindung unveränderter Gerbstoff durch Schwefelwasserstoff abgeschieden werden kann. Die beste Methode, den Galläpfelgerbstoff rein darzustellen, ist die von Pelouze. Man füllt einen langen, oben verschließbaren Trichter mit feinem Galläpfelpulver,

verköpft die untere Oeffnung lose mit Baumwolle, stellt den Trichter auf eine Flasche und gießt wasserhaltigen Aether auf das Galläpfelpulver; sodann verschließt man den Apparat. Nachdem er einige Zeit verschlossen gestanden hat, wird die obere Oeffnung des Trichters gelüftet. In der Flasche sammelt sich nach und nach eine aus zwei Schichten bestehende Flüssigkeit an. Die untere sprudelige Schicht ist eine concentrirte Lösung von Galläpfelgerbsäure in Wasser, nebst einer geringen Quantität von Aether und Weingeist, welcher letztere stets in dem gewöhnlichen Aether enthalten ist; die obere Schicht ist Aether, welcher sehr wenig Gerbsäure, etwas Gallussäure und einige andere Substanzen enthält. Den Trichter füllt man so oft mit neuem Aether, als sich die untere Schicht noch vermehrt. Beide Schichten werden nun von einander getrennt, die untere mehrmals mit reinem Aether ausgewaschen und dann unter der Glocke der Luftpumpe neben Schwefelsäure vollständig verdunstet, worauf die Galläpfelgerbsäure als eine poröse, glänzende Masse von schwach gelblicher Farbe, bisweilen auch farblos, zurückbleibt. Sie hält eine kleine Quantität Aether hartnäckig zurück, die erst durch Auflösen in Wasser und nochmaliges Verdunsten im luftleeren Raume entfernt werden kann. 100 Theile Galläpfel geben, auf diese Weise behandelt, 35—40 Theile Gerbsäure, worunter noch ungefähr 1 Proc. fremdartige Substanzen, als Gallussäure, Ellagsäure, Blattgrün und ein flüchtiges Del sich befindend; diese können durch Auflösen in einer Mischung von 2 Th. Weingeist und 1 Th. Aether entfernt werden. — Die angegebene Darstellungsweise der Galläpfelgerbsäure findet ihre Erklärung darin, daß von allen Bestandtheilen der Galläpfel die Gerbsäure in Wasser am leichtesten löslich ist, mit Aether selbst aber ein dickes, nicht flüssiges Nagama bildet. Uebergießt man nun Galläpfelpulver mit wasserhaltigem Aether, so nimmt die Gerbsäure das Wasser auf, und da die übrigen Stoffe kein Wasser mehr finden und in Aether unlöslich sind, so bleiben sie ungelöst zurück. Da das durch wasserfreien Aether gebildete Nagama durch Zusatz von wasserhaltigem Aether nicht flüssig wird, eine Vermischung einer kleinen Quantität Weingeist aber den flüssigen Zustand hervorruft, so hält Soubout (Rev. scient. 9, 32) die Anwesenheit von Weingeist für eine unerlässliche Bedingung für die Anwendung dieses Verfahrens, und gibt ein Gemenge von 20 Th. reinem Aether und 1 Th. Weingeist von 60 Proc. als zweckmäßigste Flüssigkeit zur Gewinnung der Gerbsäure aus den Galläpfeln an.

Nach Deming (Jour. de Pharm. 1844. 1, 231) ist der Weingeist unwesentlich für die Darstellung des Gerbstoffes. Aber sein Verfahren, wozu er Galläpfelpulver, nachdem es einige Tage im Keller Feuchtigkeits angezogen hat, in einem weißglässen Glase, welches luftdicht verschlossen werden kann, zu einem Brei anrührt, denselben nach 24 Stunden auspresst und die Flüssigkeit auf hohen Schuflern verdunstet, liefert keine vollkommen reine Gerbsäure.

Mohr (Ann. der Chem. und Pharm. 61, 352) gibt

als zweckmäßigste Extractionsflüssigkeit ein Gemisch aus gleichen Volumen von wasserfreiem Aether und 90procentigem Alkohol an, wodurch die Ausbeute so vermehrt wird, daß auf diese Weise 72,2 Proc. Gerbsäure und außerdem noch eine kleine Quantität aus dem Rückstande gewonnen werden können, und das vollkommen ausgezogene und getrocknete Galläpfelpulver nur 21,88 Proc. der angewandten Galläpfel beträgt. Die ablaufende Lösung hatte eine lichtgelbe oder grünlige Farbe und hinterließ nach dem Verdunsten des Lösungsmittels eine Gerbsäure, welche sich vollständig in wasserfreiem Aether löste. Zieht man die Galläpfel allein mit 90procentigem Alkohol aus, so gehen neben Gerbsäure auch andere Stoffe noch in die Lösung ein, welche auf Zusatz von Aether als flockiger Niederschlag ausgeschieden werden. Mohr hält daher die Anwendung von wasserhaltigem Aether ohne Zusatz von Weingeist für durchaus unzweckmäßig, indem das Wasser nur das Galläpfelpulver aufschwellt und es weniger durchdringlich für den Aether macht. Nach seinen Versuchen wird reine Gerbsäure nach einiger Zeit vollständig von wasserfreiem Aether von 0,725 spec. Gewicht zu einer sprudelnden Flüssigkeit gelöst, die sich nicht mit dem übrigen Aether mischt. Wird zu einer solchen Lösung etwas destillirtes Wasser gesetzt und damit geschüttelt, so bilden sich drei Schichten, von denen die untere eine Lösung der Gerbsäure in Wasser, die mittlere in Aether und die obere eine Lösung von Tarbistoff und etwas Gerbsäure in Aether ist. Wird die concentrirte oberflächige Lösung, auf welcher noch Aether schwimmt, mit einigen Tropfen Weingeist vermischt, so wird sie dünnflüssiger und auf Zusatz von etwas mehr Weingeist vermischt sich beide Flüssigkeiten und werden dünnflüssig und filtrirbar.

Bergelius (Pogg. Ann. 10, 257 und Lebr. 6, 210) gibt folgende Verfahren für die Darstellung des reinen Gerbstoffes aus Galläpfeln an: Eine warme, concentrirte Galläpfelaufusion wird mit einer geringen Quantität stark verdünnter Schwefelsäure versetzt und sorgfältig umgerührt, wodurch ein geringer Niederschlag entsteht. Hierauf wird filtrirt und nach und nach concentrirte Schwefelsäure in kleinen Quantitäten so lange zugesetzt, als noch die gefällte weiße und flockige unreine Verbindung von Schwefelsäure und Gerbstoff nach einiger Zeit zu einer gelben, harzähnlichen Masse zusammenbackt. Sobald dies nach Verlauf einer Stunde nicht mehr geschieht, wird die darüber stehende Flüssigkeit abgeseiht und der Gerbstoff vollständig durch Schwefelsäure ausgefällt. Der erhaltene Niederschlag wird nun auf einem Filter mit verdünnter Schwefelsäure ausgewaschen, dann zwischen Faltpapier so lange gepreßt, als dasselbe noch feucht wird, und hierauf in reinem Wasser gelöst. Hierauf wird die Lösung mit kohlenurem Bleiorso so lange digerirt, bis ihr sämmtliche Schwefelsäure entzogen ist. Das Filtrat wird sodann im luftleeren Raume neben Schwefelsäure verdunstet.

Ein nicht ganz reiner Gerbstoff kann auch erhalten werden, wenn man die Galläpfelaufusion mit Metall-

folgen (Blei-, Kupfer-, Antimonfälsen) fällt * und die erhaltenen Niederschläge durch Schwefelwasserstoff zerlegt.

Der reine Galläpfelgerbstoff ist farb- und geruchlos, schmeckt im höchsten Grade zusammenziehend und ist sehr leicht in Wasser löslich. Er besitzt keine Spur krystallinischer Bildung. Verdampft ein Tropfen einer frisch bereiteten wässrigen Lösung, so bleibt ein farblos, durchsichtiger, sehr zäher Niederschlag einer vollkommen amorphen Substanz zurück. Gewöhnlich wird er schwach gelb gefärbt erhalten, was von dem Einflusse der Luft, theils aber auch von dem des Lichtes abzuhängen scheint, indem die im luftleeren Raume getrocknete Säure, selbst wenn sie in verschlossenen Gefäßen aufbewahrt wird, im Lichte sehr bald eine dunkelgelbe Farbe annimmt. Die wässrige Lösung röthet Lackmuspapier. Auch in Weingeist und Aether ist er löslich, aber um so schwieriger, je wasserreicher dieselben sind. Nach Mohr's Versuchen verbinden sich gleiche Theile wasserfreien Aethers und Gerbsäure zu einer syrupdicken Flüssigkeit, die sich nicht mit überschüssigem Aether mischt. — Die wässrige Lösung der Galläpfelgerbsäure läßt sich, vor Zutritt der Luft geschützt, lange Zeit unverändert aufbewahren und durch mehrere Salze (Chlornatrum, Chloralium, essigsaures Kali) unverändert daraus abscheiden. Mit Eisenoxydsalzen gibt sie einen schwarzblauen, mit Brechweinstein einen weissen, gelatinösen Niederschlag; in den Lösungen der meisten Pflanzensalzen erzeugt sie weisse Niederschläge, welche in Wasser schwierig, aber in Essigsäure leicht löslich sind. Sie färbt Stärke, Eiweiss und Leim aus ihren Lösungen und verbindet sich überhaupt mit einem grossen Theile von animalischen Stoffen, namentlich mit der Muskelfaser, mit Haut, Blase u. s. w. Durch Blase oder von Haaren befreite Haut kann nach einiger Zeit der Gerbstoff vollständig aus der Lösung entzogen werden. Man benutzte dies Verhalten zur Färbung der Gerbsäure aus ihre Reinheit. Ist die Gerbsäure völlig rein, so bleibt auch die von der Haut abgegebene und filtrirte Flüssigkeit, wenn sie mit Eisenoxydsalzen vermischt wird, vollkommen klar und farblos; wor hingegen der Gerbstoff mit Galläusäure verunreinigt, welche nicht von Haut aufgenommen wird, so entsteht, auch bei Anwesenheit einer sehr geringen Menge, eine blaue Färbung.

Zerlegungen der Galläpfelgerbsäure. 1) Durch Erhitzen. Nach Wadenroder (Journ. f. prakt. Chem. 24, 28 und 29, 26; Archiv f. Pharm. 27, 257 und 28, 35) erlidet die Galläpfelgerbsäure bei 120° noch keine Gewichtsänderung; wird sie in einer knieförmig gebogenen Glasröhre gelinde über einer Dellempfe erhitzt, so bläht sie sich stark auf; dabei entweicht nur Kohlen säure, aber weder Wasser, noch Brenz gall säure in merklicher Menge. Die schaumige Masse wird beim Erkalten theilweise klar, erscheint dann durchsichtig, gelblich, rissig und spröde. Beim weiteren Erhitzen entweicht Brenz gall säure; sie schwärzt sich, bläht sich auf, mit Hinterlassung von Melangalläusäure. Wird sie, am besten in einem Dellempfe, auf 210—215° erhitzt, so zerfällt sie in Brenz galläusäure und Kohlen säure, indem sich 3 At. Gerbsäure, 8 At. Brenz galläusäure und 6 At.

Kohlen säure bilden: $3(C^{12}H^6O^4 + HO) = 8(C^{12}H^6O^4) + 6CO^2$; und bei 250° wird sie in Melangalläusäure (Gallhuminsäure), Wasser und Kohlen säure zerlegt: $3(C^{12}H^6O^4 + HO) = 4(C^{12}H^6O^4) + 8HO + 6CO^2$. Hierbei bildet sich die Melangalläusäure aus Brenz galläusäure. Selbst beim vorsichtigsten Erhitzen bildet sich auch unter 215° neben der Brenz galläusäure stets eine geringe Menge Melangalläusäure, und es ist kaum möglich, die Zerlegung so zu leiten, daß nicht noch andere brenzliche Produkte gebildet werden.

2) Verwandlung der Galläpfelgerbsäure in Galläusäure. a) Reine Galläpfelgerbsäure nimmt unter Aufschreibung von Kohlen säure Sauerstoff auf und verwandelt sich in Galläusäure. Wird eine reine Auflösung von Gerbstoff mit der Luft in Berührung gelassen, so verliert sie nach einiger Zeit ihre Durchsichtigkeit und setzt eine krystallinische schwarzgraue Substanz ab, welche Galläusäure ist. Bringt man eine Auflösung von Gerbstoff in einer graduirten Glasröhre über Quecksilber mit Sauerstoff in Berührung, so wird während der Bildung der Galläusäure keine Verminderung des Volumens beobachtet, nach einiger Zeit aber ist an die Stelle des Sauerstoffes Kohlen säure getreten. In demselben Verhältnisse, als die Bildung der Kohlen säure zunimmt, entstehen in der Flüssigkeit farblose Nadeln von Galläusäure. Der ausgenommene Sauerstoff wird folglich allein zur Bildung von Kohlen säure verbrannt. Ausser Galläusäure entsteht auch noch Essigsäure. Jedoch wird eine Gerbsäurelösung nie vollständig in Galläusäure verwandelt, und Robiquet fand selbst nach acht Monaten nur die Hälfte in Galläusäure übergeführt. — Wird, nach Wadenroder, eine Auflösung von 2 Theilen Gerbstoff in 98 Theilen Wasser zwölf Stunden lang beim Zutritt der Luft gekocht, und von Zeit zu Zeit das verdampfende Wasser ersetzt, so erleidet der Gerbstoff keine Veränderung. Wird diese Lösung sieben Monate lang in einer damit halbgefüllten und gut verkorkten Flasche aufbewahrt, so bilden sich kaum Spuren von Galläusäure. — Enthält eine acht Stunden lang gekochte Lösung nur $\frac{1}{2}$ Proc. Gerbstoff, so besetzt die Auflösung nach sieben Monaten, mit Papier lose bedeckt, eine schwarzbraune Farbe, und zugleich bildet sich ein schwarzbrauner Niederschlag. Die Lösung enthält nun keinen Gerbstoff mehr, statt dessen aber Galläusäure und Huminsäure. Wadenroder vermutet, daß während des Kochens etwas Ammoniak aus der Luft aufgenommen und dadurch die Bildung der Huminsäure veranlaßt wurde. In einer ebenfalls $\frac{1}{2}$ Proc. Gerbstoff enthaltenden, aber vorher nicht gekochten und gleichfalls mit Papier bedeckten Lösung war der Gerbstoff fast vollständig in Huminsäure verwandelt und es zeigten sich nur Spuren von Galläusäure. — Eine Auflösung von Gerbstoff in Weingeist oder in einer Mischung von Aether und Weingeist erleidet nach Wadenroder an der Luft keine Veränderung. — b) Galläusäuregährung. Nach den Untersuchungen von Karoecque (Journ. f. prakt. Chem. 24, 34) enthalten die Galläpfel eine stickstoffhaltige Substanz, welche, wenn sie in Ferment übergegangen ist,

Traubenzucker in Kohlensäure und Weingeist, und Gerbsäure in Gallussäure überzuführen vermag, im Allgemeinen also die Eigenschaften der Bierhefe beisteht. In einer in Zerklebung begriffenen Galläpfelaufsuspension bemerkte er unter dem Mikroskop $\frac{1}{100}$ bis $\frac{1}{200}$ M. R. im Durchmesser haltende, fettensförmig an einander gereihete Kügelchen, deren Kraft durch Zusatz von Weingeist, Quecksilberoxyd, Kreosot aufgehoben wurde; ihre Stelle konnte durch Bierhefe vertreten werden. Eine sehr concentrirte Lösung geht nicht in Gallussäuregährung über. Laroque stellte in Bezug hierauf folgende Versuche an: Eine Flasche wurde mit einem Gemische von 10 Gramm durch Äther ausgezogener Galläpfel, 15 Gr. Gerbstoff und 123 Gr. Wasser ganz ausgefüllt, dann luftdicht verschlossen und einen Monat lang einer Temperatur von 6–10° ausgesetzt. Nach dieser Zeit war der Gerbstoff vollständig in Gallussäure übergegangen, ohne daß eine Spur von Schimmel oder von Gas gebildet wurde. Ferner ließ Laroque 5 Gr. Gerbstoff, 10 Gr. durch Äther ausgezogene Galläpfel und 110 Gr. destillirtes Wasser vier Wochen lang in einer mit einem durchsichtigen Papier bedeckten Flasche stehen; dadurch war der Gerbstoff vollständig in Gallussäure verwandelt, während dieselbe Quantität von Gerbstoff, ohne Zusatz von extrahirten Galläpfeln, unter sonst gleichen Bedingungen, vier Wochen lang dem Einflusse der Luft ausgesetzt, nur zum Theil in Gallussäure überging. — Zu einem ähnlichen Resultate kam vor Laroque schon Robiquet, aus dessen Versuchen sich herausstellte, daß, wenn Galläpfel nur mit wenig Wasser ausgezogen werden, hauptsächlich Gerbsäure aufgenommen werde und die Lösung daher nur schwierig Gallussäure abgibt, während diejenigen Auszüge, welche mit viel Wasser geschehen, außer Gerbsäure auch das Ferment gelöst enthalten, und daher auch bei Abkschlag von Luft Gallussäure liefern. — Während nun aus den angegebenen Versuchen vermuthet werden kann, daß das Gallussäuregährungsferment eine in Wasser lösliche Substanz ist, spricht Liebig, gestützt auf die Thatfachen, daß ein concentrirter Galläpfelauszug in verschlossenen Gefäßen sich nicht in Gallussäure verwandelt, das mit Wasser befeuchtete Galläpfelpulver oder sehr bald beim Zutritt der Luft schimmelt und die Bildung von Gallussäure stattfindet (Ann. d. Pharm. 39, 99), die Vermuthung aus, daß die höchst fein vertheilte, verwesende Holsfaser es sei, welche in den befeuchteten Galläpfeln den darin enthaltenen Gerbstoff so rasch in Gallussäure überführe. — c) Wird eine verdünnte Lösung von Gerbsäure mit verdünnter Schwefelsäure gefällt, und der Niederschlag einige Minuten in der Flüssigkeit gelocht, oder in Wasser gelöst einige Tage an einem warmen Orte stehen gelassen, so bilden sich regelmäßige Krystalle von Gallussäure. (Liebig, Ann. d. Pharm. 2, 100.) Auch Stenhouse erhielt dasselbe Resultat. Ebenso wie verdünnte Schwefelsäure verwandelt auch verdünnte Salzsäure den Gerbstoff bei gelinder Wärme in Gallussäure; bei Anwendung von concentrirter Säure und in der Siedehitze geht ungefähr die Hälfte in Melangerensäure über. Auch die aus Sumach gewonnene Gerbsäure

geht, wenn er einen Tag lang mit verdünnter Schwefelsäure digerirt wird, vollständig in Gallussäure über, welche nur schwach gefärbt ist. Bei Anwendung von concentrirter Säure hingegen haben die Krystalle eine sehr dunkle Farbe, auch wird nur die Hälfte des angewandten Gerbstoffes in Gallussäure verwandelt, die andere Hälfte geht in jene sehr dunkel gefärbte Substanz, für welche Stenhouse den Namen Melangerensäure vorgeschlagen hat, über. Sie ist fast geschmacklos, unlöslich in kaltem, wenig löslich in siedendem Wasser; mit Alkohol gibt sie eine sauer reagirende Lösung, die durch Wasser gefällt wird; sie verbindet sich mit den Alkalien und zerfällt in der Wärme die kohlensauren Salze derselben; die Ammoniakverbindung erzeugt in den Salzen der Erden und Metalle dunkelbraune oder olivenfarbige Niederschläge. Diese huminartige Säure entsteht allein aus der Gerbsäure, und wird nicht gebildet, wenn Gallussäure selbst mit concentrirter Salzsäure gelocht wird. — d) Durch starke siedende Kalilauge wird die Gerbsäure in Gallussäure verwandelt, und Kohlensäure ausgeschieden.

3) Anderweitige Zersetzungen der Gerbsäure durch Einwirkung von Säuren. Kalte concentrirte Schwefelsäure löst den Gerbstoff mit citronengelber bis braungelber Farbe auf. Wird die Auflösung mäßig erhitzt, so färbt sie sich dunkelpurpuroth, rücht dann etwas nach schwefeliger Säure und gibt beim Vermischen mit Wasser einen schwarzbraunen, flockigen Niederschlag. Wird die purpurrothe Lösung stärker erhitzt, so färbt sie sich pfeichwarz und gibt dann mit Wasser einen starken, flockigen, schwarzen Niederschlag von Huminsäure. (Wadenroder.) Wird Gerbstoff mit Schwefelsäure sublimirt, so entweicht nach Stenhouse Brenzgallussäure. — Erhitzt concentrirte Salpetersäure zerlegt die Gerbsäure unter Bildung von Kleeensäure. Durch kalte Salpetersäure wird er aus der wässrigen Lösung gefällt, in kurzer Zeit aber beginnt die Zersetzung unter Entwicke lung von Stickoxydgas; neben Kleeensäure wird nach Berzelius noch Kerselsäure gebildet. Sumachgerbstoff wird nach Stenhouse von Salpetersäure nicht gefällt, sie verwandelt ihn aber fast augenblicklich unter Bildung von Stickoxydgas in reine Kleeensäure.

4) Chlor färbt die Gerbstofflösung vorübergehend purpuroth, und dann gelb. Zuletzt tritt, nach Berzelius und Wadenroder, unter Zersetzung des Gerbstoffes, vollständige Entfärbung ein.

5) Goldlösung entwickelt, nach Pfaff, indem es sich selbst reducirt, Kohlensäure aus dem Gerbstoff.

6) Wird ein Theil trockene Gerbsäure mit 6 Theilen Weisuperoxvd zusammengerieben, so verbrennt sie unter Funkenprühen.

7) Wird eine Lösung von Gerbsäure mit einer kleinen Menge von arsenichschrömsauren Kali vermischt, so entsteht, nach Wadenroder, sogleich ein harter, flockiger, braungelber Niederschlag, der bei einigem Stehen oder beim Kochen der Flüssigkeit braunschwarz wird. Bei einem Uebermaß von chromsaurem Kali bildet der Niederschlag stets braungelb. Die Niederschläge lösen sich

in verdünnter Salzsäure und nach einiger Zeit in äßen- dem Kali.

8) Zerlegungen der Galläpfelgerbsäure durch Kali. Wird, nach Büchner (Ann. d. Chem. u. Pharm. 45, 14 und 53, 365), eine ohne Anwendung der Wärme gesättigte Lösung von Gerbstoff, in mäßig concentrirter Natilauge in einem geräumigen Gefäße der Luft ausgesetzt, so färbt sich die Flüssigkeit gelblich, dann immer dunkler blutroth, und nach einigen Tagen erscheinert sie fast undurchsichtig unter Bildung von Tannorylsäure und Kohlenfäure. Behandelt man die Lösung, die außer tannorylsäurem (oder nach Berzelius rothgerbsäurem) Kali auch gerbsäurem und kohlenfäurem Kali enthält, mit essigsaurem Bleiorz, und setzt den entstehenden Niederschlag wiederholt mit mäßig verdünnter Essigsäure aus, so lange noch kohlenfäures Salz zerfällt oder gerbsäurem Bleiorz. ausgezogen wird, so erhält man als Rückstand tannorylsäurem Bleiorz, welches nach dem Trocknen ein ziegelrothes Pulver bildet, das beim Besuchen mit Wasser fast farblos roth wird. Concentrirte Essigsäure löst selbst im Sieden nur einen sehr geringen Theil davon auf, und in der schwach-rotthlichen Flüssigkeit entsteht durch Ammoniak ein gelblich-rother, flockiger Niederschlag. Büchner suchte durch Behandlung des tannorylsäuren Bleiorzes mit Alkohol und einer geringen Menge Schwefelsäure, die noch nicht zur Zerlegung des sammtlichen Bleisalzes hinreichte, die Tannorylsäure abzuscheiden. Er erhielt eine dunkel-rothbraune gefärbte Flüssigkeit von stark saurem Geschmack, welche, selbst bis zur Syrupconsistenz verdunstet, keine Krystalle absetzt. Vollständig bis zur Trockne abgedampft gab sie eine braunrothe Masse, die aber nicht analysirt wurde. Die Zusammensetzung des bei 100° getrockneten Bleisalzes entspricht der Formel $3\text{PbO} \cdot \text{C}^{\text{H}}\text{O}^{\text{H}}$. Büchner betrachtet daher die Tannorylsäure als dreibasische Säure, und ihre Zusammensetzung im wasserhaltigen Zustande $3\text{HO} \cdot \text{C}^{\text{H}}\text{O}^{\text{H}}$. Ihr Entstehen aus der Gerbsäure läßt sich durch die Annahme erklären, daß 3 Atome Gerbsäure 24 At. Sauerstoff aufnehmen, und sich mit diesen in 3 At. Tannorylsäure und 9 At. Kohlenfäure zerlegt haben; nach der Formel: $3(\text{C}^{\text{H}}\text{O}^{\text{H}}\text{HO}) + 24\text{O} = 3(3\text{HO} \cdot \text{C}^{\text{H}}\text{O}^{\text{H}}) + 9\text{CO}^2$. Wird die ursprüngliche, durch Behandlung der Gerbsäure mit Kali entstandene, dunkel-blutrothe Flüssigkeit bis zum Sieden erhitzt, so findet zuerst eine Entwicklung von Kohlenfäure statt, indem die Tannorylsäure in Kohlenfäure und Gallussäure zerfällt, in der Weise, daß 3 At. Tannorylsäure 6 At. Gallussäure und 3 At. Kohlenfäure geben: $3(3\text{HO} \cdot \text{C}^{\text{H}}\text{O}^{\text{H}}\text{HO}) = 6(\text{C}^{\text{H}}\text{O}^{\text{H}}\text{HO}) + 3\text{CO}^2$. Wird das Sieden, nachdem die Entwicklung der Kohlenfäure aufgehört hat, noch fortgesetzt, so wird abermals Sauerstoff absorbiert und die Gallussäure geht in Kohlenfäure und Tannomelanfäure über, indem 6 At. Gallussäure + 22 At. Sauerstoff sich zerlegen in 2 At. Tannomelanfäure, 14 At. Kohlenfäure und 12 At. Wasser: $6(\text{C}^{\text{H}}\text{O}^{\text{H}}\text{HO}) + 22\text{O} = 2(\text{C}^{\text{H}}\text{O}^{\text{H}}\text{O}) + 14\text{CO}^2 + 12\text{H}_2\text{O}$.

Verbindungen der Galläpfelgerbsäure.

1) Mit Säuren. Wird zu verdünnter Schwefelsäure eine Auflösung von reinem Gerbstoff gesetzt, so entsteht, so lange die Schwefelsäure im Ueberschuß vorhanden ist, ein flockiger, weißer, etwas gelblich gefärbter Niederschlag von Schwefelsäure und Gerbstoff, welcher sich in reinem Wasser mit hellgelber Farbe löst. Wird der Lösung die noch anhängende freie Schwefelsäure durch etwas kohlenfäures Bleiorz entzogen, so besteht diese Lösung von schwefelsäurem Gerbstoff in einem starken, rein zusammenziehenden, aber nicht-fäurem Geschmack; Chlorbarium gibt einen Niederschlag von schwefelsäurem Barium. Wird die Lösung an der Luft verdunstet, so bleibt eine gefprungene, halb durchscheinende, weißgelbe Masse zurück, die sich nur durch den Mangel an völliger Durchsichtigkeit dem Anschein nach von dem reinen Gerbstoff unterscheidet. Die Auflösung fällt, nach Berzelius, Leimlösung, und färbt die Eisenoxydsalze dunkelblau. Sie verwandelt sich, nach Stenhouse, im sauren Zustande in Gallussäure. Der Gerbstoff wird ferner gefällt durch Chlorwasserstoffsäure, Phosphorsäure und Arseniksäure. Die Verbindungen, welche entstehen, sind unlöslich in einem Ueberschuß; sie lösen sich aber in reinem Wasser. Die Verbindung des Gerbstoffes mit der Phosphorsäure erfordert, um gefüllt zu werden, einen größeren Ueberschuß an freier Säure, als die Verbindungen mit den anderen Mineralsäuren. (Berzelius.)

Wird mit Hilfe der Wärme Vorräure in einer Auflösung von Gerbstoff gelöst, so geseht die ganze Masse beim Erkalten zu einer weißen Gallerte, die nach dem Trocknen eine voluminöse, schneeweiße Masse bildet, und sich wie Zuck anfühlt. (Berzelius.) Nicht gefällt wird nach Berzelius die Gerbstofflösung von Klee-, Milch-, Wein-, Citronen-, Essig-, Bernstein-, Jeleniger und schwefeliger Säure.

2) Mit anorganischen Basen. In den meisten Verbindungen der Galläpfelgerbsäure mit den anorganischen Basen hat der negative Bestandtheil die Zusammensetzung $\text{C}^{\text{H}}\text{O}^{\text{H}}$, nur eine von Liebig analysirte Bleiverbindung macht unter den bis jetzt analysirten Salzen eine Ausnahme, indem in dieser der nicht basische Bestandtheil die Zusammensetzung $\text{C}^{\text{H}}\text{O}^{\text{H}}$ hat. Es bildet demnach die Gerbsäure, ebenso wie die Gallussäure und Chinsäure verschiedene Verbindungsreihen. Die neutralen Salze der Erden und schweren Metalle, welche sind unlöslich in Wasser; die Salze mit alkalischem Bais sind löslich, haben einen zusammenziehenden Geschmack, aber fällen nicht die Leimlösung, wie die freie Gerbsäure; werden sie aber mit Leimlösung und einer anderen Säure vermischt, so entsteht sogleich ein Niederschlag. Die Lösungen der gerbsäuren Salze verändern sich schnell an der Luft, und zwar um so rascher, wenn ein Ueberschuß der Basis vorhanden ist.

Galläpfelgerbsäurem Kali. Trägt man eine nicht zu concentrirte weingelbliche Lösung von Kali in eine weingelbliche Lösung von Galläpfelgerbsäure so lange ein, bis sich auf der Oberfläche bei einem Ueberschuße der Gerbstofflösung rothe Wern bilden, so bilden sich weiße, leichte, krystallinische Flocken, welche man zur Entfer-

nung der überschüssigen Gerbsäure wiederholt mit Weingeist auswäscht. Die vorigen Lösungen dürfen nicht zu concentrirt angewandt werden, indem sonst eine röthlich-braune, harzähnliche Masse gebildet wird, welche das Salz verunreinigt; auch darf aus demselben Grunde die Gerbsäurelösung nicht zu der alkalischen gesetzt werden. Das auf diese Weise erhaltene gerbsäurere Kali stellt unmittelbar nach dem Auswaschen mit Weingeist ein vollkommen weißes, wenig krystallinisches Pulver dar; beim Trocknen in gelinder Wärme wird es porös, erdartig und ist in Wasser leicht mit grünlicher Farbe löslich. Aus der möglichst concentrirten warmen Lösung scheiden sich beim Erkalten keine Krystalle aus; durch Zusatz von Weingeist aber wird das Salz in Gestalt eines schwach grünlich gefärbten krystallinischen Pulvers gefällt. Wird die wässrige Lösung bei gelinder Wärme verdunstet, so setzt sich nach und nach eine braune, schmierige Masse ab. Das bei 100° getrocknete Salz fand Büchner zusammengesetzt nach der Formel:



Setzt man zu einer concentrirten wässrigen Lösung von Galläpfelgerbsäure eine geringe Quantität Kalilauge, so daß die Gerbsäure im Ueberschuß bleibt, so entsteht anfänglich ein weißer flockiger Niederschlag, der nach und nach grau, zuletzt grünlich und krystallinisch wird. In einem Ueberschuß von concentrirter Lauge löst er sich mit rother Farbe auf. Wird das gerbsäurere Kali in der geringsten Menge von kochendem Wasser gelöst, so gerstet die klare Flüssigkeit nach dem Erkalten zu einer weißen, körnigen, gelatinösen Masse, welche nach dem Trocknen weiß und erdig aussieht und sich an der Luft nicht verändert. Die wässrige Lösung reagirt und schmeckt nicht alkalisch. Auch kohlensaures Kali gibt mit überschüssigem Gerbsäure einen weißen, in überschüssigem Kali löslichen Niederschlag. Aus der alkalischen Lösung scheidet sich allmählig ein grünes Pulver aus.

Das galläpfelgerbsäurere Natron wird nach Büchner wie das entsprechende Kalisalz erhalten. Nach dem Aus-trocknen im Wasserbade erscheint es als eine leichte, poröse, erdige, schwach gelblich gefärbte Masse, die zerrieben ein vollständig weißes Pulver liefert; mit wenig Wasser kocht es gummiartig zusammen, und löst sich erst bei Zusatz einer großen Menge Wasser auf; die Lösung ist braun und von zusammenziehendem Geschmack. Die möglichst concentrirte wässrige Lösung hinterläßt nach dem Verdunsten über Schwefelsäure das Salz in Form einer braunen Haut von glimmerähnlichem Ansehen. Büchner fand das galläpfelgerbsäurere Natron bei 100° getrocknet zusammengesetzt als:



Nach Berzelius ist das gerbsäurere Natron, welches man durch Sättigen einer wässrigen Galläpfelgerbsäurelösung erhält, in Wasser sehr leicht löslich, und die Lösung hinterläßt nach dem freiwilligen Verdunsten eine grünlich-graugelbe, halb-krystallinische Masse, an deren Wänden sich deutliche, grüne Krystallblätter bilden. Wird dieselbe mit wenig kaltem Wasser behandelt, so löst sich ein Theil auf, und es bleibt ein der Kalte-

bindung ähnliches Salz zurück. Wird dieses in kochendem Wasser gelöst, und läßt man die Lösung freiwillig verdunsten, so scheidet es sich als weißes, vollkommen neutrales Pulver aus; das in kaltem Wasser unlösliche, krystallinische Salz ist in Weingeist unlöslich und schmilzt in demselben beim Erhitzen; es reagirt schwach alkalisch und fällt die Leimlösung auch bei Zusatz einer Säure nicht.

Gerbsäures Ammoniumoxyd. Wird eine Lösung von Galläpfelgerbsäure mit einer Lösung von kohlensaurem Ammoniak in kleinen Quantitäten nach einander vermischt, so entsteht ein weißer Niederschlag, welcher im luftleeren Raume getrocknet ein weißes, erdiges Pulver darstellt und nach Berzelius ein saures Salz ist. Eine andere Ammoniakverbindung wurde von Büchner dadurch erhalten, daß er in eine Auflösung der Gerbsäure in absolutem Weingeist Ammoniakgas leitete. Das gerbsäure Ammoniak scheidet sich in feinen weißen Flocken aus. Bei zu starker Concentration wird es als eine harzähnliche Masse erhalten und bei Anwendung von wasserhaltigem Weingeist in Gestalt von Deltsropfen. Es besteht nach Büchner aus: $\text{NH}_4\text{O}, \text{C}^{\text{H}}\text{H}'\text{O}' + 3\text{HO}, \text{C}^{\text{H}}\text{H}'\text{O}'$, kann aber auch als Amidverbindung aufgefaßt werden nach der Formel: $\text{NH}_2^{\text{H}}, \text{C}^{\text{H}}\text{H}'\text{O}' + \text{HO}, \text{C}^{\text{H}}\text{H}'\text{O}'$.

Gerbsäure Baryterde. Setzt man zu einer Lösung von gerbsäurem Natron Chlorbaryum, so entsteht ein leichter Niederschlag, welcher nach dem Auswaschen und Trocknen ein schwach röthlich-gelbes Pulver darstellt, das sich in kochendem Wasser nur sehr wenig und in kaltem Wasser gar nicht löst. Die Zusammensetzung desselben ist $3(\text{BaO}, \text{C}^{\text{H}}\text{H}'\text{O}') + \text{HO}, \text{C}^{\text{H}}\text{H}'\text{O}' + 3\text{aq}$.

Trägt man in eine siedende Lösung der Gerbsäure so lange frisch gefällte, kohlensaure Baryterde ein, als noch ein Aufbrausen erfolgt, so erzeugt Alkohol in der abfiltrirten, durch Eindampfen möglichst concentrirten Lösung einen röthlich-weißen, pulverigen Niederschlag, welcher sich während des Trocknens etwas bräunt. Seine Zusammensetzung ist $4\text{BaO}, 3(\text{C}^{\text{H}}\text{H}'\text{O}') + 3(\text{BaO}, \text{C}^{\text{H}}\text{H}'\text{O}') + \text{BaOH} + 2\text{aq}$. Durch Vermischen einer Gerbsäurelösung mit Barytwasser entsteht ein weißer Niederschlag, welcher in überschüssiger Gerbsäure löslich ist. An der Luft wird dieser Niederschlag bald grün.

Gerbsäure Kalkerde. Vermischt man eine Lösung von Galläpfelgerbsäure mit überschüssigem Kalkhydrat, so wird ein unlösliches, basisches Salz gefällt, und in der Flüssigkeit lassen sich nur Spuren von Gerbsäure nachweisen. Wird die basische Kalkverbindung gewaschen und mit soviel Crystallwasser versetzt, als zur Sättigung der überschüssigen Basis erforderlich ist, so wird neutrales, gerbsäure Kalkerde mit gelber Farbe gelöst, und nach dem Verdunsten bleibt eine durchsichtige, gelbbraune, soviel in Wasser, wie in Alkohol lösliche Masse zurück. — Durch Vermischen von ziemlich concentrirten Lösungen von gerbsäurem Ammoniumoxyd und Chlorcalcium entsteht ein weißer Niederschlag, welcher in reinem Wasser löslich ist.

Gerbsäure Talkerde entsteht durch Digeriren einer Gerbsäurelösung mit Talkerdehydrat oder kohlensaurer Talkerde; sie ist basisch und sehr schwer löslich.

Gerbsäure Thonerde wird gebildet, wenn man gallertartige Thonerde mit einer Auflösung von Gerbstoff schüttelt; sie ist unlöslich in Wasser.

Die meisten Verbindungen der Gerbsäure mit den schweren Metalloxyden entstehen durch Vermischen eines Salzes dieser Metalloxyde mit Gerbsäure; ein Theil der letzteren verbindet sich genöthig mit der abgeschiedenen Säure.

Gerbsäures Eisenoryd wird als weißer, gelatinöser Niederschlag erhalten, wenn concentrirte Lösungen von Eisenorydsalzen mit Gerbsäure vermischt werden. In verdünnten Lösungen entsteht kein Niederschlag.

Gerbsäures Eisenoryd. Setzt man eine Auflösung von Gerbstoff tropfenweise zu einer Lösung von schwefelsaurem Eisenoryd, so entsteht weder Färbung, noch Niederschlag, indem das Eisenoryd auf Kosten der Gerbsäure zu Eisenorydul reducirt wird. Dieselbe Reduction findet statt, wenn der Niederschlag, welcher in einer Eisenorydlösung durch überschüssige Gerbsäure entsteht, gelöst wird; es entwickelt dabei Kohlensäure und die Flüssigkeit wird farblos. Beim Vermischen einer Eisenorydlösung hingegen mit überschüssiger Gerbsäure entsteht ein schwarzblauer Niederschlag, welcher eine Verbindung der Gerbsäure mit Eisenorydul und Dryd ist. Er bildet sich ebenfalls, wenn ein Eisenorydsalz mit Gerbsäure vermischt und die Lösung der oxydierenden Einwirkung der Luft ausgesetzt wird. Diese Verbindung ist der färbende Bestandtheil der gewöhnlichen schwarzen Schreibrinne. Durch Gerbsäure lassen sich nach sehr geringe Spuren von Eisenoryd nachweisen; die Flüssigkeit wird dann schön dunkelblau und nach einiger Zeit bildet sich ein dunkler, flockiger Niederschlag, während die Flüssigkeit dunkelgrün wird.

Neutrales gerbsäures Bleioryd wird erhalten, wenn man in eine Lösung von überschüssigem Gerbstoffe eine Lösung von neutralem, essigsaurem Bleioryd bringt und dem Niederschlage durch kochendes Wasser die überschüssige Gerbsäure entzieht. Die Verbindung ist weiß und besteht, bei 120° getrocknet, aus: $PbO, C^{12}H^{10}O^{11}$, liö, oder nach Liebig aus: $PbO, 2HO + C^{12}H^{10}O^{12} + \frac{1}{2} aq.$

Ein basisch gerbsäures Bleioryd wird nach Liebig erhalten, wenn eine Lösung von Gerbstoff in eine kochende Lösung von essigsaurem Bleioryd mit der Voricht gebracht wird, daß ein Theil des letztern im Ueberschusse vorhanden ist und der erhaltene Niederschlag $\frac{1}{2}$ Stunde mit der Flüssigkeit, in welcher er entstanden, gekocht wird. Die Verbindung bräut eine gelbliche Farbe und besteht bei 100° getrocknet nach Liebig aus $3PbO, C^{12}H^{10}O^{12}$.

Wird eine Auflösung von gerbsaurem Kali mit Bleisalz gefüllt, so entsteht ein weißer Niederschlag, welcher beim Auswaschen eine grünlich-gelbe Farbe annimmt.

Gerbsäures Zinkoryd wird als weißer Niederschlag

erhalten, wenn schwefelsaures Zinkoryd mit einem gerbsauren Alkali vermischt wird.

Gerbsäures Zinneroxydul fällt als ein weißer, flockiger, voluminöser Niederschlag, wenn gerbsäures Alkali oder reine Gerbsäure mit Zinneroxydul vermischt wird. Die Gerbsäure wird dabei vollständig aus der Lösung abgetrieben.

Gerbsäures Quecksilberoxyd und Drydul. Durch salpetersaures Quecksilberoxyd entsteht in einer Lösung von Gerbsäure oder gerbsaurem Alkali ein reichlicher, ziegelrother Niederschlag, welcher sich weder in Wasser, noch in einem Ueberschusse des Quecksilbersalzes, aber leicht in Salzsäure, Essigsäure und Chlornatrium löst. — Durch salpetersaures Quecksilberoxydul wird die Gerbsäurelösung Anfangs nur unbedeutend gefällt, der Niederschlag vermehrt sich aber allmählig und nimmt durch reducirtes Quecksilber eine graue Farbe an. Mit gerbsaurem Alkali entsteht sogleich ein reichlicher, gelblicher Niederschlag; er löst sich in einem Ueberschusse des Drydulsalzes und aus der Lösung scheidet sich nach einiger Zeit metallisches Quecksilber ab.

Gerbsäures Silberoxyd wird als rothbrauner Niederschlag erhalten, wenn salpetersaures Silberoxyd in eine Lösung von Gerbsäure getropft wird. Wird aber umgekehrt die Gerbsäure zum salpetersauren Silberoxyd gesetzt, so entsteht ein schwarzer Niederschlag, welcher bald grau wird und reducirtes Silber enthält.

Gerbsäures Kupferoxyd entsteht als flockiger, voluminöser, gelbbrauner Niederschlag, wenn eine Lösung von essigsaurem Kupferoxyd durch Gerbsäure gefällt wird. Wird umgekehrt die Lösung des Kupferoxydsalzes in die Gerbsäurelösung getropft, so hat der Niederschlag eine röthlich-weiße Farbe; er löst sich vollkommen in Ammoniak, und aus der Lösung kann, nach Wadenreder, das Kupfer nicht durch Schwefelwasserstoff gefällt werden.

Gerbsäures Antimonyd. Beim Vermischen einer Auflösung von Brechweinstein mit Galläpfelgerbsäure entsteht ein weißer, gelatinöser Niederschlag von gerbsaurem Antimonyd, und in der Lösung bleibt eine Verbindung von Gerbstoff mit saurem weinsaurem Kali. Das gerbsäure Antimonyd, welches nach Pelouze der Formel $SbO, C^{12}H^{10}O^{11}$ oder $SbO, C^{12}H^{10}O^{12}, HO$ entspricht, bildet getrocknet ein weißgraues Pulver; wird es im feuchten Zustande mit Wasser gemischt, so vertheilt es sich so sehr, daß es mit durchs Filtern geht. Durch die Eigenschaften, Brechweinstein zu fällen, unterscheidet sich die Galläpfelgerbsäure wesentlich von einigen andern Gerbsäuren, namentlich vom Gatheu- und Kinogerbstoff.

3) Die Verbindungen der Galläpfelgerbsäure mit indifferenten organischen gepaarten Basen, wie Chinin u. s. w., sind im Wasser unlöslich.

4) Verbindungen der Galläpfelgerbsäure mit indifferenten organischen Körpern. Wird zu einer klaren, durchsichtigen Stärkelösung eine Lösung von Gerbstoff gesetzt, so entstehen im Anfange graue Flecken, welche sich zu einer weißen Masse vereinigen.

In der Wärme lösen sich die Flocken auf und scheiden sich beim Erkalten wieder aus.

Eiweiß oder eine schwach alkalische Lösung von Proteïn gibt, mit einer Lösung von Galläpfelgerbsäure einen weißen, flockigen Niederschlag, welcher sich in einem Ueberschusse des Gerbstoffs wieder löst. Der Niederschlag ist eine Verbindung von Proteïn mit Gerbstoff und besteht, nach dem Auswaschen und Auspressen zwischen Fesepapier bei 100° getrocknet, nach Mulder aus 1 At. Proteïn + 1 At. Gerbstoff = $\text{N}^{\text{C}}\text{H}^{\text{O}}$, $\text{C}^{\text{H}}\text{O}$. Ebenso wie das Eiweiß werden die andern Proteinverbindungen durch Gerbstoff gefällt.

Wird zu einer Lösung von Leim eine Auflösung von Gerbstoff gesetzt, so entsteht sogleich ein Niederschlag, welcher sich zu einer zähen Masse vereinigt. Dieselbe ist im feuchten Zustande weich und elastisch, getrocknet weiß oder grau, undurchsichtig, in Wasser unlöslich und geht nicht in Häutniß über. 1 Th. Leim in 5000 Th. Wasser gelöst, kann noch deutlich durch eine Gerbstofflösung erkannt werden. Nach Mulder (Journ. f. prakt. Chem. 17, 337) verbindet sich der Leim mit dem Gerbstoffe in mehreren Verhältnissen. Man erhält die aus einer gleichen Anzahl von Atomen bestehende Verbindung, wenn die Leimlösung durch einen großen Ueberschuss von Gerbsäure gefällt wird. Diese Verbindung besteht aus: $\text{N}^{\text{C}}\text{H}^{\text{O}}$, $\text{C}^{\text{H}}\text{O}$. Wird hingegen die Gerbstofflösung nicht im Ueberschusse zu der Leimlösung gesetzt, so besteht der Niederschlag bei 130° getrocknet, nach Mulder, aus 3 At. Leim und 2 At. Gerbstoff, also = $3(\text{N}^{\text{C}}\text{H}^{\text{O}})$, $2(\text{C}^{\text{H}}\text{O})$. Außerdem scheint es nach Schiödel noch eine Verbindung zu geben, welche aus 2 At. Leim und 1 At. Gerbstoff besteht.

Die Verbindung des Gerbstoffs mit der thierischen Haut zu Leder ist unter dem Artikel Gerben und Leder abgehandelt.

Die Gatheugersäure oder der Gatheugersbstoff (*Acidum minutianicum*) findet sich im Gatheu (*terra japonica*), einem gerbstoffreichen Extracte mehrerer Pflanzen, namentlich der *Arceapalmi* (*Arceia Catechu*), der *Acacia* oder *Mimosa Catechu* und der *Nauvea Gambir*. Aus den Früchten der ersten Pflanze stellt man den Bombax-Gatheu dar, aus der zweiten Pflanze den bengalischen Gatheu und aus der letzten den sogenannten Gambir. Nach Künze soll der Gatheugersbstoff an eine eigentümliche Basis gebunden sein; ob er noch in andern Pflanzen sich findet, ist nicht bekannt.

Um den Gatheugersbstoff darzustellen, kann man dasselbe Verfahren anwenden, welches gewöhnlich zur Darstellung des Galläpfelgerbstoffs angewandt wird; nämlich die Extraction des Gatheu's mit wasserhaltigem Aether. Man erhält jedoch nicht, wie bei letzterem, zwei Schichten von Flüssigkeiten, sondern nur eine, welche nach dem Verdunsten unter der Luftpumpe die reine Gatheugersäure hinterläßt.

Berzelius wendet folgende Methode an: Der filtrirte wässrige Auszug des Gatheu's wird mit etwas Schwefelsäure vermischt und der entstehende geringe Niederschlag entfernt. Man setzt alsdann concentrirte Schwe-

felsäure hinzu, so lange als noch ein Niederschlag entsteht. Derselbe wird abfiltrirt und mit Schwefelsäure von gleicher Verdünnung wie die durchgelaufene Flüssigkeit ausgewaschen, dann zwischen Fesepapier stark ausgepresst und in kochendem Wasser gelöst. Beim Erkalten der Lösung scheidet sich die Verbindung von Schwefelsäure mit Abgasmaterie ab; diese wird durch Filtriren entfernt und nun die klare, rothgelbe Flüssigkeit so lange mit sein geriebenerm kohlensaurem Bleis oxyd in kleinen Quantitäten vermischt, als noch ein Aufbrausen erfolgt und bis eine Probe mit Chlorbaryum keinen Niederschlag mehr gibt. Die vom Bleis oxyd abfiltrirte Flüssigkeit wird hierauf im luftleeren Raume verdunstet.

Die Gatheugersäure nimmt in ihren Eigenschaften sehr mit der Galläpfelgerbsäure überein, unterscheidet sich aber von derselben dadurch, daß sie mit Eisennegrosalzen einen graugrünen und mit Brechweinstein keinen Niederschlag gibt. Sie ist unlöslich in Wasser, Aetherol und Aether, unlöslich hingegen in fetten und flüchtigen Oelen. Ihre Auflösung schmeckt rein abstringirend. Bei der trocknen Destillation bdest sie zu einem Klumpen zusammen und gibt eine ungesättigte, braunliche Flüssigkeit, welche Eisennegrosalze mit grau-grüner Farbe füllt und von kohlensaurem Kali braun gefärbt wird. Läßt man eine verdünnte Auflösung von Gatheugersäure an der Luft stehen, so färbt sie sich allmählig ganz dunkelroth, und wird die Lösung an der Luft verdunstet, so bleibt eine dunkelrothe, durchsichtige, gesprungene Substanz zurück, welche sich nicht mehr vollständig in Wasser löst. Die Zersetzung der Gatheugersäure an der Luft und ihr Verhältniß zur Gatheugersäure ist noch nicht hinreichend untersucht, vielleicht steht letztere in demselben Verhältnisse zur Gatheugersäure, wie die Gallussäure zur Gallusgerbsäure. Galläpfelgerbsäure und Gatheugersäure sind vielleicht als zwei Drude desselben Radicals zu betrachten, oder sind sie gepaarte Verbindungen, so können entweder die Paarlänge oder die mit dem Paarlinge verbundenen Säuren verschiedene Drude desselben Radicals sein, da der Unterschied in ihrer chemischen Zusammensetzung nur in der Quantität des in ihnen enthaltenen Sauerstoffs beruht: Gatheugersbstoff = $\text{C}^{\text{H}}\text{O}$, Galläpfelgerbstoff = $\text{C}^{\text{H}}\text{O}$.

Der Gatheugersbstoff verbindet sich wie der Galläpfelgerbstoff mit den Mineralen Säuren zu Verbindungen, welche sich in reinem Wasser lösen, oder in einem Ueberschusse der Säure sich auflösen. Jedoch sind die Verbindungen des Gatheugersbstoffs sowohl in reinem, als auch in saurem Wasser weit löslicher und bedürfen daher einer größeren Menge und einer concentrirteren Säure zur Ausfällung als der Galläpfelgerbstoff. Die Verbindungen sind aber noch nicht besonders untersucht. — Auch gegen die anorganischen Basen verhält sich die Gatheugersäure ähnlich der Galläpfelgerbsäure. Im Allgemeinen sind sie bei überschüssiger Basis und bei Luftzutritt noch leichter zerfallend, und können daher kaum getrocknet werden. Die Kaliverbindung ist in Wasser löslich und bleibt, wenn sie

genau neutralisirt ist, nach dem Eintrocknen als dunkelbraunes, gefsprungenes Extract zurück, welches bei Zusatz einer Säure die Lösung fällt. Die neutralen Verbindungen der alkalischen Erden zerfallen sich sehr schnell. Werden die Blei- und Kupferverbindungen durch Schwefelwasserstoff zerlegt, so entstehen schäumende Flüssigkeiten, aus denen sich die Schwefelmetalloide nur schwierig abtrennen. Zu Stärke, den Proteineverbindungen und zu Leim verhält sich der Gatheugertstoff wie der Galläpfelgertstoff.

Die Kinogertsäure oder der Kinogertstoff (*Acidum coccatanum*) ist in dem Kino oder Gummi Kino, einem in Handel vorkommenden Extract, welcher von *Pterocarpus erinaceus*, *Erythrina monosperma*, *Eucalyptus resinifera* und *Coccoloba uvifera* gewonnen wird, enthalten. Im Ganzen ist die Kinogertsäure nur sehr unvollständig untersucht. Man kann ihn nach Berzelius auf folgende Weise darstellen: Kino wird mit Wasser ausgelaugt und aus der filtrirten Lösung der Gertstoff durch Schwefelsäure gefällt. Der erhaltene, röthlich gefärbte Niederschlag wird mit kaltem Wasser so lange ausgewaschen, bis dasselbe keine Reaction mehr gibt. Hierauf wird der Rückstand in kochendem Wasser gelöst, die Lösung nach dem Erkalten filtrirt und zu derselben so lange Barytwasser gesetzt, bis sämmtliche Schwefelsäure gefällt und eine Probe mit Chlorbaryum keinen Niederschlag mehr gibt. Sedann wird filtrirt und das Filtrat im luftleeren Raume verdunstet. Die auf diese Weise dargestellte Kinogertsäure erscheint als eine rothe, durchsichtige, gefsprungene Masse, welche in Wasser und Weingeist löslich, aber in Aether fast ganz unlöslich ist. Sie besitzt einen rein zusammenziehenden Geschmack. Wird die wässrige Lösung in offenen Gefäßen abgedampft, oder einige Zeit der Einwirkung der Luft ausgesetzt, so setzt sich ein hellrother Körper ab, dessen Eigenschaften nicht weiter untersucht sind. Bei der trockenen Destillation entsteht nach Erlenmeyer eine Brenzgallussäure. Salpetersäure verwandelt die Kinogertsäure vollständig in Kieffäure. Sie wird aus der wässrigen Lösung durch Säuren leichter (d. h. durch geringere Quantitäten und weniger concentrirte Säuren) gefällt, als die Gatheugertsäure, und gleicht in dieser Beziehung der Galläpfelgertsäure. Die hierdurch gefällten Niederschläge lösen sich in wenig kaltem Wasser. Mit Eisenorydsalzen gibt sie einen graugrünen Niederschlag. Brechweinstein wird, nach Berzelius, durch Kinogertsäure nicht gefällt.

Die Chinogertsäure oder der Chinogertstoff (*acidum cinchotanicum*) ist in den verschiednen Rinden der Bäume aus der Gattung *Cinchona* mit Chinin und Cingenin verbunden enthalten, und kann denselben durch Aether nicht entzogen werden. Am vollständigsten erhält man, nach Berzelius, den Chinogertstoff, wenn zerstoßene Chinarinde mit Wasser, welches 1—2 Pce. Säure enthält, bei 60° digerirt wird. Kocht man den Auszug mit einem Ueberschuß von Kalterhydrat, so entsteht nun ein Niederschlag, der die Basen und den Gertstoff enthält. Er wird ausgewaschen, in Essigsäure

gelöst, von einer unauslösllichen rothen Substanz durch das Filter getrennt und mit Weingeist niedergeschlagen. Hierbei bleiben die Pflanzensalze mit Essigsäure verbunden in der Flüssigkeit und können daraus gewonnen werden. Der Niederschlag wird ausgewaschen und liefert, durch Schwefelwasserstoff zerlegt, eine gelbliche Auflösung des Gertstoffes, die filtrirt und im luftleeren Raume über kohlensaurem Kali abgedampft wird. Man erhält eine dunkelgelbe Masse, die durch etwas veränderten Gertstoff verunreinigt ist; letzteren kann man durch nochmaliges Auflösen in Wasser, wobei er unausgelöst zurückbleibt, von der Lösung des reinen Gertstoffes trennen, und hierauf die Flüssigkeit nochmals unter der Luftpumpe verdunsten. — Der auf diese Weise dargestellte Chinogertstoff besitzt eine schwach gelbliche Farbe und löst sich leicht und vollständig in Wasser und Weingeist; auch in Aether ist er löslich, wodurch er sich vom Kinogertstoffe unterscheidet. Er schmeckt rein zusammenziehend ohne die geringste Spur von Bitterkeit.

Wird die weingelbe wässrige Lösung von Chinogertstoff mit der Luft in Berührung gelassen, so wird Sauerstoff absorhirt und es scheidet sich ein rother Körper aus, welcher Chinareth genannt wird. Nach einiger Zeit ist sämmtlicher Gertstoff verschunden. Ob bei dieser Zersetzung ebenso viel Kohlensäure ausgeschieden, als Sauerstoff absorhirt wird, wie dies bei der Verwandelung der Galläpfelgertsäure in Gallussäure der Fall ist, ist nicht untersucht. Das Chinareth verhält sich jedoch wahrscheinlich zu Chinogertstoff, wie die Gallussäure zum Galläpfelgertstoff. Wird eine Lösung von Chinogertstoff in Wasser in der Wärme verdunstet, so bleibt als Rückstand eine rothbraune Masse, welche größtentheils aus einer Verbindung von Gertstoff mit Chinareth besteht, und in Wasser unlöslich ist.

Zu den Säuren verhält sich der Chinogertstoff wie der Gatheugertstoff. Die Verbindungen lösen sich leichter als die des Galläpfelgertstoffes. Der Chinogertstoff bedarf daher eine größere Menge und concentrirtere Mineralsäuren zur Fällung als der letztere. — Mit den anorganischen Salzbasen bildet der Chinogertstoff Salze, welche leicht und besonders bei Ueberfluß der Basis unter Ausnahme von Sauerstoff und Entwicklung der Kohlensäure zerlegt werden; sie nehmen dann eine rothe Farbe an. Die Kaliverbindung fällt nieder, wenn eine concentrirte Gertstofflösung mit etwas kohlensaurem Kali zusammengebracht wird. Sie ist in Wasser schwer löslich und färbt sich bald roth. Zu den alkalischen Erden und eigentlichen Erden, sowie zu den schweren Metalloxyden verhält sich der Chinogertstoff wie der Galläpfelgertstoff. Brechweinstein gibt mit denselben einen starken grauen Niederschlag; Eisenorydsalze bewirken eine graugrüne Fällung. Auch gegen die organischen Verbindungen, wie Stärke, Protein und Leim, verhält er sich, wie der Galläpfelgertstoff.

Die übrigen, wahrscheinlich sehr mannichfachen Arten von Gertsäuren sind noch weniger untersucht als die letztgenannten.

Am den Galläpfelgertstoff schließen sich am

nächsten an der Valoniagerbstoff, der Eichenrindegerbstoff und der Divi-Divigerbstoff, indem sie mit Eisenoxydsalzen einen schwarzblauen Niederschlag geben. Sie unterscheiden sich aber dadurch von dem Galläpfelgerbstoff, daß sie weder bei der Sublimation für sich, noch mit Schwefelsäure Pyrogallussäure geben.

Der Valoniagerbstoff, in der Rinde von *Quercus Aegilops* enthalten, wird in der wässerigen Auflösung durch Schwefelsäure und Salzsäure nur sehr schwach mit hellgelber Farbe gefällt.

Die Rinde unserer Eichen enthält weder fertig gebildete Gallussäure, noch kann aus der darin enthaltenen Gerbsäure Gallussäure oder Brenzgallussäure gebildet werden. Durch Schwefelsäure wird die Eichen-gerbsäure mit rothbrauner Farbe niedergeschlagen.

Die Hüllen von *Caesalpinia Coriaria*, einer in Südamerika einheimischen Staude, die im Handel unter dem Namen Divi-Divi oder Liby-Divy vorkommen, enthalten fertig gebildete Gallussäure. Durch Schwefelsäure wird aber selbst in dem sehr concentrirten wässerigen Auszuge nur ein spärlicher, dunkelbrauner Niederschlag hervorgerufen, der bei der trocknen Destillation keine Spur von Brenzgallussäure liefert.

In der Wurzelrinde von *Prunus Malus* scheint nach Heymann ebenfalls ein eigenthümlicher Gerbstoff vorzukommen. Wird die Rinde mit Wasser extrahirt, so bringt in der concentrirten Lösung Salzsäure einen gelben Niederschlag hervor. Wird dieser Niederschlag mit ein wenig verdünnter Salzsäure einige Zeit zwischen 80 — 90° digerirt, so wird er allmählig roth und zuletzt purpurreth. Nach dem Auswaschen und Trocknen besteht er folgende Eigenschaften: Er ist unlöslich in Wasser, aber löslich mit carmoisinrother Farbe in Weingeist und Essigsäure. Aus den Lösungen wird er größtentheils durch Wasser gefällt. Er ist ferner mit rother Farbe löslich in kaulstischem Kali, aber unlöslich in Klee-, Wein- und Citronensäure. Die weingeistige Lösung gibt mit Bleizucker einen rothen Niederschlag.

Die meisten Gerbstoffe fällen aber die Eisenoxydsalze, wie der Catechu-, Kino- und Chinagerbstoff mit grüner Farbe.

Der Gerbstoff von der Rinde des Lärchenbaumes gibt mit Eisenoxydsalzen einen dunkelolivengrauen Niederschlag; Brechweinstein wird nicht gefällt; Schwefelsäure schlägt ihn mit röthlichgelber Farbe nieder; der Niederschlag löst sich beim Kochen mit verdünnter Schwefelsäure mit schön rother Farbe auf, und nach dem Erkalten scheiden sich schön rothe Flocken aus, welche in kaltem Wasser schwer, in Weingeist aber und Alkalien leicht und mit scharlachrother Farbe löslich sind. Keimlösung wird röthlich gefällt.

In der Birken- und Erlenrinde, sowie in der Lormentillwurzel, findet sich, nach Steinhilber, eine beträchtliche Menge Gerbstoff, welcher sich wie der der Lärchenrinde verhält.

In der innern frischen Rinde der Tannen und Fichten ist ein Gerbstoff enthalten, welcher sehr dem Chinagerbstoff gleicht, aber den Brechweinstein nicht fällt; wird die wässrige Lösung der Luft ausgesetzt, so gibt sie einen dunklen Abzug. In der Perbeerinde kommt ein Gerbstoff vor, welcher dem Chinagerbstoffe sehr ähnlich ist.

Der schwarze und grüne Thee enthält außer Gerbstoff noch Gallussäure und färbt deshalb die Eisenoxydsalze schwarzblau. Der von der Gallussäure befreite Gerbstoff gibt bei der trocknen Destillation keine Brenzgallussäure; der Theegerbstoff gibt mit den Säuren Verbindungen, welche sich leichter lösen, als die Verbindungen des Galläpfelgerbstoffes. Eisenoxydsalze werden, nach Steinhilber, graugrün, und Brechweinstein weiß gefällt.

Kocht man rohen Kaffee mit Wasser aus und fällt die filtrirte Lösung mit essigsaurem Bleioryd, setzt hierauf den Niederschlag (das Caffein bleibt in der Lösung) durch Schwefelwasserstoff, verdunstet die vom Schwefelblei abfiltrirte Flüssigkeit im luftleeren Raume, und behandelt man hierauf den Rückstand mit Weingeist, so ist in der Lösung Gerbstoff enthalten, während ein weißes Pulver, welches Pfaff aromatische Kaffeesäure nannte, zurückbleibt. Verdunstet man hierauf die weingeistige Lösung des Gerbstoffes, so erhält man derselbe als ein dunkelbraunes Extract von sehr saurem Geschmack, welches sich in jedem Verhältniß in Wasser löst, aber in absolutem Weingeist weniger löslich ist. Die wässrige, sehr verdünnte Lösung wird durch salpetersaures Eisenoxyd schön smaragdgrün gefärbt; von schwefelsaurem Eisenoxyd wird sie Anfangs nicht verändert, dann aber grün und zuletzt weiß gefällt. Kupferoxydammoniak gibt nach einiger Zeit einen grünen Niederschlag. Chlorzinklösung wird reducirt. Kaltwasser gibt einen orangegelben, und Barytwasser einen schwefelgelben Niederschlag. Kali und Natron färben die Lösung rothbraun; an der Luft wird sie aber grün. Quecksilbersublimat und Barytwasser werden nicht gefällt (Pfaff, Schweigger's Journal 62, 31). Nach Boile (Arch. f. Pharm. 25, 27) soll auch die Keimlösung durch Kaffeesäure nicht gefällt werden; mit Albumin gibt sie eine unlösliche Verbindung. Hiernach ist sie keine eigentliche Gerbsäure, sondern gleicht mehr der Gallussäure. — Die aromatische Kaffeesäure ist ein in Weingeist unlösliches Pulver, welches beim Erhitzen den Geruch nach gebranntem Kaffee entwickelt, sauer reagirt, und nur lösliche Salze gibt.

Eisengrüne Gerbstoffe, die aber noch weniger untersucht sind, finden sich außerdem in vielen Pflanzen, wie in *Salvia*, *Veronica*, *Asperula odorata*, *Pulmonaria*, *Vincetoxicum*, *Ulmus campestris*, *Rhabarber*, *Vaccinium vitis idaea*, im Zimmt, in *Ledum palustre*, *Agrimonia eupatoria*, *Spiraea ulmaria*, *Artemisia vulgaris*, *Absinthium officinale*, *Verbena officinalis*, *Calendula*, *Urtica dioica*, in den Wurzeln von *Rathania*, ferner in vielen Lippenblüthen, als *Ocimum*, *Prunella*, *Melissa*, *Thymus*, *Origanum*, *Hyssopus*, *Mentha*, *Lamium* u. s. w. Gewöhnlich

findet sich mit diesen Gerbstoffen noch Gallussäure in den Pflanzen; aber sämtliche eisengrüne Gerbstoffe gehen wider an der Luft, noch beim Kochen mit verdünnter Schwefelsäure in Gallussäure über.

100 Theile Eichenrinde,	im Frühjahr	geschält, enthalten	6,04 Theile Gerbstoff,
" " Korkkastanienrinde	" Herbst	" "	4,37 "
" " Pappelrinde	" "	" "	1,87 "
" " Birkenrinde	" "	" "	3,12 "
" " Lärchenbauminde	" "	" "	1,66 "
" " Sumach (sicil.)	" "	" "	16,25 "
" " Galläpfel	" "	" "	26,45 "
" " Gatheu	" "	" "	54,37 "

Der Gerbstoffgehalt der Galläpfel ist aber viel zu gering angegeben. Sehr viel Gerbstoff enthalten auch die Knospen. Nüller fand in der jungen Eichenrinde 10,5, und in der alten 4,49 Proc. Gerbstoff; in der jungen Weidenrinde 3,6, in der alten 3,98; in der Fichtenrinde 2,75 bis 5, und in der Tanneurinde 4,25 bis 6 Proc. Gerbstoff, je nach dem Alter des Baumes. (Arch. f. Pharm. 38, 121.) — Anwendung finden die Gerbstoffe als abstringierende Heilmittel, zum Gerben, zum Schwarzfärben und zur Bereitung der schwarzen Tinte. (J. Loh.)

GERBSTAEDT, Städtchen im mansfelder Kreise, Regierungsbezirk Merseburg, eine Meile von Hettstadt, 1½ Meile von Wettin, zwei Meilen von Eisleben entfernt, hat jetzt (im J. 1834) 320 Häuser und 2038 Einwohner. Im J. 1364 war Gerbstadt noch ein Dorf. In der Vorzeit gehörte die Stadt zu einer Herrschaft im Schwabengau, die im Besitze der Grafen von Wettin war. Die Abtei daselbst wurde im J. 985 vom Markgrafen von Meißen und Grafen zu Merseburg, Rittag, für adeliche Fräulein gestiftet, und Bertha, Tochter Conrad's des Großen, und Willa, Tochter des Grafen Gero von Brechna, waren Abtissinnen darin. Dieses reich begüterte, älteste mansfeldische Kloster besaß auch das Dorf Diemlich bei Halle. Nach der Reformation wurde es säcularisirt und ging von den Grafen von Mansfeld in Privatbesitz über. Das 1½ Stunde entfernte Dorf Helmdorf, mit hübschen Schlössern und Garten, war früher ein Klosterhof von Gerbstadt. Die Bewohner nähren sich vom Ackerbau, von Handwerken und Bergbau (Kupfergruben). (H. K. Häusler.)

GERBSTOFF, synonym mit Gerbsäure. Unter der Bezeichnung künstlicher Gerbstoff versteht Hattest die durch Einwirkung künstlicher Schwefelsäure oder Salpetersäure auf Pflanz, Gummiharze u. s. w. gebildeten Körper, welche mit den eigentlichen Gerbstoffen den herben Geschmack und die Eigenschaft, Leim aus seinen Lösungen zu fällen, gemein haben. Durch Büchner's, Voeltger's und Will's Untersuchungen ist aber bewiesen, daß diese Körper von den Gerbstoffen gänzlich verschieden sind, indem der durch Schwefelsäure hervorgebrachte Körper sich an die huminartigen Körper anschließt und das durch Einwirkung von Salpetersäure auf Gerbaum-

Davy hat mehrere gerbstoffhaltige Pflanzentheile, welche in der Gerberei angewandt werden, durch Fällung des Gerbstoffes mittels Leimlösung auf den Gerbstoffgehalt untersucht und folgende Resultate erhalten:

büextract und verschiedene Gummiharze gebildete Product ein eigenthümliche gepaarte Säure, die Symphtinsalpetersäure, ist. (J. Loh.)

GERCKEN, 1) Karl Christian, geb. den 19. Oct. 1731 zu Stolpen in Kurachsen, verbannte seine Elementarbildung den Lehranstalten in Dresden. Auf der Universität Leipzig, wo er sich der Theologie widmete, erlangte er die Magisterwürde. Im J. 1755 ward er in seiner Vaterstadt Stolpen Diaconus, späterhin (1771) Oberpfarrer und erster Adjunct der bischofsmerbach'schen Diocese. In den Jahren 1765—1771 hatte er eine Predigerstelle zu Struppen bei Pirna besetzt. Er starb zu Stolpen am 5. Mai 1795, geschätzt als ein Mann, der außer gründlichen theologischen Kenntnissen auch auf eine vielseitige wissenschaftliche Bildung Anspruch machen konnte. Außer einer Dissertation, durch deren Vertheilung er zu Leipzig die Magisterwürde erlangte¹⁾, machte er sich als Schriftsteller bekannt durch seine Historie der Stadt und Bergseftung Stolpen im Markgrasthum Meißen, als zuverlässigen Nachrichten entworfen. (Dresden 1764.) Die gewissenhafte Erfüllung seiner Amtspflichten gönnte ihm wenig Zeit zu literarischen Arbeiten. In der kleinen Zahl seiner Schriften bewegte er sich fast ausschließlich auf dem Gebiete der Geschichte. Besondere Erwähnung verdienen, außer einigen von ihm mitgetheilten Nachrichten über den Hofstaat der meißnischen Bischöfe zu Stolpen (Dresden 1764.), seine *Observationes ad historiam Petri no Vincentii Ravenanum Corollarium* (Dresd. 1773. 4.) und die *Fata Petri Ravenanensis per Germaniam*. (ibid. 1774. 4.) Einige historische Aufsätze lieferte er in den dreidener gelehrten Anzeigen 1763 und in dem lausitzischen Magazin vom Jahre 1774²⁾.

2) Philipp Wilhelm Gercken, Erbherr auf Burg Salawedel und Schwarzengolz in der Altmark, geb. den 5. Jan. 1722³⁾, widmete sich dem Studium der Ju-

1) De Justini Martyris ad religionem christianam conversione admodum memorabil. (Alps. 1753. 4.) 2) Brelg. Beitr. im Geol. Sachsen. Meusel's Erben der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 109. 3) f. ebend. a. a. D. 4. Bd. S. 110. Weidlich (in f. biographischen Nachrichten von jetzlebenden Rechtgelehrten. 1. Th. S. 214) und Schlichtegroll (in f. Kretzsch. auf das Jahr 1791. 2. Bd. S. 333) nennen 1717 als Gercken's Geburtsjahr.

risprudenz. Als königl. preussischer Justizrath unternahm er, ohne je ein öffentliches Amt zu bekleiden, mehrere Reisen. Er verband damit einen gelehrten Zweck. Besonders war es ihm darum zu thun, historische und diplomatische Notizen zu sammeln. Förderlich war ihm in dieser Hinsicht die Gunst des Ministers Grafen von Herzberg, des Bischöflichen Würdwein und anderer gelehrten Männer, durch die er Zutritt zu den Archiven erhielt. Nach der Rückkehr von seinen Reisen lebte er abwechselnd bald zu Stendal, bald auf seinen Gütern. Er besaß eine sehr beträchtliche Bibliothek, die er zu seinen gelehrten Arbeiten, mitunter aber auch zu pecuniären Zwecken benutzte, indem er große und kostbare Werke, die er in Versteigerungen angekauft, wieder um einen höheren Preis veräußerte. Von Allen, die ihn näher kannten, war er als ein Biederer wegen seines edelichen und unbescholtenen Charakters geschätzt. Begründete Ansprüche auf allgemeine Achtung hatte er jedoch auch durch seine gründlichen und umfassenden Kenntnisse in der Geschichte und Diplomatie. Für seinen regen Forschungsgedult in diesen Fächern liefern seine Schriften vielfache Belege. Dahin gehört seine unter dem Titel: *Fragmenta Marchiae* herausgegebene Sammlung ungedruckter Nachrichten und Urkunden zur Erläuterung der brandenburgischen Geschichte⁴⁾, die von ihm aus Archiven gesammelten *Diplomataria Veteris Marchiae Brandenburgensis*⁵⁾, seine ausführende Stiftsbibliothek von Brandenburg nebst ihrem *Codice diplomatico*⁶⁾ und sein *Codex diplomaticus Brandenburgensis*, aus Originalen und Copialbüchern gesammelt⁷⁾. Er schrieb außerdem vermischte Abhandlungen aus dem Rehn- und teutschen Rechte, der Historie u. s. w. mit archivalischen Originalurkunden aus Siegeln erläutert⁸⁾. Dazu fügte er noch später Anmerkungen über die Siegel zum Nutzen der Diplomatie⁹⁾. Ein streng historisches Werk war seine älteste Geschichte der Slaven, besonders in Teutschland¹⁰⁾. Anonym erschien von ihm: gründliche Nachricht von den Bezügen von Pommern, danziger Linie, worin zugleich die Nachrichten der polnischen Schriftsteller von dieser Materie gerührt werden. (Berlin 1714. 4.) Für die allgemeine teutsche Bibliothek listete Gercken mehre Rezensionen im Fache der Geschichte und Diplomatie. An der zu Frankfurt a. M. erscheinenden teutschen Encyclopädie war er Mitarbeiter. Er starb am 27. Juni 1791 zu Worms, wo er zuletzt privatistisch¹¹⁾.

3) Wilhelm Friedrich Gercken, geb. zu Stralsund am 28. Juli 1751, ward nach beendeten Universitätsstudien Pastor an der St. Marienkirche zu Stade. Er starb als königl. hanoverscher Etatsprediger am 30. Oct. 1817 im 66. Lebensjahre, geschätzt wegen seiner theologischen Kenntnisse und seines Rednertalentes. Als Erzetz machte er sich durch einzelne Abhandlungen bekannt, die in eine frühere Zeit seines Lebens gehören, unter Anderem durch eine *Commentatio ad locum Apostoli Jacobi 4. 5 seq.* (Stade 1780. 4.) Auch einige seiner zu Stade gehaltenen Predigten gab er heraus. Er verband damit zum Theil mehr Zweck. So empfahl er unter Anderem die Armenanstalt zu Stade in einer 1788 herausgegebenen Predigt unter dem Titel¹²⁾: „Die Werke der Liebe, ein großer Trost am Tage des Weltgerichts.“ In Mühsünden übte er sein poetisches Talent in geistlichen Oden und Liedern (Stade 1783.) und in einem Gedichte: die Freuden des Christen an den Grenzen der Ewigkeit. (Ebenasf. 1784.) 2 Bddn. Historische Studien hatten für ihn stets ein besonderes Interesse gehabt. Zweckmäßig abgefaßt für die Belehrung der Jugend waren seine Geschichtstabellen, die er in mehrfachen Bearbeitungen herausgab. Seine synchronistischen Tabellen der neuesten Geschichte der europäischen Reiche, nebst einer kurzen Einleitung in die Geschichte nach Christi Geburt (Stade 1790.) erlebten noch in demselben Jahre eine zweite Auflage. Er schrieb außerdem: periodisch-synchronistische Tabellen über die alte und mittlere Geschichte von England und über die neue und neueste Geschichte aller europäischen Reiche (Hamburg 1791. Fol.); periodisch-synchronistische Tabellen zur Universalgeschichte eingerichtet nach Schröckh's Lehrbuch der allgemeinen Weltgeschichte, nebst einem kurzen Abrisse der Geschichte. (Hamburg 1792.) Eine dritte verbesserte und vermehrte Auflage dieser Tabellen erschien zu Götting 1797. Zu den genannten Werken fügte Gercken noch: periodisch-synchronistische Tabellen der neuesten Geschichte aller europäischen Reiche seit der französischen Revolution bis zum Frieden von Amiens. (Stade 1802. Fol.) Auf seine merkwürdige Weise brachte Gercken in den letzten Jahren seines Lebens die historischen Ereignisse mit der Apokalypse in Verbindung. Dies geschah in seinem Beweise des göttlichen Ursprungs der Offenbarung Johannis, durch Erklärung derselben vom 13. bis zum 20. Capitel, darin die Begebenheiten der Weltgeschichte von 1789 bis zu Ende des Krieges, wodurch alle Religion untergraben werden sollte, theils wörtlich, theils buchstäblich erfüllt darge-

4) Sie erschienen mit Kupfern zu Stendal 1783—1788 in 4 Bänden unter dem Titel: *Reisen durch Schwaben, Baiern, angrenzende Schweiz, Franken und die rheinischen Provinzen u. s. w. in den Jahren 1779—1782*, nebst Nachrichten von Bibliotheken, Handschriften, römischen Alterthümern, politischer Verfassung, Landwirthschaft und Landprodukten, Sitten, Kleidertrachten, Sprache u. s. w. 5) Wolfenbüttel 1755—1763. 6 Bde. Mit Kupfern. 6) Zolmerfeld 1765—1767. 2 Bde. 7) Braunshweig 1766. 4. 8) Göttingen 1769—1785. 4 Bde. 9) Bielefeld 1783. 8 Bde. 10) Hamburg und Leipzig 1771—1781. 3 Bde. 11) Bielefeld's Universalhistorie u. s. w. 12) Stade 1788. 4. 13) Hamburg 1781—1786. 2 Bde. 14) Leipzig 1772. 15) Bielefeld's

Biographische Nachrichten von jetztlebenden Rechtsgelahrten. 1. Bd. S. 214 ff. Nachträge S. 14 ff. 2. Bd. S. 109 ff. 3. Bd. S. 361 ff. 4. Bd. S. 322 ff. und auf das Jahr 1793. S. 361. 5. Bd. S. 333 ff. 6. Bd. S. 322 ff. 7. Bd. S. 322 ff. 8. Bd. S. 322 ff. 9. Bd. S. 322 ff. 10. Bd. S. 322 ff. 11. Bd. S. 322 ff. 12. Bd. S. 322 ff. 13. Bd. S. 322 ff. 14. Bd. S. 322 ff. 15. Bd. S. 322 ff. 16. Bd. S. 322 ff. 17. Bd. S. 322 ff. 18. Bd. S. 322 ff. 19. Bd. S. 322 ff. 20. Bd. S. 322 ff. 21. Bd. S. 322 ff. 22. Bd. S. 322 ff. 23. Bd. S. 322 ff. 24. Bd. S. 322 ff. 25. Bd. S. 322 ff. 26. Bd. S. 322 ff. 27. Bd. S. 322 ff. 28. Bd. S. 322 ff. 29. Bd. S. 322 ff. 30. Bd. S. 322 ff. 31. Bd. S. 322 ff. 32. Bd. S. 322 ff. 33. Bd. S. 322 ff. 34. Bd. S. 322 ff. 35. Bd. S. 322 ff. 36. Bd. S. 322 ff. 37. Bd. S. 322 ff. 38. Bd. S. 322 ff. 39. Bd. S. 322 ff. 40. Bd. S. 322 ff. 41. Bd. S. 322 ff. 42. Bd. S. 322 ff. 43. Bd. S. 322 ff. 44. Bd. S. 322 ff. 45. Bd. S. 322 ff. 46. Bd. S. 322 ff. 47. Bd. S. 322 ff. 48. Bd. S. 322 ff. 49. Bd. S. 322 ff. 50. Bd. S. 322 ff. 51. Bd. S. 322 ff. 52. Bd. S. 322 ff. 53. Bd. S. 322 ff. 54. Bd. S. 322 ff. 55. Bd. S. 322 ff. 56. Bd. S. 322 ff. 57. Bd. S. 322 ff. 58. Bd. S. 322 ff. 59. Bd. S. 322 ff. 60. Bd. S. 322 ff. 61. Bd. S. 322 ff. 62. Bd. S. 322 ff. 63. Bd. S. 322 ff. 64. Bd. S. 322 ff. 65. Bd. S. 322 ff. 66. Bd. S. 322 ff. 67. Bd. S. 322 ff. 68. Bd. S. 322 ff. 69. Bd. S. 322 ff. 70. Bd. S. 322 ff. 71. Bd. S. 322 ff. 72. Bd. S. 322 ff. 73. Bd. S. 322 ff. 74. Bd. S. 322 ff. 75. Bd. S. 322 ff. 76. Bd. S. 322 ff. 77. Bd. S. 322 ff. 78. Bd. S. 322 ff. 79. Bd. S. 322 ff. 80. Bd. S. 322 ff. 81. Bd. S. 322 ff. 82. Bd. S. 322 ff. 83. Bd. S. 322 ff. 84. Bd. S. 322 ff. 85. Bd. S. 322 ff. 86. Bd. S. 322 ff. 87. Bd. S. 322 ff. 88. Bd. S. 322 ff. 89. Bd. S. 322 ff. 90. Bd. S. 322 ff. 91. Bd. S. 322 ff. 92. Bd. S. 322 ff. 93. Bd. S. 322 ff. 94. Bd. S. 322 ff. 95. Bd. S. 322 ff. 96. Bd. S. 322 ff. 97. Bd. S. 322 ff. 98. Bd. S. 322 ff. 99. Bd. S. 322 ff. 100. Bd. S. 322 ff. 101. Bd. S. 322 ff. 102. Bd. S. 322 ff. 103. Bd. S. 322 ff. 104. Bd. S. 322 ff. 105. Bd. S. 322 ff. 106. Bd. S. 322 ff. 107. Bd. S. 322 ff. 108. Bd. S. 322 ff. 109. Bd. S. 322 ff. 110. Bd. S. 322 ff. 111. Bd. S. 322 ff. 112. Bd. S. 322 ff. 113. Bd. S. 322 ff. 114. Bd. S. 322 ff. 115. Bd. S. 322 ff. 116. Bd. S. 322 ff. 117. Bd. S. 322 ff. 118. Bd. S. 322 ff. 119. Bd. S. 322 ff. 120. Bd. S. 322 ff. 121. Bd. S. 322 ff. 122. Bd. S. 322 ff. 123. Bd. S. 322 ff. 124. Bd. S. 322 ff. 125. Bd. S. 322 ff. 126. Bd. S. 322 ff. 127. Bd. S. 322 ff. 128. Bd. S. 322 ff. 129. Bd. S. 322 ff. 130. Bd. S. 322 ff. 131. Bd. S. 322 ff. 132. Bd. S. 322 ff. 133. Bd. S. 322 ff. 134. Bd. S. 322 ff. 135. Bd. S. 322 ff. 136. Bd. S. 322 ff. 137. Bd. S. 322 ff. 138. Bd. S. 322 ff. 139. Bd. S. 322 ff. 140. Bd. S. 322 ff. 141. Bd. S. 322 ff. 142. Bd. S. 322 ff. 143. Bd. S. 322 ff. 144. Bd. S. 322 ff. 145. Bd. S. 322 ff. 146. Bd. S. 322 ff. 147. Bd. S. 322 ff. 148. Bd. S. 322 ff. 149. Bd. S. 322 ff. 150. Bd. S. 322 ff. 151. Bd. S. 322 ff. 152. Bd. S. 322 ff. 153. Bd. S. 322 ff. 154. Bd. S. 322 ff. 155. Bd. S. 322 ff. 156. Bd. S. 322 ff. 157. Bd. S. 322 ff. 158. Bd. S. 322 ff. 159. Bd. S. 322 ff. 160. Bd. S. 322 ff. 161. Bd. S. 322 ff. 162. Bd. S. 322 ff. 163. Bd. S. 322 ff. 164. Bd. S. 322 ff. 165. Bd. S. 322 ff. 166. Bd. S. 322 ff. 167. Bd. S. 322 ff. 168. Bd. S. 322 ff. 169. Bd. S. 322 ff. 170. Bd. S. 322 ff. 171. Bd. S. 322 ff. 172. Bd. S. 322 ff. 173. Bd. S. 322 ff. 174. Bd. S. 322 ff. 175. Bd. S. 322 ff. 176. Bd. S. 322 ff. 177. Bd. S. 322 ff. 178. Bd. S. 322 ff. 179. Bd. S. 322 ff. 180. Bd. S. 322 ff. 181. Bd. S. 322 ff. 182. Bd. S. 322 ff. 183. Bd. S. 322 ff. 184. Bd. S. 322 ff. 185. Bd. S. 322 ff. 186. Bd. S. 322 ff. 187. Bd. S. 322 ff. 188. Bd. S. 322 ff. 189. Bd. S. 322 ff. 190. Bd. S. 322 ff. 191. Bd. S. 322 ff. 192. Bd. S. 322 ff. 193. Bd. S. 322 ff. 194. Bd. S. 322 ff. 195. Bd. S. 322 ff. 196. Bd. S. 322 ff. 197. Bd. S. 322 ff. 198. Bd. S. 322 ff. 199. Bd. S. 322 ff. 200. Bd. S. 322 ff. 201. Bd. S. 322 ff. 202. Bd. S. 322 ff. 203. Bd. S. 322 ff. 204. Bd. S. 322 ff. 205. Bd. S. 322 ff. 206. Bd. S. 322 ff. 207. Bd. S. 322 ff. 208. Bd. S. 322 ff. 209. Bd. S. 322 ff. 210. Bd. S. 322 ff. 211. Bd. S. 322 ff. 212. Bd. S. 322 ff. 213. Bd. S. 322 ff. 214. Bd. S. 322 ff. 215. Bd. S. 322 ff. 216. Bd. S. 322 ff. 217. Bd. S. 322 ff. 218. Bd. S. 322 ff. 219. Bd. S. 322 ff. 220. Bd. S. 322 ff. 221. Bd. S. 322 ff. 222. Bd. S. 322 ff. 223. Bd. S. 322 ff. 224. Bd. S. 322 ff. 225. Bd. S. 322 ff. 226. Bd. S. 322 ff. 227. Bd. S. 322 ff. 228. Bd. S. 322 ff. 229. Bd. S. 322 ff. 230. Bd. S. 322 ff. 231. Bd. S. 322 ff. 232. Bd. S. 322 ff. 233. Bd. S. 322 ff. 234. Bd. S. 322 ff. 235. Bd. S. 322 ff. 236. Bd. S. 322 ff. 237. Bd. S. 322 ff. 238. Bd. S. 322 ff. 239. Bd. S. 322 ff. 240. Bd. S. 322 ff. 241. Bd. S. 322 ff. 242. Bd. S. 322 ff. 243. Bd. S. 322 ff. 244. Bd. S. 322 ff. 245. Bd. S. 322 ff. 246. Bd. S. 322 ff. 247. Bd. S. 322 ff. 248. Bd. S. 322 ff. 249. Bd. S. 322 ff. 250. Bd. S. 322 ff. 251. Bd. S. 322 ff. 252. Bd. S. 322 ff. 253. Bd. S. 322 ff. 254. Bd. S. 322 ff. 255. Bd. S. 322 ff. 256. Bd. S. 322 ff. 257. Bd. S. 322 ff. 258. Bd. S. 322 ff. 259. Bd. S. 322 ff. 260. Bd. S. 322 ff. 261. Bd. S. 322 ff. 262. Bd. S. 322 ff. 263. Bd. S. 322 ff. 264. Bd. S. 322 ff. 265. Bd. S. 322 ff. 266. Bd. S. 322 ff. 267. Bd. S. 322 ff. 268. Bd. S. 322 ff. 269. Bd. S. 322 ff. 270. Bd. S. 322 ff. 271. Bd. S. 322 ff. 272. Bd. S. 322 ff. 273. Bd. S. 322 ff. 274. Bd. S. 322 ff. 275. Bd. S. 322 ff. 276. Bd. S. 322 ff. 277. Bd. S. 322 ff. 278. Bd. S. 322 ff. 279. Bd. S. 322 ff. 280. Bd. S. 322 ff. 281. Bd. S. 322 ff. 282. Bd. S. 322 ff. 283. Bd. S. 322 ff. 284. Bd. S. 322 ff. 285. Bd. S. 322 ff. 286. Bd. S. 322 ff. 287. Bd. S. 322 ff. 288. Bd. S. 322 ff. 289. Bd. S. 322 ff. 290. Bd. S. 322 ff. 291. Bd. S. 322 ff. 292. Bd. S. 322 ff. 293. Bd. S. 322 ff. 294. Bd. S. 322 ff. 295. Bd. S. 322 ff. 296. Bd. S. 322 ff. 297. Bd. S. 322 ff. 298. Bd. S. 322 ff. 299. Bd. S. 322 ff. 300. Bd. S. 322 ff. 301. Bd. S. 322 ff. 302. Bd. S. 322 ff. 303. Bd. S. 322 ff. 304. Bd. S. 322 ff. 305. Bd. S. 322 ff. 306. Bd. S. 322 ff. 307. Bd. S. 322 ff. 308. Bd. S. 322 ff. 309. Bd. S. 322 ff. 310. Bd. S. 322 ff. 311. Bd. S. 322 ff. 312. Bd. S. 322 ff. 313. Bd. S. 322 ff. 314. Bd. S. 322 ff. 315. Bd. S. 322 ff. 316. Bd. S. 322 ff. 317. Bd. S. 322 ff. 318. Bd. S. 322 ff. 319. Bd. S. 322 ff. 320. Bd. S. 322 ff. 321. Bd. S. 322 ff. 322. Bd. S. 322 ff. 323. Bd. S. 322 ff. 324. Bd. S. 322 ff. 325. Bd. S. 322 ff. 326. Bd. S. 322 ff. 327. Bd. S. 322 ff. 328. Bd. S. 322 ff. 329. Bd. S. 322 ff. 330. Bd. S. 322 ff. 331. Bd. S. 322 ff. 332. Bd. S. 322 ff. 333. Bd. S. 322 ff. 334. Bd. S. 322 ff. 335. Bd. S. 322 ff. 336. Bd. S. 322 ff. 337. Bd. S. 322 ff. 338. Bd. S. 322 ff. 339. Bd. S. 322 ff. 340. Bd. S. 322 ff. 341. Bd. S. 322 ff. 342. Bd. S. 322 ff. 343. Bd. S. 322 ff. 344. Bd. S. 322 ff. 345. Bd. S. 322 ff. 346. Bd. S. 322 ff. 347. Bd. S. 322 ff. 348. Bd. S. 322 ff. 349. Bd. S. 322 ff. 350. Bd. S. 322 ff. 351. Bd. S. 322 ff. 352. Bd. S. 322 ff. 353. Bd. S. 322 ff. 354. Bd. S. 322 ff. 355. Bd. S. 322 ff. 356. Bd. S. 322 ff. 357. Bd. S. 322 ff. 358. Bd. S. 322 ff. 359. Bd. S. 322 ff. 360. Bd. S. 322 ff. 361. Bd. S. 322 ff. 362. Bd. S. 322 ff. 363. Bd. S. 322 ff. 364. Bd. S. 322 ff. 365. Bd. S. 322 ff. 366. Bd. S. 322 ff. 367. Bd. S. 322 ff. 368. Bd. S. 322 ff. 369. Bd. S. 322 ff. 370. Bd. S. 322 ff. 371. Bd. S. 322 ff. 372. Bd. S. 322 ff. 373. Bd. S. 322 ff. 374. Bd. S. 322 ff. 375. Bd. S. 322 ff. 376. Bd. S. 322 ff. 377. Bd. S. 322 ff. 378. Bd. S. 322 ff. 379. Bd. S. 322 ff. 380. Bd. S. 322 ff. 381. Bd. S. 322 ff. 382. Bd. S. 322 ff. 383. Bd. S. 322 ff. 384. Bd. S. 322 ff. 385. Bd. S. 322 ff. 386. Bd. S. 322 ff. 387. Bd. S. 322 ff. 388. Bd. S. 322 ff. 389. Bd. S. 322 ff. 390. Bd. S. 322 ff. 391. Bd. S. 322 ff. 392. Bd. S. 322 ff. 393. Bd. S. 322 ff. 394. Bd. S. 322 ff. 395. Bd. S. 322 ff. 396. Bd. S. 322 ff. 397. Bd. S. 322 ff. 398. Bd. S. 322 ff. 399. Bd. S. 322 ff. 400. Bd. S. 322 ff. 401. Bd. S. 322 ff. 402. Bd. S. 322 ff. 403. Bd. S. 322 ff. 404. Bd. S. 322 ff. 405. Bd. S. 322 ff. 406. Bd. S. 322 ff. 407. Bd. S. 322 ff. 408. Bd. S. 322 ff. 409. Bd. S. 322 ff. 410. Bd. S. 322 ff. 411. Bd. S. 322 ff. 412. Bd. S. 322 ff. 413. Bd. S. 322 ff. 414. Bd. S. 322 ff. 415. Bd. S. 322 ff. 416. Bd. S. 322 ff. 417. Bd. S. 322 ff. 418. Bd. S. 322 ff. 419. Bd. S. 322 ff. 420. Bd. S. 322 ff. 421. Bd. S. 322 ff. 422. Bd. S. 322 ff. 423. Bd. S. 322 ff. 424. Bd. S. 322 ff. 425. Bd. S. 322 ff. 426. Bd. S. 322 ff. 427. Bd. S. 322 ff. 428. Bd. S. 322 ff. 429. Bd. S. 322 ff. 430. Bd. S. 322 ff. 431. Bd. S. 322 ff. 432. Bd. S. 322 ff. 433. Bd. S. 322 ff. 434. Bd. S. 322 ff. 435. Bd. S. 322 ff. 436. Bd. S. 322 ff. 437. Bd. S. 322 ff. 438. Bd. S. 322 ff. 439. Bd. S. 322 ff. 440. Bd. S. 322 ff. 441. Bd. S. 322 ff. 442. Bd. S. 322 ff. 443. Bd. S. 322 ff. 444. Bd. S. 322 ff. 445. Bd. S. 322 ff. 446. Bd. S. 322 ff. 447. Bd. S. 322 ff. 448. Bd. S. 322 ff. 449. Bd. S. 322 ff. 450. Bd. S. 322 ff. 451. Bd. S. 322 ff. 452. Bd. S. 322 ff. 453. Bd. S. 322 ff. 454. Bd. S. 322 ff. 455. Bd. S. 322 ff. 456. Bd. S. 322 ff. 457. Bd. S. 322 ff. 458. Bd. S. 322 ff. 459. Bd. S. 322 ff. 460. Bd. S. 322 ff. 461. Bd. S. 322 ff. 462. Bd. S. 322 ff. 463. Bd. S. 322 ff. 464. Bd. S. 322 ff. 465. Bd. S. 322 ff. 466. Bd. S. 322 ff. 467. Bd. S. 322 ff. 468. Bd. S. 322 ff. 469. Bd. S. 322 ff. 470. Bd. S. 322 ff. 471. Bd. S. 322 ff. 472. Bd. S. 322 ff. 473. Bd. S. 322 ff. 474. Bd. S. 322 ff. 475. Bd. S. 322 ff. 476. Bd. S. 322 ff. 477. Bd. S. 322 ff. 478. Bd. S. 322 ff. 479. Bd. S. 322 ff. 480. Bd. S. 322 ff. 481. Bd. S. 322 ff. 482. Bd. S. 322 ff. 483. Bd. S. 322 ff. 484. Bd. S. 322 ff. 485. Bd. S. 322 ff. 486. Bd. S. 322 ff. 487. Bd. S. 322 ff. 488. Bd. S. 322 ff. 489. Bd. S. 322 ff. 490. Bd. S. 322 ff. 491. Bd. S. 322 ff. 492. Bd. S. 322 ff. 493. Bd. S. 322 ff. 494. Bd. S. 322 ff. 495. Bd. S. 322 ff. 496. Bd. S. 322 ff. 497. Bd. S. 322 ff. 498. Bd. S. 322 ff. 499. Bd. S. 322 ff. 500. Bd. S. 322 ff. 501. Bd. S. 322 ff. 502. Bd. S. 322 ff. 503. Bd. S. 322 ff. 504. Bd. S. 322 ff. 505. Bd. S. 322 ff. 506. Bd. S. 322 ff. 507. Bd. S. 322 ff. 508. Bd. S. 322 ff. 509. Bd. S. 322 ff. 510. Bd. S. 322 ff. 511. Bd. S. 322 ff. 512. Bd. S. 322 ff. 513. Bd. S. 322 ff. 514. Bd. S. 322 ff. 515. Bd. S. 322 ff. 516. Bd. S. 322 ff. 517. Bd. S. 322 ff. 518. Bd. S. 322 ff. 519. Bd. S. 322 ff. 520. Bd. S. 322 ff. 521. Bd. S. 322 ff. 522. Bd. S. 322 ff. 523. Bd. S. 322 ff. 524. Bd. S. 322 ff. 525. Bd. S. 322 ff. 526. Bd. S. 322 ff. 527. Bd. S. 322 ff. 528. Bd. S. 322 ff. 529. Bd. S. 322 ff. 530. Bd. S. 322 ff. 531. Bd. S. 322 ff. 532. Bd. S. 322 ff. 533. Bd. S. 322 ff. 534. Bd. S. 322 ff. 535. Bd. S. 322 ff. 536. Bd. S. 322 ff. 537. Bd. S. 322 ff. 538. Bd. S. 322 ff. 539. Bd. S. 322 ff. 540. Bd. S. 322 ff. 541. Bd. S. 322 ff. 542. Bd. S. 322 ff. 543. Bd. S. 322 ff. 544. Bd. S. 322 ff. 545. Bd. S. 322 ff. 546. Bd. S. 322 ff. 547. Bd. S. 322 ff. 548. Bd. S. 322 ff. 549. Bd. S. 322 ff. 550. Bd. S. 322 ff. 551. Bd. S. 322 ff. 552. Bd. S. 322 ff. 553. Bd. S. 322 ff. 554. Bd. S. 322 ff. 555. Bd. S. 322 ff. 556. Bd. S. 322 ff. 557. Bd. S. 322 ff. 558. Bd. S. 322 ff. 559. Bd. S. 322 ff. 560. Bd. S. 322 ff. 561. Bd. S. 322 ff. 562. Bd. S. 322 ff. 563. Bd. S. 322 ff. 564. Bd. S. 322 ff. 565. Bd. S. 322 ff. 566. Bd. S. 322 ff. 567. Bd. S. 322 ff. 568. Bd. S. 322 ff. 569. Bd. S. 322 ff. 570. Bd. S. 322 ff. 571. Bd. S. 322 ff. 572. Bd. S. 322 ff. 573. Bd. S. 322 ff. 574. Bd. S. 322 ff. 575. Bd. S. 322 ff. 576. Bd. S. 322 ff. 577. Bd. S. 322 ff. 578. Bd. S. 322 ff. 579. Bd. S. 322 ff. 580. Bd. S. 322 ff. 581. Bd. S. 322 ff. 582. Bd. S. 322 ff. 583. Bd. S. 322 ff. 584. Bd. S. 322 ff. 585. Bd. S. 322 ff. 586. Bd. S. 322 ff. 587. Bd. S. 322 ff. 588. Bd. S. 322 ff. 589. Bd. S. 322 ff. 590. Bd. S. 322 ff. 591. Bd. S. 322 ff. 592. Bd. S. 322 ff. 593. Bd. S. 322 ff. 594. Bd. S. 322 ff. 595. Bd. S. 322 ff. 596. Bd. S. 322 ff. 597. Bd. S. 322 ff. 598. Bd. S. 322 ff. 599. Bd. S. 322 ff. 600. Bd. S. 322 ff. 601. Bd. S. 322 ff. 602. Bd. S. 322 ff. 603. Bd. S. 322 ff. 604. Bd. S. 322 ff. 605. Bd. S. 322 ff. 606. Bd. S. 322 ff. 607. Bd. S. 322 ff. 608. Bd. S. 322 ff. 609. Bd. S. 322 ff. 610. Bd. S. 322 ff. 611. Bd. S. 322 ff. 612. Bd. S. 322 ff. 613. Bd. S. 322 ff. 614. Bd. S. 322 ff. 615. Bd. S. 322 ff. 616. Bd. S. 322 ff. 617. Bd. S. 322 ff. 618. Bd. S. 322 ff. 619. Bd. S. 322 ff. 620. Bd. S. 322 ff. 621. Bd. S. 322 ff. 622. Bd. S. 322 ff. 623. Bd. S. 322 ff. 624. Bd. S. 322 ff. 625. Bd. S. 322 ff. 626. Bd. S. 322 ff. 627. Bd. S. 322 ff. 628. Bd. S. 322 ff. 629. Bd. S. 322 ff. 630. Bd. S. 322 ff. 631. Bd. S. 322 ff. 632. Bd. S. 322 ff. 633. Bd. S. 322 ff. 634. Bd. S. 322 ff. 635. Bd. S. 322 ff. 636. Bd. S. 322 ff. 637. Bd. S. 322 ff. 638. Bd. S. 322 ff. 639. Bd. S. 322 ff. 640. Bd. S. 322 ff. 641. Bd. S. 322 ff. 642. Bd. S. 322 ff. 643. Bd. S. 322 ff. 644. Bd. S. 322 ff. 645. Bd. S. 322 ff. 646. Bd. S. 322 ff. 647. Bd. S. 322 ff. 648. Bd. S. 322 ff. 649. Bd. S. 322 ff. 650. Bd. S. 322 ff. 651. Bd. S. 322 ff. 652. Bd. S. 322 ff. 653. Bd. S. 322 ff. 654. Bd. S. 322 ff. 655. Bd. S. 322 ff. 656. Bd. S. 322 ff. 657. Bd. S. 322 ff. 658. Bd. S. 322 ff. 659. Bd. S. 322 ff. 660. Bd. S. 322 ff. 661. Bd. S. 322 ff. 662. Bd. S. 322 ff. 663. Bd. S. 322 ff. 664. Bd. S. 322 ff. 665. Bd. S. 322 ff. 666. Bd. S. 322 ff. 667. Bd. S. 322 ff. 668. Bd. S. 322 ff. 669. Bd. S. 322 ff. 670. Bd. S. 322 ff. 671. Bd. S. 322 ff. 672. Bd. S. 322 ff. 673. Bd. S. 322 ff. 674. Bd. S. 322 ff. 675. Bd. S. 322 ff. 676. Bd. S. 322 ff. 677. Bd. S. 322 ff. 678. Bd. S. 322 ff. 679. Bd. S. 322 ff. 680. Bd. S. 322 ff. 681. Bd. S. 322 ff. 682. Bd. S. 322 ff. 683. Bd. S. 322 ff. 684. Bd. S. 322 ff. 685. Bd. S. 322 ff. 686. Bd. S. 322 ff. 687. Bd. S. 322 ff. 688. Bd. S. 322 ff. 689. Bd. S. 322 ff. 690. Bd. S. 322 ff. 691. Bd. S. 322 ff. 692. Bd. S. 322 ff. 693. Bd. S. 322 ff. 694. Bd. S. 322 ff. 695. Bd. S. 322 ff. 696. Bd. S. 322 ff. 697. Bd. S. 322 ff. 698. Bd. S. 322 ff. 699. Bd. S. 322 ff. 700. Bd. S. 322 ff. 701. Bd. S. 322 ff. 702. Bd. S. 322 ff. 703. Bd. S. 322 ff. 704. Bd. S. 322 ff. 705. Bd. S. 322 ff. 706. Bd. S. 322 ff. 707. Bd. S. 322 ff. 708. Bd. S. 322 ff. 709. Bd. S. 322 ff. 7

stellt werden. (Altona 1814.) Bereits im folgenden Jahre erschien eine zweite verbesserte Auflage dieses Werkes¹⁴⁾. (Heinrich Döring.)

Gerdag, Bischof von Hildesheim, s. Hildesheim, S. 135.

GERDAUEN, in Ostpreußen, im Kreise Rastenburg, am See Vanlin, durch welchen das flüßigen Dmet geht, 9 Meilen von Königsberg, 4 Meilen von Rastenburg, unter 38° 58' 3" d. L. und 54° 21' 22" nördl. Br., klein und schlecht gebaut, ohne Thore, 1900 Einwohner, Schloß, Gerberei, Ackerbau und Tuchweberei. In dem See ist der Schwimmbuch, eine schwimmende Insel, mit vielem Grotte, die von einem Ufer zum andern getrieben und auch der gerdauische Kalender genannt wird, weil die Bewohner nach ihrer Bewegung das Wetter beurtheilen. (H. E. Hoelter.)

GERDES (Johann), der Sohn eines Kaufmanns in Stockholm, wo er etwa im J. 1635 geboren wurde, studierte in Wittenberg Medizin, lebte dann mehrere Jahre in Stettin und wurde 1687 in Rostock, 1691 in Greifswalde Professor der Medizin. In letzterer Stadt starb er am 6. Jan. 1700. Einige Dissertationen ausgenommen hat er Nichts geschrieben. (Fr. Wih. Theile.)

GERDESSEN (Emanuel Gottlob), geb. zu Linda bei Gorkich am 2. Jan. 1754, Aet und Lehrer der Geburtshilfe zu Glogau, schrieb: Programm von den Ursachen der widernatürlichen Geburten (Glogau 1791. 4.), Anleitung zur Geburtshilfe für Hebammen und Geburtshelfer. (Glogau 1798.) (Fr. Wih. Theile.)

GERDESSEN (Johann August), geb. den 1. Jan. 1801 zu Seidenberg in der Lausitz, wo sein Vater, Matthias Friedrich Gerdesen, Oberpfarrer war. Der Schule seines Geburtsortes und seinem Vater verdankte Gerdesen den ersten Unterricht. Durch Fleiß und Wissensbegierde zeichnete er sich seit 1816 in dem Gymnasium zu Gorkich aus. Zu Ostern 1818 bezog er die Universitäts-Halle. Seine theologischen Studien setzte er zu Breslau fort. Dort erfüllte er auch ein Jahr lang seine Militärdienst. Die damit verbundene Anstrengung schwächte seiner von Natur schwachen Körperconstitution und legte den Grund zu seinen späteren physischen Leiden. Nach vollendeten Universitätsstudien ward er Hauslehrer bei einem Herrn v. Gietzsch auf Kobritz bei Jauer in Schlesien, späterhin (1824) bei dem Major v. Scheiblin in Löwenberg. Im J. 1826 kehrte er wieder in seine Heimath zurück, um seine schon damals sehr mangelnde Gesundheit wieder herzustellen und zugleich seinen bejahrten Vater in seinen Amtsfunktionen zu unterstützen. Ohne sein Ansehen ward ihm seines Vaters Stelle von der Gräfin Charlotte v. Einsiedel (1827) übertragen. Im J. 1830 verheiratete er sich mit einer Tochter des

Oberpfarrers Tobias in Neukirch. Einen ausgedehnten Wirkungskreis erhielt Gerdesen, als ihm 1833 von der Regierung zu Eignung in Verbindung mit dem Consistorium in Breslau, die Verwaltung der Superintendenturgeschäfte übertragen wurde. Im J. 1834 erhielt er die königliche Bestätigung zu diesem Amte, welches er im darauf folgenden Jahre antrat. Mit rastloser Thätigkeit und rühmlicher Ausdauer unterzog er sich den mit seinem neuen Amte verbundenen Geschäften. Durch die Einführung eines neuen evangelischen Kirchenrechts erreichte er sich ein bleibendes Denkmal. Den großen Anstrengungen, die sein neuer Beruf durch überhäufte Geschäfte nöthig machte, war er nicht gewachsen. Manche Unannehmlichkeiten wirkten nachtheilig auf sein sehr reiches Nervensystem. In dem Bade zu Salzbrunn befreite er sich von einem hartnäckigen Unterleibsleiden. Seine Genesung war jedoch von keiner Dauer. Eine völlige Auflösung des Blutes und aller edlen Säfte bot der ärztlichen Hilfe Trost und ließ seine letzten Kräfte auf. Er starb den 19. Dec. 1836.

Ausgezeichnet war sein Charakter als Mensch. Für alles Gute und Eitliche hatte er ein tiefes Gefühl. Humanität und Ungeizigkeit, die er bis zur Aufopferung übte, waren ihm in hohem Grade eigen. In seinem häuslichen Kreise, als Gatte und Vater, war er ebenso achtenswerth, wie in seinen Fremdschaftsverhältnissen. Sein Leben entsprach in jeder Hinsicht seinen Lehren. Als Geschäftsmann war er rastlos thätig und gewissenhaft pünktlich in der Erfüllung seines Berufs. Ernst und fest in seinen Entschlüssen, ächtete er sich nie hart gegen seine Untergebenen, deren Liebe und Achtung er in hohem Grade besaß. Als Gelehrter empfahl er sich durch mannichfache und gediegene Kenntnisse, die er stets zu erweitern bemüht war. Seine schnelle Auffassungsgabe und sein treues Gedächtniß kamen ihm dabei sehr zu statten. Auch mit den heterogensten Zweigen der Wissenschaften, die von seinem eigentlichen Studium, der Theologie, fern lagen, hatte er sich befreundet. Er war auch ein tüchtiger Jurist. Theoretisch und praktisch übte er die Musik. Mit großer Gewandtheit spielte er den Flügel. Von seiner tiefen Einsicht in den Geist der Kirchenmusik zeugte seine meisterhafte Zusammenstellung des Textes für das große Orgelstück, das 1835 in der St. Petri- und Paulikirche zu Gorkich gesungen ward. Als Seelsorger charakterisirte ihn das evangelische Pastoralblatt für Schölnen treffend, wenn es ihn einen „hilfreichen und tröstenden Gottesboten“ nennt, aus dessen Munde seine Gemeinde Worte des wahren Lebens gehört habe.“ Gegen die Aufschuldigung einer Hinnegung zum Mysticismus und Pietismus, wofür man die Belege in einigen seiner Schriften finden wollte, vertheidigte er sich mit hinreichenden Gründen. Ohne Rationalist zu sein, wies er der Vernunft den Platz an, der ihr gebührt. Außer einigen einzeln gedruckten Predigten machte er sich als Schriftsteller vorzüglich bekannt durch seine Reden an das Volk zur allgemeinen Verständigung über wahres Wohl. (Glogau 1833.) Unter dem Titel: „Von der Zukunft des Herrn“ ließ er kurz vor

14) Bzgl. Notermund's Sel. Hannover. 2 Bd. Neu-
sel's Sel. Deutschl. 2. Bd. S. 31. f. g. Bd. S. 416. 13. Bd.
S. 457. 22. Bd. 2. Abth. S. 332.

seinem Tode zu Görlitz 1836 eine Reihe von Advents-, Weihnachts- und Epiphaniaspredigten drucken“).

(Heinrich Döring.)

GERDHUR (nordische Mythologie), latinisiert *Gerda*. Der Name ist gebildet aus *Gardhur*, Umzäunung, Umschließung, Gehege, Umgrätz, Hof u. s. w., woraus die umlautliche Bildung *Gerdhi*, Zaun, Umzäunung, bebrütet also eine Umzäunende, sich durch Umzäunung Schützende oder auch passiv eine vom Vater durch Umzäunung Eingeschlossene, Gefesselte. (Um *Gerdhur's* Wohnung brannte nämlich *Wafurlogi* (umgehende Flamme) *) und vor das Gitterthor waren tolle Hunde gebunden *). Als sie einst von der Wohnung ihres Vaters *Gymir*, eines Riesen in Jötunheimar, zu ihrer *Nikemma* (abgeschlossenes Wohnhaus für Frauentimmer, Frauenzwinger) ging, sah *Freyr*, welcher, aus *Hiðskjalf* fahend, durch alle Welten schaute, das schöne Mädchen, deren Arme leuchteten und davon alle Lust und See. *Freyr* wird von Liebeskummer krank und sendet seinen Diener *Skinnir* nach *Gymirgardhur*, um das Mädchen zu werden. *Skinnir* bietet der Schönen ein * goldene Äpfel (als Liebesymbote). Aber sie schlägt sie aus. Ebenso den Ring. *Skinnir* schreut sie nun durch die Beschönerung, aus welcher im Art. *Gambanteinn* S. 301 eine Stelle angeführt ist. Sie verspricht nun, nach neun Nächten *Niðrð's* Sohn (*Freyr's*) im *Haine Barri* zu erfreuen. In der jüngeren *Edda* (Gylfaginning 37 wird auch *Gerdhur's* Mutter *Verdabði* genannt, und zwar als vom Bergriesengeschlechte stammend. In der *Bragaræddhur* 55 wird *Gerdhur* unter den *Asynjur* *) aufgeführt. Nach der Dichtersprache der *Edas* konnte der Name einer Göttin zur Umschreibung eines angenehmen Frauenzimmers gebraucht werden. Deshalb umschreibt *Harald Hardbraddi* die russische Großfürstentochter *Elisabeth* durch *Gollrings Gerdhur* i *Gårdhum* *) [*Geldrings* (Herdhur in *Gardhur* *), d. h. mit Goldring gezierter Frauentimmer in Rußland]. In einer Strophe in der *Kormaks Saga* Cap. 27 wird *Stringardhur* angedeutet: „greipa glóðhar gerdhur“ (der glühenden Kehlen, des leuchtenden Feuers, d. h. des Goldenen *Gerdhur*, d. h. mit Golde geschmückte Frau). Erklärt wird *Gerdhur* von *Trautvetter* durch *Gierde*, *cupido* *), gebreut von *Nene* *) als Idee der Schamhaftigkeit *), von *Tinn*

Wagnussen durch *Nordlicht* *). Gewiß ist, daß *Gymir*, *Gerdhur's* Vater, als dichterische Bezeichnung für *Nere* gebraucht wird. So umschreibt *Thiodholf* von *Hvin* das Raufen des *Nere*s durch *Gymir's* Lieder *), und *Snorri Sturluson* in den *Skaldskapar-mál* führt unter den dichterischen Bezeichnungen der See *Regir*, *Gumir* (wovon *Gymir* der Umlaut ist) und *Skær* auf. Mit der Ausnahme des *Riesenmädchens* unter die Göttinnen muß die der *Edas*, der Tochter des Riesen *Thiafi*, verglichen werden. Ein Theil der *Tötnar* machte nämlich nicht den reinen Gegenfag zu den Göttern, weil gewisse Riesenwesen, wie z. B. *Gymir* (das *Nere*), nicht bloß den Menschen schaden, sondern auch für sie nützliche Eigenschaften hatten. Unter *Gerdhur*, der Tochter des *Gymir*, welche unter die Götter aufgenommen ward, ist also wol, da von ihr gerühmt wird, daß die Schöne strahlte, die leuchtende Eigenschaft des *Nere*s zu verstehen. (Ferdinand Wächter.)

GERDIL (Hyacinth Sigmund), auch *Gerdyl* geschrieben, Barnabite, Cardinal und einer der gelehrtesten römischen Prälaten des 18. Jahrh. Geboren den 23. Juni 1718 zu Samocino in der sarawischen Provinz Gausigny, gehörte er einer angesehenen Familie (sein Vater war *Notar*) selbst an, und zeichnete sich, frühzeitig seinem Dheime, später den *Lehranstalten* zu *Thonon* und *Annecy* naheinander in Erziehung übergebend, von Fleiß und Talenten unterstützt, so ungewöhnlich aus, daß er in seinem 15. das Studium der Philosophie vollendet und in seinem 16. Jahre das *Noviziat* desselben Ordens, in welchen er aus Liebe zu seinen Lehrern und zu den Wissenschaften trat, überstanden hatte. Hieraus studierte er zu *Bologna*, wohin ihn seine Ordensoberen alsobald schickten, die Theologie mit Eifer und glänzendem Erfolge, jedoch unter so kluger Eintheilung seiner Zeit, daß er auch die übrigen Zweige des gelehrten Wissens, wozu schon bei den *Barnabiten* ein guter Grund von ihm gelegt worden war, nebenher nicht vernachlässigte, sondern sich einen seltenen Umfang von wissenschaftlichen Kenntnissen erwarb, der ihm zeitig eine große Berühmtheit in Italien verschaffte. Von einem robusten Körperbau begünstigt und an rastlosen Arbeiten gewöhnt, studierte er noch mehrere neuerer Sprachen, besonders die italienische, den ganzen Umfang der philosophischen Wissenschaften mit der Naturkunde, die Alterthumskunde, Geschichte und Politik, jedoch er sich von jeht an tüchtig und vorberichtet fühlen konnte, um für die Interessen des akademischen Berufs, des heiligen Stabes, der damaligen Philosophie, Religion und Moral, gleichwie auch für deren gegen manche Ideen seiner Zeit sowohl als Lehrer, als auch als Schriftsteller aufzutreten und zugleich auch, wenigstens in Italien, darin mit größter Anerkennung zu wirken. Ueberdies gebrauchte ihn damals auch der gelehrte Cardinal *Lambertini*, nachmals *Papst Benedict XIV.*, der ihm seine Freundschaft schenkte, zum Uebersetzen derjenigen französischen Schriften in das

*) Bergl. Neues lausitzisches Magazin. Neue Folge. 2. Bd. 3. Heft. Den Neuen Nekrolog der Leutichen. Jahrg. XIV. 2. Th. S. 973 fg.

1) Nach dem Riede För Skirnir Etr. S. 9. 2) Nach der zwischen die Strophen des Rides geschobenen Zeile (in der ersten Ausgabe der *Edda* Saemund's I. p. 73. 74).

3) Eigentl. heißt nicht, aber des *Edas* Zeit neuem sich heißt allse. Bergl. *gerður* *Freyr*, Wächter, Die höhere Dichtersprache. I. Th. S. 106, wo bemerkt ist, warum eigentlich toll heißen sollte. 4) Göttern.

5) f. *Freyr*, Wächter a. a. O. S. XIX. 6) f. *Snorri Sturluson*, Heimskringla, große Ausgabe, III. p. 71. VI. p. 150. 7) Der Schlüssel zur *Edda* S. 98. 8) Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa I. S. 398. 9) Dem Inhalte des *Edaliedes* zufolge nennt *Wiborg* (Die Mythologie des Nereus. Aus dem Dän. von v. Oehl S. 72) *Gerdhur's* „das leichtfertige Riesenmädchen.“

10) Lex. Mytholog. p. 388.

11) f. *Freyr*, Wächter, *Snorri Sturluson's* *Mythol.* I. Bd. 2. 47. 117.

lateinische, welche derselbe zu seinem Werke über die Canonisation der Heiligen benutzte.

Inzwischen von Bologna nach Macerata berufen, lehrte er als Professor hier, wie nachmals zu Gassale und an der Universität zu Turin die Philosophie mit dem besten Erfolge. An letzterem Orte rückte sein gelehrter Ruf, nachdem ihn bereits die berühmtesten Akademien, wie die della Crusca, und die gelehrtesten Gesellschaften Italiens zu ihrem Mitgliede ernannt hatten, mit steigender Schnelligkeit theils durch seine Schriften, theils durch die Ueberrassungen verschiedener Berufsverhältnisse, die nicht zu seiner akademischen Stellung gehörten: er wurde Gewissensthats des basken Erzbischofs, Provinzial seines Ordens für Savoyen und Piemont und bald darauf vertraute ihm noch König Karl Emanuel III. von Sardinien, auf die Empfehlung des Papstes, die Erziehung seines gleichnamigen Enkels, des Prinzen Karl Emanuel IV. von Piemont, an; und zuverlässig wäre er schon zu höheren Kirchenwürden emporgerückt, wenn ihn nicht das Glücke seines Ordens, der dieselben verbot, sowie seine eigne Bescheidenheit, die ihn bis als einen *notus homo orbi* und *vix notus urbi* in seinen vielseitigen Beziehungen leben und wirken ließ, davon zurückgehalten hätten. Dieser Umstand war schuld, daß ihn Clemens XIV. nicht zum Cardinale erheben konnte. Dennoch aber wollte Pius VI. des Vaters Brauchbarkeit zu den Staats- und Kirchengeschäften nicht entbehren, sondern berief ihn im März 1776 nach Rom und schmückte ihn am 15. Dec. 1777 mit dem Purpur. Von jetzt an zu den verschiedenartigsten, oft verwiddesten Geschäften des heiligen Stuhles gebraucht, mußte Gerdil seine Kraft, Zeit und Ergiebigkeit demselben auch fast ungetheilt widmen.

Mitglied des heiligen Collegiums wurde Gerdil nun noch Bischof von Ostia, Vorkämpfer der Propaganda, Mitglied mehrerer Congregationen, Protector der Maroniten und Corrector der orientalischen Schriften. Als Theolog überstrahlte er am römischen Hofe, neben dem fanatischen Cardinale Antonelli, alle seine Collegen durch seine Gelehrsamkeit, durch seine musterhafte Abfassung, durch seine verschönernden Einfassungen und wenn auch nicht immer durch weise Rathschläge in den hereinbrechenden politischen Entwicklungen, so doch vor Allem durch seine Bescheidenheit, die ihn gegen öffentlichen Haß und gegen nachwürgendes Gespött schützte, sowie durch seine einfachen Sitten und seine Liebe zur Armuth, die er unter dem Purpur bewahrte, gewann er allenthalben großes Vertrauen. Zwar sollen seine Einkünfte eben nicht beträchtlich gewesen sein, allein bei seiner sparsamen Lebensweise erübrigte er doch noch so viel, daß er stets gute und milde Zwecke unterstützen konnte und dabei immer für notorisch arm galt. Er besaß als häuslichen Luxus zu seinem Gebrauche nur ein einziges silbernes Geschloß und eine Dose von Buchsbaumholz.

Wenn auch sein Einfluß im heiligen Rathe nach und nach wuchs, und ihm die wichtigsten Geschäfte übertragen wurden, so besaß er des Papstes volles Vertrauen doch nur in gewissen Rücksichten auf die Geschäfte selbst,

für welche derselbe seine Geschicklichkeit eben bedurfte. Demselben Schicksale aber waren auch alle andern päpstlichen Rathgeber bei Pius VI. ausgesetzt.

Seit dem Einrücken der Franzosen in Italien und seit deren Fortschritten daselbst, gleichwie seit dem Ausbruche der Unruhen in Rom selbst gerieth der heilige Stuhl in eine bedenkliche, ziemlich rathlose Lage. Gerdil unablässig dabei zu Rathe gezogen, arbeitete vor Dämpfung und Bekämpfung der letzteren mit einer Art von verderblicher Uebereilung, dafern er nicht von den verblendeten Zanottisten überstimmt worden war. In den Verhandlungen mit den Franzosen bot er nicht Antonelli alle Gelehrsamkeit und Beredsamkeit auf, um das Ansehen des heiligen Stuhles zu retten und den Papst vor Nachgiebigkeit zu warnen, damit der Sturz desselben verhindert würde. Allein die Stärke des Willens mußte vor dem wachsenden französischen Einflusse und der Uebermacht der öffentlichen Stimmung weichen. Seit Berthier's, des französischen Generals, Erscheinung im Januar 1798 zu Rom war auch die päpstliche Regierung vernichtet. Während sich Pius VI. verlor und ein Theil der Cardinale vor Schrecken die Flucht ergriff, traten die zurückgebliebenen Cardinale, unter ihnen Gerdil und Antonelli, muthig zusammen und suchten Ehre und Ansehen des heiligen Vaters zu retten. Sie machten sich aber dadurch nur lächerlich und verloren die Gelegenheit zu einer glänzenden Capitulation, sodas sie sich auf Gnade und Ungnade den Franzosen ergeben mußten. Sie geriethen zugleich in eine Art von Achtung, wurden gemüthlich und als Gefangene in das Profectorienhaus gesteckt. Dienjenigen von ihnen, welche sich nicht gleich unter schweren Fesseln die Freiheit erkaufen wollten oder konnten, wurden von da noch weiter umhergeschleppt und mit Deportation bedroht, bis sie endlich nachgaben. Nur mit Gerdil machte man eine Ausnahme. Es war von ihm bekannt, daß er mit dem Glauben auch die Armuth und Einfachheit der Sitten, wie sie die Kirche ursprünglich verlangt hatte, stets zu bewahren beflissen gewesen und außer Stande war, ein Lösegeld zu zahlen. Gegen Haß und Hohn dadurch geschützt, erlief er, nachdem er doch auch auf seine Cardinalwürde hatte verzichten müssen, seine Freiheit wieder, mußte aber in der größten Noth seine Bibliothek verkaufen und würde gleichwohl sogar seine Flucht, da er nicht Republikaner werden wollte, nicht haben ausführen können, wenn ihn der Cardinalerzbischof Lorenzana von Toledo, welcher allein bei dem gefangenen Papste geblieben war und dessen Schicksal theilte, nicht noch besonders unterstützt hätte. Er stoh nun zu seinem ehemaligen Zöglinge, dem Könige von Sardinien, und als auch dieser den Franzosen noch vor Ende 1798 weichen mußte, in seine Abtei in Piemont. Hier lebte er in Zurückgezogenheit und in schriftstellerischer Thätigkeit, bis die in Venedig wieder versammelten Cardinale nach dem Tode Pius VI. ein Conclave zu Ende 1799 dorthin zusammenberiefen, um eine neue Papstwahl zu treffen. Gerdil begab sich alsbald nach Venedig und gleich in der ersten Abstimmung stiet, zu Folge französischer Nachrichten, die

meisten Stimmen auf ihn; allein sein hohes Alter, welches das Concilium in Kurzem einem neuen päpstlichen Thronwechsel ausgesetzt haben würde, und ganz besonders die damaligen bedenklichen Umstände bestimmten nebst den starken Rücksichten auf Bonaparte und die französische Politik ihn und die ganze zweifelhafte Versammlung nach langem Schwanken endlich dahin, ihre Stimmen dem Cardinalo Chiaramonti (Pius VII.), wenn auch gleich mit dessen Widerwillen, im März 1800 zu geben. Nach Verlaufe eines Vierteljahres kehrte Gerdil mit dem neuernannten Papste nach Rom zurück, ergab sich hier mit jugendlichem Feuer besonders den literarischen Arbeiten wieder, indem er ein Werk gegen einen hartnäckigen und gefährlichen Feind des heiligen Stuhles schrieb und vollendete und den Entwurf zu einem andern über einen gleichfalls die Kirche angehenden Gegenstand machte, und somit als rüstiger Kämpfer für die Sache des heiligen Stuhles gleichsam mit der Feder in der Hand am 13. Aug. 1802 in seinem 84. Jahre in größter Achtung zu Rom starb. Der Papst ließ ihm ein prächtiges Leichenbegängniß halten, welchem der König und die Königin von Sardinien und alle Cardinäle beiwohnten. Ueberdies wurden Gedächtnismäße zu seinem Andenken geprägt und von seinem Freunde Fontana, dem Generale der Barnabiten, nicht nur eine Leichenrede auf ihn gehalten, sondern ihm auch ein Denkmal in der Kirche S. Carlo de' Catinari errichtet. Seine Rede erschien im Drucke und zugleich in französischer Uebersetzung vom Abte Hémery d'Ariseau zu Rom 1802 in 8. Zwei Jahre später erneuerte Fontana sein Andenken durch ein *Elogio letterario del Cardinale Gerdil* in der Akademie der Arkaden zu Rom, welche ebenfalls daselbst 1804 in 4. gedruckt worden ist.

Die zahlreichen Schriften dieses Cardinals, von sehr verschiedenartigem Inhalte und theils in lateinischer, theils in italienischer, zumtheil aber in französischer Sprache verfaßt, von welchen bis zu seinem Tode bereits 48 gedruckt worden und zehn in Handschrift geblieben waren, gab zuerst der Vater Tosselli zu Bologna 1784—1791, 6 Bände stark, in 4. heraus. Die vollständige und dem Papste Pius VII. gewidmete Ausgabe derselben besorgte unter der Leitung des Cardinals Fontana Leopold Scati zu Rom 1806—1821 in 20 Bänden in 8., von welchen der letzte auch Gerdils Leben in sich schließt. Ein Auswahl dieser Schriften beabsichtigte der Abt J. P. Cabanis in 12 Bänden herauszugeben und es erschien davon auch 1826 zu Paris der Anfang unter dem Titel: *Oeuvres choisies, publiées et recueillies par etc.* 2 Bände in 8., allein die Fortsetzung unterblieb. Die ersten schriftstellerischen Versuche Gerdils 1741 betrafen die Geometrie. Von 1747—1748 schrieb er gegen Locke, womit er aber kein Glück hatte¹⁾. Spätere Aufnahme erward sich seine *Defense du sentiment du*

P. Malebranche sur la nature et l'origine des idées contre l'examen de M. Locke²⁾. Im J. 1754 gab er zu Paris seine dissertation sur l'incompatibilité de l'attraction, et de ses différentes lois avec les phénomènes heraus. Im J. 1759 schrieb er einen *traité des combats singuliers*. Im J. 1760 erschien sein *Récueil de dissertations sur quelques principes de philosophie et de religion* zu Paris; im J. 1763 zu Turin sein Auserßen erregender *Anti-Émile, ou Réflexions sur la théorie et la pratique de l'éducation contre les principes de J. J. Rousseau* in 8., mit einem Anhang und einer Rücksicht gegen den französischen Philosophen, daß derselbe, obgleich empfindlich dadurch berührt, darüber äußerte: Unter so vielen erschienenen Schriften gegen seine Person verdiene nur die vom Vater Gerdil ganz gelesen zu werden und es sei nur zu bedauern, daß dieser achtbare Schriftsteller ihn nicht verstanden habe. Das *Journal encyclopédique* griff ihn deshalb in einem besonderen Artikel an, worauf Gerdil auch antwortete; diese Erwiderung blieb jedoch in Handschrift. Im folgenden Jahre gab Gerdil gegen Rousseau seinen *Anti-Contrat social* zu Haag in 8. heraus. Im J. 1768 erschien sein *discours de la nature et des effets du luxe*; im J. 1779 sein, jedenfalls mit dem *Anti-Contrat social* verwandter *discours philosophique sur l'homme considéré relativement à l'état de nature et à l'état de société*. Hierauf folgte seine dissertation de l'homme sous l'empire de la loi, pour servir de suite au discours philosophique sur l'homme. Zur Zeit seiner Verbannung aus Rom schrieb er in seiner piemontesischen Vater den *Précis d'un cours d'instruction sur l'origine, les droits et les devoirs de l'autorité souveraine dans l'exercice des principales branches de l'administration*, der zu Turin 1799 in 8. erschien.

Zu seinen historischen Schriften gehören seine *Considérations sur l'empereur Julien* etc. und seine ebenfalls französisch geschriebene *Geschichte des Zeitalters Ludwigs XV. bis zum hundertjährigen Frieden*. Mit Uebergabe seiner politischen und naturphilosophischen Schriften, welche seine Bedeutung erhalten haben, verdienen außer den obigen über Locke und Malebranche nur noch einige polemische, sowie zur Metaphysik und Religionsphilosophie gehörende Werke Gerdils bemerkt zu werden, als seine *Expositions des caractères de la vraie religion*; sein *Discours de la divinité de la religion chrétienne*; sein *Essai d'une démonstration mathématique contre l'existence éternelle de la matière et du mouvement* etc.; *Que l'existence et l'ordre de l'univers ne peuvent être déterminés ni par les qualités primitives des corps, ni par les lois du mouvement*; sein *Essai sur les caractères distinctifs de l'homme et des animaux brutes, où l'on prouve la spiritualité de l'âme humaine par la nature de son intelligence*; seine disserta-

1) Die Schrift führt den Titel: l'immaterialité de l'âme, démontrée contre M. Locke par les mêmes principes, par lesquels ce philosophe démontre l'existence et l'immaterialité de Dieu, avec des nouvelles preuves de l'immaterialité de Dieu et de l'âme tirées de l'Écriture, des Pères et de la raison.

2) Diese Schrift erschien mit der vorhergehenden zusammen zu Turin 1747 fg. in 4., 2 Bände stark.

tions sur l'incompatibilité des principes de Descartes et de Spinoza; seine dissertation dell' origine del senso morale; dell' esistenza di Dio, et della immaterialità delle nature intelligenti; del modo di procedere nel provare la necessità della rivelazione contro i moderni increduli; osservazioni sulle obiezioni proposte da Christoforo Pfaff contro la certezza delle tradizioni, e contro l'invariabilità della dottrina nella chiesa cattolica romana; sein Saggio dell' uso che si può fare a favore della religione cattolica degli argomenti recati da protestanti in prova della rivelazione contro gl' increduli; sein epistola de ratione in eundae concordiae catholicos inter et heterodoxos; und de fidei controversiis per amicales transactiones dirimendis, commentarium contra Boehmerum.

Von seinen Schriften über hierarchische Kirchenverfassung möge blos erwähnt werden sein commentarium de penititudine potestatis episcopalis, an et quomodo singulis episcopis tribuenda, seu de discriminis potestatis ordinis, et potestatis regiminis. Zu seinen akademischen Schriffschriften gehören die Introductione allo studio della religione; seine dissertationi proposte per la formazione di un convitto ecclesiastico; sein discorso accademico sopra gli studi della gioventù; sein discorso sopra i lavori accademici; sein Saggio d' istruzione teologica per uso di convitto ecclesiastico und seine Introduction à l'étude de la religion avec la réfutation des philosophes anciens et modernes touchant l'Être suprême, l'éternité etc. Im Uebrigen schrieb er auch ein französisches Schriftchen über Verhaltungsregeln verheiratheter Prinzeßinnen³⁾. (B. Röse.)

GERDING (Johann Ulrich von), geboren am 5. Febr. 1675 zu Lobdinghausen im Herzogthume Bremen, bezog nach beendeten Gymnasialstudien in Braunshweig die Universität Halle, wo er sich der Juedsprache widmete. Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn ward er Auditor bei der kurbraunschweigischen Leibwache. Fünf Jahre hindurch besoldete er hierauf die Stelle eines Secretärs bei dem Landgrafen Philipp von Hessen-Philippsthal. Das bisher betriebene Studium der Rechte verfaufte er mit der Medicin. Er besuchte zu diesem Behufe die Universitäten zu Leiden und Utrecht. Durch Vertbeidigung seiner Diss. inaug. de virioliis Martia erlangte er zu Dordrecht den medicinischen Doctorgrad. Um zu practiciren ließ er sich in Utrecht nieder. Im J. 1752 folgte er einem Rufe nach Ausland, wo er im Dienste der Krone acht Jahre lang

verblieb. Er reiste um diese Zeit nach Holland zurück, um dort sein Leben zu beschließen. Durch einige angesehene Krieger ließ er sich jedoch 1740 zu einer Reise nach Riga bewegen, wo er zum Kette der Ritterchaft des Herzogthums Livland ernannt ward. Sein Tod erfolgte im J. 1764. Außer einer Uebersetzung von Ovid's Heroiden (Leipzig 1706.) schrieb er „Einn- und sehrreiche Parabeln, in welchen der heutige Weltlauf mit vielen Tugend- und Sittenslehren nachdrücklich vorgeflehrt wird.“ (Frankf. 1711.) Ohne Angabe des Jahres und Druckorts erschien von ihm eine kleine Schrift unter dem Titel: „Von Untersuchung der Inspiration der heiligen Schrift.“ Er suchte darin zu beweisen, daß nicht der ganze Inhalt der Bibel auf göttlicher Eingebung beruhe. Zu Utrecht ließ er mehrere kleine Schriften medicinischen Inhalts drucken. In einer derselben stellte er die Behauptung auf, daß Kinder nie die Blattern bekommen, wenn das Fermentum bei der Geburt gehoben würde. Große Senation erregte seine 1755 zu Riga erschienene Tinctura particularis oder Opyl verbesserte Tinctur. In dieser Schrift, die zu Königsberg 1761 zum vierten Male aufgelegt ward, beschrieb er eine geheime Kegni, die er selbst verfertigt hatte und zum Verkaufe ausbot⁴⁾. (Heinrich Döring.)

GERDOBÄH, ein fünf Tagereisen langer Bergzug in Tezan, ein teauriges Hochland mit dem Thale Schiacha (Schiacha) mit vielen Erstkimerungen.

(H. K. Hüssler.)

GERE (alt. Wassen, Kleider- und Zeitkunde), ist wol aus dem althochteutschen Ger, durch das telum ingens, missile, trideus und durch dessen Zusammensetzung Fisker tricuspis ausgedrückt wird⁵⁾, gebildet, von dessen Gebrauch wir im Art. Gaesatae S. 161 — 165 gehandelt haben, bedeutet keilförmiges Stüd, und ist in der abgeleiteten Bedeutung von Rodschos, Zweid wichtig. Wir Gere muß das altnordische Geiri (von geir, Speiß), segmentum, figura triquetra, bei Böiern Halbdorfen verglichen werden. Gero bedeutete in der Tracht des Mittelalters den gefalteten Theil des Leibgewandes, lacinia, limbus, vielleicht, sagt Jac. Grimm, benannt nach den schmalen, gekipften, spießförmigen Streifen, Fäden und Kordeln, die den Geren bildeten. Das aus dem teutschen Gere gebildete italienische Gherone bedeutet Zweid, Schleppe eines Kleides, die Falten eines Rodes, Schürze oder Hemdes an den Seiten. Daneben hat das Italienische auch das aus dem lateinischen gyrus, Kreis, gebildete Girono, großer Kreis, Wirbelwind, Rudergriff. Im französischen Giron, der Schoß, die Breite der Treppentufen, pl. der Ständer in einem Schilde, gironnen, runden, abdrunden, abrunden, sind die aus dem teutschen Gere und dem lateinischen gyrus gebildeten Wörter unentfacht zusammen-

3) Benutzt wurden die Mémoires historiques et philosophiques sur Pie VI. (Paris 7. Jahr der Republik) 2 Bde.: Joseph Wisnmayr's Oghemenen der italienischen Literatur etc. für Zeuthland. 3. Jahrg. 2. Heft. S. 159 fg., wo auch die sämtlichen Schriften Gerdi's einzeln verzeichnet sind; Beauvais, Dictionnaire historique etc. 1, 1237 seq. und Quérard, La France littéraire III, 329 seq. mit der Biographie nouvelle des Contemporains (Paris 1822.) VIII, 110 seq.

4) Vergl. Wadewusch in f. Einlänglichen Bibliothek. 1. Th. S. 409 fg. Adriaen's Nachr. und Ergänzungen zu Zöcher's Schatzkammerliteratur. Kurfürst's Verordn. der vom Jahre 1750 — 1800 verfaßten teutschen Schriftkde. 4. Bd. S. 116 fg.

5) f. die Nachweisungen bei Grassi, Althochteutsche Sprachsch. IV. S. 225.

geschmolzen. Das Spanische sucht sich durch die Endbildung zu helfen, braucht nämlich das aus dem lateinischen *gyrus* gebildete *Giro* für Umkreis, Umfang, Kreisbewegung, Umkreis, Umlauf eines Wechselbriefes u. s. w., und das aus dem teutschen *Gere* (althochdeutsch *Gero*) gebildete *Giron* für Saum, Franse an einem Kleide, Zindel, der eingestickt ist, um ein Kleid weiter zu machen, abgerissenes Stück oder Faden an einem Rocke, Standarte, spitziges Dreieck im Wappenschild, welches mit der Spitze bis in die Mitte desselben geht. Der *Gere* im Nibelungenlied 3. 2233: „Mit snewizen geren ir ougen wolgetan wischete si nach traehin,“ und 3. 2862: „waz goltvarwer geren ir ingesinde truoch, perla und edelgesteine verwieret wol darin,“ wird durch K. Fr. L. Arnbt¹⁾ durch „Kleid, Gewand, Ende oder Saum des Kleides“ (*Gero* b. Schilt, paratus. *gigaraui*, vestimentum, *garauvi*, stola, *Geran*. *Exch.* 16, 8), und durch Fr. v. d. Hagen²⁾ durch: „der durch ger-förmige Kreile und Falten nach Unten erweiterte Weiberrock“ erklärt. In der Chautron heißt es 1288³⁾: „die hende so rehte müezlichehen in ir giren gewunden.“ Im Gedichte von Drendel 3220, 2617 ist eine Brünne (Panzer) mit dem giren das Zeichen herzoglicher Würde; bei Ottobor von Horned 1836 kommt ein Rock mit vier Geren, und in der Limburger Chronik, wo E. 23 Röde ohne Geren erwähnt werden, E. 19 Röde mit 24 bis 30 Geren vor. König Karl soll nach der Kaiserchronik der Bälünte (Bauern, Gewaete) Kleidung auf diese Weise besetzt haben: „Ich will euch sagen um den Baumann, was er nach der psalste an solde tragen, es sei schwarz oder grau, nicht anders erlaubte er da, giren da ineben (d. h. den Gere am Rocke bloß neben zur Seite ausgelassen);“ und weiter unten: „ist der gère hinden oder vor (vorn), so hat er sein ewere (seine Privilegien) verloren.“ In den Rechtsalterthümern spielt nämlich der Gere keine zu überschende Rolle, theils im Betreff des Abschneidens des Geren, wie in dem hernbreiter Petersger: „Dat einer gegen einen Felderwerter keine Zeugen, soll er ihm ein Pfand nehmen, oder ein Stück von seinem Geren schneiden,“ und noch mehr das Ergreifen und Festhalten bei dem Geren, wie in dem galgenrichter Weisthume vom J. 1460: „Den Baldreier sol man nemen mit dem rechten Geren und den füren sein Gagenberg an den Ersterkein, und sol man ime abschawen sinen rechten Dumen.“ Das bacherger Weisthum aus dem 14. Jahrh. besagt: „Wen man an Gerichte vorertheilt, den sol der Scholtzei greifen mit dem rechten Geren, und dem Fagde antworten, der sol dan forter richten, als der Schessen und Lantmann gewisen han.“ Auch wird nach dem casseler Statut vom

J. 1384 und einer Urkunde vom J. 1444⁴⁾ der insoweit Schuldner bei dem Geren überantwortet. Das älteste Urtheil vom J. 1410 bei Bodner S. 686 spricht: „gebricht ime dann (ist der Gläubiger nicht hinlänglich befriedigt), so sal er dem Schultheissen einen Buddel heissen, der sal in (den Schuldner) ime mit dem Geren geben.“ Bei demselben E. 637 findet sich auch folgender Fall. Starckrad, welcher ein Gut erkaufte, ist noch nicht in Besitz gesetzt, und nachdem hierauf die Schessen urtheilen, daß er gerichtlich eingesetzt werden könne, heißt es weiter: „Und darnach ging Heinrich der Schultheiß fur (voran) und die Schessen nach, uf die Hoffstatt, die in demselben Dorf ist gelegen, die zu demselben Gute doret, und alda nam der Schultheiß hern Starckraden mit dem Geren u. furte in uf die Hoffstatt und an alles das gut dazu doret, es sie in Welde oder in Dorf, ursucht oder unerksucht, und tet ime darüber Fried und Ban nach des Gerichtes Recht und Gewohnheit.“ Aus der Stelle der Wälfen der fünf Dec. 35 in den Gesetzen der Westergöt: „Om saxlungh (Parsang, Haargriff, das Fassen und Ziehen des Haupthaars eines Andren) so eðil hi *fara one synre gara*“, ende suara so hym synre sehetto *sia ti frome virde*, so hi onschiedlich se,“ läßt sich schließen, daß man bei gewissen Fällen von Girdwürden die Hand auf den Geren legte. Die Lex Frisionum T. XIV. 5 gibt das friesische Gere durch *ora sagi*, nämlich: „*productum hominem quem voluerit, et juret, quod ille homo homicidium, de quo ego interpellatus sum, reus est, teneamus cum per ora sagi sui*.“ Diefelbe Lex sagt Tit. XII. 2: „*Si vero de minoribus furtis et noxis a servo perpetratis fuerit interpellatus, in vestimento*“ vel pecunia jurare poterit.“ Diefelbe Tit. III. 5: „*Si servus furti reus esse deatur, dominus ejus in vestimento suo sacramentum pro illo periciat*.“ In folgenden Stellen, wo per pilum vestimenti oder pilum vorkommt, versteht Du Gange darunter Haar, Grimm, Spieß, und bezieht: „das Abnehmen und Hinwerfen dieser Rindspieß war wiederum Symbol der Auflösung eines Gutes, nämlich in der Stelle bei Einemar von Rhems⁵⁾: *interrogare, cur ea quae nunc repetit (Hadulfus), nullo cogente, nullo suadente per pilum vestimenti sui a se terratenae eiectione, non tantum reliquit, quantum abominando desuperit*;“ in einer Formel bei Baluizius (Capit. II, 574 b): „et pillo et festuca in omnibus se exitum dixit et fecit;“ in einer Urkunde des Herzogs Godfrid von Loth-

2) Glossar zu dem Urtheile des Riebes der Nibelungen und der Klage E. 21. 3) Nörrenbuch zu Der Nibelungenlied (Bretlau 1816). E. 23. 4) Wenn Jac. Grimm (S. 158) sagt: „Auch dem Halsberg wurden solche Geren angelegt.“ Parc. 6159, so ist zu bemerken, daß deren die funden arbeit genouch, die chunde man si leren, zer halsperge geren, das Ritwert ist und begern bebrutet. 5) Bei Kepp Rr. 13. E. 32.

6) Bei v. Richthofen, Friesische Rechtsquellen S. 176. 7) Rominati Gere I, 1) Richthofen, 2) Gernan, Ruchengewand, im westger. Gedichte (bei v. Richthofen S. 401): „*om charan ende om elterlecken*.“ Die Zusammenfügung Wengere, welche v. Richthofen (Richterbuch S. 1153) fragweise durch gefessenen Gernand erklärt, hat das entgegenstehende Recht (bei demselben S. 95). 8) Dazu bemerkt Stracma: „in vestimento jurare fulsum existimo, ut jurans ora vestis ejus, cui se purgabatur, vel alterius testis, vel sui ipsius apprehendens, a solemnem juramento purgaret.“ 9) Opera (Paris. 1645.) II, 341.

ringen vom J. 1173¹⁰⁾: „projecto a me pilo palti mei iuxta morem nobilium scerpiet.“ Daß in Gere der Begriff von etwas Eriesförmigem, Zipfelartem liegt, geht daraus hervor, daß das althochdeutsche Gere nicht bloß zur Erklärung von lansa, sondern auch von lingua maris, also in übertragener Bedeutung gebraucht wird, ähnlich wie das aus Geirr, Epir, gebildete isländische Geiri (nach *Börn Halderson*, Lex. I. p. 274) nicht bloß ein dreieckiges Stüd Land bedeutet, sondern auch durch Gras-geirr, grasbewachsene Plätze, welche diese Gestalt haben, bezeichnet werden. Haltungs bemerkt: „Geren, laciniae vestis, extremitates vestium. It. institae, sive insitit vestium limbi et laciniae, alias Zwickel. Geren item in re agraria occurrunt per similitudinem.“ „Bei uns“ sagt er weiter unten, „gibt es Erdsüden, welche Geren heißen, sind gemeinlich drei-zipfligte Stüde, welche an den Enden der Felder übrig geblieben, weil sie keine geraden Stüde abgeben konnten.“ In der Urkunde des Schultheißen, Rathmannen und Schöffen des Städtchens Kreuznach vom J. 1279¹¹⁾ heißt es: „resignavit duos terminos dictos Bunden, et duos alios dictos Geren sive Frechten terrae arabilis, gelegen neben seinem Hof neben dem Kloster des heiligen Petrus zu Kreuznach.“ In einer Urkunde des Grafen Gerhard von Holstein vom J. 1326: „quod iugera sua in eadem Parochia, quae dicuntur Gheren etc.“ In einer andern: „quorundam iugerum, sistorum in Parochia Wilstrine, dictorum Ghere“ etc.“ Gere ist auch in der Form der Verkleinerung Geresel gebräuchlich. So heißt es in einer bairischen¹²⁾ Urkunde vom J. 1372 in den Mon. Boicis: „vier acker und vor den ein geresel... ein drummel und geresel veldes.“ Es ist ein längeres Ackerstück, das wie ein Zwickel zwischen größeren liegt. (Ferdinand Wacher.)

GERE (teutsche Heldensage), ist die mittelhochdeutsche Form von dem althochdeutschen Eigennamen Gero. So heißen nach Wilhelm Grimm¹³⁾ drei Personen der teutschen Heldensage, nämlich 1) Gere, Markgraf; 2) Gere, Vater der Göteling; 3) Gere, Bruder des Stubenfuß; doch ist der in verschiedenen Beziehungen vorkommende Gere wol bloß als einer zu nehmen, und zu seiner Sage hat der geschichtliche Markgraf Gero der Große den Namen gegeben; denn von den geschichtlichen Personen ist in der Heldensage gewöhnlich Nichts als der Name übrig geblieben, und sie selbst sind in andere Verhältnisse gebracht. Unter den besten Reden, die nach dem Kämpfungsliede den drei Königen Guntfer, Gernot und Giselher in Burgund unterthan waren, werden J. 35 di zweine markgraven Gere und Eckeward genannt. J. 3029 heißt es Gere was ir (Grimmheldens) sippe (Verwandter). Als Guntfer Eiriden

zur Hochzeit (Hefe) ladet, steht an der Spitze der Gesellschaft der Markgraf Gere, der kühne und starke (J. 2978—3030). Gere von Burgunden land wird er J. 3021 genannt. So auch im Witterolf J. 7781. Hildebrand spricht zu Wolfhart: „Einer von Burgundilland, den han ich dir behalten: magst du der cresse walten, daz dich vor im das ellen dein ernert, so magstu, neve mein, deinem gelücke sagen danck, tuestu gesunde widerwanck. Er fragt, wer der wære. Da sprach der Hilt maere: er ist gehayssen Gere: darumb daz du icht mere mich sheest als ubelichen an, wil ich dich mit im streiten lan.“ J. 9862 sagt Reinold von Mailand: „Ich habe einen Schild geschen, der giebt von vier Stücken prehen (Glänzen, Strahlen), den trägt von Burgundilland Gere der Weigand;“ und J. 10147: „da kam gefarn gen in her von Burgundi Gere;“ und kurz darauf: „Gere die tyoste het genommen von Rensolt dem reichen.“ Markgraf wird er im Witterolf nicht genannt, sondern Herzog, nämlich J. 9648: „Der kunig (von Worms) hat Geren si die von Turnei zu Worms heimtritten bewarn, den hertzogen, daz er mit in farn sollte gen des streites not. Er thut das (was) ihm der König gekoth, und war ein so fuhner Degen, daß er ihrer wohl pflegen konnte.“ Wenn es J. 6091 heißt: „wann des fursten Gern kint, die marggravin Gotlüt,“ so berechtigt dieses nicht, hier einen andern Gern, als den weiter unten in den von uns angeführten Stellen des Heldenliedes Witterolf vorkommenden anzunehmen. Dem Dichter war, ob er Gere'n gleich Herzog nennt, dieser als Markgraf wohl bekannt, und er läßt daher den Markgrafen Rüdiger eine Markgrafentochter heirathen. Wenn es im Heldenliede von Altpart's Tode Str. 358 heißt: „Also Stubenfuß von dem Rheine die Einen hätt verloren, da kles er auch viel laute nach der Hüßl' in Horn; das vernahm sein Bruder Gere, da er lag in der Schaar: sechs tausend Heßen küene sandt er ihm zu Hüße dar;“ und Str. 375, 376: „Stubenfußes Bruder ritt“ (Edelhart) sein Haupt abgeschlagen, der war geheßen Gere ein kuhner Weigand,“ so berechtigt dieses, daß Gere hier Stubenfußes Bruder ist, nicht, einen andern Gere als den von Burgunden anzunehmen. Den Gere, der im Heldenliede von Dietrich's Abnen und Nidat zu den Hunnen unter denen, die mit Wolfhart ritten, nämlich J. 8290: „daz dritte herc Nere, daz virde marggraf Gere,“ aufgeführt wird, nimmt man als ein mit dem Gere von Burgunden an, weil er auch Markgraf genannt wird. Wollten wir ja die Gere der Heldensage kennen, so würden wir diesen als einen besondern annehmen, da er für Dietrich von Bern kämpft, und vermuthen, der Dichter betitelt ihn Markgraf, um ein Gegenstück zu dem Markgrafen des Königs von Burgund aufzustellen. Zu dieser Dichtung, können wir annehmen, veranlaßte den Dichter der Bedarf eines Reimes auf Nere. (Ferdinand Wacher.)

GERECHT UND GERECHTIGKEIT (sprachlich, psychologisch und ethisch). Die Wörter gerecht und

10) Bei Miraeus, Dipl. Belg. Cap. 65 und Materne I. p. 888. 11) Bei Gudenus, Cod. diplom. I. p. 771. 12)

Bei de Westphalen, Mon. ined. T. II. p. 93. 94. 13) Hgl. Schmeller, Bairisches W.-B. II. S. 62.

*) Die Deutsche Heldensage S. 131. 140. 202. 212. 238. 410. 411.

Gerechtigkeit gehören in unserer Sprache (wie auch die entsprechenden in den meisten andern Idiomen, von denen hier nur das griechische *dikaion* und *dikaionēty*, *iustum* und *iustitia*, *iuste* und *iustice* genannt sein mögen) zu denjenigen Ausdrücken, welche nicht nur im Sprachgebrauch des gemeinen Lebens höchst vieldeutig, sondern auch in dem der Wissenschaft selbst noch keineswegs einer festen und allgemein anerkannten Determination theilhaftig geworden sind. Der Grund hiervon liegt zunächst darin, daß die durch jene Ausdrücke bezeichneten Begriffe nicht in die Sinne fallende Gegenstände bezeichnen, sondern eben überfönnliche Natur, Dsferbarungen von Ideen sind, deren Object nicht handgreiflich vorgewiesen werden kann, sodann darin, daß die Natur den Menschen keineswegs Recht und Unrecht so sicher zu unterscheiden lehrt, wie er durch sein bloßes Gefühl erkennt, was ein Gut oder Uebel für ihn ist; ein Punkt, den unter Andern schon Horaz (Sat. lib. I, 3. v. 113 seq.) andeutet; endlich aber auch darin, daß der Begriff der Gerechtigkeit seine Sphären in sehr verschiedene Gebiete des Lebens und des Wissens, ja sogar noch über die Schranken des irdischen Daseins hinaus erstreckt, eben dadurch aber mehrfache Modificationen erleidet, indem er z. B. auch in dem Fache der positiven christlichen Religion und Theologie in Bezug auf die ganz eigenthümlichen Begriffe der Gerechtigkeit überhaupt („selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit“, Matth. 5, 6), sowie der Gerechtigkeit Gottes und der Gerechtigkeit Christi vorkommt (s. d. folg. Art.). Aber auch abgesehen hiervon, gilt Ddieses ganz besonders für diejenigen zwei Disciplinen, in denen die Gerechtigkeit wesentlich als Grund- oder Hauptbegriff erscheint, nämlich für die positive Jurisprudenz und die Rechtsphilosophie, in denen überdies bekanntlich mehr als in irgend einem andern Fache fast Alles controvers war und noch ist. In Betreff des positiven Rechts und der entsprechenden Rechtswissenschaft ist dies auch von jeder schon anerkannt worden:

„Anders ist Andern Geseß,
Und es währet Jeber das siane.“
heißt es schon beim Pindar¹⁾ und mit Bezug auf die vielfachen Verwickelungen der Rechtsverhältnisse im Seehandel²⁾:

„Wo da Viel vielseitig schwankt,
In geraden Tümmen entschieden und gegen Gebühr nicht
Schweres Amt“³⁾.

Aristoteles bemerkt ebenfalls, daß die bloß aus Ueber-
einkunft und durch den Nutzen entstandenen Rechte bei
den verschiedenen Völkern so verschieden wie die Maße
und Gewichte oder wie die verschiedenen Staatsverfassungen
selbst sich gestalten⁴⁾, und Cicero's Ausspruch ist
allbekannt: „iam enim *statutissimum* existimare omnia

*iusta esse, quae sancita sint in populorum legibus
vel institutis*“⁵⁾. Noch ganz neuerdings ist in einer
akademischen Festschrift vom Jahre 1853 über Recht und
Rechtswissenschaft bemerkt worden⁶⁾, daß auf die Frage
nach dem Rechte die verschiedensten Antworten
gegeben werden und „nicht der herkömmliche Wald dem
Auge einen buntern Anblick darbietet als die verschie-
denen Rechte, welche sind und gewesen sind.“

Kein Wunder daher, daß die Begriffe von gerecht
und Gerechtigkeit bei den verschiedenen Nationen oder
auch bei denselben in verschiedenen Zeiträumen so ganz
verschieden erscheinen und dies sich in der positiven
Jurisprudenz wiederholt, da diese an den empirisch ge-
gebenen Stoff schlechthin gebunden ist und nöthwendig
desssen vielfache und wandelbare Erscheinungen zurückspie-
gelt. Ueberdies wird in den Hand- und Lehrbüchern
der Institutionen und Pandekten und selbst der Ency-
klopädie der Rechts- und Staatswissenschaft kaum ein
anderer Grundbegriff so dürftig und ungenügend erör-
tert, als der der Gerechtigkeit, was auch von den
akademischen Vorträgen gelten möchte. Was aber die
Rechtsphilosophie oder das sogenannte Natur- oder
Vernunftrecht betrifft, welcher Disciplin unbestreit-
bar, als der Wissenschaft von der Idee oder dem Wes-
sen des Rechts, von dem wahren Rechte der Gerech-
tigkeit, die nähere Analyse und Determination dieser
letzteren vorzugsweise zusteht, da das Erforschen der
letzten Gründe, Gesetze und Zwecke das Wesen aller
Philosophie ausmacht, — so sollte freilich in ihr die vollste
 Klarheit, Festigkeit und Uebereinstimmung in Betreff
unseres Begriffs zu. stattfinden. Allein das ist keines-
wegs der Fall, vielmehr lehrt die Geschichte dieser Dis-
ciplin, daß grade über den Begriff des Gerechten sich
von jeher eine sehr große Unbestimmtheit und Divergenz
der Ansichten geknüpft hat. So z. B. sagt schon Pla-
ton⁷⁾: „wenn Jemand das Wort „Gut“ „Gut“ oder
„Silber“ ausspricht, so denken wir wol Alle dasselbe
dabei; wenn aber das Wort „Recht“⁸⁾ oder „Ge-
recht“⁹⁾ (*dikaion*), find wir nicht Alle uneinig darüber,
sodas sich dann der Eine hierbin, der Andere dorthin
wendet?“ Ebenso tadelt Aristoteles diejenigen, die
da meinen, es gehöre keine große Weisheit dazu, zu
wissen, was Recht oder Unrecht ist¹⁰⁾. Der eine
Hauptbegründer der neuern Rechtsphilosophie oder des
eigentlichen Naturrechts, Hugo Grotius, ist so
wenig in Bezug auf diesen Grund- und Hauptbe-
griff seiner Wissenschaft klar, daß er von demselben
eine bloß negative und tautologische Definition auf-
stellt: „*iustum est quod iustus non est*“¹¹⁾ [welche
noch dazu logisch in sofern falsch ist, da sich dieser Satz
nicht rein umkehren läßt und nicht Alles recht ist, was
nicht unrecht ist¹²⁾]. In ähnlicher Weise zeigt sich die
Definition eines andern Koryphäen des Natur- und

1) In einem Fragmente bei Artemidor (s. Thierich's Pn-
dar. 2. Bd. S. 285). 2) Pindar. Olymp. VIII. S. 30.
3) „Durch dessen gerechte Führung Uagina eine Säule oder
Stütze dem (anderwärts wackelnden) Rermenting wach.“ Thierich
a. a. D. I. S. 87. Note. 4) Arist. Rhet. I, 13, 14; Pol. III, 13.

5) Cic. de leg. I, 13. 6) Vom Professor Windscheid
in Greifswald. 1854. S. 5. 7) Platon im Phädrus.
8) Arist. Ethic. Nic. V, 14. 9) Hugo Grot. de iure b. et p.
I, I, 111, 1. 10) Vergl. Thilo, Die Volkssouveränität in
ihrer wahren Gestalt S. 21.

Wolterrecht, des Christ. Wolf, ungenügend, weil eigentlich gar Nichts erklärend: *justum est quod convenit juri perfectio altierius*¹¹⁾). Auch bei den übrigen bedeutendsten neuern Bearbeitern dieser Disciplin sind die Ansichten über jenen Begriff und seine Anwendungen in dem genannten Gebiete der praktischen Philosophie mehr oder weniger unklar und unbestimmt, und man ist eben nur darüber einverstanden, daß seine Determination höchst schwierig und bisher noch nicht gelungen ist. Schon Pufendorf, der mit größerem Rechte als H. Grotius als der eigentliche „Vater des Naturrechts“ angesehen werden kann, weil er die Untersuchungen über das Gute und Gerechte von den scholaistischen Fesseln der Berufung auf Autoritäten, besonders der Sprüche der Bibel und des Aristoteles, befreite und das Recht der eigenen Einsicht, der philosophierenden Vernunft, geltend machte¹²⁾ und welcher bekanntlich den ersten Lehrstuhl des Naturrechts (in Heidelberg) inne hatte, klagte über die Vieldeutigkeit jenes Begriffs¹³⁾, welche freilich um so erklärlicher war, als man damals und selbst noch später noch nicht über das richtige Verhältniß von Recht und Moral im Klaren war, beide stets vermischte¹⁴⁾ und daher die Begriffe „gerecht“ oder „recht“, und „erlaubt“ für ganz gleichbedeutend nahm („quod licitum est juri dicimus“ sagt J. B. P. v. Cocceji¹⁵⁾) und daß jedem „Rechte“ eine „Pflicht“ entspräche, erklärte, welches irrig, da J. B. der Krieger in der Schlacht wol das Recht hat, seinen Feind zu tödten, dieser aber nicht die Pflicht, sich tödten zu lassen! Christ. Thomasius (Thomae), der „Luther der Jurisprudenz“ (wie ihn Herder nennt), welcher bekanntlich für denjenigen Rechtsphilosophen gilt, welcher zuerst Moral und Recht v. einander schied, indem er (besonders in seinem späteren Hauptwerke)¹⁶⁾ die principia iusti von den principis decori und honesti bestimmt trennte, und namentlich die Unterscheidung der Rechts- oder Zwangs- von den Liebes- oder Gewissenspflichten auftrug, — Thomasius hat gleichwol dadurch die richtige Einsicht in das Wesen der Gerechtigkeit nur zum Theil gefördert, indem jene Unterweisung besonders durch Gumbing viel zu sehr auf die Spitze getrieben ward und zu einer von Hugo nicht mit Unrecht sogenannten „Tobtschlagsmoral“¹⁷⁾, sowie zu ganz einseitiger Begriffsbestimmung des Rechts, als einer bloßen Befugnis zu zwingen, führte, wodurch fast die gesamte Zahl der neuern Naturrechtslehrer zu Irthümern in Betreff dieses Grundbegriffs verleitet wurden, wie schon öfters, namentlich von Köp-

pen, G. E. Schulze und Fries¹⁸⁾, nachgewiesen werden. Der englische Rechtsphilosoph Brown führt noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts als das auffallendste Beispiel schwankender und unbestimmter Begriffe, die aus der Zweideutigkeit der Ausdrücke entstehen, den des Rechts an¹⁹⁾. Auch der große Reformator der teutschen und aller neuern Philosophie, Kant, sagte: „die Frage, was ist Recht? müßte den Rechtsgelehrten, wenn er nicht in eine Tautologie verfallen will, wol ebenso in Verlegenheit setzen, als den Logiker die berufene Aufforderung, was ist Wahrheit?“²⁰⁾ und an einem andern Orte²¹⁾: der Begriff des Rechts lasse sich eigentlich gar nicht definiren; mit welcher Ansicht auch sein Commentator Tieftrunk übereinstimmt²²⁾. Fichte will gefunden haben, daß es noch überall an einer richtigen Deduction des Rechtsbegriffs mangelt und daß alle Erklärungen desselben nur formale, nur Worterklärungen sind²³⁾; und Hoffbauer behauptet ebenfalls: es sei in der neuern Zeit noch Niemandem gelungen, jenen Begriff völlig richtig zu erklären²⁴⁾. Jene Pufendorfsche Klage wird auch noch von einem der ausgezeichnetsten Staatsgelehrten der Gegenwart, Schmittbrenner²⁵⁾, wiederholt. Auch von namhaften Logikern ist das Wort „Recht“ oder „gerecht“ öfters als das passendste Beispiel eines höchst unbestimmten Ausdrucks angeführt worden, z. B. von Lambert und Kiefewetter²⁶⁾. Dazu kommt, daß die Ansichten der Naturrechtslehrer und Juristen über den der „Gerechtigkeit“ nächstverwandten Begriff der „Billigkeit“ ebenfalls noch sehr verschieden und irrig oder doch unklar sind, was selbst einigen der scharfsinnigsten neuern Rechtsphilosophen, wie J. B. Herbart und Stahl, nachgewiesen worden²⁷⁾. Selbst in Bezug auf diejenigen, welche, wie in einer bekannten Stelle des Corpus iuris²⁸⁾, so auch in der allgemeinen Meinung und einem gewöhnlichen Sprachgebrauche zufolge, als Priester der Gerechtigkeit gelten, die praktischen Juristen nämlich, ist vor 40 Jahren von einem ebenfalls namhaften Manne dieses Fachs, Müllner, gesagt worden: „Wenn auf unsern Planeten der Bürger eines andern Weltkörpers herabstiege und den Laufenden, die er da mit Uebfaltung von Rechtsprüden beschäfftigt sähe, die Frage vorlegte: Was macht Ihr da? so würde er zwar auf der Stelle die einstimmige Antwort erhalten: Wir entscheiden das Recht. Wenn er aber weiter fragte:

11) Wolf, Phil. pract. §. 240. 12) Fries, Politst. 1848. S. 234. — (In einzelnen Stellen nicht aber doch auch dem Pufendorf die Ehre nach an, gegen die Bibel zu verstoßen, z. B. Jus nat. et g. l. II. c. 1. §. 7.) 13) Pufendorf, Jus nat. l. I. §. 20. Bergl. Barthe, Instit. jur. univ. 39. 14) Pufendorf, Ueber den Grundbegriff des Naturrechts §. 24. 15) Im Anfangs f. „Postulatum“, vergl. Sen. de Coerec. Dima. prooem. ad Grot. X. §. 4. 16) Fundam. jur. nat. et gent. l. 5. §. 23. Doch hat eigentlich Leibniz jene Eintheilung begründet. Stahl l. 85. 17) Hugo, Naturrecht. Cini. §. 6; vergl. Mancipoli's Naturrecht. Cini.

18) Köppen, Polit. nach Platon. Grundfragen §. 18 f. G. E. Schulze, Princip. des bürgerl. und penal. Rechts. For. Fries, R. Kritik der Vernunft. §. 205. 2. Bd. S. 175 ff. 19) Brown, Versuch über die natürl. Gleichheit der Menschen, Übers. von Meier. 1797. S. 54. 20) Kant, Metaph. Anfangsgründe der Rechtslehre. Cini. §. XXIII. 21) Kritik der reinen Vernunft §. 550. ed. 6. (S. 725. ed. 1.) 22) Tieftrunk, Ueber Erziehung §. 73. 23) In einem Briefe an Reinhold; f. Reinhold's Leben. 24) Hoffbauer, Unterricht. 25) Schmittbrenner, Ueber den Charakter unserer Zeit §. 67. 26) Lambert, R. Organon. l. 31. Kiefewetter, Logik l. 240. 27) Bgl. J. B. Fichte, Die phyl. Lehren von Recht, Staat und Gese. 1850. l. §. 371. Windscheid, Ueber Recht und Rechtswiss. §. 9 ff. 1854. 28) fr. l. pr. et §. l. D. de just. et jure.

Was ist das? so würde er wol lange auf befriedigende Antwort warten müssen“). Obwohl nun gerade in der seitdem verfloßenen Zeit die Rechtswissenschaft auf das Eifrigste cultivirt und für diesen Zweck in regem Wett-eifer verschiedene Schulen, die sogenannte historische, die historische-philosophische, germanische u. s. w., hervorgetreten sind, so hat sich doch erst noch in neuester Zeit ein namhafter Rechtslehrer, Professor Windscheid, in seiner „akademischen Festschrift“ vom Jahre 1853 gemüthig gefunden (S. 3), zu bemerken, „daß nicht nur die juristische Laienwelt ohne klares Bewußtsein von Recht, dessen Wohlthaten jeder täglich und stündlich genießt, wie Luft oder Wasser und Brod, ohne zu denken, daß man ohne sie gar nicht leben würde, und daß im Gegenstände das Recht selbst bei Geblirten ein Gegenstand der Misachtung und des Spottes ist; sondern daß auch in dem Juristenstande selbst das Bewußtsein von der wahren Bedeutung des Rechts nicht in dem Maße lebendig ist, wie es sein sollte.“

Erscheint nun hiernach eine nähere Erörterung unseres vorliegenden Themas vom theoretischen Standpunkte aus unerlässlich, so ist sie es nicht minder vom praktischen, weil fast alle politischen, socialen und nationalen Probleme der Gegenwart entweder Rechtsfragen sind oder die Lösung solcher nothwendig voraussetzen, und zwar nicht sowohl Fragen des positiven Rechts, welches vielmehr selbst in den meisten dieser Beziehungen in Frage steht, als des rationalen oder wahren Rechts der Gerechtigkeit. Wenn schon in dem Meisterwerke des vollendeten Dichters des klassischen Alterthums, in des Sophokles Antigone, der Conflict zwischen dem historischen und Vernunftrechte und die für Fäces und Völker gleich große Gefährlichkeit der Verkennung der Forderungen des letzteren (besonders die des Dogmas vom „blinden, unbedingten Gehorsam“ R. 648, und vom „beschränkten Unterthanenverhältnisse“ R. 735) und das Hochanden sein und die Superiorität angeborener oder Ueercite (R. 454 fg.) nachgewiesen werden sollte (wie dies Bach, Sueren, Thiersch und Schöll näher gezeigt), so ist dieses Thema von dem Kampfe und Siege der Idee der Gerechtigkeit geradezu das der gesamten neueren Weltgeschichte:

„Es erben sich Gesetz und Rechte
Wie eine ewige Krentheit fort —
Vernunft wird Unfinn, Wohlthat Plage,
Weß! dir, daß du ein Enkel bist!
Wem Recht, was mit uns geboren ist,
Von dem ist leider nie die Frage.“

So mochte noch der Goethe'sche Faust sich aussprechen, wie auch Klopstock in der Ode „Waisagung“ vom Jahre 1773:

„ — — — Frei, o Christland,
Wirkt du vereint! Ein Jahrtausend nur noch, so herrscht
Der Vernunft Recht vor dem Schwertrecht!“

39) Grünert, Allgem. Elementarlehre der richterlichen Entscheidungsfunde. Bort.

Alein dies neue Sæculum (der novus ordo des Horaz) hat in der That schon begonnen; wir leben bereits in der Periode des neuen politischen Protestantismus, in welcher „die Völker nicht mehr blindlings glauben und gehorchen, sondern selber sehen, Alles prüfen und das Beste behalten wollen“), und von jenem Rechte ist jetzt gar sehr „die Frage.“ Denn „mit der französischen Revolution beginnt unsere Zeit, mit dem Neubau eines Staates, dessen Grundstein die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte bilden sollte“), und „die großen Fragen, welche gegenwärtig (1850) Europa erschüttern, was sind sie anders, als durch das ganze Volk lebendig gewordene Ueberzeugung, daß es natürliche Menschenrechte gibt, die nur Ueberschuld herrschaft ihm entziehen und ungerechte Verordnung ihm vorenthalten konnte“). Andererseits ist nicht zu leugnen, daß gerade in dieser praktisch wichtigsten Doctrin noch viel Unklarheit und Mißverstand, besonders im „Volke,“ d. h. bei den nicht wissenschaftlich Gebildeten, herrscht, woran jedoch hauptsächlich die Rechtsphilosophen und Rechtsgelahrten Schuld sind, welche als Priester der Gerechtigkeit über das Wesen der letzteren das „Volk“ gehörig belehren sollten, dies aber nicht gethan haben. Um so gerechtfertigter nun darf es sein, wenn hier um so näher auf die Erörterung dieses Punktes eingegangen werden wird, je weniger Stimmen sich über denselben bisher haben vernahmen lassen und je genauer derselbe mit der sogenannten Lebensfrage unserer Civilisation, also dem wichtigsten Theile der gesamten Cultur- oder Sittengeschichte, zusammenhängt.

Was nun zunächst die theoretische Ermittlung jenes Grundbegriffes betrifft, so darf dieselbe offenbar nicht bloß nach der Schablone irgend eines speziellen philosophischen Systems gegeben werden, da es bekanntlich noch immer keine als allgemein gültig anerkannte Philosophie gibt und die Richtigkeit, sowie meist sogar die Verständlichkeit der auf jeden Begriff bezüglichen abgeleiteten Bestimmung von der der resp. Grundbegriffe abhängt. Was hülfe z. B. Herbart's Definition: „Recht ist die Einkimmung mehrerer Willen, als Regel gedacht, die dem Streite vorbeugt“), da sich leicht nachweisen läßt, daß Herbart's Grundansicht, die Idee des Rechts beruhe auf dem Mißfallen am Streite, falsch ist“). Oder Schleiermacher's“): „Gerechtigkeit ist die gebundene Liebe im Charakter der Gleichheit; Gerechtigkeit ist Gemeingeist und Unparteilichkeit, eine lebendige Bewegung dieser beiden gegen einander!“ Nielmehr werden wir, da es sich hierbi nicht um einen sinnfälligen Gegenstand, sondern um eine psychische Thatfache handelt, auf die Psychologie oder bestimmter auf die psychische Anthropologie

36) R. v. Meier, B. Hand. Veröff. (in Luben's Nemoia. 1816. 2. Aufl. Bonn 1831.) 31) Bachschuch, Europ. Sittengesch. 5. Bd. 2. Abth. S. 754 ff. 32) Deutsche Vierteljahrsschrift. 1850. Nr. 48. S. 208. 33) Herbart, Pract. Phil. p. 126. 34) J. v. Eichle, Phil. Uebers. von Recht, Staat und Sitt. 1850. S. 308. 35) Schleiermacher, Entwurf der Sittenlehre. 1835. S. 370.

zurückgewiesen, wie dies schon Cicero in seinem bekannten Spruche andeutet: „*natura iuris nobis explicanda est, itaque ab hominibus repetenda natura*“³⁶⁾. Jede psychologische Erklärung muß aber von einer philosophischen Basis ausgehen, da in der Sprache überhaupt der menschliche Geist sich manifestiert und nach Spinoza's richtiger Bemerkung³⁷⁾ alle Begriffe nur durch Erforschung des gemeinen Sprachgebrauches, von dem erst später die Philosophie ihre Ausdrücke entlehnt, erkannt werden können; wie denn auch nach der ausdrücklichen Erklärung Kant's³⁸⁾ der Begriff von Recht, dessen sich der gesunde Verstand bedient, ohne Zweifel eben dasselbe enthält, was die subtilste Speculation aus ihm entwickeln kann.

In Hinsicht der Etymologie, und zwar zunächst unseres deutschen Ausdrucks, an welchen wir uns natürlich hierbei wie auch für die Begriffsbestimmung vorzugsweise halten, bedarf es kaum der Bemerkung, daß „gerecht“ Nichts als das mit der Vorsilbe ge verlängerte Wort „recht“ ist und so wie dieses im eigentlichen Verstande gerade bedeutet, in welchem Sinne es auch jetzt noch zumweilen im Fortwirken vorkommt, wo ein gerechter Baum soviel als ein gerade gewachsen: reißt, zumal wenn er sich gegen spalten läßt. Auch leiten Einige etymologisch „gerecht“ schiefswegs von gerade ab („wirft man von diesem die Versilbe ge weg, so bleibt gerade oder rad übrig, welches mit dem italischen *retto*, dem schwedischen *rät* und *rad*, dem isländischen *rettur* und *hradar* und nach Einschlachtung des *hauches* mit dem lateinischen *rectus*, dem gothischen *raihits* und teuthischen *recht* übereinkommt, wohin auch des niederländische *raak*, das schwedische *rak* und das bei dem Kelter befindliche *grüti* für gerade gehört,“ sagt Adelung in s. gramm.-krit. Wörterbuche, s. gerade). Andere leiten unser „recht,“ wie das gothische *raihits*, angelsächsisch *riht*, *ryht*, englisch *right*, althochdeutsch *reht*, vom gothischen *rihan*, zusammenfügen, an einander reihen, ab, davon gothisch *raikanjan*, althochdeutsch *rekanjan*, *reken*, welches als ein Aneinanderreihen gedacht wird und an dessen Begriff sich ebenfalls der des Geraden, der geraden Linie, schließt, wie auch *straß* von *strecken*, *rectum* von *regere* eine Richtung geben, *uerst* *strecken* (vgl. Conz: *rad* *Schwent*, Deutsche Synonymen s. h. v. — Nach *Du Cange*, Glossar, *ius rectus* gleich *dexter*, gerade, *rectus haerens*, *qui recta linea descendit*). So viel ist augenscheinlich, daß überall im Begriffe von Recht und Gerechtigkeit die Vorstellung der geraden Linie durchschimmert³⁹⁾; daher man sogar die Definition des Rechts durch eine gerade Linie für die genaueste erklärt hat⁴⁰⁾. In diesem Sinne sagt einer der berühmtesten neueren Publicisten, R. Sal. Zacharia: „Der Weg des Rechts ist alle Mal der einzig mögliche; vielleicht hat daher auch das Recht seinen Namen. Eine gerade Linie ist zwischen zwei Punkten die einzige, welche ohne Umwege zum Ziele führt.“ Daher auch die Redensart: „das Recht beugen.“

„Beugt einmal das Gesetz durch euer Gewicht, zu thun groß Recht, laßt kein Unrecht gescheh.“
(Kaufmann von Venetig IV, 1, nach Bos.)

(Man kann hierher auch die synonyme Bedeutung von aufrichtig und redlich ziehen, in sofern die aufrichtige, gerade Stellung, das dem Andern gerade ins Gesicht Ersehn — im Gegensatz des willkürlichen Schielens — als der körperliche entsprechende Ausdruck der Gemüthsbeschaffenheit quaeest. erscheint; vgl. Eberhard-Gruber's Synonym. s. v. „Aufrichtig.“) Eine metaphorische Beziehung des Geraden und Krümmen auf das Recht und Unrecht findet sich schon dem Hesiod⁴¹⁾:

„O ihr Könige“, selber bedekt in der Tiefe des Jergens
„Ienes Gericht! Denn nahe die Menschenfinder umschwebend
Schau die Unsterblichen zu, wenn du durch Krümme Gerechtige

Einer den andern verlegt, unbefragt um die Klage der Götter.
Drei Myriaden ja sind der Unsterblichen rings auf dem Erdboden

Heilige Diener des Zeus, der herrlichen Menschen Hüter,
Welche die Dohln tragen des Rechts und der schönen Vergebung.

Nicht in Nebel gehüllt, ringelnd durchwandelt das Gerichte.
Rech die Gerechtigkeit ist des Zeus jungfräuliche Tochter,
Heilig und hehr auch dem Göttergeschlechte auf dem hohen Olympus.

Siehe, sobald sie eine verkehrt mißhandelt beleidigt:
Schleunig zum Vater Zeus, des Aeneas Sohne, sich sehend,
Klagt sie das Unrecht an der Sterblichen, bis ihr gerührt hat
Alles Volk für die Sünden der Könige, welche mit Nothzeit
Untersuchen abwegen das Recht durch verdrehen Auspruch.
Schloß bewährend im Heist, ihr Könige, Götterverschlinger,
Nicht gerade das Wort und krümmer Gerichte vergrößert ganz.“

Es sei hier auch erinnert an das Gebot (5 Mos. 17, 20): „nicht zu weichen von dem Gebote, weder zur Rechten, noch zur Linken.“ In Keimels Fuchs, worin ähnlich wie in Aristophanes' *Wölfen* (V. 98 ff.) die Pflö und Kränze der juristischen Gespinnis oder Rechtsverdrehen gebrandmarkt werden, die aus Recht Unrecht, aus Unrecht Recht zu machen versuchen — *ius utrumque* nach Lichtenberg's Hegarich — heißt es von jener Kunst:

„Aber das Geld begehren sie nur, und wäre die Sache
Noch so krümmer, ich mache sie grad“ bei guter Beziehung.“

Auch Krause sagt: „Der Name Recht deutet auf Richtung hin, auf innerer Bestimmung in Bezug nach Außen, und zugleich, da recht auch senkrecht bedeutet, auf eine Neigung, die nach allen Seiten rechtswinklig — gleich und überall nach derselben Mitte hin, in gemeinsamer Schwere, gerichtet ist. Diese bildliche Beziehung der Idee des Rechts leitet allerdings zu dem

36) Cic. de leg. I, 5. 37) Spinoza, Cog. met. I. c. 6. 38) Kant, Kritik d. v. Vernunft. Bspgl. Dufeland, Grundriss des Naturrechts S. 30. 39) Bspgl. De Wosfide, Ueber Sprache und Schrift II. S. 206. 40) In einer Rec. von Krüger's Lehrbuch des Naturrechts in der Allgem. Z. Bibl. 13. Bd. 2. St. S. 417. Bspgl. Dufeland, Ueber den Grundsat des Naturrechts S. 30.

K. Geyff. d. W. u. S. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100.

41) Hesiodischen B. 303 ff. 42) d. h. Richter, f. Kreuzer, Symbolik. 2. Bd. S. 506. Note.

Erstwesenlichen dieses Urbegriffs.“ (Sie hat indessen den genannten Philosophen zugleich zu einer allzu weiten Fassung desselben verleitet, wie ihm der jüngere Cicero in seiner trefflichen Schrift: Die philosophischen Lehren von Recht, Staat und Gerechtigkeit, 1850. I. Th. S. 247 nachgewiesen.) Hierher gehört ohne Zweifel die philosophische Bedeutung von *regere* und *dirigere*, von *rectum* und *directum*, in Bezug auf welche Clobius⁴³⁾ unsere Sprache in der Etymologie von *rect*, *rechten*, *Richter*, *gerecht*, „sehr philosophisch“ findet, indem bei unseren Handlungen Alles von der Richtung unseres Willens abhängt. („Die Naturwesen, die nach Instinkt handeln, sind nicht böse, handeln nicht unrecht, denn sie sind nicht zu einer höheren Richtung des Bewußtseins und Willens aufgefordert, wie der Mensch dies ist, welcher, wenn er jener Forderung zuwider gehandelt, sich unter der Herrschaft seiner Naturtriebe fühlt, sich deswegen verachtet und sich richtet, welches das Thier nicht kann.“) Jedenfalls ist gewiß mit Recht von einem unserer geachteten Rechtsphilosophen, G. E. Schulze, bemerkt worden, daß das Wort *recht* oder *gerecht* in keiner Sprache der civilisirten Nationen durch seine ursprüngliche Bedeutung eine Abkennung von demjenigen Wörtern verräth, wodurch Stärke oder physische Uebermacht über Andere ausgedrückt wird, und daß unsere teutsche Sprache noch den besondern Vorzug besitzt, daß in derselben jenes Wort schon durch seine erste Bedeutung, von welcher alle übrigen abhängen, einen sehr lehrreichen Wink über die Quelle des Rechtes oder Gerechten in dem menschlichen Betragen enthält. Es zeigt nämlich ursprünglich Alles an, was seinen Gründen angemessen ist. Nur sollen Achtung und Wohlwollen gegen Andere, desgleichen ihre Bedürfnisse und Verhältnisse zu uns die moralischen Gründe unseres Betragens gegen dieselben sein; ein dicken Gründen entsprechendes Betragen ward daher auch das *rechte* genannt⁴⁴⁾.

In seinem weitesten Sinne bezeichnet unser Wort *recht* oder *gerecht*, namentlich in seiner sogenannten objectiven und zwar objectiven und absoluten Bedeutung (welche die ursprüngliche ist⁴⁵⁾), überhaupt etwas, was einem andern Dinge gemäß (angemessen) ist, oder, da dasjenige, wonach etwas gemessen und gemäß bestimmt wird, eine Norm, Regel, Gesetz heißt — etwas, in

wiesern es einer Norm oder Regel gemäß ist, oder was mit einem Gesetze harmonirt⁴⁶⁾, worauf auch die etymologische Uebereinstimmung der gebräuchlichsten Sprachen zwischen *Recht* und *Gesetz* deutet. Schon Cicero hat bemerkt (de leg. III, 6), daß bei den Griechen *νόμος* von *ναιμι*, theilen (distribuere), also a *sumo* cuique distribundo entsteht sei, und Aristoteles leitet das Wort *δίκαιος* ausdrücklich von *διζω*, in zwei Theile getheilt, her, sowie er *δικάζω* (Recht sprechen) durch *διζω* (in zwei gleiche Theile theilen) erklärt (Eth. ad Nicom. V, 2, 7). Daraus läßt sich auch der griechische Begriff der *Nemesis* deuten, als der rechten Auftheilung, Vertheilung nach Gerechtigkeit, so dann Unwillen beim Vermessen des rechten Maßes, Arist. Eth. II, 7, f. Garver's Uebers. I, 643; vgl. *du Cange*, Glossar. sub *ναιμι*; Herder, verk. Blätter II, 222; Kreuzer, Symbolik I, 131. 2. Ausg. Man kann, da die Wörter ursprünglich sich mehr an das Sinnliche als an das Abstracte halten, hierfür auch die Bedeutung von *νόμος*, als Weide, Weideplatz, Wohnsitz, Landertheilung (die Ägypter hießen diesen *νόμος*, vgl. Buß bei Watter a. a. D. S. 307), heilen⁴⁷⁾, sowie auch das teutsche Gesetz, ursprüngliche Abtheilung, Abmaß bedeutet, vgl. Adelung s. v. Selbst der englische Richtertitel *Sheriff* kommt von dem angelsächsischen *Scegerefe* und dies von *sciran*, theilen (Kiel. Blatt. 1816. 2. Bd. S. 330). Auch gehört hierher unseres Dichters (im „Spaziergang“) Wort:

„Denn Einem fiel die des Landmanns Eigenthum scheiden,
In dem Acker der Flur hat sie Demeter gewiehn.
Freundliche Schrift des Gesetzes, des menschenhaltenden
den Gottes,

Seit aus der ehernen Welt stehend die Liebe verschwand.

Bei den Römern zuerst *rectum* (sowol das moralisch als das juristisch rechte; Weidker, a. a. D. S. 5) von *regere*, als Uebereinstimmung mit einer Regel, einem Gesetze, sodann *justum*, von *jussum* (was durch die Gesetze beschien wird, ist recht. Vgl. de Profess. Ueb. Sprache u. Schrift II, 288; Henrici a. a. D. S. 20, und über „jus“ Cicero, Grundzüge einer neuen Wissenschaft, übers. von Weber, S. 243, 327). Auch das teutsche Wort *Recht* enthält dieselbe Uebereinstimmung, es mag nun von dem lateinischen *rectum* abgeleitet werden (sowie richtig, raet, ret von *regi* und *diritto*, *directo*, *derecho*, *droit* von *dirigere*, vgl. Buß a. a. D. S. 296), oder von dem altteutschen *rahten*, *richten*, das *Recht* wiederherstellen, gut machen, ausgleichen (Weidker a. a. D. S. 5), oder von *echt* (sonst *ech* geschrieben), von *ee*, b. i. Gesetz; vgl.

43) Clobius, Allgem. Religionslehre S. 307. 44) Principien der bürgerl. und peinl. Recht S. 94. Vergl. Henrici, Aethn. I, 25: „Recht allein bildet in dem Völkertum die einzige Nation Stärke.“ 45) Daß der sogenannte subjective Begriff ein Recht (jus) früher ist als der objective recht oder gerecht und philosophisch aus dem letztem muß abgeleitet werden, nicht umgekehrt, hat zur Genüge bewiesen Henrici, Aethn. zur Wissenschaft. Begründung der Rechtslehre I, 12. II, 316 fg. Es spricht hierfür besonders, daß bei den Griechen, die wie überhaupt so auch namentlich über das Recht zuerst philosophirten, sol von einem gerechten oder rechten (so *δίκαιος*), Nichts aber von einem Rechte im subjectiven Sinne (jus) wußten, mehr über *εὐνομία* der sein Wort hat, vgl. v. Kämmer, Geschichte, Entwidel. v. Begr. Recht, Staat und Politik S. 4. (2. Ausg.)

46) Bergl. Sell in der Berliner Monatschr. 1784. Febr. S. 112 fg. Schumann, Diss. de princip. jur. nat. c. II. §. 16 seq. Schumann, Wissenschaftl. Naturrecht S. 95. Dessen Krit. Abh. S. 77. Weidker, Letzte Gründe von Recht, Staat und Gesetz S. 4. Watter, Ueber den Einfluß der Götter auf die Gesetzg., übers. von Buß. 1833. S. 298. 47) Daß auch die Ägypter ihren Namen von *νόμος* im Sinne des Vertheilens (nach den Theilen) nicht im rechtlichen Sinne von *νόμος*, Gesetz, hat, zeigt Delamare, Astron. th. et prat. I. ch. I. note.

Pfister, Gesch. d. Teutschen I, 292 (von Es stammt Ehe als geschmackliche Verbindung; ebenso *yüpoç*. Eht und Recht sind in der Sprache des Mittelalters synonym, s. *Hollaus* und *Schers*, Glossar. s. h. v. Ueber echtes und rechtlos, echte und rechte (legitime) Frau u. s. w. vgl. *Eberhard-Waag-Gruber*, Synonymik s. v. *echt* (2. Bd. S. 128).

In dieser weitesten Bedeutung geben die Wörter recht und gerecht weit über alles Moralische hinaus, indem sie eben nur das einer Regel, Absicht oder einer physischen Nothwendigkeit Entsprechende oder Angemessene, Gehörige, Normale, Richtige, Uebliche bezeichnen. In der Natur ist Alles recht; das Thier kann nicht unrecht thun, weil es das Gesetz als zwingenden Instinct hat; ein Raubthier, welches ein anderes würgt, thut recht, d. h. es thut der Einrichtung der Natur gemäß⁴³⁾. Auch der seinem Opfer mit der nöthigen Rist und entsprechendem Erfolge aufwartende Pandit hat seine Sache „recht“ gemacht, in sofern er den Umständen gemäß seinen Plan ausführt⁴⁴⁾; hierher gehören auch die Redenarten: ein „rechter Spießbube“ sein; die rechte Hand (Weil die rechte Seite von Natur stärker, deshalb mehr in Ehren gehalten ward). Ein Kleid einem gerecht machen, in alle Sättel gerecht sein, den rechten Weg einschlagen, die rechte Bedeutung eines Wortes, gerechte Waare; einem gerecht werden, d. h. Satisfaction geben (to *right* s. *Shaksp.*, Much ado f. noth. V). Der Jäger heißt noch jetzt „holz- oder forst-, birsch-, hundgerecht“ sofern er die dazu nöthigen oder gehörigen Kenntnisse hat. *Justus error* ist im römischen Rechte (Fr. 2 D. de minor. Fr. 44 D. de Usurpat. u. a. a. D.) ein *error probabilis* et excusatione dignus; „*justus*“ metus (Fr. 7 D. quod met. causa, *justissimus* metus metus Fr. 43 D. de mort. causa don. *justus* timor mortis Fr. 3 D. ex quib. caus. maj.) bezeichnet nur das logische Verhältniß des zureichenden Grundes. In dem *justus dolor mariti uxorem suam in adulterio reprehendentis* Fr. 38 D. ad leg. Jul. de adult. Fr. 4 C. eod. tit. Fr. 3 si marit. D. de Se. Silian. (vgl. *Gell.*, N. Att. X, 23) gerißt sich dazu der psychologische zureichende Grund der gerechten Rache (wie auch Orpheus sich als Rächer der beleidigten ehelichen Ehre und des Rechtes dünkt). Virgil nennt die Erde, weil sie den Fleiß und Schweiß ihres Debauers mit Früchten belohnt: „*justissima tellus*.“ „Es ist eine der schönsten Prophen des griechischen Aberglaubens, daß *Jus*, die Göttin des Rechts, eine der Potenzen ist, welche allem Thun der Sterblichen, besonders dem Ackerbau, Völkern und vollzeitige Reife bringen, indem durch ihre Einwirkung die Auer einen nach Möglichkeit reichlichen Ertrag leistet, oder, wie das Sprüchwort sagt: „die Zeit bringt Rosen und

nicht der Stod“⁴⁵⁾. Die *justitia* bezeichnet überhaupt sehr oft nur so viel wie aptitudo, convenientia (s. *Brissotius* und *De Cange* s. h. v.), ein *justus* homo ist z. B. ein *vir confirmata aetate* (ein „gestandener“ Mann bei Hebel, „reifeften Alters“, ein *homme fait*). Das englische *to right* bedeutet in die rechte Lage bringen, in der Rautik aufrichten. Das französische *justesse*, die Richtigkeit, das Ebenmaß, die gehörige Art, z. B. la *justesse* du langage, avec *justesse*, d. i. kunstmäßig; *justaucorps* ein richtig oder eng anliegender Rock, sodas man dabei die Gestalt oder Form der Glieder sieht, *souliers* bien *justes*, eine pièce d'or *juste* (vollständig), *balance juste*; das Ueberbium *juste*, richtig, wie es sein soll, und *justement*, gehörig, eben, zur bestimmten Zeit — wovon wir unser Just entsteht, ohne Noth, da eben oder gerade dasselbe ausdrückt — *arriver justement à point nommé*, grade (just) auf den Punkt eintreffen, *voilà justement ce qu'il desiro*, das ist eben (just), was er verlangt.

Neben dieser weitesten Bedeutung gibt es eine (*relatio*) enger, wonach recht oder gerecht auf die Uebereinstimmung mit den in der sittlichen Welt gültigen Gesetzen beschränkt werden, auf das moralisch-angemessene, insbesondere dem Ethos oder der Welt- und Lebensansicht eines Volkes, den Geboten der Pflicht oder Sittlichkeit entsprechende und dieser zufolge eine Vorzüglichkeit oder Tugend ausmachende. So in dem lateinischen *rectum* und unserm „gerecht“ und „Gerechtigkeit“, sofern darunter sittliche Eigenschaften überhaupt verstanden werden. In diesem Sinne wird in der heiligen Schrift selbst Gott „gerecht“ genannt (2 Mos. 9, 27), sittlich vorzügliche Menschen „gerecht“ wie Abel (Matth. 23, 35; Hebr. 11, 4), Noah (1 Mos. 7, 1), Abraham (Zat. 2, 21), Hiob (Hiob 11), David (1 Sam. 24, 18), Zacharias (Matth. 23, 35). Für diese in Hinsicht auf die moralische Gesamtsphäre ebenfalls als eine weite oder sehr umfassend zu bezeichnende Bedeutung des Begriffes Gerechtigkeit ist besonders der hebraische, auch uns durch die Bibel geläufig gewordene Sprachgebrauch als Hauptbeispiel anzusehen, daher hier das Hauptsächliche hierüber eingeklamert werden mag⁴⁶⁾.

51) Karte, Abth. Thier's Leben S. 194. 52) Der Besch. dieses Artikels, der seinerseits der hebraischen Sprache nachmäßig ist, verhandelt das Folgende der Güte eines gerechten Hm. Gelingen. — Die sehr zahlreichen Stellen, in welchen das „Gerechtigkeit“ in der Bibel vorkommt, findet man in Büchner's Bibl. Hand-Concordanz u. h. v. angegeben.

Das Wort *just*, dem *justus*, Gerechtigkeit, ist abzuweisen vom Verbum *just*, dessen Grundbedeutung ist: gerade, recht sein, vergl. Ps. 23, 3. Jes. 33, 15. Davon abgeleitet ist

- 1) die Bedeutung: gerecht sein, Ps. 31, 6 von Jehonah, Ps. 19, 10 v. Gerecht;
- 2) gerechte Sache haben
 - a) der Gerecht, in einem Rechtsstreite, 1 Mos. 38, 26. Hiob 9, 25 u. 20; 15, 13, 18; 24, 5;
 - b) in einer Behauptung, Hiob 33, 12. Daher
 - c) Recht behalten, gerechtfertigt werden, Hiob 11, 2. Jes. 43, 9;

43) Schmittbrenner, Grundriss der polit. und jur. Wiss. S. 63. 44) Schumann, Krit. Abhandlungen über Naturrecht. 36) Paulin, Traet. de dextra in Plator. Amoen. lat. Jurid. I, 133; vergl. Dümge, Symbol. german. Wörter S. 119.

Ohne Zweifel hing bei den Hebräern dieser offenbar zu große Umfang der Begriffssphäre des „Gerech-

3) fromm, schuldlos, unkränzlich sein, Hiob 13, 11; 22, 3. Ps. 143, 2.

In den davon abgeleiteten Conjugationen, derivata, bedeutet es:

- a) gerechtfertigt werden, Dan. 8, 14;
- b) a) gerechtfertigen, Esch. 16, 51. Jerem. 3, 11;
- β) für gerecht halten, erklären, Hiob 33, 32; 32, 2;
- c) a) jemand gerecht machen, in der Gerechtigkeit, Wahrheit bestärken, dazu führen durch Lehre und Beispiel, Dan. 12, 3;
- β) jemand für schuldlos erklären, (sagen), vom Richter, 3. Mos. 23, 7. 3. Mos. 25, 1, 2. 2 Sam. 15, 4. 1. Kön. 8, 32, berufen, daß Jemandes Sache stehe, Jer. 50, 8;
- γ) Recht geben, erklären, daß Jemand das Rechte gesprochen habe, Hiob 27, 5;
- δ) sich rechtfertigen, verteidigen, 1. Mos. 44, 16.

Vom dem Verbum $\pi\gamma\alpha$ ist abgeleitet das Adjectivum $\pi\gamma\alpha$:

- 1) gerecht, vom Richter oder König, der das Recht schützt und übt, 2. Sam. 23, 3, sehr oft vom Gott als einem gerechten Richter, Hiob 34, 17. Jerem. 12, 1. Ps. 11, 7; 119, 137; Gott als Strafender, Esra 9, 15. Klag. 1, 18. Dan. 9, 14; als belohnender, Ps. 112, 6; 129, 4. Jer. 24, 16; als zuverläßiger und wahrhaftiger, Rechm. 9, 8. Jer. 41, 26; 43, 21.
- 2) Der gerechte Sache, Recht hat: a) vor dem Richter, 2. Mos. 9, 27; 23, 8. Esch. 18, 17; b) vor das Rechte und Wahre halt, Jer. 51, 20.
- 3) Der Gerechtigkeit übt, Esch. 20, 7, der den göttlichen Gesetzen gehorcht; daher: rechtlich, fromm, tugendhaft, unskuldhaft, was Cicero in Offic. unter dem Begriffe *justitia* zusammenfaßt; 1. Mos. 6, 9; 7, 1. Ps. 5, 13; 11, 3; 31, 19; 34, 20; 37, 25; 73, 7. Hiob 12, 4; 17, 9. Ähnlich wie Cicero dem gerechten Menschen *iustitia*: *benignitas et liberalitas*, Ps. 37, 21. Esch. 12, 10; 21, 26; *temperantia et sobrietas in edendo*, Esch. 13, 25; in loquendo, 25, 28; *veritatis amor*, 13, 5; *sapientia*, 9, 9; *immutatis a peccatis*, Jer. 23, 7, 20.

Entlich das Substantivum $\alpha\pi\gamma\alpha$:

- 1) In physischem Sinne: Geradheit, Ps. 23, 3, *rectitudo*; in ethischem Sinne: das Rechte, Recht, was so sein oder werden muß, Ps. 15, 2. Jer. 24, 4. Ps. 45, 8. Hiob 8, 3; 26, 3. Jerem. 11, 20. 5. Mos. 16, 18. Jer. 58, 2. Hiob 31, 6. 5. Mos. 33, 19.
 - 2) Gerechtigkeit, *justitia*, des Richters, 3. Mos. 19, 15; des Königs, Jer. 11, 4; 5; 16, 5; Gottes, Ps. 9, 9; 23, 24; 50, 6. Daher *præsumptio*, *probitas*, Unskuld, *integritas*, Jer. 1, 21; 51, 1 u. 7; 50, 4. Ps. 17, 15. Ps. 2, 21.
 - 3) Befreiung, *liberatio*, Heil, *salus*, Glück, *felicitas*, Jer. 41, 2; 45, 8; 51, 5. Dan. 9, 24. Ps. 132, 9. Vom Rechte Gottes, Jer. 42, 6.
- b) $\pi\gamma\alpha$.
- 1) Das Rechte, *rectum*, Recht, *ius*, 2. Sam. 19, 29. Rechm. 2, 20.
 - 2) Gerechtigkeit, *justitia*, des Königs, Jer. 9, 6; 32, 16, 17; 40, 17. Gottes, Jer. 50, 16, 17, „als strafend gegen die Gottlosen, Jer. 5, 16; 10, 22, als belohnend gegen die Frommen, Ps. 24, 15; 36, 11. Im pluralis gerechte Thaten, Ps. 11, 7; 103, 6.
 - 3) In *privatis hominibus*: Rechtschaffenheit, *probitas*, Frommigkeit, *pietas*, Tugend, *virtus*, Jer. 5, 7; 28, 17; 48, 12; 54, 14; 59, 14. Im plural. *recte facta*,

ten“ und die darin hervorsteckende religiöse Bedeutung einerseits mit der von Hause aus geringen Anlage zur Wissenschaft und Philosophie (wogegen sie besonders in der religiösen Poesie das Höchste geleistet), andererseits mit der Eigentümlichkeit des hebräischen Volkes, seiner theokratischen Verfassung und dem absoluten Positivismus des hebräischen Volkes zusammen, welcher letztere in keiner anderen Nation so entschieden durchgreifend und nachhaltig sich erhalten hat. Da der Gott der Hebräer zugleich der König ihres bürgerlichen Vereins war, so reichte natürlich, um vor den Augen des letzteren „gerecht“ zu sein, nicht die äußere Legalität hin, sondern

Jer. 64, 5. *Etiam pietas, qualis Deo placet, Scribam. 5, 9, benignitas et misericordia*, Ps. 24, 3, *liberalitas*, Esch. 10, 2.

4) Heil, *salus*, vergl. Nr. 1 unter $\pi\gamma\alpha$, Jer. 45, 8; 46, 13; 48, 18; 51, 6 u. 8; 54, 17; 56, 1; 57, 12; 59, 9 u. 17; 61, 10. 11. Ps. 74, 5.

Aus dem Vorausgegangenen ist zu ersehen, daß der Begriff der Gerechtigkeit im Hebräischen keineswegs eine philosophische Bestimmtheit hat, sondern er umfaßt das gesammte sittliche Rechtsverhältnis, in Verbindung mit Frommigkeit. So dann wird es auch angemessen für die einzelnen Reflexionen dieses Rechtesverhältnisses, von der Gerechtigkeit, Wahrheit und somit auch von der Gerechtigkeit im eigentlichen Sinne. Wird also Gott $\pi\gamma\alpha$ genannt, so wird er dadurch noch nicht als gerechter im eigentlichen Sinne bezeichnet, sondern dies ergibt sich nur aus den Merkmalen, nach welchen diese Eigenschaft beschrieben wird. Der eigentliche Begriff der Gerechtigkeit Gottes ist nur dann anzunehmen, wenn ihm die $\pi\gamma\alpha$ beigelegt wird, entweder als dem Gesetzgeber, oder als Verleiher, wiewohl er die Folgen bestraft, die Guten belohnt. Die gesegnete Gerechtigkeit Gottes ist aber nur eine partiellanthropische, die regelnde Tagesgen scheint mehr in universellem Sinne gedacht zu sein; als gerechter Richter über alle Welt wird Gott dargestellt in 1. Mos. 18, 23—25, als jähwiegend über die Gottlosen Rechm. 1, 2. Micha 3, 4; als Verleiher nach Jerem. 17, 10.

Der Mensch wird gerecht genannt, wenn er in seinem sittlichen Sein so ist, wie er sein soll, sich alles Bösen enthält, die Gebote und Gesetze erfüllt und Gutes thut.

Ob nun der Mensch wirklich gerecht werden konnte, diese Frage scheint in der frühesten Zeit des Hebräismus, in der Zeit des entstehenden Judentums mit einigen Ausnahmen mit nein beantwortet werden zu können, Noah und Abraham sind es gewesen, auch haben Einige das Bedürfnis gehabt, gerecht zu sein, Ps. 7, 9; 18, 21, aber allgemeine Bekehrung war es nicht. In der Zeit der entstehenden Judentums herrscht die Vorstellung, daß der Mensch *schuldig* amur nicht gerecht sei, es aber doch werden könne durch Gesetzeserfüllung, als Hilfsmittel dazu gelten Almosen, Jerem. 11—13, Opfergaben, Tugendübung. Es scheint mir die Gerechtigkeit das Höchste gewesen zu sein, was der Mensch im Stande war zu erreichen nach der Bekehrung des Hebräers. Gottesfürcht und gerecht sind gleiche Begriffe.

Der Begriff *Wilde*, sofern diese sich im Wogeln, Almosen geben verbiethet, wird durch das Wort Gerechtigkeit in den semitischen Sprachen so gewöhnlich ausgedrückt, daß im Arabischen Almosen geradezu Gerechtigkeit genannt werden.

Für *Wilde* = Liebe, *Wille* hat das Hebräische noch den Ausdruck *ym* (Ananah), j. B. Gottes gegen einen Menschen, Ps. 18, 36.

[„Man vergl. hiermit den weiter unten folgenden Artikel Gerechtigkeit Gottes S. 419.“] (Rebart.)

nur die vollendete Tugend oder Moralität in ihrem vollen Einklange mit der Religiosität. Daß übrigens auch noch bei den meisten übrigen gebildeten Nationen bis auf die neuere Zeit eine ähnliche Weite jener Begriffssphäre stattgefunden, ist bereits früher angedeutet und bereits im Artikel Gehorsam (I. Sect. 56. Bd. S. 151) in Bezug auf die Griechen näher gezeigt worden.

Im engeren oder eigentlichen Sinne werden die Begriffe „gerecht“ und „Gerechtigkeit“ nur auf die Uebereinstimmung mit denjenigen Gesetzen beschränkt, welche als objectives Recht, d. h. als eine allgemein verbindlich anerkannte Norm für die gegenseitige Behandlungsweise der Menschen im äußern Verhältnisse der Coexistenz und Wechselwirkung gültig sind, und wobei zwar auch die Gesinnung hochwichtig, aber doch das eigentlich Entscheidende die äußere That ist, so wie hierbei die Staatsgewalt es in ihrer Macht hat, jene Uebereinstimmung in Bezug auf die thatsächliche Geltendmachung einer Forderung der Gerechtigkeit durch den ihr zu Gebote stehenden physischen Zwang zu bewirken. „Recht“ (iustum) ist demnach, was dem Rechte in obigem Sinne entspricht, mit dem Rechte „gesehen, mit anrathenen Vorschriften einer höchsten Gewalt harmonisirt, mag dies nun als positives oder rationales (natürliches) gedacht werden („die Hölle selbst hat ihre Rechte.“ Faust). Gerechtigkeit ist, äußerlich betrachtet, die Handlungsweise, wodurch Rechtspflichten erfüllt werden, innerlich: die Stimmung des Willens, das Recht Anderer anzuerkennen; als eigentliche Tugend als Fertigkeit oder Stärke der Gesinnung aufzufassen, welche in allen Lagen, Zuständen oder Verhältnissen des Lebens unerrückt das Recht Anderer durch die That anerkennt (sich der „Gerechtigkeit“ gegen Jedermann bestreift); „Gerechtigkeit“ ist eine den Gesetzen des Rechts entsprechende Handlungsweise“); Gerechtigkeit ist mit den Worten des Corpus juris ganz richtig bezeichnet (Fr. 10. D. de just. et j.) als: *constans et perpetua voluntas ius sum cuique tribuendi*. Wer denkt nicht hierbei zugleich an den *iustum et tenacem propositum virum* des Horaz? (Carm. III, 3). In diesem Sinne ist das Prädikat „der Gerechte“ zu nehmen, welches, wie das abgekante Beispiel des Aristides und Cato (Cic. Offic. I, 31) beweist, nicht bloß den Kerkern des Staates beilegt wird, obwohl es allerdings der schönste, leider nur zu seltene! Beinamen eines Regenten ist, wie Goethe (Weissag. d. Balthis) andeutet:

„Wichtig bist du gebildet zugleich, und Alles vernimmt sich,
Wenn du, mit herrlichem Recht, über den Recht dich bewegst.
Endlich ist er verstorben. Da liegst fragend ein Zerber:
Wer denn Gerechtigkeit auch in der Augen Aug?“

Dahin gehört auch das berühmte Wort des Socrates: „Ihr wollt frei sein und wisst nicht gerecht zu sein!“ „Gerechtigkeit“ bezeichnet ferner auch den Zustand oder die Beschaffenheit einer Sache oder Handlung, die dem Rechte gemäß ist, z. B. die „Gerechtigkeit“ einer Gere-

zung, Klage; „das Wenige, was ein Gerechter hat, ist besser, denn das große Gut vieler Gottlosen“, Ps. 37, 16; „es ist besser, wenig mit ‚Gerechtigkeit,‘ denn viel Einkommens mit Unrecht“ Sprüchw. 16, 8 (dazu vgl. Hesiod, *Wanderern* B. 40; vgl. *Plat.* de rep. I, v. p. 38 Bip.; de leg. III, p. 134; V, p. 237 und *Xenoph.* Hieron. VIII, 4). Desgleichen den Anspruch oder die Forderung, Besizung, die dem Einen gegen Andere zusteht, auch wol das Ding selbst, um welches es sich bei einem Rechtsstreite handelt; eine Stadt hat viele „Gerechtigkeiten“ (Gerechtsame, Rechtssame, Vorrechte), die Ketz., Räub., Holz., Zerst. u. s. w. Gerechtigkeit (Gerecht). In diesem Sinne bemerkt Cicero ein Mal: „Vor lauter Freiheiten kommen wir nicht zur Freiheit, und vor lauter Gerechtigkeiten nicht zur Gerechtigkeit.“ Sodann im abstrakten Sinne soviel wie die Gerecht- oder Rechtspflege; es herrscht Recht und Gerechtigkeit im Lande, der „Gerechtigkeit“ den Lauf lassen. Diese Gerechtigkeit wird auch personifizirt gedacht; die „Gerechtigkeit“ um Schutz anrufen, „Diener oder Priester der Gerechtigkeit“ sein, vor der „Gerechtigkeit“ erscheinen. Schon beim Aeschylus „Lieben gegen Lieben“ R. 637 sq. nach Fäzli, auf dem Schilde des Polynices:

„Ein Reich bescheidnen Blickes leitet einen Mann
In völler Kühlung, überall mit Gold umhüllt.
Es nennt sich nach der Ansehung die Gerechtigkeit:
Ich, ruft sie, die Gerechtigkeit, führ diesen Mann
In seine Stadt, auf seines Vaters Thron zurück.“

Da das Recht die maßgebende Norm für die gegenseitige Behandlungsweise der Menschen in ihrem äußern Verhältnisse der Coexistenz und Wechselwirkung ist, mißt ihm immer sich auf das Außerliche bezieht, so muß auch die Gerechtigkeit diesen Charakter an sich tragen und sich vornehmlich in äußeren Thaten oder in einer Gesinnung, die sich in der thatkräftigen Anerkennung des Rechts der Andern offenbart, zeigen. Dies ward ebenfalls schon in classischen Alterthume bestimmt anerkannt: „Plurimi quidem philosophorum,“ sagt Laetantius, „sed maxime Plato et Aristoteles, de *justitia multa dixerunt, adserentes et extollescentes eam summā laude virtutem, quod *nunc* cuique tribuant, quod aequitatem in omnibus servet, et, cum ceteras virtutes quasi tacitas sint, et intus inclusas, solam esse *justitiam*, quae nec sibi tantum conciliata sit, nec occulta, sed *foras* tota promineat, et ad bene faciendum prona sit et quam plurimis prosit“ (Laet., *Epist.* c. 55). So spricht Cicero davon: „*justitia foras spectat et projecta tota est atque eminent*,“ und in einem andern Bruchstücke bei Aenius: „*quae virtus praeter ceteras tota se ad alienas porrigit utilitates atque explicat*“ (vgl. *Mat.* zu *Cic.* de rep. III, 5); besonders aber, wo er, von Platon und Aristoteles sprechend, sich also darüber ausläßt: „*illorum fuit heroum, eam virtutem, quae est una maxime munifica et liberalis et quae omnes magis, quam seipsa, diligit, alia nata potius, quam sibi, excitare jacentem et in illo divino**

solio non longo a sapientiâ collocare“ (Eben das. I, 8“). Damit ist zugleich angedeutet, daß doch die Gefinnung hierbei sehr in Frage kommt, und auch die römischen Rechtsgelehrten erklärten unumwunden, daß es ihre Aufgabe sei, die Menschen nicht bloß zur Legalität oder äußern „Gerechtigkeit“, sondern zur Moralität oder innern, wahren „Gerechtigkeit“ zu bringen“); wie die „goldenen Worte“ des Fr. I pr. und §. 1 D. de just. et iure eo §. 1 schon ausgesprochen: „*Justa a justitia appellatum est. Nam jus est ars boni et aequi. Justitiam namque collimus, et aequi et boni notitiam profitemur; aequum ab iniquo separantes, licitum ab illicito discernentes, bonos non solum metu poenarum, verum etiam praemiorum exhortatione efficere cupientes, veram, nisi fallor, philosophiam, non dissimulatam, affectantes.*“ Ueberhaupt geht der Begriff, welchen der gemeine und wissenschaftliche Sprachgebrauch mit den Wörtern „recht“ und „Gerechtigkeit“ verbindet, in noch andern Beziehungen über die gewöhnliche, auf äußere Rechtsverhältnisse sich beziehende Bedeutung hinaus. So sagt man z. B., daß auch der Freund ein Recht hat, sich nach dem Grunde des Kummeres seines Freundes zu erkundigen; ebenso der Liebende und Geliebte auf gegenseitiges Vertrauen; sowie auch die abgetheilten Begriffe des Eigenthums oder des sogenannten Mein und Dein weit über die Sphäre des eigentlichen Besitzes hinausreichen, z. B. mein Freund (vgl. Bouterweck, Prakt. Aphorismen S. 324 fg.). So sind auch die Ausdrücke: mein Volk, mein Herr (man denke an die Aufrufe König Friedrich Wilhelm's III. vom 3. Febr. und 17. März 1813) durchaus davon entfernt, irgend ein eigentliches Eigenthumsverhältnis anzuzeigen, wie sich schon daraus ergibt, daß auch das „Volk“ mit gleichem Zuge sagt: mein König, unser Fürst. Dahin gehört auch Lessing's (in unserer Zeit besonders wieder in Erinnerung zu bringender) Spruch (im Nathan III, 1):

„Sein Gott, sein Gott, für den er kämpft!“
 „Wem eigne Gott? Was ist das für ein Gott,
 Der einem Menschen eignet der für sich
 Nicht kämpfen lassen!“

Daher kann auch die Gerechtigkeit als Tugend zu den Selbstpflichten gerechnet werden, wie denn z. B. einer der größten Muhammedanischen Fürsten, Aschirwan, der den Beinamen des „Gerechten“ führt, in seinen in dem Ruche des Kabus (von Diez 1811. S. 406) mitgetheilten letzten Lehren sagt: „Sei gerecht gegen dich selbst und thue dir keine Gewalt noch Zwang an, d. h. so fern von dir selbst keine Dinge, die nicht in deinen Kräften stehen, damit du an Gottes Barmherzigkeit reich werdest.“ Das gilt auch von Nationen, wie denn in diesem Sinne Klopstock das deutsche Vaterland, das in seinem unseligen Hange der Ueberschätzung

alles Fremden oder Ausländischen jene Selbstpflicht nur zu oft vergißt, an letztere mahnt:

„Wie war gegen das Ausland
 Ein anderes Land gerecht, wie du.
 Sei nicht allzu gerecht. Wie denken nicht eel genug,
 Zu sehen, wie schon dein Fehler ist.“

Es mag hier nur noch am Schluß dieser sprachlichen und begrifflichen Erörterung der sehr interessanten und lehrreichen Schrift Fr. Köppen's, Politik nach Platonischen Grundsätzen, gedacht werden; worin sich mehrere zum bessern Verständniß unseres fraglichen Wortes taugliche Begriffseinstimmungen finden“).

Die nähere Erörterung der Gerechtigkeit und ihrer vielfachen Beziehungen zu dem Leben der Einzelnen, sowie der Völker und Staaten und der gesammten Menschheit setzt der Natur der Sache nach ebenso wie die des am nächsten mit der Gerechtigkeit verwandten Begriffs Billigkeit (vgl. den Artikel „Billigkeit“ und unten „Gerechtigkeitsgefühl“) zunächst die Verständigung über das Psychologische und zwar über die Fragen voraus: 1) welchem Gebiete der allgemeinen Psychologie, 2) welchem der besonderen, d. h. der psychischen Anthropologie gehört die Gerechtigkeit an und 3) woraus entspringt oder wie entsteht sie und in welchem Stufengang entwickelt sie sich im menschlichen Geiste? Auch in Bezug auf diese Fragen sind die Ansichten noch keineswegs allgemein festgestellt, und eine nähere Beleuchtung deshalb nöthig.

Dies gilt zunächst in Bezug auf die Frage: ob die „Gerechtigkeit“ auch in der Thierseele etwa so wie andere geistige Eigenschaften und sittliche Vorzüge, wie z. B. Gedächtniß, Dankbarkeit, Treue, oder nur in der Menschenseele vorkommt? Die erstere Annahme ist in alter und neuer Zeit mehrfach behauptet worden. So spricht z. B. Plinius (H. N. VIII, 5) von einer divinitio *justitiae* bei den Elephanten (und anderwärts [lib. X] erzählt er *aspidem fuisse, quae suum ipsa*

56) „Ich bin „gerecht,“ wenn Vernunft über die Begierden herrscht, wenn Ehracht und Bescheidenheit der Seele in allen meinen Handlungen offenbar werden, wenn kein Vorzug dessen, was unterworfen sein soll, gegen das höchste Verstehen hat (Platon, Resp. lib. IV. p. 376. 377. lib. — Deinat. p. 289). Ich habe ein Recht, wenn nach Gesetzen der menschlichen Gesellschaft über gewisse Verhältnisse zwischen mir und Andern entschieden wird; im ersten Falle bin ich mein eigener Richter, im zweiten Falle kann ich mein eigener Richter sein, sondern gewinne das viel Günstigere aus objectiver Entscheidung (Hume, Works. Vol. III. p. 90. 94) gerecht zu sein ist unabhängig von allen Einrichtungen des gesellschaftlichen Lebens der Menschen; ein Recht zu haben ist unmöglich ohne bestimmte, durch den Staat gewordene und auf mich zur Anwendung gekommene Gesetze; letzteres richtet sich nicht nach meinen Begierden, sondern nach denen der Staatsgesellschaft, welcher ich angehöre; es kommt nicht darauf an, daß ich nur beweise ein Recht zu haben, sondern daß ich es Andern beweise (Schlesier, Reise über die Gesetzgebung u. s. v. S. 101), welchen Unterschied man nicht, wie oft gesehen, verwechseln darf. Das Recht überhaupt betrifft und geschieht durch Beides, durch innere Gerechtigkeit und durch den Willen des Richters. Die ursprüngliche Quelle oder das Wesen jedes Gerechts und jeglichen Rechthabens ist Vernunftverstand, eine Unterordnung des Schlechteren unter das Bessere.“ S. 336.

54) Vgl. von der Heusde, Die Sokratische Schule, übersetzt von Leubacher. 2. Bd. 55) Vgl. Nadelroth, Lehrs. der Jurisprud. §. 101. Zachariae, 40 Bücher vom Staats I. S. 10. (ed. 2.)

catulum necaret, quod is catulus hospitis filium interemisset!), sowie auch einige alte Sprichwörter hierher gehören, welche man auf eine Art von Rechtsfinn deutet, z. B. *canis caninum non est: parci cognatis maculis similis fera. Juvenal.* Auch neuer Schriftsteller reden von einer ordentlichen Vertheilung des Eigenthums in dem Staate der Biber; so Ronbodo, *Ursprung der Sprache* I, 263; vergl. Buffon, *Natursch.* 7. Bd. S. 96. Einem Eigenthumsfinn der Thiere nimmt auch Gall an (*Schädellehre*, Dresd. 1805. S. 85; vergl. *Terpitraneus, Biologie* VI, S. 23, 26 Note.) Sogar eine Adoption soll bei Vögeln vorkommen; *Frozier, Notizen* 45. Bd. Nr. 979, Aug. 1835, S. 166; vergl. auch Burdach, *Physiol.* I, 395. Besonders gehört hierher die vielfach beschriebene Definition des berühmten Rechtsgelehrten Ulpian (fr. I. §. 3. D. de *justitia et jure*): „*Jus naturale est, quod natura omnia animalia docuit.* Nam jus istud non humani generis proprium, sed omnium animalium, quae in terra, quae in mari nascuntur, avium quoque commune est. Hinc descendit maris atque foeminae conjunctio, quam nos matrimonium adpellamus: hinc liberorum procreatio, hinc educatio. Videmus etenim, cetera quoque animalia, *feras etiam istius juris peritia censei.*“ (Statt der beiden letzten Wörter hat Baumbauch peritis accenseri zu lesen vorgeschlagen, s. *Annal. Acad. Jenens.* Vol. I. p. 59; vgl. dessen *Lehrb. des Naturrechts*, welche Emendation jedoch unpassend und ebenfalls nicht sonderlich schmeichelhaft für die Rechtsgelehrten ist, denen sie eine Collegialität mit den wildbesten Bestien [„ferae“] find reisende Landthiere, s. *Döderlein lat. Synon.* 4. Bd. S. 292) ortspirt.) Man kann hierbei nicht wohl an die von den Stoikern, besonders dem Kleantes aufgestellte Theorie einer Rechtsgemeinschaft der Menschen und Thiere denken, da Ulpian selbst in einer andern Stelle den Thieren jedes Rechtsverhältniß ausdrücklich abspricht (fr. I. §. 3. D. si quadrup. paup. 9, 1: „non potest animal injuria secuisse [damnum dedisse], quod sensu caret“). Dagegen könnte die Lehre von Kleantes' Schüler Chrysippus hierher gezogen werden, welcher zwar alle Geschöpfe von Natur für verwandt, aber ein eigentliches Rechtsverhältniß nur der Natur des Menschen, nämlich seiner Vernunft angemessen, Recht und Gerechtigkeit daher nicht bei den Thieren findet. Ohne Zweifel versteht Ulpian unter jenem „jus naturale“ nur den Anbegriff der auf das Verhältniß der Grillen und Wechselwirkung von Thieren im weiteren Sinne dieses Wortes bezüglichen natürlichen Gebote oder Naturgesetze, in Bezug auf ihre Erhaltung, Lebensentwicklung und Fortpflanzung, da in der That jene äußeren Bedürfnisse für die Befriedigung der auch dem Menschen eingepflanzten niederen Triebe, die wir mit den Thieren gemein haben, als Lebensbedingungen anzusehen sind, wie dies schon Cicero ausgesprochen hat“). Auch diejenigen neueren Philosophen, welche eine Stufenfolge

der menschlichen Ausbildung in der Art annehmen, daß sie als die niedrige die der sogenannten Thiermenschlichkeit annehmen, wie z. B. *Isis* in seinem Universal-historischen Ueberbilde der Entwicklung des Menschengeschlechtes (2. Bd. I. Abth. S. 43), gehen davon aus, daß, wie der Mensch auf jener Stufe, so auch das Thier schon eine ganz unleugbare Abnung von Recht und Eigenthum, oder von Mein und Dein hatten: „käft sich irgend ein Thier das, was es in der Klau oder im Munde hält, ohne den gewaltsamsten Widerstand entreißen? Kann man in der Gegenwart der Birnen, ungestraft, in ihrer Honigzelle stören? Und warum ist, nach Hobbes, der Stand des Naturmenschen ein Stand des Krieges, als weil einer dem andern das Seinige zu entreißen strebt?“ Amich setzt noch hinzu: „Selbst nach der bestimmtesten Abnung des Thieres und des Thiermenschen also ist das, was sich ein lebendiges Geschöpf aneignet, z. B. ein selbstklingelanger Hase des Haren, ein selbstgartebröter Hirsch des Thiermenschen, ebenso unerrechlich, als irgend ein Hieb am Körper des Haren oder des Thiermenschen: indem das selbsternannte und angelegte Stück nicht anders angesehen, oder, um richtiger zu reden, durch die bestimmteste Abnung nicht anders gefühlt wird, als ein Theil des lebendigen Wesens selbst: weniglich thierische Feigheit und Heißhunger dieser Abnung sehr oft unangeordnet scheinen, wie dies aus den Kämpfen der Gleichen mit Gleichen, aus dem Raube der Stärkeren an den Schwächeren ergangen, zur Genüge erhellt.“

Allein diese Ansichten sind schon darum nicht richtig, weil jene Hypothesen eines bloß thierischen Zeitalters der Menschheit selber unnerweislich und sogar unabweislich sind (womit übrigens, wie sich noch ergeben wird, keineswegs ein Fortgang der allmählichen Entwicklung vom Niedern zum Höhern geleugnet wird), und weil man den factischen Begriff des bloß physischen Innehabens, des Besizes, nicht mit dem überfinlichen des Eigenthums (als des Rechtes) auch über die Dauer des Besizes hinaus über eine Sache beliebig und ausschließlich verfügen zu können) verwechseln darf. Die richtigste Ansicht ist übrigens auch schon im classischen Alterthume ausgesprochen worden, nämlich die, daß die Gerechtigkeit durchaus nur der Menschenwelt angehörig ist, wie *Pheidon* in den *Naupliern* (nach *Wof*) B. 276 es lehrt:

„Solch ein Gesetz ward Menschen vom Reus Kreion geordnet, Rische der Fluth, Raubthier und tragliche Vögel des Himmels
Dies er freiten einander, dieweil sie des Rechtes erlangen,
Aber den Menschen verlich er Gerechtigkeit, welche der Güter
Geistes ist.“

Auch *Cicero* sagt (*de offic.* I, 16): „in equis, in leonibus *justitiam* non esse dicimus“ und im *Cato maj.*: „lege et *justitia* adversus *homines* tantum natura utitur;“ vergl. *Lactant.* *Instit.* div. V. c. 17. p. 474. ed. *Heum.*; *Hugo Grot.* de J. B. et P. I. §. 11. s. 2. „Quodsi quodam animantibus *justitia* tribuitur, id fit *improprie* ex quodam in ipsis umbra rationis atque vestigio.“ Auch hat schon *Platon* ganz richtig be-

merkt, daß die sogenannten Staaten der Thiere, von denen namentlich die Bienen am häufigsten zum Beispiele haben dienen müssen, gar keine wahre Analogie darbieten, da ein durchgreifender Unterschied zwischen den Gesellschaftsverhältnissen der Menschen und Thiere ewigwaltet (Platonis Politicus ex ed. Fischeri p. 185. §. 40.), und ganz verkehrt ist namentlich die Ansicht, in jenem Beispiele der Bienen ein natürliches Vorbild für die monarchische Verfassung zu sehen (bekannt ist, daß der Priester Weidewuth die alten Preußen in dem zum Wahlversammlungsorte dienenden Walde, auf einen Bienenenschwarm aufmerksam machte und darauf zum König gewählt ward), da dabei nur für Vereinigung und Theilung der Arbeit, nicht aber für die Unterwerfung unter eine höhere Gewalt ein Beispiel gegeben und die sogenannte Bienenkönigin nicht die Königin, sondern nur die Eierlegerin ist“).

Der neueste und bedeutendste Schriftsteller über Thiergesetze, Prof. Scheiflin, kommt ebenfalls auf diese Centroereis zu sprechen und äußert sich (Verfuch einer vollst. Thiergesetze, 2. Bd. S. 334), indem er von dem auch bei Thieren sich findenden Heimweh spricht („die Kuh seht sich nach ihrem Stalle, die Kasse nach ihrem Hause, das Pferd sogar nach seinem Herrn zurück“): „Nicht aber als ob das Thier Sinn für seinen Stall, sein Haus, seine Alp, als für sein Eigenthum habe. Eigenthumssinn mangelt ihm ganz. Der Begriff von Eigenthum liegt sehr tief. Zum Begriff kommt kein Thier. Man muß aus Begriffen wissen, was man für sein Eigenthum halten durfte. Eigenthum ist ein Rechtsbegriff. Das Thier elagert es sich nur zu, als ob es sein sei und genießt es. Wird der Hund als Wächter eines Hauses, einer Heerde, eines Hauses Kleider, eines Heuschobers gesetzt, so kann er doch das Anvertraute nicht als Eigenthum, sondern nur als Anvertrautes, ja nicht ein Mal als Eigenthum seines Herrn anerkennen. Ob der Geldsack gestohlen sei oder nicht, er weiß davon Nichts; doch scheint gerade im Hunde und zwar ausschließlich in ihm, ein Sinn und Anfang für Eigenthumbegriff zu stehen, denn eben er kann, wie bekannt, zum Stehlen von Schafen, Kleibern, Geldsäcken u. s. w. förmlich abgerichtet werden. Er macht dabei auch seine oder seines Herrn Sache schlau und falsch genug. Er merkt, daß er für seinen Herrn stehen müsse und das Stehlen macht ihm Freude wie den sportanischen Wuben. Er merkt zwar gewiß nicht, daß das Schaf rechtlich dem Andern gehöre; aber das merkt er gewiß, daß es nicht seinem Herrn gehört; sonst thäte er nicht so schlau und falsch wie ein Cartouche, hierzu könnte kein Vogel, kein Kalb, kein Pferd abgerichtet werden. Es müssen erst aus Hunde mit Diebesinn sein, üble Naturen.“ Es hätten auch nicht alle Hunde zu einem mordsuchtigen Bezerier gemacht werden können. Es gibt auch unter den Thieren Genies zum Bösen. Selbst manche sehr geschickte Hunde sind

zum Bösen zu dumm“). — In sofern Recht und Rache zusammen gehören, kann den Thieren der Sinn für ersteres nicht wol ganz abgesprochen werden, da die Thatfache der Rachsucht bei ihnen feststeht. Nur folgt daraus ebenso wenig ein Sinn für das wahre Recht, als aus der thierischen Brunst und Eifersucht die Annahme einer Fähigkeit für wahre Geschlechtsliebe. Man darf in allen diesen Dingen nicht vergessen, daß unsere Sprache für uns Menschen und von uns geschaffen worden, und daß alle Ausdrücke, mit welchen wir die verschiedenen Formen, Tätigkeiten oder Kräfte der Seele bezeichnen, eben nur aus unserer eigenen innern Erfahrung gewonnen sind, daher nur für den menschlichen Geist ihre Geltung haben; daher es z. B. gradezu ungerichtet erscheint, von der Unschuld der Tauben oder Kämmer, von der Grausamkeit der Tiger u. s. w. zu reden.

Mit Recht wird in Giebel's und Schaller's Zeitschrift für populäre Naturkunde, das Weltall“ 1854. Nr. 24. S. 229 in einem Aufsatze Schaller's über die Sinne bemerkt, daß es eine ganz schiefe Betrachtungsweise, obwohl eine ganz gewöhnliche ist, der thierischen Seele gewisse Kräfte, z. B. Empfindung, Gedächtnis, auch wol Verstand, zuzuschreiben, andern z. B. Vernunft und freien Willen abzuspochen und dies so zu fassen, als hätte jene Kräfte das Thier ganz ebenso wie der Mensch, nur in geringerer Quantität, welches falsch. „Der Mensch ist durch und durch Mensch, und das Thier durch und durch Thier; seine Seele, seine Form des thierischen Seelenlebens ist daher vollkommen mit dem menschlichen zu identifizieren.“ Gilt dies nun schon von den Sinnen, so noch vielmehr von den auf das sittliche Gebiet bezüglichen Erscheinungen, am meisten aber gewiß in Bezug auf Recht und Gerechtigkeit. Eine Folgerung hieraus ist, daß auch von Gerechtigkeit gegen Thiere („der Gerechte erbarmt sich seines Viehes“ Spruchw. 12, 7) nur in uneigentlichem Sinne die Rede sein kann, da Recht und Gerechtigkeit immer den Begriff der Persönlichkeit und Gegenseitigkeit in-

38) Scheiflin setzt noch hinzu: „Wenn der Hund das ihm Anvertraute beschützt, so thut er auch aus Reiz, was zu einer Gefährdung haben kann. Er läßt das humpelnde Kind vom Heupacken nicht fallen, obwohl er ihn nicht liebte.“ Man laßt, der Reid sei die alltägliche Wunde des Menschen. Unter Thieren kommt er am Hunde am allermeisten vor. Auch hierin wäre dem zufolge der Hund das menschliche Thier. Auch Kanarienvogel und Fische zeigen ihn. Im Wellreiter der selben im Singen und Rennen mag sich zur Quelle eben ein wenig Reid gesellen; jedoch im edlen Pferde minder als im Kanarienvogel oder auch im kämpfenden Hahn. Reid bedeutet nur aber ebenfalls auf ein wenig Eigenthumssinn. Hierher gehört auch noch die lästige Erfahrung, daß der Hund nur in seinem eigenen Hause muthwillig und frech, im fremden hingegen flü, ängstlich, gerückt und so furchsam ist, daß ihn jedes Kind austreiben kann. Er läßt sich da anders, läßt sich nicht seine Rechte. Sanft nimmt jedes Thier Alles, was ihm verkommt, unbekümmert, ob es Jemandem, Menschen oder seines Gleichen, oder ob es Niemandem angehört, als ob des Apfels Auspruch: Alles ist Quers für es gegeben sei. Was es hat, hält es für sein Eigenthum und vertheidigt es, so gut es kann. Sein Eigenthumssinn tritt also nur kriegerisch auf.“

58) Schmittbrenner, Zwei Bücher vom Staate. 1. B. S. 18.

volviren, wogegen allerdings vom höhern sittlichen und religiösen Standpunkte aus Thiere zu quälen unrecht ist⁶⁰).

Hier sei nur noch ein Wort der geistvollsten aller Frauen, der Rachel, angeführt, aus welchem zugleich eine höhere Beziehung und Bedeutung der Erörterung dieses Punktes erhellt⁶¹): „Ein mich sehr aufklärender Gedanke ist der für mich, daß es unmöglich für uns wäre, die Idee von Recht und Unrecht irgend zu imaginiren, wenn wir sie nicht in uns vorfinden — und die der ebenso funktvollen Beschaffenheit der Thiere fehlt — dies bürgt mir für wieder nicht zu imaginirende höhere Zustände und Beschaffenheiten, und gelangte ich nie dazu. Hierbei fällt mir das Wort „Bürger, Bürgschaft, Bürge“ auf. Einer bürgt für den Andern; die Bürgschaft dazu ist ganz gleich in jeden geleg: Sinn für Gerechtigkeit, Vernunft. — Immer Gerechtigkeit für Andere: Muth für uns selbst. Das sind die zwei Tugenden, worin alle andern bestehen.“

Daß die richtige oder falsche Ansicht und Entscheidung dieser Controvers auch auf die ethische, rechtsphilosophische und politische Auffassung des Wesens der Gerechtigkeit von bedeutendem praktischem Einflusse ist, bedürfte kaum eines nähern Nachweises, wenn nicht literär-geschichtlich feststände, daß selbst berühmte Philosophen und Politiker sich in dieser Beziehung arge Mißgriffe haben zu Schulden kommen lassen, indem dieselben sich auf ähnliche Weise wie in dem pantheistischen Systeme der Stoiker zu einer angestrichelten Begründung des sogenannten Rechts des Stärkern, welches in der Thierwelt unzulugbar herrscht, auch für die menschlichen Verhältnisse verketen ließen. Vor Allem ist hier Spinoza zu nennen, von welchem die Begriffe von Recht und Gerechtigkeit mit Macht oder Gewalt völlig identifiziert und durch welchen die Begründung des Rechts durch die Individualität — diese „allergrößte und verderblichste Verfälschung des Rechts, die durch einen philosophischen Irrthum nur jemals bezogen werden kann, mit unempfindlicher Frechheit gepredigt worden“, wie Herbart sich ausdrückt⁶²). Ein Jeder existirt und thut nach Spinoza Alles, was aus der Nothwendigkeit seines Wesens folgt, „mit dem höchsten Rechte der Natur!“ Demnach ist Jeder von Natur vollkommen berechtigt, zu beurtheilen, was für ihn ein Gut und ein Uebel ist, nach seinem Gutdünken für seinen Nutzen zu sorgen, sich zu vertheidigen und sowohl nach der Erhaltung des Selbstlichen, als nach der Beförderung des Geseßlichen zu streben⁶³). Er führt ausdrücklich als Beispiel an, daß von der Natur die Fische dazu determiniert sind, zu schwimmen, die größeren dazu, die kleineren zu fressen und daß sie dies Letztere also von

höchstem Naturrechte aus (*summo naturali jure*) thun; er bemerkt unumwunden, daß das Recht eines Jeden soweit reicht, wie seine Macht, und daß dabei kein Unterschied zwischen Menschen und Thieren, oder hinsichtlich der ersten unter Vernünftigen oder Unvernünftigen und Rasenden sei⁶⁴). Spinoza geht soweit, zu behaupten, „daß die Begriffe des Gerechten und Ungerechten, der Sünde und des Verdienstes nicht zum Wesen des Geistes gehören und keine Eigenschaften bezeichnen, welche die Natur desselben erklären“⁶⁵). Es ist dies in sofern ganz consequent, da Spinoza alle menschliche Freiheit leugnet, und alle Handlungen, die vorkommen können, mit der ersten Annahme des Spinozismus der allgemeinen Substanz mit Nothwendigkeit gegeben sind. „Dem Spinoza ist gerecht, was von der Natur selbst geschieht, und das ist Alles! Die Frage selbst nach der Gerechtigkeit muß aufhören, weil sie eine Selbständigkeit und ein Losgerissensein von dieser allgemeinen Nothwendigkeit voraussetzen würde“ (Etsch, Ph. d. R. I, 66). Auch der moderne Pantheismus, dessen Vorgänger bekanntlich Spinoza war, saßt das Recht als einen bloßen Naturmechanismus auf. So Schelling in seiner frühen Philosophie, im „System des transzendentalen Idealismus“ (S. 406), der denn auch „von einem fast göttlichen Recht des Eroberers“ redet (wogegen Irar Paul, ausgehend von dem Satze: daß zwar die Eroberer kein Buch erobern und bereden wird, man aber doch gegen das vergistete Verdrüßern derselben streichen muß, ganz richtig bemerkt, Schelling habe „die Straßenräuber gegen sich, welche in dieser Sache einem Alexander und Caesar ins Gesicht dastelle für sich behaupteten) und welche wieder den Kaiser Marcus Aurelius für sich haben, der die in Dalmatien gefangenen Räuber zu Soldaten avanciren ließ“⁶⁶). Auch der ehemalige Schellingianer J. J. Wagner erklärt in seinem Systeme der Idealphilosophie (S. 166) das Recht des Stärkern „für das erste und heiligste Recht, welches sich geltend machen wird, wie man es zu hemmen auch bestrebt sei;“ und ähnlich äußern sich Eschenmayer und Steffens⁶⁷). Im Grunde gehört selbst Hegel hierher (Naturrecht §. 257), da auch er den Staat als bloße Naturerscheinung, als Produkt eines berechneten ethischen oder vielmehr logischen Processes aufsaßt, woraus sein berichtigter Satz unmittelbar folgt: „was vernünftig ist, das ist wirklich, und was

64) *Hinc acquirit unumquodque individuum jus summum habere ad omnia, quae potest, vires, jus unumquodque consue se extendere, quoniam ejus determinata potentia se extendit. — Nec hic ullam agnoscimus differentiam inter homines et reliqua naturae individua, neque inter homines praeditos et inter alios, qui veram rationem ignorant, neque inter satutos, deserrantes et sanos.* Spinoza, Tract. theol. polit. c. 16. (ed. Paul. I. p. 356.) 65) „*Rx quibus apparet, justum et injustum, peccatum et meritum rationes auge extrinsecas non autem attributa, quae mentis naturam explicant.*“ Etsch. I. c. 66) Dämmerungen für Deutschland S. 116. 67) Eschenmayer in f. Normalbild. und Steffens in f. Kurzwort des Heiligen; vergl. Wenz, Orat. de jur. nat. stud. 1821. p. 55 n.

60) Vergl. Schopenhauer, Welt u. f. w. I, 421. 61) Rachel. (Berlin 1834.) 3. Bd. S. 318. 62) Herbart, Ueber die gute Sache, gegen Steffens. Ethik. S. 40. Vergl. dessen Gespräche über das Böse. 63) Rühl. P. IV. propos. 37. schol. 2. tractat. polit. c. 2 u. 3. Vergl. E. Reinhold, Geschichte der Philos. 2. Aufl. S. 401. Krug, Rechtslehre. 1817. S. 28 fg.

wirklich ist, das ist vernünftig,“ wie K. F. Schmid und Schmitthenner u. A. näher nachgewiesen⁶⁸⁾.

Da diese Theorien dem Egoismus der Machthaber und Bevorrechteten schmeicheln, so werden sie natürlich von diesen bestens acceptirt und haben dadurch auch für das praktisch-politische Leben eine große und verderbliche Bedeutung, indem sie die geistige Basis für den Kampf der autokratischen und aristokratisch-hierarchischen Partei in dem großen politischen Principienkampfe der Gegenwart bilden, daher zugleich im schroffen Widerspruch mit dem ganzen Geiste unserer Zeit und seinen begründeten Anforderungen stehen. Es ergibt sich dies leicht daraus, daß auf jener Auffassung in letzter Instanz das falsche Stabilitäts- und Legitimitäts-princip der sogenannten historischen Rechtsschule und der sogenannten Contrarevolution gegründet ist, in deren Geist schon Wieland das sogenannte göttliche Recht der Obrigkeit in seinem deutschen Merkur 1775, später in seiner Reise ins Elysium zu begründen suchte, was gründlich von F. B. Jacobi widerlegt ward⁶⁹⁾ und wobei Wieland selbst nicht nur seinen trefflichen, im vorstehenden Geiste des constitutionellen oder Repräsentativsystems verfaßten „goldenen Spiegel“, sondern auch sein früher ausgesprochenes, ebenfalls „goldenes“ Wort vergessen hatte (Jris und Zeide, III, 72):

„Die Macht allein gibt Gütern jeßt kein Recht!“

Neuerdings hat der berühmte K. L. von Haller in seiner „Restauration der Staatswissenschaft“ — welche bekanntlich von der Junker- und Ruderpartei des früheren Berliner politischen Wochenblattes und des neuen Kreuzzeitung als eine Art von politischem Evangelium verehrt wird — es ebenfalls ganz offen ausgesprochen (I. Bd. S. 342 ff. 361), es sei das „höchste Naturgesetz und die ewige unabänderliche Ordnung Gottes, daß der Mächtigere herrsche, herrschen müsse und immer herrschen werde!“ Wobei aber die Hauptsache vergessen ist, die Frage nach dem Rechte und der Gerechtigkeit. „Überall regiert der Stärkere; nur nicht überall mit Recht!“ sagt Jacobi⁷⁰⁾.

Daß die Anwendung jener Auffassung zugleich mit der rein empirischen oder historischen Begründung alles Rechts und der Leugnung des rationalen Ursprungs dieses Begriffs im Zusammenhange steht oder vielmehr zusammenfällt, ist an und für sich klar; übrigens ist auch noch erst neuerdings von dem jüngeren Fichte in seiner schon angeführten „Ethik“ gezeigt worden, zu welchen höchst bedenklichen und selbst für die Machthaber gefährlichen Consequenzen grade diese Haller'sche Lehre führt, sowie ihre neuern und neuesten Fortbildner mit ihren sophistischen und jehaischen Bekämpfungen des Fortschritts

in den Wissenschaften, insbesondere der Philosophie⁷¹⁾, und daß grade diese Schule und Partei ganz irrigerweise für die allein conservative gehalten wird, da sie in ihrem Ultraismus und ihrer harten Opposition gegen jede Reform in ihren schädeligen Aufforderungen der Wissenschaft zur „Umkehr“ notwendiger selbst ihr Extrem und somit die Revolution hervorrufen, gegen welche doch die Kapuzinaden dieser „Rückwärtsrufer-reiter“ (wie sie Fr. v. Raumer richtig nennt⁷²⁾), in der Literatur wie in der ihnen zu Gebote stehenden Journalistik und auf der Tribune beständig bekämpfen. Hier mag es genügen, die Anhänger derselben, sowie alle Apologeten jenes jus fortioris an den bekannten Ausspruch Rousseau's zu erinnern, daß der Stärkere nicht genug ist, um sein bloß hierauf ruhendes Recht zu schufen, weil jeden Augenblick ein noch Stärkerer über ihn kommen kann; sowie an den treffenden Spruch Rückert's:

„Wenn du Gerechtigkeit nicht in des Menschens Brust
Gesamlet ankniffst, wie Unrecht du die Unst!

Du bist von Stürzen umgeben als du bist,
Die schaden könnten dir, wenn wollten, jede Reist.
Nichts gibt die Evidenz, als daß die Feist zu wissen,
Daß Unrecht die zu thun sie hindert ihr Gesinnen!“
(Weich. d. B. III, 104.)

Demnach hat man bei jener richtigeren Ansicht zu beharren, welche schon Hesiod und Cicero, aber auch die beiden größten Philosophen des Alterthums Platon (auch in seiner im Dialog Protagoras gegebenen mythischen Darstellung des Ursprungs Aller Gerechtigkeit) und Aristoteles (in seinem Ausspruche, daß der Mensch vor den Thieren sich durch die Sprache und durch sein Vermögen, was gut oder böse, was recht oder ungerecht sei, zu unterscheiden auszeichne⁷³⁾) annehmen, daß mithin die Gerechtigkeit nur ein Phänomen der psychischen Anthropologie ist.

Die zweite Frage, welchem Theile der zuletzt genannten Disciplin oder bestimmter: ob der theoretischen oder praktischen Vernunft die Gerechtigkeit angehört? ist ebenfalls in sofern richtig, als zwar weitauß die große Mehrzahl der Rechtsphilosophen und Rechtsgelehrten wie auch der gesunde Menschenverstand sich dafür entscheidet, Recht und Gerechtigkeit als eine unauflöslich und vorzugsweise dem praktischen Gebiete angehörige Erscheinung zu betrachten, aber doch andererseits auch die entgegengelegte Ansicht Anhänger hat, was nicht unberücksichtigt bleiben darf, da im Gebiete der Wahrheit und Wissenschaft nicht die Majoritäten entscheiden (wie schon das Corpus juris lehrt⁷⁴⁾). Dahin gehören, wenigstens in gewissem Sinne, schon die Stoiker, in deren Systeme überhaupt gemäß ihrem Hauptprincip: der Natur gemäß zu leben, und die Tugenden der Besonnenheit, Tapferkeit, Mäßigkeit und Gerechtigkeit als Wissenschaften zu be-

68) K. F. Schmid, Staatsrecht II. 15; Schmitthenner, Zwölf Bücher vom Staate I. S. 17; vgl. Schiedler, Ueber die Hegel'sche Philosophie und Schule in Weidner's Staatslexikon A. h. v.

69) F. Jacobi's Werke VI. S. 421 fg. — Auch den Spinozisten, welcher den Theorien des Hebbes vom Naturkanne, jus fortioris, und unabdingten Gehorsam zu Grunde liegt, hat Jacobi richtig angedeutet, Werke. 2. Bd. S. 329 fg., bes. S. 452. 70) Werke. 2. Bd. S. 371.

71) Rückert, die treffliche Rede von Demost. „Ueber die Würde der Philosophie und ihre Rechte im Leben der Zeit.“ (Berlin 1854.) 72) In „England im J. 1833.“ 73) Eudr., Vom Staatsleben nach Aristoteles Grundrissen. 1850. I. 230. 74) In der ersten praefat. de concept. Dignit. §. 6.

zeichnen — das theoretische oder speculative Moment auch in ihrem Erörterungen über praktische Materien eine viel zu bedeutende Rolle spielt⁷⁵⁾. Unter den neueren Moralisten ist besonders der Engländer Bollaſton zu nennen, der in seiner Schrift: Ueber die natürliche Religion (the natural religion delineated, Lond. 1722), alle unsere Vorstellungen von Tugend und Laſter, Recht und Unrecht als bloße Correlata der Wahrheit und Unwahrheit anſieht. „Wir erklären“, ſagt er, „einen Satz für wahr, wenn er die Dinge beſtimmt oder ausdrückt, wie ſie wirklich ſind. Wahre Sätze oder die wahren Beſchaffenheiten der Dinge können aber nicht durch andere Sätze und ausdrückliche Worte, ſondern auch durch gewiſſe Handlungen bejahet oder geleugnet werden. Und eben die Handlungen ſind die einfachſten und unſelbſtändigen Zeichen der Gedanken. (Der Angriff z. B. den ein kriegeriſches Heer bei dem Anblicke einer fremden Armee auf dieſelbe macht, iſt eine Erklärung, daß es ſie für eine feindliche anſieht. Schon die bloßen Bewegungen der Augenbrauen reden eine deutliche Sprache!) Nun kann keine Handlung eines vernünftigen Weſens, welche einem wahren Satze widerſpricht, oder welche leugnet, daß eine Sache ſo ſei, wie ſie wirklich iſt, gerecht und gut genannt werden. Was falſch iſt, kann nie gut oder gerecht ſein, weil es der Natur ſelbſt widerſpricht; dieſer aber folgen, heißt nicht ſeinen natürlichen Trieben, ſondern der Wahrheit folgen. Um aber über die wahre Beſchaffenheit der Dinge richtig zu urtheilen, muß man dieſelben nicht bloß in einer Rückſicht, ſondern nach dem ganzen Umfange ihrer Verhältniſſe betrachten.“ Bollaſton erläutert dieſes in Bezug auf die Begriffe von Recht und Unrecht durch Beiſpiele, aus denen ſich übrigens von ſelbſt die Unhaltbarkeit dieſer ganzen Theorie ergibt⁷⁶⁾. Es wird dabei ganz verkannt,

75) Aledemann, Zeiſche Philoſ. III. S. 119. 76) „Wer ein Pferd ſteht und auf demſelben weget, behandelt es zwar wie ein Pferd, aber nicht wie das Pferd eines Herrmanns. Gerecht gibt es auch Grade der Moralität und Unmoralität, wie es einen höheren und geringeren Grad der Wahrheit gibt. Wer einem Andern kein ganzes Vermögen raubt, begeht einen weit geringeren Diebſtahl, als wer ihm bloß ein nächſtes Buch ſteht. Weſern wir den Werth des Buches auf einen Thaler, die Summe des Vermögens aber auf 10,000 Thaler ſetzen, ſo löſt ſich mit Recht behaupten, daß die Wahrheit, welche durch den Diebſtahl des Buches einmal verleiht iſt, durch die Entwendung des Vermögens zehntauſendmal verleiht werden müßte; denn das ganze Vermögen größeret dem Dieber eine verhältnißmäßig größerer Glückſeligkeit als jenes Buch.“ Es iſt klar, daß in dieſem zweiten Beiſpiele der Zusammenhang der Handlung qu. nicht mit der Wahrheit, ſondern mit der Glückſeligkeit, alſo einem ganz andern Princip, als Grund angeſehen wird, ſowie, daß die verſchiedenen Grade der Wahrheit im Reinen, Glauben, Wiſſen u. ſ. w. den Graden der moralischen Zurechnung gar nicht entſprechen. z. B. bei der beſſern Einſicht in die Größe eines Verbrechens der größere Grad der Strafbarkeit nicht in der Einſicht ſelbſt liegt, ſondern in dem Willen, der ſich nicht einmal durch ein verſtärktes Gegenmittel von der That abhalten läßt. In Bezug auf das erſte Beiſpiel ſetzt die Idee des Fremden den Begriff des Eigenthums, alſo einen rechtlichen Begriff, hervor, aus, an dem Pferde ſelbſt ſteht es nicht. Auch Bollaſton widerlegt alle Unterſchiede zwiſchen einer rechtlichen Occupation und einer Entwendung verſchwindend und jeder Verſuch recht oder gerecht

daß die bloße Uebereinkünſtung der Vorſtellungen unter einander oder mit den Dingen ſelbſt, worin die Wahrheit beſteht, immer und ewig bloß Sache der Intelligenz, des Verſtandes iſt und keinen Maßſtab bietet, der zur Beurtheilung des Praktiſchen dienen und auf das Gebiet des Willens angewendet werden kann. Daß auch der namhafte deutſche Ethologe Immon nur die Wahrheit als Kriterium der Moralität anerkennt, iſt bekannt, ſowie dieſe Auffaſſung ebenfalls ſchon widerlegt⁷⁷⁾. In ähnlicher Weiſung ſind auch die Anſichten derjenigen engliſchen und deutſchen Philoſophen z. B. Shaftesbury, Craig, Herbart's angemessen, welche das ganze ethiſche oder moralische Gebiet nicht den eigentlichen ſtrengen Pflicht- und Rechtsbegriffen, ſondern nur dem äſthetiſchen Maßſtabe des Wohlgefallens oder Mißfallens, der alſo ſolcher doch auch nur theoretischer Natur iſt, unterwerfen wiſſen wollen. (Es ſei hierbei nur kurz daran erinnert, daß ſchon Schiller das Bedenkliehe dieſer Begründung in den Joren 1793 in dem Aufſahe „über die Gefahr äſthetiſcher Sitten“ nachgewieſen, ſowie neuerdings — in den dreiſſiger Jahren die Befämpfung des ſogenannten „ſungen Zuſtandes“, und daß Herbart's (auch von Dietſchew adoptirter) hierher gehöriger Satz: der Verſtand erobert ſich den Willen, d. h. alſo intellectuelle Bildung führt nothwendig zu moralischer, im Widerſpruche mit der Erfahrung und Psychologie iſt, wie ſchon Seneca's Worte andeuten: velle non dicatur! und: video meliora proboque deteriora ſequor! ſowie des Apoſtels Paulus bekannter Spruch Röm. 7, 19. Uebrigens hat auch John Eberdyſſes (III, 43) ſich für Thorheit erklärt, von bloßen Gefühlen ſittliche Beſſerung zu erwarten, ſowie Ariſtoteles ausdrücklich lehrt (Eth. II, 4; X, 12), daß zur Sittlichkeit nicht die Theorie derſelben, die Moralphilosophie, hinlänglich, womit des Herennius Atticus Bemerkung über die Moral der Stoa beim Aulus Gellius (N. Att. XIX, 23) übereinkommt. Auch verdienen Schiller's Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen (beſonders Br. VIII) hierüber nachgeleſen zu werden.)

Gehören demnach Recht und Gerechtigkeit der praktiſchen Vernunft, dem ſogenannten Begehrungs- oder richtiger Zuthatvermögen, an, ſind ſie ethiſche oder moralische Begriffe im weitern Sinne dieſes Wortes, ſo müſſen ſie auch das allgemeine phyſiologiſche und ethiſche Gepräge dieſer ganzen Claſſe an ſich tragen und den Geſetzen gemäß, welche die phyſiologiſche Theorie der handelnden Vernunft aufſtellt, ſich entwickeln, worüber natürlich hier nur die Hauptpunkte angegeben werden können⁷⁸⁾. Jener allgemeine Charakter beſteht nun zunächſt darin, daß alles Handeln, alſo auch das recht oder gerecht handeln, von Gefühlen und Trieben

ſein, wenn man die Sache qu. nur ihrer Natur gemäß anwendet. Vergl. Herſchel, Ideen u. ſ. w. II. S. 128.

77) Unter Andern von H. Schmid im Hermes. 78) Ueber das Speciellere vergl. Fries, Neue Kritik der Vernunft. 3. Bd. S. 165 fg. Deſſen Handb. d. phyſ. Anthrop. 1. Bd. Schönbler, Phyſiol. S. 375 fg. 436 fg. 459 fg. und die dahiſelbſt angef. Literatur.

ausgeht (denn wozu einen Menschen nicht irgend ein Interesse treibt, dazu wird ihn Nichts bringen); in letzter Instanz von den und eingespannten Grundtrieben, welche die Psychologie auf die drei der sogenannten Glückseligkeit (oder den sogenannten thierischen Trieb) — der Vervollkommenung (oder den verständlich berechnenden Nützlichkeitstrieb) — und den Persönlichkeits- oder idealen Grundtrieb, d. h. den auf die Verwirklichung der Ideen des Wahren, Schönen und Guten an sich gerichteten, oder rein vernünftigen Trieb zurückführt. Uebrigens aber bringen diese Gefühle und Triebe nicht schon für sich die Handlungen hervor, wie etwa Zug und Stoß das Rad in einer Maschine bestimmen, sondern zwischen sie und die Thatkraft tritt, ehe es zum Handeln kommt, durch eine Verbindung jener mit dem Erkenntnisvermögen oder Verstand der Wille, welcher aus der eigentliche Hebel aller Thatkraft anzusehen ist, indem alle Handlungen doch zuletzt nur daraus hervorgehen, daß der beim Menschen mit Freiheit begabte Wille sich für die Anforderungen des einen oder andern jener Triebe entscheidet (vergl. den Art. Freiheit des Willens). Dieser Wille selbst ist aber an eine dreifache Stufenfolge der Ausbildung gebunden, welche durch die Ausdrücke „Sinn oder Sinnlichkeit, Verstandigkeit und Vernünftigkeit“ in der Psychologie bezeichnet werden“).

Demgemäß ist vom psychologischen Standpunkte alles Recht und alle Gerechtigkeit zunächst von dem eingespannten Rechtsgesühle und Rechtstrieb und sodann von dem Willen, also in entsprechender Weise von einem Rechtswillen (sit venia verbo!) abzuleiten, woraus sich die psychologische Richtigkeit der schon angeführten römischen Legaldefinition der *justitia* als *constans et perpetua voluntas* ergibt.

Wie alle Gefühle grundwesentlich in der Form der Lust oder Unlust, des Wohlgefallens oder Mißfallens, des Vergnügens oder Schmerzes im Bewußtsein vorkommen, also entweder an angenehme oder unangenehme sind, und wie dieselben und die entsprechenden Triebe ferner entweder bloß auf unsern momentanen sinnlichen oder Empfindungszustand, oder auf die Auffassung unser Lebens im Ganzen, oder endlich auf die Richtung auf das Höhere, Ueber sinnliche oder Ueberirdische, Ideale sich beziehen — so verhält es sich nun auch mit dem Rechtsgesühle und Rechtstrieb. Der Mensch hat ein Interesse an Recht und Gerechtigkeit, ein Wohlgefallen an ihrer Anerkennung, Wohlfallen an ihrer Verleugung und demgemäß einen Trieb, sie geltend zu machen, endlich schon in Folge seines sinnlichen Gefühls und Triebes der Selbsterhaltung und sogenannten Glückseligkeit; sodann weil auch seine verständige Berechnung die Anerkennung von Recht und Gerechtigkeit als etwas sehr Nützlichem, seinem Vervollkommenungstrieb Entsprechendes zeigt; endlich aber auch, weil ihn dasselbe, jener reine oder ideale Trieb der Persönlichkeit antreibt; auch abgesehen von allen egoisti-

schen und Nützlichkeitsbeziehungen der Gerechtigkeit an sich einen Werth beizulegen. Man kann überhaupt es als psychologisches Axiom ansehen, daß für die Erreichung sowohl der niedern als höhern Lebenszwecke die Anerkennung von Recht und Gerechtigkeit gleicherweise für jedweden Standpunkt der Ausbildung des Willens die Grundbedingung (*conditio sine qua non*) ist, und daß man eben deshalb vom psychologischen Standpunkte einen dreifachen Rechtswillen und eine dreifache Gerechtigkeit unterscheiden muß. Es steht fest, daß die Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse in physischer und geistiger Beziehung unwerthlich von dem Besitze und Gebrauche äußerer Dinge (sogenannter Güter), vornehmlich aber davon abhängt, daß die Menschen einerseits mit einander in Coexistenz und Wechselwirkung stehen, da sie isolirt nicht einmal physisch fordbauern, geschweige sich geistig entwickeln könnten, und daß sie andererseits in diesem Verhältnisse eine bestimmte geistige Uebermacht statt der in der physischen Welt geltenden Gewalt, nämlich eben das Recht als maßgebende Norm für ihre gegenseitige Behandlungsweise anerkennen, worin eben die „Gerechtigkeit“ im Allgemeinen besteht, die aus verschiedenen Motiven hervorgehen kann und hervorgeht. Wie Platon ganz mit Recht den Ursprung aller Staatsverbindung in die Unzulänglichkeit der Kräfte der Einzelnen oder in das Bedürfnis der Cooperation setzt“), und wie Aristoteles den Menschen aus gleichem Grunde ein politisches Thier, d. h. ein solches nennt, welches nicht bloß lieber gesellig oder heerdweise lebt, sondern mit einander ein gemeinsames Werk treiben muß, also nothwendig in mannichfachen Verkehr und Collision treten wird“), so ergänzt Kant“)) diese Auffassung vollkommen richtig, wenn er als psychologischen Entscheidungsgrund der bürgerlichen Gesellschaft oder des Staates den Schutz des Rechts wegen des Antagonismus der beiden Grundtriebe, der Gerechtigkeit und des Egoismus, erklärt. Oder, wie er es ausdrückt, die ungesellige Geselligkeit der Menschen, d. h. den Hang derselben, sich zu vergesellschaften, weil sie sich in einem solchen Zustande mehr als Menschen, d. h. die Naturanlagen ihrer Entwicklung fühlen, und zugleich den Hang sich zu vereinzeln, d. h. die Neigung jedes, Alles bloß nach seinem Sinne richten zu wollen, wornach jeden allwärts Widerstand erwartet, sowie er von sich selbst weiß, daß er seinerseits zum Widerstand gegen Andere geneigt ist. „Dieser Widerstand ist es nun, welcher alle Kräfte des Menschen erweckt, ihn dahin bringt, seinen Gang zur Falschheit zu überwinden und, getrieben durch Ehrsucht, Herrschsucht oder Habsucht, sich einen Rang unter seinen Mitgenossen zu verschaffen, die er nicht weh leiden, von denen er aber auch nicht lassen kann“)). Die Menschen müssen also in eine bürgerliche Gesellschaft, in den Zustand des Zwangs treten, wozu den Menschen

79) Vergl. Scheidler a. a. O. S. 477 und die Artikel: Gefühl und Gemüth.

80) Platon, De leg. I. 81) Aristot. Pol. I, 5; vergl. Hist. animal. I, 1. 82) In dem Aufsatze: Ueber zu einer allg. gemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Rücksicht. 83) Kant, Vermischte Schriften (Halle 1799) II, 668.

schon auf der niedersten Stufe seiner Entwicklung die Noth, und zwar nach Kant's Ausdruck, die „größte unter allen“ zwingt, „nämlich die, welche sich Menschen unter einander selbst zufügen, deren Neigungen es machen, daß sie in wilder Freiheit nicht lange neben einander bestehen können.“ — „Der Mensch ist also ein Thier, das, wenn es unter andern seiner Gattung lebt, einen Herrn nöthig hat. Denn er mißbraucht gewiß seine Freiheit in Ansehung Anderer seiner gleichen; und ob er gleich als vernünftiges Geschöpf ein Gesetz wünscht, welches der Freiheit Aller Schranken setzt, so verleitet ihn doch seine selbstsüchtige, thierische Neigung, wo er darf, sich selbst auszunehmen. Er bedarf also einen Herrn, der ihm den eigenen Willen breche und ihn nöthige, einem allgemein gültigen Willen, dabei Jeder frei sein kann, zu gehorchen.“

In diesen Worten ist zugleich angedeutet, daß der thierische Erieb des Egoismus oder der Selbstliebe mit Recht so bezeichnet wird, weil die Menschen ihres physischen Organismus wegen wie alle lebenden und beselerten Wesen zunächst und nothwendig nach Selbsterhaltung und Lebensgenuss streben und wie in sofern jenen Erieb auch mit den Thieren gemein haben, wie in der Definition des römischen *jus naturale* auch ganz richtig anerkannt ist, als die geistlich erste oder ursprüngliche Entlebensursache hervorsteht, die aber durchaus nicht als die einzige angesehen werden darf. Dies führt uns nun unmittelbar zu der schon oben erwähnten dritten philosophischen Frage: woraus und wie entspringt oder entsteht der Begriff der Gerechtigkeit im menschlichen Geiste? Derselbe ist gleichwie eine Controverse, indem hierbei zu dem psychologischen Moment das ethische im weitern Sinne, d. h. das praktisch-philosophische (also mithin der Begriff des naturrechtlichen oder rechtsphilosophischen) und somit auch der Verschiedenheit der Ansichten über das höchste Gut oder den letzten Zweck alles Lebens hinzukommt. Denn alles Philosophiren ist doch nichts Anderes als das selbständige, von fremder Meinung unabhängige und wissenschaftliche Forchten nach den letzten Gründen, Gesetzen und Zwecken des Gegenstandes, über welchen philosophirt wird. Hier also ist die Frage: wie entsteht in unserem Geiste die Vorstellung des Gerechten und wie verhält sie sich zu der höchsten Bestimmung des Menschen? Unbestritten gehört die Idee der „Gerechtigkeit“ zu den praktischen oder moralischen Begriffen in dem weitern Sinne dieses Wortes, und damit sind wir auf die Frage nach dem Ursprunge dieser letztern überhaupt gewiesen. Darüber gibt es nun bekanntlich ebenso wie in der theoretischen Philosophie in dieser dia-logonischen, d. h. auf den Ursprung der Erkenntnisse bezüglichen Untersuchungen die beiden conträdictorisch einander entgegengesetzten Lehren des Empirismus oder Sensualismus und des Rationalismus oder Intellectualismus (vgl. die Artt. Erfahrung, Empirismus und Intellectualismus). Zugleich gehört dieses Problem in das Gebiet der Sittengeschichte, die ja in der That nichts Anderes als eine Darstellung des

psychologischen Entwicklungsganges der Menschheit oder der einzelnen Völker in Bezug auf die dem Menschenleben eigenthümlichen Erscheinungen oder eine Philosophie der Geschichte ist, in dem Sinne, in welchem Herder in seinen in Bezug auf das Grundwesentliche noch unübertroffenen Ideen z. Ph. d. G. d. W. so treffend geäußert hat. Sowie nun Platon in seinem Meisterwerke, der *Politeia* oder sogenannten Republik, das Wesen der Gerechtigkeit am besten durch das Bild eines nach dieser Idee organisirten Staates zu veranschaulichen gesucht hat und sowie er dabei von der (vernünftigen physischen) Anthropologie ausgegangen ist (worauf wir später noch speciell zurückkommen werden), so scheint es auch das Passendste zu sein, den ethischen Erörterungen die sittengeschichtliche und psychologische Genese der Idee der Gerechtigkeit vorausgeschicken.

In Bezug auf unsern fraglichen Begriff werden wir gemäß des Wortes unseres Dichters:

„Alles Menschliche muß erst werden, wachsen und reifen,
Und von Gestalt zu Gestalt führt es die wechselnde Zeit.“

eine allmähliche Entwicklung vom Niedern zum Höhern, vom Sinnlichen zum Geistigen als Thatsache der Geschichte und der Psychologie finden. Auf der niedersten Stufe der Sinnlichkeit, in welcher der Mensch im Einzelnen als Kind und im Ganzen als Volk als Zweck seines Lebens nur die Befriedigung seiner niederen oder thierischen Bedürfnisse anerkennt, ist nur die Befriedigung dieser sein höchsten Gesetz und Recht, grade so, wie der Begriff der Tugend oder Sittlichkeit, wie schon die Sprache es richtig andeutet, auch nur in der Körperkraft oder Mannhaftigkeit, der kriegerischen Tapferkeit (*agorä, virtus*), so auch die Gerechtigkeit nur in der Anerkennung dessen, was man das Recht des Stärkern oder das Fausrecht nennt und was, historisch betrachtet, als unlegbare Thatsache feststeht. Selbst vom Standpunkte der Sittengeschichte und der Philosophie der Geschichte darf man in der That nicht in dem Begriffe eines solchen *jus fortiori* blos Unsin finden; denn von diesem Gesichtspunkte aus hat Spinoza Recht, wenn er sagt: „Was der Mensch nach dem Gesetze seiner Natur thut, thut er mit größtem Rechte, und ihm, so lange bessere Erkenntnisse ihm fehlen, zuzumuthen, er solle nach den Gesetzen der Vernunft handeln, wäre ebenso viel, als der Rahe zuzumuthen, sie solle nach den Gesetzen der Löwenart handeln.“ In diesem Sinne spricht schon Pindar in einem in Platon's *Gorgias* enthaltenen Fragmente von diesem „Rechte des Stärkern“:

„Doch das Gesetz, Allen gestellt
Zum König, den Menschen und Göttern, wehnet schlichtend
Das Gewaltigste mit höchster Hand.
Dessen sind Zeuge wir
Die Thaten Perakles.“

Plutarch erzählt im Leben des Camillus (c. 17), daß bei der Unterredung zwischen den Galliern und Römern

84) Spinoza, Tractat. theol.-polit. c. 18. 85) Hierfür Pindar II. c. 261. (Hierbei zeigt näher, wie hier nur von dem Rechte des Stärkern die Rede.)

auf die Frage der letztern: was ihnen denn von den Glusinern zu Leide geschehen wäre, daß sie deren Stadt bekriegt, ihnen Brennus, der König der Gallier, lachend die Antwort ertheilte: „die Glusiner thun uns dadurch Unrecht, daß sie nur wenig Land bebauen können, aber doch eine große Flur besitzen wollen und uns, als armen und jährlichen Fremdlingen, Nichts dazwischen mittheilen. Ein ähnliches Unrecht haben auch, ihr Römer, in ältern Zeiten die Albaner, die Eidenater, die Ardeater zugefügt und jetzt noch die Veier, die Campaner, ein großer Theil der Falisker und Volsker. Gegen diese Völker zieht ihr, wenn sie ihre Güter nicht mit euch theilen wollen, zu Heide, macht sie zu Sklaven, plündert sie aus und zerstört ihre Städte. Daraus thut ihr auch nichts Böses oder Ungerechtes, sondern ihr folgt dem ältesten unter allen Gesetzen, welches die Güter des Schwächeren dem Stärkeren ertheilt und das von Gott an bis auf die Thiere herabgeht. Denn auch bei diesen liegt es in der Natur, daß die stärkeren immer die schwächeren zu unterdrücken suchen. Hört also ja auf, mit dem belagerten Glusinern Mitriden zu haben, damit ihr die Gallier nicht belebt, sich der von euch Römern unterdrückten Völker mittheilend anzuwenden“⁸⁶). Beim Livius im 5. B. Cap. 35 antworten die Gallier den Römern auf die Frage, was sie für ein Recht hätten, fremdes Eigenthum für sich zu verlangen u. s. w.: „so in armis sua ferre, et omnia fortium virorum esse.“ In J. Gäsar's Schrift *De bello gall.* L. I, c. 36 sagt Ariovistus: „*Jus esse belli, ut qui vicissent, iis, quos vicissent, quemadmodum velint, imperarent, et eundemlibet Lib. VI, c. 23* bricht es von den Germanen: „*Civitatibus maxima laus est, quam latissimas circum se vastatis solitudines habere, hoc proprium virtutis existimant, expulsos agris finitimos eedere, nec quemquam prope se audere consistere — latrocinia nullam habent infamiam, quae extra fines civitatis sunt — atque ea juventutis exercendae ac desideratae minuendae causa fieri praedicant*“⁸⁷). Bei den Griechen finden wir diesen Vorgang in der bekannten Homerischen Schilderung des cyklopischen Lebens (Odys. IX, 114 seq.):

— Und jeder richtet nach Willkür

Weiber und Kinder allein, und Niemand achtet des Andern.“

Cruzeur bemerkt bei Anführung dieser Stelle (Symbole und Myth. II, 499) gewiß richtig, daß damit der Zustand der blinden Gewalt und Griffslosigkeit (*anomia*), wie Kronos denn wirklich von den Alten geachtet war) bezeichnet wird: „Dieses Walten (*symptotein*) der isolirten Hausväter nennen die Griechen denn treffend *το ομοκρατειον* (Kustath. zur Od. IX, 414) und setzen ihm das *κοινον πολιτειον* entgegen. Letzteres wird nun zuerst in den Zeus gesetzt. Auf die rohe sorglose Despotie folgt die weise *politikia*“⁸⁸). Ferner

gehören hierher die Stellen, worin angedeutet wird, daß die Könige um der Handhabung der Gerechtigkeit willen eingesetzt sind, II. I, 237; Odys. XI, 185, XIX, 180 und Hymn. auf den Merkur B. 312⁸⁹).

Auch Aristoteles läßt die Staaten, ihrer Verfassungunterschiede ungeachtet, mit dem Streben nach dem, was recht ist, beginnen (Polit. V, 1). Die heilenischen und römischen Historiker bestätigen es, daß der erste und wichtigste, wenn auch nicht einzige Staatszweck die Handhabung der Gerechtigkeit ist. So erzählt Herodot (I, 146), daß die Meder, als sie nach ihrer Befreiung aus dem assyrischen Joch in einen durchaus rechtlosen Zustand versunken waren, um aus der grenzenlosen Verwirrung oder Anarchie zu kommen, ihren Mitbürger Dejokes, als den in jener Zeit der Geseßlosigkeit besonders erfolgreichen Pfleger des Rechts, zu ihrem Könige erwählten. Daß auch bei den Römern, gleichwie bei den Medern, das sublimste Bedürfnis schüßender Gerechtigkeit die Schritte bei der Wahl der Könige geleitet habe, ist eine Voraussetzung, welche Cicero mit vieler Wahrscheinlichkeit macht. De off. I, II, c. 12. „*Mihi quidem non apud Medos solum, ut ait Herodotus, sed etiam apud majores nostros, justitiae fruentia causa, videntur olim bene morati reges constitui. Nam quam premeretur inops multitudo ab iis, qui majores opes habebant: ad unum aliquem confugebant, virtute praestantem; qui quam prohiberet injuria tenuiores, aequitate consilienda summos cum infimis pari jure retinebat.*“ Auch bestätigt sie Livius (hist. I, 18) durch seine Erzählung von der Wahl des Numa Pompilius zum Könige Roms⁹⁰). Eben darauf bezieht sich, daß in jenen Zeiten nächst den Heroen vor Allen die Staatsengrinder und Gesetzgeber oder Regenten als die größten Wohlthäter verehrt und auch als Weise bezeichnet wurden, wie denn unter den sogenannten sieben Weisen Griechenlands Periander und Pittacus als Beherrscher von Korinth und Miletus, ferner Solon, Chilon und Kleobulus als Vorseher von Athen, Sparta und Rhodus aufgeführt werden. Dahin deutet auch Cicero in der bekannten Stelle (Tusc. quaest. V, 2): „*O vitia philosophia dux! — tu urbes peperisti, tu dissipatos homines in societatem vitae convocasti, tu eos inter se primo domiciliis, deinde conjugiis, tum litterarum et vocum communione junxisti, tu inventrix*

vaters und des Regenten (Königs) noch verbunden sind. Von dieser Vorstellung eines ersten Hausvaters und Hausherrn entspringen nun alle abgeleiteten Begriffe, des Familien- und Bürgervereins, und der Gedanke am Zeus lebt und wirkt in ihnen allen fort. Er ist der Mittelpunkt der dreierlei Arten von Gemeinschaften, die die alten Griechen als ursprünglich lezten, der *oikos*, der *polis* und der *polis* (*vicararchia* ap. Steph. Byz. p. 632. Bekker).“ — Es wird diese Stelle des Zusammenhangs wegen hier angeführt, da später darauf zu verweisen ist.

⁸⁶) Kallimachos, *De Plutarchum u. Lebensbeschreibungen* II. S. 98 ff. ⁸⁷) Bergl. Schaumann, *Wissenschaftliches Naturrecht*. (Halle 1792.) S. 34. ⁸⁸) „Zeus ist der erste Hektor, d. h. er ist Bürger, worin nun die Begriffe des Haus-

⁸⁹) Bergl. Ed. Platner, *Not. jur. et justit. ex Hom. et Hes. carm. epigr.* 1819. p. 76. ⁹⁰) Bergl. Iglio, *Die Volksgesetzgebung* S. 31.

legum, tu magistra morum et disciplinae fuisti etc.“
und Horaz:

„*Fuit haec sapientia quondam
Publicis privatisque necesse,
Concubitu prohibere vago, dare iura maritis,
Oppida moliri, leges insculdere tigno.*“

Da in der Geschichte der Menschheit bei allem un-
tergeordneten Fortschritte im Ganzen dieser doch nur allmählig
und nie für alle Völker oder alle Zeiten ein gleichmä-
ßiger ist, so finden wir allerdings, daß die der niedrig-
sten Culturstufe entsprechende Offenbarung der Idee der
Gerechtigkeit, wobei das Wort der Anerkennung des
Rechts eben nur das sinnliche des Egoismus, oder
bestimmter die Furcht vor den Folgen von Rechtsver-
letzungen oder der Strafe von Seiten einer Obrigkeit,
nicht nur geschichtlich die älteste, sondern auch die ver-
breitetste und selbst in späteren Epochen nur zu oft noch
vorherrschende ist. Es ist culturhistorische Thatsache, daß
wieweil die große Mehrheit der Menschen, die sich zu
bürgerlichen Gesellschaften vereinigt haben, der Staats-
verfassung der sogenannten Despotie anhingefallen
ist, als deren Prinzip oder Springfeder Montesquieu
ganz richtig die Furcht nennt. Inessen müssen selbst
diese Despoten als der in der Kindheit der Völker
vorherrschenden Sinnlichkeit angemessen und die auch
in ihnen sich findenden Manifestationen der „Gerechtig-
keit“ als solche anerkannt werden, wie dies besonders
Wider in seinen letzten Gründen von Recht, Staat
und Strafe (S. 145 fg., 214 fg.), sowie in seiner
Rechts-, Staats- und Gefesgebungelehre (I, 344 fg.)
näher aus einander gesetzt hat. Auch leuchten selbst den
ungebildeten, aber civilisirten, d. h. unter der Obrigkeit
und Gesetzen lebenden Völkern die Vorzüge selbst der
schlechtesten Regierungsform vor der Anarchie ein, wie
das althebraische, von Hugo Grotius“) angeführte
Sprüchwort anbeutet: „die Menschen würden ohne Re-
gierung einander bei lebendigem Leibe auffressen.“
Ueber diesen Punkt hat Geng schon vor 60 Jahren
einige treffende Worte gesagt“), die jetzt noch zu be-

herzigen sein möchten, da der ultraliberale oder radicale
Liberalismus (s. B. eines Ruge und Bayrhoffer),
sowie der Communismus oder der sogenannte rothe Re-
publikanismus ganz offen die Anarchie als die voll-
kommenste Glückseligkeitsform proclamiren!“ In der
That ein erbaulicher Fortschritt! Allerdings erkennt
das Verfassungsgesetz der Despotie nicht das, was
wir „Gerechtigkeit“ und als deren Folge gesetzlich an-
erkannte oder gesicherte rechtliche Freiheit der Person
und des Eigentums nennen, da der Despot, wie
schon dieser Name besagt (vgl. Aristoteles Pol. III, 6)
Menschen und Sachen nur wie sein Eigentum be-
handelt, wie denn nach Herodot schon die alten Per-
ser sich selbst ausdrücklich Sklaven des Königs nan-
nten. Auch noch in neuerer Zeit weiß die Geschichte
ganze Völker auf, die ihre größte Ehre in dem Titel
königlicher Sklaven, ihre größte Schande in dem
Namen freie Menschen finden, wie die Kubier nach
Bruce“). „Ein Mongole, welcher den Andern am
Schopfe friert, ist Sklav, nicht weil er dem Andern
wehe thut, sondern weil der Schopf dem Fürsten ge-
hört!““). „Mein Rücken ist herrschaftlich.“ sagte sich
tröstend die mit Schlägen bedrohte russische Leibeigene“).
Über so lange Völker nun einmal selber auf der nie-
drigen Stufe der Bildung stehen, nur durch Furcht-
herrschaft im Saume gehalten werden können, ist nicht
nur diese letztere besser wie gar keine, sondern, wie
Montesquieu bemerkt (III, 9) zur Sicherung des
Volkes selbst gegen den zu Anarchie, Raub und Ge-
walt überall, namentlich auch bei den Wänten, wa-
ren und bereiten Eigennuß selbst die grausamste Re-
gierungsweise die „wohlthätigste!“ „Anfangs,“ sagt
Ampo, „schien es mir hart (daß in China die unschul-
digen Kinder, Aeltern, Brüder mitgekraft werden, daß
auf bloßen Verdacht gestraft wird u. s. w.); als ich
aber sah, daß die Chinesen bloß aus Furcht und Eige-
nuz handeln, fand ich diese Strenge unermesslich und
vernünftig.“). Immerhin erscheint auch hier die Idee
der Gerechtigkeit, wenngleich, wie bemerkt, in ihrer nie-
drigsten Form, in sofern doch etwas Geistiges jene
Verfassung oder Norm selber, welche die grenzenlose
Willkür gesetzlich erlaubt, als allgemein gültig und
rechtsverbindlich anerkannt wird, und in sofern, als diese
Anerkennung doch immer nur eine Thatsache des Will-
kens ist, auch jene Furcht selber eine menschliche,
von der Thiere durchaus verschieden, nämlich eine
zugleich durch Reflexion geleitete oder bewirkte ist.
Denn im Menschenleben kann nie ein Einzelner seine
Herrschaft bloß auf seine physische Uebermacht grün-
den, in welcher Beziehung David Hume richtig ge-

91) Siehe die folgende Seite 392. Note 3. 92) „Wenn
man den Unterthanen aller orientalischen Regenten die Frage
vorlegt: ob sie ihre ausschließlichen Regierungen gegen den
günstigen Wandel aller Regierung verstanden möchten? so ist
kein Zweifel, daß sie für beineinander beantworten würden. Die
Menschen, die in diesen tyrannischen Staaten geboren sind, ge-
nießen doch verschiedene beträchtliche Wohlthaten bürgerlicher Ver-
bindung. Es herrscht eine strenge, oft barbarisch verwaltete,
aber eben dadurch furchtbare und schützende Gerechtigkeit
unter ihnen. Sie können, durch das Ansehen ihrer Fürsten ge-
deckt, in den entferntesten Ländern Handel treiben und sind gegen
den Angriff fremder Nationen auf die Rechte ihrer Industrie
oder gar auf ihre Existenz hinlänglich geschützt. Alle diese Vor-
theile verschwinden, wenn die Freiheit der Natur bei ihnen
einfreist, und Furcht tritt in ihre Stelle. Jetzt theilt eine große
Dynastie über ihnen, die hier und da ihre Opfer aufsucht und ver-
schlingt, aber von dem, der unangenehm bleibt, alle kleineren
Krauthiere abweist. Wären alle Bande gelöst, so würde sich
jed er in Haor in einen Raffen verwandeln, statt eines Tyrannen
Millionen von Tyrannen entstehen und eine allgemeine Ver-
wüstung dem alten und neuen Ombre ein baldiges Ende machen.“

Wurde, Betrachtungen über die französische Revolution, Übersetzt
von Geng. (Berlin 1793.) II, 131.

93) Kämpfer hierüber findet man in Jean's Minerva. Juni
1850. „Tiere, Ueber die Natur u. s. w.“ 94) Feuerbach,
Anthropos S. 105. 95) Herder, Ideen I, 479. 96)
Wider, R. St. u. Gef.-Lehre I, S. 380. 97) de Pauw,
Recherch. philos. sur les Chinois sect. X. Widder, R. St.
u. Gef.-Lehre I, 350.

sagt hat, daß streng genommen gar keine Regierungsform bloß auf Gewalt oder dem sogenannten Rechte des Stärkeren, sondern daß alle, auch die despotische und militärische, sich allein auf Meinung gründe. „Der Sultan von Aegypten oder der Imperator von Rom mochte seine harmlosen Unterthanen wider ihren Willen als Thiere vor sich herziehen; aber wenigstens seine Anmaßungen oder die prätorianische Garde mußte er, als Menschen, durch ihre Meinung geleitet haben“⁹⁸). Daher gibt Goethe's Camot den Despoten die gute Lehre: „Ist der gute Wille eines Volkes nicht das sicherste, das edelste Pfand? — Leicht kann der Hirt eine ganze Heerde Schafe vor sich hindreien, der Stier zieht seinen Pfug ohne Widerstand; aber dem edlen Pferde, das du reiten willst, mußt du seine Gedanken ablenken, du mußt nicht Unfluges, Nichts unflug von ihm verlangen.“ Daher ist in solchen Kirchstaaßen oder Zwangsherrschaften die Furcht gegenseitig, wie in Uebereinstimmung mit Aristoteles⁹⁹) das bekannte Wort Cicero's¹⁰⁰) andruct: „qui se metui volunt, a quibus metuentur eodem metuunt ipsi necesse est.“

Einen interessanten Beleg für das Obige gibt Karl Ritter in seinem Berichte über den Negersaat von Dahomey¹⁰¹): „Alle betrachteten sich als Sklaven des Königs (dessen Hauptresidenz auch hier, wie in andern Negersaaten, der Menschenshandel, der Verkauf der eignen Unterthanen, wie der als Tribut erhaltenen ist). Nur für ihn leben sie und sehten in ihren Schladten. Was er über sie gebietet, wird ohne Widerrede vollzogen. Er hat das Monopol, die Frauen zu verkaufen. Nur wer 20,000 Kauris bringt und sich vor das Thor des Palastes in den Staub wirft, erhält eine Frau. Alle Neugeborenen gehören dem Könige. Daher werden die Kinder den Ältern entzissen und erhalten eine Art öffentlicher Erziehung. Die Ausübung der blutigen Grausamkeiten ist dem Könige als ein Gottesgericht angesehen. Sein Ruhm ist der Ausspruch: „Der König geht im Blute von seinem Throne bis zu seinem Grabe und bemessert jedes Jahr die Gräber seiner Vorfahren mit Menschenblut.“ Es ist ein Majestätsverbrechen, zu behaupten, der König von Dahomey sei herblich, esse und trinke und schlafe so wie andere Menschen!“ Nichtsdestoweniger wird hinzugefügt: „Bei der Thronbesteigung erklärt der Monarch, „daß er Niemanden kenne und kennen wolle, sondern nur die Gerechtigkeit handhabe!“

Allerdings ist dieses eine furchtbare Gerechtigkeit. Indessen darf man nicht vergeßen, daß selbst in späteren Perioden der Civilisation ähnliche Ausartungen vorkommen. Man denke an Vultur, der ja auch den Ältern die Kinder wegnahm (was sogar noch in unsern Zeiten Fichte in seinen Reden an die deutsche Nation, wenn

auch in edelter Absicht, vorschlug!). Oder man denke an die gesetzlichen Bestimmungen des allgemein gefeierten römischen Rechts über Majestätsverbrechen und Hochverrath, worüber man das Nähere in Filangieri's berühmtem Buche: System der Geseßgebung 4. Bd. Cap. 45 finden kann, wo zugleich nachgerichtet wird, wie die ältere englische, französische und russische Criminalgesetzgebung in dieser Materie nicht weniger alle Grundgesetze der wahren Gerechtigkeit mit Füßen tritt. Ueberdies hat Herder ganz recht, wenn er (Aem. zur Ph. d. G. Buch XI, V.; vgl. B. XXI, I.) nachweist, daß jener orientalisch-despotismus, „dieser beschwerliche Last der Menschheit, nur bei Nationen stattfindet, die ihn tragen wollen, d. h. die seine drückende Schwere milder fühlen —; denn jedes lebhafteste Gefühl des Unrechts mit Verstand und Macht begleitet, muß eine rettende Macht werden. Mit Nichten gründete sich z. B. der lange Ocherfam unter dem Despotismus auf die Uebermacht des Despoten; die gutwillige, zutrauende Schwachheit der Unterjochten, späterhin ihre duldende Trägheit war seine einzige und größte Stütze. Denn Außen ist feillich leichter als mit Nothdruck bestern; daher brauchten so viele Völker des Rechts nicht, das ihnen Gott durch die Göttergabe ihrer Vernunft gegeben.“ Ist es nun überhaupt die Maxime alles echten Philosophirens, auch im Credithe noch das Uebel zu erkennen, so muß dies auch in Bezug auf jene barbarische „Gerechtigkeit“ gelten, die doch immer noch besser als gar keine und als der unerläßliche erste Schritt zur Civilisation anzusehen ist; wozu noch kommt, daß die Furcht vor Strafe, da auch in den fortgeschrittenen Epochen die Sinnlichkeit ihre Macht behält, nicht entbehrt werden kann, sowie in dem ausgebildeten Staate das Verhältnis von Herrschen und Gehorchen bestehen muß. Wie Pinbar in der 4. Pythischen Ode B. 247 (nach der Uebers. B. v. Humboldt's in der Berl. Monatsschrift 1795, 3. Bd. S. 191) sagt:

„Schneller eilet der Sterblichen Herz, das Tragen
Schönen Gemiinns denn das Recht's Pfad zu wählen,
Schnell ist gleich so zu bitterer Reue Qualen.
Und aber jenseit, der Bruch Begierden besiegern,
Rechtlich der Zukunft
Pfad zu wehen.“

Ein altberühmtes Sprichwort, welches Hugo Grotius anführt¹⁰²), bemerkt, daß die Menschen ohne Regierung sich bei lebendigem Leibe einander aufreissen würden; und Sophokles sagt (im Ajax B. 1075 nach Solger):

„Denn keine Stadt auch hätte sicher ihr Geseß
In Ehren, wider nicht die Furcht davorgegriffen!“

Auch die neuere Staatswissenschaft erkennt jene Nothwendigkeit an, welche unser Dichter in den Worten ausspricht (im B. Zell):

„Derrenlos ist auch der Freiste nicht:

Ein Oberhaupt muß sein, ein höchster Richter,
Bei dem das Recht man findet in dem Streit.“

3) Hugo Grot. de j. b. et p. l. c. 4. §. 4.

98) D. Hume, Polit. Verf., übersetzt von Kraus S. 230.
99) Arist. Pol. III, 6.

1) Cic. Offic. II, 7. 3) Erdkunde I. S. 297. Bergl. Feuerbach, Antiquitates S. 105, 275. — Ähnliches wird von der Völkerschaft der Raitisch berichtet; s. Bachariz, 40 Bücher vom Staate. 3. Bd. S. 128. (ed. 2.)

Denn „nur weil und in wiefern es im Staate einen Richter gibt — nur weil und in wiefern Rechtsstreitigkeiten nicht durch die größere Macht, sondern durch das bessere Recht der Parteien entschieden werden können — ist der Staat dem Stande der Natur entgegengesetzt“). Gleichgeschlechtlichkeit erkennt sie ebenso wie die des klassischen Alterthums an, daß, wie die Begriffe von Recht und Gerechtigkeit mit denen von bürgerlicher Gesellschaft und Staat in der innigsten Wechselwirkung stehen, so auch die Grundbedingungen der letztern die des erstern sind, nämlich die Ehe und der Ackerbau, welche beide durch ihre Stiftung den Anfangspunkt aller Civilisation bezeichnen⁴⁾. Dies war z. B. bei den alten Griechen der Fall, indem mit beiden Institutionen dieselben zur Zeit, als die Aegyptier in Afrika landeten, noch unbekannt waren und erst durch Getrop und Erechtheus bei ihnen eingeführt wurden⁵⁾. Beide, als die Wurzel der Familien-, Stammes- und Vaterlandsliebe, sowie des Privat eigenthums, gehören wesentlich zusammen (wie Böttiger näher gezeigt hat⁶⁾). Vor Allem aber ist die Ehe die ursprüngliche und fortbauende Quelle und Grundlage alles gesellschaftlichen oder politischen Lebens, somit auch des Rechts; daher Cicero⁷⁾, übereinstimmend mit Aristoteles⁸⁾ und Seneca⁹⁾, sie bezeichnet als principium urbis, origo et fundamentum rerum publicarum. Auch Lucretius hat dies treffend in den Worten angedeutet (V, 3. 1009):

„Inde casae postquam ac pelles ignemque parantur,
Et mulier conjuncto viro coarctat in unum,
Cunctaque privatae veneris consuevit laetae
Cognita anxi, prolemque ex ac videre creatam
Tunc genus humanum primum mollescere coepit.“

B. 1018:

„Tunc et amicitiam coeperunt jungere habentes
Finitima inter se, nec laedere nec violare,
Et pueros commendaturos muliebrique sacellum
Vocibus et genis, cum balbe significarent,
Vincellorum caue argum, mioris omnium,
Non tamen omnia poteras necordia gigni;
Sed bona magnaque pars errabant foedera casta;
Aut genus humanum jam tum foret omne perentum,
Nec potuisset adhuc perducere aetna propage.“

„Ehe“ muß hier in seiner eigentlichen Bedeutung genommen werden, nämlich als eine Geschlechtsverbindung nach Gesetzen; denn auch die Völkchen hatten, wie oben bemerkt ward, ebenfalls Weiber und Kinder, werden aber als die „ungesellschaftlichen Frevler“ vom Homer bezeichnet, der dabei zugleich ausdrückend auf jene

Verbindung zwischen Ehe und Ackerbau hindeutet, indem er jene als solche schildert:

„Welche der Macht unsterblicher Götter vertrauend,
Kügendt bauend mit Händen je Pflanzungen oder je Hebsucht, —
Sondern ohne Knecht und Ackerer steigt das Gewächs auf —
Dort ist weder Gesetz, noch Rathversammlung des Volkes.“

Man kann hinzufügen, daß die Ehe Monogamie sein muß, da die Geschichte lehrt, daß alle Völker, bei denen Polygamie oder gar Gemeinschaft der Weiber stattfindet, wie z. B. bei den Samaramen (Pomp. Mela. I, 8), den Troglodyten (Diod. Sic. III, 7), den Clustern (Herod. IV, 16), auf der niedrigsten Stufe der Cultur stehen und das selbst bei sonstiger Civilisation die ärgste Impietät sich zeigt, wie denn z. B. gegen den Ackererz sich sunzig Eöhne verschworen. Just. hist. X, 1. In Bezug auf den Ackerbau liegt es in der Natur der Sache, daß gerade diese Beschäftigung zur Anerkennung eines über das factische Verhältniß des Besitzes hinaus dauernden Eigenthums führte, zu Bestimmungen von Grenzen oder Bemerkungen führte, daher es beim Macrobius (Saturn.) heißt: „Itaque ex agrorum divisione inventa sunt iura;“ ingleichen, daß der Landbauer vorzugsweise Freund der Gesellschaft oder des Friedens ist; daher Plutarch sehr schön sagt: Numa (Cap. 16) habe mit dem Ackerbau den Liebestrank des Friedens gereicht. Auch verdient hierbei die Anerkennung der hohen Wichtigkeit des Ackerbaus in Erinnerung gebracht zu werden, welche sich so deutlich in den agronomischen Gesetzen¹⁰⁾ des klassischen Alterthums ausdrückt, denen die Gegenwart leider nur sehr entfernt Ähnliches an die Seite zu setzen hat, obwohl daran mehrfach, namentlich durch unser Dichters herrliches Gedicht: „Das elysische Fest“ und im „Spaziergang“ gemahnt worden ist.

Bei dem erwähnten Zusammenhange sind auch die mythologischen und theologischen, sowie von Dichtern und Philosophen alter und neuer Zeit aufgestellten Vorstellungen von dem Urzustande der Menschheit und dem Ursprunge aller Gesehtung und namentlich der Staaten für unser Hauptthema von Bedeutung¹¹⁾, indem in diesen bittlichen Umhüllungen sich auch ein psychologisch und sittengeschichtlicher Hinficht beachtenswerther Kern von Wahrheit und eine Belehrung über den Ursprung des Rechts oder der Idee der Gerechtigkeit erkennen läßt, weshalb hier kürzlich darauf einzugehen ist. Bekannt ist auch, daß gerade diejenige Disciplin, zu deren Problemen die Erörterung der Idee der Gerechtigkeit vorzugsweise gehört, die Rechtsphilosophie oder das Naturrecht früherhin die letzte Benennung ebenfalls hatte, weil sie das Recht im sogenannten Naturzustande zu ermitteln suchte.

4) Bochart, 40 Bücher vom Staate IV. S. 48. 5) R. Smith, B. Nationalrecht, übers. von Garve. 3. Bd. S. 6. Buzer, Betrachtungen über die französische Revolution, übers. von Geng. I, 41. Pastoret, Hist. de la législ. I, p. 12. Hegel, Natur u. Staatswissenschaft, §. 161 fg. 25. Dahlmann, Polit. S. 255. Schmittner, 12 Bücher u. s. w. I, 202. 6) G. Platter, Beitr. z. altg. Recht S. 13 fg. 7) Böttiger, Abhandl. Dogm. S. 103 fg. 8) Cic. de offic. I, 17; de rep. I, 24, 25. 9) Arist. Pol. I, 2, 12. 10) Sen. de clement. I, 14.

11) Bayle, d. W. u. A. Grp. Section. LX.

11) Bergl. Creuzer, Symbol. II. v. Gagen, Civilist. I, 31 fg. 38. 125. 219. 242. 12) Bergl. Pufendorf, I. nat. et gent. II, 1. Garve, Ideen zur Geschichte der Menschheit (Beitr. 6. Bd. S. 158).

Irene Ansichten selbst sind freilich sehr verschieden und einander in sofern sogar diametral entgegengesetzt, indem die Einen jenen Ursprung als einen paradiesischen, der vollkommenen Unschuld und Glückseligkeit, sowie des ewigen Friedens darstellen, in welchem ebendeshalb von der Gerechtigkeit keine Rede sein konnte, wie dies ausdrücklich mehrfach ausgesprochen worden ist, während die Andern ihn als einen Zustand der Noth und eines Krieges Aller mit Allen darstellen, durch dessen Aufhebung erst Recht und Gerechtigkeit entsteht. Es ist unstreitig merkwürdig, daß alle Völker, die eine Geschichte haben, schon in den frühesten Perioden derselben die Vorstellung von einem goldenen Weltalter, einem sogenannten Paradiese, oder von einem früheren Götterleben haben. Die Mosaische Mythologie vom Paradiese braucht hier nur kurz erwähnt zu werden; ebenso mag es hier genügen, an die ebenfalls bekannte Schilderung jener Weltalter von Seiten des ältesten griechischen Dichters, des Hesiod, zu erinnern, der zunächst von dem „goldenen“ Geschlechte der viersach redenden Menschen sagt (Hausleben B. 110 fg.):

„Sie lebten wie Götter mit fest unerschütterter Seele

Von Arbeiten entfernt und Bekümmerniß —

— — — Zeuliches Gut auch

Hatten sie; Frucht gewährte das natursprengende Getreide
Zimmer von selbst, vielsach und unermüdet.“

Dagegen von dem „eiserne“:

„Kaufrecht gilt, rings strebt man die Stadt zu vermessen
einander,

Nicht wer die Wahrheit schenkt, wird begünstigt, noch wer
gerecht ist,

Oder wer gut; nein, mehr den Uebelthäter, den schändlichen
Frevler ehren sie hoch. Nicht Recht, noch Nützung trägt
man

Noch in der Hand; es verleiht der böse den edleren Mann
auch,

Krumme Wort' aussprechend mit Trug und das Falsche
beschwört er.“

Auch vom Virgil werden die aurea saecula und saturnia regna ähnlich geschildert¹³⁾, ebenso beim Doid („aurea aetas. quae vindice nullo, sponte sua, sine lege fidem rectumque colebat.“¹⁴⁾). Dergleichen sagt Platon in dem Dialog: Der Staatsmann (Polit. p. 34 Bip.; vgl. De leg. III, pag. 106 Bip.): „Es war ein goldenes Zeitalter, wo die Menschen ohne geschiedenes Eigenthum, von Dämonen geleitet, im Schooße der freigeigigen Natur glücklich lebten. Aber das sanftere Geschlecht artete aus. Die Dämonen wichen von ihnen und ließen sie den wilden Thieren und ihren eigenen Frevlern zum Raube. Da gab ihnen Zeus Klugheit, einige unter ihnen sich zu Herrschern zu setzen und unter ihren Beschütz zu schulen.“ Seneca bemerkt in seiner Schilderung vom goldenen Weltalter, in welchem es bei der völligen Unschuld auch keine Tugenden gegeben haben konnte (Epist. 90), daß es damals noch keine Gerechtigkeit gab („Deerat illis iustitia, deerat prudentia, deerat temperantia ac fortitudo“).

Auch unseres Dichters bekanntes Gedicht: Die vier Weltalter, ist hier anzuführen, worin es heißt:

„Erst regierte Saturnus schlief und gerecht,
Da war es heute wie morgen.
Da lebten die Helden, ein harmlos Geschlecht,
Und trauerten für gar Nichts zu sorgen.
Sie liebten und thaten weiter Nichts mehr,
Die Erde gab Alles freiwillig her.

Darauf kam die Arbeit, der Kampf begann
Mit Ungeheuren und Drogen,
Und die Helden fielen, die Gerechten an
Und den Mächtigen suchten die Schwachen.“

Auch neuerdings haben mehrere Naturphilosophen sich zu der geschilderten Hypothese bekannt und namentlich hat J. J. Wagner in seiner Theorie (Bamberg 1810.) nebst allen physischen und moralischen Uebeln auch die Entstehung alles Rechtes aus der Schiefe der Erdschöpfung erklärt. Daraus ist nämlich, anstatt des ursprünglichen gleichbleibenden paradiesischen Zustandes eines ewigen Sommers, ein Wechsel der Jahreszeiten und die Verschiedenheit der Klimate entstanden, die Menschheit aus dem Paradiese vertrieben und der Fluch der Arbeit zu Theil worden; mit der letztern aber der Besitz und das Eigenthum, mit dem Eigenthum das Recht, mit dem Rechte das Unrecht entstanden. (Allerdings läßt sich hierfür auführen, daß zur Erklärung der Thatfache, daß urweltliche tropische Thiergattungen, namentlich Nashorn- und Elefantenthiere, überall, auch im höchsten Norden, gefunden werden, der Erdsphäroid ein gleichmäßige Temperatur in Folge des damaligen senkrechten Standes seiner Rotationsaxe auf der Ebene der Erdschöpfung gehabt habe, welche Ase dann plötzlich durch irgend einen störenden Einfluß in die jetzt stattfindende Neigung von 66½° verändert werden¹⁵⁾).

In direct entgegengesetzter Weise nehmen Andere an, der ursprüngliche Zustand der Menschheit sei der einer völligen Wildheit oder Noth gewesen, so der Tragiker Moschion (beim Nobilius, Eclog. ph. P. I. T. I, p. 240), wo er sagt, es habe eine Zeit gegeben, wo die Menschen wie die Thiere lebten, in Höhlen wohnten u. s. w. und wo die Gewalt neben dem Zeus saß, das Gesetz nicht geachtet ward¹⁶⁾. Ferner Aeschylus im „Prometheus“ B. 446 fg., Euripides beim Sextus Empir. adv. Math. 9, 54 (Fragment. Suppl. Eurip. I, 35, p. 496, Lips.); auch Diobor von Sicilien (I, 3, 2), welcher ebenso nur die Furcht oder Noth zur Erfinderin der Gesehe oder des Rechtes machte. Zum Theil gehört hierzu auch, was Theophrastus (I, 2 fg.) und Plutarch (im Theophrast) von dem ursprünglichen Zustande der Hellenen, und was Salustius (in der Einleitung zu seinem Catilina und c. 2) von dem Charakter der italischen Ureinwohner sagt („Aborigenes genus hominum agreste, sine legibus, sine imperio, liberum atque solum“). Lucrätius (V, 924) stellt ebenfalls das erste Menschengeschlecht

13) Virg. Aen. VIII, 225. Eccl. 6, 41. Georg. I, 125. 13*) Ovid. Met. I, 89 seq.; vergl. Fast. II, 280.

14) Vergl. p. 238 mit „Hörner“ 29. Bd. Hft. 2. S. 390. 15) Vgl. weiter in der Preussischen Abhandl. 1842. Nr. 30. S. 258. 16) Vergl. Carus, Gesch. d. R. S. 167.

den Thieren völlig gleich (*vitam tractabant more ferarum*), was die Sonne, der Regen und die Erde selbst gab, das genügte ihnen; wie Thiere stülten sie an Glüssen den Durst, was der Zufall herbeiführte, war ihr Nahrung, Gesehe kannten sie noch nicht, und erst später fingen sie, wie schon angedeutet, allmählig an, zur Civilisation zu gelangen. Bekanntlich stellt Lucret das System des griechischen Philosophen Epikur auf, welcher hier besonders darum zu nennen ist, weil seine Ansichten nicht bloß ein literar- und sitzungsgeschichtliches, sondern auch ein praktisches Interesse haben, da sie in der neuesten Zeit unter anderer Form wiederum in der Wissenschaft, namentlich in der Schule des berühmten Utilitarier J. Bentham, sowie früher schon von Daw. Hume¹⁾ und mehr noch im Leben zur Geltung gekommen sind, und dem ganzen auf sinnlichen Materialismus gerichteten Geiste der Zeit am meisten entsprechen. Ein natürliches, mit der vernünftigen Natur des Menschen selbst gegebenes Recht mußte Epikur verworfen, weil er überhaupt kein an sich Gutes annahm. Alles natürliche Recht war ihm ein bloßes Product des Nutzens, was seine Gerechtigkeit, sogar sein Dasein erst durch Verträge erhielt. An sich selbst ist ihm die Gerechtigkeit gar nichts, sondern sie wird nur an den Dingen und unter den Nationen sichtbar, welche mit einander darüber Verträge eingehen, daß sie sich gegenseitig nicht schaden und nicht geschadet sein wollen (*Diog. Laert. 10, §. 151*). Eben deswegen ist die Ungerechtigkeit auch nicht an sich etwas Schlimmes oder ein Uebel, sondern sie wird es nur durch die Furcht, daß der Rechtsverlezer den bestellten Rächern der Ungerechtigkeit in die Hände falle. Denn wenn er auch tausend Mal dem nachspühenden Auge des Richters entgangen ist, so gibt dies doch keine Gewissheit, daß er ihm auch bis an sein Ende entgehen werde. Der Ungerechte ist daher immer von Besorgnissen und Todesängsten, der Gerechte hingegen am wenigsten von diesen Uebeln geplagt (*Diog. Laert. 10, 151*). Sollte es also auch ein allgemeingültiges Recht geben, so liegt diese Universalität bloß in der Allgemeinheit des Nutzens; aber wegen der Verschiedenheit des Ortes, der Sitten und anderer Zufälle wird sie in einem strengen Sinne nicht stattfinden. Denn da es kein anderes Merkmal des Rechts gibt, als den Nutzen fürs gesellige Leben, so muß auch das Recht mit dem aufhörenden Nutzen aufhören. Es ist also veränderlich.

Diese Epikurischen Grundsätze adoptirte denn auch Poroz (*Sat. 1, 3*):

„Atque ipsa utilitas iusti prope mater et aequi.
Quam propterpercuti primiti animalia terris,
Mutum et turpe pecus, glandem atque cubilia propter
Unguibus et pugnā, dein fustibus atque ipsis porro
Pugnabant armis, quae post fabricaverat usus:
Donec verba, quibus voces sensuque notarent,
Nominaque inveniret; dehinc absistere bello,
Oppida coepervit munire et ponere leges.
Ne quis fur nasceret, neu latro, neu quis adulter.“

1) D. Hume. *Inquiry concerning the principles, etc. Sect. III. P. 1, 2.* — J. Bentham, *Princip. der Gerechtigkeit*, herausgegeben von Dumont. (Erf. 1833.)

Und gleich nachher sagt er:

„Iura inventa metu iustis fatore necesse est,
Tempora et fastuosae velle evolvere mundi.
Nec natura potest iusto secretare iniquum,
Dividit et bona diversa, fugienda potestas.“

Aber auch Cicero, obgleich sonst der Epikurischen Philosophie entschieden abgeneigt, kommt doch in Bezug auf jenen Urazgrund der Menschheit mit den Ansichten des Lucret u. s. w. überein, indem er die Menschen ursprünglich als wild auf den Feldern umherlaufende Thiere schildert (*de inv. 1, 2*), die nur so viel hatten, als sie durch Nahrung erhalten konnten (*pro Sext. c. 42*). Doch dachte sich Cicero die Menschen nicht ganz ungesellig (*de Offic. 1, 44*; *amic. c. 21, 24*) und ausgestattet mit höheren Anlagen, welche in Einzelnen besonders sich entwickelten, die ihrerseits dann die Andern aus dem Zustande der Wildheit in den der Gestittung und namentlich der Gerechtigkeit hinüberführten. („Qui igitur primi virtute et consilio praestantissimi existierunt, in perspecto genere humanae docilitatis atque ingenii, dissipatos unum in locum congregarunt, eosque ex feritate illa ad iustitiam atque mansuetudinem transduxerunt.“)

Unter den spätern Philosophen ist besonders Hobbes (*de Cive 1642*, und *Leviathan*) dadurch berühmt geworden, daß er seiner Philosophie über das Naturrecht einen den obigen Schildrungen entsprechenden Naturstand, ein bellum omnium contra omnes, zu Grunde legte und zwar als historisches, in der menschlichen Natur begründetes Factum. Ihm zufolge ist das Princip des Naturrechts nichts Anderes, als das sogenannte Recht des Stärkern, sowie er aus demselben das System des unumschränkten Despotismus der Regenten und des blindesten Gehorsams der Unterthanen ableitet. Das Eigenthum des Bürgers ist das Eigenthum des Regenten; die Rechte des Volkes ein Gut des Fürsten, aus dem er machen kann, wozu seine Lust ihn treibt. Denn Regent sein, heißt nichts weiter, als Herr sein über Viele (*de Cive c. 8, §. 1*). Zwar ist das Wohl der Nation eine heilige Pflicht des Regenten, aber diese Pflicht ist eine bloße Pflicht der Güte und nicht der Gerechtigkeit (*ib. c. 13, §. 2*). Für seine seiner Handlungen ist er daher verantwortlich, was er thut, ist unsträflich (*ib. c. 6, §. 12*), er unternehme, was er wolle, er kann sein Volk nicht beleidigen (*ib. c. 7, §. 14*). Er aber wird immer beleidigt, wenn das Volk sich ihm widersetzt oder den Gehorsam ihm verweigert²⁾.

Auch Montesquieu (*esprit d. l.*) glaubte in den hin und wieder aufgefundenen verwilderten oder ausgearteten Menschen wieder Naturmenschen zu sehen, welche er sich übrigens furchtsam dachte.

Der englische Philosoph und Sprachforscher Lord Monboddo nahm in seinem Werke über den Ursprung der Sprache ebenfalls an, daß die Menschen ursprünglich ganz thierähnlich gewesen wären, ja daß Affen und Mensch

17) Brgl. Feuerbach, *Anti-Hobbes* S. 3 ff. 50*

Ein Geschlecht sei, daß der Drang-Ultang eine dem Menschen ähnliche Vernunft beweise und zu der Menschengattung gehöre. Uebrigens wären die Menschen ursprünglich ungeschlechtlich gewesen.

Wenigstens auf sich der berühmteste Freiheitsapostel der neuern Zeit J. J. Rousseau (disc. sur l'origine de l'inégalité parmi les hommes), welcher bekanntlich der Civilisation und Cultur alle möglichen Uebel zuschrieb, in dem Menschen, wie er aus den Händen der Natur kam, nur ein Thier sah, welches am vortheilhaftesten organisiert war, auch durchaus ursprünglich gar keine höchsten Triebe oder Bedürfnisse, nicht einmal Krugigkeit oder Sorge für die Zukunft hatte. Auch ihm ist die Ungeschlechtlichkeit ein Hauptcharakterzug, wofür er sich auf das Beispiel der — Drang-Ultangs stützte!

Es ist nicht nöthig, in eine nähere Kritik dieser verschiedenen, einander durch ihren Widerspruch selbst gewissermaßen schon aufhebenden Hypothesen einzugehen und nur das ist für unsere Hauptfrage nach dem Ursprunge der Gerechtigkeit festzuhalten, daß in der Annahme jenes „goldenen“ Zeitalters in sofern eine psychologische Wahrheit liegt, als ohne Zweifel die Liebe älter ist als der Haß, der Krieg nur ein gebrochener Friede, das Mordrecht ein verletztes Recht. Andererseits aber ist nicht zu leugnen, daß geschichtlich sich hierüber Nichts feststellen läßt, wogegen es Thatsache ist, daß in der Gesamtheit der Menschennest sich auch ganze Stämme oder Völkerschaften finden, die auf der niedrigen Stufe stehen und wirklich kaum als Menschen gelten können; man denke an die Boscubien und Bosjemen in Südafrika, die Pecherahs und Patagonier in Südamerika, an die Papuas in Australien, welche letztere bisher auch wie wilde Thiere von den dortigen Colonisten niedergeschossen wurden, und bei welchen allen allerdings sich auch nicht die geringste Spur eines Begriffs von Recht und Gerechtigkeit findet. Gleichwohl dürfen dieselben nicht als Beweise gelten, daß jene Begriffe nur Erfindungen der Furcht oder des Rußens wären, denn es bleibt immer möglich, daß jene unglücklichen Wesen nur Ausartungen der Menschheit bezeichnen, da sich ebenso wenig wie für die Persönlichkeit so auch für die Corruptibilität des Menschen feste Grenzen ziehen lassen.

Dagegen verdienen jedoch noch die Hypothesen der zwei größten und einflussreichsten Philosophen alter und neuer Zeit Platon's und Kant's über den Ursprung der Civilisation hier speciell angeführt zu werden, da in ihnen in sittengeschichtlicher und psychologischer Beziehung sehr richtige und beachtenswerthe Ansichten ausgesprochen sind.

Von Platon gehört hierher, was derselbe in seinem Protagoras den Sophisten dieses Namens vom Prometheus und Epimetheus in jener berühmten Fabel erzählen läßt, welche ein neuerer Schriftsteller als eine „festsame“ bezeichnet¹⁸⁾, von der aber gewiß mit Recht gesagt werden¹⁹⁾, sie sei eine der sinnreichsten Mythen, die der

menschliche Geist je eronnen hat, und daß Platon darin einen guten Theil seiner höhern Philosophie auszusprechen gesucht habe. Nachdem von der Schöpfung der Menschen durch die Götter, ihrer Ausstattung mit Schmach und Anlagen durch den Epimetheus, der dabei aber blos die sprachlosen Thiere beachtete, die Menschen vergessen und davon geredet worden, daß zum Ertrag Prometheus zum Heil der Menschen das Feuer vom Himmel zugleich mit dem Kunstfanne des Vulkan und der Minera gestohlen und damit den Menschen begabt, welcher, nachdem ihm auf diese Weise etwas Göttliches zu Theil geworden, zuerst seine Verwandtschaft mit dem Göttlichen erkannte, allein unter allen Thieren die Götter durch Altäre und Widder zu verehren, geflügelte Worte mit seiner Stimme kunstmäßig zu unterscheiden und auszusprechen und endlich auch Häuser, Kleidung, Schuhe, Waffen, sowie Nahrung, die man dem Leben abgewinnen, zu finden anfang. „Aber die Menschen, so ausgerüstet, — so lautet die Fabel weiter, — lebten zuerst noch zerstreut: es gab noch keine Städte. Sie kamen also durch die wilden Thiere um, weil sie durchaus schwächer waren als jene. Die Künste waren ihnen wol zur Ernährung genug, aber zu dem Kampfe mit den wilden Thieren reichten sie noch nicht aus. Die Staatskünde hatten sie noch nicht, und von dieser ist die Kriegskunde doch ein Theil. Sie suchten sich somit mit einander zu vereinigen, und durch die Gründung von Städten zu retten; sobald sie jedoch beisammen waren, thaten sie selbst einander Unrecht, weil sie eben die Staatskünde nicht hatten, sodaß sie, aufs Neue zerstreut, umkamen. Jupiter nun, für unser Geschlecht fürchtend, es möchte vielleicht ganz zu Grunde gehen, sendete den Mercurius zu den Menschen herab, ihnen Schamhaftigkeit und Recht zu bringen, damit diese der Schmach und das Band der Städte sein möchten, und sie sich unter einander durch Freundschaft vereinten. Hierauf fragte denn Mercurius den Jupiter, auf welche Weise er den Menschen Schamhaftigkeit und Recht bringen sollte: soll ich, sagte er, sowie die Künste vertheilt sind, auch diese vertheilen? Diese nämlich sind so vertheilt: der Eine, welcher die Hellsinnigkeit besitzt, ist für viele, welche dieselbe nicht haben, genug, und so ist es auch mit den übrigen Kunstseugn: soll ich nun auch die Schamhaftigkeit und das Recht so unter die Menschen bringen, oder soll ich diese allen mittheilen? Allen geben, sagte Jupiter, diese müssen alle besitzen; denn es würden keine Staaten entstehen können, wenn nur wenige, wie an den übrigen Künsten, daran Theil hätten; und stelle auf mein Geheiß ein Gesetz auf, wonach diejenigen, welche der Schamhaftigkeit und des Rechtes entbehrt sind, als Pest der Gesellschaft zu tödten sind.“

Aber warum die Schamhaftigkeit hier in Verbindung mit der Gerechtigkeit genannt wird, bedarf noch einer Erörterung. Kanthus hält (a. a. D. II. S. 43) eine besondere Erklärung dieser anscheinend fremdartigen Verbindung für nöthig, und bemerkt: „Recht und Gerechtigkeit klingt unserm Ohre anders als Schamhaftigkeit und

18) Stühr, A. Staatsleben nach Platon u. v. 1850. I. S. 112. 19) von Heubde, Die Sokratische Schule, übersetzt von Leubacher. 2. Bd. S. 40.

was hat letztere mit Politik gemein? — Ich antworte, daß Recht hier in der Bedeutung von Begriff des Rechts, Begriff von demjenigen, was man einander schuldig ist, oder mit Einem Worte, in dem Sinne der Rechtfertigkeit, des Sinnes für Gerechtigkeit, vorkommt. Dies läßt sich mit Schamhaftigkeit und gegenseitiger Uebereinstimmung und Freundschaft vereinigen: und so ist diese Vorstellung ganz auf die Natur des Menschen und der Völker gegründet. Wir begreifen es nur darum nicht logisch, weil wir, wie bereits bemerkt ist, die Rechtfertigkeit nicht gehörig von Gerechtigkeit und Strafgerichten unterscheiden. Das Erste ist dem Menschen eigenthümlich, welcher sich sittlich entwickelt; es beginnt mit der Empfindung der Schamhaftigkeit; so wird er rechtfertig oder rechtsschaffen; allein das Letzte ist ganz und gar, wie man es auch selbst wol begreift, auf die Gerichtsbank, auf den Richter, den strengen, unerbittlichen Richter bezüglich, auf ihn, wie er da auf seinem Richtstuhle sitzt und nach dem Rechte und den Gesetzen über Leben und Tod spricht. Dies Letzte ist die Folge des Ersten, und, wenn es nicht die Folge desselben ist, dann ist eben das Unrecht an der Stelle des Rechts und der Gerechtigkeit. Denn soll der Richter, wie es sich gehört, über Leben und Tod sprechen, so muß er selbst innerlich gerecht sein, so müssen die Gesetze, monach er urtheilt, gerecht sein, so muß der Gesetzgeber bei dem Abfassen derselben das Gerecht im Auge gehabt haben, so muß, mit Einem Worte, die Rechtfertigkeit oder Rechtsschaffenheit bereits lange zuvor in dem Staate geherrscht haben. Darum läßt Jupiter nach der Fabel demjenigen, welcher schamlos und rechtlos ist, als eine Pest der Gesellschaft tödten, nachdem durch Schamhaftigkeit und Rechtsinn Staatshunde unter die Menschen gekommen ist.“ — Allein diese Erklärung erscheint keineswegs als genügend, zumal grade der psychologische Hauptpunkt, warum denn die Rechtfertigkeit oder die Gerechtigkeit im subjectiven Sinne mit der Schamhaftigkeit beginne, nicht erklärt worden ist. Ohne Zweifel meinte Platon mit jener Bezeichnung das sittliche Gefühl, welches in dem Grundbilde der Persönlichkeit und in den Forderungen desselben in dem sittlichen Instinkte oder wie unsere teutsche Sprache es so treffend ausdrückt, in dem Gewissen sich anfündigt, wodurch der Mensch, wenn auch anfänglich nur in undeutlichen Ahnungen sich einer höheren, übersinnlichen Ordnung der Dinge angehörig und darum als Selbstzweck, als Person, im Gegenjage zu allen übrigen Naturwesen, die nur Sachen und also bloße Mittel für fremde Zwecke sind, ansetzt. Hierin liegt die eigentliche Wurzel, wie aller Sittlichkeit, so auch aller Gerechtigkeit; denn wenn der Mensch nicht das Bewußtsein jener Persönlichkeit, also seiner Würde oder Ehre, als eines mehr als bloß thierischen Wesens gehabt hätte, so würde er sie auch nicht in Andern anerkennen, d. h. keine Gerechtigkeit gegen sie haben können. Hierfür findet sich eine Verklärung in einer Stelle des Aufsatze Kant's „Kritikmäßiger Anfang der Menschengeschichte“ (Vermischte

Schriften B. III. S. 43), worin es heißt: „Das erste Mal, daß der Mensch zum Schafe sagte: den Pelz, den du trägst, hat dir die Natur nicht für dich, sondern für mich gegeben, ihm ihn abzugeben, und sich selbst anlegte (1 Mos. 3, 21), ward er eines Vorrechtes inne, welches er, vermöge seiner Natur, über alle Thiere hatte, die er nun nicht mehr als seine Mitgenossen an der Schöpfung, sondern als seinem Willen überlassene Mittel und Werkzeuge zur Erreichung seiner beliebigen Absichten ansah. Diese Vorstellung schloß (wiewol dunkel) den Gedanken des Gegenseitigen ein: daß er also etwas zu keinem Menschen sagen durfte, sondern diesen als gleichen Theilnehmer an den Geschenken der Natur anzusehen habe: eine Vorbereitung von Weitem zu den Einschränkungen, die die Vernunft künftig dem Willen in Ansehung seines Mitmenschen auferlegen sollte, und welche, weit mehr als Zuneigung und Liebe, zur Errichtung der Gesellschaft notwendig ist.“ Auch sel hierbei noch erinnert, daß Kant kurz vorher bei der Deutung der mythischen Erzählung vom Feigenblatte die Schamhaftigkeit oder Sittsamkeit, d. h. die Neigung durch guten Anstand (Verhüllung dessen, was Geringschätzung erregen könnte) Andern Achtung gegen uns, als die eigentliche Grundlage aller wahren Geselligkeit einzuführen, als dasjenige bezeichnet, was den ersten Wink zur Ausbildung des Menschen als eines sittlichen Geschöpfes gegeben habe. — Hierzu kann man auch einen Spruch Aufschwans des Gerechten ziehen, der sich in dem in Goethe's Diano (so hoch gerühmten Buche des Rabus Cap. 8. S. 411 findet: „Wenn du willst, daß dir stets deine Ehre verbleibe, so gewöhne dich, dich zu schämen.“ Hierzu macht der Uebersetzer von Diez die Anmerkung: „Lott sagt in seinem Buche über die Türken und Tataren, daß die Türken in ihrer Sprache kein einziges Wort hätten, was Ehre bedeute. Es ist dies Nichts als eine grobe Unwahrheit, die aber unzerseßlich bleibt an einem Manne, der so dreist war, von sich zu rühmen, daß er Tüchlichkeit verleihe. Es finden sich in dieser Sprache zehn Worte für eins, welche Ehre bezeichnen. Das aber die Hauptsache ist, so gründen die Türken wie andere Morgenländer die Ehre auf Scham; denn Ehre, die nicht von Scham ausgeht, ist nichts als leerer Schall.“ Auch möchte hierher zu ziehen sein, was Schmittbrenner in Bezug auf den dem Menschen angehörigen Doppeltzweck des Egoismus und der Association und die bestimmteste Form des Geselligkeitstriebes, welche in unserer Sprache sehr treffend der Sattungstrieb heißt, bemerkt hat“). Dazu findet sich eine interessante Pa-

20) „Die Begattung ist nicht eine individuelle, sondern eine Gattungsfunktion. Die Gattung ist es, die dabei mit aller Macht durch das Sein der Individuen durchgreift und dieselben erfrischt, um sich zu erhalten. Ueberhaupt erklärt sich hier das Geheimniß der Liebe, die in sofern etwas Heiliges und Heiligmäßiges ist, als sie aus der Befondertheit wieder in die Allgemeinheit und aus dem Unterschiede zur Einheit zurückführt. Grade in seiner höchsten Entfaltung ist das irdische Sein am weitesten aus einander getreten, schlägt aber hier zur Einheit um, die der Punkt eines

rallelstelle in v. Sager's Civilist. II, 57, worin er mit Bezug auf Montesquieu's (espr. d. l. XVI. ch. 12) Äußerung über die padeure naturelle sagt: „Schamhaftigkeit ist Gefühl des eigenen Werths, Stolz in seiner ersten Beziehung Beschränkung der Freiheit u. s. w.“

Auch Kant nimmt in seinem Aufsatze: „Ruthmaßlicher Anfang des Menschengeschlechtes“, worin er eine dichterisch-allegorische Erklärung der Moaischen Genese gibt, an, daß die Menschen ursprünglich in einem vor dem Anfall der Raubtiere gesicherten und mit allen Mitteln der Nahrung von der Natur reichlich versehenen Plage, also gleichsam in einem Eden oder paradiesischen Garten, unter einem jederzeit milden Himmelsstriche, so wie Anfangs nur unter der Herrschaft des Instinkts gelebt haben, worauf er dann die Mythe vom Falle erörtert. Als Anfang der neuen Periode bezeichnet er, daß der Mensch aus jenem Zustande der Gemüthsruhe und des Friedens in den der Arbeit und der Zwietracht, als das Vorbild der Vereinigung in Gesellschaft überging, und dabei die verschiedenen Phasen des Jäger-, Hirten- und Ackerbaulebens durchliefe. „Hier mußte nun der Zwist zwischen sie dahin friedlich neben einander lebenden Menschen schon anfangen, dessen Folge die Trennung derer von verschiedener Lebensart und ihre Zerstreuung auf der Erde war. Das Hirtenleben ist nicht allein gemächlich, sondern gibt auch, weil es in einem weit und breit unbewohnten Boden an Futter nicht mangeln kann, den sichersten Unterhalt. Dagegen ist der Ackerbau oder die Pflanzung sehr mühsam, vom Unbestande der Witterung abhängig, mithin unsicher, erfordert auch bleibende Bebauung, Eigenthum des Bodens und hinreichende Gewalt, ihn zu verteidigen; der Hirte aber haßt dieses Eigenthum, welches seine Freiheit der Weiden einschränkt.“ — Kant setzt nun näher aus einander, wie sich auf natürliche Weise eine Feindschaft zwischen Hirten und Ackerbauer bildet, indem des Ersteren Vieh, das Letzteren Pflanzungen nicht schont, der Ackerbauer aber dann nothwendig zur besseren Verteidigung gegen alle Verletzungen von Seiten der Jäger und Hirten zur Bildung von Dorfschaften und so überhaupt zur bürgerlichen Gesellschaft führte. (Dabei sei bemerkt, daß diese Ansichten auch von Schiller angenommen und weiter ausgeführt wurden in seinem Aufsatze „Etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Urzustande der Moaischen Urkunde.“)

Nur kurz kann und braucht hier erwähnt zu werden, daß, wenn Platon und Kant sich bei ihren Hypothesen an mythologische Erzählungen anlehnen, sie dabei meist entfernt davon sind, dem Prinzip des Positivismus zu huldigen, der die Frage: woher wissen die Menschen,

was gut oder gerecht sei? durch eine Berufung auf den zunächst den Priestern geoffenbarten und dann dem Volke mitgetheilten Willen Gottes beantwortet, ebendeshalb auch eine unbefangene Untersuchung unter das geoffenbarte Wort verlangt; eine Ansicht, die allerdings der früheren Culturstufe ebenso entspricht, wie die Staatsform des Despotismus der Kindheit der bürgerlichen Gesellschaft, aber keineswegs der fortgeschrittenen Entwicklung, namentlich nicht dem Standpunkte der eigentlichen Wissenschaft und Philosophie, obwohl dieselbe bekanntlich neuerdings, wie auch schon erwähnt, von der theologischen Schule der Staats- und Rechtsgelehrten (namentlich von Stahl) als die allein richtige und heilbringende aufgekehrt worden ist. Natürlich kann diese Frage, deren Entscheidung nur durch ein Zurückgehen auf die Theorie der letzten Gründe alles Erkennens gegeben werden könnte, hier nicht speziell erörtert werden. Nur sei hier angeführt, daß auch die Philosophie oder der Rationalismus richtig aufgefaßt, den letzten Grund alles Rechts wie aller Eitigkeit und Religion in Gott setzt, welcher „dem vernünftigen Menschengesitt ins Herz schrieb, was gut und recht sei, so daß der Mensch eben nun im eigenen Herzen diese natürliche Schrift zu lesen hat.“ Es sei daran erinnert, wie entschieden Platon die Objektivität der Ideen urgirt und daß auch Kant derselben Ansicht huldigt, sowie Montesquieu ganz richtig bemerkt hat: „dire, qu'il n'y a rien de juste ni d'injuste que ce qu'ordonnent ou descendent les lois positives, c'est dire qu'avant qu'on eut tracé de cercle, tous les rayons n'étoient pas égaux.“ Auch Schmittbrenner sagt, indem er von dem Entstehungsgrunde des natürlichen Rechts redet, daß sowie in der äußeren Natur so auch in der sittlichen oder Menschenwelt, dem Gebiete der Freiheit, ein organisches System von Gesetzen in idealer Präfiguration steht, die nur darum nicht so leicht und allgemein erkennbar wie die physikalischen sind, weil sie jener Freiheit gegenüber nicht in der Form von Nothwendigkeiten, sondern in derjenigen ethischer Postulate gelten. Wird aber die Bildung der bürgerlichen Gesellschaft nicht als eine atomistische, sondern als eine organische Entwicklung gefaßt, so ist nichts einfacher als zu erkennen, daß derselbe, der den menschlichen Willen schuf, denselben auch das Maß setzte, durch das er neben anderen Willen zu bestehen vermag und das Band, durch das er neben denselben bestehen muß oder, was eine andere Form dieses Gedankens ist, daß in dem Bildungsproceß, in welchem die einzelnen Willen zur Existenz kamen, auch die Gesetze hervorgingen, die den Verein derselben tragen und halten, damit auch hier nicht ein tolles Durcheinanderdröhen der Atome, sondern eine systematisch geordnete Welt sei. Schwieriger ist die weitere Frage, ob die Rechtsidee eine absolute sei oder von einem freien Willen (Gottes) abhängt? Sie ist von sehr je nach der verschiedenen Ansicht von dem Verhältnisse Gottes zur Welt verschieden beantwortet worden. Hugo Gratius erklärte sich bestimmt für das erstere“), Schelling oder wenigstens

neuen Lebens wird. Diese Blüthe des natürlichen Lebens ist die Sexualität. Stolz prangt die Pflanze mit ihrem Geschlechtsknoten, sie trägt sie als Krone; auch das Thier ist noch unerschämte; in dem Menschen aber ist, was in der Pflanze sich der Sonne und den äußersten Wächern zuwendet, als Gesicht in das Tief-Jenerseits verschollen, sein Geschlechtsleben ist verhöllt, ihm wird die Scham gegeben.“ (12 Bänder vom Staate I. S. 184.)

21) „Nec immensa Dei potentia, ut, quod intrinseca ra-

seine Schüler (Stahl) behaupten das letztere. Man wird aber, selbst wenn man die Schöpfung als eine freie That Gottes betrachtet, dem Hugo Grotius bestimmen müssen, da man nur annehmen kann, „daß der göttliche Wille durch den göttlichen Verstand bestimmt werde.“

In gleichem Sinne hat E. Zito in seinem trefflichen Werke, „die Volkssouveraineté in ihrer wahren Gestalt“ (S. 23 fg.) sich erklärt, dessen Ansichten bei der großen Wichtigkeit der Sache hier vollständiger mitzutheilen wir uns gestatten.

„Daß alles Recht aus dem Willen kommt, ist außer Streit; es bleibt daher nur die Frage: ob seine eigentliche Quelle ein übermenschlicher, der göttliche, oder aber der menschliche, und im letztern Falle, ob es ein Ergebniß seiner wesentlichen oder zufälligen Aeußerung sei, ob es sich also auf eine nothwendige, aber freie Einkimmung der Menschen, oder auf eine bloß zufällige und willkürliche Uebereinkunft unter ihnen gründe? Fragen, die insgesammt erhoben und, nach der Verschiedenheit der jedesmaligen Ansichten, sehr verschieden beantwortet find. — Wenn der Mensch das Recht bloß empfangt, wenn es ihm also ganz und durchaus von einem fremden, obgleich höhern Willen zu Theil würde, so könnte ihm ein solches Recht allerdings ein Gebot sein, dem er sich schlechthin unterwerft, oder eine freie Gabe, die er mit Dank annehme, nimmermehr aber ein Recht, das er als Gebühr zu verlangen oder als ein selbst zu vollbringendes Werk unbedingt zu wollen hätte. Und doch liegt es ebenso unabweislich in der Natur des menschlichen Willens, als in dem Begriffe des Rechts, diesen Anspruch zu machen; gemacht aber kann er nur werden, wenn der Mensch den Berechtigungsgrund dazu in sich selbst trägt. Sollte also das Recht seinen Ursprung in dem göttlichen Willen haben und gleichwohl für den Menschen ein Recht bleiben können: müßte der göttliche Wille zum menschlichen geworden sein. Hierbei besorgen wir nun keineswegs von unsern Lesern die philosophische Deutung, den ausgesprochenen Satz rein umkehren zu dürfen, als solle durch ihn gleichsam jedwede Aeußerung des menschlichen Willens für einen Ausdruck des göttlichen erklärt werden. Vielmehr meinen wir grade das Entgegengesetzte, daß derjenige nämlich, welcher das Große und Herrliche in dem Menschen für ein Göttliches nimmt, durchaus nicht es nicht über sich gewinnen könne, das Gegentheil hiervon, also auch das Willkürliche und Falsche in ihm dafür anzuerkennen! Der ganze Gedanke, daß der göttliche Wille gewesen, der in einzelnen hochbegünstigten Naturen zuerst lebendig und wirksam geworden, dann mit der, Alles hemmenden Kraft ihres Feurgeistes die Uebrigen ergriffen, sie um sich gesammelt und zu Staatsvereinen verbunden habe, dieser natürliche Gedanke erleidet bei Manchen die wunderbare Auslegung, als sei die Gottheit entweder unmittelbar in Person unter den Menschen erschienen, oder habe doch höhere Wesen als

Genien unter sie herabsteigen lassen, um sie aus der irdischen Dumpsheit herauszureißen und mit den Indern der Kunst, der Wissenschaft und des Staates bekannt zu machen, nicht anders als ob die menschliche Seele in sich selbst unermügend wäre, ihre edelsten Keime aus sich heraus zu entfallen und dazu der Erweckung und Pflanzung durch Andere und höhere Wesen bedürfte.“

„In Allem, was wahrhaft recht ist, spricht sich also wol ein göttlicher, aber darum nicht ein fremder, sondern des Menschen innerlichster und eigenster Wille aus. Das Verhängliche, ja Gefährliche, das sich in der Verstellung Vieles nur zu leicht an diese Behauptung knüpft, und manche sogar mit der Befürchtung erfüllt, als ergäbe sie an sie wie eine Zumuthung, fortan Alles für recht erkennen zu sollen, was von irgend Jemand gemollt werden mag, beruht auf der bloßen Verwechselung des eigenen Willens mit dem Eigenwillen. Denn obgleich in beiden Ausdrücken dasselbe Beiwort sich wiederholt, wird durch die Art seiner Verbindung mit dem Hauptworte ganz derselbe Unterschied in der Bedeutung herbeigeführt, der bei den häufiger gebrauchten Ausdrücken leichter Sinn und Leichtsinns vielmehr bekannt ist. Die Natur des menschlichen Willens enthält einen doppelten Trieb, den einen sich als Theil des Ganzen zu fühlen, und in der Einheit mit diesem sich fortwährend zu entwickeln, und den andern auf Kosten eben dieses Ganzen, ja wenn es möglich wäre, auf die Gefahr seiner Vernichtung sich zu erheben und auszubreiten. Es darf Jeder nur in den eigenen Busen greifen, um die unzweideutigen Keime dieser streitenden Richtungen in sich zu gemahren. Auch wird er, wenn er ihre Bestimmung anders nicht verkennt, sie nicht zu trennen oder einen von beiden zu unterdrücken bemüht sein, sondern sie wahrhaft zu versöhnen; denn auf dem richtigen Verhältnisse dieses doppelten Strebens beruht die Reinheit und Stärke des Willens, weil nur durch den vollen Einklang beider es möglich wird, daß er beides zugleich gut und kräftig lei. Im Gegenstich ein Wille, der sich ganz selbst aufgab in dem Anstürmen an die Gesamtheit, vermöchte in Wahrheit auch für diese Nichts zu sein, er verlore ja im Angesichte des Zieles die Kraft, zu ihm zu gelangen. Bezagte er hingegen über der Sorge für sich selbst das Anstürmen an die Gesamtheit, so verschwände ihm das wahre Ziel und in ihm der unbedingte Werth seines Strebens oder die Reinheit der Bestimmung. Also selbst zu wollen ist der Charakter des eigenen Willens und in jeder Beziehung ein Lob, auch sich selbst zu wollen ist kein Lob, und gestattet eine Deutung, die mit der höchsten innern Würde eins ist; nur sich selbst mehr als alles Andere zu wollen, ist die selbststüchtige Verirrung, die wir als Eigenwillen bezeichnen. Diese Verirrung ist aber vermeidlich und sie wird vermieden, sobald der Wille des Einzelnen das allgemeine Ziel erkennt, sich für das Streben darnach selbst entscheidet und in der Gemeinschaft der Uebrigen die höchste Kraft, ja das Leben, wenn es sein muß, an seine Erreichung setzt. Je weniger der Wille des Menschen nun hierin einem fremden Antriebe folgt, je

mehr er also in dieser Richtung auf das Wesentliche, auf seine höchste weltliche Bestimmung, die eigene Kraft in besonnener Anstrengung bewährt, desto mehr ist er auch Beides zugleich, der wirkliche Wille des Einzelnen und der wesentliche Wille Aller. Aller Wille aber wesentlich ist es, daß jedes Volk auf seine eigenthümliche Weise die Menschheit darzustellen, oder sie, soweit es in dem Verlaufe seiner durch die Weltgeschichte vielfach bedingten Entwicklung geschehen kann, zu verwirklichen strebe.“

Schließlich ist hier noch der Gegensatz oder der physiologischen Entwicklungsgefahr der Idee der „Gerechtigkeit“ im Individuum zu erwähnen, wodurch zugleich jene obige Darstellung ihre Bestätigung oder Berichtigung erhält, da jedes Kind (wie Carus in seiner Geschichte der Menschheit sich ausdrückt) „ein kleiner Wilder“ ist.

In Bezug auf die früheste Entwicklung des Gefühls für Recht und Gerechtigkeit in den einzelnen Individuen steht im Allgemeinen der psychologische Satz fest, daß unter den moralischen Gefühlen im weiteren Sinne (d. h. allen denjenigen, die nicht schlechtdweg auf das Sinnliche sich beziehen, und dann in den sinnlichen oder thierischen Trieben sich offenbaren, sondern auf eine höhere, übersinnliche Ordnung der Dinge), das Gefühl für Recht und Gerechtigkeit sich sehr früh und weit eher und stärker fundirt, als das moralische Gefühl im engeren Sinne dieses Wortes. Wie sich schon im Säuglinge alle diese Gefühle offenbaren oder entwickeln, hat am sinnigsten Pestalozzi in seiner trefflichen Schrift „Wie Gertrud ihre Kinder lehrte“ gezeigt; da die betreffende Hauptstelle bereits im Artikel Gehorsam mitgetheilt ist (56. Bd. S. 150), so begnügen wir uns hier auf dieselbe zu verweisen. Allerdings findet sich auch Näheres hierüber in K. F. Burdach, Physiologie Bd. III. 1830, S. 196 ff. Dasselbst wird bemerkt, daß im Säuglinge schon nach den ersten Wochen das allgemeine sympathetische Gefühl sich zeigt („wenn er nach der Sättigung noch wacht, so thut es ihm wohl, bis zu neuem Schlafe bei einem Menschen zu sein; allmählig verlangt er es, und seine Unruhe wird nur dadurch gestillt, daß man ihn hält, trägt oder auch nur an seinem Lager sitzt“). Wie es im Anfang der Mensch nur überhaupt ist, der ihn anseht, so wird es im dritten Monate die Persönlichkeit, indem er nun die Züge der Personen, welche ihn täglich umgeben und pflegen, erkennt; wobei natürlich die Mutter oder die Amme und die Wärterin (man erinnere sich der Klissa in des Aeschylus „Kobrenopfer“ R. 745 ff.) für ihn die wichtigsten sind; wozu er nun anfängt, sich vor fremden Menschen zu scheuen. Auch äußert sich die in ihm nun gewordene Liebe als Theilnahme an fremdem Schicksale (wenn eine experimentirende Wärterin sich schlagen läßt, und sich stellt, als ob sie weinte, so weint er mit, und wenn sie ihn veranlaßt, sie zu schlagen und dann sich weinend stellt, so sucht er durch Liebkosungen sie zu besänftigen). „Zu Ende dieses Zeitraums äußert er auch schon eine Abneigung des Rechts. Er wird unruhig, wenn seine

Mutter ein fremdes Kind an die Brust nimmt und sucht es wegzuziehen, auch wenn er selbst satt ist, um sein Recht zu behaupten. So hat er auch schon ein Gefühl von der Art, wie man ihn behandelt, wobei die Ermöhnung allerdings großen Antheil hat; erkennt er, daß man aus Schwäche ihm überall nachgibt, so besteht er auf seinen Forderungen, bis ihnen Genüge geschieht, und verweigert man ihm dann etwas, so kommt er dadurch als durch eine Ungerechtigkeit außer sich; dagegen ist er empfänglich für Erkenntnis des sich Gleichbleibenden, des Gesezes und der Nothwendigkeit bei zweckmäßiger Behandlung.“

Auch der bekannte Psycholog Wundt spricht sich auf ähnliche Weise aus: „Die Kinder werden schon leicht und eher auf Recht und Unrecht aufmerksam als auf Sittlichkeit und Tugend, und wo man auch in der Welt die sittliche Tugend und Vollkommenheit nur noch dem Namen nach kennt, da hat man doch noch Interesse für Recht. Es ist dies ganz begrifflich aus dem hohen Grade des Mißfallens, was die Vernunft der Verübung des Unrechts beweisen muß, weil dieses eine der größten Verletzungen des moralischen Gesetzes ist. Ein anderer Grund mag wol auch darin liegen, daß die Uebung des Rechts auch innigst mit dem sinnlichen Interesse zusammenhängt; allein jener Grund zeigt sich in der Erfahrung doch immer am meisten wirksam, weil die Menschen in jedem Falle in der Ungerechtigkeit, selbst der Unbilligkeit ein Unwohl sehen, was dem menschlichen Wesen unangemessen, des Menschen unwürdig ist.“

Es ist, beiläufig bemerkt, vom pädagogischen Standpunkte aus eigentlich sehr zu beklagen, daß man die hierin liegenden Punkte der Natur und den Sinn für Recht und Gerechtigkeit schon in der frühesten, anerkannt für alle übrigen Lebensperioden so entschieden wichtigsten Zeit meistens gar nicht berücksichtigt und daß ihnen im Gegentheil von unverständigen Vätern und Erziehern in der Regel gradezu entgegengetrieben wird, indem diese in völliger Verkennung jenes Persönlichkeits- und Rechtsgefühls jedweder Regung desselben schlechtdweg unter die Kategorie von Eigensinn oder Eros bringen, demgemäß nur darauf ausgehen, den Willen der Kinder zu brechen und auf diese Weise das Ubrige dazu beitragen, ein jahres charakterloses Geschlecht zu bilden, über welches besonders in der neuern Zeit mit nur zu gutem Grunde, namentlich in unserm teutschen Volke und

23) Wundt, Empirische Psychologie II, 248. 23) „Es ist sehr natürlich, daß die geborenen Abweichungen von einem Gesetze eher auffallend werden, als die geringern, und es ist nicht minder zu erwarten, daß selbst die Abweichungen vom natürlichen Gesetze eher in die Thuen fallen, als die Befolgung desselben. Daraus ergibt sich, daß das moralische Gefühl überall erst an schlechten Handlungen sich ausbildet zum Haren Ausdrucks, daß das Rechte und das Unrechte sich eher bemerkt machen, als die Tugend und das Recht, welche bei vernünftiger gleichmäßigem Gange der Dinge selbst die Regel bilden; sowie denn auch jede Sünde und Geschichte der Bosheit eher einer ersten Sündenfalls und eines Unrechts erwähnt, als einer ersten Tugend und einer Rechtsübung.“

Waterlande, von mehr als einem unserer ausgezeichneten Zeitgenossen, so von Goethe, dem Freiherrn v. Stein, Niebuhr und Dahlmann gesagt worden ist“).

Sehr interessant ist auch, was Burdach an einer andern Stelle in der physiologischen Deduction der Gemüthsentwicklung in Bezug auf unsern Gegenstand näher erörtert, indem in dieser Schilderung der Entwicklung des Gefühls für Recht und Gerechtigkeit im Kinde gleichsam eine Silhouette zugleich von der Entwicklung jenes Gefühls im Vollerleben im Großen gegeben ist. Er geht von der auch von andern Psychologen und Pädagogen allgemein anerkannten Thatfache aus, daß in der frühesten Periode der Egoismus oder die Selbstigkeit noch beinahe ganz das sittliche Gefühl überwiegt, was auch als ganz natürlich angesehen werden muß, da, wie die Natur irgendwo sagt, eben jeder Mensch als ein ego erschaffen ist und das Kind erst in sich erstarken und Alles auf sich beziehen muß, ehe es sein Ich in einer höhern Beziehung auflassen oder einem Gebote oder einer Idee unterordnen kann. „Es hat noch kein allgemeines Mitgefühl, übt Gewaltthaten an Thieren und ist um so härter gegen sie, je weniger sie dem Menschen ähnlich sind; es strebt seinen Willen durchzuführen, da es für Gegengründe noch unempfänglich ist und setzt allen Hindernissen seinen Eigensinn entgegen; es hat noch keinen Begriff vom Rechte Anderer und sucht ohne Unterschied, was ihm gefällt, an sich zu reißten. So an der Erziehungslinie von Gutem und Bösem wandelnd, ist es durch die Einrichtungen der Natur so gestellt, daß seine Härte nicht zur Grausamkeit, sondern zur Kraft, seinen Eigensinn nicht zum Troge, sondern zur Freiheit, seine Beschäftigung nicht zur Habsucht, sondern zur Erwerbsthätigkeit entwickelt. Denn wie Alles nur in sinnlicher Form sein inneres Leben errichtet, so tritt endlich das Gebot der Sittlichkeit personifizirt in den Vätern vor seine Seele. Das Kind hat die erste Freude des Lebens an der Brust der Mutter geschmeckt, fortwährend durch ihre Pflege wohlthätige Empfindungen genossen und hat eine Anhänglichkeit an sie gewonnen, welche bei fortfortschreitender physischer Entwicklung zu immer tieferer Liebe wird; in dem Vater aber erkennt es neben der wohlwollenden Gesinnung den Ernst und die Macht und sieht Achtung gegen denselben. Nun stößt ihm die Liebe Milde, die Achtung Gehorsam ein. Schon durch den Nachahmungstrieb bestimmt und um der Mutter, die ihm stets wohlthat, gleich zu sein, gibt es von dem, was es erlangt hat, den Vätern, nicht so leicht den Geschwistern, freut sich über seine Selbstüberwindung, ist stolz darauf und erwartet Lob und Liebesförmung, denn es will erfreuen und Dankbarkeit sehen und schmeckt so zuerst die Freude des Wohlthuns. Um die Liebe der Mutter nicht zu verlieren und die Abwendung des Vaters zu vermeiden, unterwirft es sich ihrem Gebote; hat es gefehlt, so erwacht bei ihrem Anblicke das Gewissen und es entsteht ein Kampf in ihm zwischen der Furcht

für Beschämung und Strafe und dem Streben, sich des lastenden Bewußtseins der Schuld durch das Bekenntniß zu entladen. Die Strafe selbst wirkt auf sein sittliches Gefühl wohlthunend ein, indem sie ihm einerseits als notwendige Folge der That, als unerlässliche Uebung der Gerechtigkeit, andererseits durch Liebe, welche versöhnend zwischen Schuld und Gerechtigkeit tritt, gemildert erscheint; denn es macht Anspruch auf Billigkeit und Schonung, und wird empört, wenn das Recht zu streng an ihm geübt wird, auch will das erwachende Ehrgefühl nicht verletzt sein, und Fremde sollen die Bestrafung nicht erblicken, noch weniger aber Zeugen derselben sein. — Das zweite Moment ist der Trieb zur Geselligkeit, welcher, zunächst auf sinnliche Lust gerichtet, ein sympathetisches Gefühl zum Grunde hat und die Sittlichkeit entwickelt. Das Kind ist durch die Sprache in Verkehr mit den übrigen Menschen getreten, sodas es durch Worte zu erfreuen und zu betrüben ist. Es will gefallen und geliebt sein, aber in solchem Verkehr unmittelbaren Genuß finden und so spielt es nicht mehr gern allein wie früher. Wie es beim Herannahen bleibend wird und eine gewisse Scheu vor Fremden annimmt, als ob es seine Schwäche fühlte und sie zu verrathen fürchtete, so ist es auch beim Zusammenreffen mit andern Kindern in den ersten Momenten schüchtern; doch bald wird die Selbstigkeit und das Vertrauen durch Sympathie und Lust an dem Genuß seines Sieges und es beginnt das Spiel, in welchem sich das gesellige Verhältniß gestaltet. Nach kurzer Eintracht äußert sich die Ungebundenheit, indem jede Kraft ihre Richtung verfolgt: Jedes will seinen Willen behaupten, will das Beste haben, den ersten Platz einnehmen und das Spiel geht aus einander, indem der Schwächere den Stärkern zieht. Bei neuem Zusammenreffen lernt das Kind dem Willen des Stärkern oder der Klügern oder der Mehrheit sich unterordnen, um nicht von dem Spiele ausgeschlossen oder schimpflich gemishandelt zu werden, und der frühere Streit um den Besitz wird durch die Einsicht gelöst, daß nur dem, welcher ein Ding zuerst bemerkt, oder ergriffen und besessen hat, ein Recht darauf zukommt. Und so findet im Conflitte der Kräfte der Egoismus seine Schranken. Das Kind lernt auf diese Weise durch Erkenntniß eines höhern Zwecks dem Gesehe der Nothwendigkeit sich unterwerfen, da ihm früher die Selbstbeherrschung ganz fremd war; hatte es zuvor bloß begehrt, so gewinnt es bei der Entwicklung der Urtheilskraft Willen, der im Bewußtsein der Kraft, namentlich der freien Entscheidung und des Sprachvermögens sich sowohl im erweiterten Umfange seiner Richtungen als auch in der Bestimmtheit derselben steigert.“

„Dem Kinde ist eine höhere Selbstigkeit, Festigkeit der Begehrungen und Ungeduld eigen; bei seinem lebendigern Selbstgeföhle verachtet er alle Schwäche, achtet nur die Kraft, ist stolz, dreist, bestrebt gegen Kampf und Gefahr und zeigt bei seinem Muthwillen und seinen Reckereien oft eine gewisse Gemüthslosigkeit und Mangel an Barmherzigkeit, da Alles an ihm nur männlich sein und

24) Man findet die bezüglichen Stellen in extenso mitgetheilt in *Erziehler's* Zeitschrift. 3. Ausg. S. 12 ff.

H. Gessell. 1. Bd. 2. 2. Aufl. S. 27.

Thatkraft athmen soll. Eine edlere Richtung gewinnt er, indem bei seiner Vorliebe für das Große, Starke, Stattliche, die Ideale von Tapferkeit und Großmuth vor seine Phantasie treten und ihn bestimmen, in seinem kleinen Kriege den Beschüger des fremden Rechts und den Rächer des Frevels zu spielen; so verkörpert die sinnliche Phantasie die Idee, welche die Vernunft noch nicht in ihrer Reinheit erfassen kann und stellt sie in concreten Bildern dar, durch welche sie gleichwohl in der Seele einheimisch wird. Auch steigert sich das Ehrgefühl: der Knabe erhebt beim Lobe wie beim Tadel, indem er sich bei jenem in seinem heimlichen Streben nach Beifall ertappt sieht; er will übrigens nicht für unwerthig gehalten, nicht als Kind behandelt werden; auch macht er wol schon die bürgerlichen Vorzüge seiner Familie geltend, wenn nicht ein höheres Gefühl eigener Kraft ihn dies verschmähen lehrte.“

Dass in dem Knaben das Rechtsgedühl ganz besonders lebendig ist, deutet auch Herder an“): „Ihne einem Andern Unrecht, er fühlt es inniger, als es ein Mann fühlen wird, der mit deinem falschen Urtheile zugleich den Grund oder Ugrund desselben sieht und überblickt.“

Die nähere Entwicklung, wie im männlichen Alter die Idee der Gerechtigkeit das bewegende Princip im Leben der gebildeten Völker ist und ihre Realisirung als der höchste, wenn auch nicht alleinige Zweck des Staatslebens, „die Idee das Unrecht zu bekämpfen die Lieblingsidee jedes braven Mannes“ ist“), bedarf wol keiner weitläufigen Auseinandersetzung. Am treffendsten und in den eindringlichsten Ausdrücken hat sich über diesen Hauptpunkt der berühmte Criminalist Feuerbach in seiner Antrittsrede bei Gelegenheit seiner Einführung als erster Präsident des Appellationsgerichtes für den Regatskreis (diese Rede erschien gedruckt Nürnberg 1814 und später in Feuerbach's A. L. E. Schriften I. S. 123, auch in Schönlank's Deutschem Juristenpiegel 1842. S. 3 fg.) ausgesprochen; es sei daher gestattet, hier wenigstens einige Hauptsätze daraus anzuführen: „Gerechtigkeit: ein Name, auszusprechen mit jenem Gefühle der Ehrfurcht, womit allein das Höchste und Heiligste von sterblichen Lippen genannt werden darf! — Sie: die Staatsengränderin, die alles Erhaltens! Die Beschügerin des menschlichen Geschlechts und alles dessen, was der Menschen Kraft an Wahren, Gutem und Nützlichem erstehen und erlangen mag! Sie: als innere Tugend die erste, ohne die keine andere zu denken ist; als Ordnung der äußeren Verhältnisse des Lebens die höchste, ehrwürdigste Gewalt, welcher alles Andere sich dienend unterordnet, auf welche alles Uebrige als bloßes Mittel auf seinen letzten Zweck sich beziehen muß, durch welche alles

Haben und Besitzen, jede andere Anstalt, jede noch so glänzende Einrichtung, deren sich Staaten und Völker rühmen mögen, gleichsam erst geweiht und geheiligt werden muß, wenn nicht all diese Herrlichkeit als ein halb wesensloses Gut erst im Staube liegen und dann selbst in Staub zerfallen soll!“

— — — „Das anerkannt Eine, Allgemeine und Nothwendige, ohne welches keinerlei Gemeinschaft unter den Menschen möglich, kein bürgerlicher Verein selbst nicht in bloßer Einbildung zu denken ist; die Gerechtigkeit, womit, noch ehe Staaten wurden, die Natur schon ihren ersten König, den Hausvater ausgrüßte, das heilige Band, welches den freien Bürger unter seinen Fürsten und Obergkeiten, den in der Wüste schweifenden Beduinen unter seinem Emir, selbst den mercenarischen Untertban-Knecht unter seinem Gewalttherrscher zu Pflicht und Gehorsam einigt; die Gottheit, welche Menu's Gesetz (Hindu Gesehbuch oder Menu's Verordnungen VIII. Art. 12 fg.) dem Indier als die große Freundin nennt, die den Menschen von der Wiege bis zum Scheiterhaufen geleite und ihn bewache, wenn alle andern Wächter schlafen; die höchste Pflicht, zu welcher selbst der bluttriefende Timur sich bekannte, welche gegen die Feinde edel und treu erfüllt zu haben, er von sich selbst als den höchsten Beweis seiner Regenteneigenschaft rühmte (in seinen Denkwürdigkeiten: Instituts de Tamerlan, proprement appelle Timour, par Langlet. [A Paris 1481.]); dieses Eine und Allgemeine, bei dessen Namen an der Themse wie am Niler und am Ganges jede Brust sich erweitert, jeder Geist sich erhebt, — es ist die Gerechtigkeit und jene Gewalt, durch welche sie besteht und geltend wird! Die Anstalten, in welchen die Gerechtigkeit gleichsam verkörpert erscheint, durch welche sie die Staaten erhält, die Throne schützt, die Bürger sichert, sind — die Gerichte!“

Allgemein ist man auch vom Standpunkte der Ethik darüber einverstanden, daß die Gerechtigkeit nach dem griechischen Spruchworte, der Inbegriff“ oder nach dem Aristoteles (Eth. Nic. V. 3, vergl. Eth. ad Eud. IVth), „die erste und vorzüglichste aller Tugenden“ ist, von der ebenfalls schon ein alter Dichter rühmte (f. Aristot. a. a. D.), daß

„Nicht des Hekereus Glanz und nicht des Morgensterns
Gleiche Bewunderung erregt.“

Lebensfalls ist sie für das politische und somit für das ganze irdische Leben die allerwichtigste. Denn wie Kant (Pädag.) sagt: „das Recht ist Gottes Rufgepfel auf Erden!“ „Wenn die Gerechtigkeit untergeht, so hat es keinen Werth mehr, daß Menschen auf Erden leben!“ So auch unser Dichter (im Demetrius):

„Es ist die große Sache aller Staaten
Und Kronen das Gesetz, was Rechts ist,
Und Jedem auf der Welt das Seine werden;
Denn da, wo die Gerechtigkeit regiert,
Da freut sich Jeder seines eignen Erbes,
Und über jedem Haupte, jedes Thron
Schwebt der Vertrag wie eine Eberknecht.“

25) Burdach legt dann noch hinzu: „Dem Knaben erscheint die weibliche Sanftheit als schwächliche Schwäche, die Unbeständigkeit und Unzuverlässigkeit der weiblichen Natur ist ihm jüdischer: er fürcht das Mädchen oder nach es und läßt seinen Willkürwille an ihm aus, aber ein ritterlicher Sinn bestimmt ihn, das Bekrängte zu schützen.“ 26) Schönlank S. 18. 27) Fr. Balzisch, Polit. Brief. S. 15.

„ — — — Gerechtigkeit
 heißt der Herrsche von des Morgenlandes,
 Wo Alles eines, eines Alles hält,
 Wo mit dem Einen Alles fñrt und hält.“
 (Dr. K. H. Scheidler.)“)

Gerechtigkeit, die äusserliche } f. Gerechtigkeit
 Gerechtigkeit, die bürgerliche } des Glaubens.

GERECHTIGKEIT CHRISTI (die). Dieser christlich-dogmatische Begriff hat seine Wurzeln in der Bibel und neben einer mehr allgemeinen auch eine engere, nämlich speziell auf die Rechtfertigungslehre bezügliche Bedeutung, wovon die letztere mit dem Auftreten der Paulinischen Theologie anhebt, während die erstere aus den alttestamentlichen Weissagungen auf das Gebiet der jüden-christlichen Theologie der Synoptiker u. f. w. sich hinüberzieht, obgleich sie nicht ohne Enhaltspunkte in jener ist. Mit der Herrschaft der Paulinischen Theologie und theologischen Terminologie hat der allgemeine Begriff der Gerechtigkeit Christi, welche aus *justitia Christi* personalis im Gegensatz zu der *meritoria* genannt wird, z. B. noch bei Reinhard, sich fast vollständig in den näher bestimmten, speziellen zusammengezogen, so daß er für die gegenwärtige christliche Glaubenslehre fast ausschließlich in Betracht kommt. Als solcher hat er in der christlichen Dogmengeschichte zwar stets seine Bedeutung behalten, ist aber an und für sich selten Gegenstand selbständiger und nur auf ihn bezüglicher theologischer Controversen geworden, indem darüber, was die Gerechtigkeit Christi sei, eigentlich kein Streit stattfinden konnte, wegen sie in der Modifikation des meritoriam Christi oder der obedientiam Christi allerdings zum Gegenstande weitergreifender Polemik gemacht wurde. Wenn es daher auch erforderlich erscheint, die biblischen Grundlagern des Dogma's in ihren Hauptstellen vollständig darzulegen, so genügen doch für die spätere Dogmengeschichte einzelne Exemplificationen.

Von den alttestamentlichen sedes dogmaticae in den messianischen Weissagungen verdient zunächst hervorgehoben zu werden die Stelle Jes. 11, 4 u. 5, welche (nach der Uebersetzung von der Vette, die wir auch bei den folgenden Citaten meist zu Grunde legen) lautet: „Er — das personifizirt gedachte Reis vom Stamme Jsaï's — richtet mit Gerechtigkeit (רְחוּמִים) die Armen und beschneidet mit Willigkeit (רַחֲמִים) die Glieder im Volke;.... Gerechtigkeit (רְחוּמִים) ist der Gurt seiner Hüften und die Treue der Gurt seiner Lenden.“ Es ist ausdrücklich zu betonen, daß hier nicht die Rede sei von derjenigen Gerechtigkeit Christi, welche in der christlichen Erlösungslehre ihren Platz gefunden hat, sondern vielmehr von der *justitia judicialis* oder *forensis* des messianischen Königs, resp. des zum Weltgericht wiederkommenden Christus, sofern nämlich die christliche Dogmatik für diese Lehre auch auf dieses Citat sich beruft. Mit größerem Rechte kann als ein alttestamentliches dictum probans für die Gerechtigkeit Christi innerhalb der altkirchlichen Versöhnungslehre Jerem. 23, 5 u. 6

gelten, wo es heist: „Siehe, es kommen Tage, da ich (Jahve) aufkommen lasse von David einen gerechten Sproß (רֹאשׁ צְדָקָה), der als König regiert mit Wahrheit, und Recht und Gerechtigkeit (רְחוּמִים וְצֶדֶק) übet im Lande. Zu seiner Zeit wird Juda beglückt werden, und Israel sicher wohnen; und dies ist der Name, mit dem man ihn nennen wird: Jahve unser Gerechtigkeit (רְחוּמִים).“ Dieses letzte Wort wird zwar durch die Vette und Andere durch „Hil“ übersetzt, ein Begriff, welcher durch den hebräischen Ausdruck nicht ausgeschlossen ist; allein die altkirchliche Dogmatik hat ein Recht auch auf den wörtlichen Ausdruck, der freilich noch weit davon entfernt ist, die dem Gläubigen angerechnete Gerechtigkeit des Messias zu bezeichnen. Dasselbe gilt von Jerem. 33, 16, was lediglich eine Wiederholung von Jerem. 23, 6 ist. Außerdem haben die altkirchlichen Dogmatiker, besonders bei den Protestanten, auch Jes. 53, 11 als eine Beweisstelle für die dem Gläubigen zu Gute gerechnete Gerechtigkeit Christi benutzt. Sie handeln von dem „Knecht Jahve's“, dessen Deutung auf den zukünftigen leidenden Erlöser freilich die neuere Exegese nicht überall anerkennt, und lautet: „Durch seine Weisheit wird Viele gerecht machen (רְחוּמִים) mein gerechter (צַדִּיק) Knecht, und ihre Vergehungen wird er tragen.“ Erregt man die in dem ganzen 53. Kapitel des (Pseudo-)Isaia durchgeführte Idee des stellvertretenden Thuns und Leidens des Knechts Jahve's, welche nur von der Befangenheit verkannt werden kann, sowie das unbestreitbare Recht, welches die orthodoxe Auslegung hat, dieses Kapitel als eine Weissagung auf den Messias zu beziehen, so wird diese Stelle als das schlagendste alttestamentliche dictum probans für die dem Frommen zugerechnete Gerechtigkeit Christi erklärt werden müssen, wobei für die spätere Ausbildung des Dogma's, besonders in der protestantischen Kirche, der Umstand nicht außer Acht zu lassen ist, daß diese Stelle den Knecht Jahve's seine Leiden aus Gehorsam gegen Gott tragen läßt. Andere merkwürdige Aussprüche im alten Testamente, wie Sach. 9, 9, wo der kommende König „gerecht“ (רְחוּמִים) genannt wird, sind zwar durch die orthodoxe Dogmatik auf die freisichliche Gerechtigkeit Christi bezogen worden, können aber hier, wo es sich um beweissträchtige Zeugnisse handelt, auf sich beruhen bleiben. Sie gehören in dieselbe Kategorie wie Jes. 11, 4 u. 5.

Von den neutestamentlichen Stellen, in welchen Christus „gerecht“ genannt oder ihm Gerechtigkeit zugesprochen wird, mögen folgende angeführt werden. Matth. 3, 15 spricht Christus: „Also gehübet es mir, Alles Gerechtigkeit (δικαιοσύνη) zu erfüllen.“ d. h. Alles, was gerecht oder recht, d. h. so ist, wie es sein soll. Matth. 27, 19 läßt dem Pilatus seine Frau sagen: „Habe du Nichts zu schaffen mit diesem Gerechten“ (τοῦ δικαίου), d. h. mit diesem frommen Manne, der nichts Strafwürdiges verbrochen hat. Apostelgesch. 3, 14 nennt Petrus Christum den „Heiligen und Gerechten“ (ἁγίου καὶ δικαίου), desgleichen Apostelgesch. 7, 52 Stephanus den „Gerechten“ (τοῦ δικαίου), desgleichen Apostelgesch. 22, 14 Paulus, dessen Worte indessen an

28) Bzgl. den Titel Gerechtigkeitsgefühl.

dieser Stelle keine Andeutung darüber enthalten, daß darunter die spezifische Gerechtigkeit Christi zu verstehen sei. Enthalten diese Zeugnisse im Wesentlichen nur die allgemeinen Prädicata jener alttestamentlichen Gerechtigkeit, welche der Inbegriff der Frömmigkeit und Heiligkeit, resp. des Gehorsams gegen Gott ist, so kann dagegen 1 Joh. 2, 1 ein Uebergang zu der Lehre des Paulus in dessen Briefen gefunden werden, sofern hier die Entsündigung in eine Causalverbindung mit der Gerechtigkeit Christi gebracht ist, indem der Apostel sagt: „Und so jemand sündigt, so haben wir einen Beistand bei dem Vater, Jesum Christum den Gerechten“ (δικαιωσιν). Noch deutlicher tritt die stellvertretende Gerechtigkeit Christi in der Stelle 1 Petr. 3, 18 heraus: „Christus litt ein Mal um unserer Sünden willen, ein Gerechter für Ungerechte“ (δικαιωσιν ἑνὶ ὁρίῳ), obgleich *ἐν* auf sich nicht soviel als *ἀντὶ* ist. Sofern die Gerechtigkeit Christi dessen persönliche moralische Vollkommenheit bezeichnet, fällt sie mit der Sündlosigkeit zusammen, auf deren Begriff und Literatur (wobin vorzugsweise die Schrift von Ullmann gehört: „Die Sündlosigkeit Jesu“) hier nicht weiter eingegangen werden kann.

Der biblische Hauptstich des Dogma's von der dem Glauben durch Gott zugerechneten Gerechtigkeit Christi ist Röm. 3, 18, besonders nach der Lutherischen Uebersetzung: „Wie nun durch Eines Sünde (δι' ἑνὸς ἀναπαύματος) die Verdammnis über alle Menschen gekommen ist: also ist auch durch Eines Gerechtigkeit (δι' ἑνὸς δικαιώματος) die Rechtfertigung des Lebens über alle Menschen gekommen.“ Die neueren Exegeten fassen zwar diese Stelle etwas anders auf, indem sie übersetzen: „Wie durch Ein Vergehen es für alle Menschen zur Verdammnis griedieth (auszuschlug), also durch eine gerechte Handlung für alle Menschen zur Rechtfertigung des Lebens;“ allein das Dogma, daß durch eines Einzigen Gerechtigkeit (wörtlich: gerechte Handlung, als welche man vorzugsweise den Tod Christi gelten lassen muß) alle Sünder die Rechtfertigung empfangen haben, bleibt auch dann noch unangefastet stehen. Und obgleich hier weder das *δικαίωμα* näher bestimmt, noch ausdrücklich gesagt ist, daß Christi Gerechtigkeit als vollkommener Gehorsam dem an ihn Glaubenden als eigene Gerechtigkeit angerechnet werde, wie dies die ausdrückliche Fassung der späteren Kirchenlehre ist, so ergibt sich dennoch dieser Sinn bei der Zuhilfenahme anderer Paulinischer Aussprüche, namentlich in demselben Briefe. So heist es z. B. Röm. 1, 17: „Gerechtigkeit Gottes wird in ihm (Christo) geoffenbart aus dem Glauben für den Glauben, sowie geschrieben steht: „der Gerechte wird durch Glauben leben.“ Denn der Glaube ist hier kein anderer als der Glaube an die in Christo geoffenbarte Gerechtigkeit Gottes, mithin auch an Christus, als die Manifestation der Gerechtigkeit Gottes. Wenn man damit andere Paulinische Lehrsätze zusammenhält, z. B. 1 Kor. 1, 30: „Durch ihn aber seid Ihr in Christo Jesu, der uns Reichtum geworden ist von Gott und Heiligung und Erlösung,“ so hat man freilich auch so noch nicht in formeller Fassung das erwähnte spätere kirchliche Dogma,

allein dasselbe ergibt sich hieraus und aus der Paulinischen Gerechtigkeit des Glaubens zum Mindesten als eine natürliche Consequenz, namentlich wenn überhaupt die Genugthuung resp. Stellvertretung Christi biblisch begründet ist, wie sie es in der That ist, was näher nachzuweisen, ebenso wenig hierbei gehört als der Beweis, daß Paulus trotz seiner Substitutionstheorie von jedem Eingehen die Erfüllung der göttlichen Gebote resp. die eigene faktische und praktische Gerechtigkeit als Bedingung der Erlösung und Seligkeit fordert. Daß Christus gerecht resp. der Gerechte sei, oder Gerechtigkeit habe, konnte selbstverständlich in der christlichen Glaubenslehre nie strittig sein, auch nicht eigentlich, worin sie besteht, sondern im Wesentlichen nur die Beantwortung der Frage: ob und wie sie sich dem Menschen zur Seligkeit helfe, worauf die kirchliche Antwort ist, daß sie dem Menschen als eigene Gerechtigkeit angerechnet werde. Wird nun dem Gläubigen das ganze Verdienst Christi zu Gute gerechnet, so ist nothwendig darin auch seine Gerechtigkeit inbegriffen, welche oft gradezu aus seinem Verdienste überhaupt gleichgesetzt wird. In ihrer streng wörtlichen Fassung, abgesehen von Consequenzen und Combinationen, kam als Bibel- lehre nur die hingestellt werden, daß die Sünder durch Christi Gerechtigkeit gerecht geworden sind; allein nach der einen Seite hin ergeben andere, namentlich Paulinische Dicta, daß Christi Verdienst, folglich auch seine Gerechtigkeit, dem Menschen von Gott angerechnet werde, während nach der anderen Seite hin ebenso wol derjenige Causalactus biblisch begründet ist, wonach Christi Gerechtigkeit auf dem natürlichen Wege der Belehrung, der Ermahnung, des angestauten und aufgenommenen Vorbildes u. s. w. einwirkt. Steht die biblische Lehre fest — und sie steht als solche fest, — daß die Sünder um des Glaubens an Christum willen gerechtfertigt werden, so mußte es nahe liegen, Vermittelungen aufzusuchen, und als eine solche bot sich nach Analogie der alttestamentlichen Opfer auch die der Anrechnung der Gerechtigkeit Christi dar, die ja überhaupt nur ein Moment der Stellvertretung resp. diese selber ist. Die nähere Ausführung auf biblischen Boden gehört in die Lehre von der Veröhnung oder Rechtfertigung oder Satisfaction, sowie von dem Glauben und der Person Christi.

Obgleich die Rechtfertigungslehre in der geschichtlichen Entwicklung der Dogmen begrifflicher Weise einen höchst bedeutenden Ploß einnimmt, so tritt doch vor der Reformation das spezielle Dogma von der Gerechtigkeit Christi nirgends als besonders controvers auf, selbst nicht in den Streitigkeiten der orientalischen Kirche über die zwei Naturen in Christo. Daß Christi Gerechtigkeit dem Gläubigen als die eigene angerechnet, resp. daß Christus stellvertretend für die Sünder als Gerechter von Gott angenommen und dadurch dessen Gerechtigkeit genug gethan werde, stand in dieser Allgemeinheit schon lange vor der Reformation fest. Aber erst jetzt erhoben sich einige weitergreifende Differenzen, und zwar nicht sowohl zwischen den Katholiken

und Protestanten (soweit es auf den Ausdruck „Gerechtigkeit Christi“ ankommt, obgleich der Sache nach der Gegensatz zwischen der mehr innerlich mitgetheilten — katholische Lehre — und der mehr äußerlich zugespprochenen Gerechtigkeit — protestantische Lehre — bestand), als vielmehr zwischen den verschiedenen protestantischen Parteien. Namentlich verteidigte Andr. Osiander (Prof. in Königsberg, gest. 1552) gegen die orthodoxe Kirchlehre, welche die ganze gott-menschliche Persönlichkeit Christi einsetzt, den Satz, daß Christus nur nach seiner göttlichen Natur unsere Gerechtigkeit geworden sei. In seiner Confess. M. 3. p. 93 sagt er:

„Diserte et clare respondeo, quod secundum divinam suam naturam sit nostra iustitia, et non secundum humanam naturam, quamvis hanc divinam iustitiam extra ejus humanam naturam non possumus invenire, consequi aut apprehendere; verum quam ipse per fidem in nobis habiat, tum affert suam iustitiam, quae est ejus divina natura, secum in nos, ac si esset nostra propria, immo et donatur nobis maneatque ex ipsius humana natura tamquam ex capite etiam in nos tamquam ipsius membra.“

Ein bestigter Gegner war Franz Stancarus (gest. 1574 in Polen), dessen Lehre aber als Rechtsianismus sowohl von Protestanten (in der Formula Concordiae) als auch von Katholiken (Bellarmin) verurtheilt ward. Vergl. Bigand: „De Stancarismo et Osianismo“, 1583. — Auch hier muß wiederholt werden, daß dieser Streit über die iustitia Christi, wobei sich Osiander durch sie, „donatur“ offenbar dem Katholicismus, wenn auch wider Willen, näherte, wie so mancher andere, eng damit verwandte Streit, z. B. über die obedientia Christi activa et passiva, im Grunde nur eine von den vielen Variationen auf das Thema der Frage ist: Wie Christus die Menschen erlöse. Die Gerechtigkeit Christi, entweder in dieser Form oder in der Form des meriti oder in der Form der obedientia oder auch in allen diesen Formen, ist daher überall im Spiele, wo überhaupt die Erlösungs- oder Rechtfertigungslehre verhandelt wird, und läßt sich aus dieser Umgebung nicht so rein wie andere Dogmen herausfächeln.

Die symbolischen Bücher der protestantischen Kirche berühren die iustitia Christi (von welcher spätere Kirchlehrer, z. B. Baumgarten, das meriti et gratiae trennen, indem sie jene als iustitia Christi personalis bezeichnen) zumeist in den Lehrabschnitten von der Rechtfertigung. Die augsbургische Confession hat zwar keinen besonderen locus hierüber, allein dem Sinne nach enthält sie die Sache demnach, z. B. im Artikel „De justificatione“, wo es unter Anderem heißt: „Hanc fidem (nämlich in Christum, „qui sua morte pro nostris peccatis satisfecit“) imputat Deus pro iustitia coram ipso.“ Dagegen ist in der Apologie erpess von ihr die Rede, und zwar in dem Artikel „De justificatione.“ II. p. 125: „Justificare vero hoc loco (Röm. 5, 1) forensi consuetudine significat reum absolvere et pronuntiare iustum, sed propter alienam iustitiam, videlicet Christi, quae aliena iustitia communicatur nobis per fidem.“ Dasselbe, nur in weiterer Ausführung und Definition,

enthält die Concordienformel an mehreren Stellen des Artikels „De iustitia fidei“ in der Solida declaratio, z. B. p. 684: „Iustitia illa (Christi), quae coram Deo fidei aut credentibus ex mera gratia imputatur, est obedientia, passio et resurgitio Christi, quibus ille legi nostra causa satisfecit et peccata nostra expiavit.“ Oder Solid. declar. p. 687: „Ad justificationem necessaria sunt gratia Dei, meritum Christi et fides, quae haec ipsa Dei beneficia in promissione Evangelii amplectitur; quae ratione nobis Christi iustitia imputatur, unde remissionem peccatorum, reconciliationem cum Deo, adoptionem in filios Dei et haereditatem aeternae vitae consequimur.“ Außerdem darf als eine Hauptstelle ebenda angeführt werden: „Credimus, docemus et confidemur, quod Christus vere sit nostra iustitia, sed tamen neque secundum solam divinam naturam, neque secundum solam humanam naturam, in sola videlicet obedientia sua, quam patri ad mortem usque absolutissimam Deus et homo praestitit, et quae nobis peccatorum omnium remissionem et vitam aeternam promeruit.“ — eine Darstellung, in welcher unter der obedientia Alles, was Christus für die Menschen gethan hat, mit Einschluß der passio und der mors, welche oben von der obedientia getrennt waren, verstanden wird, sobald die obedientia die iustitia ist. Zur Milderung der theoretischen Schärfe jener Sätze wird indessen hinzugefügt: „Quare vera et salvans fides in iis non est, qui contritione earent, et propositum in peccatis pergerendi et perseverandi habent.“ — Ähnlich, fast ganz gleichlautend, ist das Dogma in den übrigen reformatorischen Bekenntnisschriften dargestellt. So sagt z. B. der heidelberger Katechismus in der 40. Frage: „Mihl perfecta satisfactio, iustitia et sanctitas Christi imputatur ac donatur, . . . quasi cum obedientiam, quam pro me Christus praestitit, ipse perfecte praestitissim,“ nur mit dem Unterschiede, daß die Lutheraner von der Zeit der Concordienformel sich mehr wie die Schweizer davor hüten, die angemerkte Gerechtigkeit Christi zugleich als eine real mitgetheilte aufzufassen, um dadurch nicht des Katholicismus verdächtig zu werden. So würde z. B. die strengen Lutheraner in diesem Bewußtsein sich kaum des donatur des heidelberger Katechismus oder des communicatur der Apologie bedient haben. Auch in der näheren Bestimmung der iustitia Christi ist die schweizerische Reformation weniger genau, wie dies aus obiger Stelle des heidelberger Katechismus hervorgeht, welcher neben ihr noch die satisfactio et sanctitas als gleichberechtigt und verschieden bezeichnen läßt. Aber auch in der lutherischen Kirche finden sich engere und weitere Begriffsfassungen der iustitia Christi.

Die hierher gehörigen Decrete des tridentiner Concils (vergl. den Artikel „Gerechtigkeit des Glaubens“) sprechen nicht sowohl von der dem Menschen imputirten Gerechtigkeit, als vielmehr von dem denselben mitgetheilten Verdienste Christi, z. B. Decret. III: Non

omnes mortis ejus beneficium recipiant, sed si dumtaxat, quibus meritum ejus passionis communicatur. Das Decretum VII behauptet, der Mensch erlange nicht bloß die exterior forma justitiae Christi (die protestantische Anrechnung und daher äußerlich juridische Zurechnung), sondern auch die interior forma, d. i. die wirkliche Mittheilung (infusio), und Decretum XVI sagt ausdrücklich: „Christum, tanquam caput in membra et tanquam vitis in palmites, in ipsos justificatos jugiter virtutem infundere,“ womit zu vergleichen sind die weiteren Worte desselben Decrets: „Eam, quae justitia nostra dicitur, quia per eam nobis inhaerentem justificamur, illam tandem Deo esse, quia a Deo nobis infunditur per Christi meritum.“

Die in dem Vorstehenden beispielsweise erwähnte Lehre der einzelnen christlichen Confessionen von der dem Menschen wegen des Glaubens durch Gott zugerechneten oder mitgetheilten Gerechtigkeit Christi, welche jedoch der näheren Definition ermanget, hat bis jetzt ihre volle kirchenrechtliche offizielle Geltung, aber in dem Volksempfinden, soweit sich dieses überhaupt um dergleichen Theorien kümmert, und in den Privatarbeiten der Theologen manche Modificationen, zum Theil die volle Negation erfahren, namentlich da, wo die ganze Lehre von der Stellvertretung und Genugthuung Christi verworfen worden ist. Offenbarachtet hat auch in diesen Kreisen die Gerechtigkeit Christi immer noch eine Bedeutung, wenn auch unter einem andern Gewand, wie unter dem der impeccabilitas oder impeccantia, als ein moralisches Attribut der Person, freilich nicht als ein dem Menschen zugerechnetes Verdienst. Dagegen ist es von der seit den letzten Jahren wieder auflebenden kirchlichen Gläubigkeit in ihren dogmatischen Schriften und Tractaten, auf der Kanzel und dem Katheder überall wieder stark betont worden, daß man „die Gerechtigkeit Christi gläubig ergreifen“ müsse. — Auch die Polemik zwischen den einzelnen Confessionen, namentlich zwischen den Katholiken und Protestanten, hat das Dogma, freilich überall in Verbindung mit der Rechtfertigungs- und Erlösungstheorie überhaupt, wiederholt zur Sprache gebracht, z. B. Möhler in seiner „Symbole“ (1. Aufl., 1832), worin er unter Anderem die protestantische Lehre von der außerlich, durch einen Justizspruch Gottes, dem Menschen zugerechneten Gerechtigkeit Christi angriff. Von seinen Gegnern sei nur Einer der bedeutendsten angeführt, Chr. Baur in der 1834 erschienenen Schrift: „Erwiderung auf Hrn. Dr. Möhler's neueste Polemik gegen die protestantische Lehre und Kirche.“ Derselbe sagt hier z. B., und zwar nicht sowohl von dem Standpunkte seiner individuellen Ueberzeugung, als vielmehr von dem der Dogmengeschichte: „Die Gerechtigkeit Christi ist zwar allerdings an sich oder objectiv außerhalb des Menschen, aber sie ist zugleich auch eine innere, in das Innere des Menschen selbst gesetzte, durch die Vermittelung des rechtfertigenden Glaubens, durch welchen die Gerechtigkeit Christi zur Gerechtigkeit des Menschen wird oder ihm imputirt wird.“ Ähnlich, also mit einer leisen Concession an die katholische Lehre, z. B. auch Ritsch

in seinem „System der christlichen Lehre,“ 4. Ausg. §. 147. S. 284 ff.

Eine eigene und eigentliche Literatur von irgend Epoche machender Bedeutung hat die Gerechtigkeit Christi nicht aufzuweisen. Das Dogma ist in der mehrfach citirten Fassung sowie in anderen Fassungen, z. B. als angerechnetes oder mitgetheiltes Verdienst Christi, als Heiligkeit, Sündlosigkeit u. s. w., ein integrierender Bestandtheil der Lehre von der Erlösung resp. Rechtfertigung, sowie von der Person Christi, und hat hier mehr einen gelegentlichen als einen formell fest bestimmten Platz. Den ersten Rang unter den dogmengeschichtlichen Schriften der deutschen Theologie über die Person Christi nimmt gegenwärtig ein Dörner's „Entwicklungsgeschichte der Lehre von der Person Christi,“ 1. Ausg. 1839, 2. Ausg. 1853, (J. Haemann.)

Gerechtigkeit, die christliche, s. Gerechtigkeit des Glaubens.

Gerechtigkeit, die evangelische, s. Gerechtigkeit des Glaubens.

Gerechtigkeit, die fleischliche, s. Gerechtigkeit des Glaubens.

Gerechtigkeit, die geistliche, s. Gerechtigkeit des Glaubens.

Gerechtigkeit, die gesetzliche oder des Gesetzen, s. Gerechtigkeit des Glaubens.

GERECHTIGKEIT DES GLAUBENS (die), *Justitia fidei*. Dieses christliche Dogma, welches auch als Glaubensgerechtigkeit, Gerechtigkeit aus dem Glauben, rechtfertigender Glaube, innere Gerechtigkeit, geistliche Gerechtigkeit, christliche Gerechtigkeit, evangelische Gerechtigkeit u. s. w. auftritt, und von den Reformatoren als der Kern der Heilslehre hingestellt wurde, hat seinen Ort in dem allgemeineren Artikel von der Rechtfertigung (allein) aus: dem Glauben, sofern es, wie man strenggenommen sollte, als das Product der letzten gefaßt wird. Allein die Terminologie der Dogmatik hält beide keineswegs so streng aus einander; was auf der einen Seite *justificatio* genannt wird, heißt auf der andern *justitia*. Zwar ist es nicht die Absicht des Artikels, eine vollständige dogmenhistorische Abhandlung über die Rechtfertigung aus dem Glauben, dieses später so genannte materielle Princip des Protestantismus, zu geben, aber es hat doch auch die Form „*justitia fidei*“ ein Recht auf besondere Darstellung, da sie nicht bloß eine primitiv biblische ist, sondern auch später mehrfach auftritt, wenn auch gleichbedeutend mit der *justificatio* *et fide*, wie in der Formula Concordiae, welche diesem von der Augustana gebrauchten Ausdruck den Ausdruck *justitia* substituirt. Wir werden zwar, wie nun einmal die Begriffsbestimmungen vorliegen, welche den Act oder das Geschehen der *justificatio* von dem Zustande der *justitia* zu trennen nicht gewohnt sind, nicht absehen können von der allgemeinen Lehre der Rechtfertigung, aus der deren besondere Form als „Gerechtigkeit des Glaubens“ vorzugsweise zu achten haben. Da indeß die Reformatoren mit dem Dogma keine neue Lehre geben, sondern nur einen alten bibli-

gen Sach und Schatz aus dem Schutte der Zeit hervorziehen wollten, so wird es sich für uns im Interesse der geschichtlichen Darstellung und der Notwendigkeit eines Maßstabes zunächst um das biblische Fundament, d. h. um die Bibelstellen, handeln, welche als der Sitz des Dogmas angesehen worden sind, angesehen werden müssen und können.

Schon das Alte Testament kennt dem Sinne nach eine Gerechtigkeit des Glaubens, zwar nicht *wohl* des Glaubens an Christus, als vielmehr des Glaubens an Gott, und gibt so dem Apostel Paulus wichtige Anknüpfungspunkte für seine Lehre von der Gerechtigkeit des Glaubens an Christus. Hierher gehört vor Allem 1 Mos. 15, 6: „Und er (Abraham) glaubte Jehova, und er (Jehova) rechnete es ihm zur Gerechtigkeit“ (וַיִּשְׁאָר אֱלֹהִים אֶת אֲבִרָם וַיִּשְׁאָר אֱלֹהִים אֶת אֲבִרָם); wobei aber sofort konstatirt werden mag, daß hier von einer fremden Gerechtigkeit oder Rechtfertigung, welche zugerechnet wird, nicht die Rede ist, während eine Substitution des Glaubens an Stelle der Werke offen vorliegt. Auch Jes. 53, 11 („Durch seine Weisheit wird Viele gerecht machen mein gerechter Knecht, und ihre Vergehungen werden er tragen“) ist von vielen Interpreten, z. B. von Melancthon in der Apologie, hierher gezogen worden, obgleich der Ausdruck Nichts von einer Gerechtigkeit des Glaubens enthält. Ebenso wenig rechtfertigt der Urtext der als Stütze für das Dogma benutzten Stelle Hab. 2, 4 die Benutzung, da derselbe in der richtigen Uebersetzung lautet: „Der Gerechte (צַדִּיק) lebet durch seine Gerechtigkeit“ (oder Treue, im Hebräischen נֶאֱמָר), und grade darauf hinzuwirken scheint, daß der Fromme das Wohlgefallen Gottes oder die Seligkeit durch die praktische Treue gegen die Gebote Jehova's erwirbt. Aber Luther überlegt: „Der Gerechte lebet seines Glaubens.“ während die Stelle als Citat bei Paulus Röm. 1, 17 („*et dei fides in nobis habetur iustitia*“) und in dem Briefe an die Hebräer 10, 38 (dieselben griechischen Worte) in der Lutherischen Uebersetzung ebenso lautet.

Von den neutestamentlichen Aussprüchen haben einige den altkirchlichen Dogmatikern ebenfalls zu Belegen für die Gerechtigkeit des Glaubens dienen müssen, ohne bei kritischer Prüfung diese Geltung beanspruchen zu können. Dies ist namentlich mit einigen Aussprüchen Christi in der Bergpredigt der Fall gewesen, z. B. mit Matth. 5, 6: „Selig sind, die da hungern und dürsten nach Gerechtigkeit;“ ferner mit Matth. 5, 20: „Wenn eure Gerechtigkeit nicht vorzüglicher ist, als die der Schriftgelehrten und Pharisäer, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen“ (so z. B. in der Bucer-Heubner'schen Concordanz unter dem Art. „Gerechtigkeit des Glaubens“); ferner Matth. 6, 33: „Trachtet am Ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit.“ Setzt auch der Buchstabe und der Geist der synoptischen Evangelien die neue Gerechtigkeit der pharisäischen, d. h. der gesetzblichen Welttheiligkeit, entgegen, so wurzelt doch auch hier der Begriff der neuen Gerechtigkeit wesentlich in der, etwas apokryphisch gefärbten, alttestamentlich-fanonischen Vorstellung von dem, was als praktische Gerechtigkeit, d. h. als thattsächliche From-

migkeit, die aus aufrichtigem Herzen kommt, Gott wohlgefällig sei; und obgleich hier der Glaube an Christus, als an den Messias, als notwendig zur Seligkeit vorausgesetzt und in innigste Causalverbindung mit der praktischen Tugend gesetzt wird, so hat sich dieses Bewußtsein noch keineswegs von der angerechneten Gerechtigkeit des Glaubens bei Paulus, am allerwenigsten im wortreichen Ausdruck, gelöst.

Im Johannesevangelium ist zwar die Notwendigkeit des Glaubens an Christus, als den im Fleische erschienenen Logos oder Gottessohn, resp. die Klage über den Unglauben stärker betont als in den drei ersten Evangelien, allein für die „Gerechtigkeit des Glaubens“ oder „aus dem Glauben,“ resp. „die Rechtfertigung durch den Glauben,“ bietet es kein beweisendes dictum probans, obgleich von der altkirchlichen Auslegung namentlich die Stelle 1, 12 „*Et Vnde aber ihn aufnahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden, wenn sie an seinen Namen glaubten*“ zu diesem Zwecke citirt wird. Auch der erste Johannepbrief bezeichnet zwar den, der an Jesum als Gottes Sohn glaubt, als Sieger über die Welt (3, 5); allein das *δικαιωσάμενος* oder *δικαιωσάμενος* *ἐκ τῆς πίστεως* (in *πίστεως*) sucht man in ihm vergeblich. Cap. 3. V. 7: „*ὃς ποιεῖ τὴν δικαιοσύνην καὶ οὐκ ἐκ τῆς πίστεως*“ kann sogar als ein Gegenatz dazu gelten. — Was die Petrinischen Aussprüche betrifft, so beruft sich z. B. die Apologie auf einige Stellen in der Apostelgeschichte. Von diesen ist jedoch keine in wortlicher Fassung beweiskräftig für die *justitia fidei*. Apostelgesch. 4, 12 sagt Petrus: „Es ist in keinem Andern (außer Christo) das Heil“ u. s. w., jedoch hier höchstens dem Sinne nach eine allgemeine Andeutung der Gerechtigkeit durch den Glauben gegeben ist, Apostelgesch. 15, 9 u. 11 heißt es: „Er (Gott) machte keinen Unterschied zwischen uns und ihnen (den Judenthümern und Heidenthümern), da er durch den Glauben ihre Herzen reinigte.“ Sondern durch die Gnade des Herrn Jesu glauben wir gerechtfertigt zu werden“ (*ἀποθνήσκου*). Ebenso wenig hält 2 Petr. 2, 5 Stich, wo Noah ein Prediger der Gerechtigkeit genannt ist. Denn obgleich diese Gerechtigkeit den Glauben in sich schließt, so hat doch letzterer hier nicht Christus, sondern Gott zum Object oder Inhalt. Von den alten Interpreten ist diese Stelle wegen Hebr. 11, 7, worüber weiter unten ein Naches, zur *justitia fidei* gezogen worden. Auch 2 Petr. 2, 21, wo gesagt ist, es wäre den von Christo Abgefallenen besser, sie hätten den „Berg der Gerechtigkeit“ nicht kennen gelernt, muß aus der Reihe der Beweisstellen gestrichen werden. — Wie schon bemerkt, befand sich unter den Belegen der früheren Dogmatik für die Gerechtigkeit des Glaubens, neben Hebr. 10, 38, wo nichts Anders steht, als das bereits erwähnte Citat aus Hab. 2, 4, auch Hebr. 11, 7. Dieser Ausspruch lautet in der Uebersetzung: „Durch Glauben (*πίστεως*) bereitete Noah in Folge einer göttlichen Beilegung wegen dessen, was man noch nicht sah, in Gottesfurcht einen Kasten zur Rettung seines Hauses; durch ihn verurtheilte er die Welt, und ward der Gerechtigkeit, die aus dem Glauben kommt, theilhaftig“ (*τὴν κατὰ*

νόστιν δικαιοσύνης ἔχοντες ἀληθινός). Es ist zwar hier mit klaren Zügen von der Gerechtigkeit des Glaubens, wenn auch nicht in der vollständigen wörtlichen Fassung, die Rede, und nach R. 4 erhielt Abel durch Glauben das Zeugniß eines Gerechten; allein der Verfasser des Briefes an die Hebräer definiert im Eingange seines Glaubenscapitels, des ersten, den Glauben als „Zuversicht des, das man hofft“ und „Ueberzeugung von Dingen, die man nicht sieht“ und, außerdem beziehen sich alle angeführten Beispiele nicht auf den Glauben an Christus, sondern auf den Glauben an Gott, und diesem gilt die iustitia fidei in dem kirchlich funktionirten Gebrauche nicht. Doch liegt hier immerhin eine Analogie zu der Paulinischen Gerechtigkeit des Glaubens und dem Sinne nach eine Zurechnung des Glaubens zur Gerechtigkeit vor, obgleich die letztere nicht die Bedeutung hat, welche ihr Paulus gibt, sondern sich mehr an die alttestamentliche ἀνομία anschließt.

Die Gerechtigkeit des Glaubens an Christus in dem kirchlichen Sinne, wie er vorzugsweise von der Reformation festgehalten worden ist, hat ihren biblischen Quell vorzugsweise in dem Apostel Paulus, sodaß es uns obliegt, diese hierher gehörigen Aussprüche kurz zu notiren. Sie finden sich vorzugsweise im Briefe an die Römer, diesem Hauptstücker der Rechtfertigungslehre. Als erstes dictum probans tritt uns in ihm I, 17 entgegen: „Denn Gerechtigkeit Gottes wird in ihm (Christus) geoffenbaret aus dem Glauben für den Glauben, sowie geschrieben steht (Hab. 2, 4): Der Gerechte wird durch Glauben leben“ (δικαιοσύνη γὰρ θεοῦ ἐν αὐτῷ ἀποκαλύπτεται ἐκ πίστεως εἰς πίστιν, καθὼς γέγραπται: Ὁ δὲ δίκαιος ἐκ πίστεως ζήσεται). Wenn hierbei — abgesehen von der doppelten Interpunktion 1) ὁ δὲ δίκαιος ἐκ πίστεως ζήσεται und 2) ὁ δὲ δίκαιος, ἐκ πίστεως ζήσεται — die Ausleger darum gestritten haben, ob in θεοῦ der genitivus subjecti (die Gerechtigkeit, welche Gott hat) oder der genitivus objecti (die Gerechtigkeit, welche vor Gott gilt) oder beides, Eins durch das Andere, gegeben sei, so glauben wir uns gleich der gesammten kirchlichen Tradition für den genitivus objecti entscheiden zu müssen, also für die Gerechtigkeit vor Gott, obgleich diese die Gerechtigkeit (das Rechtsein) Gottes im subjectiven Sinne zur Voraussetzung hat. Es würde zwar ungerathen sein, wollte man übersetzen: Gerechtigkeit Gottes aus dem Glauben wird geoffenbaret, oder: Gerechtigkeit vor Gott aus dem Glauben wird geoffenbaret; allein der Ausdruck enthält nichts desto weniger, besonders wenn man die aus Habakuk — freilich nicht nach dem richtigen Urtexte — herangezogene Parallele als Auslegerin der zu eigenhämlicher Prägnanz verflochtenen Worte des Apostels zu Hülfe nimmt, die Lehre von der Gerechtigkeit (des Menschen) aus dem Glauben, d. h. die iustitia fidei. Es darf sofort hier auf einen zweifachen Umstand hingewiesen werden; nämlich zuerst auf den besondern, daß die iustitia fidei in einem gewissen Sinne mit der iustitia Dei und mit dieser wiederum die iustitia Christi auf das Engste verbunden ist, sodaß sie in vielen Schriften fast als eine

dreifache Congruenz oder Substitution erscheinen, was in sofern wohl begründet ist, als eine die andere an sich enthält, und nach der kirchlichen Lehre einestheils Gottes Gerechtigkeit (also im subjectiven Sinne) eine Genugthuung erfordert, diese aber in der Gerechtigkeit Christi fand, und sie den Gläubigen als eigene Gerechtigkeit anrechnet, andernteils die Gerechtigkeit des Glaubens oder die Rechtfertigung durch den Glauben vor Gott, welche auch iustitia Dei kurzweg heißt, also (im objectiven Sinne) darin besteht, daß der Glaubende für gerecht erklärt oder gerecht gemacht wird durch Anrechnung oder Mittheilung der Gerechtigkeit Christi. Jeder der drei Begriffe ist das Correlat des andern; der eine hat den andern in sich; aber der eine ist nicht der andere. Der allgemeine Umstand, dessen noch zu gedenken ist, liegt in der sprachlichen Congruenz der verschiedenen Worte δικαιοσύνη, δικαιοσύνη, iustitia, Gerechtigkeit. Die letztern drei haben ursprünglich eine judiciale Bedeutung, und sie in diesem Sinne zu nehmen, wenn sie uns aufstoßen, sind wir gerathen und sofort geneigt. Der dogmatische Sprachgebrauch weicht davon ab, und bezeichnet nach dem Vorgange der alttestamentlichen δικαιοσύνη in der Anwendung auf Menschen Einen, der vor Gott recht, d. i. so ist, wie er sein soll, entweder — und zwar in den alttestamentlich-fanemischen, den alttestamentlich-apokryphischen, den meisten neutestamentlichen, zum Theil auch Paulinischen, Sprachkreisen — Einen, der überhaupt vor Gott recht ist, resp. das Rechte, die göttlichen Gebote thut, überhaupt also fromm ist — oder — und zwar in mehreren Paulinischen Briefen — Einen, der durch Gott um seines Glaubens willen für gerecht erklärt (protestantische Auffassung) oder gerecht gemacht (katholische Auffassung) wird. Der Gerechte aus dem Glauben ist so nach protestantischer Lehre eigentlich nicht gerecht, sondern wird nur als ein solcher angenommen; er ist nur quasi gerecht, und dies ist die Gerechtigkeit des Glaubens, welche Paulus der Gerechtigkeit der Werke entgegensetzt, die nach seiner Lehre nicht gerecht machen, d. h. erlösen und selig machen können. Man muß auf dem dogmatischen Gebiete sich dieses geneticalen Verhältnisses der verschiedenen Stadien in dem Gebrauche der betreffenden Bezeichnungen immer bewußt bleiben, um die Paulinisch-Augustinisch-Lutherische iustitia fidei, welche übrigens in der behandelten Stelle ebenso wenig als δικαιοσύνη πίστεως wie als δικαιοσύνη ἐκ πίστεως (wegen des eingeschalteten ἀποκαλύπτεται ἐν αὐτῷ) in streng ferneller Wortsassung auftritt, recht zu würdigen und in den Organismus der Heilslehre einzuordnen.

Wenn Röm. I, 17 an und für sich die Gerechtigkeit allein aus dem Glauben nicht bietet, so stoßen wir im Verlaufe des Briefes sogar auf einen Ausdruck des Apostels, welcher an und für sich dieselbe ausschließt, falls nicht der Glaube selbst wieder in der Geltung einer That oder eines Werkes gefaßt wird. Dies ist Röm. 2, 13: „Nicht die Hörer des Gesetzes gelten als Gerechte bei Gott, sondern die Thäter des Gesetzes werden gerechtfertigt werden.“ Man kann diesem Selbstwiderspruche des Paulus dadurch ausweichen, daß man sagt,

er stelle sich hier einmal auf den Standpunkt der jüdischen Gerechtigkeit; aber man kann auch eine Inconsequenz zugeben, welche in ihrer Stellung innerhalb der theoretischen Doctrin zu schwach ist, um die sonst in aller Stätele betonte Gerechtigkeit aus dem Glauben umzustossen, welche hier so oft als Siegerin über die Gerechtigkeit aus den Werken proclamiert wird, wie dies namentlich in dem Abschnitte Cap. 3, V. 21—31 geschieht, welcher in der Bette'schen Uebersetzung folgende Fassung hat:

„21. Nun ist ohne das Gesetz [aber nicht außerhalb der vom Gesetz, ebenso wie vom Genuß und von Christus gesegneten Tugenden] Gerechtigkeit Gottes (*δικαιοσύνη θεοῦ*) geschehen, von welcher Beweiss gegeben wird von dem Gesetz [selbst] und von Propheten; 22. und zwar Gerechtigkeit Gottes durch den Glauben an Jesum Christum (*δικαιοσύνη διὰ θεοῦ διὰ πίστεως Ἰησοῦ Χριστοῦ*) für Alle und auf Alle, die da glauben; denn es ist kein Unterschied; 23. denn Alle haben gesündigt und erlangen des Ruhmes bei Gott, 24. und werden gerechtfertigt (*δικαιοῦνται*) umsonst durch seine Gnade, mittels der Erlösung in Christo Jesu, 25. welchen Gott dargestellt als Sühnopfer, mittels des Glaubens, durch sein Blut, zum Erweise seiner Gerechtigkeit, wegen des Sündenschlusses der vorher geschehenen Sünden, 26. unter der Nachsicht Gottes, zum Erweise seiner Gerechtigkeit in der jetzigen Zeit, daß er gerecht sei, und die, so an Jesum glauben, schenke. 27. Wo steht nun das Hüdnis? Es ist ausgeschlossen. Durch welches Gesetz? Durch das der Werke? Keins! sondern durch das Gesetz des Glaubens. 28. Denn wir halten dafür, daß der Mensch durch den Glauben gerechtfertigt wird, ohne des Gesetzes Werke (*δικαιοῦνται νόμῳ ἑσθγανον χωρίς ἔργων νόμου*). 29. Oder ist Gott nur der Juden Gott? Nicht auch der Heiden? Ja, auch der Heiden, 30. hiemal Gott Einer ist, welcher die Beschneidung rechtfertigen wird durch den Glauben und die Unbeschneideten mittels des Glaubens. 31. So haben wir nun das Gesetz auf durch den Glauben! Das ist fern! sondern wir richten das Gesetz auf“ (weil es einsetzt auf den Restas als die notwendige Erlösung seiner selbst hinweg, andererseits aber in seinen allgemeinen Sittengeboten nicht abrogirt wird).

Es muß hier, in Anknüpfung an 1, 17, namentlich daran erinnert werden, daß V. 22 die Gerechtigkeit Gottes und die Gerechtigkeit des Glaubens (oder da die *δικαιοσύνη νόμου* nicht erprie darsteht, daß *δικαιοῦνται νόμῳ*) in Eins gefaßt und als die durch den Glauben erzeugte Gerechtigkeit Gottes (vor Gott) hingestellt ist. Diese kann, mindehens in ihrer Erscheinung, keine andere sein als das durch den Glauben bewirkte rechte Verhältniß des Menschen zu Gott, resp. die Rechtfertigung vor ihm oder durch ihn (genitivus objecti); denn es läßt sich doch schwerlich eine durch den menschlichen Glauben bewirkte göttliche Eigenschaft (gen. subj.) statuiren. Zulezt freilich wurzelt nach der Paulinischen Anschauung auch der Glaube in der Thätigkeit Gottes (resp. des heiligen Geistes) oder in der Unerschöpflichkeit Gottes, sodas einestheils der hier und anderwärts gebrauchte Genitivus als ein subjectiver (*δικαιοσύνη θεοῦ*) gerechtfertigt, oder mindehens erklärlich ist, andererseits aber die iustitia Dei und die iustitia fidei sich in ihrer letzten Wurzel als bedend erweisen.

Sofort im 4. Capitel des Briefes an die Römer setzt Paulus seine süße und großartige Argumentation über die Gerechtigkeit des Glaubens fort, welche, anders

gewendet, auch *διαισθησις*, d. h. die rechtfertigende That Gottes an den Menschen, genannt wird (V. 25). Und hier ist es auch, wo wir zum ersten und letzten Male bei ihm auf die buchstäblich bezeichnete Ueberschrift unseres Artikels treffen, nämlich auf die „*δικαιοσύνη νόμου*“, und zugleich der Glaube als ein zugerechneter gefaßt ist. Nachdem V. 3 das schon erwähnte Citat aus 1 Mos. 15, 6 (Es glaubte Abraham Gott und wurde ihm, zur Gerechtigkeit gerechnet) als Schriftargument fungirt hat, wird in V. 5 die Verallgemeinerung dieses Principis resp. seine Anwendung auf die an Christum Glaubenden ausgesprochen: „Dem aber, der nicht mit Werken umgeht, sondern glaubt an Den, welcher den Gottlosen rechtfertigt, wird sein Glaube zur Gerechtigkeit gerechnet.“ Während Paulus als rechtfertigenden Glauben anderwärts den Glauben an Christum bezeichnet, nennt er als solchen hier den Glauben an Gott, was an und für sich den Glauben an Christum nicht setzt, aber im Zusammenhang der Paulinischen Lehre voransetzt. Der Satz zwar, daß Abraham durch seinen Glauben die Rechtfertigung erlangt habe, was im Verlaufe des 4. Capitels wiederholt ausgesprochen ist, vermag die Nothwendigkeit des Christusglaubens nicht zu rechtfertigen; allein Paulus macht später (V. 23—25) die Wendung auf die Gegenwart, welche der Erfüllung der Zeit angehört, indem er fortfährt: „Es ward aber nicht bloß am seinetwillen (Abraham's willen) geschrieben, daß es ihm zugerechnet worden, sondern auch um unsern willen, denen es auch zugerechnet werden soll, wenn wir glauben an Den, welcher Jesum, unsern Herrn, auferweckt hat von den Todten, welcher hingegeben ward um unsern Vergehungen willen, und aufgeweckt um unserer Rechtfertigung willen.“ Es darf dabei nicht einseitig die Auferweckung urgirt werden, die sie allein der Grund der Rechtfertigung (eine *causa meritoria* kann sie nicht sein), sofern diese durch Christum bewirkt ist, oder als sei nur der Glaube an sie erforderlich; der Apostel hebt aus den Heilthatsachen der Erscheinung Christi nur die eine exemplificirende hervor; aber immerhin muß constatiert werden, daß auch hier noch als Object des Glaubens Gott festgehalten ist. Erst Cap. 5, 1 und 2 wird auch Christus als ein notwendiges Object desselben eingeführt: „Da wir nun gerechtfertigt sind durch den Glauben, so haben wir Frieden mit Gott mittels unseres Herrn Jesu Christi, mittels dessen wir auch den Zutritt erhalten haben durch den Glauben zu dieser Gnade, in der wir stehen.“ Der Glaube an Gott schließt den Glauben an seine Heilthatsachen, also an die Sendung Christi, notwendig in sich, wenn auch nur für die, welche in derjenigen Zeit leben, an deren Anfange das Leben Christi steht. Paulus läßt auch Abraham selig werden, lehrte also keineswegs die absolute Nothwendigkeit des Glaubens an Christum resp. die ausschließliche Gerechtigkeit allein aus dem Glauben an Christum.

Im 6. Capitel, wo der Apostel näher auf die Art eingeht, wie Christus der Vermittler des Heiles geworden sei, erscheint die *δικαιοσύνη* wiederholt ohne allen Zusatz, namentlich ohne den Zusatz *νόμου* oder *in*

Indem der Brief an die Epheſer keine Andeutung über das in Rede ſtehende Dogma gibt, findet ſich daſſelbe in dem Briefe an die Philipper C. 3. V. 9 wieder, wo die wörtliche Ueſetzung folgende iſt: „(auf daß ich) erſunden werde als nicht meine eigene Gerechtigkeit, die aus dem Geſetz habend, ſondern die durch den Glauben an Chriſtus, die Gerechtigkeit aus Gott auf Grund des Glaubens“ (*μη ἵνα τῆς δικαιοσύνης τῆς ἐκ τοῦ νόμου, ἀλλὰ τῆς διὰ πίστεως Χριστοῦ, τῆς ἐκ θεοῦ δικαιοσύνης ἐν ἐμῇ πίστει*), eine Stelle, welche wie kaum eine andere in ſämmtlichen Pauliniſchen Briefen in prägnanter Kürze die poſitiven und gegenſeitigen Momente der Glaubensgerechtigkeit zuſammenfaßt. — Tit. 3, 5—7 iſt zwar von der Gerechtigkeit der Werke und der Rechtfertigung durch Gottes Gnade die Rede, aber nicht wörtlich von der Gerechtigkeit des Glaubens, obgleich für dieſe dem Sinne nach die Stelle, wie noch manche andere, ein Zeugnis gibt, da es ſelbſtverſtändlich iſt, daß der Glaube als die auf Seiten des Menſchen erforderliche Bedingung vorausgeſetzt wird. Als ein Pauliniſches dictum probans iſt daher nur noch Apoftelgeloſ. 13, 38. 39 übrig, wo der Apoſtel in folgenden Worten ſich ausſpricht: „Kund ſei Euch nun, Ihr Brüder, ... daß von Allen, wovon Ihr nicht vermochtet im Geſetze Moſes gerechtfertigt zu werden, in dieſem (Chriſtus) ein Jeglicher, der da glaubet, gerechtfertiget wird“ (*ἐν τούτῳ πᾶς ὁ πιστεύων δικαιώται*).

Wir dürfen nach dem Bisherigen als Pauliniſche Lehre von der Gerechtigkeit des Glaubens, welche wörtliche Faſſung ſich nur an einer einzigen Stelle findet, wozu der gewöhnliche Ausdruck iſt: Gerechtigkeit aus oder durch den Glauben, gerechtfertigt werden durch Glauben, folgende Sätze conſtatiren: 1) Der Menſch wird nicht gerecht (gerechtfertigt, erlöſt, ſelig) durch das Moſaiſche Geſetz, näher durch die in ihm vorgedruckten Ritualwerke als ſolche, welche doch Niemand alle halten kann, ſondern 2) durch den Glauben, und zwar, ſeit der Erſcheinung Chriſti, durch den Glauben an dieſen, welcher für die Sünder geſtorben iſt, und welchen Gott als Sühnweiſe angenommen hat; 3) der Glaube wird dem Menſchen zur Gerechtigkeit gerechnet; oder 4) zur Erlöſung und Seligkeit gehört ebenſo nothwendig auch die wahrhaft ſittliche, fromme That, ohne welche Niemand Gott gefallen kann (Röm. 8, 8). Darnach mag beurtheilt werden, ob die Gerechtigkeit allein aus dem Glauben, ſofern man ſie nicht etwa als den bloßen Anfangspunkt der Erlöſung und Beſeligung faßt, als eine durchgeſetzte Pauliniſche Lehre zu erachten ſei. Ob die *δικαιοσύνη ἐκ πίστεως* ein Gerechtfertigen von Seiten Gottes (proteſtantiſch) oder ein Gerechtmachen durch Gott (katholiſch) ſei, darüber hat ſich Paulus nicht mit derjenigen Sicherheit ausſprechen, welche jeden Zweifel beſeitigt. Soll und muß man ſich aber für die eine oder die andere Seite der Alternative entſcheiden, so würde die Entſcheidung, in der Erwägung, daß Paulus als Synonymum für *δικαιοσύνη ἐκ πίστεως* auch das *δικαιώσας παρά θεῷ* ſetzt, daß *δικαιώσας* vorzugsweiſe eine gerichtlichſe Bedeutung hat, und daß alle Gläubigen in

dieſem Leben fortfahren, mehr oder weniger der Heiligung bedürftig, alſo thatſächlich Sünder zu ſein, eher zu Gunſten der proteſtantiſchen als der katholiſchen Lehre ausfallen, es ſei denn, daß dieſe den Proceß der Rechtfertigung als vollendet erſt in die Perſpectiv des Jenseits verlegt. Auch daß Paulus einer fortgehenden Vergebung der einzelnen Sünden nach der Bekehrung, neben der einmaligen wegen der Bekehrung nicht abgenagt iſt, dürfte eher für das Gerechtfertigen, als für das Gerechtmachen ſprechen, ganz abgesehen, daß jeder Gläubige thatſächlich ſündigt, alſo thatſächlich nicht gerecht iſt.

Die Aufſaffung der Gerechtigkeit des Glaubens bei Jacobus Cap. 2 beweist, daß die Rechtfertigung allein (*μόνον*) aus dem Glauben ohne Werke, d. h. ohne Thaten der Liebe u. ſ. w., berriſt damals ihre Anhänger hatte, oder mindereſtens in dieſem Sinne (*μὴδ*) verstanden wurde. Wir können daher nicht umhin, auch noch dieſe letzte Pflicht der bibliſchen Grundlegung zu erfüllen. Die hieher gehörigen Worte des Jacobus (2, 14—26) ſind folgende: „Was nützt es, meine Brüder, wenn Jemand ſagt, er habe Glauben (*πίστις*), aber keine Werke (*ἔργα*) hat? Es kann doch nicht der Glaube ihn ſelig machen? (*σωσεν*)? [folgt die Frage, ob es nütze ſei, einen Hilfsſuchenden (*λερ* abzuirren).] Alſo iſt auch der Glaube, wenn er keine Werke hat, an und für ſich todt. Aber [einem Solchen] wird Jemand ſagen: Du haſt Glauben, ich aber habe Werke; beweist mir deinen Glauben ohne deine Werke; ich aber will dir aus meinen Werken meinen Glauben beweisen. Du glaubſt, daß Gott Einer iſt; du thuſt wohl daron; auch die böſen Geiſter glauben und ſchaudern. Willſt du aber wiſſen, leerer Menſch, daß der Glaube ohne Werke todt iſt? Wurde nicht Abraham, unser Vater, durch die Werke gerechtfertigt (*δικαιώσας*), da er Iſaak, ſeinen Sohn, auf dem Opferrate darbrachte? Sieheſt du, daß der Glaube zu ſeinen Werken [nur] mitwirkte (*συμμεργα*, daher der Synergismus), und durch die Werke der Glaube vollkommen ward? Und ſo ward die Schrift erfüllt, welche ſagt: Abraham aber glaubte Gott, und es ward ihm zur Gerechtigkeit gerechnet. ... Ihr ſehet alſo, daß durch Werke der Menſch gerechtfertigt wird und nicht durch Glauben allein“ (*μόνον*) u. ſ. w. Eine Correctur mißverſtändlicher und mißverständender Lehren des Paulus, obgleich dieſer nirgends genannt iſt, liegt offenbar in dieſen Expectorationen, oder keineswegs ein unlöslicher, directer Gegenſatz, ſofern auf der einen Seite Paulus nirgends die Rechtfertigung „allein“ aus dem Glauben ohne die Werke der Sittlichkeit leht, ſondern wol nur die Ceremonialwerke zurückweiſt, und unter Glauben nicht ein bloßes Fürnahmhalten, ſondern die Hingabe des ganzen Menſchen mit Geiſt, Gemüth und That an den Erlöſer verſteht, auf der andern Seite aber Jacobus den Glauben als ein Fürnahmhalten ſagt und unter den Werken die rechte ſittliche That verſteht. Bei alledem bleibt aber nicht bloß die ſehr erſtliche Differenz in Bezug auf das Beiſpiel Abraham's, worin, wenn irgendwo, eine directe Verſtärkung Pauliniſcher Verſtellungen zu liegen ſchint, ſondern auch die Differenz beſtehen; daß

Jacobus die Rechtfertigung vorwiegend aus den Werken, Paulus vorwiegend aus dem Glauben herleitet, man mag unter dem Glauben und den Werken verstehen, was man will, obgleich Jacobus den Glauben als ebenso notwendig wie die Werke voraussetzt (2, 1).

Durch die Kirchenväter, etwa mit Ausnahme Augustin's, sowie durch die Genetildebschlüsse der ersten Jahrhunderte wurde im Wesentlichen keine Weiterbildung oder strenger formelle Fassung des Dogma's vollbracht; man ließ die euklenen Momente der biblischen Lehre in ihrer sporadischen, gelegentlichen, unbesangenen Natur neben einander bestehen, und versuchte weder eine principiell-philosophische, noch äußerlich-systematische Herabdrückung des gegebenen Materials. Doch darf Augustin als derjenige genannt werden, welcher hier und da dem Dogma eine nähere Bestimmung gab, z. B. in seiner Schrift: „De spiritu et littera“, wo er den Gegensatz zwischen *justitia legis*, welche er auch schon *justitia rationis* nennt (da die *lex mosaica* nicht mehr das Streitsubject bilden konnte), und *justitia ex fide* etwas ausführlicher behandelt. Auch betont er schon wiederholt die Rechtfertigung „allein“ aus dem Glauben. In dem Streite mit Pelagius (vergl. z. B. seine *Epistola contra Pelagium*) über den freien oder unfreien Willen zur Verwirklichung der Seligkeit oder zur christlichen Tugend mußte er begrifflichermaßen mehrfach auf das Thema eingehen, und legte natürlich die *causa efficiens* lebhaft in die erwählende und vorherbestimmende Gnade Gottes, sowie die *causa instrumentalis* allein in den Glauben an Christus; der freie Wille vermöge Nichts, „ad justitiam.“ und „*justitia rationis* non justificat nos coram Deo.“ Außer Augustin wird besonders noch Ambrosius als eine Stütze ihrer Lehre von den Reformatoren benutzt, welche sich bei den andern Vätern meist vergeblich nach der strengen Paulinischen Lehre umsehen.

Die Periode der beginnenden dogmatischen Lehrbücher, welche (seit der „*ἐκδοσις τῆς ἀποδόσεως νεκρῶν*“ des Johannes von Damaskus) diesen Namen verdienen, und der Scholastiker hat das Dogma nur äußerlich formell zu höherer Vollendung gefördert, namentlich dadurch, daß logisch-verbale Distinctionen aufgestellt wurden, welche vielfach von der kirchlichen Wissenschaft, auch der Reformatoren, beibehalten worden sind. Dabin gehört z. B. die Distinction der *causa efficiens justitiae* oder *justificationis*, d. h. der Gnade Gottes, der *causa meritoria*, d. h. des Verdienstes Christi, welches zugerechnet wird, der *causa instrumentalis*, d. h. des Glaubens der Menschen, neben welchem man indessen als ebenso notwendig die sittliche That und noch mehr die Erfüllung der kirchlichen Werke (*opera bona*) forderte. In materieller Hinsicht entfernte sich die dem Semipelagianismus zugeneigte katholische Kirche von der durch Paulus angebahnten und durch Augustin wieder geltend gemachten Gerechtigkeit allein aus dem Glauben, und wenn auch nicht theoretisch, so wurden doch praktisch und faktisch im kirchlich-hierarchischen Interesse die von der Kirche vorgeschriebenen oder gebilligten Werke

vorwiegend als die Bedingung der Rechtfertigung und Seligkeit auf Seiten des Menschen aufgestellt und gefordert, und dies geschah auch noch dann, als Anselm die Paulinisch-Augustinische Lehre zu einer Rechtfertigung umgestaltet hatte, welche allein durch das unendlichen Schuld des Menschen entgegengesetzte unendliche Verdienst Christi, das der Glaube umfassen müsse, die Seligkeit garantierte. Die Werke blieben als eine notwendige Cooperation und als ein notwendiges Zeugnis des Glaubens bestehen; der unendliche Schatz des Verdienstes Christi konnte nur dem zu Gute kommen, welcher der Kirche, als der Inhaberin dieses Schatzes, eine Gegenleistung erwies. Wurde so die *justitia legalis*, die freilich keine *Judaica* mehr sein konnte und als solche den Angriffswaffen des Paulus sich entzogen hatte, anstatt der *justitia e sola fide* aus den Thron erheben, so wußte man sich doch, trotz der Vorliebe für Jacobus, davor zu hüten, einen Widerspruch zwischen diesem und Paulus zu behaupten oder gar den Letztern als einen Ketzer zu bezeichnen.

Über eben diese äußerliche Wertheiligkeit, bei welcher die innere sittliche Genügnung zu Grunde ging, war es, welche dem religiösen Gemüthe der Reformatoren nicht nur nicht genügte, sondern auch zu einem gewaltigen Aergerniß wurde, sobald sie wieder zu den Wurzeln der innern Genügnung, des innern aus Gottes Geist geborenen Glaubensliebens, also zu Paulus und Augustinus, zurückkehrten, und das Dogma von der Gerechtigkeit allein aus dem Glauben, vor allen andern in den Vordergrund der Heilslehre und der theologischen Controverse stellten, obgleich die aus dem Gegensatz zur katholischen Lehre und Praxis resultierende Nothwendigkeit, überseits theoretische Bestimmungen zu setzen, vielfach einen Dogmatismus erzeugte, dessen einseitige Consequenz der sittlich freien That gar keine Mitwirkung bei der Rechtfertigung zuschrieb, ja sogar die Werke überhaupt für schädlich zur Seligkeit erklärte. So namentlich die deutschen Reformatoren. Was Luther betrifft, so braucht hier nicht des Weiteren ausgesagt zu werden, daß grade er die Gerechtigkeit (Rechtfertigung), „allein“ aus dem Glauben zum Cardinalpunkte des Heils und somit der Heilslehre oder Verheißungslehre machte, obgleich von ihm weder eine in allen seinen oft mehr autoritären als logischen Aussprüchen hierüber formelle Uebereinstimmung, noch eine abgerundete und in detaillierter Systematik ausgearbeitete Doctrin gefordert werden mag. Als eine hierher gehörige Hauptsache gilt, was sich in seinen Werken II. S. 408 fg. und XIV. S. 460 fg. findet. Mit ihm wesentlich einverstanden waren die übrigen deutschen Reformatoren der ersten Zeit, so namentlich Melancthon in seinen *Loc. Theol.* p. 507 seq. Von den Abweichungen Melancthon's in seiner Apologie und in der *Confessio Augustana variata* wird weiter unten die Rede sein.

Die Bekenntnisschriften des deutschen Protestantismus erklärten ausdrücklich und wiederholt die *justitia dei* oder die *ides justitians* für ihr Hauptdogma. In der augsburgischen Confession, Theil I,

lautet der 4. Artikel, welcher überschrieben ist: „De Justificatione,“ so: „Item docent (nostri), quod homines non possint justificari coram Deo propriis viribus, meritis aut operibus, sed gratis justificentur propter Christum per fidem, quam credunt, se in gratiam recipi, et peccata remitti propter Christum, qui sua morte pro nostris peccatis satisfecit. Hanc fidem imputat Deus pro justitia coram ipso.“ Ferner gehört hierbei die Stelle Art. 18: „Voluntas humana habet aliquam libertatem ad efficiendam civilem justitiam (= legalem justitiam, teutsch: „äußerlich ehrbar zu leben“) et diligendas res rationi subiectas (die von den Scholastikern und spätern kirchlichen Dogmatikern sogenannte justitia rationalis), sed non habet vim, sine spiritu sancto efficiendam justitiae Dei sive justitiae spiritualis.“ Die justitia Dei ist also, als Product der justification (obgleich dieses Causaverhältniß nicht express angeeignet wird), der justitia fidei und der justitiae spiritualis gleichgesetzt. — Etwas ausführlicher läßt sich Art. XX. „De bonis operibus“ auf die Sache ein: „Quum igitur doctrina de fide, quam oportet in ecclesia praecipuum esse, tam diu jacerit ignota, quemadmodum lateri omnes necesse est, de fidei justitia altissimum silentium fuisse in concionibus (im Gottesdienste, besonders in den Predigten), tantum doctrinam operum versatam esse in ecclesia, nostri de fide sic admonuerunt ecclesias.“ Folgt hier wiederholt die Bezeichnung der Rechtfertigung (justificatio), welche in der Augustana promissio mit der justitia gebraucht ist) allein aus dem Glauben an Christum ohne Werke, eine exclusive Form, welche in der christlichen Kirche gegenüber dem herrschenden Synergismus nirgends officiell gegolten hatte. — Unter den Kirchenvätern sind es vorzugsweise (fast nur) Augustin und Ambrosius, auf deren Auctorität die Augustana sich beruft. Von dem Ersteren sagt sie: „Augustinus multis voluminibus defendit gratiam et justitiam fidei contra merita operum.“ Zur Kenntniß der damals üblichen Schuldfunctionen führen wir noch die folgende Stelle an: „Quare male judicant de ea re homines imperiti et profani, qui christianam justitiam [justitiam fidei] nihil esse somniant nisi civilem [legalem] et philosophicam [rationis] justitiam.“ Dann folgen die bekannnten Sautesen: „Praeterea docent nostri, quod necesse sit, bona opera facere, non ut confidamus per ea gratiam mereri, sed propter voluntatem Dei;“ ohne Glauben könne man keine rechten Werke thun u. s. w. Wenn hier die bona opera (sittliche Thaten mit dem Anspruche kirchlich geforderter Werke) für notwendig erklärt werden, so können sie nur wegen der justitia, resp. der Erlangung derselben notwendig sein, und dies ist im Grunde nichts Anderes als propter voluntatem Dei, wenn dieser Satz nicht bloß eine ausweichende Phrase sein soll. Jedenfalls hat die augsbürgische Confession in dem ungenügend exponirten Verhältnisse der fides und der opera zur justitia und zu einander eine Lücke, welche zu weiteren dogmengeschichtlichen Lösungen treiben mußte.

Wesentlich in derselben Weise spricht sich die Apologie aus, besonders in dem Abschnitte „De justificatione,“ und wendet sich besonders gegen die Scholastiker. „Hic Scholastici secuti philosophos tantum docent justitiam rationis, videlicet civilia opera et effingunt, quod ratio sine Spiritu Sancto possit diligere Deum super omnia.“ Denn eine andere als die civile, die philosophische, die vernünftige Gerechtigkeit, auf deren Unterschiede nicht weiter eingegangen wird, müsse doch die christliche sein. Dann heißt es: „Ita nihil docent adversarii nisi justitiam rationis aut certe legis (die im Sinne der Reformatoren doch wenigstens eine biblische, also mehr als die vernünftige ist), in quam intuentur, sicut Judaei in velatum Moisi faciem.“ Es wird zugegeben, daß auch die justitia rationis an sich ganz lobenswerth und selbst von Gott gefordert, aber nicht hinreichend sei, womit ihr jedenfalls eine bedeutende Gerechtigkeit gemacht ist. Doch folgt für dieselbe bald eine Correctur nach, nämlich in dem Satze: „Falsum est et hoc, quod homines reputentur esse justi coram Deo propter justitiam rationis,“ obgleich III, 83 und 85 eine gewisse Cooperation der menschlichen Kräfte zugegeben wird. In andern Stellen, z. B. II, 64, werden die justitia civilis, j. carnalis, j. operum, j. rationis eine für die andere oder wenigstens ohne angegebene Unterschiede neben einander, und ihnen die justitia Dei (d. h. coram Deo) oder spiritualis oder fidei entgegengesetzt. Schließlich sei bemerkt, daß die Apologie mehrfach erklärt, die justitia komme allein aus dem Glauben, womit theoretisch alle Cooperationen ausgeschlossen sind und vor Allem der Verdienstlichkeit der kirchlichen Werke entgegengetreten werden soll. Es würde nicht wider den Geist der Apologie sein, die guten Werke als solche für nothwendig zu erklären, und sie gibt diese Erklärung, aber sie läßt ihnen kein verdienstliches Moment.

Wenn Melancthon später, besonders in der Lehre von der Gnade, die streng Augustinisch-Lutherische Ansicht milderete, um der Wirksamkeit des Menschen eine Concession zu machen, welche absolut zu verweigern auch die Schweizer nicht gemeint waren, so traf diese Milderung auch das Dogma von der Rechtfertigung, welches er somit unter den Gesichtspunkt des von der Lutherischen Orthodorie so hart verfolgten Synergismus stellte. So sagt er z. B. in der Confessio Augustana variata (vom J. 1540): „Efficitur spiritualis justitia in nobis, quum adjuvamus a Spiritu Sancto.“ Kamte man hierin eine Hinnügerung zu Zwingli und selbst zum Katholicismus finden, so trat dieselbe in der Lehre Dslanders noch offener auf, welcher in einer Schrift vom Jahre 1551 behauptete: „Justitiam nobis a Deo infundit.“ Er lehrte also wie die Katholiken eine Theilheilung der Gerechtigkeit, welche dann freilich keine Rechtfertigung mehr ist. Dagegen trieb Nicol. Ambsdorf die protestantische Lehre auf die Spitze, indem er lehrte, die bona opera seien (doch wol nur qua verdienstlich sein sollende, nicht qua gute) schädlich zur Seligkeit, also der Widerspruch zu der justitia fidei,

obgleich er nicht leugnen wollte, daß sie als Beugen und Zeichen der fides zu gelten hätten. Allerdings, wenn das zugerechnete Verdienst Christi allein rechtfertigt, so sind die Werke mindestens überflüssig, und doch wollte der orthodoxe Protestantismus sie Keinem erlassen! Die Praxis ergänzte die Theorie.

Die *Formula Concordiae*, welche vorzugsweise die Aufgabe hatte, die Spaltungen innerhalb der Lutherischen Kirche zu beseitigen, mußte sich notwendigerweise und ganz besonders auf die Rechtfertigungslehre einlassen, und das um so mehr, als sie gleich der Augustana dieses Dogma, welches sie nicht wie diese Justificatio, sondern ausdrücklich *Justitia fidei* (in der Ueberschrift des 3. Artikels der Solida Declaratio und anderwärts) nennt, für das wichtigste in der Heilslehre erklärte. Sie sagt in dem genannten Abschnitt:

„*Articulus de justitia fidei praeceptus est (ut Apologia loquitur) in tota doctrina christiana, sine qua conscientia perturbata nullam veram et firmam consolationem habere aut civitatem gratiae Christi recte agnoscere possunt. Id Dr. Lutherus (auf welchen, im Gegensatz zu Melancthon, die Concordienformel überall mit Vorliebe zurückkommt) anno etiam testimonio confirmavit, quum inquit: „Si unus hic articulus sincerus permaneret, concors et sine omnibus sectis ecclesiae permanere; alio vero corruptum, impossibile est, ut non errori aut fanatico spiritui recte obviam iri possit.“*

Als Hauptfach ist in der Epitome Art. III. (De *Justitia fidei coram Deo*) die Fidei hingestellt: „nos peccatores longe miserimos sola in Christum fide justificari et salvari, ita ut Christus solus sit nostra justitia“, eine These, welche im 3. Artikel der Solida Declaratio näher ausgeführt und mit einer Gleichsetzung der *justitia Christi* mit der *justitia fidei* eingeleitet wird. Es heißt hier, die *justitia fidei* sei von dem Wesen der *justitia Dei* genannt, wegen es ein Verbum sei, die Glaubensgerechtigkeit der essentialia Dei *justitia* (d. h. der ihm selbst als eine persönliche subjective Eigenschaft zukommenden) gleichzusetzen. Als Hauptstelle in der Sol. Declar. und als Repräsentantin aller hierher gehörigen Thesen dürfte die folgende gelten können.

„De *justitia coram Deo* unanimi consensu credimus, docemus et considerum, quod homo peccator coram Deo justificetur, hoc est absolutur ab omnibus suis peccatis (auch den nach der Bekehrung zum Glauben gethanen) et a iudicio iustitiae condemnationis et adoptetur in numerum filiorum Dei, atque haec aeternae vitae scribatur, sine ulla nostra meritis aut dignitate, et absque ulla praecedentibus, praesentibus aut sequentibus nostris operibus, ex pura gratia, tantummodo propter unicum meritum perfectissimaeque obedientiae, praesentem acerbissimam, mortem et resurrectionem Domini nostri Jesu Christi, cujus obedientia nobis ad *justitiam* imputatur.“

Dazu gehört als weitere Ausföhrung die Stelle: „Constatum, quod tota totius personae Christi obedientia . . . nobis ad *justitiam* imputatur.“ verglichen mit der (im Artikel Gerechtigkeit Christi angeführten) Lehre, daß Christus vermöge beider Naturen den erforderlichen Gehorsam geleistet habe. — Wenn auch, behauptet die Epitome, die nova obedientia des Menschen vorausgesetzt werden müsse, so folge sie (resp. die

Liebe, die bona opera, welche also hier keineswegs wie anderwärts als die sündlich vorgeschriebenen Werke gefaßt werden) doch erst aus der imputierten *justitia Christi*. Zwar seien die guten Werke nicht schädlich, aber auch nicht notwendig zur Seligkeit, ja nicht einmal zum Theil, womit wol nicht bloß der katholische, sondern auch Melancthon's *Energeismus* zurückgewiesen werden soll. Auch in der Gestalt des Satzes, daß die guten Werke als Vorbereitung auf das aufzunehmende Verdienst Christi erforderlich seien, werden sie negiert, sowie, daß der Glaube vorzugsweise die Rechtfertigung bewirke, um der Werkgerechtigkeit jede Hinterthür zu verschließen, wie sie schon verschlossen war oder noch ein Mal verschlossen ward durch das Dogma, daß der Mensch sein liberum arbitrium und seine Kraft zur rechten christlichen Tugend habe. Außerdem verwirft die Concordienformel nebst andern Tertorien noch im Besonderen den (katholischen), daß Gottes inhabitatio in nobis die *justitia fidei*, sowie daß die letztere eine infassa per Spiritum Sanctum caritas sei. Im Uebrigen wird mehrfach erklärt, daß man unter der fides, deren effectus Product, die *justitia*, von der nachfolgenden regeneratione und sanctificatio (welche der katholischen Seite im Eins geleht wurden) zu unterscheiden sei, nicht eine *notitia historiae* (fürwahrhalten), sondern eine Eingabe des ganzen Menschen an Christus u. s. w. bedeute.

Die Hauptlehren der Concordia sind demnach: 1) Der sündige Mensch erlangt nur durch den Glauben an Christus die Gerechtigkeit. 2) Erst aus und nach dieser folgt die Wiedergeburt, die *regeneratio* u. s. w. 3) Die guten Werke (alias: die Werke überhaupt, oder auch: die caritas u. s. w.) folgen mit Nothwendigkeit aus dem Glauben, sind aber nicht notwendig zur Seligkeit, am wenigsten verdienstlich. 4) Die *justitia* ist das Product der Rechtfertigung, d. h. der Los- und Rechtspredung durch Gott (ein Satz, der freilich nicht in dieser Wortfassung vorhanden ist), nicht die wesentliche durch Gott mitgetheilte Tugend. 5) Die Rechtfertigung geschieht so: daß und Gott die Gerechtigkeit, resp. den vollkommenen Gehorsam Christi, welchen dieser vermöge beider Naturen an unserer Statt geübt hat, zuordnet. — Unzweifelhaft liegt hier eine Weiterbildung des Dogma's über die Augustana und die Apologie vor, resp. der Versuch, die dort offen gelassenen Fragen zu beantworten und die Widersprüche zu lösen, vor Allem aber, die Kegereien abzureinigen. Das Verhältniß der fides und der opera zu einander und zur *justitia* ist näher beschrieben; die opera sind zwar nicht mehr die *opera operum*, welche Paulus bekämpfte, auch nicht mehr und doch noch die katholischen Werke; aber sie werden auch um so scharfer jeder Verdienstlichkeit entkleidet, und fast zu adiabaphora deponiert, und dennoch notwendige Früchte des Glaubens genannt. Sie sind als eine Verbindung zur Rechtfertigung und Seligkeit durch die eine Thür hinausgewiesen, allein durch die Thür des zum heiligen Leben in Gott und Christo erweiterten Glaubens wieder herein gelassen.

Es kann uns nicht beikommen, diese Bestimmungen

an dem Maßstabe einer sogenannten absoluten Wahrheit zu messen; die theologische Wissenschaft läßt die Dogmen an ihren eigenen Momenten und an ihrer eigenen Geschichte die Selbstkritik üben. Sind die guten Werke die aus christlicher Gesinnung geübten Tugenden, so sind sie notwendig zum Gerechtfertigen vor Gott und zur Rechtfertigung durch Gott, auch wenn sie nur Früchte des Glaubens genannt werden, da man eben nur aus den Früchten auf den Stamm schließen kann. Die Concordienformel hat daher in der scharf geklemmten Exklusivität des Glaubens, welcher ohne die Werke todt ist, sich einen Selbstwiderspruch geschaffen, welcher auf eine Lösung hinweist, die durch sie selbst nur halb und zwar durch eine Inconsequenz des ursprünglichen Satzes vollbracht ist. Aber die Concordienformel ist in ihrer kühnen These eine berechtigte Antithese gegen die katholischen Werke, die sie aber nicht bloß als solche, sondern als Tugendthaten in ihrer Eigenschaft einer Bebingung zur Seligkeit bekämpft. Die Concordienformel ist auch Paulinisch, sofern sie die Werke des Paulus treu copirt; aber die Paulusworte gehen ursprünglich auf die vorgeschriebenen Mosaikchen Gebotswerke, wie Fasten, Beschneidung u. f. w.; sie gehen nicht einmal auf christliche opera operata, noch viel weniger auf sittlich-christliche Thaten. Die Concordienformel schießt über die Linie hinaus, wo die opera operata aufhören und mehr berechtigte opera anfangen. Paulus fordert zur Seligkeit unerlässlich die christliche Tugend, dies thut die Concordienformel auch, aber nicht in der Höhe des theoretischen Kampfes. Hätte sie gesagt, die Werke seien ebenso notwendig wie der Glaube, oder hätte sie auch nur gesagt, dem Glauben gebühre vor den Werken die Priorität oder vielmehr die historische Initiative (wofür man indessen einige Anhebungen auffinden könnte), so würde obiger Widerspruch sich gelöst haben, wenn auch vielleicht nur, um eine neue, höhere, ungelöste Frage bloßzulegen. Man darf freilich den Zusammenhang der justitia fidei mit der stellvertretenden und dem Menschen imputirten Genugthuung (Gerechtfertigung) Christi und dieser mit dem gerichtlichen Acte der Zusage durch Gott, welcher die göttliche Persönlichkeit zu einer notwendigen Voraussetzung hat, nicht überschauen. Die Satisfaction und die Imputation werden in demselben Maße hinfällig, als die Bedeutung der opera, der Tugendthaten steigt; ohne die Genugthuung und die Anrechnung würde die Zusage nicht hinreichend motiviert sein. Unbestreitbar ist aber namentlich das Verdienst, die biblischen Stadien der Heilsordnung (Rechtfertigung, Wiedergeburt, Heiligung u. f. w.) in eine bestimmte logische Systematik, und wenn der Versuch nicht gelungen wäre, zu einer wirksamen Diskussion gebracht zu haben.

Die schweizerischen Reformatoren, deren Opposition gegen die katholische Kirche ebenfalls von der Bekämpfung der justitia operum operatorum den Ausgang nahm, stimmten in der Rechtfertigungslehre wesentlich mit den Lutheranern überein, und schöpften das Dogma aus denselben Autoritäten (Paulus, Augustin), aus denselben sittlichen Bedürfnisse. Aber es kam bei ihnen

weniger zu theoretischen Erörterungen und Streitsfragen; man ließ sich mehr an der elementaren biblischen Form begnügen und fürchtete theoretische Konsequenzen. So steht z. B. Calvin promissive justificatio pro justitia und umgekehrt; im Besonderen läßt er diese mit der sanctificatio zusammenfallen, wie er dies z. B. in seiner Institutio Christ. relig. I, III, c. 11 §. 5—12 ausdrücklich sagt: „Sicut non potest discepi Christum in partes, ita inseparabilia sunt haec duo, quae simul et conjunctim in ipso percipiuntur, justitia et sanctificatio.“ In den Hauptbestimmungen über die justitia fidei kommen die symbolischen Bücher der Reformirten mit den Lutherischen wesentlich überein, nur daß sie dem Synergismus größeren Anteil einräumen, während sie andererseits durch die Prädestination zum Theil jede vom Menschen ausgehende causa negiren. Beispielsweise spreche dafür ein Satz aus der *Confessio Belgica* (XII): „Jesus Christus nobis imputatus (bei den Lutheranern ist dies überall Gott) omnia sua merita et tam multa sancta opera, quae praestitit pro nobis et nostro loco, est nostra justitia“ etc.

Die Lehre der römisch-katholischen Kirche von der justitia fidei hat zwar durch die vorstehenden Citate andrungsweise eine Berücksichtigung gefunden; allein da sie in Folge der reformatorischen Bestrebungen im 16. Jahrh. eine neue Begründung und gleichsam die erste allgemeine kirchliche Sanction gefunden hat, von welcher bis jetzt nicht wesentlich abgewichen worden ist, so dürfte ein kurzes Resumé der betreffenden Decrete des Tridentiner Concils am Orte sein, und geben wir dieses nach der „Historia Concilii Tridentini“, 1673, von Sfortia Pallavicinus, dessen Darstellung keineswegs verfehlt, daß die strenge Augustinische Lehre von der Rechtfertigung ohne opera operata nicht ohne Anhänger unter den versammelten Vätern war, und daß die Feststellung der Lehre auf mannichfache Schwierigkeiten stieß. Das 1. Decret stellt die These auf: „Hominem suis operibus, quae vel per humanae naturae vel per legis [judicae] doctrinam fiunt, absque divina per Jesum Christum gratia non posse justificari,“ und nähert sich hiermit den Protestanten. Allein unter den Werken, welche zur Rechtfertigung, welche überdies in andern Decreten nicht im protestantischen Sinne gefaßt ist, Nichts beitragen, sind nur die rein menschlichen und sündigen, nicht die christlich-fröhlchen verstanden, und wird sofort hinzugefügt, das liberum arbitrium sei zwar geschwächt, aber nicht ausgelöscht. Das 2. Decret lehrt: „Missum a Deo Christo Jesum filium suum ad homines, ut et Judaeos, qui sub lege erant, redimeret, et gentes, quae non sectabantur justitiam, justitiam apprehenderent, atque omnes adoptionem filiorum Dei reciperent sanguine ipsius.“ Die justitia wird absichtlich nicht als justitia fidei bezeichnet. Das 3. Decret sagt: „Etsi Christus pro omnibus mortuus sit, non omnes tamen mortis ejus beneficia recipere, sed eos duntaxat, quibus meritum ejus passionis communicatur,“ nicht; imputatur. Das 4. Decret definiert die justificatio dahin, daß

se sci „translatio ab eo statu, in quo homo nascitur filius primi Adae, in statum gratiae et adoptionis per secundum Adam Jesum Christum.“ eine Befreiung, welche nach der Verdünnung des Erbschuldums ohne das Sacrament der Taufe oder wenigstens die Angliederung desselben nicht geschehen könne.

Im 5. Decret wird behauptet: „Ipsius justificationis exordium in adultis a Dei per Christum Jesum praevinciente gratia sumendum esse, hoc est ab ejus vocatione, qua nullis eorum existentibus meritis vocantur; dum per ejus excitantem atque adjuvantem gratiam ad convertendum se ad suam ipsorum justificationem, eidem gratiae libere assentiendo et cooperando disponantur, ita ut tangente Deo cor hominis per Spiritus Sancti illuminationem ipsam recipiens, quippe qui illam et abjicere possit, neque tamen sine gratia Dei, se movere ad iustitiam coram illo libera sua voluntate possit.“ Die merita sind zwar ausgeschlossen, aber nur solche, welche vor der Befreiung resp. Berufung existiren; der freie Wille und der Synergismus sind gewahrt; die iustitia ist von der justification unterschieden. — Im 6. Decret wird der Glaube als Vorbereitung auf die justification beschrieben: „Homines disponi ad ipsam iustitiam, dum excitati ad Divinam gratiam et ad iustitiam, fidem ex auditu concipientes, libere moveantur in Deum, credentes vera esse, quae divinitus revelata et promissa sunt, atque illis imprimis, a Deo justificari impium per gratiam ejus, per redemptionem, quae est in Christo Jesu, et dum peccatores se esse intelligentes, a Divinae iustitiae timore, quo utiliter conueniuntur, ad considerandum Dei misericordiam se convertendo in spem eriguntur, fidentes, Deum propter Christum sibi propitium fore.“ Im 7. Decret wird die justification noch einmal definiert, und zwar im Gegensatz zu der Lutherischen Ansicht: „Hanc dispositionem seu praeparationem iustitiae ipsa consequitur, quae non est sola peccatorum remissio, sed et sanctificatio et renovatio interioris hominis per voluntariam susceptionem gratiae, unde homo ex injusto fit (nicht bloß: declaratur) justus.“ Folgt die Anwendung scholastischer Definitionen: Die causa finalis sei die Ehre Gottes und Christi und das ewige Leben, die causa efficiens Gott, die causa meritoria Christus, welcher für den Sünder genug gethan habe (was indessen die Römer nicht ganz streng nehmen, da sie auch noch vom Menschen bona opera fordern), die causa instrumentalis das Sacrament der Taufe als das Sacrament des Glaubens, die einzige causa formalis die Gerechtigkeit Gottes. Den Protestanten ist der Glaube die causa instrumentalis, und dafür haben sie eine iustitia fidei, welche als solche auszufüllen der Katholismus Bedenken trug, um die iustitia e sola fide zu vermeiden. Dann heißt es: „Unde in ipsa justificatione (Gerechtmachung) cum remissione peccatorum haec omnia simul infusa accipit homo per Jesum Christum, cui inseritur: fides, spes et ca-

ritatem.“ Den Protestanten gegenüber ist hier noch außer der realen Mittheilung — statt der bloßen Gerechtfertigung — der Satz betont, daß der Mensch nicht bloß die exterior forma iustitiae Christi, d. h. die Anrechnung oder Imputierung, sondern auch die effective Mittheilung der Gerechtigkeit Christi, somit der essentialis Dei iustitia, d. h. die interior forma iustitiae Christi, erlange.

Doch das Tridentinum anerkennt auch eine gewisse Gerechtigkeit resp. Rechtfertigung durch den Glauben, worüber das 8. Decret sich so ausspricht: „Nos per fidem ideo dico iustificari, quia fides est humanae salutis initium, fundamentum et radix omnis iustificationis; gratis autem iustificari ideo dico, quia nihil eorum, quae iustificationem praecedunt, sive fides sive opera, ipsam iustificationem gratiam promeretur.“ Das meritum condignum, d. h. dasjenige Verdienst durch Glaube und Werke, welches neben der göttlichen Gnade die iustitia verdienen wolle, sei ausgeschlossen, aber nicht das meritum congruum, d. h. dasjenige Verdienst, welches mit dem göttlichen Gnadenwillen zusammenfalle. Demnach ist die Verdienstlosigkeit, welche nicht bloß in den Werken, sondern auch im Glauben besteht, und somit viel von seinem Werthe verliert, da es ja auch in dem von den Protestanten so hoch gehaltenen Glauben besteht, überhaupt nicht abgewiesen, sondern für den Heilsproceß nach dem ersten Momente der Befreiung zum Glauben zulässig oder vielmehr gefordert; nur vor jenem Momente hat sie weder Raum, noch Werth. Das 10. Decret macht nicht die opera zum cooperirenden Momente der fides, sondern lehrt das Verhältniß um: „Iustificatos per observationem mandatorum Dei et ecclesiae in ipsa iustitia, cooperante fide, bonis operibus crescere atque magis iustificari.“ Noch stärker wird die Beobachtung der kirchlichen Werke im 11. Decrete gefordert: „Neminem, quantumvis iustificatum, liberum se esse ab observatione mandatorum putare debere: neminem temeraria illa et a patribus sub anathemate prohibita voce uti, Dei praecipita homini iustificato ad observandum esse impossibilia.“ Das Decret beruft sich hierfür selbst auf Augustin's Wort de natura et gratia c. 24. Außerdem werden ausdrücklich diejenigen verdammt, „qui sibi in sola fide blandiuntur, et qui dicunt, iustum in omni bono opere saltem venialiter peccare aut poenas aeternas mereri.“ — Das 12. Decret läßt die Prädestination nur in dem Falle einer specialis Dei revelatio gelten, während das 14. die aus der Rechtfertigung durch Sünden Herausgefallenen durch Buße dahin zurückführen läßt, und das 15. lehrt: „Non modo infidelitate, sed etiam alio quocunque mortali peccato, quamvis non amittatur fides, acceptam justificationis gratiam amitti.“

Das 16. Decret endlich faßt noch einmal die Hauptpunkte zusammen und erklärt im Besonderen die Werke für „gleichsam“ verdienstlich, aber nur, indem die mitgetheilte Tugend Christi vorausgesetzt werde und der

Mensch sich nur in Gott rühme — eine Limitation, welche offenbar der verdienstlichen Wertgerechtigkeit die schärfsten Stacheln ausbreitet und die Werke mit dem Glauben in die gleiche Potenz der Nothwendigkeit setzen soll.

„*Justificatio hominibus, sive acceptam gratiam perpetuo conservant, sive amissam reoperantibus, atque ideo bene sperantibus usque in aeternam, et in Deo sperantibus, proponendum esse vitam aeternam, et tamquam gratiam filia Dei per Christum misericorditer promissam, et tamquam mercedem eius ipsius Dei promissione bonis ipsorum operibus et meritis fideliter reddendam. Christum, tamquam caput in membra et tamquam vitis in palmis, in ipsos justificatos jugiter virtutem infundere; quae virtus bona eorum opera semper antecedit et comitatur et subsequitur, et sine qua nullo pacto grata et meritoria esse possent; adeoque nihil ipsius justificatis amplius deservire, quo minus plene divinae legi satisfecisse et vitam aeternam, si tamen in gratia decederint, vere promeruisse consecratur. Kam, quae iustitia nostra dicitur, quia per eam nobis inheretentur justificamur, illam eandem Dei esse, quia a Deo nobis infunditur per Christi meritum, licet bonis operibus in littera tantum tribuatur, tamen abesse debere in christiano homine, ut in se ipso vel confidat vel gloriatur, et non in Domino, cuius tanta est erga homines bonitas, ut eorum velit esse merita, quae sunt ipsius dona*“ — in der That eine geistreiche und fluge Schlussverwendung!

Kurz gesagt, ist der Inhalt der Tridentinischen Decrete folgender: Durch bloße natürliche und Geschlechtsmerkmale, ohne Gottes Gnade, erlangt der Sünder die Gerechtigkeit nicht. Der freie Wille ist durch den Sündenfall nicht verloren gegangen, nur geschwächt, und wirkt zur justification mit. Die Gnade Gottes in Christo offenbart sich vorzugsweise durch dessen Tod. Justificirt werden nur die, denen das Verdienst des Leidens Christi mitgetheilt wird. Für die justification, als die Vergebung aus dem Zustande des Falles in den der Gnade, ist die Laufe eine notwendige Bedingung, wenigstens das Gelübde derselben. Die justification hebt mit der Berufung an, welcher der Mensch frei zustimmen muß, ohne daß er jedoch vorher irgend ein Verdienst darum hat. Der Glaube ist die Zuerstpflicht, daß der Mensch durch Gottes Gnade justificirt werde. Dieser Vorbereitung folgt die justification selbst, welche nicht bloß in der Sündenvergebung (juristisch Zurechthaltung), sondern auch in der Heiligung und Erneuerung des innern Menschen durch die freiwillig angenommenen Gnade (welcher man auch widerstehen kann). Daher wird dem Menschen die Gerechtigkeit Christi nicht bloß äußerlich mitgetheilt (angerechnet), sondern auch innerlich mitgetheilt. Der Glaube ist der Anfang der justification, und diese wird durch kein vorübergehendes Verdienst erworben, ist also in sofern lediglich Gnade Gottes, es sei denn, daß ein menschliches Werk (außersächlich) mit Gottes Gnadenwillen übereinstimmt. Der weitere Fortgang der justification wird, unter steter Beihilfe des Glaubens, durch die von Gott (d. h. von der Kirche) gesendeten Werke gefördert. Kein Mensch ist von der Beobachtung der Werke entbunden; sie für unerfüllbar und sich für die justification allein aus dem Glauben erklären, ist Keckerei. Der, welcher durch Sünde aus der justification gefallen, kann

sie durch Buße wieder gewinnen. Die justification kann durch eine Todssünde verloren werden, obgleich der Glaube bleibt. Wer in der Gnade steht und gute Werke thut, erwirbt notwendig die Ewigkeit, gleichsam als einen Lohn seiner Tugend. Doch sind unsere Werke nur dadurch verdienstlich, daß sie uns mitgetheilte Tugend Christi sie stets begleitet. Auf diese Weise findet ein wirkliches Verdienst statt. Unsere Gerechtigkeit ist dann die und inwohnende göttliche Gerechtigkeit, deren wir uns als eine Gabe Gottes zu rühmen haben.

Sonach hat also der Katholicismus auch eine justitia fidelis, aber keine justitia e sola fide, sondern eine justitia e fide et ex operibus. Die Werke sind gleichsam und doch auch wirklich verdienstlich, und: „*Si quis dixerit, sola fide impium justificari . . . , anathema sit!*“ (Sess. VI. can. 9). Glaube und Werke sind gleich nothwendig, obgleich der erstere exclusiv ist im Anfangspunkte der justification, aber auch nur hier, und später von den Werken dominiert wird. Doch ist der Glaube nicht in der tiefen Weisheit der Reformatoren aufgeschafft, und wird daher von dem kirchlichen Panstrahle nur gestreift. Die justification ist keine bloße Gerechtsprechung, sondern eine Gerechtmachung. Die Decrete sprechen sich unentfernt oft in einer etwas gewundenen und nicht immer in einer ganz unweiselhaften Sprache aus. Man merkt es den tridentinischen Vätern an, daß sie ungern das schwierige Geschäft übernehmen, über die justification allgemeine bindende Aussprüche für die ganze Kirche zu geben, welche sich in ihrer Praxis ohne dergleichen allgemeine Theorien derher stellt, da diese zu unbequemen Konsequenzen führen können.

Die spätern kirchlichen Dogmatiker der Protestanten, besonders die Lutheraner, weichen bis in das 18. Jahrh. von den Symbolen ihrer Kirche nicht ab, und ziehen nur das gegebene Material durch neue Bindungen, Vergleiche, Distinctionen und dergleichen mehr ins Breite, während sie das Materielle an dem Dogma sorgfältig conserviren. Zu den erwähnten Distinctionen gehört z. B. der Unterschied zwischen der justitia fidelis oder externa und der justitia vitae oder interna. Die letztere, wodurch dem Verwurfe entgangen werden sollte, daß man eine bloß äußerlich zugerechnete Gerechtigkeit habe, wurde als das Streben des Menschen, welcher die Vergebung der Sünden erlangt hat, nach der Besserung des Lebens und Geistes bezeichnet, wodurch freilich noch keine infusio der essentialis Christi oder Dei justitia gesetzt war. Sie hob sich so gewissermaßen zwischen die justification und die sanctificatio oder regeneratio ein, und ward das punctum saliens, von welchem die spätern protestantischen Verinnerlichungsversuche ausgingen, denen die bloße Zurechnung eines fremden Verdienstes als Inhalt des Glaubens, sowie die draußen stehende bleibende Genugthuung nicht genugte. Wenn man will, kann die justitia vitae als die zurückkehrende justitia operum, nur nicht der bloß äußerlich oerichteten, betrachtet werden, sowie schwerlich verkannt werden mag, daß die protestantische justitia spiritualis, sofern sie als eine Gnadengabe des heiligen

Geistes gefaßt wird, mehr oder weniger ihre Verwandtschaft mit der *infectio* der Katholiken nicht verleugnet. Wie man die *justitia* hiebei nach einer gewissen Seite hin die *justitia spiritualis* nannte, so hieß sie in einer andern Rücksicht die *justitia evangelica*, nämlich deshalb, weil sie im Evangelium offenbart sei, im Gegensatz zu der *justitia legalis*, als der Mosaikischen Weltgerechtigkeit. Gegen diese konnten sich die Katholiken in sofern vertheidigen, als sie ja eben keine Juden wären. Ein damit im Zusammenhange stehender feinerer Unterschied ward durch Gerhard, Galos, Hollaz und Andere darin aufgeführt, daß es neben der *justitia Dei* (als der ihm inharirenden persönlich-subjectiven Eigenschaft des Rechtsins und Rechtssprechers) eine *justitia a Deo* (eine von ihm ausgehende) und auf den Menschen übergehende geben sollte. Die letztere (welche die *divinatio* *viu* in dem Sinne von Röm. 1, 17 repräsentirt) zerfiel dann wieder in die *justitia legalis* (nicht des Mosaikischen Geistes, sondern des wiedergeborenen Lebens) und die *justitia evangelica* oder *hilei*.

Abgesehen von den englischen und französischen Denkern, sowie von den ihnen verwandten Geistern, löste sich seit der Mitte des 18. Jahrh. das protestantische Dogma von der Gerechtigkeit allein aus dem Glauben in dem Verwurfsen der Philosophen und Theologen mit schnellen Schritten auf, nachdem es in den Herzen der Kneimwelt, wenigstens nach seiner abstract-einsittigen Fassung (daß die Werke absolut keinen Antheil an der Rechtfertigung vor Gott haben sollten), nie recht Wurzel geschlagen hatte. Wurde auch Anfangs die Anschauung Gottes als eines persönlichen Wesens, ohne welches die ganze Lehre keinen Halt hat, und der Glaube an ein jenseitiges Leben, dessen Annahme eine wesentliche Bedingung der Kirchenlehre, weil eine Lösung für manche ungelöste Fragen des Diesseits ist, noch nicht, so verlor doch zunächst der Glaube an eine stellvertretende Genugthuung und an eine imputirte fremde Gerechtigkeit seinen innern Halt, und eine Lehre vermochte sich nicht mehr allein dadurch zu stützen, daß sie in der Bibel stand, sie sollte auch durch die Vernunft gerechtfertigt werden. Die meisten kirchlich sein wollenden Dogmatiker konnten sich dem Zerstückungsproceß, welcher besonders von dem raschen Verfall der stellvertretenden Genugthuung, dieser wesentlichen Stütze der dem Glauben imputirten Gerechtigkeit, ausging, nicht widersetzen, und so erwiechte J. B. Reinhard (Dogmatik S. 474) den alten herten Gehrin der Lehre von der Gerechtigkeit des Glaubens, welche er übrigens von der Rechtfertigung durch den Glauben unterstieß, in die Definition, daß sie das dem Menschen wegen seines Glaubens an Christus gewährte Gefähr von der Schuld der Sünde und von der Strafe wäre („*immanitatem a peccatorum culpa et poena, ob fiduciam in Christo positam homini concessam*“). Von dem Rationalismus ward mit Entschiedenheit als hauptsächlichste und im Grunde einzige Bedingung auf Seiten des Menschen die praktische Frömmigkeit oder vielmehr die Tugend gefordert, welche nothwendig — man kann hier nicht mehr sagen zur Rechtfertigung,

denn diese ward im altkirchlichen Sinne nicht mehr, also überhaupt nicht statuiert, sondern — zur Seligkeit sei. Der consequente Rationalismus nahm, wie keine Genugthuung, so im Grunde auch keinen Erlaß der Strafen an, und somit mußte sich der Mensch zur *justitia*, oder vielmehr zum Frieden des Herzens — denn in diese Sprache war jetzt die *justitia* übersetzt — durch seine eigene Entsündigung und Tugend emporarbeiten. Erst in den 40er Jahren dieses Jahrhunderts wußte sich die altkirchliche Lehre auf protestantischen Kathedern und Kanzeln, in Büchern und Zeitschriften wieder eine ausgedehntere Geltung zu verschaffen, wenn auch nicht ohne einen sehr wesentlich modifizirenden Einfluß des inzwischen auf allen Gebieten weit fortgeschrittenen Zeitgeistes, mit der Tendenz, Glauben und Wissen zu vermitteln, und das Dogma durch mancherlei Analogien, Witterungen u. s. w. der Vorstellung zugänglicher zu machen.

Es würde zu weit führen, die vielen derartigen neuprotestantischen Arbeiten über das sogenannte materielle Princip des Protestantismus aus nur oberflächlich anzuführen. Die meisten Versuche, welche von den vermittelnden Theologen der jüngsten Vergangenheit ausgehen, geben die Schroffheit des Dogmas auf, betonen vorzugsweise die subjectiv-Seite am Glauben, erreichen die alte jüdische Persönlichkeit Gottes, concediren dem Menschen eine wesentliche Mitwirkung am Heilsgeschehn. So faßt z. B. Schenkel die bis dahin geltenden zwei Principien des Protestantismus (die Schriftautorität als das formale, die Rechtfertigung (allein) aus dem Glauben als das materielle) in das eine höhere „theanthropologische“ zusammen, welches er dahin ausdrückt: „Der Protestantismus will eine thatsächliche Wiederherstellung der sundigen Menschheit zur Lebensgemeinschaft mit Gott durch den lebendigen Glauben an Jesum Christum den Sohn Gottes.“ Vergl. Schenkel's Schriften: „Das Wesen des Protestantismus.“ 1847 bis 1852, und: „Das Princip des Protestantismus.“ 1852.

Die Polemik zwischen Katholiken und Protestanten über das Dogma fand daher in der neuen Zeit, wo es mehr von dem Gesichtspunkte der „Rechtfertigung“ als von dem der „Gerechtigkeit“ behandelt wurde, auf Seiten des Protestantismus eine veränderte Sachlage vor, indem von hier aus bedeutende Genesungen im Sinne des cooperirenden Subjectes und des werththätigen Glaubens gemacht, resp. aus dem Princip aufgewiesen waren. Es möge genügen, als Beispiel die Controverse zwischen Mößler (katholischer Seite) in seiner „Symbolik“ und zwischen Ehr. Baur (protestantischer Seite) anzuführen. Der Erstere war nicht ohne Scharfsein und Gewandtheit mit dem alten Tadel aufgetreten, daß der Protestantismus bei der Rechtfertigung einsittig den Glauben und den außerhalb des Menschen liegenden Proceß herbeizöge, und daher das ebenso nothwendige subjectiv Moment vernachlässige. Dagegen machte Baur im Sinne des durch ihn interpretirten, geschichtlich sich entwickelnden protestantischen Princip in seiner „Erwiderung“ u. w. v. (1834. S. 41 und 42) Folgendes geltend: „Der protestantische Lehr-

begriff faßt allerdings die Rechtfertigung in ihrer äußeren Seite als einen außerhalb des Menschen erfolgenden, gleichsam gerichtlichen Act Gottes auf, aber es ist dies nur die objective Seite derselben, von welcher die nothwendig dazu gehörende subjective nicht unterschieden [soll wol heißen: getrennt] werden muß, und so wenig daher die alten Dogmatiker den Begriff der Rechtfertigung vollständig bestimmt und entwickelt zu haben glauben, wenn sie bloß von der causa efficiens (in Gott) und meritoria (in Christus) derselben sprachen, und nicht auch zugleich von der causa instrumentalitatis oder organica (dem lebendigen Glauben im Menschen), ebenso wenig ist der Begriff der Rechtfertigung richtig aufgefaßt, wenn er nur auf jenen äußerlichen Act und nicht zugleich auf den rechtfertigenden Glauben zu besagen wird, daß in ihm das Objectiv auch als ein Subjectiv, oder die Rechtfertigung nicht bloß als ein Verhältnis Gottes zum Menschen, sondern auch als ein Verhältnis des Menschen zu Gott sich darstellt." Aergl. hiermit desselben Verfassers Schrift: „Die christliche Lehre von der Vergebung und ihrer geschichtlichen Entwicklung“, 1838, und das in dem Artikel Gerechtigkeit Christi angeführte Citat aus seiner „Erwiderung“, namentlich als Beweis für die Interpretation, welche die Anrechnung der Gerechtigkeit Christi in der philosophischen Schule gefunden hat.

Literatur des Dogma's. Eine besondere Literatur der iustitia fidelis von der Literatur der iustitia fidelis zu unterscheiden und aufzustellen, würde noch misslicher sein, als die iustitia von der iustitia zu trennen. Wir verweisen daher wegen der betreffenden Literatur auf den Artikel Rechtfertigung. (J. Hasemann.)

GERECHTIGKEIT GOTTES (die), iustitia Dei. Die jüdische und christliche Theologie, auf deren Gebiete wir uns hier ausschließlich halten, hat mit keiner von ihr dem höchsten Wesen zugeschriebenen Eigenschaften so viel zu schaffen gehabt, als mit der Gerechtigkeit (צדקה, δικαιοσύνη, iustitia). Sie hat zwar, seitdem sie sich der Schwierigkeit des Begriffs bewußt geworden ist, meist die Forderung ausgesprochen, daß man die göttlichen Eigenschaften nicht als objectiv verschieden fassen solle; allein wenn man mit dieser Forderung Ernst machen und sie streng vollziehen wollte, so würde sie den Begriff der Eigenschaften überhaupt aufheben, indem dann von Gott nur noch die höchste Vollkommenheit ohne allen zu nähernden Inhalt, d. h. Nichts prädicirt werden könnte. Auch wenn obige Forderung dahin modificirt wird, wie es durch ihren eigenen historisch-dialectischen Proceß geschehen ist, daß man mit jeder göttlichen Eigenschaft jede andere als zugleich gesetzt denken müsse, kommt man doch nicht über die Nothwendigkeit hinaus, auch zu sagen, was denn die Gerechtigkeit an und für sich sei; d. h. man muß sie, wenn man sie aufstellt, auch definiren können, um überhaupt nur von ihr sprechen und mit ihr operiren zu dürfen. Hierbei kommt es nun sofort selbstverständlich darauf an, was denn im Allgemeinen eine Eigenschaft Gottes sei. Es ist zwar hier nicht der Ort, von den

göttlichen Eigenschaften überhaupt auch nur in einiger Ausführlichkeit zu handeln, aber es muß darauf hingewiesen werden, wie eng mit ihrer Bestimmung die Bestimmung der einzelnen Eigenschaften verknüpft sei. Werden die Eigenschaften Gottes z. B. in innere und äußere unterschieden, etwa in solche, welche dem höchsten Wesen als solchen an und in sich, und in solche, welche ihm in seiner Beziehung zur Welt zukommen sollen, so kommt man dadurch einerseits nicht über die Pflicht hinweg, zu sagen, was eine Eigenschaft im Allgemeinen sei (etwa eine Bestimmtheit des göttlichen Wesens, womit man freilich z. B. innerhalb des strengen Theismus, Schwierigkeit hat, aus Gott heraus zur Welt zu kommen), andererseits mußte man nun bestimmt angeben, auf welche Seite jede der Eigenschaften gehöre. Dies mit Sicherheit zu bestimmen, ist die Theologie je kaum so glücklich gewesen, am glücklichsten noch da, wo sie den Begriff der göttlichen Eigenschaft in einer von selbst proceßirenden Weise faßte, z. B. als göttliche Ursächlichkeit. Ähnliche Inconvenienzen erheben sich, wenn die Eigenschaften Gottes etwa in intellectuelle, moralische u. s. w. eingetheilt werden, wie ja überhaupt die Einteilung der Eigenschaften nicht minder wie deren allgemeine Definition und Systematik einen wesentlichen Einfluß auf die Begriffsbestimmung der einzelnen Eigenschaften; namentlich der Gerechtigkeit, ausübt.

Der Begriff einer göttlichen Eigenschaft aber hängt in fernerer Hinsicht von der Gottesidee überhaupt ab. Die jüdische Theologie trug, wie sie nicht anders konnte, menschliche Eigenschaften auf Jehova über, und diese Weise der Betrachtung zieht sich in die christliche Theologie hinüber. Gott ist bei dieser Vorstellung ein persönliches, von der Welt mehr oder weniger abstrakt geschiedenes Wesen, welches z. B. im alten Testamente soweit menschlich erscheint, daß es im Paradiese einherwandelt. Zwar reinigte sich die Gottesidee von solchen und ähnlichen Anthropomorphismen und Anthropoparismen, und grade das Judenthum potenzirte auf der einen Seite Jehova nach Möglichkeit zu einem außerweltlichen Gott; allein es blieb trotzdem bei der Uebertragung solcher Eigenschaften, welche von Menschen hergenommen waren, nobis vorzugsweise die Gerechtigkeit, wenigstens in einem gewissen Sinne, mit der Güte gehört, an dem Worte immer auch etwas von seiner ursprünglichen Bedeutung haften. Wenn auch einerseits dem göttlichen Wesen Attribute beigelegt wurden, welche dem Menschen nicht zukommen können, z. B. die Allmacht, und andererseits die Theologie erklärte, die von menschlichen Persönlichkeiten hergenommenen Eigenschaften seien in der Anwendung auf Gott ganz anders als in der ursprünglichen Anwendung zu verstehen, so blieb doch an dem conservirten Worte immer noch ein Stück von der Cirkularität seines Ursprunges hängen. So war z. B. die Gerechtigkeit historisch früher von Menschen als von Göttern prädicirt, also etwas Menschliches, und doch sollte sie nun etwas Nichtmenschliches sein. Der Mensch bleibt auch noch in seiner höchsten Potenz Mensch. Dieser zur Lösung sie drängende Widerspruch innerhalb der

Gottesidee exemplifiziert sich, wie hiervon der ganze Artikel der Beweis sein wird, vorzugsweise an der Eigenschaft der Gerechtigkeit, namentlich in sofern, als sie einige andere Eigenschaften, z. B. die Güte und Weisheit, auf dem Gebiete der theologischen Vorstellung zu Grenznachbarn hat. Es ist daher besonders der aus dem Judenthume hergenommene Gottesbegriff, welcher wegen der Anthropomorphismen seiner Persönlichkeit zur Lösung der daran haftenden Inconvenienzen die verschiedenen Versuche der Theodiceer hervorgerufen hat. (Mehrere Palmen, Hieb, Drigenes, Leibniz, Bonnet, Willaume, Kreuzer, Weisshaupt, Kant u. s. w.)

Wenn dergleichen Widersprüche namentlich in gewissen Stadien der Vorstellung eines selbstbewußten und persönlichen, von der Welt geschiedenen Gottes (Theismus) zu Tage treten, so verschwinden sie begreiflicher Weise in demselben Grade, als die Uebertragung menschlicher Eigenschaften, wenn auch in ihrer sublimsten Potenz, aufhört, und der Pantheismus oder Naturalismus an die Stelle des Theismus tritt, sei es, daß er Gott als Seele der Welt, als Einheit der Naturgeseh, oder in mehr idealistischer Weise als absolute Idee faßt. Auf dieser Station der natürlichen oder logischen Nothwendigkeit ihres Seins angelangt, streift die Idee Gottes von selbst gewisse theistische Eigenschaften ab, dahin gehören vorzugsweise die sogenannten moralischen Eigenschaften, wie Gerechtigkeit, Güte, Liebe, sobald innerhalb der ausgebildeten pantheistischen philosophischen Systeme die Streitfrage in Betreff der göttlichen Gerechtigkeit sich in die Frage nach der Vereinbarkeit der Uebel resp. des Bösen in der Welt mit der Vollkommenheit Gottes resp. der Welt verwandelt, und diese (etwa mit der Erklärung, das Uebel und das Böse seien nur Schein im Auge des einzelnen beschränkten Menschen oder die Vorstellung des Negativen am Positiven u. s. w. beantwortete) Frage eigentlich nur noch aus Herablassung zu denen gestellt wird, welche noch ganz oder zum Theil in der heidnischen Anschauung stehen. Damit freilich hört die christliche Dogmatik auf, das zu sein, was sie sein soll und will, eine religiöse Anschauung, welche auf dem Grunde der biblischen Ideen (Offenbarungen) ruht.

Die jüdische resp. christliche Theologie, deren historische Hauptmerkmale, nicht bloß hinsichtlich der Gottesidee im Allgemeinen, sondern auch hinsichtlich der Lehre von der göttlichen Gerechtigkeit im Besonderen, wir in dem Vorstehenden angedeutet haben, hat sich nicht bloß mit aprioristischen, philosophischen Begriffen abzufinden, während sie mit dem Unternehmen, die Eigenschaften Gottes etwa aus dessen im an sich seienden Denken gegebenen Bestimmungen zu deduciren, aus sich selbst herauszutreten würde, sondern auch und vorzugsweise die gegebenen biblischen Dicta als Grundlagen der Lehre von der göttlichen Gerechtigkeit mindestens als Normen zu respectiren. Sie hat einerseits den Trieb, ihre Sätze im Einklange mit der an sich seienden Logik des allgemeinen Denkens oder Vorstellens aufzuheben, obgleich es nicht an dem Bagdadi des salto mortale gefehlt hat, neben und über der Logik des denkenden Geistes

eine besondere Theo-Logik zu etabliren, anderentheils soll sie die biblischen Aussprüche über die Gerechtigkeit Gottes nicht alteriren, sondern in ihrer originellen Bedeutung, wenn auch nicht in der forisbarischen Gestalt des einen für alle und aller für einen, sondern im fortschreitenden Proceß ihrer selbst, was freilich am wenigsten geschehen ist, conserviren, obgleich sie hier nicht bloß auf unterschiedene, vielleicht auf unvereinbare Fassungen und Verhältnisse des Gerechtigkeitbegriffes, sondern auch auf Stellen trifft, wo andere Eigenschaften Gottes in ihrer eigenthümlichen Beziehung auf den Versuch der Harmonistik hinweisen, der möglicher Weise gewisse gegebene Bibeldicta von der Gerechtigkeit oder von der Güte u. s. w. nicht unangefastet läßt. In diesem doppelten Bedürfnisse der Ausgleichung, einertheils der allgemeinen Logik in Bezug auf den Gottesbegriff mit den biblischen Lehren, anderentheils der einzelnen in der Bibel gegebenen Eigenschaften Gottes und der Elemente des Gerechtigkeitbegriffes unter einander, liegt die Schwierigkeit der jüdisch-christlichen Lehre von der göttlichen Gerechtigkeit, aber auch zugleich der Schlüssel des Verhältnisses für die Phasen der dogmengeschichtlichen Entwicklung.

Dem alten Testamente*) ist natürlich der Begriff eines gerechten Menschen in dem speciellen Sinne derjenigen Eigenschaft nicht fremd, welche (als *justitia* und *aequitas*) Leben ohne Ansehen der Person nach gleichem Maßstabe beurtheilt, beziehentlich straft oder lohnt, z. B. 3. Mos. 1, 17: „Keine Person soll Ihr ansehen im Gericht.“ Allein das Wort, welches hier vorzugsweise von Gott als dem „Gerechten“ der „Gerechtigkeit“ lieb hat (צַדִּיק, צְדָקָה), in den kirchlichen Uebersetzungen, namentlich der Lutherischen, prädicirt ist, findet sich höchst selten in der Anwendung auf Menschen. Die צְדָקָה („Gerechtigkeit“ bei Luther) und das Adjectivum צַדִּיק („gerecht“ bei Luther) wird meist in einem ganz andern Sinne gebraucht, nämlich zur Bezeichnung eines Menschen, der die (gesetzlichen) Gebote Jehova's hält, d. h. fromm oder überhaupt recht ist vor ihm, d. h. so, wie er sein soll. צְדָקָה und צַדִּיק entsprechen daher in der Anwendung auf Menschen meist den Wörtern „Frömmigkeit“ und „fromm.“ Vergl. über das Verhältniß des hebräischen Wortes zu dem griechischen (δικαιοσύνη), lateinischen (*justitia*) und deutschen (Gerechtigkeit) das in dem Artikel „Gerechtigkeit des Glaubens“ Gesagte. Die dem vorstehenden Sprachgebrauche in der Lutherischen Uebersetzung des alten Testaments entsprechende Definition eines „gerechten“ Menschen findet sich z. B. in der Stelle 5. Mos. 6, 25, welche in der Uebersetzung von de Wette lautet: „Und als Gerechtigkeit (צְדָקָה) wird es uns gelten, so wir darauf achten, alle diese Gebote zu thun vor Jehova unserem Gott, sowie er uns geboten.“ Siehe oft, 1. Mos. 3, 18, findet man den Gerechten (צַדִּיק) dem Gottlosen (רָשָׁע) entgegengesetzt. Vergl. damit Ps. 143, 2:

*) „Man vergleiche hiermit die oben im Artikel Gerechtigkeit S. 379 gegebene sprachliche Entwicklung des hebräischen Sprachgebrauchs.“ (Redact.)

„Vor Dir (Jehova) ist kein Lebendiger gerecht.“ Die überwiegende Bedeutung der הַיָּשׁוּר in der Anwendung auf Menschen ist daher die geistliche Frömmigkeit.

Besaglich Jehova's kann die Gerechtigkeit im Sinne der speciell richterlichen dem alten Testamente ebenso wenig mangeln als irgend einer religiösen Urkunde in Bezug auf das göttliche Wesen, da ein ungerecht richtender Gott die Negation eines Gottes überhaupt wäre. Hierher gehört z. B. Ps. 7, 11 u. 12: „Mein Schild ist bei Gott; er hilft den Rechtschaffenen. Gott ist ein gerechter Richter“ (הַיָּשׁוּר הַיָּשׁוּר). Ferner Job 8, 3—6: „Soll Gott beugen das Recht, und der Allmächtige beugen die Gerechtigkeit? Wenn Deine Söhne gegen ihn sündigten, so gab er sie preis ihrer Schuld. Wenn Du aber noch Gott suchst, und zum Allmächtigen um Gnade suchst, wenn Du rein und rechtschaffest: so dann wird er über Dich wachen und beglücken Deine gerechte Hütte.“ Ferner 1 Mos. 18, 25, wo Abraham von Gott sagt: „Wird der Richter der ganzen Welt nicht Gerechtigkeit üben?“ d. h. wird er nicht die Frommen in Sodom retten? Es ist über hierbei sofort zu beachten, daß diese göttliche Gerechtigkeit die Vertretung zuläßt, indem Gott 2. Mo. 23 spricht: „Wenn ich zu Sodom fünfzig Gerechte (Fromme) finde, so vergehe ich dem ganzen Orte um ihrer willen.“ sodas in der Strafgerechtigkeit zugleich ihr Gegenfaß, die vergebende Gnade, enthalten ist. Vergl. ferner 5 Mos. 10, 17, 18; Dan. 9, 14 u. a. Stellen.

So nahe es nun auch dem jüdischen Bewußtsein lag, wie es jedem religiösen Bewußtsein von einem persönlichen Gotte nahe liegen muß, diese richterliche Gerechtigkeit, wie man sie sich bei einem gerechten menschlichen Richter als erforderlich vorstellte, auf Jehova zu übertragen, so sehr wurde doch gerade aus der Unterscheidung zwischen Gott und Mensch accentuirt. Wie auch immer Gott Strafe und Lohn vor den (bilden) Augen der Menschen abweg, immer mußte es dem gläubigen Juden als recht gelten, d. h. so, wie es nach der Natur Jehova's sein sollte, wie es grade ihm gefiel. Was auch in der Natur und im Schicksale des Menschen geschah, es kam um so mehr von Gott, als man noch keinen Zweifel hatte (der erst später eingeführt wurde, um der Duelle gewisser Erscheinungen zu werden, die man für unvereinbar mit Gottes Heiligkeit und Gerechtigkeit hielt); so war es recht und er selbst gerecht (recht). Vor Allem dominierte in dem Stadium des noch wenig reflectirten jüdischen Bewußtseins das Alles umfassende Recht, die absolute Majestät Gottes, und was sie auch that, es mußte recht (gerecht) sein, weil sie es eben that. Daher prävalirt auf dieser Stufe die göttliche Allmacht in dem Grade, daß durch sie lediglich die Gerechtigkeit, auch als richterliche, bestimmt ist. Gott ist hier eigentlich nur allmächtig, es gibt keinen andern Maßstab für seine Gerechtigkeit als eben die Allmacht. Man konnte die Gerechtigkeit auch anders nennen, z. B. Güte und Weisheit, denn was geschah, that Gott aus Güte und Weisheit für die Menschen; er konnte es nicht aus Nicht-Güte, aus Nicht-Weisheit thun, auch wenn man

den Zusammenhang zwischen gewissen Ereignissen und dem göttlichen Duelle nicht begriff. Wir dürfen noch weiter gehen, und diese unbegriffene, aber vorausgesetzte Allmacht, welche überall das Rechte that, nicht bloß als den absoluten Willen, sondern auch als die absolute Willkür Gottes bezeichnen. Was auch Jehova wollte, es war recht und gerecht; was etwa als eine (richterliche) menschliche Gerechtigkeit galt oder gefordert ward, erwies sich als einen incommensurablen Maßstab für dieselbe Eigenschaft in Gott, welche demnach die gleiche sein und doch auch nicht sein konnte. Ein gerechtes menschliches Gericht konnte der Widerspruch des göttlichen Gerichtes in demselben Falle, seiner Erscheinung nach, sein. In diesem Sinne hat man daher vorzugsweise auf dem Gebiete des älteren jüdischen Gottesglaubens die Worte הַיָּשׁוּר und הַיָּשׁוּר zu verstehen; und wenn wir nach dem Vergange Luther's gewohnt sind, sie durch „Gerechtigkeit“ und „gerecht“ zu übersetzen, so ist der jüdische Sinn der aequitas in Strafe und Lohn (justitia in der eigentlichen Bedeutung) nach menschlicher Weise wenigstens als das charakteristischste Merkmal meist davon aufzuschließen, und vorwiegend in die göttliche Majestät zu denken, die, was sie auch that, so that, wie es recht ist. Zutreffend ist demnach die Uebersetzung durch „recht“, wofür bekanntlich die frühere teufische Sprache den Ausdruck „gerecht“ brauchte, welcher, so wie „Gerechtigkeit“, im gegenwärtigen Sprachgebrauche vorwiegend und fast ausschließlich da, wo die archaische Phrase sein Recht mehr hat, auf die Gleichheit im Strafen (und Lohnen) nach festen Gesetzen bezogen wird. Wenn daher bei der Lectüre des vertauschten alten Testaments die göttliche Eigenschaft der „Gerechtigkeit“ uns meist eine begriffliche Unräumlichkeit verursacht, weil sie in einer bestrebenden Allianz mit der göttlichen Güte, Weisheit und Macht; oder in einer uns ungewohnten Verbindung mit Ebschaften steht, welche unsern Begriffe von Gerechtigkeit widerstreben, so müssen wir uns stets an den Umstand erinnern, daß im alten Testamente הַיָּשׁוּר das Rechtsein und Rechtthun Gottes unter allen Umständen ist, und daß der Conflict hauptsächlich aus unserem speciell richterlich gefaßten Begriffe der Gerechtigkeit herrührt.

Prävalirt nun in den älteren Geschichtsbüchern der Juden auf die bezeichnete Weise die absolute Macht und Willkür Gottes, und zwar als הַיָּשׁוּר , mit der zweiten auftretenden Färbung der richterlichen Gerechtigkeit, so findet man in den prophetischen Büchern Gott nicht eben häufig als den הַיָּשׁוּר bezeichnet. Zwar tritt er hier vorzugsweise als der züchtigende und strafende auf; aber das menschliche Bewußtsein reflectirt noch nicht ernstlich über die Art und die Gründe der Strafe, um etwa diese in der Uebereinstimmung mit menschlicher Strafgerechtigkeit aufzuzeigen oder auch nur beide mit einander zu vergleichen. Das Menschliche ist nicht das Göttliche und umgekehrt. Gott übt „Gnade, Recht und Gerechtigkeit“ (הַיָּשׁוּר הַיָּשׁוּר הַיָּשׁוּר), Jerem. 9, 23, ohne daß der Mensch darnach zu fragen hat, in welchem Verhältnisse diese Attribute zu einander stehen, oder warum

Jehova hier die eine, dort die andere übe. Ja Ezech. 21, 8. 9 (nach dem Lutherischen Texte B. 3 u. 4) läßt Jehova durch den Propheten verkündigen, daß er Israel austreten wolle, „Gerechte und Gereiv“ (צַדִּיקִים וְרַעֲיִים), und andererseits sind die unzulänglichen, stärksten Anthropopathismen nicht bloß des Jorues (3. B. Ps. 95, 11: „ich [Jehova] schwur in meinem Zorn, sie sollen nicht zu meiner Ruhe kommen“), sondern auch der Nachr (3. B. Ps. 104, 2) auf ihn übertragen. Aber es sind eben göttliche Keidenschaften. Dem Menschen wird flüchtigweise die Rache verboten, aber was Jehova aus Zorn und Rache thut, muß immer recht sein; er will sich auch zum Treibe gegen alle menschliche Begriffe und Ansprüche auf Gerechtigkeit als den absolut allmächtigen offenbaren. Daher ist es eine übel angebrachte Theodizee, wenn man sich dadurch zu helfen sucht, daß man sagt: die Strafe der Gerechten, die doch auch nicht ohne Fehler leben, sei für sie eine Zuchtigung zur Besserung, wobei nicht vergessen werden darf, daß eine Ausbreitung schwerlich zur Besserung dienen kann. Das göttliche Verhalten im Vergleiche mit den Uebeln auf der Erde, namentlich in sofern sie den Frommen treffen, zum Objekte einer Kritik zu machen, fällt den Propheten ebenso wenig ein als den Männern der älteren Geschichtsbücher.

Zu den Psalmen findet sich nicht selten der Ansaß zu einer eigentlichen Theodizee mit dem Hinweis auf den ewlichen Ausgang eines Schicksals, welcher den Jehova im Sinne eines gerechten Richters rechtfertigen soll, d. h. eines solchen, der die Gerechten belohnt und die Bösen bestraft, und zwar noch auf dieser Erde; denn „im Tode gedent man Deiner nicht, wer will Dir in der Hölle danken?“ Im Zusammenhang hiermit heißt es 3. B. Ps. 53, 11 u. 12 (nach Lutherischer Zählung), unter der Voraussetzung, daß Gott die ungerechten Richter strafe: „Dann freuet sich der Gerechte (Fromme, צַדִּיק), weil er Rache schaut, seine Schritte bader in Blut; und der Mensch spricht: Ja Lohn ist dem Gerechten; ja Gott ist Richter auf Erden!“ Von der judicellen Thätigkeit Jehova's ist auch Ps. 96, 13 die Rede: „Richten wird er (Jehova) die Erde mit Gerechtigkeit,“ sowie Ps. 99, 4: „Du hälst Gerechtigkeit (צֶדֶק) aufrecht, Recht und Billigkeit (צֶדֶק וְצִדְקָה) übest Du in Jacob.“ Ferner Ps. 33, 5: Gott liebt „Gerechtigkeit und Gericht“ (צֶדֶק וּדִין). Zwar blüht hier und da der Anspruch des Verdiensts auf den Lohn der göttlichen Gerechtigkeit und die Zoderung durch, daß Gottes צֶדֶק mit der menschlichen צֶדֶק (Frömmigkeit) harmoniren solle; allein immer noch ist die Voraussetzung vorwiegend, daß, was auch Gott thue, recht resp. gerecht sei. So kann 3. B. Ps. 71, 2. 15 fs. dahin verstanden werden, als glaube der Psalmist, er habe durch seine Frömmigkeit die gerechte Hülfe Gottes verdient; aber es kann dieser Anspruch auch verstanden werden, wie etwa Ps. 5, 9: „Jehova, leite mich nach Deiner Gerechtigkeit,“ sofern man nicht interpretiert: sie gerecht gegen mich, sondern: halte mich bei Dem, was vor Dir recht ist. Man stößt in den Psalmen wiederholt auf die „Rechte der göttlichen Gerechtigkeit,“ 3. B. Ps. 119, 7: צֶדֶק

77, 7. Es sind die Satzungen und Gebote, welche das setzen, was vor Gott recht ist, dem gegenüber der Mensch eigentlich kein Recht hat, obgleich, wie gesagt, auf das überwältigende Licht des absoluten göttlichen Willens sich hier und da die Schattenreife menschlicher Ansprüche auf Vergeltung projizieren, 3. B. Ps. 19, 12–37. Durchaus überwiegend bezeichnet in den Psalmen die צֶדֶק das, was vor Gott recht ist, resp. was er als solches in den Mosaischen Geboten und Satzungen offenbart hat, sodas also das Vorbildem derselben die צֶדֶק des Menschen ist. 3. B. Ps. 11, 7: „Gerecht ist Jehova, Gerechtigkeit liebt er,“ oder Ps. 7, 17: „Der Herr ist gerecht und hat Gerechtigkeit lieb.“ Wie die Gerechtigkeit Gottes überhaupt das keine Kritik unterworfenen Verhältniss und Verhältnis Gottes zum Menschen, also sein absoluter Wille ihm gegenüber ist, so ist die Gerechtigkeit des Menschen das rechte, d. h. das nach den Mosaischen Satzungen, als den göttlichen Willensoffenbarungen gerichtete Verhalten und Verhältnis des Menschen zu Gott. Sind wir gewohnt, unter einem Gerechten den gerechten Richter zu verstehen, der in einer gleichen, dem menschlichen Urteile erkennbaren Weise nach feststehenden Normen die Vergeltung oder überhaupt sein Verhalten zu den verschiedenen Individuen abmisst, so zeigt sich diese Eigenschaft Gottes, sofern sie צֶדֶק heißt, in den Psalmen nur als eine sehr beiläufige und so zu sagen gelegentliche.

Ist aber Alles, was Gott dem Menschen gegenüber thut oder unterstellt, recht, heilig, gut, vollkommen, hat der Mensch keine Ansprüche zu machen, so erscheint diese Majestät Gottes als die absolute Gnade, sofern sie dem Menschen eine Wohlthat erweist, oder auch ihn züchtigt; und dieser Gnadenstandpunkt ist, abgesehen von einzelnen Abweichungen, im alten Testament besonders den Psalmisten eigen. Ob Einer die Gerechtigkeit vor Gott erlangt, hängt von dessen Willen ab. Ps. 69, 28: Hülfe (wird Gott angedet) Schulb zu ihrer (der Feinde des Psalmisten) Schulb, und las sie nicht Gerechtigkeit vor dir (צֶדֶק, בְּחַסְדֶּךָ וְצֶדֶק) erlangen.“ Abgesehen von der Kabbist, welche Gott bitter, daß er die Feinde sündigen machen solle, kann hier nicht die Strafgerichtigkeit Gottes verstanden werden, sondern ein Verhältnis zu Gott, welches lediglich durch seine Gnade bestimmt ist, wenn man auch nicht das altergerichtliche quid pro quo anwenden darf; es steht hier gradezu צֶדֶק vor צֶדֶק. Aber die Gnade und die Gerechtigkeit Jehova's stehen an vielen Psalmstellen in einer so engen Verbindung, daß eine die andere deckt. So heißt es Ps. 116, 5: „Gnädig (חַסָּד) ist Jehova und gerecht (צֶדֶק);“ Motiv: Weil er dem Elenden hilft, und zwar ohne dessen Verdienst; oder Ps. 145, 17: „gerecht (צֶדֶק) ist Jehova in allen seinen Wegen und gnädig (חַסָּד) in allen seinen Werken.“ Motiv: weil er dem Bittenden hilft, doch ohne dessen Verdienst. Vergl. 113, 7. Da hier die Gerechtigkeit ohne Rücksicht auf das Thun des Menschen auftritt, so kann sie nicht das Belohnen der richterlichen Eigenschaft, sondern muß die Gnade sein. In dieser Weise sind offenbar auch solche Stellen zu fassen,

wo die Gerechtigkeit nicht ausdrücklich im Parallelismus mit der Gnade steht, z. B. Ps. 51, 16. Nachdem hier der Psalmist sich als einen schuldigen, strafwürdigen Sünder bekannt hat, fährt er fort: „Rette mich von Blutschuld, Gott meiner Hilfe, daß meine Junge jubele ob deiner Gerechtigkeit“ (7772). Dieser Bewandniß hat es mit Ps. 65, 6. Nachdem der Verf. in dem Vorhergehenden das Bekenntniß seiner Sünde und Straffälligkeit abgelegt hat, heist es weiter: „Wunderbar in Gerechtigkeit“ (7772) „erhöhet du uns.“ Die Worte übersetzt das Wort gradezu „in Gnaden“; denn nach der richterlichen Gerechtigkeit müßte Gott strafen. Hiermit kann man Ebra 13 vergleichen: Israhel fündigte; aber Gott errettete es trotz dem; denn er ist gerecht (7772). Wollte man für diese und ähnliche Stellen sich auf die gegebene Zusage Jehovah's berufen, seinem Volke endlich zu helfen, und die 7772 durch Wahrhaftigkeit erklären, so kann man nicht leugnen, daß diese Vorstellung im alten Testamente eine bedeutende Rolle spielt, und daß zumellen das Wort gradezu zu überfetzt werden kann; allein für die hohen citirten Aussprüche liegt kein Grund zu dieser speziellen Interpretation vor, zumal dieser Begriff in der Regel durch ein anderes Wort (7772 oder 7773) wiedergegeben ist, ganz abgesehen davon, daß auch die Treue im Grunde auf der Gnade ruht. An einigen Stellen steht mit der Gerechtigkeit Gottes seine Heiligkeit im Parallele.

Vorzugsweise mit dem Uebel, welches den Frommen in dieser Welt trifft, folglich mit der speziellen, vergehenden Gerechtigkeit Gottes befaßt sich das Buch Job, welches wir in die spätere Epoche des Judenthums, etwa an den Anfang der apokryphischen Literatur, setzen. Und zwar geschieht dies nicht gelegentlich, sondern die ganze Arbeit ist ein Versuch der Theologie, welche ehrlich genug ist, auch die gegen Gottes Gerechtigkeit zeugnenden Elemente zu ihrem vollen Rechte kommen zu lassen. Job macht an Gottes Gerechtigkeit allerlei Ausstellungen; er erklärt sich für rein von Schuld und fühlt sich so unglücklich. Aber andererseits gibt er auch seine Schuld (7, 20) und Gottes Gerechtigkeit zu. Seine Ausstellungen an der letzteren verweisen ihm seine Freunde, besonders Eliphaz (Kap. 32 bis 35). Der erste derselben, welcher zum Sprechen kommt, Eliphaz, stellt sofort im Anfang seiner Rede die That auf (4, 7 u. 8): „Gedenke doch, wer kam unschuldig um, und wo wurden Redliche (7772) vernichtet? Sowie ich gesehen, die Böses pflügen und die Unheil sarn, die ernten es.“ Besonders in Kap. 36 wird Gott als der gerechte Richter dargestellt, welcher Arme und Reiche ohne Ansehen der Person richtet; aber es wird auch der züchtigen und bessernde Zurecht der Uebel hervorgehoben, sowie der göttliche Weltplan im Ganzen und Einzelnen, in welchem sich Alles als aus Gottes Vollkommenheit und Weisheit geordnet erweise. Und würde diese Ermögung nicht ausreichen, so wird auch auf die letzte Instanz recurriert, nämlich darauf, daß Gott dem Menschen von seinem Thun keine Rechenschaft zu geben habe. Da aber diese Antwort keine Lösung der gestellten Frage ist, so wird

Job für seine Leiden noch im späteren Alter durch reichliche Erdengüter entschädigt. Freilich eine Entschädigung setzt eine Beschädigung, also eine Ungerechtigkeit voraus, und die Entschädigung ist im strengen Sinne keine gerechte Vergeltung. Die Leiden können nur eine Folge der Sünden sein; aber Job ist vor Anderen ein frommer Mann gewesen von Jugend auf. Indessen auch die Entschädigung wird als eine Ungerechtigkeit bezogen hat. Wie dem aber auch sei, wir konstatiren zum Schluß besonders die Thatfache, daß an Job noch bei seiner irdischen Lebenszeit die Ausgleichung eintritt. Wie aber, wenn ein Frommer ohne dieselbe stirbt? Das Buch Job gibt auf diese Frage keine Antwort; denn es kennt, wie das alte Testament im Ganzen, kein Fortleben des Menschen nach dem Tode.

In der apokryphischen Literatur, welche wiederholt auf die Theologie Gottes zurückkommt, wird über die Vollständigkeit hinaus, womit dies im Buche Job unter ziemlich consequentem Gebrauche der Gerechtigkeit Gottes von der richterlichen gesehen ist, kein Fortschritt gemacht. Wesen wie diese, daß Gott das Böse strafe und das Gute belohne, gehen Hand in Hand mit andern, z. B. daß Gott vermöge seiner absoluten Herrschaft bei der Vertheilung der irdischen Güter eigentlich gar keine Rücksicht auf die nicht existirende — und doch wieder existirende — Würdigkeit des Menschen zu nehmen habe. Charakteristisch ist in der Weisheit des Salomo Cap. 12, wo in einer eigenthümlichen Dialektik Gottes Rechtfertigung versucht wird. Der Gedankengang ist dieser: Gott strafe nur gelinde, damit die Menschen sich bekehren sollten — ein Zweck, der freilich ebenso gut durch die volle Strafe erreicht werden könnte, ohne daß die Straferechtigkeit zu einer halben herabgesetzt wird —; doch darf Niemand fragen: Was hast du arthon? Wer will ihn anlagen? Dann heist es B. 15 u. 16: „Weil du aber gerecht (δικαιος) bist, ordnest du alles mit Gerechtigkeit (δικαιοσύνη), und selbst den, der die Strafe nicht verdient, zu verdammen, hälst du für unangemessen deiner Macht. Denn deine Stärke ist der Gerechtigkeit Grund, und daß du über Alle herrschst, macht, daß du Aller schonest.“ Gottes Macht ist so absolut, so unbedingt, daß sie in ihrer That gegenüber den Menschen auf die Unterschiede in deren Thun keine Rücksicht zu nehmen braucht; aber dann kann auch von einer richterlichen Gerechtigkeit im eigentlichen Sinne nicht die Rede sein.

Als schließliches Resultat des Ueberblickes über die dicta probantia des alten Testaments stellt sich demnach Folgendes heraus. Gottes Gerechtigkeit (7772) ist kein Rechtssein, d. h. seine Machtvollkommenheit, welche zugleich die Gerechtigkeit, die Weisheit, die Güte in sich schließt, und als diese in gewissen Verhältnissen zur Welt erscheint. Vermöge derselben theilt er die Gaben aus, welche als solche Gabengaben sind. Obgleich der Mensch eigentlich nicht zu fragen hat, warum Gott dieses oder jenes thut, thut er es doch nicht ohne Rücksicht auf die Tugend und das Laster der Menschen; und in sofern

richtet er mit gerechter Vergeltung, obgleich der Mensch Nichts von ihm fordern darf, und der Zusammenhang zwischen Sünde und Strafe nicht immer begreiflich ist. Mindestens gleicht er die Leiden der Frommen noch auf dieser Erde aus. Diese Sätze repräsentiren zugleich die verschiedenen Pfafen des jüdischen Bewußtseins von Gottes Gerechtigkeit, an der es nicht auffällig gefunden ward, daß sie die Sünden der Weltten noch an Kind und Kindeskind strafe. Aber man leugnete auch nicht, daß die Kinder an der Weltten Schuld Theil hatten, obgleich man über das Wie? nicht reflectirte. Es ist hierin ein inkonsequentes Gefühl von dem natürlichen Fortleben unflüchtiger und strafbarer Zustände unverkennbar. Aber der Unterschied natürlicher und positiver Strafen kann im alten Testamente schon deshalb sich wenig geltend machen, weil ja auch jedes natürliche Ereigniß als eine unmittelbare persönliche That Gottes auftritt, und der Unterschied gewöhnlicher und außergewöhnlicher Strafen würde sich zuletzt auf dasselbe Verhältniß reduciren.

Im neuen Testamente, besonders in den Evangelien und in den nicht Paulinischen, aber zum Theil auch in den Paulinischen Schriften, steht sich zunächst der alttestamentliche Sprachgebrauch der Gerechtigkeit, sowohl in Bezug auf Menschen als auch in Bezug auf Gott, in dem Sinne fort, daß sie das bezeichnet, was so ist, wie es sein soll; der gerechte (*δίκαιος*) Mensch ist noch meist der fromme Mensch und ebenso der gerechte Gott der rechte oder vollkommene Gott. Hierher gehört z. B. Matth. 6, 33: „Trachtet aber am Ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit“ (*δικαιοσύνη*); ferner Ephes. 4, 24: „Und sollet den neuen Menschen anziehen, den nach Gott geschaffen in der Gerechtigkeit (*δικαιοσύνη*) und Heiligkeit der Wahrheit;“ ferner 1 Joh. 1, 9: „So wir unsere Sünden bekennen, so ist er (Gott) treu (*νόθος*) und gerecht (*δίκαιος*), daß er uns die Sünden vergibt, und uns von aller Ungerechtigkeit (*ἀδικία*, Sünde) „reinet;“ ferner 1 Joh. 2, 29: „So Ihr wisset, daß er (Gott) gerecht (*δίκαιος*) ist, so erkennet, daß Jeder, der Gerechtigkeit (*δικαιοσύνη*) thut, von ihm geboren ist;“ 1 Joh. 3, 7: „Wer die Gerechtigkeit (*δικαιοσύνη*) thut, ist gerecht (*δίκαιος*), wie er gerecht (*δίκαιος*) ist;“ u. a. m. Während aber im alten Testamente Gottes *ῥατ* mehr die allgemeine moralische Vollkommenheit als die richterliche Gerechtigkeit bezeichnet, tritt die letztere unter dem Worte *δικαιοσύνη* (*δίκαιος*) im neuen Testamente häufiger auf, wozu wol auch das griechische Wort das Eigne beiträgt, da dessen ursprüngliche oder wenigstens gewöhnliche Bedeutung im Hellenismus die judiciale ist, obgleich es den Septuaginta als Uebersetzung der *ῥατ* gedient hat. Man vergl. über Gottes Gericht und richterliche Gerechtigkeit im Lohnen und Strafen z. B. Röm. 1, 18; 3, 5, 6; 1 Thess. 4, 6; Hebr. 4, 12; 6, 10 u. a. Stellen, wo dies im Allgemeinen, ohne nähere Angaben der Zeit u. s. w., ausgesprochen wird.

Einen höchst bedeutungsvollen Schritt thut das neue Testament über das alte Testament hinaus in sofern, als es die Erreicherung und Entfaltung der göttlichen Ge-

rechtigkeit (im Lohnen und Strafen) vorzugsweise in das jenzeitige Leben verlegt, während sich das alte Testament fast ausschließlich auf den engern und daher für die Theodicee mislißigsten Schauplatz des diesseitigen Lebens angewiesen sieht. Ist durch Christus dieses zukünftige, die irdischen Erscheinungen und Thaten ausgleichende Gericht nachdrücklich betont, so halten auch die für diese Erde hoffnungsgarnen Apostel mit Vorliebe daran fest, und kommen wiederholt darauf zurück. Dadurch ist dem kritischen Verstande, welcher die Unflüchtigkeit nicht leugnet, eine wichtige Waffe gegen die Uebereinstimmung irdischer Vorurtheile mit der göttlichen Gerechtigkeit genommen, sofern er nicht die weitere Frage nach dem Wie? der zukünftigen Vergeltung oder Ausgleichung thut, und dem Glauben auch als einem Flüchtiglinge nach dem Jenzeit folgt. Aber eben der Glaube an die jenzeitige Ausgleichung hat den ersten Christen die wunderbare Kraft in der Erhaltung ihrer Leiden gegeben. Hat Christus wiederholt und mit den klaren Worten der christlichen Jugend ihren jenzeitigen Lohn versprochen und in sofern dieselbe als verdienstlich bezeichnet, so sind dagegen andere seiner Aussprüche den positiven Strafen Gottes auf Erden nicht günstig. Werthwirdig in dieser Beziehung ist besonders sein Ausspruch bei Joh. 9, 2, 3, wo er auf die Frage der Jünger in Veranlassung eines Blindgeborenen, ob dieser oder seine Weltten gesündigt haben, die Antwort gibt: „Weder dieser hat gesündigt, noch seine Weltten, sondern es sollten die Werke Gottes an ihm offenbar werden.“ Diese Stelle wird gewöhnlich als ein Hauptereigniß dafür angesehen, daß nach Christi Urtheil die Gerechtigkeit Gottes keine positiven Strafen verhängt, und man muß zugeben, daß dadurch den positiven Strafen, resp. der alttestamentlichen Ansicht von der Heimführung der Weltten-Sünde, bis in das vierte und fünfte Glied“ ein bedeutendes Dementi gegeben wird, namentlich wenn man die unverkennbare Abköthlichkeit erwägt, womit einem weit verbreiteten Volkstheile entgegengetreten werden soll; denn die Worte sind doch wol nicht so zu verstehen: Er und seine Weltten haben überhaupt keine Sünde getan, sondern so: Sie haben keine solche Sünde getan, welche Gott bezweigt, den Unglücklichen mit ewiger Blindheit zu schlagen. Freilich kann immerhin gesagt werden, Gott habe gerade in diesem Falle nicht positiv gestraft; und wenn auch einerseits die Lehre von der Straferechtigkeit Gottes hierdurch von dem Kreuze der positiven Strafen befreit werde, so erwache ihr doch ein anderes Kreuz in dem Umfange, daß der Unglückliche herhalten müsse, um an seinem Leiden die Gerechtigkeit Gottes sich offenbaren zu lassen, deren Zweck übrigens gar nicht ersichtbar sei, da sie ja gar keinen specifischen Sünden zum Object erwähle. Die Gerechtigkeit Gottes sei demnach eludirt durch die Willkür Gottes, wie dies auch in der Paulinischen Lehre von der Gnadenwahl geschehe, welche somit auf einen alttestamentlichen Standpunkt zurückfalle. Wenn man ferner nicht seltener Luc. 13, 14 hierher zieht, wo Christus in Abrede stellt, daß die achzehen Menschen, auf welche der Thurm in Sioam fiel, Schuldiger als alle

übrigen Bewohner von Jerusalem gewesen wären, so ist auch dieser Beweis gegen die positiven Strafen nicht ganz stringent; denn für die Lebenden könnten ja andere positive Strafen bestimmt sein. Dennoch wird man bei beiden Stellen das Gefühl haben, daß sich Christus den positiven Strafen in diesem Leben nicht günstig erweist. Wollte man durch Zusammenstellung aller in dem neuen Testamente für einzelne Fälle angeführter Strafen den Versuch machen, die positiven von den nicht positiven zu scheiden, so würde auch die strengste Rücksicht auf die Art ihres Zusammenhanges mit den Sünden diesen Versuch als unausführbar oder mindestens resultatlos hinstellen.

Von den neutestamentlichen Stellen dürfen besonders folgende als Beweise für die in dem Jenseits sich realisierende richterliche Gerechtigkeit Gottes dienen. Matth. 5, 12: „Euer Lohn ist groß im Himmel.“ Matth. 11, 22–24: Die Strafe der Städte Chorazin, Bethsaida, Tyrus und Sidon im jüngsten Gerichte. Luc. 12, 47 sq.: Der jenseitige Lohn des treuen Knechts. Luc. 19, 11 sq.: Dasselbe. Rom. 2, 5–11: „Vermöge deiner Verstocktheit und deines unbefruchteten Herzens aber häuſest du die Zorn auf den Tag des Zornes und der Offenbarung des gerechten Gerichts (δικαιοκρισίας) Gottes, welcher einem Jeglichen bezahlen wird nach seinen Werken: Denen, welche durch Standhaftigkeit in guten Werken nach Herrlichkeit und Ehre und Unvergänglichkeit streben, ewiges Leben, den Widerspenstigen aber und denen, welche der Wahrheit unsofsam sind, der Ungerechtigkeit (ἀδικία, Sünde) aber folgen, Grimm und Zorn ... Denn es ist kein Ansehen der Person bei Gott.“ 2 Tim. 4, 8: „Fortan liegt bereit die Krone der Gerechtigkeit, die mir der Herr verleihen wird an jenem Tage, der gerechte Richter“ (δικαίος κριτής). 1 Joh. 4, 17: Die Treubigkeit der Christen am Tage des Gerichts. Und so mehrere andere Aussprüche, welche die zukünftige Vergeltung mehr oder weniger von dem sittlichen Verhalten und dem Glauben in diesem Leben abhängig machen. Ist die richterliche Entscheidung meist auf einen bestimmten Gesichtspunkt (jüngster Tag, jüngstes Gericht) verlegt, so erscheint an denselben nach einzelnen Stellen im neuen Testamente nicht Gott, sondern Christus als der Gerichtshalter. So besonders Matth. 16, 27, ferner Joh. 5, 22: „Denn der Vater richtet auch Niemand, sondern alles Gericht hat er dem Sohne übergeben.“ Vergl. damit R. 2 u. 30, sowie 2 Kor. 5, 10: „Denn wir alle müssen erscheinen vor dem Richterstuhle Christi, auf daß ein Jeglicher vergolten empfangen das bei Leibes Leben Gehörte, je nachdem er gehandelt hat, es sei Gutes oder Böses.“ Wenn auch durch diese Wendung die neutestamentliche Lehre von Gottes Gerechtigkeit sich selbst keine Schwierigkeit erzeugt, da Gott als durch Christus richtend vorgestellt wird, so schürt sie sich doch andererseits einen Knoten in der Behauptung der ewigen Verdammnis oder der nie endigenden Pein der Bösen, und es ist Christus selbst, welcher dies wiederholt ausspricht, z. B. Matth. 25, 45: „Diese (die Bösen) werden in die ewige Pein

gehen, die Gerechten (δικαίους) aber ins ewige Leben.“ Zum Mindesten ist die Vorstellung schwer vorstellbar, daß bei dem ständlichen allmählichen Liebergehen der Sünde in die Tugend oder der Sündin in die Gerechtigen eine Linie gefunden werden soll, welche die zur ewigen Pein Bestimmten von den zur ewigen Seligkeit Bestimmten in gerechter Weise scheide. Den unendlich vielen Stufen menschlicher Würdigkeit scheint das absolute Entweder–Oder von ewiger Verdammnis und ewiger Seligkeit nicht zu entsprechen. Die Theodizee ist durch die in das Jenseits verlegte Executive der göttlichen Gerechtigkeit leichter, aber zugleich auch durch den Dualismus der Vergeltung schwieriger geworden, und nicht bloß hierdurch, sondern auch durch die Ewigkeit der Strafen, welchen eine so kurze, irdische Endlichkeit entspricht. Dem wörtlichen Ausdruck nach findet allerdings eine ewige Verdammnis statt; allein als Gegengewicht lassen sich alle die Aussprüche anführen, wonach Gottes Güte will, daß alle Menschen zur Seligkeit kommen, z. B. 1 Tim. 2, 4, sowie die Stellen von der Wiederbringung (ἀναγερσις) aller Dinge, z. B. Matth. 19, 28, obgleich diese Stellen auch eine andere Deutung zulassen. Soll die göttliche Güte nicht ohnmächtig sein, so bleibt nur übrig, die ewige Verdammnis hypothetisch zu fassen, d. h. als eine solche, welche einträte, wenn sich Einer nicht bekehrte. Aber solche Reflexionen sind dem neuen Testamente noch fremd; in seinem Bewußtsein befehlen jene verschiedenen Anschauungen noch friedlich neben einander.

Durch eine größere Schwierigkeit, weil durch eine Reflexion auf bestimmte, wahrgenommene Gegenstände, wird die Lehre von der Gerechtigkeit Gottes in der Paulinischen Vorstellung von der Gnadenwahl gedrückt, welche als eine unbedingte aufzutreten scheint, namentlich im 9. Cap. des Briefes an die Römer. Hier statuirt der Apostel, daß noch Ungeborene von Gott zur Seligkeit ausgewählt und Andere verworfen worden seien als Gefäße seines Zornes, worauf er selbst die Frage stellt: „Ist nicht Gott ungerecht?“ (οὐκ ἀδίκος ὁ θεὸς ἵνα;) Die Antwort ist: „Das sei ferne!“ und die Motivierung: „Denn zu Röse sagt er: Ich begnadige, wen ich begnadigen will, und erbarme mich, wessen ich mich erbarmen will (2 Mos. 33, 19). Demnach liegt es nicht an Jemandes Willen und Sterben, sondern an Gottes Gnade Demnach nun begnadigt er, wen er will, wen er aber will, verhärtet er.“ Den, der etwa mit der Frage kommen wollte: „Wer kann seinem Willen widerstehen?“ weist Paulus mit der, freilich auf ein anderes Ziel ihrer Natur nach sich richtenden, Gegenfrage zurück: „Freilich o Mensch, wer bist du, daß du mit Gott hadern willst? Darf das Gefäß zu seinem Bildner sprechen: Warum haßt du mich so gemacht?“ Vor der absoluten Willensmacht Gottes also hat der Mensch kein Recht, keinen eigenen Willen, keine eigene Willenskraft. Dann kann aber auch von einer Gerechtigkeit Gottes, als seinem Verhalten zum Menschen nach Maßgabe des freien, selbsterzeugten Verhaltens des Menschen, keine Rede mehr sein; die Tugend woran meßbare

judizielle Gerechtigkeit Gottes ist aus seinen Eigenschaften gestrichen oder vielmehr in seiner absoluten Machtwillür untergegangen, welche, was sie auch thut, recht thut. Der Auctor ist auf diese Weise offenbar nicht gelöst, sondern zerbauen. Indessen diese abstracte Consequenz aus Gottes absoluter Machtwillür findet selbst bei Paulus ihre vielfache Correctur an andern Ausprüchen und Vorstellungen, in diesem besondern Falle an der ausdrücklich ausgesprochenen Hoffnung, daß endlich auch Israel doch noch selig werde, im Allgemeinen aber an der Erregung, daß Paulus dem Menschen seine Verdienstansprüche wegen äußerlich gethaner Werke Gott gegenüber nehmen will. Das persönliche Vaterseyn Gottes geht ihm nicht im Abgrund einer an Pantheismus grenzenden prädestinirten Nothwendigkeit zu Grunde.

Im Uebrigen ist der Zusammenhang nicht zu übersehen, in welchem grade bei Paulus, der wie kein anderer neutestamentlicher Schriftsteller Gegensätze zu vermitteln sucht, nachdem er sie in großer Schärfe herausgestellt und gleichsam als trophige Widersacher herausgeschworen hat, die Gerechtigkeit Gottes mit der Erlösung resp. Rechtfertigung durch Christus steht. Wenn nur Gott den Menschen rechtfertigt, mag auch der Mensch Gott nicht rechtfertigen können! Paulus geht von der Grundanschauung aus, daß alle Menschen von Natur, d. i. ohne den Glauben (an Christus) vermöge ihrer Sünde durch Gott der ewigen Verdammniß anheimgegeben seien, diese Verdammniß aber werde in die Seligkeit umgewandelt durch Christus, sofern die Sünder ihn im Glauben ergreifen. Da die Heiligkeit Gottes durch die Sünde verletzt sei — ob in unendlichem Maße oder nicht, darüber läßt sich Paulus nicht aus, — so müsse die Gerechtigkeit Gottes mit demselben Maßstabe strafen, eine Thatsache, welche die durch die absolute Prädestination aufgeborene Schuld des Menschen anerkennt, weil voraussetzt. Da nun der Mensch durch eigene Kraft sich nicht helfen könne, so trete die Gnade Gottes dazwischen, aber ohne das Verdienst der Menschen, indem sie Christus sende und für die Menschen in den Tod gebe. Diese stellvertretende Genugthuung oder der stellvertretende Opfertod Christi, auf welchem die Sündenstrafe der Menschen liegt, ist nicht nur von Paulus unzweifelhaft und wiederholt gelehrt, sondern auch in andern neutestamentlichen Ausprüchen eine nicht hinwegzuleugnende Vorstellung, so z. B. Matth. 20, 28 (wo Christus spricht): „Gleichwie der Menschensohn nicht gekommen ist, sich dienen zu lassen, sondern zu dienen, und sein Leben hinzugeben als Lösegeld für Viele!“ Oder Joh. 1, 29: „Eiße, das Lamm Gottes, welches der Welt Sünde trägt.“ Die göttliche Gerechtigkeit mußte strafen, aber sie legte die Strafe auf Christus, den Sündlosen, z. B. Rom. 3, 23—26: „Alle haben gesündigt, und erlangen den Ruhm bei Gott, und werden gerechtfertigt umsonst durch seine Gnade, mittels der Erlösung in Christo Jesu, welchen Gott dargelegt als Sühnapfer, mittels des Glaubens, durch sein Blut, zum Erweise seiner Gerechtigkeit wegen des Hingehenslassens der vorher geschehenen Sünden [wornach also mit

dem Tode Christi in Verbindung steht die Erlösung der vor Christus Lebenden, sodas dessen Verdienst gleichsam rückwirkend ist], unter der Nachsicht Gottes, zum Erweise seiner Gerechtigkeit in der jetzigen Zeit, daß er gerecht (δικαιος) sei, und die, so an Christum glauben, rechtfertige.“ Oder 2 Kor. 5, 21: „Den, welcher von seiner Sünde wußte, machte er (Gott) für uns zum Sünder, auf daß wir Gerechtigkeit Gottes (gerecht vor Gott) würden in ihm.“ So wird die Gerechtigkeit Christi durch die Gerechtigkeit des Glaubens zur Gerechtigkeit Gottes, zur δικαιοσύνη Θεού (Röm. 1, 17; 3, 21; 10, 3, 2 Kor. 5, 21), d. h. zum rechten Verhältniße des Menschen zu Gott. Die Gerechtigkeit Gottes (genit. subj.) muß strafen, die Gnade Gottes aber bewirkt, daß der Sünder die Gerechtigkeit Gottes (genit. obj.) erlangt. Beide, die Straferechtigkeit Gottes, sowie das Gerechtfsein des Menschen vor Gott, sind durch δικαιοσύνη Θεού bezeichnet, welche anderwärts die Vollkommenheit Gottes (7722) bedeutet. Auch Jacobus (1, 20) nennt das rechte Verhältniß des Menschen zu Gott, welches aber noch ihm nicht sowohl aus dem Glauben als vielmehr aus den Werken kommt, δικαιοσύνη Θεού. Ob nun in Wahrheit die That Gottes, welche einen Unschuldigen statt eines Schuldigen straft, eine gerechte genannt werden könne, darauf läßt sich Paulus nicht weiter ein; gemildert wird das Dogma dadurch, daß Christus freiwillig die Strafe auf sich nimmt, sich freiwillig substituirt; und wor eine Strafe erläßt, wird deshalb nicht ungerecht sein, falls er nur den Erlaß (nach Verhältniß) auf Alle ausdehnt; denn sonst könnte er nicht gnädig sein. Der pantheistische Gott verhängt unerbittliche, unerlässliche Strafen und kennt keine Gnade; er hat hierin Nichts mit dem Menschen gemein; der persönliche Gott hat zwar auch dasselbe volle Recht der Strafe, aber er ist zugleich gnädig. Paulus hat diesen persönlichen Gott, und diesem wird sein volles Strafrecht in der Art zugeschrieben, daß er die volle Strafe nimmt, nur von einem Andern, weil er zugleich gnädig ist. So ergiebt das prozeßförmige Verhältniß zwischen Gerechtigkeit und Gnade die stellvertretende Genugthuung Christi und diese die Rechtfertigungsgläube. Der noch ein Mal sei es gesagt: dem Apostel liegt mehr daran, daß der Mensch, als daran, daß Gott gerechtfertigt werde; der Erstere bedarf der Rechtfertigung, der Letztere nicht. Der Mensch hat kein Recht, von Gott irgend Etwas, also auch keine Gerechtigkeit, zu fordern.

Schließlich erinnern wir noch ein Mal daran, daß die Gerechtigkeit Gottes — δικαιοσύνη Θεού — im neuen Testamente in folgenden Bedeutungen auftritt. 1) Die Vollkommenheit, das Rechtfsein, das rechte Verhalten Gottes zu dem Menschen in allem seinen Thun. 2) Die richtige That Gottes, wornach er die Thaten der Menschen nach strenger Norm und gleicher Waage strafend und lohnend vergilt, besonders die Straferechtigkeit, welche aber auch eine Substitution zu — und die Strafe nachläßt, sodas sie in letzterer Beziehung zur Gnade wech. 3) Das rechte Verhältniß des Menschen zu Gott, resp. seine Rechtfertigung vor ihm und durch ihn. Diese

unterschiedenen Begriffsbestimmungen der Gerechtigkeit Gottes übernahm nun die christliche Dogmengeschichte zur weiteren Bearbeitung und Ausgleichung mit einander und mit andern Vorstellungen, und dies ist geschehen theils durch bloße Disinctionen und Nebeneinanderstellungen, wodurch die einzelnen gegebenen Elemente zum Behufe ihrer Conservirung möglichst als einander gehalten wurden, theils durch Systeme, welche nach Möglichkeit von der Einheit eines Principes oder einer Definition ausgehen, und so die Harmonie der traditionellen Elemente mit sich und mit dem kritischen Verstande herzustellen suchen, wenn auch nicht immer ohne mehr oder weniger wesentliche Alteration oder Negation des einen oder des andern Stückes in dem erbschaftlichen Nachlasse der früheren Zeit. Es wird demnach unsere weitere Aufgabe sein, dieses dogmengeschichtliche Drama in seinen Hauptzügen sich entfalten zu lassen.

In den ersten Zeiten des nachapostolischen Christenthums, also in den Zeiten der Kirchenväter, wurden die biblischen Bestimmungen meist noch in ihrer Eigenschaft als mehr oder weniger unbefangenen neben einander gestellte Anschauungs- oder Vorstellungselemente auf- und angenommen; man reflectirte nicht wenig über ihr kritisch-dialectisches Verhältniß und suchte sie noch kaum in ein wissenschaftliches System zu bringen. Was das alte Testament von Gottes Gerechtigkeit lehrte, blieb in seiner neuen Geltung stehen, und das neue Testament hatte noch nicht den starken Auctoritätsrang, welcher zu einer auf diesem Standpunkte sich ergebenden reflectirenden Harmonisirung auffodert. Inzwischen tauchen doch bei den Gnostikern, welche freilich nur mit einem Fuße im Christenthum stehen, bereits derartige Versuche auf. Indem die meisten derselben, und zwar im Interesse der Vermittelung, in welche ihre geistige Hauptarbeit fällt, das göttliche Wesen, als ein an sich transcendentes, von der Welt oder der Materie (hñ) streng unterschieden, ließen sie es gleichwohl durch stufenweise Emanationen der Aeonen, dicker mythisch-symbolischen Personificationen der auf die Welt sich beziehenden Gottheiten, seinen Einfluß auf die Welt ausüben, sodas die göttlichen Eigenschaften als emanationsartige Verhältnisse (Ursächlichkeiten) zur Welt, insbesondere zu den Menschen, erschienen. Namentlich glaubte Marcion — und mit ihm viele andere Gnostiker — den strafenden alttestamentlichen Gott, den jähwunden und rauchewollen Jehova nicht mit dem in Christo sich offenbarenden liebenden Vater des neuen Testaments vereinigen zu können, und setzte ihn daher als den Demiurg, den sogenannten strafgerechten (δίκαιος) Gott, als den unsterblichen Aeon, toto coelo von dem obersten Gott verschieden. Sonach hatten die meisten Gnostiker eigentlich keinen gerechten, d. i. strafenden Christengott, oder aus diesem die Gerechtigkeit eliminirt, wodurch sie freilich leichten Kaufs der weiten Vermittelung zwischen Liebe und Gerechtigkeit quitt und ledig waren. Ihnen gegenüber machten es sich aber gerade die orthodoxen Kirchenlehrer, wie Irenäus, Tertullian, Clemens von Alexandria, Origenes u. A. zur Hauptaufgabe, zu zeigen, wie

sich die Strafgerechtigkeit Gottes, welche von ihnen geistlichst scharf betont und auch in ihrem rühmenden Lerne nicht verwerft ward, und seiner Liebe wohl vertrage. Dies geschah zunächst ohne Dazwischenkunft der Paulinischen Lehre von der Satisfaction, z. B. bei Tertullian, der zwar eine Erbsünde statuirte, aber nicht als etwas vor Gottes Gerechtigkeit Zurechnungsfähiges. Derselbe Kirchenlehrer — und mit ihm wol die meisten damaligen Väter — fasste den Tod Christi nicht als ein Straßleid, wodurch der göttlichen Gerechtigkeit genug gethan worden sei (so Pagenaß, Dogmengeschichte. 3. Ausg. S. 144), dagegen die göttliche Strafgerechtigkeit vorzugsweise aus dem juristischen Gesichtspunkte der Unverletzlichkeit des Gesetzes auf, wobei er zwischen wahrer Liebe und gutmüthiger Schwäche unterschied; z. B. Contra Marc. 1. 25. 26; II. 13. 14. Hier stellt er unter Anderem für die göttlichen Eigenschaften die allgemeine Norm auf: „Negabimus Deum, in quo non omnia, quae Deo digna sunt, constant,“ wodurch er, sowie durch andere Ausprüche gegen die, grade ihm so häufig zugeschriebene, anthropomorphische Uebertragung menschlicher Leidenschaften auf Gott nachdrücklich protestirt. Indem er Gottes Zorn, folglich seine Strafgerechtigkeit, durch Gottes Liebe bedingt sein läßt, also diese zu der entscheidenden Eigenschaft bei der Erlösung macht und ihr die andern unterordnet, unterscheidet er zwischen malis supplicii sive poenae und zwischen malis culpae sive peccati, und setzt als den Urheber der letzteren den Teufel, worin ein Unterschied zwischen natürlichen (göttlichen) und positiven (diabolischen) Strafen angedeutet ist. Man wird nicht verkennen dürfen, das diese Vorstellung, welche eine mit einer andern schwer vereinbare Eigenschaft aus Gott heraus- und auf den Teufel überträgt, oder sie mindestens schwächt, der gnostischen Weise der Harmonisirung nicht ganz unähnlich ist.

Gegen die positiven Strafen wendet sich auch Irenäus, z. B. adv. haeres. V. 27. Nach ihm besteht die Strafe nicht in etwas Positivem, das von Gott ausgehe, sondern in der (durch die Sünde bedingten) Entfernung des Sünders von Gott. Dieser strafe nicht *πονηριάζω*, sondern *ἀπομαρτυρόω* *δι' αὐτῆς* (*ἐξ ἀμαρτίας*) *τῆς καλῆς*. Von Irenäus sagt Dürer (in seinem Buche: „Des heil. Irenäus Christologie.“ 1843): „Die Vorstellung von einem stillerstehenden Leiden des Herrn in dem Sinne, das dadurch der göttlichen Gerechtigkeit, die durch unsere Sünden verletzt worden, Genüge gethan und die Strafe dadurch abgehülft sei, welche von Rechts wegen alle Menschen hätte treffen sollen, findet sich bei ihm ebenso wenig, als die entsprechende Vorstellung von einem Tausche oder Vertage mit dem Teufel.“ Es mag bei dieser Gelegenheit nicht unerwähnt bleiben, das besonders spätere Glaubenslehrer diesen Vertrag Gottes mit dem Teufel, wodurch letzterer absichtlich getäuscht worden sei, zu Hülfe nehmen, um ihn zum Abheiler für manche Inconvenienzen in oder an Gott zu machen. Es schreibt auch Origenes Ps. Durrer, Feuerbränke u. s. w. den Teu-

sein, welche zwar von Gott ursprünglich gut geschaffen, später aber von ihm abgelenkt seien, auf die Kostenrechnung. — An Tertullian schließt sich Clemens von Alexandria mit seiner juristischen Vorstellung von der Strafgerechtigkeit an, aber nicht ohne den bemerkenswerthen Fortschritt, daß dieselbe wesentlich den pädagogischen Zweck habe, die Menschen zu bessern, zu ermahnen, vom Bösen abzurücken, wodurch sie sich der Liebe in ihrer Aufgabe nähert; Strommen. IV, 24. So sagt er z. B. auch im Paedag. I, 8: „*Ἄλλ' ὡς πρὸς τοῦ διουκῶντος ἡ τοῦ πατρὸς οἱ παῖδες, οὕτως ἡμῖς τὸς τῆς πρὸς ἡμᾶς κολάζουσαν. Θις δὲ οὐ τιμωρεῖται*“ *ἔστι γὰρ ἡ τιμωρία κακῶν ἀνταποδοσις*“ *καλῶν μίσητος πρὸς τὸ χρεῖσθαι καὶ κοινῇ καὶ ἰδίᾳ τοῖς κολαζομένοις.*“ — Auch Origenes, dessen Schriften vielfach einen förmlichen Theodiceer-Zweck verfolgen und sich besonders mit dem Uebel in der Welt beschäftigen, z. B. De princip. II, 9, schließt sich dem an; indem er z. B. behauptet, Gott sei schneller zum Wohlthun als zum Strafen bereit, wodurch er, wie die meisten damaligen Kirchenlehrer, die Liebe zur Dominante im Aecker der göttlichen Eigenschaften macht, sobald mit ihr die Gerechtigkeit stimmen muß, wenn sie existiren will. Vergl. z. B. Homil. in Jerem. (Opp. III. p. 125): „*Ὁ θεὸς εἰς ἀγαθοποιῶν πρόχρηός ἐστιν, εἰς δὲ τὸ κολάζειν τοὺς ἀέθους κολάζων μάλιστα.*“ Gott gebe dem Sünder immer Raum zur Besserung. Weitläufig widerlegt er De princip. II, 5 die Einwürfe der Snekstiker, indem er ihnen das Nüchtern ihrer Unterschätzung von „gütig“ und „gerecht“ nachzuweisen sucht und die Strafen Gottes auf väterliche und ärztliche Absichten zurückführt, zugleich aber auch die antropepathischen Stellen des alten Testaments von dem Zorne und der Rache Gottes allegorisch erklärt; vergl. auch Contr. Cels. IV, 71. 72.

Indem die genannten und noch mehr die nachfolgenden Kirchenschriftsteller sich bestimmter bewußt wurden, worin wenigstens äußerlich die Inconvenienzen der übernommenen, besonders der biblischen, Elemente der Lehre lägen, suchten sie auch mehr und mehr einen principiellen Standpunkt der Rechtfertigung und Ausgleichung einzunehmen. So haben Gregor von Nazianz, Cyrillus von Jerusalem u. A. im Besondern hervor, daß das, was man Eigenschaften Gottes nenne, eigentlich bloße Bezeichnungen seines Verhältnisses zur Welt seien, was näher zu erläutern z. B. der in der orientalischen Theologie so vielfach angewendete Vergleich mit der Sonne und ihren die Erde treffenden Licht- und Wärmestrahlen dienen mußte. Indem man ferner die allgemeinen Unterschiede negativer, bildlicher und anderer Eigenschaften in Gott aufstellte — damit aber freilich zugleich eine Wendung zum Pantheismus machte, — suchte man, wenn auch vielfach ungewußt, die sich aus der menschenähnlichen Persönlichkeit Gottes ergebenden Bestimmungen in ihm zu läutern oder zu entfernen. Vergl. Greg. Naz. Orat. VI, 12; Cyrill. Hieros. Catech. VI, 2. Ja Arnobius (Adv. Gent. III, 19) will überhaupt alles Präbieren göttlicher Attribute be-

seitigt wissen, wovon freilich die durchgeführte Consequenz die Beseitigung des persönlichen Gottes überhaupt gewesen wäre. Allein im einzelnen concreten Falle bedient er sich, wie alle Dogmatiker, der übernommenen Prädicata. Man stellte Principien und Theorien auf, um durch sie gegen gewisse Einwände sich zu schützen und sagen zu können: so oder so sei es ja im Grunde nicht gemeint gewesen, wenn man auf Gott menschliche Eigenschaften, namentlich die Strafgerechtigkeit, übertrage. Hierher gehört unter Anderem aus der Schrift des Lactantius Institutiones der Abschnitt De ira Dei lib. V, worin er den Satz durchzuführen sucht, daß Gott hassen müsse, weil er sonst nicht lieben könne, eine Argumentation, deren Nerv besessengeachtet der Anthropomorphismus bleibt (vergl. Sartorius: „Die heilige Liebe“).

Hatte die Theodiceer schon seit der Existenz der jüdischen Theologie an dem Probleme gearbeitet, die Uebel in der Welt mit Gottes Gerechtigkeit zu reimen, so nahm sie dessen Lösung durch Augustin in dem erneuerten Paulinismus wieder auf, z. B. De civit. Dei II, 8—10. Aber seine Vorstellung von Gott, welcher einige Menschen ohne Rücksicht auf ihr moralisches Verhalten von Anfang an zur Ewigkeit bestimmt habe, während er andere der Verdammnis überlasse (was im Grunde auch eine Prädestination ist, da ja sein Wille absolut sein soll), hob in ihrer naheliegenden, wenn auch nicht ausgeführten, Consequenz die Gerechtigkeit Gottes eigentlich ganz auf, obgleich die willkürliche Strafe und Belohnung durch die Notwendigkeit, weil Vorbestimmung, ersetzt schien. Denn Augustin lehrte, daß der Mensch lediglich durch Gottes Gnade selig werde ohne alles und jedes Anzahn menschlicher Tugend, wenn auch vermittelst des Glaubens an Christus, der aber auch nur durch Gott, resp. den heiligen Geist, gewirkt werde. Der Mensch hat keine Ansprüche an eine göttliche Gerechtigkeit zu machen, denn diese könnte ihn nur strafen; da aber der Mensch von Natur so geschaffen ist, daß er nur Böses thun kann, so dürfte ihn Gott eigentlich nicht strafen, und es hat demnach, auch von dieser Seite angesehen, die Gerechtigkeit Gottes keinen Raum in dem Verhältnisse zwischen Gott und Mensch. Wenn Augustin besessengeachtet von der göttlichen Gerechtigkeit redet, welcher durch Christi Leiden genugsam werden sei, so ist das eine von den vielen Inconsequenzen des geistreichen Mannes, dessen Lehre auf der andern Seite die Gnade zum Principe der Theologie macht, aber auch nicht in ihrer absoluten Wirksamkeit, da sie einen Theil der Menschen der Verdammnis überläßt. Dies that Augustin in dem Bewußtsein von der Schuld der Betroffenen, und wo eine Schuld, da ist eine Strafe, wo Strafe, Gerechtigkeit. Die strafende Gerechtigkeit hat aber zu ihrem Correlat die lobende Gerechtigkeit, und diese verträgt sich nicht mit der absoluten Gnadenwahl. Was Andere durch die Annahme gewisser positiven, den einzelnen Sünden nachfolgenden, Strafen thun, welche Augustin aus seinem Systeme eliminirt, sofern er nämlich alles Geschehen als ein absolut prädestinirtes fest,

das verlegt er ebenfalls in Gott, nur vor die That des Menschen. Die consequent durchgeführte Prädestination hebt alle Zurechnungsfähigkeit, mit ihr die Strafe, mit dieser die Gerechtigkeit Gottes, wenn auch diesen selbst nicht, auf; auf dafür ist sie auch in Gefahr, den Theismus mit seinen Anthropopathismen und Antropomorphismen in den Pantheismus umzuwandeln.

Das Augustin nicht gewollt hatte, nämlich eine directe Vorherbestimmung zum Bösen, das vollbrachten seine consequenten Schüler, wie Gottschalk in seinem Libellus hieß; und zwar sollte darnach Gott vermöge seiner Gerechtigkeit die Menschen dazu prädestiniren; denn er müsse ja voraus wissen, ob ein Mensch einst im Glauben und in der Tugend stehen werde oder nicht; der Ungläubige aber und der Sünder verdiene die Strafe! Ehe man jedoch dergleichen Deductionen mit dem Namen des Unsinns belegt, ist zu bedenken, daß dieselben im Grunde Tendenzen sind, welche das Anthropopathische an der Gottesidee abzustreifen suchen, obgleich sie andererseits gegebene biblische Begriffsworte nicht opfern wollen. Der die Menschen zu Allem prädestinirende Gott ist die Nothwendigkeit der Weltregierung, auch der menschlichen Thaten, und hebt die Freiheit, folglich die Schuld, folglich die Strafe, folglich die Gerechtigkeit auf. Aber man wollte doch die Menschen nicht als schuldlos dastehen lassen, und mit der Action der menschlichen Schuld ist auch wieder die darauf bezügliche göttliche Reaction, die Strafgerechtigkeit, gesetzt. Der absolut prädestinirende Gott läßt dem Menschen auch nicht einen Funken der Selbstbestimmung, und hebt seine Persönlichkeit in einer Weise auf, welche Gottes Persönlichkeit nicht minder gefährdet; aber man wollte doch auch wieder den persönlichen Gott nicht fallen lassen, und zu einem solchen gehören moralische Prädicats, wie die Gerechtigkeit, von welcher die menschliche Persönlichkeit vorausgesetzt ist. In dem common sense der katholischen Kirche kam der strenge Augustinismus nicht zur Herrschaft; die menschliche Persönlichkeit streubte sich gegen die Lehre, welche ihr bloß Schuld und kein Verdienst, sowie keine Freiheit zum Guten zuschrieb.

Je mehr die Theologie dazu schritt, systematisch zu werden, d. h. die disjecta membra biblischer und anderer Erbschaft in eine wissenschaftliche Ordnung zu bringen, desto mehr mußte dieses Zusammenstellen im Interesse der Harmonie nach allgemeinen Principien suchen, welche das Einzelne mit dem Einzelnen organisch verbanden, und namentlich von Vorn herein gewisse Einwürfe beseitigten. Dies mußte im Besondern auch mit der Systematik der göttlichen Eigenschaften geschehen. Wenn man, wie dies meist geschieht, das Buch des Johannes von Damascus *περί τῆς θεοδόξου αἰολογίας* als den ersten des Namens würdigen Versuch dieser Art ansieht, so wird man ebenfalls und wegen der Eigentümlichkeit der griechischen Theologie, welche weniger wie die lateinische aus der bildlich-überschwänglichen Phrasologie zu nüchternen logischen Bestimmungen heraustritt, hier noch keine ausgeführte Bearbeitung der göttlichen Eigenschaften suchen dürfen. Aber nicht

unwichtig sind die allgemeinen Cautelen, welche in Bezug auf dieselben J. B. Johannes von Damascus in dem genannten Buche ausstellt. So sagt er I, 4: „*καὶ ἀγαθὸν, καὶ δίκαιον, καὶ ὁσιον, καὶ ὅτι ἄλλο τίς, ὃ ἔστιν ἕως τοῦ θεοῦ, ἅλλα τὰ κατὰ θεὸν εἶναι.*“ Er erklärt also die Eigenschaften Gottes nur für die äußerlichen Verhältnisse des göttlichen Wesens, für die Beziehungen desselben zur Welt, namentlich zu den Menschen. Macht man damit Ernst, so würden die Eigenschaften nicht zu dem Wesen gehören, und würde man von diesem ohne jene Nichts aussagen können; Gott wäre prädicatlos, unsagbar. Dies wird auch in der That wiederholt behauptet, aber die Behauptung setzt in demselben Axiom eine Mannichfaltigkeit göttlicher Eigenschaften. So legt die morgenländische Kirche dem göttlichen Wesen unbedingt die Gerechtigkeit bei und operirt, wie die damalige Theologie überhaupt, mit ihr zwischen der Sylla einer Nichteigenschaft und der Charpydis einer Eigenschaft hindurch.

Die Scholastik hat ebenfalls das Verdienst solcher und ähnlicher Cautelen und Distinctionen, und was man von dergleichen Formalen und Nachwort seitdem bis gegenwärtig in der Dogmatik, speciell in dem locus von Gottes Gerechtigkeit, verwendet hat, findet seinen Ursprung meist in der Scholastik, welche sich recht wohl der Unzuträglichkeit in biblischen und patristischen Bestimmungen bewußt war, aber eben deshalb durch Distinctionen dieselben aus einander zu halten suchte, was im Besondern auch von den einzelnen Elementen der göttlichen Gerechtigkeit gilt. Sie hat deshalb, abgesehen von dieser formellen Arbeit, das Dogma zu keiner höhern Entwicklung gefördert, und namentlich keine durchschlagenden Gesichtspunkte für die Theologie aufgestellt, welche recht eigentlich das Kampffeld für die zur gegenseitigen Ausgleichung treibenden Eigenschaften Gottes ist, wie sehr sie sich auch mit den Fragen: ob das Böse von Gott komme u. s. w. abgemüht hat. Die Scholastiker reproduciren zwar auch den Grundsat, daß man Gottes Eigenschaften nicht als von ihm abgeordnete Erbkissen zu betrachten, sondern vielmehr alle in ihm zusammenzufassen habe, allein das Resultat ist keine speculative, d. i. dialectisch vermittelnde Prädicatenlehre, sondern nur ein Conglomerat zum Theil spießigen neben einander herlaufender Distinctionen, ein Rechenexempel der bloß abbildenden, subtrahirenden und substituierenden, niedern theologischen Urtheilskraft. Inessen bedarf Anselm's von Canterbury Gerechtigkeitstheorie einer besondern Berücksichtigung. In seinem Monologium, wo er von den göttlichen Eigenschaften ausführt, handelt, hat er unter Anderem die These, daß Gott nicht nur gerecht, sondern die Gerechtigkeit, wie die Güte, Heiligkeit u. s. w. selber sei; aber diese These bringt es ebenso wenig wie das ganze Monologium über die alten Schwierigkeiten hinaus. Dagegen bietet seine, besonders in der Schrift *Cur Deus homo?* entfallene, Rechtfertigungs- oder Satisfactionstheorie eine originale Auffassung der göttlichen Gerechtigkeit. Er gibt hier Collisionen zwischen Gottes Allmacht, Gerechtigkeit und

Liebe zu, ja schärft sie noch einigermaßen; vergl. *Cur Deus homo?* I. c. 6—10, sowie *Prologium* c. 8 und 9. Aber er macht auch seit langer Zeit wieder den ersten umfassenden Versuch, diese Collisionen zu verfühnen. Seine Lehre ist kurz folgende: Alle Menschen haben gesündigt oder sündigen; durch die ihnen zuzurechnende Sünde (wodurch also consequenterweise die menschliche Freiheit conservirt wird), ist vornehmlich Gottes unendliche Ehre, aber auch seine unendliche Gerechtigkeit auf eine unendliche, durch Menschen nicht zu sühnende Weise verletzt und beeinträchtigt; dies fordert eine ebenso unendliche Genugthuung, und diese kann der Mensch nicht leisten [der freilich auch Gott nicht auf eine unendliche Art zu beleidigen vermag]; daher konnte Gott nur sich selbst genug thun, und dies that er, indem er in Christus Mensch ward; dieser büßte die unendliche Schuld des Menschen durch seine unendlichen Leiden, und so ward der göttlichen Ehre und Gerechtigkeit Genüge geleistet; Gott erklärte die an Christus Glaubenden für gerecht (gerechtfertigt). Doch legt Anselm mehr Gewicht auf die beleidigte und wieder herzustellen-ende Ehre als auf die in derselben Lage befindliche Gerechtigkeit Gottes, so daß er hierdurch einigermaßen der Frage entgeht, wie denn die Strafe eines Unschuldigen gerecht genannt werden könne, da doch nur der Schuldige zu strafen sei, obgleich dieselbe Frage auch auf die Ehre angewandt werden kann. Doch leugnet er die gewöhnlichen Strafen der Sünde nicht, welche also neben dem Straßenden Christi dastehen, und läßt auch auf diese Weise der Straf- gerechtigkeit Gottes eine Genüge geschehen. In dem Buche *Cur Deus homo?* I. 13 heißt es: „*Necessae est ergo, ut aut ablatus honor solvatur, aut poena sequatur; alioquin aut sibi ipsi Deus justus non erit [seine interessante Wendung: Gott müßte auch gegen sich selbst gerecht sein!] aut ad utrumque impotens erit, quod nefas est vel cogitare*“. Es habe daher eine Strafe folgen müssen, und als Opfer sei Christus angenommen worden, welcher der Forderung, der göttlichen Ehre und Gerechtigkeit für die unendliche Schuld ein unendliches Äquivalent zu bieten, entsprechen habe. In derselben Schrift II. 20 stellt der Verfasser folgende Argumentation auf, um die Güte Gottes mit der Gerechtigkeit auszugleichen. Gott konnte keine größere Gnade erzeigen, als die, daß er seinen Sohn für die Sünder in den Tod gab; er konnte aber auch keine größere Gerechtigkeit offenbaren als die, daß er alle Schuld und Strafe den Menschen [die aber doch mindestens die irdischen Strafen leiden] erließ, weil ihm dafür ein Preis dargereicht wurde, welcher alle Schuld überfließt.

Ist es auch nicht gerechtfertigt, diese Theorie eine ungeheure juristische Sophistik zu nennen, wozugen sie geschügt ist durch den subjectiven und objectiven Ernst des Zredes, so hat sie doch die Theodiceer nur negativ gefördert, d. h. zu der erhöhten Anerkennung, daß Liebe und Gerechtigkeit Gottes Eigenschaften sind, welche man nicht durch arithmetische Substitutionen zu vermitteln vermag. Die beiden Seiten: 1) daß Gott unendliche

Liebe hat, vermöge deren er — wenn auch nicht die Menschen überhaupt nicht zum Sündigen kommen lassen darf, so doch — ihnen die Strafe erläßt und dadurch nicht wehe thut, und 2) daß er strenge Gerechtigkeit übt, vermöge deren notwendig eine Strafe, und zwar an dem Schuldigen, erfolgen muß, sind dadurch vermittelt, daß die Liebe einen Unschuldigen statt des Schuldigen — aber auch nicht in unendlicher Weise, weil vorübergehend — leiden läßt, weil die Gerechtigkeit überhaupt eine Strafe fordert, während letztere doch eigentlich die Strafe des Schuldigen setzen müßte; d. h. die Gerechtigkeit wird zuerst verletzt, und dann verneint, die verneinte der bejaheten untergeschoben. Eine solche Logik ist keine Vermittelung, wenn sie auch durch ihre Kühnheit eine Zeit lang blenden kann, und das um so weniger, als zuvor durch die vermittelnde Hand die Gegensätze auf die Spitze getrieben worden sind, und dafür Rache nehmen. Es kann aber auch überhaupt deshalb nicht zu einer wahren Versöhnung kommen, weil die Beweisführung einen durchaus anthropomorphischen Gott zur Voraussetzung hat, welcher trotz der behaupteten Unendlichkeit der Liebe und Gerechtigkeit diese nicht zur Unendlichkeit kommen läßt, sondern in menschenähnlicher Weise operiren läßt. — Anselm's Lehre fand zwar fast bei allen Scholastikern Aufnahme; man vermochte nichts Besseres, Scharfzünnigeres zu sagen; allein sie mußte sich bei den einzelnen Scholastikern verschiedene Modificationen gefallen lassen, indem z. B. die Thomisten und Dominikaner eine satisfactio superabundans follo eine über die durch Gottes Gerechtigkeit geforderte hinausgehende Genugthuung), die Nominalisten, Scotisten und Franciscaner dagegen eine acceptatio gratuita (acceptatio, also ein der Gerechtigkeit Gottes nicht objectiv entsprechendes Verdienst Christi) von Seiten der göttlichen Gerechtigkeit annehmen, während Anselm — und mit ihm der Protestantismus — statuirt, daß Christi Verdienst objectiv grade hinreichend gewesen sei. — Anselm's bedeutendster Gegner, Abälard, bestritt zwar die Anselm'sche Satisfactionslehre, aber nur, um mit der göttlichen Gerechtigkeit sich in einer mehr rationalistischen, gleich ungenügenden Weise abzufinden. Ebenso wenig vermochten die Mystiker mit ihrer Anschauung der Liebe Gottes die nachgerufenen Fragen nach der Vereinbarkeit der Gerechtigkeit Gottes mit dessen Gnade, mit der Genugthuungslehre, mit der Forderung eines nicht anthropopathischen Gottes u. s. w. zu lösen. Ihre Gottseligkeit war nahe daran, die göttliche Straf- gerechtigkeit zu absorbiren, dadurch aber auch mit biblischen Ausprüchen in Conflict zu kommen, und einen sentimentalien Pantheismus zu erzeugen. Die katholische Kirchenlehre, welche vor der Reformation eigentlich keine offizielle systematische Dogmatik hatte, hielt sich hier wie anderwärts in jener Mitte zwischen extremen Theorien, welche die Bahn des glücklichen praktischen Infinites ist.

Die deutsche Reformation hatte auf das Dogma nur einen freundlichen Einfluß, namentlich in sofern, als sie annahm, die durch Christus geleistete Genug-

thung sei nicht sowohl der göttlichen Ehre und Majestät, wie Ansehn wollte, als vielmehr der göttlichen Strafgerichtigkeit geliebt. Aber neben dieser subjectiv-personellen Eigenschaft kommt bei den Reformateuren auch wieder die *justitia Dei* als die Gerechtigkeit (Rechtfertigung) des Menschen vor Gott wieder zu hohen Ehren und in häufigen Gebrauch. Vergl. über das Verhältnis dieser *justitia Dei* zu der *justitia fidei* und zu der *justitia Christi* auch den Artikel über die Gerechtigkeit des Glaubens. Die Prädestinationslehre Calvin's und seiner Schüler brachte die subjective Gerechtigkeit Gottes in dasselbe Gebränge, wie wir dasselbe schon bei dem Ultraaugustinismus kennen gelernt haben. Besonders war es Beza, der alles göttliche Wollen und Wirken aus dem schroffen Dualismus der Gerechtigkeit und der Gnade konstruirte. Dem Conflict der Gerechtigkeit mit dem Uebel und dem Bösen in der Welt, also der Theodizee, eine hervorragende dogmatische Thätigkeit zu widmen, hatte die Reformation keine dringende Veranlassung, da sie jedes Verdienst des Menschen vor Gott leugnete, ihm das liberum arbitrium zur Tugend absprach, alles Heil auf die absolute Gnade Gottes zurückführte, und das Alles in einer Weise, welche sich auf Gegengründe principiell gar nicht einlassen wollte. Die in diesen Positionen und Negationen, welche als durch die Offenbarung Gottes in der Schrift feststehend und nicht weiter zu discutirend betrachtet wurden, enthaltene Consequenzen, wonach entweder von einer Gerechtigkeit Gottes nicht mehr die Rede sein kann, oder, falls sie behauptet wird, ein Widerspruch entsteht, indem durch das fehlende liberum arbitrium zum Guten auch seine Mitwirkung zum Bösen gelugnet ist, enthielte sich dem protestantischen Bewusstsein nur erst in einem schwachen Grade, während der Katholicismus durch die Annahme des liberum arbitrium und des meritum auf Seiten des Menschen sich gegen solche Vorwürfe schützte, und so auf der Höhe und Tiefe des Volksbewusstseins stand. Doch war die *justitia Dei* als eine Eigenschaft Gottes nicht in der Zahl der durch die symbolischen Bücher der Protestanten und die hierdurch hervorgerufenen kirchlichen Zeugnisse der Katholiken zu Hauptcontragressen gemachten Dogmen. Auch das durch den Tod Christi der göttlichen Gerechtigkeit genug getan sei, war nicht strittig, wol aber die Art und Weise, wie das Verdienst Christi zugerechnet werde. Während die katholische Kirche neben dem Verdienst Christi auch ein menschliches Verdienst kalkuirte, schloß die protestantische Kirche letzteres gänzlich aus, und setzte als Bedingung der Rechtfertigung auf Seiten des Menschen lediglich den Glauben an Christus. So sagt z. B. — zugleich zum Erweise dafür, in welche enge Verbindung die *justitia Dei* mit der *justitia fidei* und der *justitia Christi* gesetzt wurde — die *Form. Concord.* in der *Expos. simpl. XV.*: „Christus peccata mundi in se recepit et sustulit divinaeque justitiae satisfecit. Deus ergo propter solum Christum passum et resuscitatum propitius est peccatis nostris, nec illa nobis imputat, imputat autem justitiam Christi pro nostra.“ Vergl. da-

mit den Passus: „Satisfactione Christus aeternae et immutabilis justitiae divinae satisfecit.“

Weiterhin waren es vorzugsweise die altkirchlichen Dogmatiker, welche das in den Bekenntnisschriften gegebene Material im Umlaufe mit einander und mit andern Forderungen verarbeiteten, indem sie es hauptsächlich zu schulgerechten Definitionen umformten, wodurch jedoch für die materielle Lösung noch ungeklärte Fragen im Wesentlichen Nichts gelöst ward. Die Definition von J. Gerhard findet sich in dessen *Loc. Theol.*, ed. Francofurti-Hamburg. v. J. 1657. T. II. §. 229; die von A. Calov in seinem *Syst. locor. Theolog.* T. II. p. 565 („*Justitia Dei est, qua Deus est justus retributor boni et vindex mali*“ — eine Definition, welche bis jetzt in der popularen Theologie und Katechetik die fast allgemein angenommene ist); die von Quenstedt in dessen *Theolog. didactico-polem.*, Augs. v. 1685, T. I. p. 292 („*Summa et immutabilis voluntatis divinae rectitudo, a creatura rationali, quod rectum et justum est, exigens*“, also mit der ausdrücklichen Beschränkung auf vernünftige Wesen, aber mit der Erweiterung zur sittlichen Forderung überhaupt, unter dem Beifügen: „*estque vel remuneratrix, qua bonos praemiiis, et [vel] vindicatrix, qua malos supplicii afflicti*“); die von Hollaz in seinem *Exam. Theol.*, Augs. v. 1763. P. I. p. 381; die von Baier in seinem *Compend. theol. dogm.* p. 222 (man müsse unterscheiden die „*sanctitas, qua Deus in se justus sit, und die justitia, qua in ordine (im Verhältnis) ad alios justus sit, ita ut creaturis leges convenientes praescribat easque dirigat et gubernet, servet promissa hominibus facta bonosque remuneret et malos puniat*“, also eine Definition, in deren weitem Umlaufe alles Mögliche Platz finden konnte); die von Baumgarten in seiner *Polemik* I. S. 161.

Im Ganzen waren diese altkirchlichen Dogmatiker darüber einig, daß man, um alle hierher irgendwie gehörigen, namentlich biblischen Prädicats, mit Einschluß der allumfassenden alttestamentlichen *צדקה*, zu conserviren, die Gerechtigkeit Gottes einzutheilen habe: 1) in die gesetzgebende (anordnende, dispositive, vorgehende, so besonders aus dem Grunde, um einen Schutz gegen etwaige Einwurfe wegen der Uebel in der Welt zu haben, weil ja gegen Das, was Gott ein Mal angeordnet, der Mensch keinen Einwand zu erheben habe; vermöge deren Gott den vernünftigen Wesen (diesseits?) oder nicht dieselben?) Weise gibt, und 2) in die distributive (richterrliche, compensirende, nachfolgende, ausführende), vermöge deren er den das Rechte lebenden belohnt und den Sündler strast (*justitia remuneratoria* und *justitia punitoria* sive *vindex*), ob auch stets auf die gleiche Weise, ward nicht überall nachdrücklich hervorgehoben, weil dadurch der Willensmacht Gottes möglicher Weise Heffeln angelegt zu werden schienen. Diese Einteilung erschien auch in der Form, daß gesagt wurde, dem göttlichen Wesen komme zu 1) eine *justitia interna* (essentialis, *ἡ κατ' ἑωὺ δικαιοσύνη*) und 2) eine *justitia externa*

(relativa, auf die Welt bezügliche, ἡ κατὰ τὸν κόσμον δικαιοσύνη, nach Buddus rectoria). Die erstere fiel mit der rectoria voluntatis Dei immutabilis oder mit seiner Heiligkeit zusammen, vermöge deren erst Gott die iustitia externa übe. Eine andere ähnliche Unterscheidung ist die iustitia in Deo und die iustitia a Deo. Unter der letzteren verstand man die durch die göttliche Gnade in dem Menschen bewirkte Gerechtigkeit, theils des widergeborenen Lebens (iustitia legalis), theils des Glaubens (iustitia fidei oder evangelica). Dem von der Gnade Gottes hergenommenen Einwand, daß dieselbe durch Erlass der Strafen für nicht ungerecht zu machende Sünden die göttliche Gerechtigkeit nicht zu ihrer Executiv kommen lasse, begegnete man unter Andreem mit dem Sage, daß ja wegen der Befreiung des Sünders nicht die volle Strafe eintreten könne, womit freilich keine Widerlegung des eigentlichen Einwandes gegeben war, sofern durch die Befreiung etwas früher Geschehenes nicht ungerecht gemacht werden kann. Andererseits suchte man sich gegen die von den Uebeln in der Welt hergenommene Schwierigkeit dadurch zu vermahnen, daß man natürliche und positive Gesetze Gottes annahm, von welchen die letzteren durch eine besondere Offenbarung gegeben seien, und welche dazu dienen sollten, um sagen zu können, der Mensch habe kein Recht, über Gott abzuurtheilen, etwa daß er ungerecht sei, da ja Gott neben dem natürlichen, erkennbaren Maßstabe auch einen nicht immer erkennbaren anwende. Sollte freilich der letztere unerkennbar und unbegrifflich sein, so war er jedem Urtheile, also auch dem Urtheile entzogen, welches es als kritisirend behauptet. Kurz die altprotestantische Dogmatik hat für die Lösung der die Gerechtigkeit Gottes betreffenden Fragen keine Lösung aufzuweisen, welche nicht schon früher versucht worden wäre; man kann eher sagen, daß sie die hier und da abgeworfenen Schwierigkeiten wieder in den Kauf nahm. Sie setzt zwar Unterschiede, verstehtigt sie aber in sich dergestalt, daß das Flüßigwerden und Vermitteln der unterschiedenen Elemente des Begriffs eher erschwert als erleichtert ist. — Die katbolische Lehre hat seit dem tridentiner Concile keinen Versuch der Weiterbildung gemacht.

Die Socinianer verwarfen zwar die altprotestantische Lehre von der Rechtfertigung allein aus dem Glauben, und somit die Vorstellung, daß Christus durch seinen Opfertod der Gerechtigkeit Gottes genug gethan habe, aber indem sie dennoch einen Erlass der Sündenstrafen statuirten, ließen auch sie die Gerechtigkeit Gottes nicht zu der vollen Wirksamkeit kommen, welche in ihrem Begriffe mitgesetzt ist. Gegen die Socinianer ward die kirchliche Rechtfertigungslehre, aber unter Modificationen von den Arminianern in Schutz genommen. Sie statuirten zu diesem Zwecke besonders die sogenannte acceptationem von Seiten Gottes, vermöge deren Gott den freiwilligen Tod Christi, obgleich er nicht das absolute Aequivalent der dem Menschen zukommenden, bestimmten Strafe repräsentirte, dennoch vermöge seiner Gnade als Lösegeld annahm; die göttliche Gerechtigkeit habe sich

beruhigt und zufrieden gestellt durch den Tod Christi. So z. B. Curcelläus in seiner Institut. relig. Christ. V, 19, 14 seqq., und Rimborch in seiner Theol. christ. III, 20 seq. — Hugo Grotius betonte in seiner Defensio fidei catholicae adv. Faust. Socinum, 1617, besonders die iustitia Dei rectoria (machtes sie hier eigentlich zuerst geltend), und zwar in dem Sinne, daß die Genugthuung Gott nicht aus einem durch die Sünden der Menschen (deren Schuld nicht unendlich sei) beleidigten, sondern als dem höchsten Regierer der moralischen Weltordnung, resp. der göttlichen Gerechtigkeit oder vielmehr dem göttlichen Gesetze geleistet sei, wodurch er den Widerspruch der Gerechtigkeit mit der Güte zu heben glaubte, aber nur einen neuen Conflict zwischen der Heiligkeit und Güte schuf. Das Ungenügende seiner juristischen Beweisführung mußte Grotius selbst fühlen, und daher suchte er auch in anderer Weise seine Satisfactionstheorie plausibel zu machen, z. B. durch die — wiederum juristische — Bemerkung, daß man es ja auch nicht ungerecht nenne, wenn ein Herführer einer Legion durch Demination strafe, wobei Einer — aber freilich nicht immer ein Unschuldiger — für den Andern die Strafe leiden müsse.

Hatte bisher die christliche Theologie es versucht, von sich aus über die Schwierigkeiten des juristisch-anthropomorphistischen Gerechtigkeitsbegriffes hinwegzukommen, was ihr auch, obgleich nicht durch die formalen, von Außen herangebrachten Definitionen, Distinctionen und Cautelen, so doch durch die mehr und mehr vorschreitende Verengung oder die Reduktion seines Umfangs auf ein von der Heiligkeit, selbst oft von der lehnenden Gerechtigkeit geschiedenes Gebiet und durch die Hinweisung auf die Ausgleichung nach dem Tode, somit durch die Erweiterung seines Realisationsfeldes nach der Zukunft hin, bis zu einem gewissen Grade gelungen war: so hatte sie ihm dagegen eine andere Difficultät durch die Lehre von der stellvertretenden Genugthuung bereitet, welche sie durch all den juristisch-theologischen Scharfsinn bisher nicht ganz überwinden konnte. Die Theodicee im engeren Sinne hatte keine Resultate ergeben, welche im Laufe der Zeit das Dogma immer mehr von den ihm innewohnenden Inconvenienzen gereinigt hätte. Ja die positiven Strafen hatten früher neben den natürlichen kaum eine so ausdrückliche principielle, wenn auch oft genug angefochtene, Beziehung gefunden, wie in der Theodicee der Reformatoren, und auch die Prädestination, welche in der katbolischen Kirche vernichtet wurde, war grade durch dieselbe zu neuer Feindschaft gegen die Gerechtigkeit Gottes aufgemacht. Alle diese Verhältnisse aber hatten wesentlich ihren letzten Grund in den mit Bewußtsein festgehaltenen Elementen eines in seiner Persönlichkeit menschlichenähnlichen Gottes, in welchem zugleich die nicht-menschlichenähnlichen Elemente sich geltend zu machen suchten.

Jetzt begann die Philosophie innerhalb des Christenthums sich von der theologischen Dogmatik zu emancipiren, sowie selbständig auf und mit ihrer Kritik an das Dogma heranzutreten. Zwar hatte die Lehre des

selbst vollziehende, wenn auch ursprünglich durch Gott geschehene, moralische und physische Weltordnung, in einem über diese halbe contradictio noch nicht klaren Bewußtsein. — Die Polemik gegen Leibniz's Lehre setzte sich übrigens noch fort, als die Frage bereits eine neue Wendung genommen hatte, wie dies J. B. die unter Mich. Beber's Vorlesse gehaltenen „Dissertatio de iustitia Dei“ von Chr. Fr. Kronhard, 1791, beweist.

Weiter bauend auf dem von Leibniz und der Wolff'schen Philosophie gelegenen Grunde, besonders aber inspirirt durch die englischen Deisten, trat J. A. Eberhard mit seiner „Neuen Apologie oder über die Seligkeit der Heiden“, 1772, auf. Als Grund seiner das Buch beherrschenden These, daß die Heiden nicht, wie zuerst Augustin diese Lehre in der christlichen Kirche aufgebracht habe, verdammt, sondern je nach ihrer Tugend auch selig würden, braucht er unter Anderem die Gerechtigkeit Gottes, welche, wenn recht begriffen und von ihren inneren Widersprüchen gereinigt, besonders einen besseren Zweck haben müsse. Mit derselben, sowie überhaupt mit der „liebenswürdigen Gestalt“ Gottes sei weder die Verdammnis der Heiden, noch die kirchliche Lehre von der stellvertretenden Genugthuung, selbst in der durch Grotius gemilderten Form vereinbar; auch wären beide Dogmen nicht in der heiligen Schrift begründet. Namentlich widerstreite es der göttlichen Gerechtigkeit, daß sie in einem ewigen Wesen eine unendliche Schuld statuirt. — Das gleich ziemlich gründlich, und in Betreff der Bibel ziemlich gewaltsam verfahren, und konnte nicht ohne vielfachen Widerspruch bleiben, obgleich die ungeheure Masse der „Aufgeklärten“, denen der alte Gott zu hart und scharf war, auf Eberhard's Seite stand. Es gab darnach eigentlich gar keinen gerechten Gott mehr; denn die Besserung zum wesentlichen Zwecke der Gerechtigkeit machen, heißt sie in die Bitterkeit auflösen, und dieses Zukerwasser an die Stelle des Bitterwassers setzen. Auf Seiten Eberhard's, welcher in der Bekreitung der abstracten Satisfactionstheorie ganz Recht hatte, standen J. B. Bahrdt und Steinbahr, letzterer besonders in seinem „System der reinen Philosophie.“ Man vergl. unter Anderem auch den Artikel „Von der Proprietion der Moralität zur Glückseligkeit“ in Eberhard's „Philosophischem Magazin“, 2. Bd. 4. St., ferner die auch nach Krassfand verfaßte Schrift des Engländers J. Taylor: „Untersuchung der Lehre der heiligen Schrift von der Vergebung“, worin J. B. behauptet ist, Gott vergebe die Sünden nicht aus richtiger Gerechtigkeit, sondern um auf diese Weise die Menschen am Kräftigsten zur Tugend zu ermuntern. Es darf nicht erst gesagt zu werden, daß bei dieser Auffassung auch die positiven Strafen Gottes in Wegfall kamen, obgleich der Naturthe Straferlaß auch die natürlichen Strafen nicht zur vollen Wirkung gelangen ließ.

Neben den mancherlei englischen und namentlich holländischen Polemiken fand der neue Apostel der heidnischen Seligkeit auch in Krassfand viele, aber nur wenig starke und ganze Gegner. Unter sie gehören J. B.

Ernsti (Eberhard's Buch sei zu philosophisch u. s. w.), Desfeld (1773) und besonders Lessing, welcher Eberhard's Athesen namentlich in der Schrift: „Leibniz von den ewigen Strafen“ (Leibniz hatte die bedingte Verdammnis der Heiden ausgetrieben) angriff, und hauptsächlich geltend machte, daß die ewigen Höllestrafen, die Genugthuung Christi und andere Dogmen in der Bibel ausdrücklich gelehrt würden. Andere Gegner Eberhard's sind C. A. Beyer in seiner „Apologie der heil. Schrift oder Untersuchung der Lehre von den göttlichen Strafen“, 1. Stüd. 1781; W. G. Gieseler in seiner Abhandlung, „De iudicio super poenis divinis recte formandis“, 1782; (Zunge), „De poenarum divinarum vi emendatrice“, 1782, der Eberhard'schen Ansicht sich vielfach juneigend; J. A. Gramer: „Ueber die göttliche Gerechtigkeit und den Zweck göttlicher Strafen“ und: „Ueber die Frage, ob moralische Handlungen durch ihre natürlichen Folgen hinlänglich motivirt und die natürlich schlimmen Folgen des Bösen natürlichen Strafen Gottes sind“, in seinen „Beiträgen zur Beförderung theologischer Kenntnisse“, 4. Th. S. 249 fg. und 291 fg.; Jolliffe, „Untersuchung und Bestimmung der Begriffe von Gottes Gerechtigkeit“ in seinen „Beiträgen zur Beförderung des vernünftigen Denkens“, 6. Hft (Gottes Gerechtigkeit besähe darin, daß Gott alle Dinge, folglich auch die Menschen, sich so vorstelle und sie so behandle, wie es der Wahrheit gemäß sei — aber: „was ist Wahrheit?“); Chr. Fr. Pegold: „De imperio et maiestate Dei“ (zwei Dissertationen), 1787. u. a. m. — Gegen diese und andre Angriffe, welche ihm jedoch oft in der Hauptsache Recht gaben, ließ Eberhard bei der dritten Auflage der „Neuen Apologie“ 1788 einen zweiten Theil erscheinen. Hier machte er das Zugeständnis, daß es eine bedingte Gnadenwahl gebe, sowie, daß Christus selbst, aber nur accommodationsweise, seinen Tod als einen Stellvertreteren des Opfertods geliebt habe, hielt jedoch an dem Principe fest, daß über die streitigen Fragen die Vernunft zu entscheiden habe, und betonte wiederholt die Sätze, daß alles physische Uebel von dem moralischen stamme, daß die göttliche Gerechtigkeit keine Bütigung ältlicher Sünden an den Kindern uie u. s. w. Die Genugthuung Christi für die göttliche Gerechtigkeit, die positiven Strafen, die ewige Verdammnis, die absolute Gnadenwahl u. s. w., also die wesentlichen Difficultäten in dem Gerechtigkeitbegriffe, blieben demnach negirt, aber mit Preisgebung der Bibel und — in der Consequenz, die freilich Eberhard selbst nicht sog, indem er vielmehr den ihm unendlich erscheinenden Gott zu menschlicheren Gefühlen bringen wollte — derjenigen menschensähnlichen Persönlichkeit Gottes, ohne welche überhaupt keine Persönlichkeit nicht schön bestehen zu können.

Hatten Eberhard und die Aufklärung ziemlich Alles abgeworfen, was dem damaligen nach Harmonie in der Welt suchenden Verstande in der überkommenen Lehre von Gottes Gerechtigkeit unbequem war, wobei aber meist die Idee der realen Persönlichkeit Gottes nicht gezeugnet werden sollte, so fiel durch Kant und seine

strengeren Schüler nicht bloß diese Persönlichkeit, sondern erhielten auch die Eigenschaften Gottes eine ganz andere Bedeutung und Stellung zu dem, was als Gott noch übrig blieb. Die alten Beweise für Gott's Dasein wurden als unhaltbar aufgegeben, und somit mußten auch die Eigenschaften in eine ganz andere Lage kommen, namentlich wenn man festhält, daß ein Wesen der Inbegriff seiner Eigenschaften sei, wenigstens für den induciven menschlichen Verstand. Führt nun auch Kant den durch die reine oder theoretische Vernunft geleugneten oder wenigstens auf das unbekannte X reduzierten Gott als ein Postulat der praktischen Vernunft, gleichsam als dem Nothbehelf einer Hypothese, wieder zurück, so mußten sich doch ebendeshalb an die Eigenschaften fort und fort die kritischen Bedenken der Theorie heften, und wenn der Mensch gegenüber Gott kein Recht hat (Zugendlehre S. 184), so hat Gott gegen den Menschen keine Pflicht, also auch nicht die Pflicht der Gerechtigkeit. Dennoch verbindet der Mensch vermöge der praktischen Vernunft die Thatfachen der moralischen und physischen Welt in einer Weise, welche darin eine göttliche Ursächlichkeit findet; er postuliert, daß jedem Unrechte eine Folge als Strafe entspreche, und dies ist die existierende Gerechtigkeit Gottes, welche indessen nur in einer äquivalenten Weise strafte, sodaß also z. B. die positive Strafe wie die Satisfaction Christi keinen Raum haben. Was der an sich natürliche und an sich notwendige Causalnexus ist, setzt der Mensch, sofern er einen Gott glaubt und ein Gewissen hat, als Gottes Gerechtigkeit, und eine ähnliche Umdeutung erfahren andere Dogmen. So sieht z. B. Kant (die Relig. in metaph. der Gr. der bl. Vernunft S. 91) in der Bibel lehre von der Genugthuung durch Christus die symbolische Darstellung einer gewissen Substitution, vermöge deren der neue Mensch in dem gebesserten die Leiden und Strafen über sich nehme, welche der alte Mensch verschuldet hat. — Was Kant ziemlich schroff hingestellt hatte, brachten mehr seiner Schüler in eine weitere Vermittelung mit der vorhandenen theologischen Vorstellung. So sagt z. B. Gerlach in dem „Lehrbuche der philosophischen Wissenschaften“ 2. S. 472: „Nicht in dem Menschen, d. h. einerseits in der That und andererseits in den Schwächen des Menschen, ist die göttliche Gerechtigkeit zunächst zu suchen, sondern in dem Inneren. Richtet man sich nun, wie es sein muß, in der Auffassung und Einrichtung des sittlichen Lebens zunächst auf die sittliche Kraft selbst, so zeigt sich hier, und zwar in der unwandelbaren Verknüpfung des Wohls und Böhs mit dem guten und bösen Gewissen, der Begriff der Gerechtigkeit auf ganz evidenten Weise als annehmbar; auch lassen die Folgen, welche das sittliche Verhalten selbst auf das physische Wohl und Böhe hat, dieselben Einrichtungen bald als umfassend finden.“ Somit ist also die göttliche Gerechtigkeit nicht bloß in dem subjectiven Gewissen, sondern auch in der objectiven Welt gerechtfertigt, wenn auch nur in ihrer Allgemeinheit und ohne das weitere Eingehen auf theologische Dogmen.

Indem wir die von Kant ausgehenden theologischen Radien, also vorzugsweise den neueren Rationalismus, welcher indessen zu Gunsten mancher traditionellen theologischen Vorstellung von Kant in einer Weise abwich, welche ebenso wol antikantisch genannt werden kann, an einer andern Stelle aufgreifen, ist hier kurz die Entwicklung der von dem Auctoritätsglauben sich mehr und mehr lösenden Philosophie weiter zu verfolgen. Auf der reinen Bahn der Kantischen Lehre blieben nur Wenige; die von Kant angeregten Geister gingen bald nach verschiedenen Richtungen aus einander. Während z. B. Zietztrunt in seinen zahlreichen religiös-philosophischen Schriften mit dem Wissen den Glauben, selbst den Glauben an den — freilich symbolisch-moralisch zu fassenden — Opfertod Jesu zu verstehen und überhaupt die biblischen Dicta über Gottes Gerechtigkeit durch die sogenannte moralische Interpretation aufrecht zu erhalten suchte, kam anderer, seit z. B. J. F. W. Nitzsch in seiner Schrift: „Die Lehre von Belohnung und Strafe und ihrer Anwendung auf die bürgerliche Vergeltungsgerechtigkeit überhaupt und auf Criminalgesetzgebung insbesondere, wie auch auf Moral, Theologie und Erziehungswissenschaft nach kritischen Principien neu bearbeitet.“ 1796 und 1797, auf ein der positiven Vergeltung und andern Dogmen entschieden widersprechendes Resultat, indem er behauptete: „Kein Uebel oder Güter seien nicht Belohnung oder Strafe; Belohnung sei das innere Vergnügen am eignen Verdienste, Belastung aber das Gefühl der Unlust an der eignen Schuld. Ihm stimmte unter Anderen (der Theolog) J. E. R. Eckermann in seinen „Theologischen Beiträgen“ 3. Bd. 1. u. 2. St. bei; vergl. damit dessen Aufsatz in den „Kleinen vermischten Schriften“ 2. Bd. Nr. 1: „Ueber den Einfluß richtiger und unrichtiger Vorstellungen von den göttlichen Strafen, die schon hier den Menschen treffen, auf die Sittlichkeit und Glückseligkeit des Menschen.“ Vorzugsweise gegen diese beiden Auctoritäten, welche, wie die ganze damalige kritische Richtung, darauf ausgingen, zu erörtern, welchen Einfluß diese oder jene subjective Vorstellung von den göttlichen Eigenschaften auf das sittliche Verhalten des Menschen übe, und daher die Eigenschaftslehre aus den moralischen Forderungen heraus konstruirten, richtete sich K. Chr. Platt (Theolog), namentlich durch den Artikel in seinem Magazin 2. St. S. 211—250: „Prüfung einer neuen Theorie über Belohnung und Strafe, in Prof. Nitzsch's Schrift: Die Lehre u. s. w.“

Indem Fichte die weiteren Consequenzen der Kantischen Lehre zog, und Gott zur moralischen Weltordnung, d. h. zum Reflex des sittlichen Bedürfnisses auf die objective Welt, machte, mußte die Gerechtigkeit Gottes, falls man diesen von persönlich-selbstbewusster Willensaction gebrauchten Namen noch beibehielt, sich in die Nothwendigkeit der aus gleicher Ursache hervor gehenden Wirkung auf sittlichem wie physischem Gebiete auflösen. Dasselbe gilt im Grunde von Schelling's Identitätsphilosophie und von Hegel's Panlogismus, welcher Gott als den absoluten Geist, und zwar identisch mit der absoluten, sich selbst wissenden und lebenden Idee

definiert, „obgleich er (z. B. Encyclop. I. S. 36), und noch mehr eine Zahl seiner Schüler, die verloren gegangene, in Moralexpositionen aufgelöst, wissenschaftliche Bedeutung der Eigenschaften Gottes mit neuer, freilich keineswegs orthodorer, Realität zu erfüllen suchte. Die Theodicee hatte sich mit voller Bestimmtheit zu dem Sage umgeformt: das Böse richtet sich selbst vermöge der absoluten (göttlichen) in der Welt herrschenden Ursächlichkeit, was, in die theologische Vorstellung überseht, soviel heißt als: Gott straft vermöge seiner Gerechtigkeit. Die neueren Systeme wurden zwar auch dazu verwendet, die orthodoxe Lehre selbst von der durch Christi Tod befreidigten göttlichen Gerechtigkeit zu rechtfertigen; allein es geschah, z. B. durch Warbrine, Göschel u. A., unter wesentlichen Umänderungen, so daß man zu einem modificirten Ateismus kam, welcher sich gern juristischer Argumente bediente. Die Hauptwirkung auf das Bewußtsein der Zeit war nicht die Reconstruction der alten Eigenschaften, sondern die Destruktion der Persönlichkeit Gottes, ohne welche von der Gerechtigkeit in ihrem eigentlichen Sinne nicht mehr die Rede sein kann, obgleich auf diesem Standpunkte die Theodicee (z. B. Wette) entweder überflüssig oder in ihrer Aufgabe weit leichter als vorher werden mußte. Doch gehören die betreffenden Arbeiten nicht einseitig entweder diesem Pantheismus oder seinem Gegentheile an; die Philosophie operirte noch vielfach mit dogmatischen Worten, welche ihres traditionellen Inhaltes nicht ganz quit werden konnten, und die reussche Theologie konnte sich des Einflusses der Philosophie nicht so erwehren, wie es ihr in der Zeit von 1849 bis jetzt gelungen ist. So läßt der philosophirende Physiker Kaffner in einem Aufsatze seiner „Vermischten Schriften“, 2. Th. Nr. 2: „Ob die Physik Begriffe von der göttlichen Gerechtigkeit gibt?“ die letztere, freilich in einem ungenügenden Sinne befehlen, wogegen das anonyme Buch: „Kritik des Begriffes von der Gerechtigkeit Gottes“, 1817, zu beweisen sucht, daß die Begriffe der lohnenden und strafenden Gerechtigkeit Gottes für das kritische Bewußtsein nicht seien; das Gute und Böse, was dem Menschen begehre, sei bloß ein Hilfsmittel seiner moralischen Verwirklichung. Damit wesentlich übereinstimmend, verfaßt H. D. Blasche in seinem Buche: „Das Böse im Einklange mit der Weltordnung dargestellt.“ 1827, den Satz, das Uebel und das Böse existiren nur für die Betrachtung des Einzelnen, wogegen Reubig in seiner Schrift: „Die christliche und die philosophische Gotteslehre in ihrem Einklange“, 1831, z. B. (S. 234) behauptet, man dürfe nicht sagen, daß der Mensch bei Gott einen Lohn sich verdiene, weil Gott einfach (kategorischer Imperativ) die Erfüllung seiner Gebote von Gott fodere. Den Philosophen, welche einen ziemlich unverhüllten Pantheismus lehrten, und somit die Gerechtigkeit Gottes in die Nothwendigkeit des natürlichen Causalismus zwischen dem moralischen Verhalten und seinen Folgen setzten, traten andere Philosophen gegenüber, welche, wie der jüngere Fichte und Wirth, die Persönlichkeit Gottes zu retten suchten. Und in der That, nicht bloß die ver-

schiedene Auffassung der göttlichen Gerechtigkeit, sondern auch deren Sein und Nichtsein hängt im letzten Grunde von der Frage ab: ob ein persönlicher Gott oder nicht, und diese wiederum von der weiteren Frage, ob ein persönlicher Gott notwendig ein anthropopathischer sei oder nicht. — Als Repräsentant der neuesten philosophischen Kritik, abgesehen von den gleichzeitigen atheistischen oder gar frivolen Auswüchsen, möge Dr. Strauß gelten, welcher in seiner „Glaubenslehre“ I. S. 542 sich über die göttlichen Eigenschaften im Allgemeinen so ausläßt: „Zwei Widersprüche sind es, welche die kirchliche Lehre von den göttlichen Eigenschaften in sich zerlegen: ein Mal daß von Gott alles Menschenähnliche, nur nicht die Menschenähnlichkeit selbst, entfernt werden soll; und dann das Bestimmungen in ihm gesetzt, er aber doch als das bestimmungslose Eine sch gehalten werden soll;“ über die Gerechtigkeit Gottes aber im Besonderen, ebenso I. S. 590, in dieser Weise: „Wenn der Mensch kein Verdienst hat haben können, weil Gott es ist, der Alles in ihm wirkt, so könnte ihn auch seine Schuld treffen, weil diese nur das Nichtwirken Gottes in ihm wäre.“

Der Rationalismus verworft zwar mit Entschiedenheit die Ansicht, daß der göttlichen Gerechtigkeit durch Christi Opfer Tod Genüge geschehen sei, sowie mehr oder weniger die positiven Strafen und Belohnungen; allein er hielt denselben streng an der Persönlichkeit Gottes und an der mit Bewußtsein fortwährend nach gegebenen Gesetzen strafenden und lohnenden Gerechtigkeit fest, welche er, unter der Voraussetzung des freien menschlichen Willens zu Gutem wie Bösem und des Fortlebens nach dem Tode, in dieser Stellung durch erneute Definitionen zu stützen, und womöglich in jener Allgemeinheit, welche auch die zur Vergeltung als Maßstab dienenden Gesetze als Emanationen der göttlichen Gerechtigkeit schatzhalten suchte. — Döderlein, dessen Rationalismus freilich kaum stärker war als sein Supranaturalismus, — wie sich überhaupt die Theologen dieser Periode nicht streng nach diesen beiden Kategorien scheiden lassen, — definiert in seinen Institutiones, 1. Ausg. 1780 p. 332 die Gerechtigkeit Gottes als „demonstrationem sanctitatis Dei, vel institutum et legibus, vel factis (remuneratione) conspicuum“, eine Definition, welche die aequitas oder Identität der Gesetze und Vergeltungen nicht ausdrücklich behauptet. In einem „aufgeklärten“ Sinne spricht sich Köstler aus: „Unterredung über die Frage, ob Gott strafe,“ in seinen „kleinen Schriften“ (1817 und 1818), 2. Th. Bei Lischner findet sich in der Christlichen Glaubenslehre S. 172 diese Bestimmung: Die göttliche Gerechtigkeit sei „ea Dei virtus, qua leges fert latasque praemiis et poenis tectur“, eine Bestimmung, welche ebenfalls die Gleichheit der Gesetze sowie der Vergeltungen zu sehen unterläßt, und überhaupt an einer Allgemeinheit leidet, welche möglicher Weise Alles umfaßt. An Döderlein schließt sich Böhm in seiner „Lehre von den göttlichen Eigenschaften“, 1821, an: „Gerechtigkeit ist die absolute Vollkommenheit des göttlichen

Wesens, die moralische Welt dem Befehle der Heiligkeit gemäß zu richten," womit zu vergleichen ist desselben Werk. Abhandlung, „Von der Oberherrlichkeit Gottes für die Menschen" in Eysenher's Memorabilien, 2. Bd. 2. St. Auch hier läßt sich jenes uneigentliche Element, nämlich die Vergeltung nach identischem Maßstabe (ohne Ansehen der Person) vermessen, sodaß auch die positive Strafe und die Genugthuung Christi darin einbegriffen sein könnte, abgesehen davon, daß die Gerechtigkeit eigentlich nur die wirkende Heiligkeit Gottes sein soll. Es muß hier — und mit ihm Andere — sprach es in dessen mit Entschiedenheit aus, daß die göttliche Gerechtigkeit keine Stellvertretung annehmen könne; denn dies sei keine Gerechtigkeit, sondern vielmehr eine Ungerechtigkeit. In ähnlichem Sinne ist auch die „Kritik der Eigenschaften Gottes im Allgemeinen und besonders der Barmherzigkeit und Gerechtigkeit" in Henke's „Neuem Magazin" 1. Bd. 1. St. gehalten. — Chr. Fr. Ammon adoptirt in seiner Summa Theol. Christ. p. 95 und anderwärts die Leibniz'sche Definition, indem er sagt: „Justus est Deus, dum donatam sapienter administrat, ita ut cuius id conservetur, quod ei competit naturae suae convenienter," wodurch also nicht wie bei Eysenher die Gerechtigkeit auf die Heiligkeit, sondern auf die Güte und Weisheit reducirt ist. Da sich aber Ammon erinnert, daß die Güte Gottes sich auch auf die vernünftigen Geschöpfe erstreckt, so stellt er im weiteren Verlaufe die Erklärung so: „quod Deus sua spirituum constituat ad normam meriti vel culpae," eine These, in welcher besonders die Anerkennung des menschlichen Verdienstes zu constatiren ist. Doch unterscheidet er in seiner Summa p. 137 wegen mehrerer Schriftstellen Gottes absolutes Recht, wonach er den Menschen behandeln könnte, wie er eben wollte, und sein dem Menschen gegen ihn ertheiltes Recht, weil er ja zu lohnen und zu strafen vertheilen habe, eine Distinction, deren erstes Glied durch das zweite und umgekehrt aufgehoben wird, da keine Norm der Unterscheidung gegeben ist. Mit diesen Citaten, welche den positiven Strafen sowie überhaupt jeder Abweichung von der Forderung menschlicher Gerechtigkeit nicht ungünstig sind, ist zu vergleichen desselben Theologen Abhandlung „Ueber die positiven Strafen Gottes" im Neuen theolog. Journal, 4. Bd. 6. St. S. 461—480 (1796), wo er behauptet, das Positive stehe nicht dem Natürlichen, sondern dem Nothwendigen und durch seine Nothwendigkeit allgemein Geltenden entgegen; der Charakter positiver Strafen sei der, daß ihnen die, den natürlichen eigene Allgemeinheit fehle, daß zu ihrer Vollziehung äußere Gewaltthätigkeit und ihr Einzwang nur etwas Sinnliches und Materielles sei; in diesem Sinne gebe es keine positiven Strafen Gottes; aber die Individualität der äußeren Strafmittel Gottes könne man [also uneigentlich] positive nennen, in sofern sie seinen allgemeinen und nothwendigen Strafen, wie Mittel dem Zweck, untergeordnet seien. Darnach nimmt also Ammon keine positiven Strafen in dem Sinne an, auf welchen es lediglich ankommt.

Bretschneider rechnet in seiner „Systematischen Entwicklung aller in der Dogmatik vorkommenden Begriffe" (3. Ausg. 1825. S. 393) die Gerechtigkeit Gottes unter die „relativen Eigenschaften Gottes, die dem göttlichen Verstande und Willen gemeinsam zukommen," und definiert sie (S. 396) so: „Sie ist die göttliche Heiligkeit und Allwissenheit, gedacht in ihrer Anwendung auf die Welt, sich zeigend in Ansehn (Befehl) und That (Vergeltung) für die vernünftigen Wesen." Man könnte sie auch definiren als „die Eigenschaft Gottes, nach welcher er den vernünftigen Geschöpfen Befehle vorsetzt und deren Befolgung belohnt, deren Uebertretung aber bestraft." Indem Bretschneider, wie die meisten Rationalisten, in Uebereinstimmung mit den altkirchlichen Dogmatikern, der Gerechtigkeit nahezu die Weite der alttestamentlichen צדקה gibt, da er auch die Befolgung hineinzieht, läßt er die aequitas sowohl für diese als auch für die Executiv vermessen. Ein Herrscher ist darum noch nicht gerecht, daß er Befehle gibt; sie müssen ohne Ansehen der Person gegeben und angewandt werden; ein Befehl kann auch ungerecht sein. Im Uebrigen ist bemerkenswerth, daß die Definition auf die Allwissenheit recurirt, was uns bisher nicht aufgestoßen war, ein neuer Beweis, wie wenig man noch zu einer sicheren Stellung der göttlichen Eigenschaften unter einander gekommen war; ihre systematische Auseinandersetzung ist zugleich ihre Ableitung von einander. — Da Bretschneider unter denjenigen Theologen, welche zwischen altkirchlicher Anschauung und Rationalismus nach Möglichkeit vermittelnd auftraten, eine hervorragende Stellung einnimmt, und die Lehre nach ihrer damaligen in den heimelichen und katechetischen Kreisen üblichen Schulform darstellt, so möge hier seine nähere Ausführung des Begriffs (Entwicklung u. s. w. 3. Ausg. S. 397 und 398) folgen: „Göttliche Befehle sind [aber doch nur zum Theil] Regeln des moralischen Lebens, von Gott den vernünftigen Geschöpfen vorgeschrieben. Sie heißen natürliche, inwiefern sie aus der Natur des Menschen und der Dinge, positive oder arbiträre, inwiefern sie durch eine unmittelbare Offenbarung erkannt werden, oder, nach einem negativen Merkmale, die wir durch unsere Vernunft nicht erkannt haben würden. [Man wird vielmehr sagen müssen, positive oder arbiträre Strafen seien solche, welche Gott neben den durch sein allgemeines Gesetz über den (natürlichen) Zusammenhang der Sünde und ihrer Folge verhängten Strafen vermöge eines besonderen Willensactes verhängt, was freilich nur durch eine besondere Offenbarung erkannt zu werden vermag.] — Belohnung (praemium) ist jede aus der Beobachtung des Gesetzes entspringende glückselige Folge; Strafe (poena) jede aus der Uebertretung des Gesetzes entspringende unglückselige Folge. [Die in der menschlichen Vorstellung vollkommene, durch Gottes Willen gesetzte Causalerbindung zwischen unseren Handlungen und ihren Folgen macht das Gute zur Belohnung und das Böse [Uebel] zur Strafe; wo diese Verbindung nicht fühlbar ist, heißt das Erstere Glück [die glückselige Folge sollte ja aber die Belohnung sein], das

Anderer Unglück. Die Vergeltung heißt natürlich (*naturalis, ordinaria, universalis*), wenn die Folgen unserer Handlungen durch die allgemeinen Gesetze und Einrichtungen der Dinge entstehen; positiver (*positiva, extraordinaria, singularis, arbitraria*), wenn sie nach einer bestimmten (aber doch wohl ausnahmsweisen) und daher eigentlich nicht bestimmten Veranlassung des Geschehens in einzelnen Fällen damit verknüpft werden. In diesem Falle ist der Zusammenhang zwischen unseren Handlungen und dem darauf angeordneten Guten oder Bösen (Uebel) nicht notwendig (nämlich nach der menschlichen Vorstellung, sofern sie einen natürlichen Zusammenhang nicht einsieht), sondern er wird von dem Gewissen vermittelt (welches doch wol auch bei den natürlichen Strafen fungirt und die Verbindung setzt; oben hieß es: die Verbindung sei durch eine besondere göttliche Offenbarung vermittelt). S. Genes. 42, 21. 22; 44, 16. Man nannte sie auch arbiträre, weil es zu ihrer Verhängung nach menschlicher Denkart eines besondern Actes des arbitrii divini bedurfte. Richtiger nennt man (und altertümlich) sie besondere oder individuelle Vergeltung, weil sie immer nur einzelne Menschen und Fälle betrifft (wenigstens in diesem Leben); denn die positive Vergeltung in der Ewigkeit ist auch eine allgemeine (folglich eine natürliche, folglich keine positive). — Privatliche Strafen nennt man die auf die Sünde folgende Entziehung eines Gutes, private Belohnung die auf die Sünde folgende Befreiung von einem Uebel; positive [d. h. also affirmative] Strafe und Belohnung aber das Uebel oder Gut, das mit dem Laster oder der Tugend verbunden ist, ein Unterschied, der mehr in den Worten, als in der Sache liegt.“

Wagheider definiert die Gerechtigkeit Gottes in seinen Institutiones S. Ausg. p. 291 folgendermaßen: „Itaque iustitiam Dei in eo ponimus, quod Deus sanctissimus legem moralem cum naturis ratione praeditis communicat ad normam *laorolus* perfectissimae accommodate administrat atque tuetur.“ Er beschränkt also die Gerechtigkeit wesentlich auf die Execution des Gesetzes und zieht zu weiterer Beschränkung das Element der Isonomie, des Verhältnisses nach identischer Norm hinein, und man muß sich wundern, daß diese aequitas von dem bisherigen Schulbegriffe, mindestens für die natürliche Vergeltung [für die positive könnte sie unbrauchbar erscheinen], so wenig betont worden ist. Als Beweis dafür, daß es eine göttliche Gerechtigkeit gebe, führt Wagheider an: das Gewissen, als Bewußtsein des Sittengesetzes, welches Gott als ihren Quell setzt, dann die Erkenntnis der göttlichen Heiligkeit, vermöge deren Gott den Bösen nicht so behandeln kann wie den Guten, ferner den Begriff der göttlichen Güte, welche für den Menschen aufs Beste sorgt. Die Existenz positiver Strafen ergebe sich aus den natürlichen, sofern diese oft nicht im Verhältnisse der Schuld stehen, diese aber doch in vollem Maße gestraft werden müßte. Aber einen Lohn könne sich der Mensch bei Gott nicht verdienen, da Gott einfach die Erfüllung seiner Gebote fordere. Außerlich zwar sei oft

nicht sichtbar, daß Gott gerecht handle, aber er führe trotzdem den Menschen zu immer größerer Besserung und Vervollkommenung vermöge der inneren Gefühle, welche aus dem gut oder schlecht erfüllten Gesetz Gottes resultiren, und hierin müßte, objectiv genommen, der höchste Zweck der göttlichen Gerechtigkeit erblickt werden [der Besserungszweck ist vorwiegend Sache der göttlichen Güte oder auch Weisheit]. Ohne Belohnung von Seiten Gottes könne übeln die wahre Würde des Menschen nicht gedacht werden. — Somit hat also Wagheider den Begriff einerseits verengt, andererseits aber auch (durch die positiven Strafen, die Verbindung mit der Güte) erweitert, zugleich aber dadurch der Persönlichkeit Gottes einen Halt gegen das Umschlagen in die Natur-nothwendigkeit gegeben. — Ebenfalls nur in beschränkter Sphäre läßt Bruch („Erbe von den göttlichen Eigenschaften“ S. 283) die göttliche Gerechtigkeit gelten, indem er sie als die Eigenschaft Gottes definiert, „vermöge welcher er die Uebertretungen seiner Gesetze (aber doch in identischer Weise) straft,“ wodurch also das Belohnen nicht mit der Gerechtigkeit gesetzt ist, eine Anschauung, welche nicht ohne biblisches Recht ist, da die Bibel bei der richterlichen Function Gottes meist nur an das Strafen denkt, obgleich sie andererseits ebenso entschieden das Belohnen damit verbindet, aber weit seltener. — Weder vom Rationalismus nicht selten behauptet, man müsse die göttlichen Eigenschaften bildlich auffassen, so war, wenn damit Ernst gemacht werden sollte, z. B. die Gerechtigkeit in ihrem eigentlichen Wesen ausgehoben. Man vergl. z. B. den anonymen Aufsatz in den „Beiträgen zur Verbesserung des vernünftigen Denkens“, 17. St. S. 45 sq.: „Wenn dem richtigen Bilde, unter dem wir uns Gottes Straferechtigkeit vorstellen können.“ — Weiter als also bisher genannten Anhänger der rationalistischen Schule geht Krüger, welcher in einem Artikel des Schuldverschiffen „Jouenais für Veredelung“, 5. Jahrg. 1. Bd. 2. St. S. 228—236, den Satz durchführt: „Der Begriff von Gott als einem Richter und Regenten ist nur ein populärer, den mithin der Philosoph nur dulden, nicht aber rechtfertigen kann,“ jedoch mit der Witterung der praktischen Inconsequenz: man habe ihn (vor dem Volke), zugleich als eine der wichtigsten Vorstellungen zu schonen und zu nützen.“

Der in der Periode des Rationalismus sich geltend machende Supranaturalismus weicht in der Begriffsbestimmung der göttlichen Eigenschaften und namentlich der Gerechtigkeit nicht wesentlich von seinem Antipoden ab, nur daß er die Satisfaction durch Christus, wenn auch durch mancherlei Vermittlungsversuche abgeschwächt, nicht aufgibt, wobei die ältern Supranaturalisten, wie Michaelis, Storr, Morus, Reinhard, Seiler, zu der Lehre des Grotius hinneigen und die positiven Strafen entschieden festhalten. Wir führen die einschlagende Literatur meist nur in ihren Titeln an. Es gehören hierher unter Anderen: Norus in seiner 1789 zum ersten Male erschienenen „Eptome“ [im Wesentlichen die Presskammer'sche Erklärung]; P. R. Christiernin: „De conciliatione iustitiae et misericor-

diae, 1791; J. H. Müder: „Vindictae divinae testem historiam et nuntius supremi magistratum esse.“ 1794; J. A. Ernesti: „De ira Dei,“ als Ertzür zu seinen „Lectiones academicae in ep. ad Hebr. ed. Dindorf,“ 1795; van der Wypresen: „Abhandlung über die Strafgerichtsbarkeit Gottes“ in den Verhandlungen van het Genootschap etc. für das Jahr 1789 (die Strafgerichtsbarkeit sei Gottes würdig, den Menschen wohlthätig, und es könne aus ihr das Gott Ergiebende der Vergebung erwiesen werden); vergl. demit die ausführliche Angabe in den Allgem. Lit.-Zt. 1800. Nr. 351; J. G. Wolfarth: „De poenis divinis haudquaquam arbitrariis.“ 1801; J. L. Koch: „De Deo poenas eas, quae per ipsam naturam et e physico causarum nexu peccata sequi dicuntur, remittente.“ 1802. — J. B. Reinhard hat im Ganzen die Bretschneider'sche Definition, wenn er in seinen (1801) zum ersten Male erschienenen Vorlesungen über die Glaubenslehre S. 125 sagt, die iustitia Dei sei illud attributum, quo Deus leges fert et tuetur, während er anderwärts, J. B. S. 121, sich der von Leibniz gegebenen Erklärung hinzieht. Die gegebene Thätigkeit ist kein Act der judicellen, folglich die Definition zu weit, falls sie nicht die Vollkommenheit und Plenipotenz Gottes überhaupt umfassen will. Mit ihr kommt auch die von Schott in seiner Epitome ed. II. 1822. p. 88 gegebene so ziemlich überein, nur daß die Heiligkeit als mitbestimmendes Element hineingezogen ist; die Gerechtigkeit Gottes sei nämlich „ea Dei virtus, qua Deus naturis intelligendi et volendi facultate gaudentibus leges acribit sanitatis suae convenientes easque ita tuetur, ut violationi poenas, observationi praemia adnectat.“

Die wenigen Vertreter der altkirchlichen Orthodoxie während der Herrschaft des Rationalismus hielten sich von den Einflüssen der abschließenden Zeit ziemlich frei, wie dies J. B. Heubner in seiner Ausgabe der Buchner'schen Catechismus (6. Ausg. 1840. S. 601) beweist, wo er sich in Folgendem ausläßt. Die Eintheilung der göttlichen Gerechtigkeit in belohnende und strafende sei falsch; als Richter, also vermöge seiner speciel- len Gerechtigkeit (es wird demnach wol zu Gunsten der 72,72 auch eine allgemeine Gerechtigkeit (Natur) könne er nur los- oder schuldig sprechen; das Belohnen komme der „heiligen Gnade und Güte Gottes“ zu; wenn es der göttlichen Gerechtigkeit obläge, so könnte ja der Mensch von Rechts wegen die Belohnung fordern. Obgleich in der Schrift (Röm. 2. 6; 2 Timoth. 4. 8) das Belohnen dem gerechten Richter zugesprochen werde, so geschähe das nur, weil es Gott nach seinem einmal gemachten gnädigen Versprechen thun müsse (Gott hat es nicht bloß versprochen, sondern auch von Ewigkeit her so bestimmt, wie er das Strafen bestimmt hat). Da nun alle Menschen schuldig und ihre Sünden gegen Gottes Gerechtigkeit gerichtet seien, das Vergeben aber eine Handlung der Gnade, so bleibe der göttlichen Gerechtigkeit in Beziehung auf die Menschen nur das Strafen übrig, welches eben vermöge der Gerechtigkeit mit

Rücksicht auf den Grad der Verschuldung und der Zurechnungsfähigkeit des Menschen geschähe. Vergl. hiermit das Programm von W. Weber: „Doctrina Jesu et Apostolorum de decretis Dei solutis ac liberis bene facienda hominibus maleve.“ 1812. Doch hält die Orthodoxie nicht immer consequent fest an ihren Erklärungen; sie macht, besonders um mit der Bibel nicht in Conflict zu kommen, Distinctionen, welche mit einander nicht durch ein Einheitsprinzip vermittelt sind. So nimmt J. B. Heubner (a. a. O. S. 1195) göttliche Gnadenstrafen an, welche zur Besserung dienen sollen, und daneben Zornstrafen, durch welche der Böse vernichtet wird (die Gnade als solche kann nimmermehr strafen), und S. 1196 heißt es: Gott müsse kraft seiner wesentlichen Heiligkeit strafen, ohne andere Absicht, als um seinem Wesen gemäß zu handeln (die Heiligkeit als solche kann nicht strafen); „daraus begriff man die Wahrheit und Unfehlbarkeit ewiger Strafen, die keine Besserung zur Absicht haben könnten; wie denn auch die menschliche Gerechtigkeit ihre Strafen nicht davon abhängig macht, ob der Schuldige sich bessern lassen will oder nicht, da sonst im letztern Falle das Strafen ausbleiben müßte (wie es auch sehr oft in Folge einer Besserung ausbleibt), was widersinnig ist. Aber es verträgt sich wohl mit der Gerechtigkeit Gottes, wenn er die von derselben verhängten Strafen kraft seiner Güte so einrichtet, daß sie zugleich dem Zwecke, den Sünde zu bessern, mit dienen.“ — Auf man auch anerkennen, daß die Orthodoxie, welche zugleich das Interesse hat, die Satisfaction zu conserviren, es auf diese Weise vermeidet, mit biblischen Aussprüchen in Gegensatz zu gerathen, so ist die Argumentation doch nur ein Conglomerat von Distinctionen, welchen die Einheit fehlt. Letzteres ist zwar bei der neuesten Orthodoxie (Erard, Wartenzen, Böhmner u. A.) angestrichen, aber nur formell durchgeführt.

Uebrigens wir noch ein Mal das ganze hinter uns liegende Feld, so tritt und die Gerechtigkeit Gottes im alten Testament zuerst vorwiegend als die Vollkommenheit überhaupt entgegen, während mit der Periode der Theodicee sich die judicelle Gerechtigkeit davon aussondert und der Begriff der Gerechtigkeit in sich individualisirt, aber sich nicht vollständig innerhalb des engen Erdenlebens zu rechtfertigen vermag, so daß sie immer wieder dem Menschen das Recht abspricht, sich vor ihr rechtfertigen zu lassen. Zugleich geschattet sie hin und wieder eine Stellvertretung. Das neue Testament verweist nachdrücklich auf das jenseitige Leben und verlegt vorzugsweise in dieses die Ausgleichung zwischen der menschlichen That und der göttlichen Vergeltung; aber neben dieser Erleichterung verursacht es die Gerechtigkeit in der Satisfactionstheorie zugleich eine Erschwerung, welche durch die ewige Verdammnis noch wächst. Die ganze Zeit von Paulus bis Luther, etwa mit Ausnahme Anselm's nimmt dieses Material auf, ohne es zu einem Fortschritte zu verarbeiten; die Reformation betont vorzugsweise die Strafgerichtsbarkeit Gottes und den ihr Obenue thumenden Tod Christi, also zwei Elemente, welche

einander widerstreben. Die Aufklärung beseitigte die positiven Strafen, die ewigen Strafen, die Genugthuung Christi u. s. w., und betonte den milden Gott, war aber nahe daran, den gerechten Gott ganz in die natürliche Folge der menschlichen That und die Gerechtigkeit in moralische Weltzwänge sich auflösen zu lassen. Der Rationalismus nahm sich zwar des persönlichen Gottes an und faßte das biblische Material, nach Abzug der ewigen Strafen und der Satisfaktion, in neue Definitionen, welche indessen, abgesehen von ihrem schwankeuden Wesen, ebenfalls die That Gottes vorwiegend in das subjective sittliche Bewußtsein des Menschen legten. Innerhalb der streng durchgeführten Systeme von Kant, Schelling, Hegel u. s. w. führte von einer Persönlichkeit und Gerechtigkeit Gottes im hergebrachten Sinne gar nicht mehr die Rede sein; die Gerechtigkeit hatte höchstens noch die Bedeutung der pantheistisch-naturalistischen Notwendigkeit, vermöge deren ein absoluter Zweck alle ihm entgegenstehenden Hindernisse vernichtet. Die Theologie aber, namentlich die orthodexe, hielt wesentlich an dem Nebeneinander der biblischen Bestimmungen als an der Solidarität der einen für die andere fest; und erkannte, jedoch mit einzelnen Ausnahmen, welche seit der Errichtung einer wirklichen Wissenschaft der Dogmengeschichte wuchsen, innerhalb des biblischen Terrains im Wesentlichen keine Correctur, keine Entwicklung, d. h. keine Dogmengeschichte an. Hierin müssen wir einen Hauptgrund erkennen, warum uns die ganze Geschichte der Theologie das Schauspiel einer Lehre bietet, von welcher wir getrennt müssen, daß sie im Wesentlichen über ihre Anfänge selbst in formeller Hinsicht, kaum hinausgekommen ist. Wenn eine Erscheinung dabei unverkennbar heraustritt, so ist es innerhalb der kirchlichen Theologie die allmähliche Verengung des Begriffs von dem allgemeinen Rechtssein Gottes zu dessen Strafgerichtsbarkeit hin, innerhalb der von der Orthodorie abweichenden Richtungen die fortschreitende Annäherung an den Proceß der Noturnotwendigkeit.

Erst von Schleiermacher dürfen wir sagen, daß er innerhalb der Theologie, welche sich bestimmt von der Philosophie scheidet, den ersten durchschlagenden Versuch gemacht habe, die Gerechtigkeit Gottes aus einleitenden Prinzipien zu konstruieren, und so ihren Begriff von ungebörigen, namentlich anthropopathischen, Beimischungen zu reinigen, d. h. zu verengern. Auf alttestamentliche Vorstellungen nicht reflektierend, sondern ausgehend von dem christlichen Selbstbewußtsein, resp. von dem schmerzlichen Gefühl der Abhängigkeit von Gott, und zwar wiefern dasselbe in einer Gemeinschaft von Christen sich offenbart, sowie, im engsten Zusammenhang damit, von den betreffenden göttlichen Eigenschaften als Ursächlichkeiten, tritt er in seinem „Christlichen Glauben“, 2. Ausg. 1830, 2. Bd. S. 509 sq. in folgende Erörterungen ein. „Die Gerechtigkeit Gottes ist diejenige göttliche Ursächlichkeit, kraft deren in dem Zustande der gemeinsamen Sündhaftigkeit ein Zusammenhang des Übels mit der wirklichen Sünde geordnet ist“, eine Auffassung, welche in ihrer Beschränkung auf die Sünde mit obiger Heut-

ner'schen Erklärung übereinkommt. Aus der weiteren Ausführung heben wir Folgendes hervor. Die sogenannte geschehnde Gerechtigkeit, welche von den Theologen neben der vergehenden aufgestellt wurde, sei in seiner Definition absichtlich nicht einbegriffen. Es werde nämlich von den alten Dogmatikern übersehen, daß in den Ausdrücken „Recht und Gerechtigkeit“ stets eine Beziehung auf ein Gegneres liege, was nur aus menschliche Verhältnisse anwendbar sei. „Die göttliche Geschehnde aber und Verteilung ist die ursprüngliche und schöpferische, aus welcher die Wesen selbst mit ihren Verhältnissen zugleich hervorgehen, die an Nichts anzunehmen hat, und deren Vollkommenheit daher auch nicht als Gerechtigkeit [im modernen Begriffe des Wortes] beschrieben werden kann, sondern vielmehr als Weisheit würde zu beschreiben sein.“ „Etwas Ähnliches scheinen diejenigen Glaubenslehren im Sinne zu haben, welche die göttliche Weisheit als die innere Gerechtigkeit beschreiben, die Gerechtigkeit aber selbst abdon die äußere nennen. Denn entweder ist dann die Gerechtigkeit selbst die geschehnde Thätigkeit Gottes; oder wenn die äußere Gerechtigkeit selbst erst wieder geteilt wird in die geschehnde und vergehende, so bezieht sich doch die erste auf die Weisheit, als auf die dem Gesetze zu Grunde liegende höchste Vollkommenheit, die andere auf die Heiligkeit als auf das Misfallen am Bösen.“ Seine eigene (Schleiermacher's) Definition umfasse auch von der sogenannten vergehenden Gerechtigkeit nur die Hälfte, und schließe das Hebeln aus. Denn „unser christliches Selbstbewußtsein erkennt in der That keine Belohnung an, welche von der göttlichen Gerechtigkeit ausgeinge; was irgend Belohnung genannt werden kann, ist uns ein Unverdienst, auf die göttliche Gnade Zurückzuführendes.“ Christus scheint [?] nur ein Belohnen durch Gott darzustellen; die göttliche Gerechtigkeit beziehe sich nur auf das Gebiet der Sünde, resp. auf die Verbindung des Übels mit der Sünde. — (S. 470 f.) „Erfahrungsmäßig läßt sich aber die Abhängigkeit des Übels von der Sünde nur nachweisen, wenn man ein gemeinsames Leben in seiner Vollständigkeit ins Auge faßt; keineswegs aber darf man das Einzelne Übel [Ursache der Lebensbestimmung] als auf seine Sünde als ihre Ursache beziehen“ [wodurch die positiven Strafen negiert sind]. Das durch die göttliche Gerechtigkeit geschehene Aufheben der Sünde sei zugleich die Belohnung durch Gott. Die Gerechtigkeit Gottes müsse durchaus auf das Gesamleben der Menschheit bezogen werden; „dagegen wird der Begriff der göttlichen Gerechtigkeit zu einem Ebenbilde der bürgerlichen, die wir doch so oft als Ungerechtigkeit empfinden [?], herabgewürdigt, wenn man den einzelnen Menschen als den eigentlichen Gegenstand der göttlichen Gerechtigkeit ansieht.“ In diesem Falle müsse man die Suppliment [Ausgleichung] in jenem Leben annehmen, könne aber keine Differenz nachweisen in dem Leiden, welche die Differenz zwischen dem irdischen Thun und Leiden ausmache. Natürliche und willkürliche Strafen gebe es nicht; die Strafen seien kein Verbesserungsmittel; die Strafbarkeit sei das Product

der göttlichen Gerechtigkeit unter der Voraussetzung des Gewissens als des Productes der mit der göttlichen Gerechtigkeit eng verbundenen Heiligkeit.

Die Schüler Schleiermacher's haben dessen Anschauung in wesentlichen Stücken modifizirt, namentlich zu Gunsten der Bibel und der Kirchenglieder, so daß der geschlossene Panzer der Schleiermacher'schen Definition sich hier und da wieder öffnet. Wir wollen nur auf den Hauptvertreter unter denjenigen Schülern hinweisen, welche ihm am nächsten stehen, auf J. Nitzsch. Derselbe stellt in seinem „System der christlichen Lehre“ (3. Ausg. 1845. S. 169 fg.) die Gerechtigkeit Gottes unter den Gesichtspunkt der allgemeinen Kategorie der „göttlichen Bezogenheit auf die persönlichen Wesen“ und definiert sie so: „Die heilige Liebe Gottes auf seine Gemeinschaft mit dem persönlichen Wesen überhaupt oder auf alle seine Erweisungen gegen sie angewandt, ist Gott gerecht und treu oder wahrhaftig, falls keine treue Definition]. *Amicus* ist, wer sich der Stellung, die er in der Gemeinschaft einnimmt, gemäß verhält. *Amicus* ist, von Gott gesagt, bezeichnen seine Rechtschaffenheit, Rectitude, sein Wohlverhalten. Also unmittelbar weder seine Güte, noch seine unparteiliche Rechtspflege. Weil es aber eben dem Gotte, der die Liebe ist, zukommt, gegen die Menschen, die er geschaffen, befehlen und erwählet hat, gütig, gnädig und milde zu sein, um sich selbst gleich zu bleiben, Joh. 11, 9, und gleichsam seine Stelle zu behaupten, so werden nicht allein sehr häufig Güte und Rechtschaffenheit Gottes zusammengefaßt, sondern die letztere wird auch da besonders genannt, wo es auf das Wohlverhalten Gottes in der Güte besonders ankommt, wie 1 Joh. 1, 9. Hebr. 6, 10.“ *pius* und *pax* seien sehr häufig verbunden, wie *natus* und *dux*. Gott bewähre sich nämlich in der gleichbleibenden Behandlung der Menschen; er sei „gegen Alle als freithätige Wesen und in Bezug auf den Gegensatz des guten und bösen Verhaltens und Sinnes gerecht“, nämlich der vollkommene Richter und Vergelter der Menschen. — Neben der Wichtigkeit der Lehre von der göttlichen Gerechtigkeit verkennt Nitzsch auch deren Schwierigkeit nicht. Schwierig sei sie, „weil sie nicht sowohl die Entwicklung des Verhältnisses Gottes zur persönlichen Welt forsetzt, als [vielmehr] einen Gegensatz in demselben zu begründen scheint [die Gnade, ferner die Satisfaktion u. s. w.]; wichtig, weil sie über den Begriff der Erlösung, Vergebung und Rechtfertigung entscheidet.“ — Gegen Schleiermacher sei geltend zu machen, daß doch auch das Werthethun ein Wohlthun bezwecke und die Belohnung nicht gestrichen werden könne. Daczu, daß das Böse nicht notwendig, das Gute aber ewig sei, zeige sich Gottes Gerechtigkeit, welche als Güte das Böse beschränke. Die besondere (im Unterschiede von der mit der Güte verbundenen) Gerechtigkeit sei die geschehende, die richtende, endlich die vergeltende, theils strafende, theils belohnende. Nitzsch schließt sich also eng an die alt- und neutestamentlichen, somit kirchlichen Bestimmungen an, und erweitert den Begriff wieder durch das Hineinziehen der Geschehung

und die enge Verbindung mit der Güte. Die Erlösung könne man als eine Gnadenstrafe ansehen, weil die Entstraffung der Sünde aus deren Vergabung hingle. Nach der Vollendung des alten Bundes „scheint“ ihm ein Gegensatz zwischen Gottes Güte und Gerechtigkeit eingetreten zu sein, allein mit dem Hinzufügen, daß fortan die Güte ebenso auf alle zu Strafenden und Geretteten einwirke, wie früher die Gerechtigkeit. Der Ewigkeit der Strafen ist Nitzsch abgeneigt, weil darin ein ungelöster Gegensatz zwischen der göttlichen Güte und Gerechtigkeit liege. (J. Hagemann.)

Gerechtigkeit, die innere, s. Gerechtigkeit des Glaubens.

Gerechtigkeit des Lebens, s. Gerechtigkeit des Glaubens.

Gerechtigkeit, die philosophische, s. Gerechtigkeit des Glaubens.

GERECHTIGKEIT (die ursprüngliche), *justitia originalis*. Dieser Ausdruck dient in der christlichen Dogmatik dazu, um den Zustand des Menschen im Paradiese vor dem Sündenfalle nach einer gewissen Seite hin, der moralischen, zu bezeichnen, und ist ein Bestandtheil in der kirchlich weiter gebildeten Lehre der Bibel von dem Ebenbilde Gottes, nach welchem der Mensch geschaffen sei; 1 Mos. 1, 26 fg.; 9, 6 und anderwärts. Weil nun die Bibel von einer Gerechtigkeit des Menschen vor Gott redet, und zwar verzugsweise im Zustande der Erlösung durch Christus, also von einer nach dem Sündenfalle bewirkten, so trug die Dogmatik eine ähnliche Bezeichnung auf den Zustand des Menschen vor dem Sündenfalle, dem *peccatum originis*, über, und nannte ihn *justitia originis* oder gewöhnlich *justitia originalis*, ein Ausdruck, welcher sich in der Bibel selbst nirgend findet. Bis auf die Zeit der Scholastik unternahm es die Kirchenschrift noch nicht, in die detaillierte Beschreibung des Ursprunges der Menschen einzugehen und ihn nach verschiedenen Kategorien zu zerlegen, und das um so weniger, als die Ansicht des Origenes, daß mit dem Paradiese ein allegorischer Mythus gegeben sei, viele Anhänger, wenn auch Gegner, wie Gregor den Großen, fand. Selbst Augustin schwankte zwischen der allegorischen und der streng historischen Auffassung.

Erst die Scholastiker bildeten die Lehre in einer Weise aus, welche wie Hagenbach, Dogmengeschichte. 3. Ausgabe. 1853. S. 401 sagt) die Prototypen sich in naturhistorischer Treue zu vergegenwärtigen suchte. Einige derselben lassen zu den *puris naturalibus* die *justitia originalis* als ein *donum a Deo superadditum* oder *supernaturale* hinzutreten; so z. B. Duns Scotus (Sentent. lib. II. dist. 39), Bonaventura (Sent. lib. II. dist. 29. art. II. quest. 2), Hugo von St. Victor (De sacram. lib. I. p. 6), Alexander von Hales (P. I. quest. 96). Dagegen lehrte Thomas von Aquino (P. I. quest. 93. art. 9), daß der Mensch vor dem Falle sich nie in dem Stande der *pura naturalia* (Vernunft und freier Willkür) befunden, sondern schon von Geburt an das *donum superadditum*

besseren habe, wie dies die Ansicht der Reformatoren ist. Darnach hat also der Mensch die gleich von seinem ersten Momente der Geburt an beschene ursprüngliche Gerechtigkeit erst mit dem Falle verloren. Im Zusammenhange damit standen die scholastischen Fragen, wie es habe kommen können, daß der Mensch das Ebenbild Gottes verloren habe, ferner wie man das Ebenbild von der Ähnlichkeit unterscheiden müsse. Peter der Lombard rechnet zu dem Ebenbilde die memoria, intelligentia und dilectio, zu der Ähnlichkeit mit Gott die innocentia und iustitia, Sentent. lib. II. dist. 16. D., Anders anders.

Nach dem Auftreten der Reformation waren die verschiedenen Confessionen, mit Einschluß der griechischen, darin einig, daß der erste Mensch vor dem Sündenfalle an Leib und Seele so vorzüglich wie nur immer möglich gewesen sei. So sagt das Concil. Trid. sess. V: „Si quis non constituit, primum hominem, ... sanctitatem et iustitiam, in qua constitutus fuerat, amisisse necurrisque mortem, quam antea illi comminatus fuerat Deus, anathema esto.“ Aber sie waren nicht einig in dem, wie die iustitia originalis zu definieren sei. Während das Concil. Trid. sess. V. c. 1 nur im Allgemeinen von der „sanctitas et iustitia“ des ersten Menschen spricht, behauptet der Catech. Rom. I, 2, 19: „(Deus) originalis iustitiae admirabile donum addidit (zu den puris naturalibus), ac deinde ceteris animantibus praecesse voluit.“ Noch bestimmter wird dies von Beilarmin (T. IV. de gratia primi hominis c. 2. propos. 4) ausgesprochen: „Integritas illa, cum qua primus homo conditus fuit et sine qua post ejus lapsum homines omnes nascuntur, non fuit naturalis ejus conditio, sed supernaturalis evectio.“ Dabey vergleicht Beilarmin die iustitia originalis mit dem Haare des Simson, einem solchen Kleide und Schmucke u. s. w., Anders mit dem Kranze einer Jungfrau. Vergl. damit cap. 6: „Virtutes non erant insitae et impressae ipsi naturae, et sunt dona naturalia, sed extrinsecus assutae et superadditae, ut sunt dona supernaturalia.“ Der Mensch würde schon vor dem Falle in dem Kampfe seiner höheren und niederen Natur unterlegen sein, wenn ihm Gott nicht jenes Geschenk beigegeben hätte. Mit Beilarmin stimmen die meisten späteren, sowie die neueren katholischen Dogmatiker überein, so namentlich Möhler in seiner Symbolik. 3. Ausgabe. S. 31 und Klee in seiner Dogmatik II. S. 318 fg.

Luther erklärt (Opp. ed. Jen. T. I. p. 83): „Iustitiam non fuisse quoddam donum, quod ab extra accederet, separatum a natura hominis, sed fuisse vere naturalem, ut natura Adae esset diligere Deum, credere Deo, cognoscere Deum etc.“ Während Zwingli und Calvin hiermit im Einklang übereinstimmen, aber darauf verzichten, den primären Zustand des Menschen in dogmatische Formeln fassen zu wollen, wobei jener in die ursprüngliche Gerechtigkeit die Möglichkeit des Sündigens legt, wird derselbe von

der augsburgischen Confession ganz übergangen, von der Apologie dagegen (S. 33 fg.) so beschrieben: „Iustitia originalis habitura erat non solum aequale temperamentum qualitatum corporis, sed etiam haec dona: notitia Dei certiorum, timorem Dei, fiduciam Dei, aut certe rectitudinem et vin ista efficiendi.“ Vergl. damit S. 52: „Propriis viribus posse diligere Deum super omnia, facere praecepta Dei, quid aliud est quam habere iustitiam originis?“ Die Formul. Concord. sagt unter Anderem in der Sol. Declar. I. p. 643: „Seductione Satanae per lapsum justo Dei iudicio iustitia concreta seu originalis amissa est.“

Diese Ansicht ihrer symbolischen Bücher, nämlich daß die ursprüngliche Gerechtigkeit eine dem ersten Menschen gleich mit der Geburt anerschaffene gewesen sei, theilten auch die altprotestantischen Dogmatiker, und zwar aus denselben Grunde, nämlich um das peccatum originis um so strafbarer und Gottes Gnade um so größer erscheinen zu lassen, was nicht der Fall war, wenn die iustitia originis nur die Bedeutung eines später angebotenen Geschenkes hatte. So sagt z. B. Gerhard in seinen Loc. Theol. IV. p. 331: „Disputant pontifices, peccatum originis esse tantum iustitiae originalis, donec illius supernaturalis, privationem Nos contra pronuntiamus, per peccatum originis non tantum ecerantam iustitiam esse deperditam, sed ipsam quoque hominis naturam miris ac miseris modis corruptam.“ Ähnlich Melancthon Exam. ordin. I. Opp. p. 310; Duenstet Theol. did. pol. II, 24 seq., Baumgarten, Ev. Gl. Lehr II, 433; Reinhard, Dogm. S. 264 fg. — Sie nannten auch überhaupt das specielle Ebenbild Gottes im Menschen die iustitia originalis, und zwar eine naturalis (im Gegensatz zur supernaturalis der Katholiken), resp. concreta, propagabilis und accidentalis (im Gegensatz zur i. substantialis sivo essentialis). Einzelne Dogmatiker führten die Lehre noch weiter ins Specielle aus und bestimmten als Theile der iustitia originalis: 1) die sapientia concreta, 2) die iustitia concreta, wernach der Wille des Menschen von jeder sündlichen Neigung frei gewesen sei, und 3) die sanctimonia concreta, als die thatächliche Wirksamkeit.

Die Arminianer (vergl. Confess. Remonstr. 5, 5 und Apol. Conf. p. 60 b) setzen die ursprüngliche Gerechtigkeit nicht in die höchste Heiligkeit, weil bei dieser der Mensch nicht hätte sündigen können, und Socinus sagt (Praech. c. 3; vergl. damit den Catech. Racov. p. 18): „Si iustitia originalis nomine eam conditionem intelligunt, ut non posset peccare, eam certe non habuit Adamus, quam eum peccare constat Conclusum igitur, Adamum etiam antequam mandatum illud Dei transgrediretur, revere iustum non fuisse.“ — Georg Calixtus, Zitiu8 und andere Protestanten näherten sich zwar den Katholiken in der Auffassung, weser für z. B. von Calov (in der Harmonia Calixtino-papistica c. 2)

heftig getadelt wurden; allein man kam doch allmählig von der Discussion solcher unfruchtbaren Hypothesen zurück, und gegenwärtig ist der Urzustand der Menschen, wenigstens in der Form der *justitia originalis*, schon längst ein fast ganz brachstügendes Feld. (*J. Hasemann.*)

Gerechtigkeit der Vernunft, f. Gerechtigkeit des Glaubens.

Gerechtigkeit der Werke, f. Gerechtigkeit des Glaubens.

GERECHTIGKEITSGEFÜHL UND -TRIEB.

Dieses Gefühl und dieser Trieb im Allgemeinen, sowie beider besondere Modifikationen, namentlich der Zorn und die Rache, sind in den gangbaren Systemen der Psychologie, Moral und Rechtsphilosophie entweder gar nicht oder doch nicht genügend, besonders nicht in ihrer politischen und nationalen Bedeutung im Großen aufgefaßt worden, während in praktischer, besonders in volks- und staatspädagogischer, sowie in sozialer Beziehung die rechte Cultur (d. h. nicht bloß Belehrung, sondern auch Übung) jenes Gefühls und Triebes bei den Einzelnen sowie ganzen Ständen und Völkern von der größten Wichtigkeit ist.

Was zunächst das Gerechtigkeitsgefühl betrifft, so steht im Allgemeinen thatsächlich fest, daß es nächst dem religiösen Gefühl kein anderes gibt, welches sich so mächtig in der Geschichte der Menschheit erwiesen hat, es würde dies auch allgemein anerkannt werden, wenn dasselbe nicht meistens gleichsam versteiert in anderen Gefühlen hervorträte. So ist, um dies gleich hier zu erwähnen, das Gefühl, welches den Einzelnen und ganze Stände dazu bringt, bei Verleidigungen ihrer Persönlichkeit selbst ihr Leben in die Schanze zu schlagen, also das, was man das sociale Ehrgefühl nennt, ursprünglich bloß das Gerechtigkeitsgefühl. Eben dies gilt vom Patriotismus, indem alle Vaterlands- und die in letzter und höchster Instanz ihre Basis doch nur in dem Bewußtsein des Rechts der Volkspersönlichkeit, des Anspruchs auf Unantastbarkeit der Nationalität hat.

Vor Allem ist hier schon in sprachlicher und begrifflicher Beziehung eine spezielle Erörterung nöthig, indem im gewöhnlichen Sprachgebrauche die Wörter Gerechtigkeitsgefühl und Rechtsgefühl gleichbedeutend genommen werden, was doch keineswegs ganz richtig ist, und deshalb erscheint es nöthig, wissenschaftlich ihre Verschiedenheit festzustellen. Das Gerechtigkeitsgefühl gehört nämlich dem Gefühlsvermögen im eigentlichen Sinne an (f. die Artikel Gefühl und Gemüth). Es ist also das Bewußtsein von Lust oder Unlust, Liebe oder Abßew, das, mit einem Worte das Interesse der subjectiven Gemüthsstimmung in Bezug auf das Vorhandensein und die Anerkennung oder Nichtanerkennung der Forderungen der Gerechtigkeit. Rechtsgefühl, auch Rechtssinn genannt, dagegen ist in der weitern Bedeutung des Wortes fühlen, wonach dasselbe ein unmittelbares, d. h. nicht durch bestimmte Begriffe, Urtheile und Schlüsse vermitteltes Auffassen im Bewußtsein begriffen, die mehr oder weniger dunkle

Darstellung von dem, was Recht ist, gehört also in sofern wesentlich in das Gebiet der Intelligenz. So z. B. entscheidet das Rechtsgefühl in diesem Sinne in den Processen, die vor das Forum der Geschwornen-gerichte gehören, die sogenannte Beweistheorie, welche den rechtsgelehrten Richtern als Norm dienen, bei deren Entschiedenheit nichts von bloß subjectiver Ueberzeugung vorkommen soll, während letztere bei Geschwornen allein maßgebend ist. Aber auch bei eigentlichen Rechtsgelehrten findet sich das Rechtsgefühl in diesem Sinne entweder als Naturgabe Einzelner und selbst ganzer Nationen, wie z. B. der römischen oder in Folge vielfacher Übung oft sehr ausgebildet, sobald sie die verwickeltesten Fälle ebenso wie ein Arzt die complicirtesten Krankheiten kraft jenes Gefühls, welches sodann praktischer Tact genannt wird, gleichsam mit Einem Blicke schon durchschauen und die Frage „aus halb Wort“ verstehen und zu beantworten wissen. Hiernach sind Gerechtigkeitsgefühl und Rechtsgefühl weder identisch noch nothwendig mit einander verbunden, wofür sich nur zu viele Beispiele in der Jurisprudenz finden, besonders bei den Criminalisten; man denke an Carozov's eigenständig unterscribene 20,000 Todesurtheile! und an die Eiskälte, mit der die Icti ihr *ius justitiae* et *perpet mandatus* von ihrem formellen Rechte geltend machen, welches so oft himmelweit von dem wahren Rechte der Gerechtigkeit entfernt!

Das Gerechtigkeitsgefühl, welches die allgemeine Natur aller Gefühle theilt und als solches dem Gemüthe oder Herzen angehört, zeigt nach der Verschiedenheit der dasselbe anregenden Erkenntnisfunctionen und Motive sich theils als ein niederes, sinnliches, egoistisches, theils als ein höheres, aus dem Interesse an dem allgemeinen Nutzen der Gesellschaft hervorgehendes (was schon Cicero recht gut charakterisirt hat de offic. III, 6), theils endlich als ein höchstes, aus dem Interesse der Anerkennung des Rechts der Persönlichkeit um ihrer selbst willen hervorgehendes, reines oder ideales. Gleichergefall erscheint dasselbe entweder als einfaches Gefühl, oder in seiner Steigerung als Affect, d. h. als momentane heftige Aufregung des Gemüths, die sich zugleich äußerlich kundgibt und nicht nur auf das Körperliche oder den physischen Organismus beschränkt und erkennbar einwirkt, sondern auch auf die Freiheit des Willens oder die Kraft der Selbstbeherrschung; endlich zeigt auch dieses Gefühl eine noch höhere und reinere Steigerung zum Entusiasmus oder zur Begeisterung für Recht und Gerech-

1) „Man darf den römischen Rechtsgelehrten einen eigenen Sinn beilegen, welcher sie das Recht vom Unrecht unterscheidet. Denn ohne den allgemeinen Grundbegriff auszugraben, entscheiden sie die besondern Rechtsfragen, die sie sich vorlegen, fast immer so, wie sie nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen zu entscheiden sein würden. Dieser Sinn war vielleicht ein Folge von der Gesinnung, in welcher jene Männer ihre Wissenschaft bearbeiteten. Der zeigten sich gewisse Bilder durch einen Sinn für das Recht, wie andere durch einen Sinn für das Schöne aus.“ Bagarid, 40 Blätter vom Staats I. S. 16.

tigkeit. In Hinsicht auf die psychische Entwicklung dieses Gefühls muß hier bemerkt werden, daß sich außer der Verschämtheit der Lebensalter auch die der Geschlechter geltend macht, indem der Naturbestimmung der letzteren nach bei dem Manne das Gerechtigkeitsgefühl vorzugsweise eine Rolle spielt. Auch im Völkerverleben im Großen bestimmt sich der Charakter vorzugsweise nach der Ausbildung dieses Rechtsgefühls, namentlich aber nach der Richtung, welche dasselbe im Allgemeinen dabei annimmt, wie sich denn hierin ganz besonders der Unterschied zwischen der griechischen, römischen und germanischen Volkstümlichkeit zeigt.

In Hinsicht auf jene Steigerung des Gerechtigkeitsgefühls ist zunächst des Zorns zu gedenken. Dieses Wort bezeichnet in seinem weitesten Sinne überhaupt die heftige Aufregung des irgendwie gereizten Selbstgefühls und Selbsthaltungstriebes, welcher in der ganzen besetzten Welt vorkommt, daher auch bei den Thieren, von denen es zur Genüge bekannt ist, daß ihr Zorn oft als Wuth hervortritt und die gefährlichsten Wirkungen hat. Auf die Menschenwelt beschränkt oder im engeren Sinne ist der Zorn das zum Affect gesteigerte oder emporsteigende Gerechtigkeitsgefühl. Als Affect gibt sich der Zorn immer äußerlich oder körperlich zu erkennen, sei es nun in Muskel- oder Blutbewegungen (man denke an das unwillkürliche Rollen der Zäpfel, an Erreihen und Erblässen in Folge von Beleidigungen), in Flüchen und Schimpfreden, die keineswegs bloß beim Pöbel vorkommen (s. Shakespeare's Romeo und Julie III, 5), wie denn dieser Zorn selbst Höflichkeitsteile zu den verkehrtesten Handlungen zu verleiten vermag (s. das Gespräch der Maria Stuart mit Elisabeth); ja er steigert sich oft zu thierischer Wuth, wie dies Goethe im „Clavigo“ in der Person des Braumarchais so treffend darstellt (auch sind nach Gruber*) die Wörter Zorn und Grimm Onomatopöen von dem Zähneknirschen, welches dabei stattfindet). Gewiß ist, daß der Zorn auf das organische Leben den bedeutendsten, oft wohlthätigen, oft nachtheiligen Einfluß ausübt, bald Fieber und Lähmungen in den Gliedern plötzlich aufheben, öftere hingegen Schlagflüsse, Convulsionen, Wahn Sinn hervorrufen, oder unbedeutende Krankheiten und Wunden in tödtliche verwandelt, ja die Lüste des Körpers, z. B. die Milch der säugenden Mütter, augenblicklich verändert und resp. vergiftet hat*).

Daß psychisch der Zorn die heftigste Aufregung unseres Gefühls qu. ist, erkennen auch unsere bedeutendsten Psychologen an. So z. B. Carus (Psychologie I, 477): „Zürnen ist die unwillkürliche Thätigkeit des roth erregten, lebhaften, ja heftigen unangenehmen Gefühls des Verdrusses über eine als Mißhandlung, d. h. eine subjective Beleidigung des eigenen Rechts erscheinende

willkürliche That.“ Auch G. E. Schulze (psych. Anthr. S. 175) bestimmt den Begriff des Zorns als die Steigerung des unangenehmen Gefühls der Kränkung oder des Verdrusses über Angriffe Anderer auf unsere Ehre und die dadurch begränzten Rechte bis zum Affect, der sich dann auch noch in den verschiedenen Modificationen des Unwillens, Unmuthes, des Aufgebrachtseins, der Entrüstung, der Erbitterung, Erbohung und des Grimms oder Ingrimmes offenbart, und zwar durch äußerliche Handlungen, wodurch sich der Zorn von dem Ärger unterscheidet, bei welchem die Kränkung sich nicht äußern kann, sondern ins Innere des Gemüths zurückziehen („verschluckt“ werden) muß (wie im Psalm 39, 2 sq. gut geschildert ist). Nechulich urtheilt hierüber Platner (Philos. Aphorism. 2 Bd. S. 1075). Wesentlich ist beim Zorne, daß er Handlungen eines freien Willens voraussetzt, daher er sich nur gegen Menschen richten kann; (dort er es bisweilen auch gegen vernunft- und loslose Wesen, so ist dies eben nur eine Verirrung dieses Affects, wofür selbst die Weltgeschichte allerlei Beispiele gibt; man denke an Xerxes, der das Meer peitschen ließ, an Cyrus, der sich an dem Flusse Gynobus rächen wollte und an Augustus, der dem Reptum wegen eines Sturmes eine Fehde ankündigte*). Auch geht die Richtung des Zorns nie auf die Vertretung selbst, denn dann würde nur das Gefühl des Schmerzes und der Furcht entstehen; vielmehr geht sie auf die Ursache derselben, es mag nun der Widerstreit eines fremden Strebens gegen das unferne durch Wahrnehmung oder Einbildung gewonnen worden sein. Daher legt der Zürnende immer dem Verletzenden einen Willen unter, wie einen Vorwurf zu schaden. (Die aufgeregte Phantasie ertheilt dann selbst dem Leiden Leben, wie im Kinde sichtbar wird, welches z. B. auf den Stein schlägt, an den es sich gestoßen hat.)

Es ist ganz irrig, den Zorn schlechtweg zu verdammen, da er durchaus in der menschlichen Natur, namentlich in dem Triebe der Selbsthaltung und der Persönlichkeit selber gegründet ist, was schon Platon und Aristoteles richtig bemerkt haben, von denen der Erste bekanntlich in seiner Eintheilung der Seelenkräfte neben die Vernunft und Sinnlichkeit als das dritte den *Thymos*, den Zornmuth oder das Ergrimmbare als Grundvermögen aufzählt (de resp. lib. IV.), während der Letztere (Ethic. Nic. I. IV. c. 11.) ausdrücklich sagt, daß der völlige Mangel des Zorns, die Zornlosigkeit eine moralische Unvollkommenheit sei*), und an

*) Oberhard-Gruber's Synonym. s. „Zorn.“ 1) Beispiele hat Kasse's Jactur. für Antiprosop., wo u. A. an einem Kinde nachgemerkt wird, daß eine Frau in Folge eines Zornes in einer Nacht schwarz wurde. Daß der Zorn den schon angefangenen Uebergang vom Leben zum Tode noch aufhalten, beweisen Fälle in Reil's Beitr. z. Geburtskde u. f. w. S. 274.

4) Bergl. Montaigne, Essais I, 4. 5) „Denn die, welche über Dinge, die Unwillen verdienen, nicht zürnen, es nicht auf die Weise, zu der Zeit und gegen die Personen hin, wie, wenn und wo der Zorn hingehört, die scheinen werth süßlose und kumpfsinnige Menschen zu sein. Denn sie scheinen das entweder nicht gewahr oder von dem nicht getriibt zu werden, was ihren Unwillen erregen sollte. Leute, die niemals zürnen, sind meistens nicht wohl im Stande, sich gegen Beleidigungen Anderer zu vertheidigen. Sieß aber und die Zeigen den Andern ruhig mißhandeln zu lassen und dazu schweigen, gibt dem Menschen das Ansehen einer feigen und niederrichtigen Sinnesart.“ Garbe's Uebers. II. S. 143.

einer andern Stelle (Buch VII, Cap. 7.) den Zorn als Unwillen über das Böse an sich als ein mit der Vernunft Verwandtes erklärt und nur das leidenschaftliche Uebermaß desselben tadelt, weil sich dann ein Mangel an Selbstbeherrschung oder den der Cardinaltugend der Mäßigung zeigt; (über welche Ersehe bekanntlich Plutarch und Seneca treffliche Schriften hinterlassen haben). Auch macht Aristoteles in der angeführten Stelle darauf aufmerksam, daß dieses Gerechtigkeitsgefühl, selbst wenn dabei die rechten Schranken überschritten werden, also Mangel an Selbstbeherrschung in Uebst des Zornes, doch immer weit weniger unehrenhaft ist als eben dieser Mangel in Ansehung der sinnlichen Begierden. Die Ursache ist diese:

„Der Zorn als Unwillen über das Böse scheint etwas von Vernunft in sich zu haben, nur die Stimme der Vernunft miszuversetzen oder sie mangelhaft vernommen zu haben. Gewisse mande allzu eilige Bediente schon fortlaufen, ehe sie noch den ihnen gemachten Auftrag völlig angehört haben, und daher in der Ausführung Fehler begehen; oder sowie ein Hund, ehe er noch zusieht, ob es ein Freund oder ein Feind ist, welcher Klapp, schon bellt, wenn er nur das Geräusch hört. So eilt der Zorn, durch die Hitze und Beschleunigung des Temperaments verführt, sobald er von einem Unrecht gehört, über den Befehl der Vernunft noch nicht vernommen hat, zur Bekräftigung desselben. Die Vernunft nämlich thut den Widerspruch, daß hier eine mit Beschränkung verknüpfte Verurteilung vorgegangen sei, und nun fängt der Zorn, der hieraus gleichsam die Schlussfolge zieht, daß einem solchen Vernehmen Widerspruch entgegengesetzt werden müsse, sogleich an zu wüthen.“

An einem andern Orte (Polit. VII, 7) weist Aristoteles die Verwandtschaft des Wuthes und Zornes näher nach, und bemerkt, daß nur derjenige, welcher zur rechten Zeit zürnen kann, zum Herrscher geboren sei, sowie es auch der Zorn ist, welcher im Streite unüberwindlich macht. Dies letztere ist auch die Ansicht Platon's, welcher in seiner „Republik“ (B. II.) die Wüthender oder Krieger derselben mit edlen Hunden vergleicht, die nicht nur scharfsinnig und kräftig, sondern auch von jenem *δυσος* befestigt sind, welcher eben nichts Anderes ist, als der rüßige Effect des Unwillens oder Zornes über erlitten's oder angethan's Unrecht, wofür weder die lateinische, noch die deutsche Sprache einen entsprechenden Ausdruck hat⁶⁾. In seiner Schrift über die „Geseße“ (Buch V. S. 210. Bip.) sagt er dann:

„Ehrentreue ist der Mann, der selbst kein Unrecht thut, und Doppeltes und dreifaches Ehre werth, wenn er auch nicht gesehen läßt, daß Andern Unrecht thut. An jenem hat man nur einen, an diesem sowohl als etliche Ehrentreuer, weil er jedes Unrecht, das ihm bekannt wird, der Ehre halber anzeigt. Wer aber der Ehrgeiz ist, der Zorn heißt, so eilt der Zorn zu strafen, der ihm den Staats ein wichtiger Mann, ein wahrer Patriot. Sein Name werde ausgerufen als einer, der in der Jugend den Preis erhalten hat. — Alle müssen können in

Zorn gerathen, oder noch weit mehr unsinnlich sein. Denn der großen Unthäten gewisser Leute, die kaum oder gar nicht zur Vernunft zu bringen sind, kann man nicht anders los werden, als daß man den Kampf mit ihnen aufnehme, sie scharf zuwuchselage und auf eine Weise züchtige, daß ihnen Nichts gescheit bleibe. Dies aber ohne elben Zorn zu thun, ist keiner Seele möglich. Bei Beleidigungen aber, die uns von Feinden widerfahren, die der Verbeßerung noch fähig sind, muß man wissen, daß kein Ungerechter wüth und gern ungerecht ist. Denn kein Mensch auf der ganzen Welt wird wüth, und gern eins der größten Uebel haben, am allergeringsten ein Uebel an seinem eignen Theile. Der allerbedehte Theil aber eines jeden Menschen ist, wie wir mit Grund behauptet haben, die Seele. Also wird gewiß kein Mensch jemals eins der größten Uebel mit Willen und Wissen aufzuheben und sein Leben lang behalten. Der Ungerechte, der diese Uebel hat, ist hiermit in der That ein mittelwüthiger Mensch. Sind seine Uebel noch heilbar, so sollen wir Mitleid wollen lassen, dem Zorn dämpfen, Sanftmuth üben, nicht mit verärgeltem Gemüthe und bitterer Wuth, wie Hühner, gegen ihn losbrechen. Nur gegen den Ungerechten, der aus lauter Bosheit zusammengegriffen ist, an dem alle vernünftigen Vorstellungen fruchtlos ablaufen, muß der Zorn wüthen. Darum sagen wir, es gebühre sich, daß der tugendhafte Mann nicht nur sanftmüthig sei, sondern auch gegenwärtig werden könne.“

Man darf auch nicht vergessen, daß in einer Menge Stellen des alten und neuen Testaments vom Zorne Gottes die Rede ist (man findet sie angegeben in Büchner's Handconcordanz s. v. Zorn); daß Moses, von welchem Zorn bemerkt⁷⁾ ist, daß in ihm, das Gefühl für Recht und Unrecht ausstößt lebendig und stark und eigentlich seine Nationalalie begründete, sich durch seinen gerechten Zorn zur Tödtung jenes Aegypters, der einen Hebräer mißhandelte, hinreissen ließ; daß selbst von Jesus gesagt wird, er sei mehrmals „ergrimmt“ gewesen, sowie auch der sanfte Johannes, dieser Hauptapostel der Liebe, in bestigem Zorne gegen seine verblendeten Zeit- und Volksgenossen ausbricht. — Wenn es heißt (Eph. 6, 4): „Ihr Väter reizt eure Kinder nicht zum Zorn,“ so ist offenbar damit die der Persönlichkeit der Kinder gebührende Achtung gemeint und vor der Verletzung ihres Gerechtigkeitsgefühls gewarnt⁸⁾, und in der That ist erst durch das Christenthum die Kindheit zur Anerkennung ihres Rechtes gelangt⁹⁾.

In Hinsicht auf das Politische sagt Franz Baltisch (Hegewisch) in f. Schrift: Polit. Freiheit (S. 35):

„Nur das Land ist frei, wo die einfache Erziehung einer einzelnen Ungerechtigkeit, einer Unterdrückung, vorausgesetzt, daß die Erziehung vollständig befreit ist, mag der Leidende auf einer noch so niedrigen Stufe stehen, den lebhaftesten Unwillen aller guten Bürger und ihren vereinigten Zorn gegen den Verdrüß der Rüge hat. Die vor Augen war England das einzige Land, wo jeder solche Fall von Unrecht so allgemeinen Unwillen erregte, als ob jeder betriebe Unrecht unmittelbar in seinem eignen Rechte verletzt wäre. Wenn ist es, daß keine Nation frei ist, welcher diese Kennzeichen fehlt, daß es kein andrer Mittel in der Welt gibt, die Freiheit zu erhalten, als eben diesen ganzen Geist der Opposition gegen jede einen hervorbreitende Ungerechtigkeit, ehe und bevor die Summe

6) Vgl. Carus, Gesch. der Psychologie S. 302. Kapp, Platon's Erziehungstheorie S. 257. 7) Röhr's Uebersetzung der Plat. Republik II. S. 335. 8) Vgl. oben. 9) Ebenfalls darf *δυσος* nicht schlechter mit ira, wie Liedermann thut, übersetzt werden, besser mit indignatio oder animositas, zumal die Griechen selbst dem *δυσος* von der *δύσις* genau unterscheidet. Vgl. Carus's Uebers. der Aristot. Ethik. I. Bb. S. 573.)

8) Carus, Psychologie der Gefühle S. 99. 9) Vgl. Schillermaier's Predigt über die christl. Kinderrück. 10) Vgl. Kramer, Gesch. der Erziehung. 2. Bd. Einl. S. XXXIV und XLVIII.

derselben und der daraus entspringende Vortheil für eine Person oder Partei so groß ist, daß keine Verpöfnung mehr hundert kann. End aber die Menschen so ohne Willkür und Gerechtigkeit, daß sie gleichgültig sind, wenn Jemand durch den Spruch eines legalen Gerichts seiner Freiheit beraubt wird, daß sie dumpf hinblicken, wenn die besessene Rache ausbricht, um z. B. illegale Steuern einzutreiben, dann ist Freiheit unmöglich.“

Wer erinnert sich hierbei nicht an Hampden¹¹⁾ und die segnensreichen Folgen seines mannhaften Widerstandes? Wer aber auch, nicht an das traurige Gegenbild in Kurhessen 1850—1851¹²⁾ und die nicht minder empörende schleswig-holsteinische Tragödie? Möge sie möglich gewesen, wenn das deutsche Volk zu jenen erten Bornmüthen errogen werden wäre, der sich es nicht gefallen läßt, wenn sein oder seiner edelsten Stämme wohlgegründetes Recht mit Füßen getreten wird?!

Daß aber alle Gefühle des Menschen, und somit auch das in Frage stehende, ebenso wol der Ausbattung wie der Vervollkommenung fähig sind, liegt in der Natur der Sache. Es ist erstere hierbei sogar in weit höherem Grade der Fall, weil eben die Anerkennung des Rechts zu den unmittelbarsten Lebensbedingungen gehört und der Egoismus unvermeidlich dabei eine Hauptrolle spielt, der dabei sich leicht verschleiern läßt. Dies deutet schon Fiedling in seinem Tom Jones (III, 10) richtig an: „Kein Eifer ist blinder als der, welchen Liebe zur Gerechtigkeit gegen wirkliche oder geglaubte Rechtsverletzungen einflößt.“ Aber auch abgesehen hiervon findet hierbei leicht eine Ueberschreitung der gehörigen Schranken statt. Eine interessante poetische Darstellung eines solchen hat Schür. v. Kleist in seiner Erzählung „Michael Kohlhaas“ gegeben, welchen, wie es gleich aus der ersten Scene heist, „das Rechtsgesühl zum Räuber und zum Mörder machte“¹³⁾. Eine besonders wichtige, nicht bloß bei Einzelnen, sondern öfters, gleichsam endmüthig verbreitete Ausartung jenes Gefühls ist unter dem Namen der Processsucht zur Genüge bekannt. Indessen darf man nicht vergessen, daß im Zeitbilde noch das Urbild anerkannt werden muß und dieser Grefz immer noch besser ist als das entgegengesetzte Extrem der unbedingten Friedensliebe, welche sich alle Verletzungen des Rechts schimpflich gefallen läßt. „Wer sich zum Murr macht, darf nicht klagen, wenn er mit Füßen getreten wird“, sagt Kant, und Möser (Patr. Phantasien IV. Nr. 30): „Was die Mittel zur Erhaltung förmlichen Rechts oder die Processse betrifft, so ist es eine edle Leidenschaft des Menschen, daß er für dasjenige, was ihm seiner Meinung nach zukommt,

Gut und Blut aufsetzt, und sich gegen Alles, was ihm seiner Einsicht nach unterdrücken will, aus allen Kräften wehrt. Diese Leidenschaft muß nicht unterdrückt, sondern aufgemuntert werden, besonders bei Geringeren, deren Menge den Staat antehält und die gar bald zu Grunde gehen würden, wenn sie sich heute ein Stück und morgen ein anderes, ohne darüber zu klagen, nehmen ließen. Der Fürst ist es, von dieser Leidenschaft befreit; er läßt sich Nichts nehmen und fordert, was ihm zukommt. Das ist er dem Staate und jeder Bauer dem ihm anvertrauten gemeinen Gute schuldig. Sein Hof ist sein Gewehr und er muß auch nicht einen Flintenstein davon verlieren gehen lassen, ohne zu klagen.“ (Da dieser Aussatz Möser's auf Friedrich's des Großen aus einem edeln, aber irregleiten Rechtsgesühl entspringenden Eingriff in die Justiz in der Müller-Arnold'schen Sache sich bezieht, so sei hierbei zugleich an die noch ärgere Cabinetsjustiz erinnert, welche sich, ebenfalls aus demselben Grunde, Friedrich des Großen Rater erlaubte, worüber das Nähere sich bei Stenzel, Schlosser und Pretheß findet¹⁴⁾).

Dies führt uns nun zur Erörterung des gesteigerten Gerechtigkeitstriebes, oder der Rache. Zorn und Rache, welche von jeher mit einander verwechselt worden¹⁵⁾, gehören in der That zusammen, wie das Gefühls- und Begehrungs- oder Thatvermögen, sind aber gleichwohl im genauern Sprachgebrauche zu unterscheiden, indem eben die Rache dem letzten Vermögen, dem Willen, angehört, eine Mobilisation des Rechts- oder Gerechtigkeitstriebes ist; daher sie sich auch nicht so früh wie das Rechtsgesühl im kleinen Kinde zeigt.

Der Zorn über erlittenes Unrecht muß vorausgehen, ehe an die Rache gedacht werden kann, welche letztere schon im gemeinen Sprachgebrauche die thatsächliche Vergeltung des Bösen mit Bösem bezeichnet. Hier ist zunächst des etymologischen und psychologischen Zusammenhangs zwischen Recht und Gerechtigkeit und Rache zu gedenken. Ursprünglich bedeutet nämlich jenes Wort, welches jetzt meist nur leidenschaftliche Widervergeltung bezeichnet, nur soviel wie ein Unrecht zurückweisen, durch Tadel oder Strafe ins Gleiche bringen, (s. Dittfried, Evangelienharmonie III, 15), sowie Recht oder Genugthuung verschaffen (Dittfried IV, 6. 42. 25. 28), bei Rottler Abschn. tuon. Schon im Lobgedichte für K. Ludwig ist Rache — Strafen. Rache ist zunächst die Streitsache überhaupt, besonders die vor Gericht (causa) und kommt (nach Rottler) von rahan, riden, austreiben, strafen, gleich oder gerade machen. (Wächter, Glossar, s. Rache; vergl. Richter, Philol. Strafe. S. 151.) Rache ist sodann vornehmlich Ahndung des Gesehgerbers und zwar wird sie des allerhöchsten, nämlich Gottes selber nicht unwürdig gehalten. Vergl. 5 Mos. 32, 35: „Die Rache ist mein, ich will vergelten.“ Siroch 5, 3:

11) J. Dahlmann's Geschichte der englischen Revolution. 12) Bergl. Schiedler, Belucht. d. Koburgischen K. Gespräche. 1852. S. 48 und den Text. Gehorsam. 13) J. v. Kleist's Ausgewählte Schriften. 1846. III. S. 7 (nur müssen wir unsererseits auch aus Gerechtigkeitssgefühle fragen die Caricatur des Kurhessischen von Sachsen einigam) denn da die Geschichte zu Kurh's Zeiten vorgefallen sein soll und der Verfasser sich gar am Schlusse auf die Geschichte bezieht [S. 143], so dürfen nicht Zumeistlichkeiten von dem nicht genannten Kurfürsten von Sachsen berichtet werden, deren ein Friedrich der Große, Johann der Pfälzliche und Johann Friedrich der Großmüthige ganz unfähig waren).

14) Stenzel, Gesch. Preuss. III, 450 fg. Schlosser, Geschichte des 18. Jahrh. II, 218. Pretheß, Das deutsche Staatsleben S. 188 fg. 15) Carus, Gesch. der Physik. S. 303 fg.

„Der Herr der oberste Rächer wird es rächen.“ Im *Job* ist ebenfalls Gott selbst als „Bluträher“ bezeichnet.

„Ich weiß, daß mein Bluträher lebt!

Wohin wird er noch auf dem Kampfsfeld treten. —

— Die Wurzel meiner Sünde

Wird dann erstanden werden.

Schreit auch vor seinem hellen Schwert:

Es ist ein Schmerz des Homs, das Unrecht rächt,

Daß auch es zeigen wird, es sei Recht.“¹⁶⁾

Diesen Zusammenhang deutet auch treffend Rückert's Lehrschrift: *Welchheit des Brahmanen* (III, 180), an:

„Wenn auch von Rache nicht das Recht so bekannt,

Doch von der Seite sind die Wurzeln angewandt.

„Artritt du aus deines Rechts in meines Rechts Kreis,

So ist mein Widerstand des Uebertretens Preis.

„Doch thust du Unrecht mir, darf ich dir's wieder thun?

Dann thust du's wieder mir und soo wird's endlich ruhn!“

„Die Rach' ist schrankenlos, das Recht ist nur in Schranken;

Darum beschränke dich in Wort, Werk und Gedanken.

„Beschränke dich, damit du selbst ungeschränkt,

Und kränkt nicht innen dich, wenn man dich außen kränkt.

„Dein ist dein Recht, doch dein ist nicht Gesetz und Rache;

Ein allgemeines Recht vertritt die Einselnsache.

„Weist du dein Thun gerecht und andre ungerecht,

So laß die Rache dem, der nichts läßt ungerecht.“¹⁷⁾

Im Französischen heißt daher auch noch jetzt *se faire justice* oder *se rendre justice* sich selbst rächen, sich selbst Recht verschaffen.

Psychologisch wird die Rache (Carus, *Psychol.* I, 482) als die Handlung eines empörten Wiedervergeltungstriebes oder des gereizten Rechts- und Sicherheitstriebes, und als deren Zweck die Abschreckung von Wiederholungen solcher Rechtsverletzungen in der Zukunft bezeichnet; W. E. Schulze (*Psych. Anthropol.* §. 213) erklärt sie als „Begriffe nach demjenigen Vergnügen, welches aus der Vergeltung der uns von Andern wirklich oder nach unserer Meinung zugefügten Beleidigungen entspringt, indem man den Urheber der Rechtsverletzung vermittels der Wiedervergeltung bewußt, man sei kein verächtlicher Gegenstand.“ Daraus ergibt sich zugleich, warum die Rache „füß“ genannt wird, insofern warum die Begriffe von Rache und Strafe so innig zusammenhängen und in beiden (wie schon *Pythagoras* es aussprach, *f. Aristot. lib. II. c. 6. Diog. Laert. VIII. 33*) die Wiedervergeltung den Grundbegriff bildet. „Rache“ ist Ahndung des angethanen Unrechts durch Zufügung irgend eines Uebels, und zwar wo möglich eines gleichen oder doch ähnlichen. „Strafe“ ist blasser, sofern die Zufügung von einem Oberhaupt, einer Obrigkeit ausgeht. Bei der einen, wie bei der andern liegt der Trieb der Gerechtigkeit zu Grunde. Da es im sogenannten Naturkande keinen Oberherrn oder Richter, mithin auch keine eigentliche Strafe geben kann,

so ist in demselben eben nur von Rache schlechtweg, und zwar ganz natürlich nur in der rohesten Form der Tollon: „Aug um Auge, Zahn um Zahn!“ die Rede; aber immerhin ist selbst diese Ausübung der Rache als ein Act der Gerechtigkeit anzusehen, welche das Unrechtthum nicht ungestraft hingehen lassen will; denn, wie Platon (im *Gorgias*) sagt: „Es läßt sich kein Edler Unrecht thun, selches duldet nur der Sklave.“ In *Dug. Stewart's* Einleitung zu *Adam Smith's* berühmten Werke über den Nationalreichthum¹⁸⁾ heißt es: „Danbarkeit und Rachbegierde, (ressentiment) sind die beiden Principien in der menschlichen Natur, die uns am unmittelbarsten zur Belohnung oder Bestrafung gewisser Handlungen antreiben.“ Und daß die Idee der Wiedervergeltung tief in des Menschen Brust gegründet ist, lehrt das Bewußtsein und die Erfahrung. Der roheste Wilde, sagt Herder (Ideen 3, Ph. d. G.), der seinen eingekerkerten Feind frisst, erwartet im Falle der eigenen Gefangenschaft ebenfalls nichts Anderes, als gefressen zu werden¹⁹⁾. Im sogenannten Naturkande bildet sich dann ganz natürlich die Sitte der sogenannten Blutrache, welche sich in der früheren Periode wol bei allen Völkern zeigt, auch ohne Zweifel als ein wenigstens unvollkommenes Rechtssystem oder eine Institution für die Geltendmachung der Idee der Gerechtigkeit anzusehen und in jenem Zustande auch ganz unerlässlich ist, wie unter Andern *Michaelis* in seinem *Menschen Rechte* (S. 132) näher nachgewiesen hat. Auch *Schmittenner* bemerkt:

„In dem Naturkande kann es seinem Begriffe nach keine schuldige Strafe, sondern nur Rache und Rache geben. Das Gefühl der Gerechtigkeit als der gleichen Rechtigkeit verlangt, wo die Person oder das Blut des Verletzten als das Gemeinsame verletzt worden ist, eine gleiche Vergeltung des Uebels und läßt sie nach seinem eigenen, natürlichen Maßstabe. Dies ist die Rache, die sich darin, daß sie zufällig ist und nur zur Vergeltung des Verletzten geschieht, wesentlich von der Strafe unterscheidet.“²⁰⁾

Indessen ist diese Auffassung der Rache und ihre Unterscheidung von der Strafe in sofern nicht ganz richtig, als das eigentlich Bedenkliche der ersten in dem Richtersein in der eigenen Sache und in dem Einflusse der Gemüthsstimmung liegt, und als jener Unterschied sprachlich und geistlich keineswegs sich überall begründet zeigt, indem der Begriff der Rache, ja selbst der Blutrache, nicht immer nur nach einem „zufälligen“ subjectiven Maßstabe sich bestimmt, sondern manchmal ganz objectiv genommen und auch in einem höhern Sinne aufgefaßt und als wahre Gerechtigkeit geltend gemacht wird, oder doch werden kann. So wird im alten Testament die „Rache“ und selbst die „Blutrache“ als eine Sache und ein Prerogativ Gottes dargestellt. Ähnlich wird in diesem höhern Sinne die Rache und Blutrache bei den so hochgebildeten Griechen als Offenbarung der Idee der Gerechtigkeit und als Haupt-

16) Herder's Geist der hebräischen Poesie. 2. Abth. Kr. II.

17) Vergl. Kr. f. Jacobi, Werth. d. Bd. S. 190.

18) Carus's Ueberr. I. S. XXXII. 18) Vergl. auch Herder's Geistes: Die Woge. 19) Zwei Bücher vom Staate I, 257. Vergl. *Aristot. Rhet.* I, 10.

geschafft der Dike und der Erinyen (Eumeniden) anerkannt, wie dies besonders beim Aeschylus so vielfach ausgesprochen ist").

Auch gehört hierher der griechische Mythos oder die symbolische Personifikation der Idee der Gerechtigkeit und ihrer Realisirung durch die Keresis als Göttin der Rache"). (Beisatz bemerkt, enthält die heilenische Lehre und bildliche Darstellung von der Keresis [als Weisheit, *σοφία*]) — der Dike in dem bekannten, von Herder so schön übersetzten und erläuterten Homnus von Mesomedes") — die sinnigsten Erläuterungen des Wesens der Idee der Gerechtigkeit. Sie wird dargestellt als ägyptische Isis mit einer Krone von Straußfedern"), weil diese Federn einander alle gleich sind, die Gleichheit aber — vor dem Gesetze, oder die gleiche Anerkennung der Würde der Persönlichkeit.

20) z. B. in den Oephoron gleich zu Anfang B. 9 fg. (nach Donner's Uebers.):

"Dein Blut zu rächen, Vater, bin ich heimgekehrt,
Neu Korais gekendet, Biter Spruch gebot,
Daß dir die Mörder fallen durch Dreßes Hand.
So hört mich, mein Vater, sich mich gnädig an;
Denn jetzt reihen die Straube, die der Welt bestimmt,
Wo diese Rechte können fell der Rache Werk!" —

"Wel ist ein Gesetz, das Tropfen des Bluts, (B. 403)
Daß die Erde getränkt, Blut fiebern um Blut.
Denn der Mord ruft laut die Erinyen herbei,
Die andern Bluth zu dem Fluge gebiert;
Der dem schäbren Mord sich gesellt." —

"End' uns, den Feinen, Dike, zur Miltreiterin, (B. 496)
Bergend sende gleiches Loos den Mordern zu,
Wenn du, der Ueberrundene, wieder siegen wägst!"

"O vernimm, Sohn, und gehorch ihm, (B. 821)
Der dich zur Rache ruft,
Ihr Vollendung — dem Ruf des Vaters!" —

"Priamos' Söhnen kam endlich als Rächerin (B. 928)
Järend die Straf Göttin:
Rache zu üben, kam in Agamemnon's Haus
Ein Löwenpaar, ein Aepspaar.
Sa, du erzwangst dein Ziel
Auf Pythos' Spruch, Nüchtern,
Welchen des Gottes Rath hierher zur Rache trieb.
Zuckst, er zuckt laut, daß das erlauchte Haus
Dem Unheil entran, daß an dem reichen Schatz
Nicht schmerzhaft steht das Mordpaar —
O Kuchelstee Peck!"

Schlu kam wieder ihn, der den geheimen Kampf
Kämpfte, die Straf Göttin:
Und es erging im Kampf ihn an der Hand des Zeus
Wahrschaffend Kind: Gerechtigkeit
Kennen wir Sterblichen
Wie, die das Recht wahr, mit Rechte:
Mit des Berberden Muth haucht sie den Frevler an."

So sagt auch die Kassintra (Agamemnon B. 1228):

"Doch meines Todes Rächer sind die Götter einst."

21) Vergl. über die Keresis Winkelmann (Werke. 2. B. S. 451 fg.), besonders aber Herder (3. B. v. Kunst. 3. B. S. 113) und Creuzer (Symbolik u. Myth. I. 135. II. 426. IV. 208. ed. 2), sowie Pausanias' bekannte encyclopädische Schrift u. h. v. nachzulesen. 22) Griech. Mythol. II. 202. Winkelmann II. 446.

keit in jedem Menschen — der Grundgedanke des wahren Rechts der Gerechtigkeit, diese die, „ars boni et aequi“ ist (auch bei Rafael sind die Straußfedern das Emblem der Gerechtigkeit). Sie wird abgebildet mit Flügeln als Anspielung auf die Schnelligkeit, womit diese Göttin den Ueberrundigen erteilt; sie hat häufig auch das Rad, als Zeichen des Umschwenkens, wodurch sie das ungemessene Glück des Stolzen wieder ins Gleichgewicht bringt, wie denn auch die Sphinx mit dem Rade das verborgene Walten der die sittliche Harmonie befördernden Keresis bedeutete. Sie hatte ferner das Maß oder die Richtigkeit, z. B. auf Münzen der Smyrnäer, als Attribut den Raum, weil sie die ungebändigten Begierden zügelt, und die Schleuder, weil sie auch in der Ferne erreicht").

Daß auch in der christlichen Weltanschauung die Idee der Gerechtigkeit als Vergeltung des Guten und Bösen, wo nicht auf Erden, jedenfalls in einem andern Leben, allgemein anerkannt wird und als die höchste gilt, dafür braucht nur an die Idee des jüngsten Gerichts erinnert zu werden, sowie an die mit Recht berühmteste poetische Auffassung derselben in Dante's „göttlicher Komödie.“ Freilich erscheinen die in der theologischen Dogmatik entwickelten desfallsigen Vorstellungen keineswegs immer der wahren Idee der Gerechtigkeit entsprechend, jedenfalls wird der Protestant dem in jenen ungleichen lapidarien der ersten Zeiten des dritten Ganges der Hölle ausgesprochenen Gedanken von der Ewigkeit der Höllestrafen nicht bestimmen:

"Durch mich geht's ein zur Stadt der Qualerthornen,
Durch mich geht's ein zum ew'gen Wehe-Schlund,
Durch mich geht's ein zum Wolk der Vertorenen.
Das Recht war meine heben Schöpfers Grund;
Die Allmacht wolt' in mir sich offenbaren;
Unwissenheit ward und ehe Liebe kund.
Die schon vor mir erschaffen Dinge waren
Nur ewige, und ewig dau' auch ich.
Laßt, die ihr eingeht, jede Hoffnung fahren!"

Zwar ist der ebenfalls hierin angedeutete Gedanke richtig, daß selbst die göttliche Liebe der Sünde die Qual nicht ersparen kann; weil ohne Gerechtigkeit keine wahre Liebe ist, aber eine Ewigkeit der Strafe für Handlungen eines Lebens anzunehmen, welches sich nicht selbst geschaffen hat, ohne kein Zutun einer bestimmten Zeit und Nation angehört, vielmehr schlecht

24) „Über auch ohne alle diese Attribute, bloß durch eine sinnvoll gemachte Mimet, verstand die griechische Kunst die hohe Göttin des sittlichen Rechts kenntlich zu machen. Durch einen streckenden Gest gibt sie sich Göttin des Maßes zu erkennen, indem sie mit der linken Hand ihr Gewand gegen die Brust heraufhebt und dadurch mit ihrem Arme das Maß abbildet, das die Griechen die Elle nannten. Dieser Zug und das Neigen ihres Kopfes, das ihr sonst biegeligt wird, und worin man bald Selbstprüfung und Bescheidenheit, bald den Blick ins Verborgene und das erste Nachdenken erkennen will, geben ohne alle weitere Zeichen die wesentlichen Eigenschaften jener Gottheit zu erkennen, und sagen uns im Bild, was der ihnen erwählte Mesomedes in folgenden zwei Versen sagt (Creuzer a. a. O.):

„Und misst stets am Maß der Sterblichen Leben ab,
Und blüht zum Ruhen hinunter mit immer erstem Bild.“

erzogen ist u. A. m. — das spricht doch allem Gerechtigkeitsempfinden.

Es liegt an der irdischen Gebrechlichkeit, daß es auch nicht an schlimmen Verirrungen oder Ausartungen des Gefühls für Recht und Gerechtigkeit fehlt; denn wie Schopenhauer sagt: „In Eifer wandelt sich Eugend falsch gerührt.“ Im Großen möchte sich wol kaum in der Geschichte der gebildeten Nationen ein auffallenderes Beispiel finden, als das der westfälischen Ehme oder der Freigerichte, Freischöppen auf der „rothen Erde“, die, nach Röser, ihren Ursprung von Karl dem Großen herleiten und gegen das Ende des 14., sowie zu Anfang des 15. Jahrh. mit einer solchen Macht erschienen, daß ganz Deutschland davon zittern mußte und fast alle Männer von Geburt und Ansehen sich ihrer eignen Sicherheit wegen genöthigt sahen, selber in diesen geheimen Bund zu treten, dessen Erstzug und lange Dauer, sowie die furchtbare Art, wie derselbe seine sogenannten Richterprüche geltend machte, doch beidemum Alles hinter sich läßt, was wir von der Blutrache der rothen Völker wissen, sowie alle die Unthaten, welche der politische Fanatismus in der neuen Zeit hier und da hervorgerufen hat“).

Noch heutigen Tages besteht die Blutrache im christlichen Europa, und zwar in einer Provinz des Staates, der die sogenannte „Avantgarde der Civilisation“ zu bilden vermeint (als bloße „Krommschläger“ derselben bezeichnete sie richtiger der Graf Schlabachendorff), während er grade in Bezug auf die Verbreitung einer modernen Civilisation, bisher das allerärmste Ungeschick und in mehr als einer Beziehung den größten Mangel an Sinn für Recht und Gerechtigkeit gezeigt hat“). Wir sprechen von Frankreich und speciell von der Insel Corsica, auf welcher, nach der neuesten

trefflichen Schrift von Gregorovius (und nach ihr die Allgem. Zeitung vom 30. März 1855. Beilage), die uralte Sitte der Vendetta noch immer im Schwunge ist: „Alle Völker, bei denen die Blutrache herrscht, sind, mit Ausnahme der Beduinen, arme Bergvölker, ja, an den alten Sitten haltend, vom heiligsten Familiengefühle durchdrungen. Im Naturzustande und in einer durch allgemeinen Krieg oder Unheerlichkeit aufgelösten Gesellschaft wird die Familie ein Staat für sich, hält zusammen, straft jede Verletzung. Die Vendetta ist eine barbarische Gerechtigkeit. Die Liebe zur Familie und zum Vaterlande sind die mächtigsten Leidenschaften der Corsen. Insbesondere gilt das geschwärmerische Verhältniß für das heiligste. Das erste Liebes ist ganz eigentlich die Lebtenslage oder das Nachtlid und die meisten dieser Rachetölder sind die Klagen der Schwelmer von den gefallenen Brüdern. Wehe also dem, der den Bruder oder den Blutsverwandten erschlagen hat! Der Mörder entflieht, Jahr lang führt er im Buschwalde das Leben der Ketten Angst vor den Augen der Verwandten des Ermordeten. Man kennt noch in Corsica die Geschichte des Banditen Capracinta aus Brunelli; die Iulij hatte seinen Vater ungerecht zu den Galeeren verurtheilt; der Sohn ging mit einigen Blutsverwandten auf der Stelle in die Macheria“) und von den Bergen stiegen diese Rächer von Zeit zu Zeit herab und erdolchten und erschossen persönliche Feinde, Soldaten, Spione; sie singen eines Tages auch den öffentlichen Feindern und vollzogen an ihm selber die Hinrichtung“).

Nur kurz soll hier einer der Blutrache verwandten, der modernen Welt eigenthümlichen, in dieser aber grade in den gebildeten Ständen sich noch immer findenden sittengeschichtlichen Erscheinung gedacht werden, welche ebenfalls aus Kränkung des Gerechtigkeitsempfindens und aus der ungenügenden Befriedigung des Gerechtigkeitstriebes von Seiten der Staatsgewalt hervorgeht, übrigens von Seiten der positiven Gesetzgebung wie von der Rechtswissenschaft fast allgemein nicht nach den ichten

25) Von jener Epoche sprechend, sagt Röser (Historische Monarchie VIII. S. 381): „Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich annehme, daß mehr als 100,000 Freischöppen in Deutschland waren, die, wie die Feinmänner vereint und anerkannt, Jedem, der von der heimlichen That verdammt war, unvermerkt hinrichteten, und was die Würdigung betrifft, den Bannten und Missethätigen gleich verfahren. Bayern und Oesterreich, Franken und Schwaben, wenn sie etwas an Jemand zu fordern hatten, der ihnen vor seinem ordentlichen Richter nicht zu Recht stehen wollte, wandten sich an westfälische Freigerichte und brachten von denselben Ladungen und Urtheile aus, die sogleich dem ganzen Oeden der Freischöppen bekannt gemacht wurden und sogleich jene hunderttausend Feinde in Bewegung setzten, die durch den fürchterlichen Eid verbunden waren, weder ihre Väter, noch ihre besten Freunde zu schonen. Wenn ein Freischöppe, der mit seinem in der heimlichen That verurtheilten Feinde über Weg ging, denselben nur den geringsten Wind gab, z. B. um zu ihm sagte: Anderwärts ist es gut Brod essen als hier — um ihm damit zu verstehen zu geben, er möge sich aus dem Staube machen; so waren alle Freischöppen durch ihren Eid verbunden, diesen Verwüster 7 Fuß höher zu hängen, als jeden andern Verurtheilten! Ihnen gebührte, nachdem einmal das Urtheil in der heimlichen That ausgesprochen war, nicht die geringste weitere Erkenntnis, sondern der strengste Gehorsam, dessen irgend ein Verdammter unwürdig ist, und wenn der Richter auch von ihnen für den rechtlichen und besten Mann gehalten wurde, so mußten sie ihn hängen.“ 26) Vgl. Stein's Beschreibung mit Ogeron.

27) v. h. ze sich in die Wäldungen zu den Räubern. 28) „Die Regierung will die Blutrache und das Banditenwesen durch die allgemeine Entwöpfung ausrotten. Ob und wie das ausführbar sein wird, weiß ich nicht. Pistolen und Dolche zu tragen, ist lange verboten; Alles aber trägt hier die Doppelpistolen und halbe Pistolen fand ich unter Wästen wie im Kriege gegen andrige Barbaren; ein Blick von besserer Wildheit, diese trogen Männer im Felde und der physischen Kämpfe in einem düstern Felsengrunde um sich her zu sehen, alle den lebendigen Kämpfergurt um den Leib und die Doppelpistole auf der Schulter. Es möchte wol kein anderes Mittel geben, die Blutrache, den Mord und das Banditenleben sicher zu vertilgen, als die Kultur, Colonisation, Wegnahme ins Innere, Steigerung des Verkehrs und der Production, welche auch die Höfen beleben würde. Die französische Regierung, ganz unmäßig gegen den corsischen Krieg, versteht die gerechteste Vorurtheile, daß sie eine Insel, welche das schärfste Klima, fruchtbarste Landstriche, eine das schönste Mittelmeer zwischen Spanien, Frankreich, Italien und Afrika beherrschende Lage und die reichsten Gölse und Entrepôts besitzt, welche reich ist an Kohlen, an Mineralien, an heilsamen Quellen und Früchten und von einem tüchtigen, kühnen, zu großen Dingen befähigten Volke bewohnt wird — daß sie Corsica zu einem Romenegro oder zum italienischen Island werden läßt.“

Grundfäden der Gerechtigkeit beurtheilt worden, — des Duells oder Ehrenringskampfes nämlich. Unbefritten gehört zu den Rechten jedes Menschen kraft der jedem als Vernunftwesen innewohnenden Würde der Persönlichkeit auch das Recht der Ehre oder der äußeren Achtung³⁰⁾, dies Recht muß im civilisirten Zustande der Staat wie jedes andere schützen, und kann er dies nicht entweder überhaupt oder in einem einzelnen Falle, so ist nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen die Selbsthilfe vollkommen erlaubt, was schon Cicero³¹⁾ ausgesprochen und das neuere Naturrecht³²⁾, sowie die Ethik³³⁾ bestätigt. Das Duell ist geschichtlich hervorgegangen aus den mittelalttrigen Zuständen des Feudalrechts einerseits, welche keinen gesicherten Rechtszustand und kein wahres Staatsleben aufkommen ließen³⁴⁾ (mit Einem Worte aus der modernen „Apolithe“, daher dasselbe der antiken, im Staate lebenden und wohnenden Welt unbekannt war³⁵⁾, und andererseits aus dem dem germanischen Volkthume eigenthümlichen höhern Gerechtigkeitsgefühl und -trieb, namentlich aus der vorherrschenden Achtung der individuellen Persönlichkeit³⁶⁾ und zugleich des Gleichheitsprinzips³⁷⁾, welches auch im Heilidiger noch die gleiche Würde der Person — die Gerechtigkeit, nicht als bloße Sache angesehen und behandelt zu werden, — indem ein ehrlicher offener Kampf mit gleichen Waffen und unter gleichen Kampfgesetzen stattfindet (während die slavischen und romanischen Nationen ihre „Rache“ wegen Ehrenfränkungen durch den Dolch oder durch Banditen und Gift zu befriedigen pflegen). Die meisten positiven, oft ebt draconisch mit Blut geschriebenen Duellgesetzbuchungen sind gradezu als Verkörperungen der hochheiligen Idee der Gerechtigkeit anzusehen, zugleich auch als ganz vergebliche Versuche, so lange die Sitte und die öffentliche Meinung die Duelle in Schutz nimmt, wie dies von berühmten Criminalpolitikern und Rechtslehrern, wie z. B. Montesquieu, Filangieri, Bentham, Brissat, de Saevigny, Sirey, Genté, Köstler, Weider, Wintermaier, Wächter u. A. nachgewiesen, theilweise auch in den neuesten Criminalgesetzbuchungen beherzigt worden ist³⁸⁾.

Uebrigens gilt auch von der Rache, was von ihrem Entstehungsgrunde, dem Borne, gesagt worden, daß sie nur zu oft und zu leicht in das grade Gegenstück der Gerechtigkeit umschlägt und dann zu argen Verbrechen verleitet, was besonders in Bezug auf das Motiv der Eifersucht gilt, wie dies von den berühmtesten Dichtern alter und neuer Zeit oft genug geschildert worden, z. B. vom Euripides (Medea), Shakespeare (Othello, Desdemon), Caldeon (Eifersucht das größte Schreckel, Arzt seiner Ehre), Corneille (Rodogune), Racine (Phädra), Schiller (Kabale und Liebe, Braut von Messina) u. A.

Gegenüber diesen in der Regel als Ausartungen zu bezeichnenden Modifikationen des Gerechtigkeitsgefühls und -triebes ist hier der Billigkeit zu gedenken, in welcher die Idee der Gerechtigkeit in ihrer vollkommenen Form oder höhern Entwicklung sich offenbart, deren Begriff jedoch ebenfalls ziemlich allgemein irrig oder unvollständig aufgefaßt zu werden pflegt (vergl. den Artikel Billigkeit Sect. 1. 9. Ab. S. 189 fg.). Wir bemerken hier nur kurz, daß die „Billigkeit“ keineswegs schieftweg in das Gebiet der Moral s. str., der sogenannten Liebessichten, sondern in das der Rechtslehre, und zwar des Naturrechts nicht nur, sondern selbst der positiven Gesetzgebung und Rechtspflege gehört. Denn wenn Jemand etwas aus Gründen der Billigkeit fordert, so spricht er nicht die subjective Gemüthsstimmung, das Wohlwollen, die Herzengüte des Andern an, sondern er erhebt seine Forderung als einen objektiv gültigen Anspruch, er stützt sich auf ein Recht, dessen Regel, wenn ihm nicht mißfaßt würde, er für verlegt erklärt. Schon Aristoteles hat dies richtig erkannt³⁹⁾, und ebenso der Rechtsfinn der Römer, welche in der Präter ein preiswürdiges Institut für die Realisirung dieser lebendigen und höhern Offenbarung der Idee der Gerechtigkeit, gegenüber dem todtten Buchstaben des *jus strictum*, gründeten, für welchen letztern nur zu oft das summum *jus summa injuria* sich verahnte, und in deren Rechtssysteme überhaupt die *aequitas* die Hauptrolle spielt. (Bemerkenswerth ist auch, daß schon die griechischen Künstler das Verhältnis zwischen der Gerechtigkeit und Billigkeit richtig aufstufen, wie Binkelmann gezeigt hat⁴⁰⁾). Mit Verweisung auf die ausführlichen desfallsigen Erörterungen bei Weider⁴¹⁾ sei nur noch bemerkt, daß selbst Stahls Auffassung jenes Begriffs

den Gründen zu vertheidigen, vielmehr ganz verwerfliche Studentenbuhl in dessen Druck. Studentenpiegel. 1844.

30) Zacharia, 40 Wörter vom Staate. 1840. 4. Bd. S. 127. 3. H. Fichte, Syst. der Ethik. 1853. II. S. 58. 30) Cic. pro Milone c. 11. 31) Pufendorf, De jure n. et g. II. 5 („*ad defensionem sui*“). Schmauz, Recht der Natur S. 515. Moser, Patriot. Phantasie. I. Nr. 4. IV. Nr. 3. 35 u. 41. Folter, Versuch der Staatsm. I. 401 fg. 32) Bouterwek, Lehrbuch der phil. Wissensch. 1813. II. S. 131. 202. Dessen Prakt. Specimen S. 397. Göttinger sächter, Gelegenliche Gedanken S. 127. Fries, Ethik S. 335. v. Kaden, Berl. Mon. 1853. IV. S. 14. 33) Delbrück, Der elob. Amelkemp. 1806. Bgl. Schiedler, Deutscher Studentenpiegel S. 47. 123. 34) Pr. Jacobs, Bern. Schriften I. 441. 35) Die glänzendste Vertheidigung des Duells aus diesem Gesichtspunkte gibt Fichtenberg, Die gegenwärtige Zeit S. 33 fg. 36) Bgl. Montesquieu, De l'espr. d. l. XVIII. 20. Bgl. Schiedler, Die ober. Ethik 1843. S. 10. 37) Die hier citirte Literatur findet man speciell angegeben in Schiedler, Ueber die Abfassung der Duelle (Zeno 1849) bei Bron (auch in der Minerva. 1829. Juniheft) und die Literatur über resp. wider das (allerdings nicht aus glei-

38) Aristot. Eth. Nic. V. 14. Magn. moral. II. 1. Rhet. I. 13. Bgl. Vici's Philol. des Aristoteles II. 392. 39) Binkelmann, Werke I. 180. II. 527. — Die „Gerechtigkeit“ wird mit aufgebundenem Haare, einem Diadem, mit Scepter und Waage und erster Waage dargestellt, die „Billigkeit“ mit Kieken, einer Waage, aus welcher Kornähren emporsteigen („ein magerer Bergisch besser als ein fetter Proci!“), oder mit einem Horne des Überflusses und einer Meßröhre (*pericula*) statt des Scepters (als Symbol der Treuegalt), um die richtige Ausmessung des *sum cuique* zu bezeichnen. 40) Weider, Letzte Gründe u. f. w. S. 457 fg. Dessen Rechts- u. Ges.-Lehrb. I. 579 fg. 624 fg.

und Verhältnissen eine Irrige und ihm als solche in der gleich im Anfange dieses Artikels angeführten atab. Rede des Prof. Windscheid „Recht und Rechtswissenschaft“ 1854. S. 10 fg. nachgewiesen ist, welcher Letztere sich (ganz in Uebereinstimmung mit dem — von ihm übrigens nicht angeführten — Aristoteles) ebenfalls dahin erklärt, daß nur „das billige Recht das wahre Recht“ ist.

Schließlich kann hier nur kurz angebeutet werden, von welcher großen Bedeutung die Ausbildung des wahren Gefühls und Triebes der Gerechtigkeit und die Anerkennung der Forderungen desselben in Bezug auf die großen politischen, und besonders die sozialen Probleme der Gegenwart ist, die als die Lebensfrage der Civilisation bezeichnet zu werden pflegen. Das Nähere hieüber findet man in der reichen Literatur über Pauperismus und Charitismus; besonders haben Carlyle und Arctius Gottschall darauf aufmerksam gemacht, daß das Eigenthümliche und Bedrohliche der jetzigen Armnoth daran liegt, daß die Proletariat zum Bewußtsein ihrer angeborenen oder Menschenrechte gekommen sind⁴¹⁾. Daher steht fest, daß (wie der Letztergenannte sich ausdrückt) „im Herzen der jetzigen Armen Haß und Rache gegen die Reichen kocht, aus ihren Augen die Begierde spricht, mit ihnen zu theilen, ihr Mund es ohne Scheu ausruft, daß man Abrechnung halten wolle“ (was unter andern auch sehr bestimmt in dem, von dem Segelianer Herr in Eibersfeld 1845 herausgegebenen „Gesellschafts-Spiegel“ ausgedrückt ist, der als „Organ zur Vertretung der bedrückten Volksklassen“ in 12 Hefen erschien und das Bild der Götter der Gerechtigkeit mit Wage und Scepter als Titelvignette trägt). So fürchterlich und gefährlich diese neuen sozialen (oder vielmehr antisocialen) Theorien erscheinen, so darf man doch nicht verkennen, daß ihnen ein wahrer Gehalt, und zwar eben der aus der Idee der Gerechtigkeit entsprungene, durch das Christenthum selbst und das germanische Volksthum allgemein zur Anerkennung gebrachte Gedanke der Gleichheit der persönlichen Würde aller Menschen, zu Grunde liegt⁴²⁾. Ein wahres Recht ist aber selbst eine Macht, die, wenn auch erst nach langem Kampfe, endlich siegt; daher kommt jetzt Alles darauf an, daß die Idee des wahren Rechts der Gerechtigkeit sich immer allgemeiner ausbreitet, und dadurch jene Verirrungen beseitigt und verdrängt, gegen welche bloße Gewaltmaßregeln und Strafen nun ein Mal durchaus unzureichend sind. Das alte: *disceite justitiam timere!* und *sumus cuique!* ist und bleibt demnach die praktisch wichtigste aller Lehren

für die Gegenwart und Zukunft, und zwar nicht nur für die Regierungen, sondern auch für die Regierten, welche letztere eben selber wiederum in zwei Hauptklassen oder Parteien zerfallen, von denen die eine sich jener Rechte schon erfreut, deren die andere noch entbehrt. Wäge besonders begünstigte, welche sich ihrerseits leider bisher nur zu sehr an den „Armen“ versündigt hat⁴³⁾, demnach stets und überall sich der angebotenen, zugleich echt christlichen Gerechtigkeit befleißigen, was sie übrigens schon aus Politik thun sollte. Denn (wie Rückert in der „Weisheit der Brahmanen“ III, 89 sagt):

„Wer sich jedes Rechts von Andern nicht beraubt,
Hält jedes Unrecht auch sich gegen sie erlaubt.
Ihr Menschen wächst er drum, wenn ihr wollt ruhig schlafen,
Auch wenn müßt ihr dem, was ihr nur wollt bestrafen.
Wacht, daß ein Mensch sich kein und müß als Menschen
fühlen,
So wird er nicht den Grund der Menschheit unterwühlen.“
(Dr. K. H. Scheidler.)

Gerechtigkeitsritter, f. Riterorden.

GERECS oder GERACS, 1) ein Gebirge in Ungarn in der Gespanschaft Komorn; 2) ein Schloss in Slavonien, wo Kaiser Ferdinand I. im J. 1538 von den Angehörigen der Königin der Kroaten und Slavonien empfangen wurde, Stammhaus des alten Geschlechtes Gerecs von Gerecs in Kroatien, welches im J. 1711 mit Adam Anton, Herrn zu Biskup, Neu-Dorf u. f. w. ausstarb.

GEREDE oder Dsjereda, eine Stadt in der türkischen Landschaft Katalien, Distrikt Boli, liegt am gleichnamigen Flusse unter 49° 47' 30" n. Br. und 14° n. Br. und ist bemerkenswerth durch die Zucht der Angoraziegen, Corduanfabrikation und ein Bad.

(H. K. Hüssler.)

GEREGES (Geregia, Jereges, Dschereges, Jereja oder Scherescha), ein kleines Königreich im Innern Senegambiens östlich vom Lande der Fuluys, südlich von den Königreichen Foini (Fonia, Foina) und Kaen. Das Land ist flach und lumpig, die Bewohner sind theils Negern, theils Fuluys, theils Portugiesen und treiben Handel mit Elfenbein, Wachs, Honig u. dgl. Die gleichnamige Haupt- und Residenzstadt des Königs, bei welcher sich eine gleichnamige englische Factorie befindet, liegt am Flusse Wintam.

(H. K. Hüssler.)

GEREIA (*Γέρεια*), alter Name einer Stadt in Indien bei Strabon. Vgl.

(H.)

GERENIA (*Γέρηνια*), eine alte lakonische Stadt in der Nähe von Leuktra, Kardamyle, Phers und Thuria (Strabon. VIII, 4, 360 Cas.), welche von Pausanias III, 26, 6 für das Homerische Cneph gehalten worden ist. Nach Einigen war Nestor (*Νέστωρ Ἰσθμίου Νέστωρ*) in diesem Orte geboren worden, nach Andern

41) Vgl. Schridler, Lebensg. der europ. Civilisation. 1839. Dessen Neue Abhandlungen u. f. w. in Bran's Minerva. 1844. Oct. — Der. Dessen Handbuch der Politik. 1851. Heft 1. S. 161 fg. und die neuen Schriften von L. Stein, besonders aber 3. F. Richter's Syst. der Ethik. 1853. 2. Bd. 42) Carlyle, Ueber den Charismus (London 1841.); vgl. Bran's Minerva 1840. Juli- und Augustheft, worin die Hauptstellen ausser mitgetheilt sind. Vgl. Gottschall, Die Armennoth. 2. Ausgabe. 1851. 43) Vgl. Schridler, Handbuch der Politik. Heft 1. S. 64 fg. Richter, „Die Gegenwart“ (Leipzig, Brockhaus, 1848.) Heft 2. S. 90.

hatte er auf seiner Flucht hier Rettung gefunden, als Pylos von Herakles eingenommen worden war. Vergl. *Strabon*. I. c., welcher ebenfalls wußte, daß man Gerentia für das homerische Gnope gehalten habe. Andere hatten das alte Gnope in anderen Orten wiedererkannt, worüber *Strabon* kein entscheidendes Urtheil gibt (vergl. VIII, 299, 339, 353, 360). Gerentia gehörte zum Eponektion der Eleutherolaken. *Pausan*. I. c.; *Ptolemaeus* III, 13, 22 führt Gerentia unter den in der Mitte des Landes liegenden Städten auf (unter den *Αυκωνική πελοπόννησος*). Gerentia hatte ein von der thessalischen Stadt Trifka stammendes Heiligtum des Ktesipios (*Strabon*. I. c., *Pausan*. I. c.). Auch war hier ein Denkmal und ein Heiligtum des Naxos, ibid. Im Gebiete von Gerentia lag der Berg Kalathion mit einem Heiligtume der Klais (*Κλαίας ἱερόν*), wofür man *Kalaidalas* lesen wollte). Auch war hier eine heilige Grotte mit engem Eingange, welche Sehenswürdiges enthielt. Diese Grotte und jenes Heiligtum mochten dem Culte einer Bergnymph Klais angehören. Da *Stephanos Byz.* (v. *Ἰεργία*) diese Stadt als messenische aufgeführt hat, so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß sie an der Grenze von Lakonien und Messenien lag. Nach *Strabon*. VIII, 3, 353 *Car.* brauchte man sowohl den Namen *Ἰεργία* als *τὴν Πύργον* (*ἀποτοχὴν γὰρ Ἰεργίου*). (*Krause*.)

GERENTHE, GERENTHNER.

Die Wörter Gerenthe, Gerenthner kommen im Zeuffchen nicht weiter vor, als nur zur Bezeichnung einer Vergütigung, welche in früheren Zeiten bei der pflännerschaftlichen Solne in Halle a. d. Saale gewährt worden (vergl. d. Art. Pflännerschaft in dieser Encyclopädie).

Die Soelgüter zu Halle waren vom Kaiser Otto I. der Kirche zu Magdeburg geschenkt, welche mit diesen die Bürger, den Rath, Kirchen und andere milde Stiftungen der Stadt Halle besaß. Diese eigenthümliche Nutzung dauerte bis zum J. 1478. Um diese Zeit fiel der Streit zwischen den Bürgern der Stadt Halle und dem Erzbischofe Ernst von Magdeburg, in Folge dessen derselbe als Strafe den vierten Theil aller Soelgüter unter der Bezeichnung Duarte an sich nahm. Die gesammten Antheile der Soelgüter bildeten das sogenannte Herrengut und betragen in einer vollen Siedewoche von 6 Tagen an Soole aus den vorhandenen vier Brunnen:

138 Duart aus dem teutschen Brunnen . . .	à 60 Zober	= 128 Schof	= Zober.
84 Duart aus dem teutischbrunnen . . .	à 47 " = 61 " 36 "		
80 Duart aus dem Meterrunnen . . .	à 10 " = 13 " 20 "		
32 Duart aus dem Hottbrunnen . . .	à 24 " = 12 " 48 "		

überhaupt also 315 Schof 44 Zober*.)

Von diesem Duanto gehörte der vierte Theil mit 53 Schof 56 Zober Soole dem Landesherren als die ihm zugefal-

lene Duarte. Außer diesem Herrengute wurden aus den Brunnen noch eine ansehnliche Menge solcher Zober Soole gefördert, welche theils zum Lohne der Arbeiter über und bei den Brunnen, theils zur Befriedung der Beamten bei dem ganzen Werke, theils zu den Ausgaben zur Erhaltung der Brunnen und der zu der gesammten Solne gehörigen Gebäude, und endlich an *pia corpora*: zur Nothdurft armer Leute, Kirchen, Schulen und milden Stiftungen verwendet wurden. Diese Duanta Soole wurden in gewisse bestimmte Kote getragen, darin versetzt und nach einem festgesetzten Preise von den Kottbesitzern — Pflännern — bezahlet. Sie wurden Gerenthe, die Empfänger derselben Gerenthner genannt.

Diese Gerenthen betragen in einer ganzen Siedewoche von 6 Tagen

aus dem teutschen Brunnen	1028 Zober	= 32 Schof	8 Zober Soole
aus dem teutischbrunnen	988 " = 16 " 28 " "		
aus dem Meterrunnen	538 " = 8 " 56 " "		
aus dem Hottbrunnen	282 " = 4 " 42 " "		

überhaupt = 3736 Zober = 62 Schof 16 Zober.

Sie waren vom Anfange an (vergl. Sandorf's 6 Diplomatische Geschichte des halleischen Salzwerks vom J. 1671) nicht gewissen Kotten zugetheilt, sondern waren vielmehr nach der Erntschinischen Abtheilung vom J. 1482 nach Gelegenheit der Kote und des darauf besagten Herrengutes gleichmäßig vertheilt, sobald einem Pflänner nicht über 2 Gerenthen, demjenigen aber, der ohnedies soviel eigene Soole besaß, als zu einem Pflännerwerke gehörte, gar keine Gerenthe zugetheilt werden durfte, dieser vielmehr mit Versiedung seiner eigenthümlichen Soole sich begnügen mußte.

Mit dieser Gerenthe waren sowohl die Arbeiter, welche die Soole aus den Brunnen zogen und in die Kote trugen, als auch die Eigenthümer der Kote vom Landesherren beliehen. Der Pflänner, zu dessen Siederechtigkeit diese Gerenthen gelegt waren, hatte weiter kein Recht an ihnen, als sie zu versetzen und davon den Nutzen zu ziehen. Der Pflännerschaft standen also diese Gerenthen nicht ausschließlich zu; der Landesherr war befugt, sie zurückzunehmen und in seinem Nutzen zu verwenden, sobald die Geschäfte der damit beliehenen Personen, mithin auch diese selbst, bei dem Werke entbehrlich und abgesehafft wurden.

Die Arbeiter, welche die Soole aus den Brunnen zu ziehen und in die Kote zu tragen hatten, erhielten ihr Lohn in gewissen Gerenthen. Sie hießen daher Gerenthner. Entweder verrichteten nun diese ihre Arbeit selbst, oder sie ließen die Arbeit durch Andere verrichten. Die Letzteren hießen Unterläufer oder Bornknächte, welche daher nichts Anderes sind, als Erstanten aus Gerenthen. Sie rückten später in die Stellen der abgegangenen Gerenthner ein, welche aber ad dies vitae ihr Gerenthe bezogen, und nur aus ihm ihre Stellvertreter lohten. Während die Pflänner zu der Arbeit

*) Ein Zober enthält 735 jetzige preussische Kubitzoll, enthält 6 Eimer à 12 Kannen.

im Kote eigentliche Hallonen (aus der Bruderschaft), die Salzwirker, nehmen mußten, und diese ihre Bezahlung theils von den Pfännern, theils von den Salzkaufern erhielten, gehörten die Gerenther der Saline im Allgemeinen an.

Von den ältesten Zeiten her hat sich die pfännerschaftliche Salzführung nach dem mehreren oder mindern Salzabgabe gerichtet. Hierbei war es oft unmöglich, auf eine volle Siedewoche von 6 Tagen zu rechnen, es war vielmehr hinlänglich, wenn nur etwa 3 oder 4 Tage Salz geflossen wurde. In diesem Verhältnisse wurde daher auch nur das nöthige Quantum Soole aus den Brunnen gezogen. Dieses galt sowohl von den Herrngütern, als auch von den Gerenthen. Die Besitzer der letztern mußten daher auf diese Art einen verhältnißmäßigen Antheil ihres, durch die Gerenthe ihnen verlichenen Einkommens einbüßen. Da größtentheils die Thalsbeamten, die Arbeiter, Armen, milde Stiftungen und Schulen Inhaber dieser Gerenthen waren, sie aber durch die unterbrochene Siedung in ihrem Einkommen geschmälert wurden, so war die Einrichtung getroffen, daß die ihnen verlichenen Gerenthe sowohl in ganzen als gerbrochenen Wochen, in eben der Zoberzahl gezogen und in die bestimmten Kote getragen werden mußte, als wenn wirklich 6 volle Tage geflossen würde. Hieraus sind die Ketten und unketten oder gemeinen Gerenthen entstanden. Die Ketten Gerenthen erfolgten für voll in jeder Siedewoche, es mochte folche 3, 4 oder 6 Tage dauern. Die unketten oder gemeinen Gerenthen richteten sich lediglich nach der Zahl der ausgesprochenen Siedetage, so daß sie z. B. nur zur Hälfte aus den Brunnen gezogen wurden, wenn nur eine halbe Siedewoche ausgefloßen wurde.

Diese Gerenthe machten besonders die Berechnung des Ertrags eines jeden Kotes äußerst schwierig, indem auf einem Kote mehr oder weniger Gerenthe hielten, als auf dem andern; die Kote waren sich hierin völlig ungleich: auf einigen waren gar keine, auf diesem Kete, mehr oder weniger, auf jenem bloß gemeine, auf einigen andern aber wieder Kete und unketten zugleich. Die Gerenthen wurden ihren Besitzern nach dem verhältnißmäßigen Preise von den Inhabern derjenigen Kote, auf welche sie zum Verlicden hielten, mit resp. 2 Gr., 2½ Gr. oder 3 Gr. (alters Geld) pr. Zober bezahlt, und die Eigenthümer der Soalgüter mußten den Werth derselben einbüßen, indem in Ansehung dieser Gerenthe angenommen wurde, als wären sie ganz und gar nicht vorhanden. Nach Abzug dieses Soolenpreises an die Gerenther, des Werthes der Feuerung zur Verlicdung und des Arbeitslohns blieb dem Pfänner noch ein kleiner Gewinn für jedes darauß gefertigte Stück Salz übrig. Dieser Gewinn vermehrte sich bei den Ketten Gerenthen.

Einen sehr beträchtlichen Theil der Gerenthesoole machte die sogenannte Kauffsoole aus, welche nur aus dem teutschen Brunnen erfolgte und auf alle Kote gleich vertheilt wurde. Sie wurde zum Besten der Thalskasse gegossen, unter die Kote zu gleichen Theilen vertheilt und zu den Bedürfnissen im Thale: für die Reparatur

und Unterhaltung der Brunnen, Rünste und anderer allgemeinen Gebäude, für Befoldung der Beamten u. verwendet. Jeder Pfänner war verpflichtet, die Kauffsoole ohne allen Pfännergewinn zu verlicden und sie weit höher, als die gewöhnlichen Gerenthen, nämlich mit 6 g Gr. pr. Zober an die Thalskasse zu bezahlen. Der Soolgeherr mußte den Genuß dieser Soole entbehren. Die Soole, welche auf einen Tag zu obigen Bedürfnissen gefordert werden mußte, hieß ein Kauffsoolentag und je nachdem die Bedürfnisse waren, wurden mehr oder weniger Kauffsoolentage aufgeschrieben. Im Jahre 1738 wurden sie auf 4 und bei theurem Preise der Fütterung für die Kunstpferde auf 5 Tage festgesetzt. Als späterhin der Salzabgab der Pfännerschaft ansehnlich herabfiel, wurden vom J. 1775 an 5½ Tage als Kauffsoolentage fixirt. Auf jeden Siedetag gehen circa 50 Schock Zober Soole, mithin auf 5½ Tage 275 Schock, deren Betrag à 15 Thlr. pr. Schock, 4125 ausmachte. Zur Verlicdung dieser Kauffsoole erhielt die Pfännerschaft auf jede 112 Zober Soole 1 Wispel löblicher Steinkohlen für den ermäßigten Preis von 5 Thlr. geliefert.

Der sämmtliche Betrag der Herrengutsoole war oben angegeben für jede Woche aus allen der Brunnen zu 215 Schock 44 Zober
Die Gerenthen betragen 62 . 16 .

Es wurden also gefordert 287 Schock — .

Von den Herrngütern erhielt der Landesherr als Antheil seiner Quarte 53 Schock 56 Zober

Auf landesherrlichen Koten hielten wirklich nur an Gerenthen:

aus dem teutschen Brunnen 4 Sch. 51 Z.
aus dem Gutsjahresbrunnen 2 . 36 .
aus dem Reterigsbrunnen — . 50 .

8 . 17 .

Die landesherrliche Quarte incl. der Gerenthe betragen daher in einer vollen Siedewoche 62 Schock 13 Zober oder 3733 Zober Soole, welche dem gesammten Förderquante abgingen, so daß der Pfännerschaft gehörten 12,947 Zober Soole.

Außer obigen bestimmten Gerenthen gab es noch unbestimmte Gerenthen, welche zu unbestimmten Zeiten gefordert wurden. Sie hießen: Pulserloole, Sterbeloole, Herr-Gottschloole, Eierloole, das Herrengescheute, Vorschlägerloole, die Badegüter, die Flutsoole, die Besenloole u. s. w.

Nachdem im J. 1720 zur Verlicdung der landesherrlichen Soole ein eigenes Establishment: die königliche Saline, ins Leben trat, wurden bei der Pfännerschaft wesentliche Veränderungen in dem Betriebe der

Soolbrunnen hervorgerufen. Im J. 1731 wurde über dem teutschen und Gutsjührbrunnen eine Püschelkunt — ein Paternosterwerk — angelegt und hierdurch der größte Theil der frühern Arbeiter, welche die Soole mit Händen aus den Brunnen gezogen, überflüssig. Das diesen Arbeitern verlassene Gerenthe wurde ihnen auf Lebenszeit belassen, später aber der Abtheilung überwiesen. Nachdem ferner seit 1782 der teutsche Brunnen vorzugsweise zur Soolenverfertigung verwendet wurde, nachdem seit 1790 die große Menge kleiner Kote — es waren solcher 93 vorhanden — in einem großen Siebhaufe, 1798 aber in 2 Siebhäusern vereinigt, somit eine Gemeinseidung eingeführt wurde, nachdem endlich 1799 eine neue Roffkunt die vollständige Förderung der Soole bei dem teutschen Brunnen verfab, ist ein geordnetes Verhältnis in der Verwahrung der pfännerschaftlichen Sooline eingetreten. Im J. 1824 wurde der Gutsjührbrunnen ausgebaut und als Hauptbetriebschacht 1830 eröffnet.

Jetzt gibt es zwar keine Gerenthe, auch keine Gerentner mehr; allein die Anzahl Zober, welche sonst auf ein Kot als Gerenthe gezogen wurden, werden noch heutigen Tages mit diesem verkauft und für die Eigenthümer versoffen. Man rechnet mit Großen, die längst nicht mehr existiren! —

Die Kottgüter der Pfännerschaft hatten Aechlichkeit mit Rittgütern, von denen man nur Einnahme, fast gar keine Kosten hatte. Die Gerentnen glichen Hingütern, auf denen gewisse Arbeiten oder Frohnen ruhten, daher man sie auch teusch mit Frohngung bezeichnete.

Das Wort Gerenthe hängt mit Rente (rente im Französischen, rent im Englischen) zusammen. Chr. Kesterlein, welcher gegen die herrschende Ansicht: das Salzwerk Halle a. d. Saale sei slawischen Ursprungs, annimmt, dasselbe sei unter keltischer Herrschaft aufgenommen und uranfänglich von Keltten betrieben, will das Wort Gerenthe aus dem Keltischen ableiten. (Vergl. dessen Schrift: Ueber die Hallen. 1813.) Im Sälischen heißt ran, oder rann, im Wälschen rhan, ein abgemessenes Maß, ein abgemessener Antheil, eine Theilung. (C. Reineccius.)

GEREON (Orden des heiligen *)). Sehr verschieden sind die Meinungen über die Stiftung dieses Ordens. Einige sagen: Kaiser Friedrich I., der Rothbart; Andere, Kaiser Friedrich II. habe ihn gestiftet, und wieder Andere meinen: es wären die Ritter dieses Ordens die nämlichen, von welchen der Pater Melchior Inhofer in seinen Jahrbüchern der Kirchengeschichte des Königreichs Ungarn sagt: daß man sie Kreuzträger genannt, weil sie als Ordenszeichen ein solches Kreuz trugen, wie sich eins im Wapen dieses Königreichs befände, nämlich ein Patriarchenkreuz auf drei Bergen. Stephan, erster König von Ungarn, habe die Ritter des Kreuzes gestiftet zum Andenken an das Kreuz, welches ihm der

Papst verlehrt und ihm erlaubt habe, es vor sich hertragen zu lassen zur Bezeichnung seines Eifers, den christlichen Glauben in seinem Lande wieder herzustellen, daher er auch für den ungarischen Apostel gehalten werde. Da aber erst im 12. Jahrh. Ritterorden zu entstehen begannen, so scheint es, daß Stephan, als er im J. 1000 die Krone Ungarns nebst einem Kreuze vom Papste Sylvester II. erhielt, letzteres von eignen Dienern vor sich hertragen ließ, diese Diener man Kreuzträger nannte, und einen Orden daraus machte, der aber nur von kurzer Dauer war. Menenius spricht auf das Zeugnis von Hboel, daß dieser in Palästina einen Gerentritter mit dem oben angegebenen Kreuze auf dem Mantel gesehen habe. — Eine Abbildung solchen Gerentritters findet sich in Heliot, Geschichte keltischer und weltlicher Orden, aus dem Französischen überfetzt Leipzig 1753. 1. Bd. S. 346, sowie im 3. Bde. der Geschichte der Ritterorden von J. K. Biech, Tafel 16. (Vrag 1821.)

(P. Gottschalk.)

GERES (Γερές), 1) ein Athenier aus der Zeit des Komikers Aristophanes, und von diesem verspottet theils in den Acharn. v. 612: τοῦς δ' ἵν' Ἰάκωι Ἰπποκρίτου, theils in den Eccles. v. 932 (938): οὐ γὰρ γίγας τις ἐστὶν ἄλλος ἢ Γερές. Nach den Schol. zur ersten Stelle wurde er als Kahlkopf, und auch wegen seiner Weichlichkeit und seiner Abkammung von Sklaven verspottet; nach den Schol. zur zweiten Stelle war er Kahlkopf und arm. Ob die Scholien hier einer gefunden Uebersetzung oder dagen Vermuthung folgen, lassen wir dahin gestellt sein. 2) Ein Boeter, führte eine bbotische Colonie nach Ceos (Paus. VII, 3, 6) und zwar nach dem Tode des Robrus (Strab. XIV, 633). (H.)

GERESPA, auch Gieropa genannt (Γερσπα, Γερσπα), wird von Ptolemäus (VI, 2, 17) als eine Stadt oder ein Ort in Medien aufgeführt. (Krause.)

GERET, 1) Johann Georg, geb. den 20. Aug. 1694 zu Roth im Ansbachischen, als jüngerer Bruder des 1757 zu Thorn verstorbenen Pastors Christoph Heinrich Geret, bildete sich in den Gymnasien zu Ansbach und Berlin, und bezog 1716 die Universität Jena. Seine theologischen Studien setzte er 1719 in Wittenberg fort. Er ging hienauf nach Leipzig, wo er kurze Zeit eine Hofmeisterstelle bekleidete. In Wittenberg ward er 1722 Magister und Adjunct der philosophischen Facultät, das Studium seines Lieblingschriftstellers Lactantius veranlaßte ihn, als Autor aufzutreten. In die Zeit seines Aufenthalts zu Wittenberg fallen die Schriften: Exercitatio Anti-Lactantiana de mendosa Eucharistiae Platonicae interpretatione. (Viteb. 1722. 4.) Exercitatio historico-literaria, qua variorum de Lactantio ejusque theologiae iudicium exhibetur. (Viteb. 1722. 4.) Specimen eximium Theologiae Lactantianae in articulo de Deo absolute considerate. Filio et Spirita S. (Viteb. 1723. 4.). Seine zwei Abhandlungen: De causis discrepantium versionis LXX vidualis a textu originali illatis, in den Jahren 1725 und 1726 zu Wittenberg herausgegeben, fanden so vielen Beifall, daß er sie späterhin zu Ansbach 1742 neu

*) Märtyrer in der thebanischen Legion unter dem Kaiser Maximian. Die Kirche feiert ihn den 10. Oct.

abdrucken ließ. Im J. 1726 wurde Geret zu Kreuzlingen im Fürstenthume Ansbach Pfarrer. Zugleich mit dieser Stelle bekleidete er das Conrectorat an dem Gymnasium zu Ansbach. Im J. 1737 wurde er Rector; 1746 führte ihn eine durch Schafen, Schöffen und Grosspöten unternommene Reise nach Thorn; 1757 wurde er Dechant und Stadtpfarrer zu Graischheim im Fürstenthume Ansbach. Er starb dort den 21. Aug. 1761. Der größere Theil seiner Schriften, außer den bereits erwähnten, besteht aus jährlichen Programmen, die er aus Materialien zu einem von ihm beabsichtigten Werke über die kirchlichen Alterthümer bemessen wollte. Zu diesen Programmen, von denen Keusel ein vollständiges Verzeichniß geliefert hat¹⁾, gehören unter andern:

De utilitate iuxta ac iuventutis antiquitatum ecclesiasticarum Ordinariorum. (Osnab. 1741. 4.) Conspectus antiquae ecclesiae progressus temporis conscribendum. Pars I et II. (ibid. 1741. 4.) De extraordinariis Ecclesiae ministris. (ibid. 1742. 4.) De ministris Ecclesiae ordinariis, presbyteris, et Evangelicis. (ibid. 1743. 4.) De Chorepiscopis et Patriarchis. (ibid. 1744. 4.) De Patriarchis. (ibid. 1745. 4.) De Diaconis. (ibid. 1745. 4.) De Lectoribus et Acoluthis. (ibid. 1746. 4.) De ministrorum Ecclesiae requisitis, ratione intellectus. (ibid. 1748. 4.) De Clericorum vestitu. (ibid. 1750. 4.) De honeste et decore, ab Ecclesiae ministris in gestis, sermonibus, congressu quotidiano et rei familiaris administratione observando. (ibid. 1750. 4.) De vitiis ab Ecclesiae ministris vitandis. (ibid. 1751. 4.) De veterum Christianorum templis. (ibid. 1755. 4.) u. a. m.²⁾

2) Samuel Luther von Geret, geb. den 18. Jan. zu Thorn, ein Sohn des dortigen Pastors Christoph Heinrich Geret³⁾, verdankte seine Clementarbildung dem Gymnasium zu Thorn. Er studirte hierauf zu Bitterberg und Göttingen. Auf der ersten genannten Universität wurde er 1753 Magister, späterhin Adjunct der philosophischen Facultät und außerordentlicher Professor der Philosophie. Im J. 1754 erhielt er einen Ruf als ordentlicher Professor an dem Gymnasium zu Thorn. Er bekleidete jedoch diese Stelle nicht lange. Bereits 1755 ward er zum Adjuncten seines Vaters ernannt. Als ordentlicher Prediger und Abgeordneter der Stadt Thorn besuchte er hierauf mehrer protestantische Höfe und Städte Deutschlands, und wandte

sich von da nach Holland und England. Mit dieser Reise verband er hauptsächlich den Zweck, zur Erbauung einer neuen evangelischen Kirche Beiträge zu sammeln. Er machte auf dieser Reise die Bekanntschaft mehrerer Gelehrten, und ward Mitglied verschiedener gelehrten Gesellschaften. Nach der Rückkehr in seine Vaterstadt verließ er den geistlichen Stand, der mit seinen Neigungen nicht harmonirte. Er ward 1759 Secretair der Stadt Thorn, und in dieser Stellung oft an den königlichen Hof nach Warschau geschickt, wo er sich in den Jahren 1765 — 1776 beständig aufhielt. Als ein gewandter Diplomat empfahl er sich dem Könige von Polen, der ihn mehrfach auszeichnete und sogar in den Adelsstand erhob. Im J. 1772 erhielt er von der Kaiserin Katharina zu Göttingen das Diplom als Doctor beider Rechte. Im J. 1774 ward er Syndicus der Stadt Thorn, und 1775 Rathsherr. Die Functionen eines Burggrafen, die ihm 1782 übertragen worden waren, versah er nicht länger als ein Jahr. Im J. 1794 ward er zum königl. preussischen Hofrath und noch in demselben Jahre zum Kriegsrath ernannt. Er starb in Thorn den 28. Sept. 1797. Unter seinen in einer früheren Periode seines Lebens herausgegebenen Schriften verdienen besonders Erwähnung: *Exercitationis variorum de Arnobio Afro, ejusque theologia, judicia exhibentis, antelugium, de non contemnenda antiquissimorum inter Christianos doctorum scientia.* (Viteb. 1752. 4.) *Chr. Gottl. Unger's Diss. de vita Aldi Pii Manutii Romani meritisque in rem literatam, observationibus illustrata.* (Viteb. 1753. 4.) Die von ihm herausgegebenen Thorer wöchentlichen Nachrichten (Thorn 1760 — 1772. 4. 12 Bde.) enthielten reichhaltige Materialien zu einer Geschichte der polnischen Reichsangelegenheiten. Mit Unternehmung gab Geret heraus: *Ordinatio Vladislai IV. ratione consiliorum in Conventibus Prussiae.* (Thoran. 1766. 4.) In einer zweiten Auflage erschien 1767 zu Thorn die von ihm zu Warschau 1765 herausgegebene Schrift: *Réponse sur le Mémoire touchant la Douane dans la Prusse polonoise.* Anonym erschien von ihm ein auch ins Polnische übersehtes Handbuch für Römer, Griechen und Dissidenten in Schloß, Stadt- und Landgerichten. (Warschau 1769.) Wichtig für die Literargeschichte war das von ihm herausgegebene, zehnbändige Thorn. (Frankfurt und Leipzig 1793.) Mit Bemerkung von Urkunden gab er belehrende historische Nachrichten von der Stadt Thorn heraus. (Erfurt 1796. 4.) Er war auch Verfasser und Herausgeber verschiedener thornischer und warschauer Staatskalender. Sein Bildniß ward von Chambers zu London und von Krüger 1758 zu Leipzig gestochen⁴⁾.

(Heinrich Döring.)

GEREZ, Granitzgebirge in der portugiesischen Provinz Entre Duro e Minho, durch den Fluß Rima von dem Gebirge von Suazo getrennt, mit dem 3996 Fuß hohen Muro de Burrageiro, steil, rau und stark be-

1) In 3. Theilen der vom J. 1750 — 1800 verfloßenen deutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 119 fg. 2) Vgl. Dietmann's Geschichte jetztlebender Gelehrten. 9. Th. S. 92 fg. Journal von und für Teutschland. 1790. 11. St. S. 469. Bode's Geburts- und Todtenkalender antebischoflicher Schriftsteller. 2. Th. S. 119 fg. Adeling's Nachträge und Ergänzungen zu Scherer's Gelehrtenlexikon. Keusel a. a. D. 4. Bd. S. 118 fg. 3) Er war am 27. Jan. 1686 zu Roth im Ansbachischen geboren. Nach demjenigen Universitätsstudium in Jena ward er 1712 Hofprediger bei einem holländischen Infanterieregimente, das er nach Wien in Penzance begleitete. Im J. 1713 trat er mit diesem Regimente in kaiserliche Dienste und kam mit dem Künig von Polen, August II., nach Thorn, wo er 1714 Prediger an der St. Marienkirche und 1733 Pastor und Senior des Ministeriums ward. Er starb am 8. Juli 1757 und hinterließ einige aesthetische Schriften. Vgl. Curtii Memoria Ch. H. Geret. (Thoran. 1757.) Dietmann's 6. Teutschischer Priesterkalender. 1. Bd. S. 226 fg. Keusel's Lexikon der vom J. 1750 — 1800 verfloßenen deutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 117.

4) Vgl. Goldbeck's Literarische Nachrichten von Preußen. 1. Th. S. 37 fg. 2. Th. S. 17. 256.

waldet, die Gipfel im Winter mit Schnee bedeckt. Bemerkenswerth sind heisse Mineralquellen (Süerlinge), deren Temperatur zu 50° Reaum. (62,5° C. oder 144,5° Fahrh.) angegeben wird. (H. E. Hüster.)

GERFRID, Bischof von Münster, ist merkwürdig, weil er für Altfird, welcher die Vita S. Ludgeri verfaßte, wie er in der Vorrede sagt, eine der Hauptquellen war, aus denen er die Nachrichten über Ludger schöpfte, denn Gerfrid, der von ihm unterrichtet ward, war dessen Neffe. Ludgeri sagt nämlich: Hildigrimmo scilicet fratre ejus (nämlich Ludger's), et Gerfrido episcopo nepote ejus, und Lib. II, 7: Nam Gerfridus presbyter, nepos ejus et successor etc., und Lib. III, 1: Ut Gerfridum episcopum, sancti Ludgeri nepotem et successorem etc. Die Grabchrift auf Gerfrid, in der Chronica Osnaburgensium (bei Meibom. II, 199): Istis temporibus (nämlich 833) fuit Gerfridus, nepos S. Ludgeri, Episcopus secundus Monasteriensis, sepultus in Werdena, ubi habentur illa metra:

Isti Gerfridum socii gerit ordo secundum:
Mortibus atque fide imitatus oram Gerfride,

nimmt avas bildlich wie Ovid, für Vorfahr. Im Kloster Werden ward Gerfrid begraben, weil er dieses von seinem Verwandten und unmittelbaren Vorgänger im Bisthume errichtete Stifte regierte. In der Urkunde¹⁾ über die Schenkung, die Sigibard an die zu Werden befindlichen Reliquien des Heilands im siebenten Regierungsjahre des Kaisers Ludwig machte, heisst es: Ubi Hildigrimmo et Gerfrido Episcopi Rectores processu videptur. Hoc tradidi pro remedio animae meae et pro aeterna bona retributione, in ea vero, ut a die praesente Rectores ipsius habeant, teneant etc. Im 21. Regierungsjahre des Kaisers Ludwig machte Bischof Gerfrid mit Frithuward einen Grundstücke betreffenden Tausch²⁾. Gerfrid war von dem Wunderglauben seiner Zeit nicht frei. Von einer nächtlichen Himmelserscheinung glaubte er, daß sie ihm den Tod Ludger's verkündigt habe, und von dem Betrüger Irmingar, daß er ihm das Schwermögen dadurch wieder verschafft habe, daß er ihn des Nachts habe in der Kirche schlafen lassen. S. das Nähere bei Pertz II, p. 414. 415. (Ferdinand Wächter.)

GERGER (Kharkar bei Rhenel) oder GURGUR, d. i. Geföse, am Austritte des Csuphrat aus dem Zaurusgebirge, Gargur der Syrer, einst lange Zeit im Besitze der Armenier, jetzt nur klein, hat nur 150 Häuser, meist von Kurden von den Gebirgsstrichen der Juterli, Durganti und Murdesli bewohnt. Doch finden sich auch einige devote Türken daselbst und 25 Häuser der Armenier in der Stadt und fünf im Castell, die Kirche und Priester haben. Das Castell von Gerger, eine in-

teressante antike Ruine. Der Castellberg ist von den anliegenden Klippen geschieden durch einen 21' tiefen und 41' breiten aus Fels gehauenen Weg, über den eine Holzbrücke führt, die auf einem quadratischen Pfeiler in dessen Mitte aufliegt. Das Thor ist schon im sasanischen Style mit einer arabischen Inschrift über dem Portal. Es führt in einen 25' langen bedeckten Gang mit drei Bögen, und dann auf einem offenen Gange, 100 Schritte an der Felsseite entlang, zu einem zweiten Thore. Hier ist der Durchgang durch den Felsen gebauet mit einer Art Kasse zur Seite, und rund um den Rand eine sehr lange griechische Inschrift aus der mittlern Zeit, von der jedoch nur hier und da einige Worte lesbar sind. Jenfeit dieses Felsdurchganges tritt man erst in den Theil des innern sehr zerstorbenen Castells, in welchem etwa 30 Häuser und einige alte Kanonen, scheinbar aus der Zeit der arabischen Herrschaft fanden. Die Aussicht von der Castellhöhe ist großartig schön. (H. E. Hüster.)

Gergesa, s. Gadara.

GERGIS (Γεργίς, Γεργίσιον), 1) eine alte Stadt im Gebiete von Troas, deren Bewohner Herodot troische Gergithä nennt (V, 122: *αἱ δὲ Γεργίται, τοὺς ὀνομαζόμενους τῶν ἀγῶνων Τρωαίων*, und VII, 43: *ἐς δὲ τὴν Γεργίαν Τρωαίους*). Herodot glaubte also, daß hier ein Rest der alten Troer zurückgeblieben sei. In der spätern Zeit war Gergis, sowie das benachbarte Skepsis, eine feste Stadt, welche zur Zeit des spartanischen Feldherrn Darchylidas von einer flüchtigen Fürstin, Mania, beherrscht wurde. Nachdem diese von ihrem Schwiegersohne, Meidias, ermordet worden, nahm Darchylidas von Skepsis und Gergis Besitz, bevor Pharnabazos anlangte, welcher an dem Meidias wegen der Ermordung seiner Freundin Mania Rache zu nehmen gedachte. Xenoph. Hellenic. III, 1, 8—28. Zur Zeit des peloponnesischen Krieges existierten hier noch Heroscher aus dem Geschlechte der Dardaner. Vergl. Höck, Kreta, 2. Bd. 241. Strabon. XIII, 1, 589. Cas. nennt diese Stadt Gergitha (Γεργίθα) und betrachtet sie als Gründung der hymnischen Γεργίαι, welche Stadt ihren Namen im Pluralis hatte (ἀνδρῶντιμος καὶ ὀγκανός λεγούσης αἱ Γεργίαι). Von der ersten ist der Ort Gergithien zu unterscheiden, welcher sich durch trefflichen Wein auszeichnete und im Gebiete von Kampsates lag. Strab. I, c. Von dem hymnischen Gergithis bemerkt Strabon, daß noch zu seiner Zeit ein Ort Gergithion bei Larissa im Gebiete von Thessalien existirt habe. Nach dem Siege der Römer über Antiochos überließen sie den Bewohnern von Ilion Rhödon und Gergithium (Livius XXXVIII, 39), jedenfalls das alte Gergis im Gebiete von Troas, nördlich vom Stambander. Welche Stadt Plutarch. Phoc. c. 18 meint, läßt sich nicht leicht entscheiden. Er nennt die Stadt Gergithos, wie Livius V, 32, welcher dieselbe neben Skepsis aufführt, woraus erhellt, daß er Gergis in Troas bezog. Auf Kypros hieß eine Classe der *αἰλαῖς Γεργίαι*, und zu Wilet wurden die Armen von den Reichen Γεργίαι genannt: Athenaeos VI, 68, 256. a. b.; XII, 524. a. b. 2) wird ein Gergis an der Küste der kleinen Syrie, 150 Stadien östlich

1) In Acta Ludgeri bei Lehnitz, Brunav. Scripta. T. I. p. 109. 2) Contra Gerfridus episcopus supra scripto Frithuwardo amicum nomen, id est terram tantum in pago Rortero, in villa, quae dicitur Castorp. Et contra parva et sylvas quas dedit Frithuwardus, dedit Gerfrido Episcopo XX furcungas in pago Dregiant, in villa, quae dicitur Werina.

von der Insel Menins in den Stad. mar. magni p. 455 ed. Gail. erröhnt.

Gergitha
Gergithes
Gergithion
Gergithum

f. Gergis.

GERGONG oder **GHERGONG**, die alte halbzerrückte Hauptstadt des Reichs Assam in Hinterindien am Dehoro, einem Arme des Burcumpeter, unter 110° 49' d. L. und 25° 33' n. Br., ein Hausen von Strohhütten mit einer Bambusbefestigung, als einzigem Befestigungswerke, eingefast und vier gemauerten Thoren. Selbst der Palast des Rajah ist bloß von Holz, Bambus und Stroh erbaut. (H. E. Hösler.)

GERGOVIA, eine überaus feste Stadt der Aerner im alten Gallien, auf einem hohen Berge gelegen und mit hohen festen Mauern umgeben, sodas Gäsar bei der Besichtigung ihrer Lage den Gedanken an eine Erstürmung aufgeben mußte (Bell. Gall. VII, 36: perspecto urbis situ. quae posita in altissimo monte, omnes aditus difficiles habebat, de expugnacione desperavit). Die hohe Lage und Festigkeit dieser Stadt wird auch von Strabon (IV, 3, 191. Cassab.), Dion Cass. (XL, c. 35. 36), Ptolemaeus (VIII, 9) und Sidorius Apollinaris (VII, 154) bezeugt. Gäsar gelangte, nachdem er mit seinen Legionen über den Fluß Claver (Allier) gegangen, nach fünf Tagemärschen zu dieser Stadt, welche man in der Nähe des heutigen Clermont zu finden gemeint hat. Der kühne gallische Feldherr Vercingetorix hatte mit seinem starken Heerhaufen sein Lager auf dem Berge neben der Stadt aufgeschlagen und beherrschte außerdem einen Hügel neben dem Berge. Dieser Hügel (collis sub ipsis radicibus montis) wurde jedoch des Nachts von den Truppen des Gäsar genommen und mit zwei Legionen besetzt (c. 36). Es entbrannte hierauf ein blutiger Kampf, in welchem das gallische Heer durch das ihm günstige Terrain und überlegene Mannschaft im Nachtheil blieb, obgleich die römischen Legionen und namentlich viele Centurionen Wunder der Tapferkeit ausführten. Es waren hier 46 Centurionen und 700 Gemeine auf dem Platze geblieben, als Gäsar den fruchtlosen Kampf aufgab, und nachdem er abermals den Fluß Claver passiert hatte, sich in das Gebiet der Aeduer zurückzog (ibid. c. 42—54). Die Lage dieser Stadt hat Danville (Notice de l'ancien Gaule p. 349—352) zu ermitteln gesucht, ohne ein sicheres Resultat zu gewinnen. Eine zweite Stadt Gergovia erwähnt Gäsar (Bell. Gall. VII, 9) als den Boiern angehörend (atque inde profectus Gergoviam, Boiorum oppidum, quos ibi Helvetico proelio victos Caesar conlocaverat Aeduisque attribuerat, oppugnare instituit). Die geographische Lage dieser Stadt läßt sich ebenso wenig als die der ersteren genauer ermitteln. Vergl. Mannert Th. II, 1. S. 118 fg.; Danville 1. Th. S. 135 (neue Aufl. von Heeren); Ullrich, Gallien S. 397. „[Der Hügel, oben den Artifel Gallien 53. Th. S. 117 fg. vgl.].“ (Krause.)

K. Gergyl. v. B. u. z. Gerg. Etenen. LX.

GERGOVIA, Berg auf der Ostseite des westlichen Schwannenzweiges, 1 1/2 Stunde südlich von Clermont in Auvergne, Departement des Puy de Dôme. Er erhebt sich etwa 180 Toisen über die Ebene und erstreckt sich 800—900 Toisen von Westen gegen Osten. Seine absolute Höhe beträgt ungefähr 2346 Fuß. An dem Gergovia finden sich horizontale Basaltgänge, eingesprenzt zwischen die Lager des Süßwasseralkali, welcher dadurch eine vollkommene Veränderung erlitten hat. An dem Fuße des Berges sieht man die Kalkflager durchaus unverändert, während in der Höhe, wo die Basaltgänge zwischen sie eindringen, der Kalk vollkommen krystallinisch geworden und mannichfach zerklüftet ist. In dieser krystallinischen Masse finden sich bedeutende Quantitäten basaltischen Gesteins eingesprenzt. Demnach unterliegt es keinem Zweifel, daß der Basalt des Gergovia erst nach der Ablagerung des Süßwasseralkali aus der Erde hervorbrach und eine bedeutende Einwirkung auf ihn ausübte. (H. E. Hösler.)

GERGOVIAMYS. In einem Süßwasserfalle bei Gergovia in der Auvergne kommen Ueberreste eines kleinen Nagethieres vor, aus welche Croizet die Gattung Gergoviamys begründete. Derselbe war jedoch bereits von Latreille und Parieu (L'insitut 1840, 207) als Archäomys charakterisiert worden und ist daher dieser Name der allein zulässige. Nach den Schädelfragmenten und dem Zahnsysteme zu schließen, hält diese feste Gattung die Mitte zwischen den lebenden Gtinchillen und Biberachen. Der Schädel hat große Ähnlichkeit mit Lagomomys, das Gehör dagegen ist entschieden hindünnartig. Die vier oberen Backzähne bestehen aus je drei oder vier dicken Querlamellen, an den unteren Zähnen ist die erste Lamelle etwas größer. Die Nagenzähne sind stark und breit. Gergovis (Zoologie et Paleont. franç. 28) unterscheidet zwei Arten: Archäomys chinichillodes, deren Backzähne aus je drei Lamellen bestehen und Archäomys Laurillardi, deren Backzähne noch eine vierte sehr kleine Lamelle haben. (Giebel.)

GERGUREWZE, ein Marktsteden in dem finnier Comitat Slavonien mit 2000 Einwohnern.

(H. E. Hösler.)

GERHAB, **GERHADE**, **GERHABER**, curator, tutor, Gerhabschafft, tutela, wird von Johann Georg Bachter¹⁾ von Kur, cura abgeleitet und unter Kur, studium serium, absolute tristitia zu diesem: Graec. *cura*, Lat. *cura*, Armor. *cur*, Gothisch *Kar*²⁾, Joh. X, 13, Anglosax. et Angl. *care* gestellt. Durch das gothische *ri* wa karans wird das griechische *ri* *ripos* *ripos*, durch karan *ripos*, durch unkarja *wisan* *ripos*, durch kakaran *ripos*, durch das angelsächsische *care* cura und durch carjan (nord. *carja*) queri, durch das althochdeutsche Kara (Klar, Jammer) passio, poenitentia, lamenta, ferialia³⁾, ausgeführt.

1) Glossar. germ. col. 564. 566. 2) Indo Gothisch unkarja, securi, incuriosi Matth. IV, 15 sagt Joh. Georg Bachter weiter. 3) f. die Rademeyerschen de Gabelentz et Dr. J. Loebe, Ullrich Vol. II. P. I. p. 99. 100. 4) f. die Rademeyerschen

In Charfreitag hat sich das Wort bis heute erhalten. Da man Gerhabe, das in den Monum. Boic. II, 490 zum Jahre 1353, XVIII, 427. 593 zu den Jahren 1444 und 1484 vorkommt, über das 14. Jabeh. hinauf noch nicht angetroffen hat, so ist Ger wol aus dem lateinischen cura gebildet, und nicht aus dem althochteutschen Kara, Chara, wenn es nämlich von cura kommt. Jacob Grimm leitet es dagegen von Gäre (s. d. Met.), dem gesättigten Theile des Leibgewandes, ab, und erklärt Gerhabe durch: „der das Kind auf dem Gären, Schooße, hält,“ und findet darin „die in dem altteutschen Familienrechte überall erscheinende Idee des Knie- und Schooßseßens.“ Hiersür führen wir die beiden berühmtesten Beispiele an, wie Harald der Haarschöne seinen Sohn Hakon dem Könige Adalstein von England auf die Knie (den Schooß) setzen läßt und ihn so zum Pfleger seines Sohnes macht, und wie König Harald Gorm's Sohn von Dänemark, Harald's Erbsen, zur Pflege nahm und ihn kniesetzte (knesetett). Ein auf diese Weise zum Pflegesohne Genommener hieß Knesetainger (Knießling). Keine Ableitung soll es sein, sondern ein Wortspiel, wenn Kaiser Maximilian I. sagte: *Gerhaber sind Gerhaber*“; hoc est, erklärt Joh. Georg Bachter: habendi cupidi, qui tutores saepe impuberum facultates absumunt. Hattaus leitet *Gerhab*, Gerhaber, von welchem er sagt: apud Austracos, Bavaros etc. tutor est, proprie curator, nach Joh. Georg Bachter von kur, cura ab, und auch Gernage, welches im alten bairischen Rechtsbuche vorkommt Lit. XI. Von einem ungeraten manne. „Die sol mit iren fremden zu dem Richter gien, und sil dann mit iren fremden und mit iren nach (noch) gefarven weisen, das ir man als unredlich se, so sol ir der Richter kinen pfleger ir nachten *Gernagen* geben, und die süßen sich des guch überwinden, bis man siecht, das der man recht wil tun, und soll der Richter ir schirmer sein darauf,“ und erklärt es durch: propinquus proximo, qui jure nat. propinqui minoris debet esse curator et custos, während Heymann es von Ger, jaculum, ableitet, und sagt, es sei soviel als Schwertmager“. Doch ist wol *Gernage* nach der Analogie von *Gerhabe* gebildet, und *Ger* hat die übertragene Bedeutung von Pflege, und *Gernage* bedeutet einen Verwanden, dem die Pflege (Vormundtschaft) zukommt. Zu *Gerhab* stellt Hattaus als aus Nennernamen gemachte Eigennamen aus einer Urkunde von 1217 (bei Sylloge, Diplomat. p. 103): *Gerwart* et *Gerbodo* frater ejus. In dem Schreiben des Herzogs Wilhelm von Sachsen an die Rausger vom J. 1455*) heißt es: „uns und

von wegen unser Gemahelen als yren rechten natürlichen gemächigen Gerhab und Gernunden.“ In der hebenloschischen Erbteilung vom J. 1511“): „Wollen keinen unsen Kindern keinen Fürsten oder mächtigen — zu Regierern, Gerhaben, Vormunden oder Curatoren sehen.“ In einer Urkunde des Landgerichtes Breisgau vom J. 1437“): „deren Pfleger, Vormünder und Gerhaber der zeit was war.“ In der tärntzher Polzeiordnung vom J. 1578“): „Es were denn Sach, das der Gerhab — — dem Kind ausgenesentlich zu nachst und verderben hauffte.“ In der Reformation des bairischen Landrechts vom J. 1518 Lit. I. 1: „von Vormündern. Gerhaben. Versorgern und Treuschützern.“ Lit. Lit. Art. 1: „die Vormünder, Gerhaber und Trager.“ Im Betreff des Wortes *Gerhabenschaft*, tutela s. cura impuberis, foeminae etc.“) heißt es bei Xenagler, Lagen-Spiegel Bl. 17. a: „Sonst ist noch ein Gerhabschafft, zu Latin genant Tutela anomala.“ In der Reformation des bair. Landrechts vom J. 1518 Lit. I. Art. 1: „zu sollicher Gerhab und Vormundtschaft an (ohne) Irung gelassen werden.“ (Ferdinand Wächter.)

GERHARD (sprachlich) eigentlich Gerhart, in niederländischer Zusammensetzung Gerd, im Romanischen Gerard, Gerardo, darnach latinisirt Gerardus. Nach Frisch soll *hard* kein eignes Wort, sondern aus der männlichen Endung er entstanden, und nach der Analogie von Laubert für Lauber, Lauchert für Laucher ein t erhalten haben, wobei man, um zu dem in Gerhard zu kommen, eine Form Lauchart fingirt. Man leitet Ger von dem Zeitworte gehen, begehren ab, und erklärt Gerhard als „eine liebenswürdige Person bezeichnend,“ nimmt den Namen also von passiver Bedeutung als einen, der begehrt wird, bedeutet, also dem lateinischen Namen Desideratus entsprechend. Der eigentliche Gerhard von Gerart heiße Erasmus von Rotterdam latinisiret sich *Desiderius Erasmus*. Nimmt man *hard* bloß in seiner eigentlichen, redlichkeits ursprünglichen Bedeutung von hart, durus, so hält es freilich schwer, aus Gerhard eine liebenswürdige Person herauszubedenken. Doch wird durch das althochteutsche „hart“ nicht bloß durus, rigidus, asper, sondern auch acer; durch Harti, Heri, nicht bloß duritia, austeritas, obstinatio, sondern auch robur; durch Eiwerti, constantia; durch Hartida, Heritida nicht bloß duritia, sondern auch exereitia; durch harten, durare, manere, und durch Herwing heros ausgebrückt, und im Urtöndlichen bedeutet hardh (ohne Zeichen des Rominatives hard) nicht bloß durus, asper, sondern auch fortis, validus. Joh. Georg Bachter, welcher unter *Ger* Gerhard valde acer erklärt, er-

lungen bei Graff, Althochteutscher Sprachschatz IV. S. 464. 465, wo auch charalich, tugurore sich findet.

3) I. das Köhne bei Red. Wächter, Noeri Sturfsen's Weltreis (Heimfindung). I. Bd. S. 241. II. S. 25. 6) Aus der Heimfindung entlehnt findet es sich auch in der großen Olaf's Saga Trygvassens in den Fornmannas Sögur. I. Bd. S. 85. 7) I. Keri, Otiom Vindil. p. 7. 8) Spec. T. I. p. 100 et 106. 9) Bei Müller, Nidich-Lags-Myteler unter Heimfindung III. S. 735.

10) Bei König, Kristian's Spiel. Sec. T. I. p. 1933. 11) Bei demselben a. a. O. Spec. Cent. III. p. 225. 12) Bl. 20. b. 13) Hattaus, Glossar. col. 664.

U. f. die Nachweisungen bei Graff, Althochteutscher Sprachschatz IV. S. 1023 — 1025, wo auch das Primord. hartane mit seinen Zusammenfügungen und andern aus hart Gebildete aufgeführt ist.

hört es unter *Ger bellum*, und nochmals unter *Hart fortis*, zu welchem er das persische *card*, das griechische *καρδος*, das isländische *hardur*, das cambrische *hydr* stellt¹⁾, durch *bello ferrox*. Graff stellt Gerhart unter *Ger*, Spieß, so daß es benach Einem bedeutet, der im Kampfe mit dem Ger stark ist. Will man es dagegen von geben, begehren, ableiten, so macht es sich leichter, wenn man statt des Zeitworts das Hauptwort *Ger*, *Giri*, durch welche *aviditas*, *rapacitas*, *ambitio*, sowie durch *Gerida*, *Girida*, *desiderium*, *appetitus*, *ambitus*, *ambitio*, *cupiditas*, *concupiscentia*, *avaritia*, *ardor*, *motus*, *intentio* ausgedrückt wird, nimmt, so daß wir in Gerhart einen in seinem Verlangen Starke erhalten, welcher Eigenname für Personen einer thatkräftigen Zeit gut paßt. Wenn wir ferner, daß für *Gerberg*, *Gerburg* später auch *Gernberg*, *Gernburg* gebraucht ward, so läßt sich schließen, daß auch *Gernhart* nur eine Variation aus Gerhart ist.

(Ferdinand Wachtler.)

GERHARD, Grafen von Geldern. 1) Gerhard I. folgte als Graf von Geldern und Zutphen²⁾ seinem Vater *Otto II.*, der im fünften Regierungsjahre des Königs *Heinrich V.* starb³⁾. Als im J. 1128 König *Lothar Weibschin* zu Worms feierte, wurde Gerhard, der nicht zugegen war, von Hermann von Calvelage angeklagt, welcher eine üble Gesinnung gegen die Partei des Königs gehegt habe. Gerhard erhielt Frist, sich zu reinigen. Als der König das Fest der Reinigung *Maria* 1129 zu Köln feierte, übergab sich Gerhard ohne alle Bedingung in die Gewalt des Königs, und die Seinigen gelobten tausend Mark für seine Verzeihung und Erlangung der Gnade des Königs⁴⁾. Gerhard starb im fünften Jahre der Regierung *Lothar's*. Ihm folgte sein Sohn *Heinrich I.*⁵⁾

2) Gerhard II., Graf von Geldern und Zutphen, folgte seinem Vater *Heinrich*, der im zehnten Jahre der Regierung des Königs *Friedrich II.* starb, regierte 23 (nach einer andern Chronik 18) Jahre. Er war ein hochstrebender Mann. Der Herzog *Heinrich III.* von Brabant trug die Grafschaft *Velau* von dem Bisthume von Utrecht zu Lehen, vernachlässigte aber, zur festgesetzten Zeit sie von *Walvain*, dem 23. Bischöfe von

Utrecht, zu Lehen zu nehmen. Gerhard ließ sich damit von dem Herzoge befehlen, und gerieth dadurch in Mißthelligkeit, belagerte mit großer Macht *Deventer*, und fugte dem Bisthume Utrecht vielen Schaden zu. Endlich im J. 1180 starb er und wurde in Zutphen begraben. Ihm folgte sein Bruder *Otto III.*⁶⁾

3) Gerhard III., Graf von Geldern und Zutphen, Sohn *Otto's III.* und Nachfolger. Nach dem *Magnum Chronicon Belgicum* ex *Chronice* p. 242 folgte Gerhard III. seinem Vater im J. 1225 und hatte Gelderns Fürstenthum 27 Jahre, und nach demselben ebenfalls ex *Chronice* p. 274 starb Gerhard III. Graf von Geldern im J. 1251, und ihm folgte sein Sohn *Otto IV.* Doch stand nach *Pontanus* (Hist. Geld. Lib. VI. p. 135) die Grafschaft Geldern seit 1229 unter *Otto* von *Rassau*. Auch kommt Gerhard nicht erst im J. 1225 als Graf von Geldern vor. Er wohnte im J. 1222 von seinem Neffen von mütterlicher Seite, nämlich dem Grafen *Florenz IV.* von *Holland* begleitet (wohlth man⁷⁾) vermuthet, daß Gerhard seines jüngern Neffen Vermund gewesen, der Krönung des römischen Königs *Heinrich* zu *Aachen* bei. Zwischen Gerhard III. und dem Bischöfe *Otto II.* entstanden Streitigkeiten. *Rad Bala* (in der Geschichte des genannten Bischöfs S. 69) hatten die bischöflichen Beamten in *Salland* die dortigen Lehenleute des Grafen durch viele Plünderien zu einem Aufstande gereizt, den Gerhard beförderte. Nach dem Ungeannten (de *Reb. Ultraject. Cap. XVIII. p. 14*) dagegen ließ Gerhard den bischöflichen Unterthanen, welche auf dem *Rhine* handelten, zu Lehen, das nun in meinem *Kolthuis* (Zollhaus) gebräuen, zu schwere Zölle abpressen. Es kam zum Kriege, in welchem der Bischofs Heer die *Salländer* überfiel und die Schloßer *Boorst* und *Boeshorst* eroberte. Den Streich wegen des Zolles zu Lehen legte der Erzbischof von *Cöln* bei, und zwar, wie aus der bei *Heba* S. 197 befindlichen Urkunde *Friedrich's II.* hervorgeht, auf des Kaisers Befehl. Aber der Krieg brach im folgenden Jahre wieder aus. Der Bischof *Otto* von Utrecht hatte seine vorigen Bundesgenossen, nämlich seinen Bruder *Hermann* von der Lippe und den Bischof *Diethrich* von *Münster*. Auch ließ der Bischof *Otto* von Utrecht Bruder, Erzbischof Gerhard von *Bremen*, Kriegshelfer zu diesem Heere stellen. Gerhard von Geldern dagegen verband sich mit dem Herzoge *Walrab* von *Limburg*, dem Grafen *Sain* bei *Goblenz* und *Florenz IV.* von *Holland*, und hatte in Kurzem bei dem *Rhine* ein Heer von 2000 Reitern und einen großen Haufen Fußvoll, unter welchem hier jedoch keine *Holländer* waren. Doch war Gerhard's Kriegsmacht stärker, als die des Bischöfs von Utrecht. Deshalb machte es dem Grafen von Geldern wider wenige Schwierigkeit, die bischöflichen Truppen aus ihrer Stellung auf beiden Seiten des fließenden *Punepa* zu verreiben, Gerhard zwang den

2) Noch mehr zu dem *Hardur* gestellt s. bei *Finn Magnusson*, *Gloss.* zum 2. Theile der großen Ausgabe der *Heimskringla* S. 624—658. Wir bemerken zu dem dasselbst Bedrückte nur, daß p. B. *Hardraedhi* nicht bloß *crudele factum*, sondern auch *audax factum* bedeutet.

3) Die Grafschaft Zutphen nämlich, welche früher von besondern Grafen regiert worden war, war nach dem J. 1076, in welchem *Gerlach*, Graf von Zutphen, in der Schlacht bei *Wisselmonde* getödtet war, an Gerharden, einen Sohn des Grafen *Otto I.* von Geldern, gefallen, welcher Gerlach'sen, als Gerharden mit zwei verschiedenen Gemahlinnen verheiratet hatte. Seit dieser Zeit waren die Grafen von Geldern zugleich regierende Grafen von Zutphen. II. *Aeghelus*, *Chron.* Geln. p. 12. 13.

2) *Magnum Chronicon Belgicum* ex *Chronice* (ap. *Pistorium*, *Res. Germ. Script.* Ed. III. p. 138). 3) *Annalista Saxo*, welcher nach damaliger gewöhnlicher Bezeichnung das Jahr mit *Weynachten* beginnt, zum J. 1229 (ap. *Everardus*, *Corp. Hist. T. I. col. 662*). 4) *Magnum Chronicon Belgicum* p. 196. 245.

5) *Wagenaar*, *Allgem. Geschichte der vereinigten Niederlande*. I. Th. (Erlpß 1756) S. 261. 6) *Burke's Trophoen* de *Brabant*, *Preuves* p. 166.

Bischof, sich nach Deventer zurückzuziehen, und belagerte diese Stadt. Während dessen jedoch nöthigten die härteren Utrachter auf der Seite der Blau die geldrischen Reiter das Land zu verlassen, und die auf dem See herausfahrende Flotte des Grafen Hieron auf der westlichen Seite fiel in das Silt und legte den Fliesen Stein und das dasige Haus des Bischofs in Asche⁷⁾. In Kurzem kam es jedoch zu einem Waffenstillstande, und durch Vermittelung des päpstlichen Gesandten, Bischof Conrad von Porto zum Frieden. Bei dieser Gelegenheit trat der Graf von Geldern sein Recht auf die von Gerhard van Dothorst erkaufte Drostey Solland an den Bischof von Utrecht ab. Dieses bestätigte den 20. Febr. 1226 der römische König Heinrich⁸⁾.

Für die genannte Drostey gab der Bischof Gerharden 2000 Mark Silber, und ein freies eignes Gut in Eist und eins in Ddenburg⁹⁾. Die noch übrigen Streitigkeiten waren bereits vermöge einer Abrede vom 19. Oct. 1225, welche in der Hoba oder bei der Gebbe unterzeichnet war, von beiden Seiten dem Ausspruche redlicher Männer überlassen. Bei den grönigischen und deventrischen Händen des Graf Gerharden nun mit dem Bischofe Otto von Utrecht verbündet, ihm seine persönlichen Dienste an, drang in der Schlacht bei Koeerden den 27. Juli 1226 bis an den Vorrast, und wurde bei der Niederlage des bischöflichen Heeres als ein Verrunbeter gefangen, und in das Lager des Schloßvolks Rudolfs von Koeerden geführt. Als die utrechtische Geistlichkeit zur Wahl eines neuen Bischofs anfaßte des in der Schlacht gefangenen und dann grausam umgebrachten Otto verlammet war, wurden Graf Gerharden und sein Mitgefangener Udoebrecht von Amstel, die noch nicht vollkommen genesen, auf ihr Ehrenwort auf eine gewisse Zeit aus der Gefangenschaft entlassen, auf Betten in die Versammlung gebracht, und erlangten auf inständiges Anhalten und Vorzeigen ihrer Wunden soviel, daß Bischof Wilbrand von Paderborn, ein Blutverwandter des Grafen von Geldern und Holland, zum Bischofe von Utrecht gewählt ward. Nicht lange darauf wurden die gefangenen Herren in Freiheit gesetzt¹⁰⁾.

(Ferdinand Wacher.)

GERHARD I., Graf von Holstein, ein Sohn Adolfs IV., besuchte mit seinem Bruder Johann I. die Hochschule zu Paris, wo er sich wissenschaftlichen Studien widmete. Ihr Vater war zu Hamburg 1238 in den Franciscanerorden getreten, nach seiner Rückkehr von Paris trat Gerhard mit seinem ältern Bruder Johann gemeinschaftlich die väterliche Regierung an, die bisher Adolfs Ehem, der Herzog Abel von Schleswig, geführt hatte. Da sich die Brüder jedoch nicht vertragen konnten, entschlossen sie sich, auf Anrathen der Stände, 1243 zu einer Landestheilung, bei welcher Gerhard Holstein und Stormarn erhielt. Er leistete dem Herzoge

Abel von Schleswig (1244) Beistand gegen den König Erich V. von Dänemark, ward jedoch mit seinen Hülfskräften von dem königlichen Bundesgenossen, dem Grafen Gunzelin II., bei Ulstedoe geschlagen. Günstiger war ihm das Kriegsglück, als er 1257 den jungen Herzog Erich von Schleswig gegen den König Christoph I. von Dänemark unterstüzte. Gerhard führte den Monarchen gefangen nach Hamburg, wo derselbe mit großem Lösegelde seine Freiheit erkaufen mußte. Im J. 1260 beschenkte Gerhard die Stadt Krenpe mit dem lübschen Rechte und mehreren andern Privilegien. Von den Dithmarsen erhielt er 1283 das Versprechen, ihm und seinen Erben in allen Kriegen beistehen zu wollen. Im J. 1285 wird Gerhard's zum letzten Male gedacht. Er scheint um diese Zeit gestorben zu sein¹¹⁾. (Heinrich Döring.)

GERHARD II., Graf von Holstein, mit dem Namen der Blinde, jüngerer Sohn Gerhard's I., theilte sich mit seinem ältern Bruder Heinrich I. in die väterlichen Erbländer. Beide vertrieben einige Adelige, auf denen der Veracht eines geheimen Einverständnisses mit den Dithmarsen ruhte. Die Vertriebenen rächten sich 1306 durch einen Einfall in das holsteinische Gebiet, wurden jedoch bei Uterren geschlagen und flüchteten sich zum Abel nach Lübeck, wo sie ein Asyl fanden. Entrüstet darüber, verbündete sich Gerhard mit dem Fürsten Heinrich dem Löwen von Mecklenburg und traf Anstalten, die Kraxe zu sperren und Lübeck zu belagern. Die Lübecker machten einen Ausfall und der König von Dänemark vermittelte einen friedlichen Vergleich, bei dem vertriebenen Adelligen wieder die Rückkehr nach Holstein erlaubte. Gerhard's Todesjahr ist unbekannt. Er hinterließ zwei Söhne, Gerhard III. und Johann. Der Letztere war der Ähnherr der nachherigen Grafen von Schauenburg und Pinneberg. Gerhard III. studirte zu Paris und trat in den geistlichen Stand. Er ward Dompropst zu Lübeck, verließ aber später sein Stift und vermählte sich ohne päpstliche Erlaubniß. Das Schicksal des Grafen Adolf VI. von Wagrien, der 1315 durch Hartwin von Rosentlow in seinem Bette ermordet worden, machte ihn wegen seiner Sicherheit besorgt. Er begab sich 1316 nach Lübeck. Gerhard hinterließ einen Sohn, der nach zehnjähriger Regierung starb¹²⁾.

(Heinrich Döring.)

GERHARD DER GROSSE, Herzog von Holstein, Sohn Heinrich's I. aus dessen Ehe mit der Gräfin Hedwig von Brunnhorst, hatte noch zwei jüngere Brüder, Johann IV. und Giselerbert, die beide ohne Erben starben. Seine Jugend berechnete zu geringen Erwartungen. Mit Eifer betrieb er eine Zeit lang das

⁷⁾ Vergl. Alard Res Nordalbingicar p. 1793 seq. Hamsfort, De rebus Holst. p. 1700. Michaelis, Geschichte der truttschen Kirchfürst. 2. Th. S. 461. ⁸⁾ Vergl. 2. Sect. 10. Th. S. 94. 1. Sect. 26. Th. S. 143 fa. ⁹⁾ Vergl. Alard I. c. p. 1798. Hamsfort I. c. p. 1704. Hamsfort's Orig. Lubec. p. 1326 seq. Frank's Altes und Neues Mecklenburg. 3. Bd. S. 192 fa. Michaelis, Geschichte der truttschen Kirchfürst. 2. Th. S. 461 fa. ¹⁰⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹¹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹²⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹³⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁴⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁵⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁶⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁷⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁸⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁰⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²¹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²²⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²³⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁴⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁵⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁶⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁷⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁸⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ³⁰⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ³¹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ³²⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ³³⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ³⁴⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ³⁵⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ³⁶⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ³⁷⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ³⁸⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ³⁹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁴⁰⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁴¹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁴²⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁴³⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁴⁴⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁴⁵⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁴⁶⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁴⁷⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁴⁸⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁴⁹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁵⁰⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁵¹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁵²⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁵³⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁵⁴⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁵⁵⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁵⁶⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁵⁷⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁵⁸⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁵⁹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁶⁰⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁶¹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁶²⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁶³⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁶⁴⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁶⁵⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁶⁶⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁶⁷⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁶⁸⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁶⁹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁷⁰⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁷¹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁷²⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁷³⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁷⁴⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁷⁵⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁷⁶⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁷⁷⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁷⁸⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁷⁹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁸⁰⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁸¹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁸²⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁸³⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁸⁴⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁸⁵⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁸⁶⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁸⁷⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁸⁸⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁸⁹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁹⁰⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁹¹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁹²⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁹³⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁹⁴⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁹⁵⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁹⁶⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁹⁷⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁹⁸⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ⁹⁹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁰⁰⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁰¹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁰²⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁰³⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁰⁴⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁰⁵⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁰⁶⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁰⁷⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁰⁸⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁰⁹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹¹⁰⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹¹¹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹¹²⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹¹³⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹¹⁴⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹¹⁵⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹¹⁶⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹¹⁷⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹¹⁸⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹¹⁹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹²⁰⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹²¹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹²²⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹²³⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹²⁴⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹²⁵⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹²⁶⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹²⁷⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹²⁸⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹²⁹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹³⁰⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹³¹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹³²⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹³³⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹³⁴⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹³⁵⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹³⁶⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹³⁷⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹³⁸⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹³⁹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁴⁰⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁴¹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁴²⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁴³⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁴⁴⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁴⁵⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁴⁶⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁴⁷⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁴⁸⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁴⁹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁵⁰⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁵¹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁵²⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁵³⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁵⁴⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁵⁵⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁵⁶⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁵⁷⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁵⁸⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁵⁹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁶⁰⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁶¹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁶²⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁶³⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁶⁴⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁶⁵⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁶⁶⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁶⁷⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁶⁸⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁶⁹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁷⁰⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁷¹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁷²⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁷³⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁷⁴⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁷⁵⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁷⁶⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁷⁷⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁷⁸⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁷⁹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁸⁰⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁸¹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁸²⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁸³⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁸⁴⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁸⁵⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁸⁶⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁸⁷⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁸⁸⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁸⁹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁹⁰⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁹¹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁹²⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁹³⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁹⁴⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁹⁵⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁹⁶⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁹⁷⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁹⁸⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ¹⁹⁹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁰⁰⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁰¹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁰²⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁰³⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁰⁴⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁰⁵⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁰⁶⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁰⁷⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁰⁸⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁰⁹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²¹⁰⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²¹¹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²¹²⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²¹³⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²¹⁴⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²¹⁵⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²¹⁶⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²¹⁷⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²¹⁸⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²¹⁹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²²⁰⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²²¹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²²²⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²²³⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²²⁴⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²²⁵⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²²⁶⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²²⁷⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²²⁸⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²²⁹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²³⁰⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²³¹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²³²⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²³³⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²³⁴⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²³⁵⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²³⁶⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²³⁷⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²³⁸⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²³⁹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁴⁰⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁴¹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁴²⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁴³⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁴⁴⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁴⁵⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁴⁶⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁴⁷⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁴⁸⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁴⁹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁵⁰⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁵¹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁵²⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁵³⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁵⁴⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁵⁵⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁵⁶⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁵⁷⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁵⁸⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁵⁹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁶⁰⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁶¹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁶²⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁶³⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁶⁴⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁶⁵⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁶⁶⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁶⁷⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁶⁸⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁶⁹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁷⁰⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁷¹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁷²⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁷³⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁷⁴⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁷⁵⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁷⁶⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁷⁷⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁷⁸⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁷⁹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁸⁰⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁸¹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁸²⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁸³⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁸⁴⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁸⁵⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁸⁶⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁸⁷⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁸⁸⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁸⁹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁹⁰⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁹¹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁹²⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁹³⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁹⁴⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁹⁵⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁹⁶⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁹⁷⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁹⁸⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ²⁹⁹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ³⁰⁰⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ³⁰¹⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ³⁰²⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ³⁰³⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ³⁰⁴⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ³⁰⁵⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ³⁰⁶⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. ³⁰⁷⁾ Vergl. diese Kirchfürst. 2. Sect. 10. Th. S. 94 fa. <

Studium der Theologie. Getauscht jedoch in der Hoffnung, durch seinen Vetter, den Erzbischof Giselbert von Bremen, zu einem hohen geistlichen Amte zu gelangen, führte er ein einsames Leben, und schien nur an der Jagd Vergnügen zu finden¹⁾. Seine spätere Regierung zeigte jedoch, daß er zu großen Unternehmungen tüchtig war. Nach dem gewaltsamen Tode des Grafen Adolf VI. von Wagrien, der durch Hertwin von Reckenow 1313 ermordet worden, nahm er das dem unglücklichen gehörige Schloß Seggerberg in Besitz. Er lud dadurch den Verdacht auf sich, an jenem Verdr. Theil genommen zu haben. Des Entleibten Bruder, Johann der Freigebige beschloß ihn. Gerhard aber schloß seinen Gegner 1317 bei Bramstedt, und nahm den Grafen Adolf V. von Schauenburg mit 120 Mann gefangen. Die Dithmarsen, mit Johann dem Freigebigen verbündet, unternahmen 1318 einen Streifzug in das holsteinische Gebiet. Sie wurden jedoch, da sie sich stark berauscht hatten, von Gerhard überfallen und über 500 Mann getödtet. Um sie völlig zu unterjochen, schloß Gerhard 1319 ein Bündniß mit dem Fürsten von Mecklenburg, Heinrich dem Löwen, mit dem Herzoge Johann von Sachsen-Lauenburg, den Grafen von Rappin, Wundorf, Bülowen und mehreren andern Herren. Mit einem beträchtlichen Heere, das sie angeworben, zogen sie zu Anfange des Winters 1319 in Dithmarsen ein. Am Christabend tödteten sie gegen 1700 Mann, die sich bei dem Süderham, einem mitten im Lande liegenden Gehölze gelagert hatten. Eine große Zahl stückete sich in die Kirche zu Dübendorp. Gerhard ließ sie umzingeln, und rings um die Kirche ein so großes Feuer anzünden, daß von der Gluth das hiesige Dach zu schmelzen anfang. Da die Bitten und Vorstellungen der Dithmarsen fruchtlos blieben, dünkte es ihnen rühmlicher, mit den Waffen in der Hand zu sterben, als auf eine so jammervolle Weise umzukommen. Sie thaten einen Ausfall, der ihnen so glückte, daß sie 1200 Mann erschlugen. Zwölf Fürsten und Grafen wurden von ihnen getödtet oder gefangen. Unter denen, die sich durch die Flucht retteten, befand sich auch Gerhard²⁾. Als Heinrich der Löwe von Mecklenburg nach dem Tode des Markgrafen von Brandenburg von der ostbaltischen Linie, einen Theil der Mark an sich zu bringen suchte, unterstützte ihn Gerhard nebst seinem Bruder Johann IV.; Letzterer ward jedoch bei Grensfog gefangen und erlangte erst nach drei Jahren seine Freiheit wieder³⁾. Gerhard's wichtigstes Unternehmen war der Krieg mit dem Könige Christoph von Dänemark, der das Herzogthum Schleswig mit der dänischen Krone zu vereinigen strebte, und schon aller Hülfsen bis auf Gottorp, das er belagerte, sich bemächtigt hatte. Gerhard aber kam 1329 dem jungen Herzoge Waldemar von Schleswig, seinem Schweftersohne zu Hülfe, und verjagte die Dänen, die sich mit großem Verluste von Gottorp zurückzogen. Aus Dankbarkeit

und um ihn für die Kriegskosten zu entschädigen, räumte Waldemar dem Grafen Gerhard die Stadt Gottorp pfandweise ein. Gegen den König Christoph von Dänemark erregten indessen seine eigenen Unterthanen, deren Achtung und Liebe er durch mehr Gewaltthaten verfehrt hatte, einen Aufstand. Von ihnen um Hülfe angerufen, brach Gerhard mit Johann von Wagrien nach Jütland auf, und brachte es so weit, daß Christoph entthront und der Herzog Waldemar von Schleswig zum König von Dänemark ernannt ward. Aus Dankbarkeit trat dieser dem Grafen Gerhard Schleswig ab⁴⁾. Der König Christoph verglich sich jedoch wieder mit Gerhard. Für die Summe von 5000 Mark Silber, die er ihm auszahlen ließ, sollte er wieder in Besitz seines Reiches gelangen, und Waldemar sich mit Schleswig begnügen. Gerhard leistete ihm Beistand gegen seine mißvergnügten Unterthanen, Christoph aber konnte seinen Unfall nicht verschmerzen. Er sann auf Rache und schloß ein Bündniß mit Johann von Wagrien gegen den Herzog Waldemar und den Grafen Gerhard. Während Christoph Gottorp belagerte, rückte ihm Gerhard mit einem in Bremen und Westfalen angeworbenen Heere bei Rendsburg entgegen. In dem Kampfe ward Gerhard schwer verwundet, errang jedoch den Sieg. König Christoph ward auf der Flucht gefangen. Um seine Freiheit wieder zu erlangen, mußte er dem Grafen Gerhard Jütland abtreten⁵⁾. Nach König Christoph's Tode (1334) erneuerte dessen Sohn Otto den Krieg gegen Holstein. Gerhard aber schlug ihn bei Wiburg in Jütland und nahm ihn gefangen. Aus Verlangen des Kaisers und auf Fürsprache der Stadt Lübeck, erlangte Otto zwar seine Freiheit wieder, da er jedoch sein Versprechen nicht erfüllte, so drang Gerhard mit einem am Rheine und in Westfalen gesammelten Heere in Jütland ein. Dort fand er seinen Tod. Er ward von einem vornehmen Jütländer, Nikl Tepsen, meuchelmörderischer Weise umgebracht⁶⁾.

(Heunrich Döring.)

GERHARD, Graf von Holstein, ältester Sohn Heinrich's des Eisernen, ward von der Königin Margarethe von Dänemark 1386 mit dem Herzogthume Schleswig belehnt, welches sein väterlicher Oheim Nicolaus ausgeschlagen hatte¹⁾. Der Königin Absicht dabei war wol keine andere, als das Haus Holstein in dem Kriege, den sie gegen den König Albrecht von Schweden aus dem mecklenburgischen Hause im Sinne hatte, von einem Bündnisse mit diesem Monarchen abzuhalten. Die erwähnte Lebensverbindung ward 1388 befestigt und dabei festgesetzt, daß alle künftigen Streitigkeiten zwischen Dänemark und Holstein durch Schiedsrichter beigelegt wer-

1) f. Alard l. c. p. 1900. 2) f. Hamsfort l. c. p. 1707. Alard l. c. p. 1903. Ennevald's Schleswig-holsteinische Literaturzeit. S. 1236 fg. 3) f. Garret Success. March. Brand. p. 123. Alard l. c. p. 1902.

4) f. Lehnritzi Mantua. Cod. jur. gent. dipl. p. 247. 5) f. Chron. Holst. in Lehnritzi Access. hist. p. 44. 6) Bezl. Alard l. c. p. 1804 seq. Hamsfort l. c. p. 1708. Bangert's Orig. Lohse. p. 1236 seq. Cyprien Chron. Episc. Saxe. pag. 247. Ennevald's Schleswig-holsteinische Kirchenhistorie S. 1037 fg. Michaelis, Geschichte der teutschen Kirchenhistorie. 2. Th. S. 463 fg. [Bezl. diese Encyclop. I. Sect. 17. 24. S. 131. 22. 24. S. 40. 36. 24. S. 145 fg.] Red.]

1) f. Alard l. c. p. 1319. Hamsfort l. c. p. 1715.

den sollten¹⁾. Als seines Vaters Bruder, Graf Nicolaus, 1400 ohne Erben starb, entstand wegen der Nachfolge zwischen Gerhard und seinen Brüdern Albrecht und Heinrich ein heftiger Streit. Diese verlangten, Gerhard solle ihnen Holstein gänzlich überlassen und sich mit Schleswig begnügen. Wollte er das nicht, so möge er zwar ein Drittel von Holstein nehmen, aber auch Schleswig mit ihnen theilen, da dies Herzogthum ohnedies nicht nur ihm für seine Person, sondern dem Gesamtthume Holstein verlichen worden sei. Der König Albrecht von Schweden, die Herzoge Heinrich von Braunschweig und Erich von Sachsen-Kauenburg und der Graf Adolf von Schaumburg suchten zwar jenen Zwist gütlich beizulegen. Ihre Bemühungen jedoch auf einem Concert zu Oldesloe (1401) blieben fruchtlos. Mehr Erfolg hatten die deshalb gepflogenen Unterhandlungen des holsteinischen Adels. Sie führten zu einem Vergleich zwischen den streitenden Parteien. In Folge dieser Uebereinkunft behielt Gerhard das Herzogthum Schleswig, und bekam von Holstein den dritten Theil auf neun Jahre, nach deren Verlauf er das ganze Herzogthum an seine Brüder abtreten sollte²⁾. Ohne Grund beschuldigten ihn und seinen Bruder Albrecht die Dithmarsen, daß beide gegen die bestehenden Verträge dem Herzoge Erich von Sachsen-Kauenburg den Durchzug durch das Holsteinische nach Dithmarsen gestallt hätten. Entrüstet hierüber griff Gerhard zu den Waffen, obgleich die Dithmarsen sich erboten, ihm wegen dieser falschen Beschuldigung Genüge zu leisten. Der Krieg ward mit abwechselndem Glücke geführt. Die Bemühungen der Städte Lübeck und Hamburg, einen friedlichen Vergleich herbeizuführen, blieben fruchtlos, weil Gerhard, der nach seines Bruders Tode im Besitze von ganz Holstein war, von den Dithmarsen verlangte, daß sie sich ihm unterwerfen und Tribut zahlen sollten. Damit war aber weder den Städten, die den Streit vermitteln wollten, noch den Dithmarsen gedient, die ihre Freiheit über Alles schätzten. Sie erboten sich zwar zu einer beträchtlichen Summe, wollten aber Nichts davon wissen, als sich Gerhard auf einen Vertrag vom Jahre 1283 berief, in welchem sie versprochen, den Grafen von Holstein und ihren Nachkommen jederzeit beizustehen. Der Krieg ward fortgesetzt, nahm jedoch für Gerhard ein unglückliches Ende. Er ward nebst mehreren Adeligen bei dem Gehölze Spandham 1404 von den Dithmarsen getödtet. Seine noch übrigen Truppen wurden auf der Flucht zerstreut. Gerhard hinterließ drei Söhne, von denen damals der älteste, Heinrich, sieben Jahre, der mittlere, Adolf, fünf Jahre alt war; der jüngste, Gerhards, wurde erst nach seines Vaters Tode (1405) geboren. Nach einer testamentarischen Verfügung nahmen an der Vormundschaft ihrer Mutter auch ihr väterlicher Onkel Graf Heinrich und drei Adelige Theil. Der älteste der Söhne, Heinrich, ward 1427 bei der Belagerung von Flensburg getödtet. Da er unvermählt geblieben, erbte Gerhard mit seinem Bruder Adolf die väterlichen

Land, von den Hansstädten erhielt Gerhard 1428 in dem Kriege mit den Dänen den Oberbefehl über eine Flotte von 260 Schiffen, um Kopenhagen zu belagern. Das Unternehmen scheiterte jedoch. Inzwischen eroberte Gerhard gemeinschaftlich mit seinem Bruder Adolf einige Festungen in Jütland. Sie überrumpelten die Stadt Flensburg, und zwangen sie durch Hunger zur Uebergabe. In der größten Familie waren um diese Zeit (1432) einige Rißhelligkeiten entstanden durch die zu frühe Niederkunft von Gerhard's Gemalin Anna, einer Prinzessin von Baden. Obgleich der Ausspruch der Aerzte sie gegen den Verdacht einer Verletzung der ehelichen Treue rechtfertigte, drang doch Gerhard's Bruder, Adolf, auf ihre schnelle Entfernung. Gerhard begleitete sie auf ihrer Heimreise nach Baden, starb jedoch 1434 unterwegs zu Emmrich³⁾.

Gerhard, Herzog von Lothringen, Stammvater des Hauses Lothringen (s. d. Art.).

GERHARD, Erzbischof von Bremen, beide aus dem edlen Hause von der Lippe. 1) Gerhard I., früher Bischof von Osnabrück, nämlich als der 27. Bischof, Arnold's Nachfolger, reformirte im J. 1209 das zur Osnabrücker Diöcese gehörige Nonnenkloster zu Hersebrook, wo die Klosterzucht sehr verfallen war, und setzte nach dem Tode der Abtissin seine Schwester Beatrix, welche damals Abtissin in Barmen war, über das Kloster Hersebrook. Die Nonnen durften nun nicht mehr in weltliche Geschäfte sich mischen, sondern mußten eingeschlossen bleiben und nach der Regel des heiligen Benedict religiös leben. Die Lehen der Kirche, über welche Streit war, gab Gerhard mehreren Eblen zu Lehen. So die Lehen, die sein Vorgänger Arnold dem Eblen Otto von Bentheim verlichen hatte, gab er im J. 1193 den Gebrüdern H. und J., Grafen von Waldeck, und erhielt dafür das Versprechen, daß die genannten Grafen, wenn der Bischof oder die Diöcese in Noth gerieth, auf ihre Kosten ihnen zehn Kriegsmänner schicken wollten, so lange der Krieg des Bischofs und der Diöcese währete. Auch die beiden Brüder von Oldenburg investirte er im J. 1203. Die vierstellige Zwiethracht, welche zwischen dem Bischofe Gerhard auf der einen und dem Propste, dem Decanaten, dem Capitel u. s. w. und den Dienstmannen und Leien auf der andern Seite herrschte, wurde durch den Cardinal der römischen Kirche und Erzbischof von Köln gestillt¹⁾. Gerhard, als Bischof von Osnabrück, schickte auch den Diener Gottes Reiner auf dessen Bitte in eine Exile bei der Thüre der Osnabrücker Kirche ein, und derselbe glänzte nach seinem Tode durch Bunder²⁾. Gerhard er folgte im Bisthume Osnabrück Adolf, als Gerhard im J. 1211 ohne Wahl des Capitels vom Papste zum Erzbischofe von Bremen, wo das Capitel den ehemaligen schleswigischen Bischof Wol-

4) Bergl. Chronic. Holmst. p. 120 seq. Hamsfort p. 1719 seq. Alard l. c. p. 1823 seq. 1838 seq. Michaeleis, Gesch. der trutshen Kirchhäuser. 2. Th. S. 468 fg.

1) Erdmann, Chron. Osnab. ap. Meibom. Scripta. T. I. p. 213 nach Urkunden. 2) Derselbe S. 214 nach der Zahl in der Osnabrücker Kirche bei Reiner's Grabmal.

2) J. Alard l. c. 3) J. Hamsfort l. c. p. 120 seq.

demar gewählt hatte, erklärt wurde. Der vom Papste mit dem Banne belegte K. Otto IV. ließ gegen den Befehl des Papstes den Bischof Woldemar durch den Markgrafen Bernhard von Brandenburg auf den bremer Sitz zurückführen, und deshalb ward die Stadt Bremen mit dem Interdikt belegt; aber die Bremer und Stedinger führten ungeachtet des über sie ergangenen Bannes fort, Woldemar zu verteidigen. Dagegen war es auf Gerhard's Seite der König von Dänemark, der Graf von Hoya und die Dienstmänner des Erzbischofs. Die Stedinger besetzten das Schloß Monforte und zerstörten Schufen und schlossen das Schloß Hagebene ein. Graf Heinrich von Hoya fing viele Stedinger. Die nicht gefangenen verwußten das Land ringsum an der Weser. Gerhard erbaute im J. 1211 das Schloß Süder in der Nähe der Stelle, wo nachmals das noch nicht existierende Schloß Delmenhorst erbaut ward. Der K. Otto IV. nahm mit seinem Bruder, dem Pfalzgrafen Heinrich, und dem Bischofe Woldemar im J. 1215 Hamburg auf friedliche Weise ein. Hier saß nun Woldemar gewisse Jahre zum Verdrusse Gerhard's und verschleierte und zerstückte das Alost der Kirche, die Münze und die Vogtei. Die Stedinger verließen im J. 1216 Woldemar's Partei und führten mit den Bremern, nachdem Woldemar vertrieben war, Gerhard an auf den bremer Bischofsstuhl friedlich ein. Deshalb verwußten K. Otto IV. und sein Bruder, Pfalzgraf Heinrich, die ganze Diöcese, und der Dänenkönig verheerte zu Woldemar's Gunsten das Gebiet von Stade. Die Bremer und der Erzbischof Gerhard gaben im J. 1217 die Stadt Hamburg dem Grafen Albert von Drlamünde und Woldemar ging in das Kloster Kollum, wo er als ein Mönch in Ruhe starb. Der Erzbischof Gerhard und Graf Albert kamen vor Stade und bauten das Schloß Swingeberg; aber der Pfalzgraf Heinrich zerstörte es bald. Durch den Vergleich vom J. 1219¹⁾ trat der Pfalzgraf dem Erzbischofe sein ganzes Recht an der Grafschaft Stade und Allem, was dazu gehörte, wie auch die Propstei Wilsbeshausen, und ferner die Hölle, die Münze und die Schirmvogtei des Erzbischofs Bremen ab, wogegen die Kirche ihm auf seine Lebenszeit die Grafschaft zu Lehen lassen, ihn vom Banne befreien und für ihn und seinen Bruder Eckelmannen helfen lassen sollte. Die Verdienste, die Gerhard I. durch die an das Stift gebrachte Grafschaft erworben, und das große Ansehen, in welches er sich gesetzt, überlebte er nicht lange; denn er starb auf dem Wege nach Frankfurt, wohin er sich begeben wollte, um den Friedensvergleich vom Kaiser bestätigen zu lassen. Er ward in Bremen begraben.

2) Gerhard II., des Vorigen Nachfolger und Neffe²⁾, nämlich ein Sohn des Edlen Bernhard von der Lippe, war Propst zu Paderborn und Domherr zu Bremen, als er nach seines Vatersbruders Tode im J. 1219 einmüthig zum 24. Erzbischofe von Bremen erwählt

ward; doch wollte ihn das hamburgische Domcapitel nicht anerkennen, sondern suchte auch jetzt die alten Vorzüge der hamburgischen Kirche zu behaupten. Aber im J. 1223 wurde der Streit endlich verglichen, indem die Hamburger die erzbischöfliche Würde der bremischen Kirche abtraten; doch sollten künftig jedes Mal drei hamburgische Domherren zur Wahl gezogen werden³⁾. Obson hierdurch dieser Streit, der seit Erzbischof Rimmar's Zeit obgewallt, aus dem Grunde beigelegt ward, so hörten damit doch nicht alle Kränklichkeiten der beiden Domcapitel künftighin auf⁴⁾. Gerhard's erste Unternehmung war gegen die Stedinger gerichtet. Er schlug sie in der Schlacht bei Hoya 1221 und eroberte das Schloß Ottersberg, das Graf Bernhard dem Erzbischofe genommen hatte. In der Absicht, einen Zoll auf der Weser anzulegen, baute Gerhard ein Schloß auf der Wittenburg und ließ daselbst die Durchfahrt mittels Pfähle und Ketten sperren. Die Bremer fuhren mit einem großen Schiffe hinunter, setzten die Ketten entzwei und rissen die Pfähle aus. Ein Ritter aus der Grafschaft Lippe, Namens Dietrich Saghte, den der Erzbischof bei sich hatte, rüht zum Frieden. Dieser ward im J. 1221, Sonntag Judica, geschlossen, daß die Bremer Wittenburg abbrechen dürften und dagegen das Schloß Langwedel wieder bauen mußten. Dieses geschah ohne Ansehn gegen den Herzog Otto von Braunschweig und dessen Bundesgenossen. Gerhard I. war vor der Bestätigung und Vollziehung des von dem Pfalzgrafen Heinrich wegen Abtretung der Grafschaft Stade an die bremische Kirche geschlossen. Dem jungen Herzoge Otto, als dem Bruderssohne des Pfalzgrafen Heinrich und rechtmäßigen Erben der Güter des welfischen Hauses, war durch jenen unbefugten Vertrag offenbar Unrecht geschehen. Die Dienstmänner des Herzogs siten in das bremische Gebiet und Otto das Kind selbst zog vor Stade, verwußte das Land mit Feuer und Schwert und zerstörte das Schloß Harburg. Pfalzgraf Heinrich erklärte im J. 1223 Otto'n für seinen Erben und vermachte ihm insbesondere die Grafschaft Stade, welche er im J. 1219 von dem Erzbischofe Bremen in Leben genommen. Während der Gefangenschaft Otto's, in die er in der Hauptschlacht bei Bornhöved, den 26. Juli 1226, durch den Grafen von Schwerin kam und bei der Gerhard, der auch bewirkt hatte, daß sich Hamburg dem Grafen Adolf IV. von Schaumburg ergeben mußte, gegenwärtig war und das Hintertreffen führte, brachte der Erzbischof von Bremen auch das Recht, welches Herzog Albrecht von Sachsen an der Grafschaft Stade zu haben vermeinte, an sich⁵⁾. Der Kaiser Friedrich II. bestätigte im J. 1232 die Schenkung der Grafschaft Stade an die bremische Kirche⁶⁾. Aus Furcht vor dem Banne durfte

5) f. die Aufzählung 1. 2. u. 3. vom J. 1222 und 1. vom J. 1235 bei Statthorst S. 649. 651. 652. 687; bei Lambec. p. 23; bei Lohm. Epist. coencl. I. Anh. S. 109. III. S. 647. 6) f. den Brief Innocenz' IV. vom J. 1248 bei Statthorst 2. B. S. 292. 7) Schiedli Biblioth. Göttingensis T. I. Praef. p. XVIII. 8) f. die Urkunde bei Toecher, Mistor. Palat. Dipl. Cod. p. 63.

3) f. Henr. vom Palat. resignatio comit. Stad. et Advocatiae (Brem. 1219) in der Assert. lib. Brem. p. 796 und bei Steph. Orig. gualf. T. III. proef. 177. 4) f. Harnemann, Opera genealog. hist. p. 391.

Herzog Otto zur Zeit der Kreuzzüge gegen die Stedinger diesen nicht beistehen und mußte den Erzbischof im Besitze von Stade lassen. Dieser hatte im J. 1230 gegen die für Kezer erklärten Stedinger den Krieg mit allem Ernste begonnen, versuchte, ihre Dörfer durch Feuer zu lassen, und wohnte der Heerfahrt, deren Führer des Erzbischofs Bruder, Graf Hermann von Lippe, war, zu Wechnachten 1230 bei; aber Hermann fiel in der Schlacht. Bei dem großen Kreuzzuge gegen die Stedinger im J. 1233 gelebte der Erzbischof, um die Bremer desto mehr zur Hülfsleistung aufzufordern, ihnen den dritten Theil der Beute¹³⁾. Nachdem die Stedinger im J. 1234 durch das Kreuzbuer eine große Niederlage erlitten und der Paps den Bann über das Land durch die Bullen von 1234 und 1235 aufgehoben hatte, belagerte Herzog Otto im J. 1235 die Stadt Bremen und eroberte Ottersberg. Kaiser Friedrich II. nun wieder mit Otto'n von Braunschweig versöhnt, ertheilte den letzten October 1236 an die städtischen Dienstmannen den Befehl, daß sie dem Herzoge Otto von Lüneburg gehorchen sollten, und besah den Bürgern von Stade den nämlichen Baa, daß sie Otto'n das zum braunschweigischen Erbe Gehörige restituiren sollten¹⁴⁾. Im nämlichen Jahre (1236) wurden der Erzbischof und der Herzog von Braunschweig mit einander versöhnt, immerwährender Friede zwischen der Kirche und dem Herzoge angelobt und dem Herzoge gewisse Lehen gerichtet. Ottersberg und Harburg wurden zerstört¹⁵⁾. Die Stadt Bremen theilte Gerhard im J. 1229 in drei Kirchspiele, erhielt, wie alle deutschen Bischöfe, vom Kaiser Friedrich II. das Recht, daß keine obrigkeitlichen Personen ohne Einwilligung in einer Stadt des Stiffes gewählt werden dürften, und die Künste der Handwerker sollten nach der kaiserlichen Verordnung vom J. 1231 ausgeübt werden. Der Erzbischof verpflichtete sich den 31. März 1233, daß die Bremer im Erzbischof zollfrei sein und keine Schösser an der Weser ohne den Willen der Stadt gebaut werden sollten. Ungeachtet dabei auch ausgemacht wurde, auf welche Weise alle etwa künftighin entstehenden Streitigkeiten gütlich beigelegt werden sollten, kam es dennoch im J. 1246 zu neuen Streitigkeiten wegen der Vogtei oder der kaiserlichen Gerichtsbarkeit, welche von dem weltlichen Hause an den Erzbischof gekommen war, aber durch die Eingriffe der Bremer immer mehr beeinträchtigt ward. Diefes war besonders durch das Willkoehre genannte Stadtgesch geschehen, welches die Bremer ohne Einwilligung des Erzbischofs und zum Nachtheile der Rechte des Stiffes gemacht hatten. Bei dem Vergleich vom 31. Juli 1246 ward bestimmt, wie und worüber das Gericht des erzbischoflichen Vogts gehalten werden sollte¹⁶⁾. Den 17. Juli 1248 machte der Erzbischof mit der Stadt Bremen einen

Vergleich wegen der Geldbußen bei geringeren Verbrechen¹⁷⁾. Der Stadt Stade bestätigte er im J. 1252 die Privilegien. Ungeachtet er im J. 1253 den Hamburgern ihre alten Freiheiten bekräftigte, ertheilte er dennoch seinem Vetter, dem Grafen Adolf von Holstein, die Stadt Hamburg, welche aber der Paps Alexander IV. 1258 dem Erzbischof Bremen restituirte. Mit den andern Päpsten stand Gerhard in gutem Vernehmen. Honorius III. ermahnte im J. 1224 die bremischen Unterthanen, dem versuldeten Erzbischof mit einer Geldbusse beizustehen. Gregor IX. gab dem Erzbischof im J. 1232 die Freiheit, einen Geistlichen aus ohne die sonst erforderliche Anwesenheit eines andern Bischofs abzusetzen. Innocenz IV. bestätigte den 28. Sept. 1245 Gerhard's II. Statut, daß nicht zugleich zwei Brüder zu bremer Chorherren gewählt werden sollten. Man findet das nicht glaublich, was das Chron. Rasted. erzählt, nämlich der Erzbischof habe einmal einige päpstliche Gesandten, die in den bremischen Landen eine Geldsteuer hätten sammeln wollen, in Ilermühlen gefangen halten lassen, wo sie anstalt der Esel hätten müssen Sacke zur Röhle tragen und mit ihren päpstlichen Briefen in den Fingern ans Feuer gehalten und gezwungen worden wären, diese Briefe selbst ins Feuer fallen zu lassen. Das bremische Domecapitel begünstigte Gerhard II. besonders dadurch, daß er ihm die mit der Grafschaft Stade an das Erzbisthum gekommene Propstei Wilschhausen beleigte und den 12. April 1226 verordnete, daß das Kloster Wilschhausen nur einen bremischen Domherrn zum Propste haben sollte. Einige Klöster wurden zu Gerhard's II. Zeit herrlich bereichert. So das Nonnenkloster Osterholz nicht nur von andern, sondern auch vom Erzbischof selbst. Das Kloster der Cisterciensinnen zu Welba bei Lestum ließ Erzbischof Gerhard 1232 nach Lüne, und weil es so sehr durch die Ueberschwemmungen litt, im J. 1238 wieder nach Welba verlegen. Der Collegiatkirche St. Willibad's zu Bremen bewilligte er 1239 eine von den Brüdern Walter und Otto ausgelassene halbe Hufe zu Ullbrenen, legte den 3. Juni 1238 den Streit zwischen dem Propste zu St. Willibad's und dem Nonnenconvent in Hilgenrode bei, bestätigte 1257 die Stiftung des Klosters St. Georg in Stade und den 18. März 1224 den Vergleich des Streites über die Zehnten in Kiefernunda zwischen dem Bischofe von Lübeck und dem Propste zu Segeberg. Auch finden sich vier Urkunden über die von Gerhard II. gegebenen und bestätigten Schenkungen an das Kloster Neumünster in Holstein¹⁸⁾. Außer seinem unblutigen Wir-

13) Nach der Urkunde Gerhard's vom 31. März 1233, welche Kesting (Diss. Nötum de regib. Brem. C. VII.) anführt. 14) f. die Urkunden in Orig. Giesf. T. IV. Lib. VIII. Probat. 57 et 58. 15) Albertus Stadenius ad ann. 1233, 1235, 1236.

16) f. die Urkunde vom 31. Juli 1246 bei Lünig, Reichsarchiv P. spec. Cont. IV. 1. 24. §. 220.

17) Bei Lünig a. a. D. §. 222. 18) Wolter, Chronica Bremensis ap. Methon. Script. T. II. p. 56—60; Sam. Erbst. Zappenberg's Grundriß zu einer Gesch. des Herzogthums Bremen bei Prätze, Die Herzogthümer Bremen und Verden. 2. Samml. S. 313—322; 6. Samml. S. 503—564, wo sich S. 503—529 findet: „Vergleich der bisher gedruckten Urkunden zur Zeit des Erzbischofs Gerhard des Zweiten,“ wo die besondert angezogen sind, welche Bischof Gerhard II. ausgestellt hat, aber welche ihn betreffen. S. Alberti Lubecensis Episcopi de duobus iuramentis, unde indemnitas, altero fidelitatis, Gerardo II. a se praestitia bei

fen ist im Betreff seiner blutdürstigen Ketzerverfolgung noch zu erwähnen, daß er im J. 1224 dem grausamen Ketzergerichte gegen den geistlichen Propst Heinrich Kinnike zu Hardersloh beistand. Gerhards Alter war sehr kummerlos, denn er konnte in den letzten zehn Jahren seines Alters nicht gehen, sondern mußte sich im Wagenstuhle herumfahren lassen. Deshalb nahm er seinen Brudersohn, den Grafen Simon, mit Bewilligung des Domcapitels zu seinem Coadjutor an. Gerhard II. starb den 28. Juli 1259 auf dem Schlosse Vörde und ward zu Bremen beargen. Weiter bemerkt von ihm: „Et bene praesuit Ecclesiae Bremensis istis XL. annis et multa restauravit.“ Sein Nachfolger war Hildebold als 28. Erzbischof von Bremen.

(Ferdinand Wachter.)

GERHARD, Bischöfe von Minden. 1) Gerh. I., aus dem Grafenstamm Schauenburg, nämlich ein Sohn des Grafen Adolf und Helena's, der Tochter des Herzogs von Sachsen, hatte zu älteren Brüdern Adolf und Erich, war Dombischof zu Minden, als er nach dem Tode des Bischofs Konwig, aus dem Hause Vörsburg, im J. 1346 zum 40. Bischofe gewählt und von dem Papste Clemens VI. 1347 bestätigt ward. Es wüthete damals in ganz Teutschland die grimmigste Pest; doch war Gerhard nicht untätig. Er erwarb im J. 1348 das alte Schloß Kaden für seine Kirche, nachdem er durch seine Klugheit die Grafen von Hoya und die Weigze von Berg daraus vertrieben hatte. Gerhard, nicht wie die übrigen blos dem Titel, sondern auch dem Ansehn nach Bischof, ging an jedem Feste feierlich nach Minden hinein und vorkam Alles, was zum Bischofsamte gehörte, bei dem Hochamte und der Ordination der Kleriker zu verrichten, intronisirte die Bischofen und confermirte die Kinder. Er starb 1353 am Tage der Beschneidung des Herrn, nachdem er 6 Jahre 4 Monate 1 Woche und 3 Tage geseffen, und ward neben dem Altare der heiligen Maria Magdalena neben seinen Collegen begraben).

2) Gerhards II., auch aus dem Grafenstamm Schauenburg), war der zweite Sohn des Grafen Adolf VI. und der Edeln Heilwig von Lippe, Thesaurarius Ecclesiae majoris (der Domkirche), als er, nachdem Bischof Dietrich III. vom Kaiser Karl IV. im J. 1361 als Erzbischof nach Magdeburg versetzt worden, zum 42. Bischof zu Minden gewählt und vom Papste Innocenz VI. im J. 1362 bestätigt ward. Zur Erläuterung der über ihn verfaßten berüchtigten Verse:

Hic est Gerhardus de Schowburg nullibi tardus;
Qui cum processit, prudenter angula gessit.

Stephanus 2. II. 2. Buch. S. 25; ferner die drei Urkunden Gerhards über Schenkungen an das Kloster Oberpfalz a. f. w.

3) Hermannus de Lorchke Chron. Comit. Schauenburg. ap. Meibom. Script. T. I. p. 518. Krenz. Metrop. Lib. IX. Nr. 40. Sax. Lib. IX. c. 33. 2) Künftig der Kette des Bischofs Gerhards I. Hermann von Lorchke (S. 518): „Sed qualiter in repetitione castri Raden, quod patris auctus acquiritur, actum fuit, Nicolaus de Werpe et sui complices novere.“

H. Geyss. 1. W. u. R. Gf. Stephan. LX.

Clarum Mindansem, clarum bona rexit et ansem,
Oppida construxit detractaque castra raduxit,
In mensas Princeps. in militum fuit anceps,
Cur sibi non poena, sed sit Domini peto coena,

bemerkten wie Folgendes. Um seinen Sitz zu erweitern, machte er aus dem Dorfe Hofelore oder Huftele eine Stadt, indem er das schöne Petersthorchen baute. Verpfändete Schloßer der Kirche löste er wieder ein und verbesserte sie. Er regierte sich und die Seinigen so klug, daß alle Edeln seine Klugheit fürchteten und besorgten, daß sie die der Kirche genommenen Schloßer verlieren würden. Mit seinem Bruder Adolf befreite er Dietrich von der Mark, den Coadjutor des Dönnabrücker Bischofs, und die mit ihm verbündeten Dönnabrücker zwischen Dönnabrück und Minden im J. 1363 in der Schlacht. Um sich an den mindener Bürgern, welche dem Bischofe beigesanden, zu rächen, belagerte Dietrichs Bruder Engelbert die Festung Minden, in welche Dietrich gebracht worden war, drei Tage, um das Fest der Apostel Petri und Paulus, und verwüsthete die Aeder der Stadt, richtete jedoch nichts Anderes als diese Verwüsthung aus, und kaufte daher den Bruder aus der Gefangenschaft los. Zum großen Schaden und zu großer Betrübnis begleitete, wie man sagt, von seinem Bruder Adolf herab, Bischof Gerhards diesen im J. 1366 auf der Balkfahel nach dem gelobten Lande, starb aber, solcher Beschwerden nicht gewohnt, den Michaelis-Feiertageabend im nämlichen Jahre auf dem Meere).

(Ferdinand Wachter.)

Gerhard, Bischof von Dönnabrück, s. Gerhards I. Erzbischof von Bremen.

GERHARD, Bischof von Würzburg, früher von Raumburg, ein geborner Graf von Schwarzburg, nämlich der erste Sohn des Grafen Heinrich XIV. zu Schwarzburg, und Helena's, geborner Gräfin von Schauenburg, wurde von seinen Aeltern bald den Jüngern auf zum Studiren angehalten und nach Weignon in Frankreich geschickt, damit er hier den Studien oblag und sich mit der Zeit dem päpstlichen Hofe insinuirte. Im J. 1354 ging er den Papst Innocenz VI. um eine Stelle und ein Kanonicat in den beiden Bischöfthümern Raumburg und Würzburg an, der Papst verschrieb ihm auch die erste erledigte Stelle, und sagt in dem Indult, daß sich in ihm vitas et morum decor et alia probitas et virtutum merita sichtbarlich erwiesen. Hierauf ward er unlängst Kanonicus und Dompst in beiden Stiftern. Vorher hatte der Papst ihn auch mit der Pseppel zur alten Kapelle zu Regensburg providirt, sodas er sie, sobald sie erledigt wurde, erhalten sollte. Dieses geschah im J. 1355, und der Papst ließ ihn durch die Herzoge zu Baiern und die Landesfürsten in die Pseppel einmessen, und bestätigte ihn solenniter zum Pseppel. Der Convent hielt ihm aber die zur Pseppel gehörigen Renten und Zinsen auf, und weigerte sich, dieselben ihm zu reichen. Gerhards beflagte sich nun bei Ruprecht dem jüngern

3) Chronica Mindensis ap. Meibom. T. I. p. 567. 568, ap. Pistorium ex edit. Struati T. III. p. 815. 816 et ap. Paulthal, Syntagma p. 35. 36.

Folzgrafen bei Rhein, Herzog von Baiern, und bei Ludwig dem Römer, Markgrafen von Brandenburg, und jener stellte am Tage Epiphaniæ 1355 und dieser den 3. Jan. 1356 den Befehl aus, daß Gerhard alle die Lehnten, Zinsen, Gütern, Einkommen, Dienste und alle Pertinentien, welche zur Propstei der alten Kapelle zu Regensburg gehörten, ohne Widerrede erhalten sollte¹⁾. Kann dieses Gerhards die Propstei bis ins J. 1363, wo er nach dem Tode des Bischofs Rudolf von Raumburg von dem Capitel einhellig zum Bischofe gewählt und aufgenommen ward, weil der Papst ihn als einen gelehrten und bereiten Herrn, und als mit ausgezeichneten Tugend Begabten, wie Bruchsius von ihm rühmt, auf das Beste empfohlen hatte. Der Katalog der Bischöfe von Raumburg, und nach ihm Paul Lange, Chron. Numburg, zum J. 1362, nennen ihn irrig Godehard²⁾. Ungeachtet Gerhard nun Bischof von Raumburg war, so verachtete er doch nicht gänzlich auf sein väterliches Erbe an der Grafschaft Schwarzburg, wie man dieses sowohl aus der Erboverdrüberung vom J. 1365 als auch aus der Erbscheilung vom J. 1370 zwischen seinem Bruder, Grafen Günther, und seinem Vetter, Grafen Johann, ersieht, denn sie verglichen sich unter einander dergekalte, daß, wenn Graf Günther, des Bischofs Bruder, ohne männliche Erbskinder sterben würde, alsdann Bischof Gerhard mit denselben ganzen Lehnenschaft befaßt werden, und dieselbe die Zeit seines Lebens zu gebrauchen haben, nach seinem Absterben aber sie seinem Vetter, dem Grafen Johann oder dessen Söhnen und Erben anheimfallen sollte u. s. w. Hieraus schließt Jovius, daß Bischof Gerhard dem weltlichen fast mehr als dem geistlichen Leben zugewandt, auch nicht beachtet gewesen, bei dem geistlichen Orden zu verbleiben, denn wie sein ganzes Leben andeute, so habe er sich viel lieber im Harnisch und im Felde, als im Chor und in der Messe finden lassen, auch sei all sein Dichten und Trachten einzig und allein dahin gezielte gewesen, wie er zu höhern Würden erhoben werden möchte. Bruchsius gibt ihm das Lob, daß Gerhard strenuus bellator et nemini secularium etiam principum secundum gewesen. Aber er schaffte den Eistern wenig Nutzen, weil seine Kriegsthaten viele Unkosten verursachten. Wie Dresserus in seinen Milkenariis angibt, abstinirte er dem Eistie Raumburg Stra und andere Flecken mehr, welche jenseit der Mulde gelegen waren, und dann Salen und Graubrunn, doch mit Vorbehalt der geistlichen Lehen für das Eistie, und verkaufte das Genannte an den Herzog Adolf oder Volckow zu Schweidnitz und Lausitz um 4600 Schock Groschen. Hierüber wurde ihm das Domecapitel geklag und aufseßig, wollte ihn zum Bischofe nicht länger haben, zog ihm auch all sein Einkommen ein und hielt es ihm vor. Ja er ward gefangen genommen, und mußte geben, sich der Stadt Raumburg zu äußern (nicht reiten in dieselbe zu kommen), und weder selbst noch durch Andere die Raumburger

anzusehen und zu beschweren. Er reiste nun zum Papste nach Avignon, um sich bei ihm über die ihm angehangene Gewalt zu beklagen und Loszählung von den ihm abgenöthigten Schulden vom Papste zu erlangen. Während dessen war nach dem Tode des Bischofs von Würzburg im J. 1372 von dem Domecapitel eine zwiefältige Wahl geschehen, nämlich von einem Theile derselben der Dompfropst Albrecht von Hefberg zu Würzburg gewählt, und von dem andern der Dombachant Witting zu Bamberg postulat worden. Witting reiste nach Avignon zum Papste Gregor XI., fand daseibst Gerhards und besprach sich mit diesem verschlagenen Herrn. Da Witting besorgte, daß er das Bisthum Würzburg, in dessen Besitz Albrecht bereits war, schwerlich würde behaupten können, ward er mit Gerhards einig, daß dieser das Bisthum Raumburg und Zeig resignirte, und Witting dagegen ihm seine Wahl und das Recht am Bisthum Würzburg cedirte. Hierzu erlangten sie auch vom Papste die Einwilligung. Gerhard eilte nun nach Würzburg, stellte sich dem Capitel bar, und zeigte die päpstliche Bulle mit der Bitte vor, daß es ihm das Bisthum einräumen möchte. Da man ihm dieses verweigerte, reiste Gerhard zum Kaiser Karl IV., und erhielt von diesem zu Nürnberg den 1. Dec. 1372³⁾ die Regalia. Nun schickte Gerhard eine Gesandtschaft an das Eistie Würzburg, und ließ vorstellen, wie ihn sowohl der Papst als der Kaiser mit dem Bisthume Würzburg versehen hätten, daß Albrecht abtreten, und ihm das Bisthum eingeräumt werden sollte, erhielt aber zur Antwort, sie gedächten das Eistie gegen ihn zu behaupten, und hätten einen Spiegel darin, daß er von seinen Bürgern zu Raumburg vertrieben worden sei. Während Albrecht und der Dombachant und fünf dafige Domberrn und die Chorherrn zum Neuen-Münster vom Papste nach Avignon eilten wurden, weil sie Gerhards an päpstlichen Bullen verhindert, und nicht in den Besitz des Eisties kommen lassen, bewarbt sich Bischof Gerhard um Kriegspol zu Ross und Fuß, bestellte den Burggrafen Friedrich von Nürnberg zum Obersten darüber, und zog mit dem Kriegsvolke in das Eistie, und gegen die Stadt Würzburg, nahm unterwegs etliche Aemter, Städte und Dörfer, welche Albrechts angingen, ein, und plünderte und verheerte sie. Dagegen that auch Albrecht mit seinem Anhange dem Feinde viel Abbruch. Gerhard, die gänzliche Verwüstung seines Eisties fürchtend, und die Schwierigkeit der Einnahme der Stadt Würzburg erwägend, ließ sich mit dem Capitel und den Bürgern in Vertrag ein. Dem zu Folge trat Albrecht das Eistie unter Bedingung ab. Dem Vertrage widersetzten sich zwar einige Capitulherren, sowie etliche andere Eistie und Klöster, besonders aber die Bürger von Würzburg, eine Zeit lang, willigten doch zuletzt ein. Den Vortheil, den die Bürger machten, ihre Rechte und Gewohnheiten, Rath und Ränke zu befehlen, und die Schlüssel zu Thüren und Thoren zu haben, ging Gerhard ein, um zur Erb-

1) In die beiden Urkunden der Jovius, Schwarzg. Chron. bei Schottgen, et Kreyssig, Diplom. T. I. p. 216. 2) Bei Menckhaus, Script. T. II. col. 26.

3) In die Urk. des Kaiser, bei Schottgen, et Kreyssig, Diplom. T. I. p. 216. 4) Bei Menckhaus, Script. T. II. col. 26.

wurden wieder, wie vordem geschehen war, nach Mainz und anders wohin eilten. Wegen der Freiheiten, die sie vom Papste hatten, erschienen sie nicht; deshalb wurden sie in den Bann gethan, und ihnen der Gottesdienst niedergelegt. Hierüber entstand am Freitag vor Pfingsten ein großer Aufruhr gegen die Geistlichen, welchen sie Schuld gaben, daß sie so hart gepreßt wurden. Da dieser Aufruhr mehrere Tage währte, schrieb der Bischof an seine Freunde und seine Ritterschaft, und forderte Beistand. Insbesondere besam er wieder in seinen Dienst den Fürsten Heinrich von Henneberg, den er aus dem Jahre 1000 Gulden Dienstlohn verscrieb, und das Dorf Salsfeld unter Wildberg zu Pfand setzte. Die Würzburger verbanden sich auf einem Tage zu Schweinfurt mit den Städten Carolstadt, Gerolzhofen, Haffurt, Reustadt, Meinungen, Königshofen, Melrichstadt, Fladungen, Schwarzach, Ebern und Schlach. Auf dieses Bündniß banden, plünderten die Bürger alle Kirchen und Klöster zuerst in Würzburg. Dieses zu rächen, rücte Gerhard mit seinem Kriegsheere vor Gerolzhofen, Königshofen und andere Städte der Verbündeten. Die Bürger von Würzburg zogen sammt allen verbündeten Städten vor das bischofliche Schloß Unser Frauen Berg, wurden aber durch die Ritterschaft, welche in Besetzung lag, nach zwölf Tagen wieder abgetrieben. Nun schickten die Bürger Friedrich Schade mit einem ansehnlichen Gesandten an den römischen König Wenzel ab, und baten ihn, sie in des Reichs Schirm und Schutz zu nehmen. Dieses versprach König Wenzel, und auch dieses, daß er bald selbst zu ihnen kommen würde. Sogleich sandte er den Burggrafen zu Elnbogen, Vorkürid von Sternberg, mit einem Schreiben nach Würzburg. Dieses verkündeten mit großer Freude die Würzburger ihren Verbündeten. Als Wenzel nach Würzburg kam, nahm er die Bürger in seinen Schutz, und ertheilte ihnen viele Privilegien. Nach geleisteter Erdbuldigung ließen die Bürger etliche Banner und Tücher mit des Reichs Adler malen, und sie auf dem Rathhause und den Thürmen aufstecken. Nachdem der König den Bischof Gerhard auch verhört hatte, konnte er bei sich nicht finden, mit was für Recht er sich der Stadt Würzburg wider ihren rechten Herrn annehmen, und sie in den Pflichten, die sie ihm (dem römischen Könige) geleistet, zu behalten habe, wollte aber gleichwohl die Bürger nicht ganz betrüben, noch verlassen. Deshalb reiste er nach Frankfurt, und that den 21. Jan. 1398 den Ausspruch, daß Bischof Gerhard bei den Rechten seines Stilles, seinen Herrlichkeiten, Zinsen, Gütern, Zöllen und allen Aufkungen, wie von Alters hergebracht, verbleiben und darüber das Land und die Städte nicht höher beschweren sollte. Auch die Geistlichen sollten bei dem Andern, desgleichen die Stadt Würzburg, sammt den andern Städten bei ihren Rechten, Freiheiten und Gerechtigkeiten, deren sie sich von Alters her gebraucht, unverrückt gelassen werden. Damit das Stift aus den Schulden käme, wollte der König ein gemein Umlage aufheben, auch der Verweser des Stifts Würzburg sein, weil dasselbe mit der Krone zu Böhmen in ewigem Bündnisse

stände, und demselben auf sechs Jahre lang einen Hauptmann verordnen, dem das Land diese Zeit über gehorsam sollte. Die Gesandten sollten auf freien Fuß gestellt werden u. s. w. Die Geistlichen und die vom Capitel zwar verlässigen sich mit dem Bischofe. Aber die Bürger von Würzburg verharrten in ihrem unruhigen Wesen, und verbanden sich mit Dieb von Eingen. Der Bischof sah sich daher genöthigt, wider die Aufrührerischen Pilze aufzubringen, und überzog den Dinstag nach Severini 1398 das Schloß Unser Frauen Berg dem Grafen Eberhard von Wertheim, Heinrich von Wilschen, Albrecht von Hirschberg und Walther von Reßbach, welche alle Demherren waren, und dem Hauptmann Michael von Seinsheim zur Verwahrung. Während die Feindlichkeiten fortbauerten, schickte die Stadt Würzburg nebst den übrigen mit ihr verbundenen elf Städten einige Abgeordnete an den römischen König, welche bei ihm zu Prag zwei Gnadenbriefe den 21. Jan. 1399 auswirkten, daß sie der Jurisdiction des Bischofs entzogen, von neuen Exactionen und ungewöhnlichen Zöllen und besonders von fremden Gerichtsbarkeiten befreit sein sollten. Bischof Gerhard brachte von etlichen Kurfürsten und Fürsten des Reichs Intercessions schreiben an den römischen König aus. In ihnen ward dieser ernstlich ermahnt, daß er sich zu der Stadt Würzburg wider ihren Herrn nicht annehmen, sondern sie zu gebührendem Gehorsam anhalten möchte. Darauf ließ König Wenzel noch zur Zeit, als die Gesandtschaft der Stadt Würzburg noch bei ihm war, den 14 Jan. (1399) eine Läuterung seines frankfurter Spruches dahin ergehen: 1) daß Bischof Gerhard, sein Stift und alle die Seinigen geistlich und weltlich, bei allen ihren Herrschaften, Freiheiten, Rechten, Gütern, Gewohnheiten, Privilegien, Zinsen, Renten, Gütern und Gerechtigkeiten bleiben; 2) daß die Bundesstädte eine neue Huldigung schwören, auch Thor und Thür dem Bischofe einantworten; 3) daß die Städte dem Bischof eine Sicherung, diese Entscheidung zu halten, machen sollten; 4) daß der König Wenzel dem Bischofe, dem Lande und des Stiftes Städten ein treuer Verweser sein wollte; 5) daß der Städte Bündniß aufheben und die darüber aufgerichteten Briefe dem Bischofe einschändigt werden; 6) daß die Bürger dem beschädigten Geistlichen nach des Königs Rath und Gnade Abtrag thun, alle Gesandten lebig sein, und dem Bischofe seine ihm entwendeten Buchsen wieder gegeben werden sollten; 7) daß der Bann und das Interdict aufgehoben werden; 8) daß der König oder dessen Hauptmann dem Bischofe und den Seinigen beiden Geistlichen und Weltlichen, wenn man sie ferner verunrechten würde, mit nöthigem Succurs beistpringen; und daß der Theil, der diesen Vertrag brechen würde, in hundert Mark löthigen Geldes verfallen sein sollte; 9) daß die vom Könige Wenzel in dieser Sache bisher gegebenen Briefe aufheben, und dem Bischof und Capitel überantwortet werden sollten; 10) daß diese Läuterung die letzte und recht sei, und König Wenzel darüber ferner Nichts mehr erklären, sondern alle Sachen dabei verbleiben sollten. Vorwissen von Ermar

setzte den Parteien einen gütlichen Tag nach Kitzingen auf den 23. Febr. an. Beide Parteien erschienen, und wurden über die Annahme der Artikel der Läuterung einig bis auf den von der Löszahlung vom Banne und Interdikt. Zur Aufhebung des Interdikts zeigte sich Gerhard bereit. Aber im Betreff des Bannes ließ er sich vernehmen, daß ihm nicht gebühre, bloßen Bürgern, welche zur Zeit des Kriegs an der Geistlichen Personen und Güter Hand angelegt, zu absolviren, sondern er vermieße sie nach Röm an den Papst. Da nun wenig Bürger waren, die sich nicht wenigstens an den Gütern der Geistlichen vergiffen hatten, so wollten die Bürger entweder absolvirt sein, oder eins bei dem andern stehen lassen, und da der Bischof sie vom Banne nicht löszahlen wollte, so beschloß sich die Annahme der Artikel der Läuterung. Gerhard anstatt des Capitels nahmen den Vorhew von Swimar anstatt des Königs Wenzel zu ihrem und des Stiffts Hauptmann an. Vorhew gab die Bürger ihrer Pflicht, die sie hieroo dem Könige Wenzel gelien hatten, wieder ledig, und wies dieselben von des Königs wegen wieder an ihren rechten Herrn, den Bischof. Die Stadt Reiningen vertug sich den 6. Juli mit dem Bischofe Gerhard⁴⁾, die Stadt Würzburg und einige andere der verbündeten Städte bestanden auf ihrer Meinung wegen der Absolution. Da so das Ende des Auftrugs nicht abzusehen war, unterhandelte Bischof Gerhard mit dem Erzbischofe Johann von Mainz, daß er ihm in seiner Verdrängnis wider die Bürger von Würzburg beistehen möchte; hierau machte er sich schriftlich verbindlich. Gerhard setzte dagegen ihm den halben Theil an dem Schlosse und der Stadt und dem Amte Krautheim zum Pfande⁵⁾. Allenfalls bewarb sich Gerhard um Kriegsvoll. Auch die Bürger von Würzburg brachten durch Gold etliche vom Adel aus den Bogen, Dessen und Wetterau auf ihre Seite. Die Höfer aus Würzburg und der gemeine Bauerdmann auf dem Lande hatten sich bereits mehre Tage an dem Meine und dem Getreide, was den Geistlichen mit Gewalt abgenommen, in schwerlicher Weise ein Gütliches gethan, so daß die Keller und Böden leer geworden waren. Gerhard, der viele Ritter angeworben, und in den Schloßern Unser Frauen Berg, Guntenberg, Werned, Reichenberg, Proßelsheim, Iphosen, Dettelbach, Ebenhausen und anderwo untergebracht hatte, ließ in die Stadt Würzburg seinen Provilant gehen. Da machten die Bürger einen Anschlag auf den Kirchhof des im schwefelichten Gawe gelegenen Dorfes Berchtesheim, in welchen, da er weit und fest war, etliche Geistliche von Würzburg ihr Getreide geküftet hatten. Den 11. Jan. 1400 zog das Heer der Aufreißigen gegen den Kirchhof. Gerhard, der von dem Anschläge geheime Kunde erhalten hatte, schickte sogleich einige von denen, die er bei sich hatte, nach dem genannten Kirchhofe, ihn zu vertheidigen, bis die von ihm geworbenen Ritter und die Landsassen des Stiffts Würzburg, welche er nach

Berned, wo er sich befand, eilig entbot, nach Berchtesheim kämen. Die Kriegsmacht der Aufreißigen war an Zahl der Kriegsmacht ihres Herrn weit überlegen, und schon drohte die hügige Schlacht verloren zu gehen, als etliche von Adel an der Baunach auf Aufforderung des Bischofs Gerhard mit 90 Pferden geritten kamen und die Bürger, die zum Verfolgen der Ritter unter dem Dompfister Johann von Egloffstein sich zerstreut hatten, angriffen. Diese wendeten sich jetzt auch wieder um und ein glänzender Sieg ward über die Aufständischen, von denen 1100 erschlagen und 400 gefangen wurden, gewonnen. Den Tag nach der Schlacht kamen der Abt Hermann zu S. Barthardt, der Domberr Albrecht von Heßberg, des Stiffts Hofmeister Otto von Heßberg, Heinrich von Hufelstein, von Schilt genannt, und drei Bürger von Rotenburg an der Tauber, zum Bischofe Gerhard, und baten bei ihm um Sühnung der übrig geliebten Bürger, da die, die gegen ihn ausgezogen, gefallen oder gefangen seien. Dem Vertrage zu Folge, der nun geschlossen ward, wurden anstatt des Bischofs Gerhard, welcher wegen Schwachheit damals zu Bette lag, und von des Capitels wegen Albrecht⁶⁾ von Heßberg, von den Bürgern alle Thüren und Thore zu Würzburg sammt den Schlüssel eingeworfen, und nahm Bischof Gerhard am dritten von den Bürgern, deren nicht über 400, aus mehrertheil sei, unvermögende Männer waren, und die um Gnade und Barmherzigkeit baten, die neue Erzhulbigung in der Stadt, wohin er sich mit seinem Kriegsvolle begeben, an. Hierauf wurden die Verdröher, vornehmlich die Rädelshüter, die gefangen waren, nach Verdienst gestraft. Dann vertug sich Gerhard auch mit den übrigen Städten, namentlich mit Haffurt⁷⁾. Die Bürger zu Würzburg mußten die Stifter, die sie schwer beschädigt, entschädigen. Die Empörung und den Krieg hat Einer in teutschen Reimen beschrieben, welche im J. 1527 zu Würzburg gedruckt worden sind. Da Gerhard durch den Krieg sehr verarmt war, verkaufte er den ersten Dienstag in der Fasten 1400 Schloß und Königsberg, welche er vor sechs Jahren von Herzog Schwantiber zu Stettin erkaufte, um 19,000 Fl. an die Landgrafen von Thüringen, Markgrafen von Meissen, theilt aber dem Stifte die Äbenten und die geistlichen und weltlichen Leben und Gerichte vor. Als König Wenzel im J. 1399 abgestorben, und an dessen Stelle Palgraf Ruprecht bei Rhein zum römischen Könige erwählt worden war, und vor Frankfurt auf dem Felde lagerte, schickte auf seine Aufforderung Bischof Gerhard etliche Räte zu ihm, und ließ am Montag vor S. Simonis Folgendes abschließen. Gerhard erkannte ihn als römischen König an, und versprochen ihm mit seinem Stifte, Schloßern, Renden und Leuten getreulich beizustehen, doch auf des Königs Kosten und Schaden. Dieser bestätigte ihm und dem Stifte alle ihre Freiheit. Nachdem Gerhard das Stift Würzburg 27 Jahre und fünf Monate unter großer Mühe, Arbeit, Krieg und Haber, wodurch dasselbe sehr her-

4) f. bei Joh. Seb. Guther, Polygraphia Meiningeriensis p. 171 seq.

5) f. bei Ludwig a. a. O. S. 1398.

6) f. bei demselben S. 1400.

unterkam, regiert hatte, starb er den 9. Nov. noch im nämlichen Jahre, als er seine Unterthanen zum Gehorsame gebracht hatte, nämlich im J. 1400, und ward in der Domkirche unserer lieben Frauen Ulster gegenüber vorn an der Ecke begraben, auch ihm Leichenstein mit folgender Umschrift: Anno Domini M.CCCC. feria tertia ante diem Sati Martini obiit Dns Gerhardus Comes de Schwarzburg. Epus Herbis. ejus anima requiescat in pace, daselbst aufgerichtet. Doch später ward der Leichenstein in die Wand bei dem hintern Thore gebracht. Außer der Umschrift und dem Wappen des Stiftes Würzburg finden sich auf dem Steine auch die Wappen seines Vaters und seiner Mutter. Ihm folgte im Bisthume der Dompfropst und Coadjutor Johann von Glossestein. Noch zu bemerken ist, daß, als Bischof Ludwig von Bamberg im J. 1377 gestorben, die Domherren mit Gerhard unterhandelten, bis sie erlangten, daß er ihr Pfleger ward. Als solcher pfleg er mit Herzog Friedrich von Zed der schließlichen Güter halber, welche Konrad von Schlüsselburg hinterlassen, zu Rotenburg vor Herzog Heinrich von Schlessen, kaiserlichem Hofrichter, rechtliche Handlung. Wie Friedrich zu Fulda noch am Mittwoch nach S. Valentinstag 1391 den Bischof Gerhard zu seinem Pfleger an, und die Fuldischen thaten ihm die Erbsubdignung. Aber der Pfleger und der Abt wurden nicht lange darauf uncinig, und Gerhard belagerte Hammelburg. Aber vergebens!

(Ferdinand Wächter.)

GERHARD VON BETFORT¹⁾, Großmeister des Tempelordens, war, wie der Bruder Franciscus Pignus in seinem Zusage zu Bernardus Thesaurarius²⁾ angibt, vormals der Negotiator des Königs von Jerusalem, hat den Grafen (Raimund) von Tripolis, daß er ihm die Herrin des Schlosses Betron (im nördlichen Palästina) zur Frau geben möchte. Der Graf schlug ihm dieses ab. Hierüber aufgebracht, trat Gerhard in den Tempelorden und liebte nachmals den Grafen nicht nur nicht, sondern that auch, als er das Amt des Tempelmeisters angenommen, dem Grafen Alles zuwider. Dieser Haß Gerhard's, verbunden mit seiner Eifersucht gegen die Johanniter, war eine große Ursache des Verrathes des heiligen Landes. Aus Haß gegen den Grafen beförderte Gerhard im J. 1186 die Erhebung Guido's auf den Thron von Jerusalem. Im J. 1187 war der Meister der Tempel einer der Abgesandten, die König Guido an Raimund, der sich zu Librias aufhielt, sandte. Als Gerhard den 30. April 1187 in der Burg Jaba im Thale des Jordans ankam, erhielt er und die andern Gesandten des Königs Nachricht, daß

die Sarazenen einen Einbruch thaten, und die Bedienung, daß sie nicht gegen den Sohn Saladin's ausziehen sollten. Der Meister des Tempels entbot seinen Rittern, welche sich von Jaba vier Stunden entfernt in der Stadt Gacho befanden, daß sie so schnell als möglich zu ihm kommen sollten, weil die Sarazenen den folgenden Tag in die Grenzen des Reichs einbrechen würden. Als die Ritter zu Gerhard kamen, ging er mit ihnen nach Nazareth und nahm auch die 40 Ritter mit sich, die auf Befehl des Königs in Nazareth weilten, rückte gegen Librias vor und griff, den zweieütigen Rath des Grafen von Tripolis verachtend, bei dem Fluße Kishon die Sarazenen, die schon im Begriffe waren, das Reich von Jerusalem wieder zu verlassen, an. Die 140 Ritter der Christen wurden von den 7000 Reitern der Sarazenen umringt und erlitten (den 1. Mai 1187) eine so furchtbare Niederlage, daß nur der Meister des Tempels mit zwei Rittern entkam. Auch die Bürger von Nazareth, die auf Befehl des Meisters des Tempels ihm gefolgt waren, wurden von den Sarazenen gefangen. Als die Gesandten des Königs nach Librias gingen, blieb Gerhard, von den Anstrengungen in der Schlacht erschöpft und unermüdet zu reiten, in Librias zurück. Als auf der Versammlung der christlichen Ritterschaft an der Quelle Sephoria der Graf Raimund rief, der von Saladin belagerten Stadt Librias Nichts zu Hilfe zu ziehen, weil diese Hinfahrt zu viel Menschen und Vieh kosten würde, unterbrach seine Rede der Meister des Tempels und sagte: „Von dem Volkshaar sind noch die Ueberreste übrig.“ Der König und die Versammlung billigten jedoch Raimund's Rath, und der König beschloß, Librias nicht zu Hilfe zu gehen. Nach der Wahlzeit aber ging der Meister des Tempels zum König und sagte: „Der König möge sich von den trügerischen Worten des verrätherischen Grafen nicht täuschen lassen, der des Königs und der Seinigen Tod beabsichtige; wenn der König dubelte, daß Librias, das von seinem Heere sieben Stunden entfernt sei, zu Anfang seiner Krönung preisgegeben werde, so werde seine Regierung verunkelt werden. Die Ritter des Tempels wurden lieber ihre Tracht abwerfen und Alles, was sie besäßen, einsetzen, als so großem Risiko sich unterziehen. Es möge daher ein Befehl ergehen, daß Alle sich mit dem Könige bewaffneten, um zur Schlacht vorzurücken.“ Der König wollte den Rath des Meisters nicht überhören, denn er liebte und fürchtete ihn, da er ihn auf den Ghel des Reichs beförderte und ihm den Schatz des Königs von England zugewendet hatte. Er ließ daher sogleich den Befehl bekannt machen. Die Fürsten des Heeres verwunderten sich zwar über diese Veränderung des Beschlusses, doch zog der König wider ihren Willen gegen Saladin. Die Schlacht am Berge von Hittin im Angesichte von Librias ging für das von den Feinden umringte christliche Heer gänzlich verloren, und unter denen, die sich den Sarazenen ergeben mußten, war auch der Meister des Tempels. Ihn kauften die Brüder dadurch aus der Gefangenschaft los, daß sie mehrere Burgen und größere Gelder, namentlich Hesealon,

1) De Hidesfort, bei Rad. Coggeshale. Chron. Terrae Sanctae p. 574. Gerardus de Hidesford. — Friedrichs ihm bei Bernardus Thesaurarius Hidesfort. — bei Gauria Einlauf findet sich I. 29. p. 270 richtig de Hidesfordia, zuvor I. 15. p. 270, aber nach einer andern Lesart unrichtig Hidesfordia und zuvor I. 15. p. 257 da Hidesfordia, bei Jo. Brontom p. 1163: Gerardus de Hidesoor, bei Hugon de Plagen (bei Martine et Vrainus, Coll. ampl. T. V. p. 606) de Roehfort. 2) De Acquisitione Terrae Sanctae Cap. 157 ap. Muratori, Rer. Ital. Script. T. VII. p. 292.

Saladin übergaben; er lenkte nun die Entschlüsse des Königs Guido wieder, fand sich in Tripolis ein, als sich hier im J. 1189 das christliche Heer versammelte. Als in der Schlacht vor Ptolemais den 4. Oct. 1189, in welcher die Tempel und die übrigen christlichen Scharen den Sieg bereits errungen zu haben vermeinten und von der Verfolgung der Feinde zurückkehrten, wurden sie von Saladin mit gewaltiger Uebermacht überfallen. Nach tapferem Kampfe gerieth Gerhard in Gefangenschaft und die Tempel und ihre Kampfgenossen räumten das Schlachtfeld. Nach Ebn al Atsir *) wurde Gerhard, weil er das bei seiner Freilassung gegebene Versprechen, nicht wider die Moslimin zu streiten, verlegt, von Saladin mit dem Tode bestraft. Nach Gausfrid Vinisauß und Jac. von Vitry Cap. 98 fiel er in der Schlacht selbst. (Ferdinand Wacker.)

GERHARD, 1) der Ältere von Reiffenberg oder wichtiger Reichenberg, dem bekannten Augustinerkloster bei Goslar, ein ausgezeichneter und in großer Achtung bei seinen Zeitgenossen stehender Mann. Er war von guter Herkunft, lebte in der ersten Hälfte des 12. Jahrh. und stammte vielleicht aus Goslar, wenigstens dürfte er hier zuerst dem St. Marienstifte bei dem kaiserlichen Palaste in weltlichen Händen mit vielem Glück und gewohnt sich dabei aus Reizung zum Klosterleben an die strengen Regeln desselben mit solchem Eifer und so fester Unterthörichteit, daß er dem unüberstehlichen Drange, selbst Mönch zu werden nachgebend und alle seine Familienverhältnisse zurücklassend, in dem benachbarten Kloster zu Reichenberg, wohin er sich begab, in kurzer Zeit zum Vorsteher dieses Stiftes befördert wurde, um welches er sich nachmals sehr verdient gemacht hat. Die weltlichen Verhältnisse und Verbindungen, in welche ihn bereits seine frühere amtliche Stellung zu Goslar gezogen haben mochte, blieben auch jetzt noch ungekört, da er nicht nur dem Vater Heinrich's des Löwen, sondern auch dem Kaiser Lothar und dessen Gemahlin Richenza wichtiger, erfolgreiche Dienste zu leisten fortfuhr und bei dem Kaiserlichen Niederhofe überdies noch für ihre Strittigkeiten und andere Angelegenheiten so unentbehrlich sich zu machen mußte, daß sie ihn dafür stets gern als Rathgeber oder Richter suchten. Er hatte die wichtigsten und verwickeltesten Dängel zu schlichten und gelangte dadurch zu großem Ansehen und auch zur Bekanntheit mit dem heiligen Stuhle zu Rom, welcher ihm den Zutritt in das Kapitel seines Ordens eröffnete.

Da Gerhard außerdem mit gutem Erfolge sein Kloster vom Verfall zu retten verstanden hatte, gebrachte ihn der Bischof von Hildesheim nach und nach auch zur Wiederherstellung mehrerer anderer ihrem Untergang nahegebrachten Klöster. Da kam denn auch zuletzt die Reich an das Nonnenkloster zu Stertberg bei Wolfenbüttel, dessen Verwüstung und Brauchstüftung die hildesheimer Bischöfe bis dahin eine geraume Zeit hindurch selbst übernommen, aber den Verfall desselben

nicht hatten verhindern können. Von seinen Stiftheuten und der öffentlichen Meinung im Bischofthum Hildesheim dazu getrieben, überredet Bischof Bernward um das Jahr 1142 den schon in seinen Jahren vorgerückten und sich nach Ruhe sehenden Propst Gerhard zur Annahme nicht blos des Vorstheramtes, sondern auch zu der Aufforderung, die dringend gewordenen Wiederherstellung dieses Klosters in seinen vorigen Glanz zu bewerkstelligen. Im Laufe von sechs Jahren gelang ihm auch diese mühsame Arbeit mit Anerkennung des Bischofs, der ihn zuletzt noch vorantrieb, als Erzbischofen nach Goslar zu gehen, der hier ringsumher den allgemeinen Sittenverderbniß zu steuern und die Bewohner der Stadt dem Krummschabe zu Hildesheim gefügiger zu machen. Nach Verlauf eines Jahres kehrte er in seinen Hauptstift zu Reichenberg zurück, und erkrankte hier aus Erschöpfung seiner übermäßig angestrengten Kräfte. Indessen wider genesen, begab er sich auf eine Reise zur Verstärkung der von ihm wieder aufgerichteten Kloster; allein nach Stertberg gekommen (ad nos usque profectus), erkrankte er abermals sehr gefährlich und starb unter allgemeinem Erbdauern in seinem 72. Jahre um das Jahr 1150 oder 1154. Sein Leichnam, mit Gepränge nach Reichenberg zurückgebracht, wurde in der dasigen Klosterkirche vor dem Altar, welchen er gestiftet hatte, feierlich beigesetzt. Dieser ausgezeichnete Mann hat, soviel bekannt ist, keine handschriftlichen Nachrichten über die Ereignisse seiner Zeit und seine ausgebreiteten Verbindungen hinterlassen; auch wären letztere sowie sein Verdienst der Nachwelt unbekannt geblieben, wenn dieselben nicht in der hier benutzten und von Leibniz veröffentlichten Alterthümer Chronik ausführlich beschrieben worden wären *). Sein naher Geistes- und Muthverwandter

2) Gerhard der Jüngere von Reichenberg ist ein gleichfalls ausgezeichneter Augustiner des genannten Klosters in der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. Die Stertberger Chronik, die einzige Quelle über sein Leben, nennt ihn ausdrücklich einen Verwandten des Propstes Gerhard des Älteren, unter dessen Aufsicht und Pflege er erzogen und ausgebildet worden war, und welchen er sich auch zum Vorbilde nachahmen genommen hatte *). Er wurde demnach auch Mönch desselben Ordens zu Reichenberg, mit tüchtig ausgebildeter Fähigkeit zur Versorgung weltlicher, d. h. politischer und priesterlicher Geschäfte. Seinen Vetter Gerhard pflegte er in dessen letzter Krankheit, wor der Sohn den Vater und war zwei Jahre nach dessen Tode Krüner in seinem Kloster zu Reichenberg geworden, welches Amt er neun Jahre lang mit vieler Sorgfalt verwaltet hatte, als ihn die einträgliche Wahl des Nonnenklosters zu Stertberg am 21. Dec. 1163 zum Propste daselbst berief, in der Hoffnung, er werde in die Hauptstad seines ausgezeichneten Vetteres treten, dessen große Verdienste um dieses Stift noch in lebhaftester Erinnerung waren. Man hatte sich zwar darin

1) In *Leibnizii Scriptores rerum Brunavicarum* I. 854 seq. 2) *Et sub eo nutritus a tempore, quo septem erat annorum, usque ad annum discedentis familiarissime conversatus est, fuit de Sterc. Chronik der Leibniz a. a. O. S. 856.*

3) Bei Michaud, Bibliogr. des Croisades T. II. p. 302.

nicht getäuscht, allein die Verschidenheit des jungen Monarchen und das Mißtrauen gegen seine eignen Kräfte erschwerten in ihm die Annahme der Wahl so sehr, daß der Bischof von Hildesheim ihn dazu zwingen mußte. Mit der Uebernahme dieses Amtes, die im Januar 1164 erfolgte, war freilich die Last einer Menge weltlicher Arbeiten, Mühen und Sorgen verbunden, welche ihn von seiner früheren gewohnten und einsitzigen Klosterthätigkeit abzogen und in eine ganz andere, zumal vielfältige Wirksamkeit unter verwickelten Verhältnissen versetzten. Außer der ganz verfallenen Klostersucht, die er wieder herstellte, lag ihm zunächst ob, nicht allein die wandelbaren Klostergebäude wieder in guten Zustand zu bringen und ein ganz neues Hauptgebäude herzustellen, sondern auch die ökonomische Verwaltung, welche bisher habfüchtige Pächter zum Nachtheil des Stiftes befehrt hatten, in seine eignen Hände zu nehmen, welches ihm bei der äußersten Widerwilligkeit des Pächters nur mit dem Aufgebote der bewaffneten Klosterleute gelang. Zugleich entriß er denselben noch mehrere andere mit Unrecht angemastete Vortheile zu Gunsten des Klosters. Uebrigens trug er Sorge, daß denselben nicht bloß die früher entziffenen oder versandten und vergendeten Grundstücke, wobei ihm die Günst und Vermittelung Herzogs Heinrich des Löwen von Sachsen und Baiern sehr zu Statten kam, wieder zugesetzt, sondern auch durch seine kluge Wirtschaftlichkeit mittelst Einkäufen, sogar bald nach ausgehenden Kriegsdrangsalen, neue dazu erworben wurden. Der Umstand aber, daß fast alle diese Klostergüter unter der Herrschaft Heinrich's des Löwen lagen, setzte sowohl dieses Stift als auch den Propst Gerhard selbst nicht selten in die größte Verlegenheit, weil sie für diesen Fürsten Partei ergreifen mußten, so oft er in seinen Zwistigkeiten mit den Kaisern auch die Bischöfe von Hildesheim und andere benachbarte Prälaten, welche in der Regel dabei auf Seiten der Letztern zu stehen pflegten, gleichfalls zu eifrigen Widersachern hatte. Daher sie von denselben, als ihren Vorgesetzten, unter diesen Umständen ohne Ausnahme mißhandelt wurden. Diese Fälle ereigneten sich seit den Gebirgszeiten, welche Heinrich's des Löwen Sturz herbeigeführt hatten, bis zu dessen Tode mehrmals auf das Drangsalvollste für das Kloster. Indessen half das Propstes einflußreiches Ansehen beim Herzoge die Schmerzen der geschlagenen Wunden wieder mildern, sowie dieser auch zu dem großen zehn Jahre dauernden Klosterbaue nicht geringe Beiträge hergab. Im J. 1174 war derselbe vollendet und wurde auf Gerhard's Veranlassung durch die Bischöfe von Hildesheim und Radeburg, welche seine Freunde waren, feierlich eingeweiht. Unter solchem Wechsel der Ereignisse und Umständen verwaltete Gerhard sein schwieriges Rectorat am Steterberg mit segensreichem Erfolge zu seinem Ruhme 46 Jahre lang und starb 1209 in hohem Alter.

Im Uebrigen hatten diese verwickelten Klosterverhältnisse, sowie Gerhard's eigne Talente und Brauchtheit diesen Prälaten mit Heinrich dem Löwen persönlich bekannt gemacht und ihn in dessen nächste Um-

gebung gebracht. Er leistete demselben bei dem Kaiser Heinrich VI. und andern sowohl weltlichen als kirchlichen durch Unterhandlungen und Vermittelungen wichtige Dienste. Auch war er es, welcher dem Kaiser Heinrich zu Saalfeld 1194 den Zweifel benahm, als wolle Herzog Heinrich, welcher aus dem Buge zu ihm in Vertheidigung der Elbingerode durch einen Sturz mit seinem Pferde ein Bein gebrochen hatte und deshalb im Kloster zu Walkenried liegen bleiben mußte, sich zur vom Pfalzgrafen Konrad vorbereiteten Auslösung nicht persönlich stellen, sondern habe seinen Unfall erdichtet lassen. So daß Jener durch Gerhard's mündliche Versicherungen von seinem Argwohne geheilt, nun vielmehr zur Bequemlichkeit des Herzogs das Dorf Tilleda zum Orte ihrer wider Zusammenkunft wählte. Vermuthlich war er in den letzten Tagen dieses großen Fürsten auch oft um ihn, sorgte für dessen Unterhaltung aus alten Chroniken und war Zeuge von dessen Krankheit, Tode und Beerdigung zu Braunshweig. So in die Gebirgszeiten seiner Zeit eingeweiht und mit den Schicksalen und Gefinnungen seines Fürsten innig vertraut, war Gerhard auch befähigt, darüber Nachrichten für die Nachwelt niederzuschreiben. Das, was davon auf unsere Zeiten gekommen ist, schildert die von ihm erlebten Ereignisse in einer Fassung, welche den Propst als wirklichen Verfasser durchaus nicht sicher erkennen läßt, bloß von des Löwen Sturze an bis zu dessen Tode, in einem Zeitraume von 14 Jahren, nämlich obigen in ausgemählter, wenn nicht gesuchter Beschränkung des Stoffes. Die Erzählung beginnt von Heinrich's Ueberzuge durch des Kaisers Friedrich I. Uebermacht in Niederlagen 1181, übergeht aber dessen erste mit diesem Kriege zusammenhängende denkwürdige Verbannung auf dem Reichstage zu Erfurt und gedenkt dies der über ihn verhängten freien zu Goslar 1188. In Schilderung der Ereignisse zeigt er sich als einen gebildeten, öfters auch, wenn es die Barbare der damaligen Kirchenfürsten im Kriege zu rügen gilt, als einen frommthigen Mann, der selbst seinen eignen Bischof zu Hildesheim nicht schont³⁾. Bis auf wenige Ausnahmen

3) So schreibt er, was zugleich seinen Geist charakterisirt, von dem fiegerrigen Verhalten des Erzbischofs von Mainz, welcher mit König Heinrich 1180 den Herzog Heinrich in Niederlagen überliel: „In culus executione iam dicti Moguntiaci in se efficacem exhibuit, ut non jam Episcopus, sed magister militum esse videretur. Nam non pecem sed facem, non insulam sed galeam ostendebat: cometerformis et occisarius deprædationem, non consecrationem exemplo suo huius monstravit: clavum vel fustem, quo feriret, non virgam, qua regeret vel autentaret, manu gerebat. caligis formis, quibus convalesceret, non purpureis, in quibus torcular abbas calcaret, tibia circumdedit: tunica ferrea, non cilicium indumentum; non mendatis tharictis sed militis directu hostilitatis clamabat, invidens equo rapido, freno spumantia stringens ora, regantibus ipse effrenis per largos campos peralioque dimissionis. Hinc armatus non Regem sequebatur, sed præibat, non compecebat sed compellebat ad iram.“ Und von dem wüthen Leben seines Bischofs und anderer Prälaten im Überzuge zu Goslar 1192 erzählt er: „non juvenis sed epulus, non militum sed vulpule student: nunquam insulsum aliquem in hostes, nisi ab ipsis provocati facientes.“

ist seiner Darstellung Klarheit eigen mit besonnener Parteilichkeit für Heinrich den Löwen. An Zuverlässigkeit übertrifft er, weil er bald Augenzeuge, bald Mitbetheilhaber gewesen war, den vortrefflichen Abt Arnold von Lubek; die Chronologie dagegen ist oft verrieth bei ihm. Die Handschrift dieser Aufzeichnung blieb im Kloster zu Steterburg verborgen, bis sie im Anfange des 17. Jahrh. vom dafigen Propste Heinrich Henck des Proffessor Heinrich Weibom dem Älteren zu Helmshadt mitgetheilt wurde, der sie, von einigen andern Nachrichten, wahrscheinlich aus demselben Kloster unterzucht, 1614 zu Helmshadt unter dem Titel: Gerhardi praepositi Stederburgensis, de Henrici Leonis, Ducis Bavariae et Saxoniae, postremis rebus gestis beatoque ex hac vita excessu historica narratio mit kritischen Anmerkungen und mit eines Anonymi chronicon Stederburgense (von 1001—1180) sub Gerardo praeposito subscriptum in 4. herausgab. Sein Enkel Heinrich Weibom der Jüngere besorgte eine neue Ausgabe dieser Schrift 26 Jahre vor der Erscheinung seiner rerum Germanicarum scriptores (Helmshadt 1888. 2. Aufl. 3 Bde.), in welches Werk er dieselbe gleichfalls vollständig aufnahm. Außer der Handschrift, welche der ältere Weibom benutzt und herausgegeben hat, gibt es noch eine ausführlichere Stederburgische Chronik, welche ihre Erzählung mit der Gründung dieses Klosters im J. 1000 anhebt, auch die Schicksale desselben bis zum Tode Heinrich des Löwen (1195) berichtet, alldann zu Folge einer Lücke im Texte plötzlich auf das J. 1275 überspringt und von da ab in ihrem Berichte die Ereignisse und Schicksale des Klosters in gedrängter Kürze bis 1319 fortsetzt. In diese Handschrift hat ihr unbekannter Verf., welcher nach den Vorchriften seiner Vorgänger (secundum praeceptores nostros) schrieb, das Leben Heinrich's des Löwen vom Propste Gerhard dem Jüngern mit sehr wenigen unbedeutenden Abweichungen und Auslassungen, sowie die demselben von Weibom angehängte kleine Chronik wörtlich aufgenommen, dazwischen aber die Schicksale des Klosters, die Gerhard in seiner Erzählung übergangen hatte, nebst dessen Verdiensten um dasselbe in chronologischer Folge, ohne Entschuldigungen des dadurch gestörten Zusammenhanges eingeschaltet. Nur einmal jedoch thut er dies, nachdem er zum J. 1194 von Gerhard's Klosterzuger-Erwerbungen gesprochen hat, wenn er den Haden von dessen Geschichtserzählung mit folgenden Worten wieder aufnimmt: Sed ut ad ea, quae circa Ducem Henricum gesta sunt, redeamus, styli curam transmutandum esse putavimus, quippe cum secundum praeceptores nostros rerum proprietates aptis et convenientibus ad hoc sermionibus sint exprimendae. Der Verf. ist ein Augustinermönch und vermutlich auch Zögling des reidenberger Klosters, und scheint in irgend einem Dienstverhältnisse zu dem Nonnenkloster in Steterburg gestanden zu haben. Ausführlich spricht er auch von dem Leben und den Verdiensten des Propstes Ger-

hard des Älteren. In Uebrigen beginnt er sein Werkchen mit einer Einleitung, wie sie in geistlichen und auch weltlichen Urkunden des Mittelalters ebenfalls zur Einleitung der in ihnen abgehandelten Hauptgegenstände gewöhnlich gefunden werden. Dem berühmten Leinbild die Handschrift davon in die Hände und nahm sie im ersten Bande seiner scriptores rer. Brunsvicarum (1707. Fol.) Tom. I., 849—869 unter dem Titel: Chronicon Stederburgense, cui inserta Gerhardi praepositi de Henrici Leonis postremis rebus gestis beatoque ex hac vita excessu historica narratio auf, ohne jedoch Weibom's verdienstlicher Arbeit zu gedenken, noch auch zu betonen, daß die in der von ihm benutzten Stederburger Chronik stillschweigend aufgenommenen vita Henrici Leonis wirklich vom Propste Gerhard dem Jüngeren herrührt. Er nimmt dies aber aufs Gerathewohl als unbestritten an, gleichwie die beiden Weibom, von welchen man zunächst eine kritische Untersuchung darüber hätte erwarten können. Die neuern und neuesten Geschichtsforscher, welche diese für jene Zeiten unentbehrlichen chronistischen Nachrichten benutzt haben, folgen ihnen darin unbedenklich nach. (B. Röse.)

Gerhard (Balthasar), f. Gerard.

GERHARD, 1) David Gottfried, den 9. Mai 1734 zu Derselauwerth im wohlthätigen Fürstenthum geboren, war der Sohn eines Predigers, dem er den ersten Unterricht verdankte. Zahlreiche Fortschritte in seiner wissenschaftlichen Ausbildung machte er in dem Elisabethanum zu Breslau. Seit 1751 besuchte er diese Lehranstalt, die er 1757 verließ, um in Halle Theologie zu studiren. Dort, in Baumgarten's Collegien, schloß er mit J. A. Rössel einen durch gleiche Neigungen und Studien festgeknuften Freundschaftsbund, den nur der Tod trennte. Einen unabweislichen Wunsch seiner theologischen Kenntnisse gab er durch die in der ersten Zeit seines Aufenthalts in Halle öffentlich vertretbte Diss. de auctoritate Archaeologiae ad Exercitationes Flavianas Lipsienses. I. Specimen critico-theologicum. (Halle 1757. 4.) Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn ward Gerhard in Breslau 1759 Nachmittagsprediger an der Dreieinigkeitskirche und 1761 Generalsubstitut des dortigen Ministeriums. In seinem Amteberufe war er rastlos thätig. Seine Muse benutzte er zu literarischen Arbeiten. Für seine theologischen Kenntnisse und seine Scharfsinn sprach das von ihm herausgegebene Viertum Johanneum I. Ep. 5, 7 ab exceptionibus recentissimis summorum quorundam viro- rum modeste vindicatum. (Vrais. 1761. 4.) Auch als ästhetischer Schriftsteller machte er sich vertheilt bekannt. Nach mehrern Zwischenrufen vom unteren Diaconus, an der Maria- Magdalenenkirche bis zum Subsenior zu S. Elisabeth, ward Gerhard mit besonderer Auszeichnung seiner mehrfachen Verdienste 1778 zum Hauptpastor und Professor ernannt. Bald nachher erhielt er den Titel eines Consistorialraths, und 1780 die Inspection über das Landkatholischeseminar. Nur eine so unermüdete Thätigkeit, wie die seinige, vermochte

4) Vergl. dieses Werkst. Tom. I., 430—455.

Leibnizii Scriptores rer. Brunsvicarum I., 867.

5) Vergl.

die zahlreichen, oft überhäuften Geschäfte, die mit seinen verschiedenen Ämtern verbunden waren, pünktlich zu besorgen. Eine schwere Krankheit hemmte fünf Jahre vor seinem Tode (1803) seine Thätigkeit. Die Schrecken der Belagerung Breslau's im J. 1806 nöthigten ihn, seine sehr vermuthete Wohnung zu verlassen. Seine seitdem oft leidende Gesundheit stärkte sich nicht wieder. Er starb den 30. Aug. 1808.

Musterhaft war seine Berufstreue. Die wenige Erholung, die er sich nach überhäuften Amtsgeschäften und literarischen Arbeiten gönnte, suchte er im Kreise seiner Familie. Als sprechende Beweise seiner unermüdeten Thätigkeit können die in seinem Nachlasse gefundenen Concepte von 3109 Predigten und 1364 Trauungsreden gelten, die Leichen-, Ordinations- und Einweihungsreden ungerchnet, deren Zahl ebenfalls sehr beträchtlich gewesen sein soll. Als Oberconsistorialrath hatte er 730 und als händischer Consistorialrath 141 Examina pro ministerio und für bestimmte Aemter gehalten. Die Zahl seiner Kirchenvisionen soll sich auf 160 belaufen haben. Er war ein vielseitig gebildeter Gelehrter; im December 1799 ertheilte ihm die theologische Facultät zu Halle die Doctorwürde. Ausgezeichnet waren seine Talente als Katechet und Examinator. Er war aber auch ein sehr vorzüglicher Kanzelredner und besonders jemand in Casualpredigten. Ihn bei feierlichen Gelegenheiten sprechen zu hören, war ein seltener Genuß. Immer wußte er die interessantesten Gegenstände hervorzuheben, um das Volk lehrreich zu machen. Besonders besaß er die Gabe, das Herz seiner Zuhörer zu rühren. Dies schien sein Hauptzweck zu sein, den er als Kanzelredner nie aus dem Auge verlor. Als Schriftsteller bewegte er sich vorzugsweise im Gebiete der Aesthetik. Schon früh erwarb er sich durch mehrere Erbauungsschriften einen geachteten Namen. Dahin gehören seine „Erbaulichen Betrachtungen über den Brief Pauli an die Ebräer in zusammenhängenden Predigten.“ (Breslau 1771 — 1774. 4 Theile.) „Kürze Betrachtungen über die Sonn- und Festtags-evangelien.“ (Ebenbas. 1780.) und „Leber die Sonn- und Festtags-evangelien.“ (Ebenbas. 1782. Neue Ausg. Ebenbas. 1788. 2 Bände.) „Tägliche Betrachtungen für die Passionen- und Ockerzeit.“ (Ebenbas. 1784.) „Passionspredigten über die sieben Worte Jesu am Kreuze.“ (Ebenbas. 1784.) „Predigten über die Sonn- und Festtags-evangelien des ganzen Jahres.“ (Ebenbas. 1791. 2 Theile. u. a. m. Einzelne in Druck gab er, auf beiderseitigen Verlangen, eine Menge von Casualreden. Unter seiner Aufsicht kam (1800) das verbesserte breslauische Gesangbuch zu Stande. Schon 1784 hatte er in einer noch in demselben Jahre gedruckten Predigt „über die Erbauung der Christen unter einander durch geistliche Lieder“ einige höchstwerthe Worte gesprochen).

1) Bergl. F. G. Gerhard's Leben von ihm selbst beschriebenen und mit einigen seiner noch ungedruckten Aufsätze, besonders seinen letzten Reden, nach seinem Tode herausgegeben. (Breslau 1812.) Gerhard's Predigtologie des evangelischen Schismas.

2) Ephraim Gerhard, geb. den 3. Juni 1682 zu Giersdorf in Schlesien, der Sohn eines Predigers, legte den Grund zu seinen Elementarkenntnissen in dem Gymnasium zu Weig. Dort und später in der Magdalena-schule zu Breslau zeichnete er sich durch Fähigkeiten, Fleiß und sittlichen Betragen rühmlich aus. Mit gründlichen Vertennissen verließ er 1700 Breslau, um seine academische Laufbahn in Wittenberg zu beginnen. Die Theologie, die er nach dem Wunsche seines Vaters zu seinem künftigen Berufe wählen sollte, vertauschte er 1702 in Leipzig mit der Jurisprudenz. In Jena setzte er seine Studien fort. Im J. 1704 erwarb er sich dort die Magisterwürde durch Vertheidigung seiner Diss. de studio historiae philosophicae. (Jenae 1705. 4.) Nach Beendigung seiner academischen Laufbahn ging Gerhard nach Weimar, wo er 1708 herzogl. Hof- und Regierungsrath ward. Im J. 1717 folgte er einem Rufe nach Altdorf. Auf der dortigen Universität ward er Professor der Institutionen. Er starb jedoch bereits im folgenden Jahre am 21. Aug. 1718, geschätzt als ein Mann von grundlichen Kenntnissen und einer vielseitigen Bildung, die sich über sein eigentliches Fach, die Jurisprudenz, hinaus erstreckte. Philosophische und juristische Materien bildeten den Inhalt seiner ziemlich zahlreichen, meist in lateinischer Sprache geschriebenen und mehrfach aufgetragten Abhandlungen: Diss. de principis sapientiae impeditis. (Jenae 1703.) De lege Fusia Carina a Justiniano sublata. (Ibid. 1717.) Diss. continens cogitationes logicas de veritatis cognoscenda principio et criterio. (Ibid. 1709. Edit. II. Ibid. 1725.) Delinatio philosophiae rationalis eclecticae efformatae et usui saeculi accommodatae. (Ibid. 1709. Nova aucta editio. Ibid. 1717.) Discours von den Hindernissen der natürlichen Rechtsgelahrtheit in einer Vorrede zu Thomas's Büchern von der göttlichen Rechtsgelahrtheit. (Jena 1709.) Vindicatae distinctionis inter paragia et apargia. (Jenae 1709.) Libellus recognitiouis ad obsecrum iudicem pro impetranda emendatione sententiae ejus de vindiciis paragi. (Ibid. 1710.) Delinatio juris naturalis seu de principis iusti, libri tres. (Jenae 1711.) Diss. de criminis et poenis propiciis, vulgo vom Selbstmord. (Jenae 1712. Editio nova. Ibid. 1738.) Gedanken von den Schwierigkeiten der deutschen Rechts-gelahrtheit. (Jena 1715.) Prolusio academica de usu dialecticarum exercitationum jurisprudentiae studio jung-ndo. (Ibid. 1717.) Prolusio academica de necessaria jurisprudentiae cum philosophia et humaniore literatura conjunctione (Ibid. 1717.) u. a. m.).

1. Bd. S. 236 fg. Schummet's Breslauischer Almanach. I. 24. S. 172 fg. 2. Bd. S. 69 fg. Meusel's Ost. Zeitungsblatt. 2. Bd. S. 534 fg. 3. Bd. S. 416. II. 17. S. 266. 17. S. 693.

2) Eine zweite Auflage dieser Dissertation erschien unter dem Titel: Introductio praeparatoria in historiam philosophiae 1. (Jenae 1711.) 3) Bergl. Progr. funerals. Eph. Gerhardi. (Altd. 1718.) Scher's Kirchenhistorien. 2. Bd. S. 947. Will und

3) Johann Gerhard, Professor der Theologie zu Jena, geb. am 17. Oct. 1582 zu Duedlinburg. In dem dortigen Gymnasium bereicherte er sich zur Universalität vor. Besondere Fortschritte machte er in den alten Sprachen. In Wittenberg, wohin er sich 1599 begab, wollte er Anfangs Medicin studiren, verkaufte jedoch dies Fach mit der Theologie, als er 1603 seinen bisherigen Aufenthalt zu Wittenberg mit Jena vertauscht hatte. Am 1. 1604 setzte er in Marburg seine theologischen Studien fort. Von da kehrte er 1605 wieder nach Jena zurück. In Jena erlangte, er die Magisterwürde und las mit großem Beifalle theologische Collegien. Im J. 1606 folgte Gerhard einem Rufe nach Halzburg, wo er Superintendent ward. Nach vor seiner Abreise war er in Jena Dr. der Theologie geworden. An dem Gymnasium zu Euburg bekleidete er einige Jahre die Stelle eines Professors der Theologie. Sein Amt verpflichtete ihn, mehrere Disputationen zu halten. Er vertauschte dies Amt 1615 mit der Stelle eines Generalsuperintendenten zu Euburg. Dort verfasste er eine Kirchenordnung, die sich durch ihre Zweckmäßigkeit lange im Gebrauche erhielt. Ein Predigamt harmonisirte aber weniger mit Gerhard's Neigungen. Er schenkte sich nach einem akademischen Lehramte. Daber folgte er einem Rufe, der 1616 von Jena aus an ihn erging. Er erhielt dort eine ordentliche Professur der Theologie. Sein Tod erfolgte am 17. Aug. 1637.

Wie viel er bei seinen Zeitgenossen wegen seiner gründlichen Gelehrsamkeit und seines durchaus unbescholtenen Charakters geachtet hat, zeigt eine auf ihn verfertigte Grabchrift¹⁾. Er hinterließ den Ruhm eines frommen, friedfertigen und vielseitig gebildeten Gelehrten. Den berühmtesten Theologen seiner Zeit gab er an gründlichen Kenntnissen Nichts nach. Seine Aussprüche wurden oft als Orakel verehrt. Er wechelte den meisten Religionsgesprächen bei. Auch in weltlichen Angelegenheiten, zu Gesandtschaften ward er oft gebraucht. Mit mehreren Fürsten und auswärtigen Gelehrten stand er in fortwährendem brieflichem Verkehr, er soll mehr als 10,000 Briefe geschrieben und über zwölf Bände auswärtiger Sendschreiben hinterlassen haben.

Unter Gerhard's Schriften, die sich durch Klarheit, zweckmäßige Anordnung der Materien, vor Allem aber durch Gründlichkeit auszeichnen²⁾, sollen mehrere noch immer einen gewissen Werth behalten. Am brauchbarsten sind, wegen des daraus verwendbaren Stoffes, seine *Loca theologiae* (Jenae 1611. 4. 10 Voll.). Eine neue und vermehrte Ausgabe dieses Werks besorgte J. F. Gotta zu Tübingen 1662—1389 in 22 Quartbänden.

In seiner *Confessio catholica* bestritt er die Dogmen der römischen Kirche, durch ihre eigenen Bassen, durch Stellen aus den Kirchenvätern, Concilienschlüssen, des canonischen Rechts und der Scholastiker. Von seiner Fortsetzung der Chemniz-Poser'schen Harmonie der Evangelien erschien die Geschichte des Leidens, Todes, der Auferstehung und Himmelfahrt Christi. Die Episteln Petri deutete Gerhard mit einem zu seiner Zeit geschätzten Commentare. Neben seinen vielfachen literarischen Arbeiten und anderweitigen Berufsgeschäften führte Gerhard noch die Aufsicht über die Abfassung der weimariischen Bibel. Er selbst übernahm die Interpretation des ersten Buchs Moses, des Daniel und der Apokalypse. Für seinen rastlos thätigen Fleiß sprechen 30 von ihm im Manuscript hinterlassene Bände, die nach Gertha geschaff und in der dortigen fürstlichen Bibliothek aufbewahrt wurden³⁾.

4) Johann Ernst Gerhard, ein Sohn Johann Gerhard's, geboren zu Jena am 15. Dec. 1621, studierte dort, und hierauf zu Altdorf, Helmstädt, Leipzig und Wittenberg. Anfangs widmete er sich fast ausschließlich den orientalischen Sprachen, späterhin der Theologie. Eine Reise durch Holland, Frankreich und die Schweiz benutzte er zum Besuche der vorzüglichsten Bibliotheken. Auch mit mehreren ausgezeichneten Gelehrten kam er dadurch in Berührung, und unterhielt mit denselben einen fast ununterbrochenen Briefwechsel. Bald nach der Rückkehr von jener Reise erhielt er in Jena eine Professur der Geschichte und späterhin der Theologie, in welcher er auch die Doctorwürde erlangte. Er starb dort am 24. Febr. 1668, mit dem Ruhme eines wissenschaftlich gebildeten Theologen, der auch als Autor sich zu seiner Zeit einen Namen erworben hatte. Er schrieb eine *Harmonia linguarum orientalium*, einen *Consensus et dissensus religionum profanarum, Judaismi, Samaritanismi, Muhammedismi et Paganismi* und mehrere andere Schriften, die heutzutage größtentheils ihre Brauchbarkeit verloren haben⁴⁾. Sein Sohn, mit seinem Vornamen ebenfalls Johann Ernst, geb. am 19. Febr. 1662 zu Jena, studierte dort und zu Altdorf Theologie. In Jena ward er Mitglied der Societas disquisitionum, und lieferte Beiträge zu den leipziger *Actis Eruditorum*. Er hielt zugleich mit Beifall Privatvorlesungen über einzelne Axiome der Theologie nach der Rückkehr von einer Reise durch Sachsen, die Mark Brandenburg, Pommern, Westfalen, Holstein, Lüneburg und Braunshweig. Den Antrag des gotthaischen Hofes, als Kreisprediger sich nach Holand zu begeben, mußte er Kränklichkeit wegen ablehnen. Fast gleichzeitig ward er jedoch zum Inspector

¹⁾ Kopisch, Münchhausisches Gelehrtenlexikon. 1. Bd. S. 529 fg. 3. Bd. S. 402. ²⁾ Bill's Geschichte der Universität Altdorf S. 346. ³⁾ Baur's Verden überlebener deutscher Schriftsteller. 1. Bd. 1. 23. S. 190 fg.

⁴⁾ Wie recubant pietas, probitas, candorque, *Johannes Gerhardus*, cui hoc convenit illa, aut est. ⁵⁾ Ein Verzeichniß seiner Schriften liefert Jäger's Gelehrtenlexikon. 2. Th. S. 949 fg.

⁶⁾ Bregl, *Wittenm Memor. Theologor.* Dec. III. p. 392 seq. *Historia eccles. Saec. XVII.* in Vita Jo. Gerardi, auctore *Idem.* *Nov. Fischeri.* (Lips. 1727.) ⁷⁾ Jäger a. a. D. S. 948 fg. Baur's *Silster. biograph. literarisch. Handwörterbuch.* 2. Bd. S. 423 fg. ⁸⁾ Ein Verzeichniß derselben liefert Jäger's Gelehrtenlexikon. 2. Th. S. 951 fg. Bregl. über ihn f. Jäger in der Vita Jo. Gerardi. (Lips. 1727.) *Wittenm Memor. Theolog.* Dec. VII. p. 1593.

der Kirchen und Schulen des gothischen Landes ernannt. Im J. 1694 ward Gerhard Licentiat der Theologie, und 1696 als ordentlicher Professor der Theologie nach Gießen gerufen. Durch den ihm ertheilten Charakter eines Confessorialraths suchte man ihn in Gießen zu fesseln, ertheilte ihm jedoch auf sein widergehettes Ansuchen seine Entlassung. Im J. 1698 ging er als Professor der Theologie und Vesperprediger nach Gießen. Kurz zuvor hatte er den theologischen Doctorgrad erlangt. Er starb in Gießen am 18. März 1707. Seine nicht zahlreichen Schriften: Der lutherischen und reformirten Religion Einigkeit; Abfertigung des von Joh. Christ. Dippel geschriebenen Grundrisses der academischen Gottesgelahrtheit u. a. m. sind jetzt größtentheils vergessen).

5) Karl Abraham Gerhard, geboren zu Lerdorf in Schlesien am 26. Febr. 1738, bezog nach vollendeten Gymnasialstudien die Universität zu Frankfurt an der Oder, wo er sich der Arzneikunde widmete. Durch Vertheidigung seiner Diss. inaug. de Granatis Silesiae et Bohemiae (Francof. ad Viadr. 1764. 4.) erlangte er den Grad eines Doctors der Medicin. Seinen physikalischen und mineralogischen Kenntnissen verdankte er seine Berufung nach Berlin als Ober-Berg-Bau- und Rechnungsrath und zugleich als Commissarius bei der Bergwerks- und Hüttenadministration. Im J. 1779 erhielt er den Titel eines geheimen Bergraths, 1786 wurde er zum königl. preussischen geheimen Ober-Finanz-, Kriegs- und Domainenrath ernannt. Kassel thätig in seinem Amte, wurde und als Schriftsteller erreichte er bei einer sehr festen Körperconstitution und geregelten Lebensweise ein hohes Alter. Im J. 1818 feierte er in Berlin sein 50jähriges Dienstjubiläum. Er starb dort am 9. März 1821. Er war Mitglied der königl. Academie der Wissenschaften und der Academie der Künste in Berlin, der Academie natur. curiosorum, der bairischen Academie, der ökonomischen Gesellschaft zu Petersburg, der berliner, frankfurter und holländischen Gesellschaft naturforschender Freunde u. s. w. Von König Friedrich Wilhelm III. hatte er 1811 das Ritterkreuz des rothen Adlerordens erhalten.

Erst in späteren Jahren entfernte sich Gerhard als Schriftsteller aus dem Gebiete der Medicin, die sein ursprüngliches Berufsfach war. Mit einer Triga dissertationum physico-medicarum (Berol. 1763.) begann er seine literarische Laufbahn. Aus den in französischer Sprache abgefaßten Schriften der königl. Academie der Wissenschaften zu Berlin übersezte Gerhard J. Th. Eller's physikalisch-chemisch-medizinische Abhandlungen. (Berlin 1764. 2 Bde.) Die von ihm 1766 in 8. herausgegebene „Materia medica oder Lehre von den rohen Arzneimitteln“ erlebte 1771 eine neue Auflage. Manche wichtigste Notiz enthielten die von Gerhard herausgegebenen „Beiträge zur Naturgeschichte, Mineralogie und Ghyimie.“ Der erste Theil dieses Werkes

erschien zu Berlin 1773, der zweite, mit fünf Kupfertafeln ebendasselbst 1776. Die brennbaren mineralischen Körper hatte Gerhard in drei Gattungen getheilt. Der zweite Theil seines Werkes handelte demgemäss 1) vom Schwefel und dessen Arten, 2) vom Erdbarge und den verschiedenen Arten desselben, und 3) vom Bergzie und dessen Arten. Daran knüpfte Gerhard eine Abhandlung vom Steinkohlenbau, in welcher Gerhard die Vorzüge der Steinkohlen vor andern Feuerungsmaterialien hervorhob. Er schloß das Werk mit einer Beschreibung der Zeichnungen, die sich auf die bei Hirschberg und Gröfzenberg befindlichen Heltbleichöfen u. bezogen. Aus dem Französischen von Gabriel Jaros übersezte Gerhard mit hinzugefügten Anmerkungen das in mehrfacher Hinsicht schätzbare Werk: „Metallurgische Reisen zur Untersuchung und Beobachtung der vornehmsten Eisen-, Stahl-, Blech- und Steinkohlenwerke in Deutschland, Schweden, Norwegen, England und Schottland, in den Jahren 1757—1769.“ In den zwei Bänden dieses Werkes (Berlin 1777. Mit 10 Kupfertafeln) fügte Gerhard späterhin noch einen dritten und vierten Band. (Berlin 1781. Mit 28 Kupfertafeln).⁹⁾ 1781 und 1782 erschien zu Berlin sein „Veruch einer Geschichte des Mineralreiches“ 2 Bde. Mit 10 Kupfertafeln. Der erste Theil schilderte die Natur, die allgemeine Beschaffenheit und Entstehung der Mineralien und ihre Lagerstätte. Daran knüpfte Gerhard eine Beschreibung der Gebirge und ihres Ursprungs, sowie der mit der Erde vorgegangenen Veränderungen. Der zweite Theil enthielt die eigentliche Mineralogie.¹⁰⁾ Zur Vorlesungen bestimmte er einen „Grundriß des Mineralsystems zu Vorlesungen.“ (Berlin 1786.)¹¹⁾ Mit einer Vorrede begleitete er des königl. preussischen Professors J. G. Gmelin's Abhandlungen über eine seltene Art des Knochenbruchs bei dem Kinde, und über das norwegische Beinbruchgras. (Berlin 1787.)¹²⁾ Von dem eben genannten Gelehrten gab er auch vier hinterlassene Abhandlungen, das Fortschreiten betreffend, heraus, begleitet von einem Vorworte. (Berlin 1787.) Eine von ihm verfaßte Abhandlung „Ueber die Verwandlung und den Uebergang einer Stein- und Erdart in die andere“ (Berlin 1788.) gab Gerhard, nach einer vorausgeschickten „Bestimmung der Begriffe,“ in folgende Rubriken zerfallen: 1) Von der Kiesel- und alkalischen Erde; 2) Gesteine, das Erd- und Steinarten in einander übergehen und sich umwandeln; 3) Beschreibung der Fossilien von Kalkstein, Gipsen, Auenbach u. s. w. in Schlesien). Eine „Sammlung vermischter Schriften“ gab Gerhard 1803 zu Berlin heraus. Das

9) Bergl. Allgem. Deutsche Bibliothek. 31. Bd. S. 249 ff. 10) Bergl. a. a. D. 31. Bd. S. 510. 65. Bd. S. 943. 11) Bergl. Gmelin's Mineralogische Nachrichten u. s. w. Jahrg. X. (1782) 47. St. 12) Bergl. a. a. D. Jahrg. XIV. (1786.) S. 230 ff. Später gab Gerhard noch den „Grundriß eines neuen Mineralsystems“ heraus. (Berlin 1797.) 13) Bergl. Allgem. Deutsche Bibliothek. 81. Bd. S. 365 ff. 14) Bergl. a. a. D. 92. Bd. S. 311. 15) Jahrg. a. a. D. Jahrg. XV. (1787.) S. 359 ff. Diese Schrift erschien zuerst französisch in den Memoires de l'Académie royale de Berlin. a. 1784.

8) Bergl. Zöcher a. a. D. 2. Th. S. 952. 9) Zöcher's geistliche Gelehrten Geschichte. 4. Bd. S. 363 ff.

Andenken des königl. preussischen Staatsministers von Heinich ehrte er durch eine in der Versammlung der königlichen Akademie der Wissenschaften gehaltene Gedächtnisrede. (Berlin 1804.) Aus dem Französl. übersezt Gerbard des Grafen B. v. Rumford Abhandlungen über die Wärme. (Berlin 1805. Mit Kupfern.) Ausser mehreren Abhandlungen in den Nouveaux Mémoires de l'Académie des Sciences et belles Lettres (1776—1783.) lieferte Gerbard zahlreiche Beiträge zu Zeitschriften: Dasi die Granderden im Feuer nicht unverändert bleiben (in Grell's Chemischen Annalen. 1781. 1. St.); Beiträge zur Geschichte der Basalte (in Grell's Beiträgen zu den chemischen Annalen. 1. Bd. 3. St. 1785.); über die Entstehung der feuerigen Stein- und Erzarten (in den Schriften der berliner Gesellschaft naturforschender Freunde. 4. Bd. S. 1783.); Abhandl. über den Porphy. (Ebendas. 5. Bd. 1784.) Beobachtungen über einen Theil der schlesischen Gebirge bei Grotzwarditz, Ridelstadt und Klosterwalsdorf an der Ragbach. (Ebendas. 6. Bd. 1785.) Chymische Beobachtungen über die Ver-

bindung des Eisens mit dem Kupfer (in Sell's Neuen Beiträgen zur Natur- und Arzneiwissenschaft. 2. Bd. S. 202 fg. 1783.). Auszug eines Schreibens von ihm über die Untersuchung einiger Eisenerze (in Höpfner's Magazin für die Naturkunde Helvetiens. 1. Bd. 3. 153 fg. 1787.). Versuche über die Kunst der Alten, zwei Arten von Glas zum Behuf der erhabenen Arbeit auf einander zu setzen (in der Monatschrift der berliner Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften 1. Bd. 5. St. 1788.) u. a. m. Seine Beobachtungen über die in Krystallen oder Krystallmassen eingeschlossenen selten Körper (in den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1814 und 1815) geböden zu Gerbard's letzten literarischen Arbeiten¹⁵⁾. (Heinrich Döring.)

Gerhard (Paul), f. Gerhardt.

15) Bergl, Schmidt's und Mehring's Neues gel. Berlin. 1. Th. S. 151 fg. Halle'sche Literaturzeitung. 1821. Nr. 129. Reusiel's Gel. Zeitungsblatt. 2. Bd. S. 336 fg. 9. Bd. S. 416. 13. Bd. S. 458. 17. Bd. S. 693 fg. 22. Bd. 2. Abtheil. S. 333 fg.

Ende des sechzigsten Theiles der ersten Section.

SDN 049522





